ZEITSCHRIFT

FÜR

ETHNOLOGIE.

Organ der Berliner Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redactions-Commission:

A. Bastian, R. Virchow, A. Voss.

Fünfundzwanzigster Band.
1893.

Mit 16 Tafeln.

BERLIN.

VERLAG VON A. ASHER & Co.

1893.

Inhalt.

Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte

mit besonderer Paginirung.

Ein chronologisches Inhalts-Verzeichniss der Sitzungen, sowie ein alphabetisches Namen- und Sach-Register befinden sich am Schlusse der Verhandlungen.

Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1893

mit besonderer Paginirung.

Inhalts-Verzeichniss nebst Titel wird mit Nr. 6 ausgegeben.

Verzeichniss der Tafeln.

Verzeichniss der Zinkographien, Autotypien und Holzschnitte im Text.

(A. = Autotypie, H. = Holzschnitt.)

1. Zeitschrift für Ethnologie, 1893.

2. Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1893.

3. Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde, 1893.

I.

Die Sitten und Bräuche der alten Tagalen.

Manuscript des P. JUAN DE PLASENCIA. 1589.

Herausgegeben und eingeleitet

von

Dr. F. H. PARDO DE TAVERA[1]).

Autorisirte Uebersetzung durch Prof. F. Blumentritt in Leitmeritz.

(Vorgelegt in der Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 14. Januar 1893.)

I.

Die Handschrift.

In den Werken, welche mit den Philippinen sich beschäftigen, hatte ich so häufig von einem Fray Juan de Plasencia, als dem Verfasser eines merkwürdigen Buches über die alten Sitten und Bräuche der Tagalen gelesen, dass es mein glühendster Wunsch wurde, in irgend einem Archive, wenn schon nicht das Original, so doch eine Spur oder eine Abschrift dieser berühmten Urkunde zu finden. Als ich mich im Jahre 1887 in Manila aufhielt, verschaffte mir endlich der P. Fray Pablo Rojo, Archivar des dortigen Franciscanerklosters, das Glück, jenes ersehnte Manuscript lesen zu können. Ich habe von demselben eine genaue Copie mir genommen, die ich hiermit veröffentliche. Ich habe nichts weggelassen, aber auch nichts hinzugefügt, nur einige Fussnoten glaubte ich anhängen zu dürfen, theils um einige dunkle Stellen zu erläutern, theils um einige, freilich oberflächliche Bemerkungen anzubringen, welche, theils linguistischer Natur sind, theils Vergleiche zwischen den Sitten und Bräuchen der Tagalen und der benachbarten Völker des asiatischen Archipels anstellen.

Dieses Document gelangt hiermit zum ersten Male in die Oeffentlichkeit: kein einziger jener Autoren, die von ihm unter Spendung reichlichen, aber auch verdienten Lobes sprechen, hat seinen Wortlaut publicirt, oder besser gesagt: alle brachten wohl Notizen, die sie dieser Urkunde entnahmen, gaben sie aber für ihre eigenen Produkte aus und schmückten

---

1) Revista contemporanea. Madrid, núm. 397 de Junio de 1892.

sich so mit fremden Federn, während sie gerade hier die Quelle, den Namen jenes Mannes, verschwiegen, dem sie die eingeheimsten Ehren verdankten.

Unter dem Titel: Estudios sobre la conquista de Filipinas veröffentlichte Don Vicente Barrantes in einer Revue[1]) einige Notizen, welche uns über den P. Fr. Juan de Plasencia Aufschlüsse ertheilen sollten, aber in denen er keine Erwähnung von dem Manuscript thut, mit mit dem wir uns hier beschäftigen. Das erscheint in der That sehr befremdend, denn jener Herr kannte sich im Franciscaner-Archiv von Manila vorzüglich aus; dort hatte er Gelegenheit gefunden, zahlreiche Urkunden zu lesen, von denen freilich viele nachher verschwunden sind, ohne dass man wüsste, wie? Dieser Umstand bewog die Franciscaner, niemandem mehr den Zutritt zu ihrem Archive zu gestatten, in welchem es noch immer kostbare, auf die Geschichte der Philippinen bezügliche Manuscripte giebt. Ich muss denn auch hinzufügen, dass das Manuscript, das man mir vorwies, nicht das Original, sondern eine Abschrift war. Ob jenes noch im genannten Archive sich vorfindet, weiss ich nicht: es ist möglich, dass es so ist und dass man es nur nicht zeigt, um zu verhindern, dass es verloren ginge oder von einem jener Sammler wegescamotirt würde, welche gerne billige Objecte sammeln. Indess erscheint es auch sehr wahrscheinlich, dass die Mönche thatsächlich nur jene Copie, welche ich zu sehen bekam, verwahren: P. Rojo wenigstens versicherte mir gegenüber, sie besässen nur dies einzige Exemplar.

Im Jahre 1583, zur Zeit als Don Diego de Ronquillo die philippinischen Inseln interimistisch verwaltete, hatten einige Aufstände der Indier[2]) stattgefunden, welche ihren Grund in den Misshandlungen, welche sie von Seiten der Encomenderos[3]) zu erdulden hatten, besassen. Einige von diesen lebten in dem Wahne, dass die Indier, welche ihnen der König als Vasallen zugewiesen hatte, einzig und allein dazu existirten, wie Sclaven ihren Herren in Allem zu Gebote zu stehen. So bürdeten sie ihnen schwere Arbeit auf, durch welche sie sich Reichthümer erwerben wollten, wenn auch darüber Leben und Habe der bedauernswerthen Leute verloren ging. Diese Missbräuche erreichten einen so hohen Grad, dass eine baldige Reform sich als unabweisliche Nothwendigkeit herausstellte, wie dies vom Geschichtsschreiber P. Martinez de Zuñiga ausdrücklich erwähnt wird[4]). Die Reformen aber liessen auf sich warten, die Encomenderos blieben absolute Herrscher und die Indier der Encomiendas verfügten

---

1) Revista de España, Dezember 1870, Januar 1871, Madrid. Anm. des Autors.

2) Die Spanier pflegen die malayischen Eingeborenen der Philippinen, insbesondere die zum Christenthum bekehrten, Indier zu nennen. Anm. des Uebers.

3) Bei der Eroberung der Philippinen wurden ganze Ortschaften Officieren und Soldaten zu Lehen gegeben. So ein Lehen hiess Encomienda und der Lehensbesitzer Encomendero. Anmerk. des Uebers.

4) Historia de las Islas Filipinas. Sampaloc. 1803. S. 155. Anm. des Autors.

über keine Wege und Mittel, ihre Klagen bis Manila gelangen zu lassen. Uebrigens, wenn ja hier Klagen einliefen, hielt man sie gar nicht der Beachtung werth, weil man theils mit der Geduld, theils mit der Unwissenheit der Indier rechnete. Während man nun in den Regierungskreisen glaubte, eine Reform wäre nothwendig, hatten die Indier es für unerlässlich erachtet, sich aus dieser Situation durch die erwähnten Aufstände zu befreien.

Ein Jahr darauf, 1584, traf in Manila die neugeschaffene Audiencia[1]) mit ihrem Präsidenten, dem Gerichtsrath Dr. Don Santiago de Vera ein, welchem nun von Amtswegen die interimistische Regierung des Archipels zufiel. Die Lage der Dinge, in welcher er das Land fand, die Ungerechtigkeiten, welche allenthalben begangen wurden, die gewaltsamen Mittel, zu welchen die Unterdrückten, um sich zu retten, hatten Zuflucht nehmen müssen, alles dies machte tiefen Eindruck auf ihn und dies um so mehr, als im Jahre 1585 die Tagalen und Pampangos sich vereint zum Aufstande erhoben. Der umsichtige Würdenträger begriff sofort, dass das erste, was er thun müsse, um gerecht regieren zu können, darin bestände, die Sitten und Bräuche des Landes kennen zu lernen, das zu regieren er berufen war.

Damals war es nun, wo er an den tugendhaften Fray Juan de Plasencia, dessen hervorragende Eigenschaften ihm bekannt waren, ein Schriftstück richtete, in welchem er ihn um Unterweisung in der socialen und politischen Organisation der Tagalen bat. Barrantes vermuthet in seinem angeführten Artikel, dass Dr. Vera diesen Auftrag im Jahre 1580 an P. Plasencia ergehen liess; dies ist aber ein Irrthum, denn der erwähnte Gouverneur landete in Manila erst im Jahre 1584.

Dies ist der Ursprung der Handschrift, die ich hier veröffentliche. Die Notizen, welche über selbe in den Büchern sich finden, haben bewirkt, dass man von derselben sich eine ganz andere Idee gebildet hat, als was das Manuscript in Wirklichkeit ist. Barrantes hält z. B. die Arbeit des P. Plasencia für so gewichtig und umfangreich, dass er nicht zögert, zu behaupten, dass der Padre San Antonio[2]), dessen Chronik so gerechtermaassen von Allen hochgeschätzt wird, welche sich ernsthaft dem Studium der Philippinen widmen, sclavisch Alles abgeschrieben hätte, was jener Mönch geschrieben. Diese ganz unverdiente Beschuldigung des erwähnten Chronisten nöthigt mich, das Irrthümliche derselben nachzuweisen, um so mehr, als sie schwer entschuldbar erscheint bei einem Manne, welcher durch sein Alter und durch die Stellung als Mitglied der Academia de la Lengua und jener de la Historia (in welchen beiden

---

1) Oberster Gerichtshof. Anm. des Uebers.

2) Crónicas de la apostólica provincia de San Gregorio etc. Sampaloc, 1738—44. 3 Bde. Anm. des Autors.

Academien er sich selbst zum Specialisten in allen Philippinicis aufgeworfen hat) zu einer grösseren Gewissenhaftigkeit verpflichtet wäre.

Es ist unmöglich, an der literarischen Ehrlichkeit des Chronisten San Antonio zu zweifeln, wenn er in dem auf die Rassen des Landes bezüglichen Capitel (T. I, p. 129) bekennt, dass er dies alles geschrieben hätte „nach dem Jesuiten Colin, der so gelehrt, so gewissenhaft in der Erörterung dessen ist, was ich (hier) berichte.“ Das Capitel: „Ueber den Geist und die Anlagen der Philippiner“ erklärt er nach der „Carta del P. San Augustin“ geschrieben zu haben, der freilich über die Indier so viel Uebles zu sagen wusste. Der P. San Antonio spricht mit Verehrung von Plasencia und, wenn er von ihm die Notizen, die er uns giebt, entlehnt hätte, so würde er ihn unbedingt an erster Stelle, vor Colin und San Augustin citirt haben, schon weil diese beiden Autoren nicht dem Franciscaner-Orden angehörten. Aber wir brauchen, um die literarische Ehrlichkeit des Franciscanermönches (San Antonio) nachzuweisen, nicht erst zu Deductionen zu greifen, denn er selbst sagt auf p. 158 wörtlich: „Es wurde schon erwähnt, dass unser Bruder, der verehrliche P. Fray Juan de Plasencia im Convent von Nacarlan de dato 24. October 1589 eine Beschreibung der alten Sitten der Indier abgefasst hat und zwar in Folge der Bitte und des Auftrages der hohen Regierung.“ Etwas weiterhin sagt er noch: „Dieser (Beschreibung) habe ich schon entnommen, was mir an geeigneter Stelle wiederzugeben passend erschien, und jetzt will ich in der Hauptsache anführen, was er von den politischen Bräuchen der Indier und von deren alten Regierungsform berichtet.“

Also schon nach dem Zeugnisse des P. San Antonio reducirt sich die Relation, welche alle, die von ihr sprechen, so mächtig aufbauschen, auf jenes in Nacarlan verfasste Schriftstück und dieses ist wieder kein anderes, als jenes, das ich weiter unten znm Abdrucke bringe. Derselbe Chronist sagt (l. c. I, p. 150), dass Morga, La Llave und Colin den Plasencia copirt hätten, natürlich nur an jenen Stellen, wo die behandelten Gegenstände mit dem Inhalte des Manuscripts correspondirten. Durch diese Notiz lässt sich Barrantes zu der Behauptung verleiten, Morga hätte für sein so seltenes Buch[1]) beinahe die gesammte Relation Plasencias copirt, — eine merkwürdige Behauptung, unbegreiflich bei einer Persönlichkeit, welche weder die Relation kannte, noch auch allem Anscheine nach Morga's Buch zu Gesichte bekommen hatte, denn Barrantes nennt es (l. c. p. 80) einen Band in Folio, während es in Klein-Quart (Spanisch) gedruckt ist. Und was dieselbe gegen P. Colin ge-

1) Dr. Don Antonio Morga. Sucesos de Philipinas. Mexico 1609. — Dieses Buch ist äusserst selten geworden. Eine zweite Auflage wurde von dem Tagalen Dr. Don José Rizal zu Paris 1890 herausgegeben. Anm. des Uebers.

richtete Beschuldigung anbelangt, so ist sie eine der ungerechtesten, denn höchstens könnte sie gegen den P. Pedro Chirino erhoben werden, aus dessen Papieren Colin das Material zur Herstellung seines Werkes Labor Evangelica: sacada de los Manuscritos del' Pedro Chirino[1]) nahm, wie er dies schon im Titel zum Ausdrucke bringt, und wie er es im Vorworte nochmals wiederholt.

Es ist leicht möglich und auch wahrscheinlich, dass P. Juan de Plasencia noch eine andere Relation über die Sitten und Bräuche der Indier geschrieben hat, aber sie ist dann von keiner besonderen Bedeutung gewesen, denn sonst hätte sicherlich sein Bewunderer P. San Antonio von ihr ebenso ausdrücklich Erwähnung gethan, wie er dies bezüglich des Manuscripts, mit dem wir uns hier beschäftigen, gemacht hat.

Von dem Grundgedanken ausgehend, dass das Werk des P. San Antonio eine ganz sclavische Copie jenes Manuscripts des P. Plasencia wäre, will nun Barrantes zur genaueren Kenntniss desselben durch eine Analyse dessen, was P. S. Antonio berichtet, gelangen, wobei er die Entdeckung macht, dass es mindestens sieben Capitel umfasst hätte, deren Titel sogar reconstruiren zu können er vermeint.

Barrantes sagt (p. 82): „Folgend also diesem Leitstern, der beinahe sicher ist (d. h. der Annahme, dass P. San Antonio einfach den P. Plasencia ausgeschrieben hat), können wir unseren Lesern Proben aus dem merkwürdigen Buche des Mönches aus Estremadura geben: das Capitel I handelte von dem Ursprunge der Indier (entsprechend dem Cap. XXXIV, p. 129, T. I der Chronik des P. S. Antonio).“ Um uns von der Berechtigung dieser Ansicht des Herrn Barrantes zu überzeugen, schlagen wir nun das citirte Capitel in T. I nach und das Resultat ist, dass der angezogene Autor (P. San Antonio) bekennt, er hätte dies alles nach den Angaben des P. Colin geschrieben, „der so gelehrt, so gewissenhaft in der Erörterung dessen ist, was ich (hier) berichte.“ Ich habe es auch schon erwähnt und wiederhole es nochmals, dass P. Antonio, wenn er ans Citiren kam, gewiss vorgezogen hätte, ein Mitglied seines Ordens zu citiren, insbesondere, wenn es sich um einen P. Plasencia handelte.

Doch Barrantes fährt in seinen Entdeckungen fort und sagt weiter: „Capitel II. Ueber den Geist und die Anlagen der Indier. Entspricht dem Capitel XL, p. 140 des citirten Buches.“ Gehen wir diesem Citate nach, so sehen wir wohl, dass der Chronist (Padre San Antonio) von der bekannten Carta[2]) des P. S. Augustin Erwähnung thut, aber

1) Gedruckt zu Madrid 1663 in Fol. Anmerk. des Autors.

2) Diese Carta enthält eine ziemlich gehässige Darstellung des Charakters der Indier. Der gelehrte und edle Jesuit P. Delgado hat die meisten Anklagen des P. San Augustin entkräftigt. Anm. des Uebers.

nicht mit einem einzigen Worte des P. Plasencia gedenkt, weshalb wir dieselbe Schlussfolgerung gelten lassen müssen, wie oben bei Erwähnung Colin's.

Es ist unnöthig, nach diesen Proben noch weiter die Leichtfertigkeit nachzuweisen, mit welcher Fray Francisco de San Antonio verläumdet wurde: ist ja doch mitgetheilt worden, was er selbst über die Relation des P. Plasencia bemerkt. Es ist unzweifelhaft, dass P. San Antonio seine Chronik mit Zuhülfenahme von Documenten abgefasst hat, welche von Mönchen, die vor S. Antonio gelebt hatten, hinterlassen worden sind, aber mit demselben Rechte können wir sagen, dass die „Studie“ sich auf eine sclavische Copie dessen beschränke, was Pater Huerta über den ehrwürdigen P. Plasencia geschrieben hat: es ist dann aber eine ganz natürliche Forderung, die man an Herrn Barrantes stellen muss, dass er dort, wo er nicht aus eigener Anschauung schöpfen konnte, sich strenge an seine Gewährsmänner hätte halten sollen, um uns nicht mit Unrichtigkeiten aufzuwarten. Das, was ich hier sage, ist unanfechtbar, denn wir sehen ihn jedesmal in die beklagenswerthesten Irrthümer verfallen, so oft er bei Behandlung dieses Gegenstandes sich von seiner Einbildungskraft hinreissen lässt, statt sich darauf zu beschränken, die Geschichtsschreiber, denen er so grausam mitspielt, ich will nicht sagen sclavisch, sondern einfach getreu abzuschreiben. —

Der Gouverneur Vera war so befriedigt von der ihm durch P. Plasencia gelieferten Relation, dass er den Befehl gab, von ihr Abschriften zu nehmen und diese unter die Richter, Provinz-Gouverneure, *Encomenderos* und andere Verwaltungsbeamte der Inseln zu vertheilen. „Diese Arbeit gelangte nicht in Druck, wie sie es wohl verdient hätte, und zwar, weil keine Buchdruckerei vorhanden war, aber sie erlangte einen solchen Ruf, dass die katholische Majestät sie eines eigenen Erlasses würdigte, in welchem allen Beamten Sr. Majestät, die in diesen Inseln dienen, anbefohlen wurde, in allen ihren auf die Eingeborenen bezüglichen Entschliessungen sich diese Relation des Fr. Juan de Plasencia zur Richtschnur zu nehmen. .... „und es füllten sich diese Inseln mit Abschriften, sowohl einfachen als auch (notariell) beglaubigten, von denen viele noch heute sich im Besitze von Sammlern befinden.“ [1])

Befremdend ist es, dass bis zum heutigen Tage noch niemand diese Handschrift und unter dem Namen des Verfassers selbst herausgegeben hat. Wenn ich dies jetzt thue, so glaube ich damit der Geschichtswissenschaft einen nützlichen Dienst zu erweisen und gleichzeitig dem Andenken des edlen Missionärs eine Huldigung zu zollen.

---

1) San Antonio, l. c., T. I, p. 164—165. Anmerk. des Autors.

II.

Der Padre Fray Juan de Plasencia.

Wenn ich daran gehe, einen Lebensabriss dieses Mönches zu geben, so muss ich vorerst wieder etliche Male den Namen Barrantes anführen. Es gilt nehmlich einen Irrthum zu beseitigen, welchen Barrantes dadurch in die Welt setzte, dass er ohne jeden Grund daran ging, einen anderen angesehenen Autor zu corrigiren.

Barrantes sagt (p. 399): „Obwohl der gegenwärtige Geschichtsschreiber der philippinischen Franciscaner, Fray Felix de Huerta, ihm (dem P. Plasencia) als Geburtsort das in der Provinz Cáceres gelegene Garrovillas zuweist, so zweifle ich nicht, dass es jene Stadt gewesen ist, von welcher er seinen Klosterzunamen entlehnte. ...... Vielleicht verwechselte der P. Huerta den berühmten Missionar aus Plasencia mit dem Fray Juan de Garrovillas, seinem Zeitgenossen und Busenfreunde, der zur Zeit, als P. Plasencia Provincial war, die Provinz Camarines erleuchtete: eine andere Entschuldigung kann es für einen so intelligenten Chronisten nicht geben, welcher es sonst verstanden hat, Dinge aufzuhellen, die dem ersten (Chronisten des Ordens) verborgen geblieben sind.“

Der P. Huerta wird wohl eine unbeschreibliche Ueberraschung gefühlt haben, als er obige Zeilen zu lesen bekam. Barrantes hatte sie offenbar geschrieben, ohne Huerta's Buch vor sich zu haben, denn eine andere Entschuldigung (und das ist nicht einmal eine solche) kann es für einen so ungeheuerlichen Irrthum gar nicht geben, ungeheuerlich, weil Barrantes eine Unrichtigkeit corrigiren will, die nirgends anderswo als in der Einbildungskraft des Herrn Barrantes existirt. P. Huerta hat thatsächlich nie geschrieben, was ihm Barrantes imputirt, wie man dies aus seiner Biographie des P. Plasencia ersehen kann, die ich hier wörtlich wiedergebe. P. Huerta sagt[1]):

„Der Prediger Fray Juan de Plasencia oder de Portocarrero wurde in Plasencia, in Estremadura, geboren und gehörte der adeligen Familie der Portocarreros an. Als Jüngling schon begab er sich nach Italien und nahm dort das Ordensgewand, in der Clausur unseres Vaters, des heiligen Franciscus, wo er auch das feierliche Ordensgelübde ablegte. Von hier kam er in die heilige Observantenprovinz von Santiago und liess sich dann, von dem Drange nach grösserer Vervollkommnung getrieben, in die heilige Provinz von Sanct Joseph einreihen. Im Jahre 1576 wurde er der ersten Mission, welche für die Philippinen bestimmt war, zugewiesen, in welchem Lande er am 24. Juni 1577 eintraf. In Spanien hatte er schon einen grossen Ruf als hinreissender Redner hinterlassen, aber in diesen Inseln, kann man sagen, verwandelte er sich in einen jener be-

1) Huerta. Estado geográfico, topográfico . . . histórico-religioso de la provincia de San Gregorio, en Filipinas. Manila, 1865, S. 443. — Anm. des Autors.

henden Engel, von denen Jesaias erzählt. Kaum hatte er den Boden der Philippinen betreten, als die Vorsehung ihm einen Knaben zuwies, Namens Miguel, der, ein Eingeborener von Neugranada[1]), in Begleitung seiner Eltern mit der Expedition des Miguel López de Legaspi nach den Philippinen gekommen war.

„Dieser Knabe studirte nun bei unserem Fray Juan die lateinische Grammatik, wofür zum Gegendienste er seinerseits den Padre im Tagalischen unterrichtete und zwar mit einem so guten Erfolge, dass unser Fray Juan nach zweijährigem Aufenthalte im Lande ein tagalisches Lehr- und ein Wörterbuch verfasste. Diese beiden Werke haben allen jenen Grammatiken und Wörterbüchern, welche später für die verschiedenen Mundarten des philippinischen Archipels geschrieben worden sind, als Vorbild gedient. Im Februar 1578 erhielt er die Bestimmung, die Provinzen Tayabas und Laguna zu bekehren. Hier kam sein evangelisirender Geist zur vollen Entfaltung seiner Thätigkeit und er legte den Grund zu der Bildung der Dorfgemeinden (Pueblos) von Tayabas, Calilaya, Lucban, Mahayhay, Paëte, Siniloan, Morong, Antipolo und sogar des in der Provinz Bulacán liegenden Meicauayan. Hierbei vernachlässigte er aber auch seine Pflichten als oberster Prälat der Provinz San Gregorio[2]) nicht.

„Diese Prälatur, welche ihm vom hochwürdigen Fray Pedro de Alfaro übertragen worden war, verwaltete er vom 30. Mai 1579 bis zum 1. Juli 1580; am letztgenannten Tage präsidirte er dem Ordenscapitel, in welchem er in bewunderungswerther Weise die Zweckmässigkeit der Gründung von Dorfgemeinden erörterte und selbe in Vorschlag brachte, welche zwei Projecte nicht nur vom gesammten Capitel, sondern auch von der hohen Regierung genehmigt wurden.

Vom Jahre 1580 bis 1583 entwickelte er einen solchen Eifer in der Bekehrung der Seelen und in der Gründung von Dorfgemeinden und Elementarschulen, dass er ganz gerechter Weise die Beinamen eines Vaters der Erlösung und des Unermüdlichen erhielt. Am 1. Juli 1583 wurde er zum obersten Prälaten und Guardian dieser apostolischen Provinz San Gregorio gewählt, welche Prälatur er mit bewundernswerthem Eifer und Tacte bis zum 23. September 1590 (seinem Todestage) in Lilio ausübte, wo seine verehrungswürdigen Reste begraben liegen. Er hinterliess alle erbaut, die ihn gekannt hatten und verdiente vollkommen den herrlichen und treffenden Lobspruch, welchen der hochwürdigste Herr Bischof Don Fray Domingo de Salazar aussprach, als

1) Offenbar ist dieser Miguel ein Indianer aus dem heutigen Columbien, denn wäre er ein Spanier, Creole oder Mestize gewesen, so würde man nicht nur seinen Zunamen angeführt, sondern auch dem Natural (Eingeborner) noch ein erklärendes Beiwort hinzugefügt haben, da in den spanischen Colonien natural die Bedeutung des native des englischen Colonialjargons hat. Anmerk. des Uebers.

2) Die philippinischen Inseln bilden eine Ordensprovinz der Franciscaner und diese führt den Namen Provincia de San Gregorio. Anm. des Uebers.

man ihm die Nachricht von Plasencia's Tode überbrachte: Ecclesiam Dei illius morte magnam incurrisse iacturam, quia cecidit columna christianitatis".

Es sei mir noch gestattet, einige Worte über die letzten Zeilen zu verlieren, mit welchen Barrantes seine citirte Arbeit abschliesst, ich will damit auch meine bescheidenen Erläuterungen und Bemerkungen endigen: Barrantes sagt nehmlich: „Er (P. Plasencia) betrachtete den Indier als ein Kind und aus einigen Zügen seines Lebens könnte man den Schluss ziehen, dass von seinen Lippen zum ersten Male die zum Axiom gewordene Phrase gekommen ist: „Wo der Indier zur Welt kommt, wächst auch spanisches Rohr." Nichts, wirklich rein nichts berechtigt jemanden, dem P. Plasencia eine ähnliche Phrase zuzuschieben, denn einer so fein gebildeten Intelligenz, welche, begleitet von einem gütigen Herzen, mit einem beobachtenden, durchdringenden und superioren Geiste ausgestattet war, wurde es gar nicht möglich, ihre Gedanken über den Indier in jener Pöbelphrase, die von Barrantes untergeschoben wird, niederzulegen, in einer Phrase, sagen wir, welche wohl eher dem unausgebildeten Hirne irgend eines jener Encomenderos entsprungen ist, welche keine andere Literatur kannten, als das Pater noster.

III.

Die Sitten der tagalischen Indier der Philippinen [.] Ueberreicht von dem hochwürdigen P. Fr. Juan de Plasencia dem Gouverneur [.] Wie sie sich regierten in ihren alten Zeiten.[1])

Nachdem ich das Schreiben Ew. Herrlichkeit gesehen, hätte ich gerne dasselbe sofort beantwortet, weil es eine Sache ist, die eine überaus grosse Wichtigkeit besitzt, aber (die Antwort) hat sich verzögert, vorzüglich deshalb, damit ich mich gut darüber informiren könnte, worüber man mich befragt, und damit ich nicht Märchen erzähle, wie sie die Indier bei solchen Anlässen aufzutischen pflegen. Und so habe ich denn Indier aus verschiedenen Theilen (des Landes), bejahrte Männer und die intelligentesten, welche ich kannte, um mich versammelt und (nach Weglassung alles nicht hierher gehörigen) die reine Wahrheit (aus ihnen) über ihr Regierungswesen, ihre Rechtspflege, Erbrecht, Sclaverei und Mitgift herausgebracht, wie folgt:

§ 1. **Datos und Barangayes.** Dieses Volk hatte immer Häuptlinge, welche sie Datos[2]) nannten, welche die Herrschaft führten und die Feld-

---

1) Dies ist der richtige Titel, welchen die Copie führt, welche der P. Pablo Rojo mir zugänglich machte. Anm. des Autors.

2) Heute gebraucht man im Tagalischen nicht mehr diesen Ausdruck. Im Malayischen bedeutete datu oder datuk ursprünglich Grossvater, Oberhaupt der Familie,

hauptleute in ihren Kriegen waren, denen sie auch Gehorsam und Ehrfurcht erwiesen. Und wenn ein Unterthan gegen sie ein Vergehen beging oder irgend ein Wort[1]) zu deren Frau oder Kind sagte, so wurde er schwer gezüchtigt. Diese Häuptlinge verfügten über wenig Volk; die Zahl der Hütten stieg bis 100, mitunter sank sie bis unter die Ziffer 30 herab. Das nennen sie in der tagalischen Sprache einen Barangay[2]); aus diesem Namen schliesse ich, dass, als sie, die nach ihrer Sprache offenbar zur malayischen Rasse[3]) gehören, in dieses Land kamen, der Capitän des Barangay (was der Name einer Schiffsgattung ist), als Dato sich (hier) niederliess, wie denn auch heutzutage es sich noch ermitteln lässt, dass der sogenannte Barangay anfänglich nichts anderes war, als eine Familie, bestehend aus Kindern, Dienern und Verwandten. Solcher Barangays gab es in jeder Ortschaft viele, wenigstens lagen sie nicht weit auseinander, und zwar wegen der Kriegsgefahr, doch waren nicht die einen den anderen unterworfen, ausser im Wege der Freundschaft und Verwandtschaft. Die Häuptlinge unterstützten sich gegenseitig mit ihren Barangays in den Kriegen, die sie zu führen hatten[4]).

§ 2. **Grundeigenthum.** Sie vertheilten, wo sie sich niederliessen, die Ländereien unter den ganzen Barangay, und so kannte jeder Einzelne aus jedem Barangay die seinen (Ländereien), insbesondere diejenigen, welche künstlich zu berieseln waren, und niemand von einem anderen Barangay nahm sie in Bearbeitung, ausser er hätte sie gekauft oder geerbt. In den Tingues[5]) oder Berglandschaften sind sie nicht (an die einzelnen) vertheilt, sondern nur nach Barangays und, wer immer aus

welch' letztere ja schliesslich mehr oder minder nichts anderes war, als was einen Barangay ausmachte. Auf Mindanao und Sulu hat sich dieser Name (Dato) als Titel gewisser Häuptlinge erhalten. Anm. des Autors.

1) Unzweifelhaft ist beleidigendes zu ergänzen. Anm. des Autors.

2) Der eigentliche tagalische Name war Balangay. Anm. des Autors.

3) P. Plasencia sagt eigentlich nacion, ich glaubte es aber besser mit Rasse als mit Nation übersetzen zu können. Anm. des Uebers.

4) Sie bildeten also kleine Conföderationen, welche in einigen Gegenden einem Oberhäuptlinge gehorchten, welcher in der Epoche des Hindu-Einflusses den Titel Radja oder Ladya, oder in der Zeit, wo der Islam in diesen Inseln erschien, den Titel Sultan führte. Mitunter nahmen sie auch den Titel Hari an, was immerhin von einem hohen Selbstbewusstsein zeugt, und ohne Zweifel auf die Hinduabkunft eines so betitelten Fürsten hinweist: Hari bedeutet im Sanskrit Brahma, die Sonne, Wischnu. Die javanischen Herrscher von Madjapakit führten unter anderen Titeln auch den folgenden: „Sprössling der Rasse der Hari.“ Anm. des Autors.

5) Tingi ist eine veraltete tagalische Vocabel, welche heute gar nichts bedeutet, welche aber in der Zeit der Conquista noch gebräuchlich war und soviel als Berg sagen wollte. Daher erklärt es sich, dass man Tingian (in spanischer Transscription: Tinguianes) die Bergbewohner nannte, ein Name, der schliesslich nur an einem einzigen Stamme im Norden Luzons haften blieb. In der alten Bedeutung des Wortes kommt es vor in dem Vocabulario Tagalo, Manila 1794 des P. Santos und zwar in der Vorrede, wo es heisst: „Die Tingues wohnen in den Bergen von San Pablo an über Nacarlan bis Calayalyan, wo früher die Hauptstadt von Tayabas war, und von hier in den Bergen von

jenem Barangay war, und wenn er auch aus irgend einem anderen Orte gekommen wäre, und er pflanzte Reis, so durfte ihm von dem Augenblicke an, wo in der bestellten Erde der Reis zu spriessen begann, das Grundstück nicht weggenommen werden. Andere Ortschaften giebt es, wie Pila (in der Provinz La Laguna), in welcher die Maharlica's[1]) jeder einzeln dem Dato 100 Gantas[2]) Reis zahlten, doch dies rührte daher, dass, als jene hierher kamen, um sich niederzulassen, schon ein anderer Häuptling die Ländereien occupirt hatte und sie ihm jener, der erst jetzt herkam, mit seinem Golde abkaufte, und so nun zahlten ihm die (Mitglieder) des Barangay's diesen Grundzins und er vertheilte die Ländereien, wem er wollte[3]).

Heute, seit die Spanier da sind, zahlen sie diese Abgabe nicht mehr.

§ 3. **Fischerei.** In einigen Ortschaften besassen die Häuptlinge auch eingezäunte Fischereiplätze und an den Flussübergängen (Fisch?-) Marktplätze, wo niemand, es sei denn einer aus ihrer Ortschaft oder Barangay, fischte oder auf dem Marktplatze Handel trieb, wenn er nicht eine Abgabe entrichtete.

§ 4. **Die drei Stände.** Ausser den Häuptlingen, welche gleichsam den Hochadel (caballeros) bildeten, gab es drei Stände: die (niederen) Adeligen (hidalgos), die Plebejer (pecheros) und die Sclaven. Die Adeligen, das sind die Freien, welche sich selbst Maharlica[4]) nennen:

Cabintí bis Bilingbiling, das oberhalb Mabitac ist." Im selben Sinne sagt P. San Antonio in seinen Crónicas (Bd. II. S. 471): „Der ganze See von Bai ist umgeben von sehr schroffen Bergen, welche in der tagalischen Sprache Tingues genannt werden". Anm. des Autors.

1) Ueber Maharlica s. w. u. Anm. des Uebers.

2) Die heutige „ganta" entspricht ungefähr 3 Liter. Anm. des Uebers.

3) Wie man sieht, gab es dreierlei Arten von Grundeigenthum: Grundeigenthum des einzelnen Mitgliedes des Barangay's, das gemeinsame des ganzen Barangay's und jenes, welches von einem Häuptling durch Kauf von einem anderen Häuptling oder Barangay erworben worden war. Auf Sumatra erhält man das Eigenthumsrecht durch die erste Occupation, das Grundeigenthum kann dann wohl durch Vererbung, aber nicht durch Verkauf übertragen werden. Alle malayischen Völker regierten sich — und einige thun dies noch heute — nach dem Addat, was wörtlich Sitte, Brauch bezeichnet. Die Gesetze, welche nicht schriftlich fixirt waren, wurden durch die Tradition von den Vätern auf die Söhne überliefert und es wurden gewöhnlich zur Entscheidung der Streitfälle die ältesten Leute auserkoren, weil sie die praktisch erfahrensten waren und ihre lange Lebensdauer ihnen gestatten konnte, durch geraume Zeit hindurch die Bräuche des eigenen Stammes vollkommen beobachtet zu haben. Bei der Fällung des Urtheiles sagten sie nicht: so befiehlt es das Gesetz, sondern so ist es Sitte, was im Tagalischen ag ugali heisst. Anm. des Autors.

4) Maharlica stammt von dem Sanskritworte mahardhika her, was so viel als der, der die Freiheit besitzt, bedeutet. Sie Freigelassene zu nennen, ist ganz unstatthaft, weil sie niemals Sclaven gewesen waren, wenn es auch mitunter unter ihnen einen wirklichen Freigelassenen gegeben haben mochte: sie waren freie Männer, welche von niemandem anderen als dem Dato abhingen, so lange dieser nur Forderungen an sie stellte, welche dem Ugali (s. vorige Anm.), welches die Rechte der einzelnen Individuen des Barangay's garantirte, entsprachen. Anm. des Autors.

Diese zahlten dem Dato weder Steuern noch Tribut, doch waren sie verpflichtet, auf eigene Kosten mit ihm in den Krieg zu ziehen, wofür ihnen der erste Häuptling nur einen Festschmaus gab, worauf sie die Beute unter sich vertheilten. Auch wenn der Dato nach auswärts reiste, ruderten jene, welche er dazu bestimmte, und wenn er ein Haus baute, so hatten sie ihm dabei zu helfen, wofür er ihnen zu essen geben musste, ebenso, wenn der ganze Barangay eines Tages aufgeboten wurde, um ihm (dem Dato) ein Feld zu bestellen.

§ 5. **Plebejer.** Die Plebejer[1]) werden von den sogenannten Aliping namamahay[2]) gebildet: sie sind verheirathet und dienen ihrem Herrn, mag dieser ein Dato sein oder nicht, mit der Hälfte (der Ernte) ihrer Felder, wie sie es vor altersher ausgemacht hatten, und, wenn er auswärts ging, so gingen sie mit ihm und ruderten. Diese Leute leben in eigenen Häusern und sind die Herren ihres Eigenthums und ihres Goldes, ihre Kinder erben und kommen in den Genuss ihres Eigenthums und Grundbesitzes und man kann sie nicht zu Saguiguilir = Sclaven machen, weder sie, noch ihre Kinder verkaufen und, wenn sie durch Erbschaft irgend einem Sohne ihres Herrn zufielen, welcher (Sohn) nach einem anderen Orte übersiedelte, so durfte man sie nicht ihrem Dorfe entreissen und mit sich führen, es wäre denn in ihren Geburtsort, (sondern) sie blieben dort und dienten ihnen (ihren Herren) und bestellten die Felder.

§ 6. **Sclaven.** Die Sclaven sind die sogenannten Aliping saguiguilir[3]): diese dienten dem Herrn in seinem Hause und auf seinen

1) Diese Benennung ist sehr richtig: die Aliping namamahay sind vollkommen mit den Pecheros von Spanien zu vergleichen. Das tagalische Wort Aliping bedeutet zwar Sclave, aber hier ist es mit dem Worte namamahay verbunden; was so viel sagen will, als: welcher ein Haus besitzt oder: der im Hause, womit man andeuten wollte, dass sie zum Hause, d. h. gleichsam zur Familie gehörten. Diese Leute hatten gegen Zahlung einer bestimmten Summe an ihren Herrn das Recht, Maharlicas zu werden, und nur dieser Kategorie von Maharlicas würde die Benennung Freigelassene entsprechen, von denen wir oben gesprochen haben. Anm. des Autors.

2) Der P. Plasencia nennt sie eigentlich Pecheros, was ich mit Gutheissung des Dr. Pardo de Tavera mit Plebejer verdeutsche. Diese Aliping namamahay sind offenbar an die Scholle gebundene Leibeigene. Anm. des Uebers.

3) Ich würde die Etymologie des Wortes saguiguilir (das richtiger sagigilir zu schreiben wäre) nicht geben können, wenn die Bedeutung von namamahay nicht festgestellt wäre. Guilir oder in richtigerer Transscription gilir bedeutet im Tagalischen das Thor des Hauses, die Hausthür, und gigilir ist ein Compositum, welches so viel sagen will, als: die Schwelle oder Oberschwelle der Thür. Aliping sagigilir bedeutet hiermit den Sclaven, welcher nicht das Recht besass, innerhalb der Hausthür zu wohnen; er besass gleichsam, als ein Mitglied der untersten Classe, nur das Anrecht auf die Thürschwelle, als das einzige, das er im Hause seines Herrn besass. Er war nicht würdig, in demselben zu wohnen. Gewöhnlich wohnten sie in dem Untergeschoss des Hauses mit den Hausthieren, wo auch die Ackergeräthe, die Netze u. s. w. untergebracht waren. Anm. des Autors. — Zum näheren Verständniss des letzterwähnten sei mitgetheilt, dass die Häuser der philippinischen Eingeborenen auf Pfählen ruhen. Der Raum zwischen dem Erdboden und dem Fussboden des eigentlichen Hauses bildet jenes Untergeschoss, in welchem die Sclaven u. s. w. wohnten. Anm. des Uebers.

Feldern, und diese (Sclaven) konnte man verkaufen. Der Herr gab ihnen einen Theil des Feldes, das sie bestellten und zwar den, welchen sie selbst sich auserwählten, damit sie gut arbeiten möchten, und so erwarben sie sich auch etwas mit ihrem Fleisse, und diese Diener, wenn sie im Hause geboren worden waren, verkauften sie nie oder nur in seltenen Ausnahmefällen, sondern nur die im Kriege erbeuteten oder die Feldsclaven (Ackersclaven).

§ 7. **Schuldsclaverei.** Die Besitzenden trieben Wucher, und die Schulden wurden immer mit Gewinn auf die Anderen (d. h. die Kinder des Schuldners) übertragen, und so wurden die bedauernswerthen (Schuldner) wegen ihrer Schulden Sclaven, ohne (eigentliche Sclaven?) zu sein[1]. Wenn einer dieser Saguiguilir-Sclaven in den Kriegen oder als Goldarbeiter oder auf eine andere Weise zu mehr Gold kam, als er seinem Herrn zu geben hatte, so löste er sich aus und wurde Namamahay-Sclave, das sind diejenigen, die ich Pecheros (Plebejer) genannt habe. Der Preis (die Taxe der Loslösung) war nie so gering, dass er nicht fünf Taës[2] und darüber mehr erreicht hätte, und wenn zehn Taës oder mehr, je nach Uebereinkunft, gezahlt wurden, so wurde einer ganz frei, und bei einer solchen Gelegenheit übten sie einen hübschen Brauch: man theilte alle Schmucksachen, die der Sclave während seiner Dienstleistung besessen hatte, und sogar die Töpfe und Krüge theilten sie, und wenn ein Gefäss da war, so wurde es zerbrochen, und wenn es ein Mantel war, so wurde er in zwei Hälften zerschnitten. Man beachte den Unterschied zwischen Aliping namamahay und Aliping saguiguilir, denn dadurch, dass man[3] diesen Unterschied nicht beachtet hat, sind viele als Sclaven ausgegeben worden und werden noch heute hierfür ausgegeben, die es nicht sind, denn sobald die Indier merken, dass die Alcaldes Mayores[4] dies nicht verstünden, so benützen sie es, um die Aliping namamahay und deren Kinder als Aliping saguiguilir auszugeben und sie zur Dienstleistung im Hause zu gebrauchen, was sie nicht thun konnten[5], und wenn

1) Diese beklagenswerthe Sitte war allen malayischen Völkern gemeinsam. Wenn in Sumatra ein Mann stirbt, so müssen die Kinder die Schuld abarbeiten, d. h. sie erben die Verpflichtungen ihres Vaters. Die Schuldsclaven hatten vor den anderen das Vorrecht, ihren Herrn wechseln zu können, wenn irgend ein Freund oder Verwandter sich entschloss, zu zahlen, was jene schuldeten; in diesem Falle gingen sie in den Dienst desselben, gleichsam als Bürgschaft und um die Zinsen der Schuldsumme abzuarbeiten, die sie abzahlten, sobald sie konnten, damit sie die Freiheit erlangten. Anm. des Autors.

2) Der Taë Gold galt in den Zeiten der Conquista 10 Reales fuertes; Mallat aber giebt ihm den Werth von 110 Francs. Möglicher Weise ist die letztere Werthsumme diejenige, welche die Taës, von welchen P. Plasencia spricht, besassen. Anm des Autors.

3) D. h. von Seiten der spanischen Behörden. Anm. des Uebers.

4) Die Alcaldes Mayores sind die Gouverneure und Richter der philippinischen Provinzen. Anm. des Uebers.

5) D. h. sie konnten oder durften nach tagalischem Herkommen nicht so handeln. Anm. des Uebers.

diese[1]) ans Gericht appelliren, so beweisen jene, dass es ein Aliping sei und dessen Vater und Mutter es ebenfalls gewesen wären, indem sie die Vorsicht gebrauchen, nicht zu erklären, ob es ein Aliping namamahay oder ein Aliping saguiguilir wäre, und so geben sie ihn als Aliping aus, ohne weitere Beifügung. Und so machen sie ihn zum Saguiguilir und verkaufen ihn sogar. Und so seien hiermit die Alcaldes Mayores auf dieses aufmerksam gemacht, dass, wenn jemand seinen Aliping reclamire, man feststelle, zu welcher Classe derselbe gehöre, und hierauf dies auch in dem auszustellenden Actenstücke eintrage.

Und was weiter diese drei Stände anbelangt, so sind diejenigen, welche von einem Maharlica-Vater und einer Maharlica-Mutter abstammen, immer Maharlicas, und, wenn es vorkommt, dass sie Sclaven werden, so geschieht es nur durch Eheschliessungen, wie ich es gleich erklären werde.

§ 8. **Kinder von Sclaven.** Wenn diese Maharlicas Kinder mit ihren Sclavinnen haben, so werden die Kinder frei und ihre Mutter ebenfalls; und wenn sie die Sclavin eines Andern schwängern, so musste der Betreffende dem Herrn (der Sclavin) noch während deren Schwangerschaft einen halben Taë Gold als Entschädigung für die Gefahr eines allfälligen Todes (der Sclavin bei der Entbindung) und für die durch die Schwangerschaft verringerte Arbeitsleistung (der Sclavin) zahlen, hierdurch wurde das Kind zur Hälfte frei und zwar in Hinsicht (auf den freien Stand:) des Vaters, dieser hatte sein Kind zu nähren, that er dies nicht, so bezeugte er hierdurch, dass er es nicht als das seinige anerkenne und es war (dann) ein ganzer Sclave. Wenn ein freies Fräuenzimmer Kinder von einem Sclaven, der nicht ihr Gatte war, besass, so waren diese alle frei.

§ 9. **Ehen zwischen Freien und Sclaven.** Wenn sich zwei heiratheten, eine Person aus dem Stande der Maharlica und die andere aus dem Stande der Sclaven, alles eins, ob Namamahay oder Saguiguilir, so theilten sie sich in die Kinder: das erste, sei es ein Knabe oder Mädchen, gehörte dem Vater an und ebenso das dritte und fünfte; das zweite, vierte und sechste gehörte der Mutter, und so die weiteren. Auf diese Weise waren, wenn der Vater ein freier Mann war, alle Kinder, die auf ihn entfielen, ebenfalls frei, und wenn er ein Sclave war, so waren alle (Kinder), die auf ihn entfielen, Sclaven, und dasselbe galt bezüglich der Mutter.

Wenn sie nicht mehr als ein Kind besassen, so war es zur Hälfte frei, zur Hälfte Sclave, und es galt einerlei, ob die Kinder männlichen oder weiblichen Geschlechts waren, es galt eben nichts anderes, als wem die Kinder zufielen. Und diejenigen (Kinder), welche Sclaven blieben,

1) D. h. die durch diesen Betrug in Sclaven verwandelten Aliping namamahay. Anm. des Uebers.

gehörten jener Sclavenclasse an, welcher der Vater, bezw. die Mutter angehört hatte, Namamahay also oder Saguiguilir. Waren Kinder in ungerader Anzahl vorhanden, so dass eines übrig blieb, so war dieses zur Hälfte frei, zur Hälfte Sclave. Wann sie diese Kinder auftheilten oder in welchem Alter, darüber konnte ich keine sichere Auskunft erhalten, weil jeder that, wie es ihm passte.

§ 9. **Namamahays durften nicht verkauft werden.** Von den zwei Sclavenclassen konnten die Saguiguilir verkauft werden, aber niemals die Namamahay, noch deren Kinder, noch auch durfte man sie (ihres Besitzes??) enteignen, wohl aber konnten sie durch Erbschaft aus dem Barangay scheiden, blieben aber in demselben Dorfe[1]).

§ 10. **Freizügigkeit.** Wenn die Maharlicas einmal verheirathet waren, so durften sie weder aus einem Orte in den anderen, noch aus einem Barangay in den anderen übersiedeln, ohne vorher eine unter ihnen festgesetzte Busse in Gold entrichtet zu haben. Diese war, je nach den Orten, mehr oder weniger hoch: sie schwankte zwischen einem bis drei Taës. Ausserdem musste dem ganzen Barangay ein Abschiedsmahl gegeben werden; geschah dies nicht, so war damit dem Barangay, aus welchem der Auswanderer sich entfernte, Gelegenheit gegeben, den Krieg an jenen (Barangay) zu erklären, in welchen (der Auswanderer) übertrat[2]). Dies galt sowohl für die Männer, wie für die Weiber; eine Ausnahme fand nur statt, wenn jemand sich mit einem Weibe aus einer anderen Ortschaft vermählte, in diesem Falle wurden nur die Kinder zwischen den beiden Barangays getheilt.

Dies machte sie ihren Datos gegenüber unterwürfig, was sie gegenwärtig nicht mehr sind, denn wenn der Dato energisch ist und sich dazu hergiebt, anzubefehlen, was ihm wieder die Spanier oder Mönche anbefahlen, so verlassen sie ihn sofort und begeben sich in andere Ortschaften und zu anderen Datos, welche ihnen (einerseits) alles gestatten, und (andererseits zwar) sie (mitunter) misshandeln, aber welche ihnen nichts anbefehlen; diese sind es, welche sie jetzt für die guten (Datos) halten und nicht jenen, welcher Energie besitzt, um ihnen zu befehlen[3]).

---

1) Dies bestätigt, was ich über die Conföderationen, welche zur Zeit der Ankunft der Spanier existirten, gesagt habe: die Barangays waren nichts anderes, als eine mehr oder minder grosse Familie mit ihren, verschiedenen Classen angehörigen Sclaven. Mehrere Barangays bildeten eine Gemeinschaft oder Niederlassung, welche von dem mächtigsten der Datos regiert wurde und welcher einen der folgenden Titel zu führen pflegte: Gat, Ladya (aus Radja), Laka, Sultan u. s. w. Anm. des Autors.

2) Auf Sumatra bildet jeder Freie einen unzertrennlichen Theil der Gemeinde, in welcher er zur Welt gekommen. Hier spricht man nicht von dienenden Classen, welche wie Sachen ihren Herren aus der Classe der Freien oder Maharlicas zu folgen hatten. Anm. des Autors. Mit Letzterem meint Dr. Pardo de Tavera, dass der § 9 nur von den Maharlicas handelt. Anm. des Uebers.

3) Daraus kann man ersehen, dass zu jeder Zeit und unter allen Breiten der Mensch jeder Rasse die Tyrannei geflohen hat. Anm. des Autors.

§ 11. **Die Rechtspflege des Dato.** Der Dato besorgt die Untersuchung und Urtheilsfällung in allen Rechtsfällen unter den Leuten seines Barangay und, wenn eine der Parteien sich (durch das Urtheil) verletzt fühlte, so wählten sie im Einvernehmen mit allen (prozessirenden Personen??) einen Schiedsrichter aus einem anderen Orte oder Barangay, mochte er ein Dato sein oder nicht, denn für solche Zwecke gab es immer Einige, welche als vorurtheilslose Menschen bekannt waren und von denen man sagte, dass sie in Wahrheit nach ihrem Herkommen Recht sprachen. Und wenn ein Streit zwischen zwei Häuptlingen entstand, welche einen Krieg vermeiden wollten, so riefen sie auch Schiedsrichter herbei, und wenn ein Streit zwischen zwei verschiedenen Barangays entstand, so thaten sie dasselbe. Und immer hatten sie jenen als Gast zu bewirthen, der an die Uebrigen appellirte[1]).

§ 12. **Die Todesstrafe.** Sie besassen Gesetze, welche die Todesstrafe aussprachen, z. B. wenn ein Mensch aus niederem Stande die Tochter oder Frau eines Häuptlinges entehrte; dasselbe geschah mit den Zauberern und Leuten ähnlichen Schlages; und niemanden verurtheilten sie zum Sclaven, ausser solche, welche die Todesstrafe verdienten, wie die Zauberer, welche sie tödteten, und deren Kinder und Helfershelfer sie zu Sclaven des Häuptlings machten, wohingegen dieser etwas dem geschädigten Theile[2]) zu übergeben hatte.

Alle übrigen Vergehen wurden mit Gold gebüsst, und zwar geschah dies in folgender Weise: die Hälfte des Grundstückes und Alles, was (der Verurtheilte) erwarb, fiel dem Herrn zu, wofür ihm dieser das Essen und die Kleidung gab, und so bedienten sie (die Herren) sich ihrer und ihrer Kinder. Da sie zur Abtragung der Geldbusse sich nichts absparten, blieben sie und ihre Kinder Sclaven, und wenn ja einmal der Vater seine Schuld auszahlen konnte, so verlangte (dann) der Herr, dass er ihm auch noch bezahle, was die Kinder von ihm zu essen bekommen hätten, und so blieben sie, wenn nichts da war, womit man hätte zahlen können, im Hause, und das war das Gewöhnliche, und sie blieben Sclaven.

§ 13. **Wenn Einer für den Anderen zahlt.** Wenn der Verurtheilte irgend einen Verwandten oder Freund hatte, der für ihn zahlte, nicht mehr oder weniger als die Hälfte der Schuldleistung[3]), so diente er ihm so lange, bis er ihn ausbezahlt hatte, aber nicht im Hause als Aliping saguiguilir, sondern er lebte für sich als Aliping namamahay, und wenn er nicht so

1) Der letzte Satz ist wohl verschrieben, ich glaube, dass derjenige, welcher appellirte, durch die Bewirthung der Schiedsrichter gleichsam die Taxen der Berufung zu entrichten hatte. Anm. des Uebers.

2) Dem durch den Zauberer geschädigten Theile. Anm. des Uebers.

3) Der Text ist hier dunkel, weil vielleicht verderbt. Es kann interpretirt werden, dass der Verurtheilte dem für ihn eintretenden Bürgen die Hälfte der von diesem für ihn erlegten Busse als Zinsen durch seine Arbeit zurückzuerstatten hatte. Anm. des Uebers.

dem, welcher für ihn gezahlt hatte, diente, so musste er ihm das Doppelte der vorgestreckten Summe zurückgeben. Auf diese Weise wurden sie durch jene Schuld Sclaven und zwar Saguiguilir, wenn man dem Herrn, dem die Busse zugesprochen worden war, diente, oder Aliping namamahay, wenn man jenem diente, welcher die Summe vorgestreckt hatte, die als Busse zu entrichten war[1]).

§ 14. **Anlehen.** Bei den Anlehen ging und geht noch heute alles auf Wucher hinaus, und dies ist das grösste Hinderniss, sie zu taufen und ihnen die Beichte abzunehmen, denn da gilt dasselbe, was ich von dem erzählt habe, der ein Bussgeld entrichten und dienen muss, indem er die Hälfte seines Grundbesitzes und die Erträgnisse hingiebt und (dennoch) immer im Elend stecken bleibt. Und so werden sie zu Sclaven und es müssen nach dem Tode der Eltern die Kinder die Schulden bezahlen; thun sie es nicht, so verdoppelt sich die Schuld. Es ist sehr nothwendig, dass da Abhülfe geschaffen wird, und das kann sehr gut geschehen.

§ 15. **Erbschaften.** Die legitimen Geschwister erbten von Vater und Mutter zu gleichen Theilen, ausgenommen, wenn es der Vater oder die Mutter für gut fanden, das Erbtheil eines (Kindes) in etwas aufzubessern, etwa um zwei oder drei Taës Gold oder auch um ein Geschmeide. Wenn die Eltern ein Kind bei der Ausstattung desselben, weil es mit einer vornehmen Person sich vermählte, mit einer grösseren Mitgift ausstatteten, als es bei den anderen Kindern der Fall war, so wurde dieses Superplus bei der Erbtheilung nicht mit in die Berechnung gezogen; hingegen wurde jede andere Sache, die man einem Kinde gegeben, — und wäre dies auch aus zwingender Nothwendigkeit geschehen —, sofort bei der Erbtheilung in Abrechnung gebracht, wenn die Eltern (bei jener Schenkung) erklärten, dass sie jenes aus der Erbschaftsmasse heraus schenkten.

§ 16. **Kinder von zweierlei Müttern.** Wenn einer von zwei legitimen Ehefrauen Kinder besass, so erbte jedes die Hinterlassenschaft und Mitgift seiner Mutter, so viel als auf dasselbe zu entfallen hatte, und was vom Vater herrührte, das ward unter Alle vertheilt.

§ 17. **Erbansprüche von legitimen Kindern und von Sclavenkindern.** Wenn jemand ausser seinen ehelichen Kindern noch irgend ein Kind von einer seiner Sclavinnen besass, so trat dieses keine Erbschaft an, aber man hatte seiner Mutter die Freiheit und deren Kindern ein Geschenk zu geben, und zwar, wenn (der Vater) ein Häuptling gewesen, einen Taë oder einen Sclaven, und wenn jemand etwas mehr gab, so geschah es nach freiem Ermessen.

---

1) Man vergleiche hiermit, was ich in meiner ersten Note über Sumatra gesagt habe. Anm. des Autors.

§ 18. **Erbansprüche zwischen ehelichen Kindern und Kindern einer Inaasaua**[1]. Wenn jemand ausser den legitimen Kindern noch irgend ein Kind von einer ledigen, freien Weibsperson[2]) hatte, welcher man eine Mitgift gegeben hatte, die man aber doch nicht für eine rechtmässige Gattin ansah, so wurden sie alle wie natürliche Kinder angesehen, auch wenn er den Sohn der Ledigen gehabt hätte, als er verheirathet war[3]).

Alle diese erbten nicht zu gleichen Theilen mit den legitimen Kindern, sondern nur den dritten Theil, so dass, wenn zwei Kinder überhaupt da waren, das legitime zwei Drittel und das Kind der Inaasaua nur eines erbte.

§ 19. **Illegitime Kinder.** Wenn jemand keine Kinder von seiner rechtmässigen Ehefrau besass, sondern nur solche von einem ledigen Frauenzimmer oder einer Inaasaua hatte, so erbten diese alles, und wenn noch ein Kind von einer Sclavin da war, so galt das oben (§ 17?) Gesagte; und wenn es kein (freies) Kind gab, weder ein legitimes, noch ein natürliches, noch eines von einer Inaasaua, wohl aber ein Kind von einer Sclavin, so erbte dieses nichts, sondern das Erbe fiel dem Vater oder dem Grossvater zu oder sonst den Geschwistern oder nächsten Anverwandten des Verstorbenen, und diese machten dann dem Kinde der Sclavin jene Geschenke, von denen ich oben gesprochen habe.

§ 20. **Das Erbrecht der im Ehebruch erzeugten Kinder.** Wenn sie ein Kind von freien und verheiratheten Frauenzimmern erhalten und das Weib hätte es gehabt, als es verheirathet war, so gilt, wenn der Gatte (derselben) dem Ehebrecher eine Busse[4]) auferlegt, diese gleichsam als Mitgift, und ein solches Kind tritt mit den übrigen Kindern (des Ehebrechers?) in gleicher Weise die Erbschaft an, wie es (sonst) die Kinder und nächsten Anverwandten erben, so dass also dieses Kind gleiche Erbansprüche mit jenen erhält; wenn aber der Ehebrecher von dem Gatten jener Frau, von welcher er das Kind hat, keine Busse auferlegt bekam, so wird dieses Kind nicht als solches anerkannt[5]), noch erbt es irgend eine Sache. Noch sei bemerkt, dass mit der Busse, welche der beleidigte (Gatte) bezahlt erhält, er weder eine Einbusse an Ehre erleidet, noch sich von seiner Frau trennt, das Kind wird (nur) hierdurch vom Vater legitimirt, und so ist es schicklich, dass die Bussen auferlegt werden.

---

1) Inaasawa = „welche sich für die Braut hält“, d. h. die Concubine. Anm. des Autors. Morga nennt aber so die ehelichen Frauen.

2) Es darf nicht vergessen werden, dass die Maharlicas Concubinen halten durften; dies sind die ledigen und freien Weibspersonen, auf welche dieser Abschnitt sich bezieht. Anm. des Autors.

3) Der Sinn des letzten Satzes ist unklar, ausser man nimmt an, dass „natürliche Kinder“ gleichbedeutend ist mit: „eigene Kinder.“ Anm. des Uebers.

4) Darunter ist eine Geldbusse zu verstehen. Anm. des Uebers.

5) D. h. das Kind hat dann keinerlei Erbansprüche, es existirt für die Verlassenschaftsabhandlung nicht. Anm des Uebers.

§ 21. **Adoptivkinder.** Die Adoptivkinder, welche unter ihnen sehr häufig sind, erben das Doppelte von dem, was sie gaben, als sie sich adoptiren liessen. Z. B., wenn Jemand einen Taë Gold gab, auf dass man ihn adoptire, erhielt er nach dem Tode des Vaters[1]) zwei Taës; wenn aber dieser Adoptivsohn vor dem Vater starb, der ihn adoptirt hatte, so erbten seine[2]) Kinder dieses[3]) nicht, denn hier hört das Uebereinkommen auf, und dies ist es, wobei man Gefahr läuft, sein Geld zu riskiren, (obwohl) man (andererseits) damit denselben Schutz, wie ihn ein (wirklicher) Sohn geniesst, sich erkauft. Aus diesen Gründen ist diese Art zu adoptiren, von der sie (häufig) Gebrauch machen, gestattet.

§ 21. **Mitgift.** Die Mitgift geben die Männer[4]) den Weibern, welche Mitgift den Eltern der Mädchen zufällt, und die sie geniessen, so lange sie leben; nach dem Tode der Eltern wird die Mitgift, sobald sie nicht aufgezehrt ist, wie das übrige Erbgut, zu gleichen Theilen getheilt, es sei denn, dass die Eltern den ausdrücklichen Wunsch geäussert hatten, (das Erbtheil) ihrer Tochter in etwas zu verbessern[5]). Wenn ein Frauenzimmer heirathet und es besitzt weder Vater, noch Mutter, noch Grossvater mehr, so bleibt sie im Vollgenusse ihrer Mitgift, welche keinem anderen Verwandten noch Kinde[6]) zufällt. Man merke sich wohl, dass die Frauenzimmer, so lange sie ledig sind, keine Sache besitzen, weder Grundstücke, noch eine (andere) Habe, sondern alles, was sie durch ihre Arbeit erwerben, gehört den Eltern[7]).

§ 22. **Ehescheidung.** Wenn sie ihre eheliche Verbindung lösten, bevor sie Kinder hatten, und wenn es die Frau war, welche den Gatten

1) Offenbar des Adoptiv-Vaters. Anm. des Uebers.

2) des Adoptiv-Sohnes. Anm. des Uebers.

3) D. h das Doppelte der Adoptions-Taxe. Anm. des Uebers.

4) D. h. der Bräutigam erlegt den Kaufpreis für seine Braut den Eltern derselben, wie aus den anderen Quellen hervorgeht, und wie dies noch heute bei den heidnischen und mohammedanischen Stämmen des Archipels der Fall ist. Anm. des Uebers.

5) D. h. die Eltern hatten das Recht, einer Tochter ausser dem ihr gebührenden Erbe die Rückerstattung eines Theiles ihres Bigay-kaya (siehe Anm. 7) zu vermachen. Anm. des Uebers.

6) Unter dem Kinde sind die Geschwister der jungen Frau zu verstehen? Anm. des Uebers.

7) Die Mitgift heisst in der tagalischen Sprache Bigay-kaya. Die Etymologie dieses Wortes konnte bisher noch niemand auf eine befriedigende Weise klarlegen, denn kaya hat im heutigen Tagalisch keine Bedeutung, welche dem Sinne entspräche, den man ihm gab; es ist eben, wie tingi, ein veraltetes Wort. Kaya muss so viel als Reichthum, Vermögen bedeuten, welche Bedeutung es noch heute im Malayischen (kaya) beibehalten hat; vereinigt man Bigay (= geben) mit Kaya, so erhält man die Enträthselung dessen, was man zu geben hatte. Die Mitgift wurde von den Eltern der Braut festgesetzt, ihre Höhe schwankte je nach Stellung und Ansprüchen: ausserdem musste der Panhimuyat gezahlt werden, das ist „was er (der Bräutigam) der Mutter der Braut als Entschädigung für die bei dem Aufziehen der Tochter erlittenen Folgen und Plagen zahlen musste . . . ; dann gab es noch den Pasoso, den er (der Bräutigam) der Chichiva oder Amme, welche sie (die Braut) gesäugt hatte, bezahlen musste.“ (Chronik des P. San Antonio, Bd. 1, S. 168.) Anm. des Autors.

verliess, (und zwar) um einen Anderen zu heirathen, so gab sie ihrem Gatten die Mitgift und alles übrige[1]) zurück; wenn sie ihn aber verliess, jedoch nicht aus dem Grunde, um einen Anderen zu heirathen, so ersetzte sie ihm nur die Mitgift. Wenn es der Mann war, welcher die eheliche Verbindung löste, gleichgültig, ob er es that, um eine Andere zu heirathen oder nicht, so verlor er die Hälfte der Mitgift und die andere Hälfte gaben sie ihm zurück[2]).

Wenn zur Zeit der Ehelösung schon Kinder da waren, so bildete die Mitgift gleichsam die Geldbusse zu Gunsten der Kinder und wurde ihnen von den Grosseltern, wenn sie welche hatten, oder sonst anderen vertrauenswürdigen Verwandten verwaltet.

Einmal sah ich in zwei Ortschaften Folgendes: Zwei (Brautpaare) hatten geheirathet, bald darauf, vor Ablauf eines Jahres, starb (in beiden Ehepaaren) die eine Ehehälfte, ohne Kinder gehabt zu haben, (in dem einen Orte) gaben die Eltern die Hälfte der Mitgift dem Gatten zurück, dessen Weib gestorben war, und (die Eltern) des anderen Ortes (gaben die Hälfte der Mitgift) den Verwandten des Ehemannes zurück, der gestorben war[3]). Ich bemerke, dass dies kein allgemeiner Brauch ist, denn ich habe darüber Nachforschungen angestellt, und man sagte mir, dass jene es aus Pietät gethan hätten, dass aber nicht alle es thun.

§ 23. **Eheverträge.** Was die eheliche Mitgift anbelangt, welche die Eltern ihren Kindern geben, sie zu verheirathen, und von der sie sofort die Hälfte erlegen, auch wenn sie noch Kinder sind, so giebt diese gar viel zu schaffen, denn, wenn sie den Vertrag abschliessen, so setzen sie gleich ein Pönale fest, auf dass, wer (von dem Vertrage) abfalle, so und so viel zahle, und dieses (Pönale) richtet sich nach dem Brauche jedes Ortes und nach den Verhältnissen des Einzelnen, und dieses Pönale erreichte seine grösste Höhe, wenn nach dem Tode der Eltern der Sohn oder die Tochter sich nicht mit der Person verheirathen wollten, mit welcher die Eltern (ihr Kind durch den Vertrag) verbunden hatten, (dann) stellte (der Sohn oder die Tochter) die Mitgift, welche die Eltern empfangen hatten, zurück und sonst nichts weiter. Wenn aber die Eltern noch lebten, so zahlten sie die Busse, weil man annahm, dass sie die Lösung des Verhältnisses bewirkt hätten[4]).

---

1) Dies: alles übrige ist das, was die Frau während ihrer Ehe als persönliches Eigenthum erworben hat. Anm. des Uebers.

2) Andere Chronisten der Conquista erzählen, dass bei Ehescheidungen der Mann allen Anspruch auf die Rückerstattung der Mitgift verlor, wenn die Lösung der Ehe durch seine Schuld erfolgte; im entgegengesetzten Falle aber mussten ihm die Eltern der Frau die Mitgift (d. h. jene Summe, für welche er die Braut von deren Eltern gekauft hatte) zurückerstatten. Anm. des Uebers.

3) In dem Orte *A* war die Frau des Ehepaares *X*, im Orte *B* der Mann des Ehepaares *Y* gestorben. Anm. des Uebers.

4) Dieser Paragraph handelt von Kinderverlöbnissen, welche auch von anderen Chronisten erwähnt werden. Mir scheint, dass hinter dem Satze: und dieses Pönale

Dies ist Alles, was ich von dem, was (noch) unter den Eingeborenen dieser gesammten (Provinz) Laguna und der Tingues[2]) im ganzen tagalischen Sprachgebiet beobachtet wird, herausgebracht habe; es sagen (denn auch) die alten Leute, dass sie den Dato, welcher andere Sachen thue, nicht für einen guten halten, wobei sie (mir) die Tyranneien, welche einige (Datos) begingen, erzählten, die sie (denn auch) tadeln und für schlechte (Datos) halten. Andere werden wohl einen anderen, vielleicht längeren Bericht geben, aber der Inbegriff aller Wahrheit — ich habe nur das, was nicht hierher gehört, weggelassen, z. B. wie sie regierten und wie sie Urtheil fällten, — liegt hier vor, und ich fasse mich so kurz, weil man von mir nicht mehr gefordert hat. Was (nun) dringlich wäre, ist das, dass man (diesen Bericht) den Alcaldes Mayores[3]) als Instruction zukommen liesse, denn es ist ein Jammer, die Albernheiten (zu hören), die sie in ihren Sentenzen begehen.

Unser Herr verleihe Ew. Herrlichkeit seinen Geist und Gnade, damit Sie in Allem das Richtige treffen, und in Allem, was Ew. Herrlichkeit mir aufzutragen beliebte, werde ich das grösste Vergnügen und die höchste Gnade erblicken, die mir zu Theil werden kann.

Nagcarlang, am 24. October 1589.

---

erreichte seine grösste Höhe, etwas ausgefallen sein muss; denn es wird unmittelbar darauf gesagt, dass, wenn die Eltern des vertragsbrüchigen Theiles nicht mehr lebten, dieser nur die Mitgift und sonst nichts weiter zurückzustellen hatten, von einem Pönale ist da gar keine Rede. Aus diesem nichts weiter ist (nach meiner, vielleicht irrigen Ansicht) zu schliessen, dass, wenn in einem solchen Falle die Eltern noch lebten, die Eltern nicht nur die Mitgift, sondern auch noch das Pönale zu zahlen hatten (?). Anm. des Uebers.

1) Ueber Tingues siehe S. 10, Anm. 5. Anm. des Uebers.

2) Die spanischen Gouverneure und Richter der philippinischen Provinzen. Anm. des Uebers.

II.

Ein deutsches Beschwörungsbuch.

Aus der Handschrift herausgegeben

von

Dr. **RAIMUND FRIEDRICH KAINDL** in Wien.

(Vorgelegt in der Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 14. Januar 1893.)

Einleitung.

Von Beschwörungsformeln für Krankheiten und Unglück, Zauberei und Feuersnoth, von Diebssegen, Waffenstellungen u. dgl. m., wie sie seit jeher im Gebrauche waren, hört und liest man auch gegenwärtig; einen richtigen Begriff von denselben hat man aber nur selten, und die Herausgabe eines so reichhaltigen Beschwörungsbuches, wie es das vorliegende ist, wird daher wohl keine vergebene Mühe sein.

Auf den ersten Blick könnte man dasselbe für ein christliches Gebetbuch halten. Aber es ist doch ein merkwürdiges Christenthum, wenn z. B. Gott Vater, Gott Sohn und Gott der heilige Geist als Knaben das Vieh hüten müssen (LXXI). Man merkt es, dass die göttlichen Personen und die christlichen Heiligen nicht in das Wesen der Sprüche passen und nur Hypostasen von Gestalten sind, wie deren noch eine wenigstens unter dem Namen Nimmfaru in dem Spruche VIII vorkommt. Auch der Baum des Lebens wird in einem Spruche genannt (LXVII), und, wie merkwürdig, auch in unserem Buche stehen zwei ähnliche Sprüche nebeneinander, wie sie schon fast vor einem Jahrtausend in einer Merseburger Handschrift aufgezeichnet wurden, nehmlich über den Beinbruch und das Fessellösen (LXXIIIf.). Auch mancher andere von unseren „Segen" findet sein Gegenstück in den ältesten der bekannten Zaubersprüche.

Das Manuscript des Beschwörungsbuches ist vor etwa siebzig bis achtzig Jahren geschrieben worden, und zwar wahrscheinlich in Oberungarn, wo der Mann, von dem es in den Besitz der Familie Kozarisczuk in Ploska (Bukowina) gelangte, Postmeister gewesen sein soll. Aus der Zips sind übrigens viele deutsche Colonisten in die Bukowina gekommen. Der Ort Birneck, der im Spruche LVIII genannt wird, mag vielleicht

auf Pirnik, eine Gemeinde im Bezirk Littau (nordwestlich von Olmütz), deuten[1]). Aus Mähren dürfte also vielleicht die Vorlage unseres Manuscriptes herrühren.

Es ist nehmlich sicher, dass unser Büchlein die Abschrift eines älteren Manuscriptes ist. Es ist Abschrift von einer Handschrift, weil eine Reihe von Fehlern, wie insbesondere das statt „r" öfters geschriebene „n", sich nur unter dieser Voraussetzung erklären lassen; und diese Vorlage war sicher alt, weil trotz dem sichtlichen Bemühen des jüngeren Schreibers, überall neuere Sprachformen zu setzen, neben seinem „seyn" und „seynd" (= sind) einmal doch ein altes „sin" stehen blieb (XXXIII), ebenso ein „willt" statt „willst" (XXI), und ein „lan" statt „lassen", letzteres im Reime auf „Mann" (LIII); auch „sahe" und „geschahe" (XLV, LXXIV; LXXVI) deuten auf eine ältere Vorlage. Manche Verworrenheit der Sprüche dürfte auf Missverständniss der Vorlage zurückzuführen sein, und ebenso der Verlust vieler Reime auf die Erneuerung derselben. Alliterirende Formeln sind ziemlich reich vertreten, so z. B. Haus und Hof (III, XLVI), Stock, Stein, Sterne (XXI), wieder und weh (XXV), Lung und Leber (XXV), bind dich, bringe dich (XXV), Rast und Ruh (LIX), Rasten und Ruhen (LIX), Haut und Haar (LXI), Leyb und Leben (LXIVf.) u. A. An Abkürzungen ist der gerade Strich über „m" und „n" als Zeichen der Verdoppelung, dß für dass, † für Kreuz, H. für heilig, ℋ für Herr (LXXVI), J. für Jesus, und N. N, für die unbestimmte Person gebraucht. Der Gebrauch des y für i am Wortende ist ziemlich durchgeführt. An zwei Stellen sind Reclamantes vorhanden: $^5/_6$ Glut, $^7/_8$ zu.

Das Manuscript besteht aus 20 beiderseits mit 3—41 paginirten Blättern; das erste Blatt, das wohl den Titel führte, ist verloren. Die Schrift ist rein und deutlich, doch sind viele Fehler vorhanden. Inconsequenzen in der Orthographie und den Wortformen dürften zum guten Theil auf den Umstand zurückzuführen sein, dass der Schreiber die älteren Formen seiner Vorlage umzuarbeiten hatte. Erwähnenswerth ist es auch, dass der Schreiber in den Sprüchen LXII und LXXV statt der allgemeinen Namenbezeichnung durch N. N. aus seiner Vorlage die für einen speciellen Fall dort eingetragenen Namen „Jacob Wohlgemüth" und „Brüder Wohlgemuth" abschrieb; die verschiedene Namensform verbietet die Annahme, dass erst der jüngere Schreiber die Namen eingesetzt hätte, denn sie kann doch nur auf einen Abschreibefehler zurückgehen.

Betreffs des Abdruckes ist zu bemerken, dass derselbe ein möglichst getreues Bild des Originals geben soll, daher auch alle Fehler desselben stehen geblieben sind. Auf die schwierigeren, mit * bezeichneten, ist in

1) Ein Ort Pirnig liegt auch im preussischen Regierungsbezirke Liegnitz, Kreis und und Amtsgericht Grünberg. Ein Birneck ist überhaupt nicht auffindbar. Vergl. Ritter geogr.-stat. Lexikon 1883.

den Anmerkungen hingewiesen worden; die vielen anderen wird Jeder im Lesen leicht berichtigen. Wenn ein Wort oder eine Stelle nicht erklärt werden konnte, ist dieses in den Anmerkungen hervorgehoben oder beim betreffenden Worte ein (!) gesetzt worden, damit der Anschein vermieden werde, als ob die Schwierigkeit erst durch einen Fehler im Abdruck entstanden sei. Die laufenden römischen Zahlen bei den einzelnen Sprüchen sind vom Herausgeber hinzugesetzt; die Seiten des Manuscriptes sind im Text durch eingeklammerte arabische Zahlen bezeichnet.

Am Schlusse sage ich dem Herrn Pfarrer B. M. Kozarisczuk, der für die Volkskunde seiner Gegend Erhebliches geleistet hat und mir die Veröffentlichung dieses Beschwörungsbuches ermöglichte, indem er mir das Manuscript zur Abschriftnahme überliess, meinen besten Dank.

Czernowitz (Bukowina), im September 1892.

Der Herausgeber.

I. Morgen-Gebet, welches, wenn man über Land gehet, sprechen muss, so alsdann den Menschen vor allem Unglück bewahret.

Ich (hier nenne deinen Namen) heut will ich ausgehen, Gottes Steg und Weg will ich gehen, wo Gott auch gegangen ist und unser lieber Herr Jesus Christ, und unsere herzliebe Jungfrau mit ihrem herzlieben Kindlein, mit ihren 7 Ringen, mit ihren wahren Dingen, o du mein lieber Herr Jesu Christ, ich bin eigen dein, dass mich kein Hund beiss, kein Wolf beiss, kein Mörder beschleich, behüt mich mein Gott vor dem jähen Tod, ich stehe in Gottes Hand, da bind ich mich, in Gottes Hand bin ich gebunden durch unseres Herrn Gottes H. 5 Wunden, dass mir alle und jede Gewehr und Waffen so wenig schaden, als der H. Jungfrau Maria ihrer Jungfrauschaft mit ihrer Gunst, mit ihrem Gespenst* Jesu, bete drey Vater unser, und drey Ave Maria und ein Glauben.

II. Ein anders.

O Jesu von Nazareth, ein König der Juden, ja ein (4) König über die ganze Welt, beschütze mich N. N. diesen heutigen Tag und Nacht beschüze mich allezeit durch deine 5 H. Wunden, dass ich nicht werde gefangen noch gebunden, es beschüze mich die H. Dreyfaltigkeit, dass mir kein Gewehr, Geschoss noch Kugel oder Bley auf meinem Leibe sollen kommen, sie sollen lind werden, als die Zähren und Blutschweiss Jesu Christi gewesen seyn, im Namen Gott des Vaters, und des Sohnes und des heil. Geistes, Amen.

III. Ein anders dergleichen.

Mein Gott und Herr, du gewaltiger Richter*; .... durch dein rosenfarbes Blut willen, das geflossen ist aus deinen H. Seiten und H. 5 Wunden, dass du mich N. N. also behütest und beschirmest, dass mir kein Unglück zukomme oder schaden mag. Christus sey bei mir und mit mir, J. vor mir, J. neben mir, J. C. sey mein Haupt und Schutz, in dem Haus und Hof, in dem Wald und auf freyem Feld, vor allen Diebsgesind und Mördern, sie seyen sichtbar oder unsichtbar, Christus sey meine Behütung, Bewahrung und Beschirmung, denn du Herr dein hl. Kreuz selbst geheiliget hast mit deinem Rosenfarben Blut, Christus (5) sey bei mir und behüten mich alle Tag und Nacht vor allem Geschüz, Waffen und vor allen Banden und schmählichem Tod, mein Herr und Gott, ich bitte und ermahne dich deiner um deiner grossen Marter und unschuldigen Todeswillen, so du vor mich armen Sünder am Stamme des H. Kreuzes gelitten hast, dann du bist das A und O, der Anfang und das Ende, Christi Tugend überwindet alle Ding, Christus wolle mich behüten und bewahren von nun an bis in alle Ewigkeit, Amen.

IV. So ein Mensch die Mund- und Durchfäule hat, so spreche man folgendes, es hilft gewiss.

Job* zog über Land, der hat den Stab in seiner Hand, da begegnete ihm Gott der Herre und sprach zu ihm: Job warum traurest du so sehr, er sprach: ach Gott warum soll ich nicht trauren, mein Schlund und mein Mund will mir abfaulen, da sprach Gott zu Job: dort in jenem Thal, da fliesst ein Brunn, der heilet dir N. N. dein Schlund und dein Mund, im Namen Gott des Vaters, des Sohnes und des h. Geistes, Amen.

Dieses sprich 3 mahl des Morgens und des Abends, und wenn es heisset (der heilet dir) so blässt man dem Kinde 3 mal in den Mund.*

V. Ein gewissen Feuersegen, so allezeit hilft.

Das walt das bittere Leiden und Sterben unsers lieben Herrn Jesu Christi, Feuer und Wind und heisse Glut, (6) was du in deiner elementischen Gewalt hast, ich gebiete dir bey dem Herrn Jesu Christi, welcher gesprochen hat über den Wind und das Meer, die ihm auf's Wort*, die Jesus gesprochen hat, thue ich dir Feuer befehlen, drohen und ankündigen, dass du gleich fluchs dich sollest legen mit deiner elementischen Gewalt du Flamm und Glut, das walt das H. rosenfarbe Blut unsers lieben Herrn Jesu Christe, du Feuer und Wind auch heisse Glut, ich gebiethe dir, wie Gott geboten hat dem Feuer durch seine H. Engel der feurigen Glut in dem Feuerofen, als die 3 H. Männer, Sadrach und seine Mitgesellen Mesach und Abed Nego durch Gottes Befehl dem H. Engel befohlen, dass sie sollen unversehrt bleiben, wie es auch geschehen, als sollest gleicherweis du

Feuerflammen und heisse Glut dich legen da der allmächtige Gott gesprochen, als er die 4 Elemente, samt Himmel und Erde erschaffen hat, fiat, fiat, fiat, das ist: es werde, im Namen Gott des Vaters, des Sohnes, des H. Geistes, Amen.

VI. Eine Kunst, Feuer zu löschen ohne Wasser.

Schreibe folgende Buchstaben* auf eine jede Seite eines Tellers und wirf ihn in das Feuer, sogleich wird es gedultig auslöschen (7).

S. A. T. O. R.
A. R. E. P. O.
T. E. N. E. T.
O. P. E. R. A.
R. O. T. A. S.

VII. Feuersnoth zu wenden.

Nimm ein schwarz Hun aus dem Nest, des Morgens oder des Abends, schneide ihn den Hals ab, wirfs auf die Erde, schneide ihn den Magen aus dem Leib, thue nichts daraus, lass bei einander bleiben, darnach siehe, dass du ein Stück aus einem Hemde bekommst, da ein Mägdlein, die noch eine reine Jungfrau sey, ihre Zeit innen hat, nimm davon eines Tellers breit von dem da die Zeit am meisten darinnen ist, diese zwey Stücke wickle zusamen, und gieb wol Achtung, dass du ein Ey bekommst, das am grünen Donnerstag geleget worden, diese 3 Stück wickle zusamen mit Wachs, darnach thue es in ein achtmässig* Häflein, decke es zu und vergrabe es unter deiner Hausschwellen, mit Gottes Hülff, so lang als ein Stecken am Haus währet, wann es schon vor und hinter deiner Behausung brenne, so kan das Feuer dir und deinen Kindern keinen Schaden thun. Es ist mit Gottes Kraft auch ganz gewiss und wahrhaftig. Oder sollte unversehens ein schnelles Feuer ausbrechen, so siehe zu (8), dass du ein ganz Hemde bekommst, da eine Magd ihre Zeit innen hat, oder ein Leilachen*, da eine Frau ein Kind darinnen gebohren hat, wirfs also zusamen gewickelt stillschweigend ins Feuer, es hilft ganz gewiss.

VIII. Vor Hexen, die das Vieh bezaubern, in dem Stall zu machen, oder vor böse Menschen oder Geister, die des Nachts alte und junge Leute plagen, an die Bettstätte zu schreiben, und die Menschen und Vieh dadurch ganz sicher und befreyt sind.

Trottenkopf* ich verbiete dir mein Haus und mein Hof, ich verbiete dir meine Bettstatt, ich verbiete dir meine Pferde und Kuhstall, dass du nicht über mich tröste, tröste* in ein ander Haus, bis du alle Berg steigest, und alle Zaunstecken ehlest*, und über alle Wasser steigest, so komt der liebe Tag wieder in mein Haus, im Nahmen Gottes des Vaters, des Sohnes und des H. Geistes, Amen.

IX. Für böse Leute in die Ställe zu machen, dass sie dem Vieh nicht zukönnen.

Nimm Wermuth, schwarzen Kümmel, Fünf-Fingerkraut, Teufelsdreck, von jedem Stück vor 2 Kreutzer, einen Saubohnenstroh, die Zusammenkehrung hinter der Stallthür zusammengefasst und ein wenig Salz, alles in ein Bündelein in ein Loch gethan in die Schwellen, wo das Vieh (9) ein oder ausgehet, mit Elzenbäumen (!) holz zugeschlagen, hilft gewiss.

X. So ein Mensch und Vieh verhext ist, wie ihm zu helfen.

Drei falsche Zungen haben dich geschlossen, 3 H. Zungen haben für dich gesprochen, die erste ist Gott der Vater, die andere ist Gott der Sohn, die dritte ist Gott der H. Geist, die geben dir dein Blut und Fleisch, Fried und Muth, Fleisch und Blut ist an dich gewachsen, an dich gebohren, sey an dir verlohren, hat dich überritten ein Mann, so segne dich Gott und der H. Cyprian, hat dich überschritten ein Weib, so segne dich Gott und Maria Leib, hat dich bemühet ein Knecht, so segne ich dich durch Gott und das Himmelrecht, hat dich gebühret* ein Magd oder Dirn, so segne dich Gott und das Himmelgestirn, der Himmel ist ob dir, das Erdreich unter dir, du bist in der Mitten, ich gesegne dich vor das Vorritten, unser* lieber Herr Jesu Christi in seinem bittern Leyden und Sterben trat, da zitterte alles was da versprochen, die falsche Juden aus Spott sehen zu, wie zittert der Sohn Gottes, als hätt er den Ritter*, da sprach unser Herr Christus, den Ritter ich nicht hab, auch den wird niemand bekom̄en, wer mir mein † hilft klagen und tragen, den will ich von Ritten abschlagen, im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des H. Geistes, Amen.

XI. Vor Gespenst und allerley Hexerei.

I.
N. I. R.
I. (10)
Sanctus Spiritus.

I.
N. I. R.
I.

Dass alles bewahret sey, hier zeitlich und dort ewiglich, Amen.

Der Charakter, welcher darzu gehöret, heisset:

Gott segne mich hier zeitlich und dort ewiglich, Amen.

XII. Vor Unglück und Gefahr im Hause.

Sanct Mattheus, Sanct Marcus, Sanct Lucas, St. Johanes.

XIII. Vor Haus und Hof Bewahrung vor Krankheit und Dieberey.

Ito, ato, Massa, Dandi, Baudo, III. Amen.
I. R. N. R. I.

Unser Herr Jesus Christus trat in den Saal, da fochten ihn die Juden überall an, allso mein Tag müssen diejenigen, so mich mit ihren bösen Zungen fälschlich verkleinern, wieder mich streiten, stillschweigen, verstum̄en, verzagen und verschmähet werden, immer und allezeit, Gott Lob verleihen darzu, hilf mir J. J. J. immer und ewiglich, Amen.

XIV. Eine Anweisung bei zum Beisichtragen vor Ziegeuner-Kunst, ein Bruch* in Lebens-Gefahr und welches allzeit des Menschen sicher stellet.

Gleichwie der Prophet Jonas als ein Vorbild Christi 3 Tage und 3 Nächte in des Wallfisches Bauch versorget, (11) gewesen, also wolle auch der allgegenwärtige Gott mich vor aller Gefahr väterlich behüten und bewahren, J. J. J.

XV. Vor Noth und Tod zum Beisichtragen.

Ich weiss, dass mein Erlöser lebet, und er wird mich hernach aus der Erden auferwecken etc.

XVI. Vor die Geschwullst.

Es giengen 3 reine Jungfrauen, sie wollten eine Geschwulst und Krankheit beschauen, die eine sprach: Es ist heisch*, die andere sprach: Es ist nicht, die dritte sprach, ist es dann nicht: so kam̄ unser lieber Herr Jesu Christ im Namen der H. Dreyfaltigkeit gesprochen.

XVII. Vor Widerwärtigkeit und allerhand Streit.

Kraft, Held, Friedefürst. J. J. J.

XVIII. Wenn man einer Kuh die Milch genommen, wie ihr zu helfen.

Gieb der Kuh 3 Löffel voll von der ersten Milch, Sprich zu der Blutmelen (!), fragt dich jemand, wo du die Milch hingethan hast, so sprich: Nimmfaru ist gewesen und ich habe sie gegessen, im Namen Gottes des Vaters, und des Sohnes, und des H. Geistes, Amen. Bete darzu was du willst.

XIX. Ein anders.

J. Kreuz Jesu Christi Milch goss.
J. Kreuz Jesu Christi Wasser goss.
J. Kreuz Jesu Christi Haben* goss.

Diese Worte müssen auf 3 Zettel geschrieben seyn, (12) darnach nimm Milch von der kranken Kuh und diese 3 Zettel, schabe etwas von einer Hirnschaale eines armen Sünders, thue alles in einen Hafen, vermache es wohl, und siede es recht, so muss die Hexe krepiren, man kann auch die 3 Zettel abgeschrieben in das Maul nehmen, vor die Dachtraufe hinausgehen, und 3mahl sprechen, darnach dem Viehe eingegeben, so wirst du nicht allein alle Hexen sehen*, sondern es wird auch dem Vieh geholfen werden.

XX. Vor das Fieber.

Bete erstlich früh, alsdann kehre das Hemde um, den linken Ermel zuerst, und sprich: Kehr dich um Hemde, und du Fieber wende dich, und nenne den Namen dessen, der das Fieber hat, das sage ich dir zu Buss, im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes, und des heiligen Geistes, Amen. So sprich diese Worte 3 Tage nach einander, so vergeht es.

XXI. Einen Dieb zu bannen, dass er still stehen muss. Dieser Segen soll am Donnerstag Morgens früh vor Aufgang der Sonnen unter freyen Himmel gesprochen werden.

Das walt Gott der Vater und der Sohn, und der H. Geist, Amen. Wohl 33 Engel bei einander sassen, mit Maria kom̄en, sie pflegen*, da sprach der liebe H. Daniel, traut liebe Ehe-Frau, ich sehe Dieb hergehen, die wollen dir dein liebes Kind stehlen, das kann ich (13) dir nicht verheelen, da sprach unsere liebe Frau zu St. Peter, bind St. Peter, bind, da sprach St. Peter ich hab gebunden mit einem Band, mit Christi seiner Hand, als sind meine Dieb gebunden, mit Christi selbst Händen: wann sie mir wollen stehlen das Mein, im Haus, in Kästen, auf Wiesen und Aecker, im Holz oder Feld, in Baum und Kraut und Rebgarten, oder wo sie das Mein wollen stehlen. Unsere liebe Frau sprach: es stehle wer da wolle, und wenn einer stehlet, so soll er stehen als ein Bock; und steh als ein Stock, und zähle alle die Stein, die auf Erden seyn, und alle Sterne, so am Himmel stehn, so geb ich dir Urlaub, ich gebiete dir alle* Geist, dass er aller Dieb ein Meisterweis*, bey St. Daniel zu einer Hurth*, zu einer Bürde zu tragen der Erden Gut, und das Angesicht muss dir werden, dass du nicht ab der Stelle magst kommen, dieweil ich* meine Augen nicht sehen, und dir meine fleischliche Zunge nicht Urlaub giebt, das gebiete ich dir bey der H. Jungfrau Maria Mutter Gottes, bey der Kraft und Macht, da erschaffen Himmel und Erden, bey aller Engelschaare und bey allen Gottes Heiligen, im Namen Gottes des Vaters, Gottes des Sohnes, und Gottes des heiligen Geistes, Amen.

Willt du ihn aber des Bannes entledigen, so heiss ihn in St. Johannes Nahmen fortgehen.

XXII. Ein anders dergleichen.

Ihr Diebe ich beschwöre euch, dass ihr sollt gehorsam seyn, wie Christus seinem himmlischen Vater (14) gehorsam war, bis ans Kreuz, und müsset mir stehen, und nicht aus meinen Augen gehen im Namen der h. Dreyfaltigkeit, ich gebiete euch bei der Kraft Gottes und der Menschwerdung Jesu Christi, dass du mir aus meinen Augen nicht gehest † † † wie Christus der Herr ist gestanden am Jordan, als ihn St. Johannes getauft hat, diesem nach beschwöre ich euch Ross und Mann, dass ihr mir stehet und nicht aus meinen Augen gehet, wie Christus der Herr gestanden, als man ihn am Stamm des H. Kreuzes genagelt, und hat die Altväter von der Höllen mit Gewalt erlöset. Ihr Diebe ich binde euch mit den Banden, wie Christus der Herr die Höll gebunden hat, so seyd ihr Diebe gebunden, † † † mit welchen Worten ihr gestellt seyd, seyd ihr auch wieder loss.

XXIII. Eine sehr geschwinde Stellung.

Du Reiter und Fussknecht kom̄st daher, wohl unter deinem Huth du bist besprengt mit Jesu Christi Blut, mit den H. 5 Wunden sind dir deine Rohr, Flinten und Pistohl gebunden. Säbel, Degen und Messer gebannt und gebunden, im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes, und des heiligen Geistes, Amen. Dieses muss 3 mal gesprochen werden.

XXIV. Wiederauflösung.

Ihr Reiter und Fussknecht, so ich euch hab (15) beschworen zu dieser Frist, reite hin in dem Namen Jesus Christ, durch Gottes Wort und Christi Hort, so reitet ihr nun alle fort.

XXV. Wann einem etwas gestohlen worden, dass es der Dieb wieder bringen muss.

Gehe* des Morgens früh, vor der Sonnen-Aufgang zu einem Birnbaum und nimm 3 Nägel aus einer Todtenbar, oder Hufnägel, die noch nicht gebraucht mit, halt die Nägel gegen der Sonnen-Aufgang und sprich also:

O Dieb ich binde dich bei dem ersten Nagel! den ich dir in deine Stirn und Hirn thu schlagen, dass du das gestohlene Gut wieder an seinen vorigen Ort must tragen, es soll dir so wieder und weh werden nach dem Menschen und nach dem Ort da du es gestohlen hast als dem Jünger Judas war, da er Jesum verrathen hatte, den andern Nagel, den ich dir in deine Lung und Leber thu schlagen, dass du das gestohlene Gut wieder an seinen vorigen Ort sollst tragen, es soll dir so weh nach dem Menschen und nach dem Ort seyn, da du es gestohlen hast, als dem Pilato in der Höllenpein, den dritten Nagel, den ich dir Dieb in deinen Fuss thu

schlagen, dass du das gestohlene Gut wieder an seinen vorigen Ort musst tragen, wo du es gestohlen hast. O Dieb ich bind dich, und bringe dich durch die H. 3 Nägel die Christum (16) durch seine H. Hände und Füsse seyn geschlagen worden, dass du das gestohlene Gut, wieder an seinen vorigen Ort must tragen, da du es gestohlen hast. † † † Die Nägel müssen aber mit Armensünder-Schmalz geschmieret werden.

XXVI.* Dem Vieh einzugeben vor Hexerey und Teufelswerk.

S.	A.	T.	O.	R.
A.	R.	E.	P.	O.
T.	E.	N.	E.	T.
O.	P.	E.	R.	A.
R.	O.	T.	A.	S.

XXVII. Ein Segen vor alles.

Jesus ich will aufstehen, Jesu du wollest mitgehen, Jesu schliess mein Herz in dein Herz hinein, lass dir mein Leib und Seel befohlen seyn, gekreuziget ist der Herr, behüt mir Gott meine Sinnen, dass mich die böse Feind nicht überwinden, im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes, und des heiligen Geistes, Amen.

XXVIII. Zum Spielen, dass einer allezeit gewinnen muss.

Binde mit einem rothseidenen Faden das Herz einer Fledermaus an den Arm, womit du auswirfst, so wirst du alles gewiñen.

XXIX.* (Gegen brandige Wunden.)

Unser lieber Herr Jesu Christ gieng über Land, da sah er brenen einen Brand, (17) da lag St. Lorenz auf einen Rost; unser lieber Herr Jesus Christ, kam ihm zu Hülf und Trost, er hub auf seine göttliche Hand und segnete ihn den Brand, er hub*, dass er nimmer tiefer grub und weiter um sich frass, so sey der Brand gesegnet, im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen.

XXX. Ein anderes.

Weich aus Brand und ja nicht ein, du seyest kalt oder warm, so lass das Brennen seyn, Gott behüte dir dein Blut und dein Fleisch, dein Mark und Bein, alle Aederlein, sie seyen gross oder klein, die sollen in Gottes Namen für den kalt und warmen Brand unverletzet und bewahret seyn, im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen.

XXXI. Wunden zu verhindern, sie mögen sein wie sie wollen.

Sprich also: Die Wunde verbinde ich in drey Namen, dass du an dich nimst, Glut, Wasser, Schwinden, Geschwulst und alles was der Geschwulst

Schaden mag seyn, im Namen der H. Dreyfaltigkeit, und das muss 3mal gesprochen werden, fahre mit einem Faden 3mahl um die Wunde herum, lege es unter der rechten Eck, gegen der Sonne und sprich: Ich lege dich dahin † † † dass du an dich nim̃est Gliedwasser, Geschwulst und Eyter: und alles was der Wunde Schaden mag seyn † † † Amen. Bete ein Vater unser, und das walt Gott. (18)

XXXII. Den Schmerzen zu nehmen an einer frischen Wunden.

Unser lieber Herr Jesus Christ hat viel Beulen und Wunden gehabt und doch keine verbunden, sie jähren* nicht, sie geschwähren nicht, es giebt auch kein Eyter nicht. Jonas war blind, sprach ich das him̃lische Kind, so wahr, die heilige 5 Wunden seyn geschlagen, sie gerinnen nicht, sie geschwähren nicht, daraus nehm ich Wasser und Blut, das ist vor alle Wunden Schaden gut, heilig ist der Mann, der allen Schaden und Wunden heilen kann, † † † Amen.

XXXIII. So der Mensch Würmer im Leibe hat.

Petrus und Jesus fuhr aus gen Acker, kert 4 Furchten*, ackert auf 3 Würmer, der eine ist weiss, der andere ist schwarz, der 3te ist roth, da sin alle Würmer tod, im Namen † † †, sprich diese Worte 3 mahl.

XXXIV. Vor alles Böse.

Herr Jesu deine Wunden roth, stehen mir vor dem Tod.

XXXV. Vor Gericht und Rath recht zu behalten.

Jesus Nazarenus Rex Judeorum.

Zuerst trag diesen Charakter bei dir in der Figur, alsdann sprich folgende Worte: Ich N. N. trett vor des Richters Haus, da (19) schauen 3 todte Männer zum Fenster heraus, der eine hat keine Zunge, der andere hat keine Lung, der 3te erkrankt, verblind und verstumm; das ist, wan̄ du vors Gericht gehest, oder Amt und eine Rechtsache hast, dagegen dir der Richter nicht günstig ist, so sprich, wann du gegen ihm gehest, den oben schon stehenden Segen.

XXXVI. Blutstellung, so allezeit gewiss ist.

Sobald als du dich geschnitten oder gehauen, so sprich: Glückselige Wunde, glückselige Stunde, glückseelich ist der Tag, da Jesus Christus gebohren war, im Namen † † † Amen.

XXXVII. Ein anders.

Schreibe die 4 Hauptwasser der ganzen Welt welche aus dem Paradies fliessen, auf einen Zettel, nehmlich Pisahe, Gihen, Hedekiel und Pheat, und aufgeleget, im * ersten Buch Moses des andern Kapitels Vers 11. 12. 13, allda du es aufschlagen kannst, es hilft.

XXXVIII. Ein anders dergleichen.

Oder hauche den Patienten 3 mahl an, bete das Vaterunser bis dahin auf Erden, und das 3 mahl, so wird das Blut bald stehen.

XXXIX. Eine andere ganz gewisse Blutstellung.

Wann einem das Blut nicht gestehen will, oder eine Aderwunde ist, so lege den Brief darauf, so steht das Blut von Stund an, wer es aber nicht glauben will, der schreibt die Buchstaben auf ein Messer (20), so stehe* ein unvernünftig Thier, es wird nicht bluten, und wer dieses bei sich trägt, der kan̄ vor allen seinen Feinden bestehen. J. m. J. K. J. B. J. P. s. x. v. st. St. vas. J. P. Q unaq. Sit Dommper vocism. Und wann eine Frau in Kindesnöthen liegt, oder sonst Herzleid hat, nehm sie den Brief zu ihr, wird gewiss nicht misslingen.

XL. Ein besonders Stück, sowohl die Menschen als durch das Vieh zu verstehen*. Wann du dich wehren musst, so trage dieses Helchen* bey dir.

In Gottes Namen greif ich an, mein Erlöser wolle mir beystehen, auf die H. Hilf Gottes verlass ich mich von Herzen grausam sehr, Gott mit uns allen, Jesu, Heil und Segen.

XLI. Schutz und Beschirmung, Haus und Hofs.

Unter deinen Schirmen, bin ich vor den Stürmen, aller Feinde frey. J. J. J.

XLII. Eine Anweisung zum Beisichtragen.

Trage diese Worte bei dir, so kan̄ man dich nicht treffen. Annania, Azaria, und Misael lobet den Herrn, dann er hat uns erlöset, aus der Höllen, und hat uns geholfen von dem Tode, und hat uns im Feuer (21) erhalten, also wolle es Er, der Herr, kein Feuer geben lassen.*

J.
N. J. R.
J.

XLIII. Alle Feinde, Räuber und Mörder zu stellen.

Gott grüss euch ihr Brüder, haltet an ihr Dieb, Räuber, Mörder, Reiter und Soldaten in der Demuth, weil wir haben getrunken Jesu rosenfarbes Blut, eure Büchsen und Geschütz seynd auch verstopfet mit Jesu Christi H. Blutstropfen, alle Säbel und alles Gewehr, seyn euch verbunden, mit Jesu H. 5 Wunden. Es stehen 3 Rosen auf Gottes Herz, die erste ist gütig, die andere ist mächtig, die dritte ist sein göttlicher Will, ihr Diebe müsst hiermit darunter stehen und halten still, so lang ich will, im Namen

Gottes des Vaters, des Sohnes, des H. Geistes, Amen, seyd ihr gestellet und beschworen.

XLIV. Eine Festigkeit vor alle Waffen.

Jesus Gott und Mensch behüte mich N. N. vor allerley Geschüz Waffen lang oder kurz, Gewehr vor allerley Metall und Geschütz, behalte dein Feuer, wie Maria ihre Jungferschaft behalten hat, vor und nach ihrer Geburt, Christus verbinde alle Geschüz, wie er sich verbunden hat in der Menschheit voll Demuth Jesus vermahne alle Gewehr und Waffen, wie Maria der Mutter Gottes Gemahl vermachet* gewesen, also behüte die H. 3 Blutstropfen die Jesus Christus am Oehlberge geschwitzt hat, Jesus Christus behüte (22) mich vor Todschlag und brennenden Feuer, Jesus lass mich nicht sterben, viel weniger verdamt werden, ohne Empfang des H. Abendmahls, das helf mir Gott der Vater, Sohn und heilige Geist, Amen.

XLV. Schuss, Waffen und Thierstellung.

Jesus ging über das rothe Meer und sahe in das Land, also müssen zerreissen alle Strick und Band, und zerbrechen und unbrauchbar werden alle Rohr Büchsen Flinten und Pistohlen, alle falschen Zungen verstummen, den Seegen, den Gott thut, der gehe über mich allezeit, den Seegen, den Gott that, da er im Traum befohlen, dass Joseph und Maria mit Josua* in Aegypten fliehen sollten, der gehe über mich allezeit, seyn* lieb und werth des H. † in meiner rechten Hand, ich gehe frey durch des Landes, da keiner wird beraubt todtgeschlagen oder ermordet, sondern mir niemand etwas Leid thun kann, dass mich überdies kein Hund beiss, kein Thier zerreiss, in allen behüte mich mein Fleisch und Blut, vor Sünden, und falschen Zungen, die vor der Erden bis an den Himmel reichen, durch die Kraft der 4 Evangelisten, im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes, des heiligen Geistes, Amen.

XLVI. Ein anders.

Ich N. N. beschwöre dich Geschüz, Säbel und Messer, eben alle Waffen, bei dem Speer der in die Seiten Gottes gegangen ist, und geöffnet, das Blut und Wasser hinausgeflossen, dass ihr mich (23) als ein Diener Gottes nicht verletzen lasset, im † † † ich beschwöre dich bey St. Stephan, welchen die Juden gesteiniget, dass sie mich als einen Diener Gottes nicht betrüben können im Namen † † † Amen.

XLVII. Eine Versicherung vor Schiessen, Hauen und Stechen.

Im Namen J. J. J. Amen. Ich N. N. Jesus Christus ist das wahre Heil, Jesus Christus herrschet, regieret, verbricht und überwindet alle Feind, sichtbare und unsichtbare*, Jesus sey mit mir in allweg, immer und ewiglich auf allen Wegen und Stegen, auf Wasser und Land, in Berg und

Thal, in Haus und Hof, in der ganzen Welt, wo ich bin, wo ich steh, lauf, reit oder fahr, ich schlaf oder wach, ess oder trink, da sey du o Herr Jesu Christ, allezeit früh und spät, alle Stund und Augenblick, ich geh aus oder ein, die H. 5 Wunden roth, o Herr Jesu Christe, die seyen* heimlich oder öffentlich, dass sie mich nicht* meiden, ihr Gewehr mich nicht verletzen oder beschädigen könne, das hilf mir † † † Jesus Christus mit seiner Beschützung, und Beschierme, behüte mich N. N. allezeit vor täglichen Sünden, weltlichen Schaden und vor Ungerechtigkeit, vor Verachtung, vor Pestilenz, und andern Krankheiten, vor Angst, Marter und Pein, vor allen bösen Feinden, vor falschen Zungen, und alten Plappertaschen, dss mich kein Geschüz an meinem Leibe beschädige, das helf mir † † † und ja kein Diebgesind, weder Zigeuner, Strassen-Räuber, Mordbrenner, Hexerey oder allerley Teufelsgespenst, sich zu meinen Haus und Hof einschleichen, ja viel weniger einbrechen können, das bewahre alles die liebe Frau Maria, auch alle (24) Kinder so bey Gott im Himmel sind, in der ewigen Freud und Herrlichkeit Gottes des Vaters erquicke mich die Weisheit Gottes des Sohnes erleuchte mich, die Tugend und Gnade Gottes des H. Geistes mich zu der Stund bis in Ewigkeit Amen.

XLVIII. Dass mich kein böser Mensch betrügen, verzaubern noch verhexen könne, und dass ich allzeit gesegnet sey.

Als der Kelch und Wein und das h. Abendbrod, das unser lieber Herr Jesus Christus am grünen Donnerstag seinen lieben Jüngern both,* und dass mich allezeit, weder Tag noch Nacht kein Hund beiss, kein wildes Thier zerreiss, kein Baum fällt, kein Wasser schwell, kein Geschüz treff, kein Waffen Eisen oder Stahl kann* oder schneiden, kein Feuer verbrennen, oder vor falschem Urtheil keine falsche Zunge beschwör, kein Schelm erzürne, vor allen bösen Feinden oder Hexenwerk und Zauberey, davor behüte mich o H. Jesu Christ, Amen.

XLIX. Gewehr und Waffenstellung.

Der Segen, der vom Himmel kam, da Jesus Christus geboren war, der gehe über mich N. N. den Segen, den Gott der Herr gethan hat, da er den ersten Menschen erschaffen hat, der gehe über mich, der Segen so erfolgte als Christus gefangen, gebunden, gegeisselt, so bitter übel gekrönet und geschlagen worden, dadurch an Kreuz den Geist aufgab, (25) geh über mich, den Segen, den der Priester gab, über den zarten Frohnleichnam unsers Herrn Jesu Christi gehe über mich, die Beständigkeit der H. Maria und allein* Heiligen Gottes, die H. 3 Könige, Casper, Melchior und Balthaser seynd mit mir, die H. 4 Evangelisten, Matheus, Marcus, Lucas und Johannes seynd mit mir, die Erzengel* St. Uriel seynd mit mir,

die H. 12 Botten der Patriarchen und das ganze himlische Heer seyn mit mir, die sämtliche Heiligen deren unaussprechlich viel seyn, seynd mit mir, Amen. Rapa. R. tarn. Tetragrammate Angeli,
Jesus Nazarius Rex Judeorum.

L. Ein anders.

Es behüte mich die H. Dreyfaltigkeit, die seye und bleibe bei mir N. N. zu Wasser und zu Land, im Wasser oder Feld, in Städt oder Dörfern, in der ganzen Welt oder wo ich bin, der Herr Jesus Christus behüte mich vor allen meinen Feinden heimlich oder öffentlich, also behüte mich die ewege Gottheit durch das bittere Leiden Jesu Christi, sein rosenfarbes Blut, das er am Stam̃e des H. Kreuzes vergossen hat, das helfe mir. J. J. Jesus ist gekreuziget, gemartert worden und gestorben, das seyn wahrhaftige Worte, also müssen auch alle Wort bei ihrer Kraft seyn, die hier geschrieben und von mir gesprochen und gebetet werden, das helfe mir, dass ich von keinem Menschen gefangen, gebunden oder überwunden werde, von mir sollen alle Gewehr und Waffen unbrauchbar und ohne Kraft seyn, Geschüz behalte dein Futter in Gottes allmächtiger Hand, also sollen alle (26) Geschütz verbannet seyn, † † † Als man dem Herrn Jesu Christo seine rechte Hand an das Kreuzes Holz band Gleichwie der Sohn seinem him̃lischen Vater gehorsam war, bis zum Tod des Kreuzes, also behüte mich die ewige Gottheit durch sein rosenfarbes Blut durch die H. 5 Wunden, welche er am Stam̃e des H. Kreuzes vergossen hat, also muss ich gesegnet und so wohl bewahret seyn, als der Kelch und Wein, und das wahre theure Brod, das Jesus seinen 12 Jüngern both an dem grünen Donnerstage Abends. J. J. J.

LI. Ein anders.

Gottes Gnad und Barmherzigkeit die gehn über mich N. N. jetzo will ich ausreiten oder ausgehen, ich will mich umgürten, ich will mich umbinden mit einem sichern Ring, wills Gott der him̃lische Vater, der wolle mich bewahren, mein Fleisch und Blut, alle meine Aederlein und Glieder auf den heutigen Tag und Nacht, wie ichs* vor mir hab, und wie viel Feind meiner wären, sollen sie verstummen und alle werden wie ein schneeweiser* todter Mann, dass mich keiner Schiessen, hauen noch werfen kann noch überwinden mag, er habe gleich Büchsen oder Stahl in seiner Hand, von allerley Metall, wie alle böse Wehr und Waffen seyn genannt, meine Büchse soll abgehen wie der Blitz vom Himmel, und mein Säbel soll hauen wie ein Scheermesser. Da gieng unsere liebe Frau auf einen sehr hohen Berg, sie sah hinab, in ein sehr finsteres Thal, und ihr liebes Kind unter den Juden stehen, so herb, dass er gefangen, so (27) herb, dass er gebunden so hart, das behüte mich der liebe Herr Jesus Christus, vor allen was mir schädlich ist, † † † Amen.

LII.* Ein anders dergleichen.

Da schreit ich aus auf diesen heutigen Tag und Nacht, dss du alle meine Feinde und Diebesgesind nicht lassest zu mir kommen, sie bringen mir dann sein rosenfarbes Blut in meinen Schoos, sie mir aber das nicht bringen, was auf dem heiligen Altar gehandelt wird, dann Gott der Herr Jesu Christ ist mit lebendigen Leib gen Himmel gefahren, o Herr das ist mir gut auf den heutigen Tag und Nacht, † † † Amen.

LIII. Ein anders dergleichen.

In Gottes Namen schreit ich aus Gott der Vater sey ob mir, Gott der Sohn sey vor mir, Gott der H. Geist neben mir, wer stärker ist als diese 3 Mann, der soll mir sprechen mein Leib und Leben an, wer aber nicht stärker ist, dann diese 3 Mann, der soll mich bleiben lan J. J. J.

LIV. Ein richtige und gute Schussstellung.

Der Friede unsers Herrn Jesu Christi sey mit mir N. N. O Schuss steh still in dem Namen des gewaltigen Propheten Agtion und Eliä und tödte mich nicht, o Schuss steh still! ich beschwöre dich durch Himmel und Erden, und durch des jünsten Gerichtes willen, dass du mich als ein Kind Gottes nicht beleidigen wollest, † † † Amen.

LV. Ein anders dergleichen.

Ich beschwöre dich Schwert, Degen und Messer, was mir Schad und verletzlich ist, durch des Priesters (28) aller Gebeth, und wer Jesum in den Tempel geführt hat, und gesprochen, ein schneidiges Schwerdt wird durch deine Seele dringen, dss du mich als ein Kind Gottes nicht beleidigen lässest. J. J. J.

LVI. Ein sehr geschwinde Stellung.

Ich N. N. beschwöre dich Säbel und Messer und eben alle Waffen, bei dem Speer, der in die Seiten Jesu gegangen ist und geöfnet, dss Blut und Wasser herausgeflossen, dss er mich als einen Diener Gottes nicht beleidigen lasse. † † † Amen.

LVII. Eine gute Stellung vor Diebe.

Es stehen 3 Lilien auf unsers Herrn Gottes Grab, die erste ist Gottes Muth, die andere ist Gottes Blut, die dritte ist Gottes Will*, steh still Dieb, so wenig als Jesus Christus von dem † gestiegen, also wenig sollst du vor der Stelle laufen, das gebieth ich dir bei den 4 Evangelisten und Elementen des Himmels, da im Fluss oder im Schuss, im Gericht oder Gesicht, so beschwöre ich dich bei dem jüngsten Gericht, das du still stehest und ja nicht weiter gehest, bis ich all die Stern am Himmel sehe,

und die Sonn gibt ihren Schein, also stell ich dir dein Laufen und Springen ein, das gebiete ich dir im Namen † † †. Amen. Dieses muss 3 mahl gesprochen werden.

LVIII. Einen Stecken zu schneiden, dass man einen damit prügeln kann, wie weit selber auch entfernt ist.

Merk wann der Mond neu wird, an einem Dienstag, so gehe vor der Sonnenaufgang, tritt (29) zu einem Stecken, wo du dir zuvor schon ausersehen hast, stelle dich mit deinem Gesicht gegen der Sonnen Aufgang, und sprich diese Worte: Steck, ich greife dich an, im Namen † † †. Nimm dein Messer in deine Hand und sprich wiederum: Steck, ich schneide dich, im Namen † † † damit du mir sollest gehorsam sein, welchen ich prügeln will, wann ich einen Nahmen antrete (!), darnach schneide auf zwei Art (!) den Stecken etwas hinweg, damit du kannst diese Worte drauf schreiben, stechen oder schneiden. Abia obia fabia, lege einen Kittel auf einen Scheerhaufen, schlage mit deinen Stecken auf den Kittel, und nenne des Menschen Nahmen, welchen du prügeln willst, und schlage tapfer zu, so wirst du denselben ebenso hart treffen, als wenn er selber darunter wäre, und doch viele Meilen Wegs von den Ort ist. Vor dem Scheerhaufen thuts auch die Schwelle unter der Thüre, so ein Schäfer von Birneck* an demselbigen Edelmanne die Probe gemacht.

LIX. Besonders Stück gestohlene Sachen wieder herzuzwingen.

Beobachte es wohl, wo der Diebe heraus zu der Thür oder sonsten wo, da schneid 3 Spänlein in 3 höchsten Nahmen ab, alsdann gehe mit den 3 Spänlein zu einem Wagen, aber unbeschryen, thue ein Rad ab, thue die 3 Spänlein in den Rad Nab hinein, in die 3 höchsten Namen, alsdann treib das Rad hinter sich und sprech, Dieb, Dieb, Dieb, kehr wieder um mit der gestohlenen Sach, du wirst gezwungen durch die Allmacht Gottes, † †.† Gott der Vater ruft dir zurück, Gottes Sohn wend dich um, dss du must gehen zurück, Gott der H. Geist führet dich (30) zurück bis du an dem Orte bist, wo du gestohlen hast, durch die Allmacht Gottes must du kommen, durch die Weisheit Gottes des Sohnes habest du weder Rast noch Ruh bis du deine gestohlene Sach wieder an seinen vorigen Ort hast, durch die Gnade Gottes des H. Geistes, must du rinnen* und springen, kannst weder Rasten noch Ruhen, bis du an den Ort komst wo du gestohlen hast, Gott der Vater bind dich, Gott der Sohn zwingt dich, Gott der H. Geist wend dich zurück, treib das Rad nicht gar zu stark um. Dieb du must komen † † †, Dieb du must komen † † †, Dieb du must komen † † †. Wann du mächtiger bist Dieb, Dieb, Dieb, wann du mächtiger bist als Gott so bleib wo du bist, die 10 Geboth zwingen dich du sollst nicht stehlen, deswegen must du komen † † †. Amen.

LX. Eine rechte approbirte Schussstellung.

Es seynd 3 heilige Blutstropfen Gott den Herr über sein heiliges Angesicht geflossen, die 3 heilige Blutstropfen sind vor das Zündloch geschoben, so rein als unsere liebe Frau von allen Männern war, ebenso wenig soll ein Feuer oder Rauch aus dem Rohr gehen, Rohr gieb du weder Feuer noch Flamm noch Hitz, jetzt geh ich aus, den Gott der Herr geht von mir hinaus, Gott der Sohn ist bey, Gott der heilige Geist schwebt ob mir allezeit, Amen. (31).

LXI. Ein anders.

Glückhaft ist die Stund, da Jesus Christus geboren war, glückhaft war die Stund, da Jesus Christus gestorben war, glückselig ist die Stund, da Jesus Christus von den Todten auferstanden ist, glückhaft seyn diese 3 Stunden über dein Geschüz gebunden, dss kein Schuss gegen mich soll gehen, mein Haut und mein Haar, mein Blut und mein Fleisch nicht soll verletzt werden, mit keinem Bley noch Pulver, Eisen Stahl oder so ist Metall gar nicht blessiret werden, so wahr als die liebe Mutter Gottes keinen andern Sohn gebähren wird, † † † Amen.

LXII. Dass kein anderer kein Wild schiessen kann.

Sprich dessen Nahmen, nemlich Jacob Wohlgemüth,* schiess was du willst, schiess nur Haar und Federn mit, und was du den armen Leuten giebst † † † Amen.

LXIII. Ein besonder Stück einem Mann zu zwingen der sonst vor viele gewachsen.

Ich N. N. thue dich anhauchen, 3 Blutstropfen thue ich dir entziehen, den ersten aus deinem Herzen, den andern aus deiner Leber, den dritten aus deiner Lebenskraft, damit nehm ich dir deine Stärke und Mannschaft.

Habi Massa denti Lantien. I. I. I.

LXIV. Ein Seegen vor und wieder alle Feinde.

Christ Kreuz sey mir N. N. Christ † † überwindet mir alle Wasser und Feuer, Christi † überwindet mir alle Waffen, Christi † ist mir ein vollkomen Zeichen und Heil meiner armen Seel, Christi sey bei mir und meinem Leib in meinem Leben, Tag und Nacht, nun bitte ich N. N. Gott dem Vater durch des Sohneswillen, und bitt Gott den Sohn (32) durch des Vaters Willen, und bitt Gott den H. Geist, durch des Vaters und Sohnes Willen, Gottes H. Leichnam geseegen mich vor allen schädlichen Dingen, Worten und Werken, Christ † vertreibe vor mir alles Uebels, Christ † öfne mir auf alle Glückseligkeit, Christi Kreuz sey mir, ob mir,

vor mir, hinter mir, unter mein (!), neben mein (!), und allenthalben um vor allen meinen Feinden sichtbar und unsichtbar, die fliehen alle vor mir, so sie mich nur wissen oder hören, Enoch und Elias, die zween Propheten, die waren nie gefangen, noch gebunden, noch geschlagen, und kamen nie aus ihrem Gewalt, als muss mir keiner meiner Feinde an meinem Leib und Leben mich beschädigen, verletzen und angreifen können, im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes, des H. Geistes, Amen.

LXV. Eine andere vor Feinde, Krankheit und Unglück.

Der Segen, der vom Himmel, von Gott dem Vater komen ist, da der wahre lebendige Sohn Gottes geboren ward, der gehe über mich allezeit, den Segen den Gott that dem menschlichen Geschlecht, der gehe über mich allezeit, das H. † Gottes, es* so lang und breit als Gott seine so gebenedeyte bittere Marter davon gelitten hat, gesegne mich heut und allezeit, die H. 3 Nägel, die Jesu Christi durch seine heilige Händ und Füss geschlagen worden, die geseegen mich heut und zu allen Zeiten, die bittre Dornen Kron, die Christo Jesu durch sein heiliges Haupt gedrücket worden, geseegne mich heut und allezeit, (33) das Sper durch welches Jesu Christo seine heilige Seiten geöfnet worden, gesegne mich heut und allezeit, das rosenfarbe Blut, das sey mir vor alle meine Feinde gut, und vor alles was mir schaden thut, an Leib und Leben oder Hofgut, geseegen mich zu allerzeit die H. 5 Wunden, damit alle meine Feinde werden vertrieben oder gebunden, da Gott alle Christenheit mir hat empfangen, das hilf mir Gott der Vater und der Sohn, und der heilige Geist, Amen. Also muss ich N. N. so gut und so wohl geseegnet seyn, als der H. Kelch und Wein, und das wahre lebendige Brod, das Jesus den 12 Jüngern an dem grünen Donnerstag Abends gab, alle die mich hassen, müssen mir alle stillschweigen, ihr Herz sey gegen mir erstorben, ihre Zunge verstum̄e, dss sie mir ganz und gar nicht zum Haus und Hof, oder sonst Schaden thun können, auch alle die mich mit ihrem Gewehr oder Waffen wollen angreifen und verwunden, die seyen vor mir unsieghaft, lach* und unwehrsam, das helfe mir die heilige Gottes Kraft die machen alle Waffen und Geschüz unbrauchbar, alles im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes, und des H. Geistes, Amen.

LXVI. Dass einer das Gestohlene Gut wieder bringen muss.

Gehe Morgens früh, vor der Sonnen Aufgang zu einem Wachholder Busch und bieg ihn gegen der Sonnen Aufgang mit der linken Hand und sprich: Wachholderbusch, ich thu dich bucken und drucken, bis der Dieb dem N. N. sein gestohlen Gut wieder an seinen Ort hat getragen, du must ein Stein nehmen, und auf (34) den Busch eine Hirnschale von einem Uebelthäter † † † du must aber Achtung geben, wann der Dieb das gestohlene Gut wieder bracht hat. dss du deinen Stein wieder

an seinen Ort tragest, wie er gelegen ist, und den Busch wieder losmachest.

LXVII. Eine Kugeln Anweisung.

Die himmlische und heilige Pasaunen, die blasen alle Kugeln und Unglück von mir, und gleich von mir ab, ich fliehe unter den Bann des Lebens, der zwölferlei Früchte trägt, ich stehe hinter dem heiligen Altar der christlichen Kirchen, ich befehle mich der H. Dreyfaltigkeit, die* N. N. verbarg mich hinter des Frohnleichnams Jesu Christi, ich befehle mich in den Wunden Jesu Christi, dss ich von keiner Menschen Hand werde gefangen, noch gebunden, nicht gebauen*, nicht geschossen, noch gebunden, nicht gestossen, nicht geworfen, nicht geschlagen, eben überhaupt nicht verwundet werden, das hilf mir N. N. welches* dieses Büchlein bei ihm trägt, der ist sicher vor allen seinen Feinden, sie seyn sichtbar und unsichtbar, und so auch der, der dieses Büchlein bei sich hat, der kan ohne dem ganzen Frohnleichnam Jesu Christi nicht ersterben, in keinem Wasser ertrunken, in keinem Feuer verbrennen, auch kein unrecht Urtheil über ihn gesprochen werden, darzu hilf mir † † †.

LXVIII. Ein anders.

Der Seegen Gottes des him̃lischen Vaters der gehe über mich, der Seegen, den der H. Patriarch Jacob über seinen Sohn Joseph that, (35) da er in Aegypten verkauft ward, der gehe über mich N. N. der Segen den Tobias that über seinen Sohn gleiches Nahmens, da er in fremde Lande gieng der gehe über mich N. N. der Seegen den Johannes that, da er Jesum in Jordan getauft hat, der komm über mich J. der Seegen Johannes des Kelch Evangelisten der kom̃e über mich N. N. der helf mir an Leib und Seel im Namen † † †.

LXIX. Ein anders.

Ich beschwöre dich Geschüz Stahl und Eisen, alle Waffen gut und böss, bei Christi Blut und bey den 5 Wunden, bei diesem und bei der Hochzeit Christi, dass ich nicht beschädiget kan werden, im Nahmen † † †. Amen.

LXX. Vor dem Husten.

Nimm Wachholder-Beer, Zuckerbrod und Wermuth, koch es unter einander und es über den Magen zu legen.

LXXI. So einer im Frühlinge das erstemal das Vieh austreibt.

Das liebe Vieh geht diesen Tag und so manchen Tag und das ganze Jahr über manchen Graben, ich hof und trau, da begegneten im 3 Knaben, der erste ist Gott der Vater, der andere ist Gott der Sohn, der dritte ist Gott der H. Geist, die behüten mir mein Vieh Blut und Fleisch und

macht* ein Ring um sein Vieh und den Ring hat gemacht Mariam* ihr liebes Kind, und der Ring ist beschlossen mit 77 Schlösser, das behüt mir Gott mein Vieh sein Blut, Milch und Fleisch, dss mir kein böser Mensch anschaue, keine böse Hand mir angreif, kein böser Wind anweh, kein Thier beiss, wie auch kein wildes Thier zerreiss, kein Baum fällt, keine Wurzel stecke und kein Dieb nimt und wegführt im Anfange das erstemal sey geschlossen* und das ganze Jahr mit † † † also fest beschlossen (36).

LXXII.* Vor das Zahnweh.

St. Petrus stund unter einem Eichenbusch, da sprach unser lieber Herr Jesu Christ zu Petro, warum bist du so traurig. Petrus sprach: Warum wollt ich nicht traurig sein, die Zähne wollen mir im Mund verfaulen, da sprach unser lieber Herr Jesus Christ zu Petro: Peter geh hin in Grund und nimm Wasser in den Mund, und spey es wieder aus in Grund † † † Amen.

LXXIII.* Wenn ein Schaaf oder ander Vieh das Bein gebrochen, wie ihm zu helfen.

Beinbruch ich segne dich auf diesen heutigen Tag, dss du wieder werdest gerad bis auf den 9ten Tag, wie nun der Liebe Gott der Vater, wie nun der liebe Gott der Sohn, wie nun Gott der liebe H. Geist es haben (!) mag, heilsam ist diese brochene Wund, heilsam ist diese Stund, heilsam ist dieser Tag, da unser lieber Herr Jesus Christus geboren war, jetzo nehm ich diese Stund steh über diese brochene Wund, dass diese brochene Wund nicht geschwell und nicht geschwehr, bis die Mutter Gottes ein andern Sohn gebähr, †. †. †.

Zu obigen Beinbruch muss folgendes Pflaster gebraucht werden, als erstlich einen guten Schuss Pulver klein gestossen, alsdann nimm Hefen, so viel als ein halbes Ey und das Klare von 2 Eyer durch einander gemacht und übergeschlagen, ist approbirt.

LXXIV.* Dass einer von allen Stricken und Banden könne frey werden.

Wie der Sohn dem Vater gehorsam war, bis (37) zu dem Tod des Kreuzes, also behüte mich der ewige Gott heut durch sein rothenfarbiges Blut, durch die H. 5 Wunden, welche er am Stamme des Kreuzes bekomen und erlitten hat, also muss ich bloss (!) und wohlgesegnet seyn, als der Kelch und das wahre Himelsbrod, das Jesus seinen 12 Jüngern both, am grünen Donnerstage Jesus ging über das rothe Meer und sahe in das Land also müssen zerreissen alle Strick und Band, zerbrochen alle Rohr, Gewehr und Waffen gestellet seyn, und stumpf und unbrauchbar seyn, den Seegen den Gott that da er den Menschen erschaffen hat, der gehe über mich

N. N. allezeit, den Seegen den Gott that, da Jesus und Maria und Joseph in Aegypten flohen, der gehe über mich allezeit, dss ich seye lieb und werth, das gute Kreuz in meiner rechten Hand, damit ich gehe durch die Freye des Landes, dss ich nicht werde erschlichen oder beraubt, nicht geschlagen, beschädiget oder getödtet, behüte mir mein Gott mein Blut und Fleisch vor bösen Stunden und falschen Zungen die von der Erden bis an den Himmel reichen durch die Kraft des heiligen Evangelisten St. Johannes im Nahmen † † †.

LXXV. Waun einer hinausgehet und dieses nachfolgende spricht, so ist er versichert, dss kein Degen oder ander Gewehr über ihn ausgezogen werden kann.

Gott grüss euch ihr Brüder Wohlgemuth*, ihr habt getrunken Jesu Christi Blut, das hab ich getrunken auch zu gut. Gott der Vater ist mit mir, Gott der Sohn ist mit euch, Gott der H. Geist sey zwischen uns beiden und euch allen, dss keiner kein Degenheft oder Scheiden ziehen kann, Herr Jesu dein bin ich, befehle mich Gott dem Vater † † † ich befehle mich der H. Dreyfaltigkeit, ich (38) befehle mich dem süssen Nahmen Jesu Christi, der ob mir ist, so wahr als der Herr lebt und schwebt, so wahr wird mich sein heiliger Engel behüten und bewahren in Hin- und Hergehen, Gott der Vater sey meine Macht, Gott der Sohn ist meine Kraft, Gott der heilige Geist ist meine Stärke, Gottes H. Engel schlagen und jagen alle meine Feind und Diebsketten hinweg* gehen, gleich wie Sonn- und Mond seynd stillgestanden am Jordan, da Josua mit den Philistern schlug. Es stehen 3 Rosen auf Gottes Stirn, die erste ist gütig, die zweyte Sanftmütig, die dritte sein göttlicher Will*, wer darunter ist, muss halten still † † † Amen.

LXXVI. Ein Seegen vor und wieder alle Feind und Unfall.

Jesu dein allerheiligster Titul(!) mit deinem Namen und der siegreichen Ueberwindung der heiligen Ueberschrift des heiligen Kreuzes, das er selbst beschlossen hat zu Ehren, dss er von jederman erfüllet werde, der mache mich N. N. heilig und tüchtig in das ewige Leben. A. M. E. N.* weiters, Maria ist der Seegen der vom Himmel kam, da Jesus Christus geboren ward, der gehe über mich, den der Jakob that über seinen Sohn Joseph, der gehe über mich, den Segen den unser Herr Jesus Christus that bei Einsetzung des H. Abendmahls über das heilige Him̃elbrod und Wein, da ers seinen lieben Jüngern gab, der gehe über mich, den Segen den unsre liebe Frau that über ihren lieben Sohn der gehe über mich, den Segen der Johannes that (39) über den H. Jesu Christi von Nazareth, da er im Jordan taufte mit Wasser und Geist, der gehe über mich, den Seegen den der Herr Jesus gethan hat an den heiligen Oehlberg, da er gebetet, da er Blut und Wasser geschwitzet, der gehe über mich, der Seegen der da

geschahe von unsern lieben Herrn Jusi* Christ, da er zur Erlösung des menschlichen Geschlechts unschüldiger weiss bittere Marter gelitten, der gehe über mich, der Seegen der da geschah, da unser lieber Herr Jesus wieder war vom Kreuz genommen und unsere liebe Frau auf ihren Schoos gelegt, der gehe über mich, der Seegen der der H. Nicodemus und die heiligen Jungfrauen mit Joseph vollbracht über den Herrn Jesum Christ, da sie ihn ins Grab legten, der gehe über mich, der Seegen den der Herr Jesus that da er zur Höllen hinabgestiegen und die Altväter aus des Teufels Banden erlöset hat, den Teufel gefangen und gebunden, der gehe über mich, den Seegen den unser ℋ* Jesus that, da er so verstellter Weis mit den 12 Jüngern nach Emaus gegangen, da er ihnen das Brod gebrochen geseegnet und den Jüngern gegeben, als dann von ihnen erkant worden, draufhin verschwunden ist, der gehe über mich, der Seegen, den unser lieber Herr Jesus that, da er durch die verschlossene Thür eingetreten und zu seinen Jüngern gesagt: Friede sey mit euch, der gehe über mich, den Seegen den unser lieber H. Jesus that, auf den h. Auffartstag und* seine Jünger, ja über die ganze Christenheit, der gehe über mich, den Seegen den unser lieber H. Christus that über seine liebe Mutter als sie gen Himmel fuhr, der gehe über mich, der Seegen den unser lieber H. Jesus sprechen wird am jüngsten Tag zum Trost und Fried der Auserwählten, der gehe über mich, der Seegen den ein jeglicher Christ (40) sprechen wird über den zarten Frohnleichnam seines Verdienstes (!) des H. Jesu Christ, der gehe über mich, der Seegen des Jesus von Nazareth der Juden König, gehe über mich, sey bei mir H. Jesu Christi J. ob mir, J. vor mir, J. Also muss ich gesegnet seyn, heut und allezeit, sowohl als der H. Kelch und Wein, und das H. wahre Him̄elbrod, das Gott der Sohn seinen 12 Jüngern gab an dem grünen Donnerstage, vor allen meinen Feinden, sie seyen sichtbar oder unsichtbar, dss sie mich zwar ansehn, aber mit erschrockenen Herzen erstarren und mich nicht ergreifen noch verletzen können, im Namen Gott des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen.

LXXVII. Eine Versicherung vor Schiessen, Hauen und Stechen.

Das heilige Angesicht Gottes sey bey mir, mit ewiger Beschirmung, mein Seel und Leib, mein Ehr und Gut, das hast du in deiner Huth, ob Gott behüte mich durch sein väterlich Gut, es sollen geseegnet seyn alle meine Weg und Strassen allenthalben, des H. Geistes Haupt sey Buse*, der Himmel ist mein Schild, mein Leib ist Stahl, mein Herz sey Helfenbein, heut müssen mir die Geschüz Kugeln und Waffen so lind und weich werden, als der blutige Schweiss war den unser lieber Herr Jesu hat vergossen aus seinem eigenen Leib und Seiten Jesu, das hilf mir, o du starker Gott! o du kräftiger Gott, dss niemand mich schiesse, treffe, haue, schneiden, stechen oder verwunden kan, so geseegne mich heut das H. Kreuz Christi

vor allerley Waffen, die geschmiedet worden vor oder nach Christi Geburt, mein Geschüz soll losgehen wie der Blitz vom Himmel, mein Säbel oder sonsten, was ich hab, soll (41) allein schneiden was er erwischen kann und ergreifen mag, wañ aber das Gewehr kōm̄t aus meiner Hand, so sey dieser Seegen abgewandt, das heilige Paradies sey mir offen von allem Geschüz und Waffen sei mein Leib verschlossen, dss meine Feind meinen Leib nicht schiessen, hauen, stechen noch schneiden, keine Beletzung* beibringen können, die Sonn und Mond leuchten mir Jesus* die H. 12 Botten bedeuten mich, in allen meinen Sachen, es gesegne mich St. Stephan und der den Himmel offen sah und Christum zur Rechten Gottes seines Vaters stehen, dadurch er seinen Feind zu Schaden macht, der stehe mir heut bey, dss mir desto besser sey. Nun segne mich die H. Jungfrau durch ihres lieben Kindlein* einen sei mir gut wieder alle Widerwärtigkeiten, nun segne mich der Seegen des heiligen Propheten Mosen und Patriarchen, nun segne auch heut und allezeit der gewaltthätige Gott Vater, Gott Sohn und Gott heiliger Geist. J. J. J. Amen.

LXXVIII. *Eine Beschüzung, dass wer diesen Seegen bei sich trägt, ein gross Geheimniss mit sich führet, dass es kein Mensch begreifen kann.

Christus mitten im Frieden, durch seine Jünger ging, St. Matheus, St. Marcus, St. Lucas, St. Johannes, die 4 Evangelisten mich N. N. durch die hochgelobte Majestät und die einige Gottheit J. J. J. Amen.

Ende.

Anmerkungen.

(Die Zahlen beziehen sich auf die laufenden Nummern der Beschwörungsformeln.)

I. „Gespenst“ vielleicht aus „gespan = Gefährte“ oder mit „spen, spünne = Muttermilch, spünnen = säugen“ zusammenhängend. Der ursprüngliche Gedanke der Stelle scheint folgender zu sein: mir mögen die Waffen so wenig schaden, als der Jungfrauschaft Mariens ihr Kind Jesus Schaden zufügte. Vergl. Nr. XLIV.

III. Nach Richter sind einige Worte im Manuscripte unleserlich.

IV. Es ist bezeichnend, dass dieser Spruch den aussätzigen Job nennt. Die letzten Zeilen der Beschwörung dürften vielleicht folgendermaassen zu verstehen sein: handelt es sich um die Heilung eines Kindes und befiehlt es derjenige, der die heilenden Worte spricht, so blase man u. s. w. — Vergl. Nr. LXXII.

V. Nach „auf's Wort“ fiel offenbar aus „gehorchten; bei den Worten.“

VI. Ueber diese „Sator-Arepo“-Formel vergl. „Am Urquell, Monatsschrift für Volkskunde“ I. S. 70f. Man beachte das „magische“ Buchstabenquadrat dieser Formel.

VII. „Achtmässig“ wohl doch „ein achtel Maass haltend.“ „Leilachen“ = „Bettlaken, Betttuch, Leintuch.“

VIII. „Trottenkopf“ hängt wohl mit „trotten = gehn, traben“ zusammen, wenigstens scheint dieses Zeitwort auch in dem unsinnigen „tröste“ zu stecken. Das unverständliche „ehlest“ deutet wohl auf „zählest“, wozu Nr. XXI zu vergleichen ist.

X. „Gebühret“ wohl = berührct. — Vor „unser“ ist ein „als“ zu ergänzen. — In dem, in diesem Spruche öfters wiederkehrenden „Vorritten, Ritter, Ritten“ ist wohl ein altes „rite, ritten = Fieber“ zu vermuthen.

XIV. „Bruch“ offenbar für „Buch.“ Vergl. LXVII.

XVI. „Heisch“ wohl gleich „eisch = hässlich, schrecklich.“ Der Spruch ist offenbar sehr verderbt.

XIX. Für das unverständliche „Haben“ sollte vielleicht stehn „in einen Hafen“, welcher Ausdruck in dem Manuscripte öfters und auch in diesem Spruche zu finden ist. — Landwirthe suchen durch verschiedene Mittel die Hexen ihrer Gegend zu „sehen“, um sich dann vor ihnen hüten zu können. Vergl. Kaindl, Zauberglaube bei den Rutenen in Galizien und der Bukowina (Globus LXI, S. 281).

XXI. Vielleicht „mit Maria zu kommen sie pflegen.“ Vom Worte „alle“ angefangen wird der Spruch völlig wirr. — „ein Meisterweis“ = einen Meister weiss? — „Hurth“ = Haufe? — „dieweil ich“ = dieweil dich.

XXV. Im Manuscript ist der Absatz, welcher mit „Gehe“ anfängt, mit dem Titel verbunden.

XXVI. Vergl. Nr. VI.

XXIX. Dieser Spruch ist im Manuscript mit Nr. XXVIII verbunden. Die Nothwendigkeit der Trennung ergab sich aus dem Titel und Inhalt des nächsten Spruches. Der Titel (Gegen brandige Wunden) ist vom Herausgeber ergänzt. — Das zweite „hub“ etwa von beheben (nehmlich den Brand).

XXXII. „Jähren“ = jesen, gesen, gähren.

XXXIII. „Furchten“ = Furchen.

XXXVII. Die Worte „im ersten Buch — aufschlagen kannst“ sind als Parenthese nach dem Worte „Pheat“ einzuschieben; in Genesis II, 11, 13 und 14 (!) werden nehmlich die Flüsse des Paradieses aufgezählt, und zwar nach der Vulgata (1826): Phison, Gehon, Tygris und Euphrat, nach Luthers Bibel: Pison, Gihon, Hidekel und Phrath.

XXXIX. „stehe“ = steche.

XL. Im Titel soll es wohl heissen: sowohl die Menschen als das Vieh zu bestehen (nehmlich im Kampfe, beim „Wehren“). — „Helchen“ von helich = heimlich, geheim?

XLII. Zum Buchstabenkreuz vergl. Nr. XI, ferner auch Nr. XIII.

XLIV. Für „vermachet“ ist offenbar „vermahnet“ zu lesen, das auch einige Worte zuvor steht. Der Sinn ergiebt sich leicht in Beziehung auf die eingangs erwähnte „Jungferschaft“ Mariens. Doch ist auch eine Deutung mit „vermachet“ möglich.

XLV. „Josua“ für „Jesus.“ Der mit „seyn“ beginnende Passus ist unverständlich.

XLVII. An „unsichtbare“ ist offenbar der Passus „heimlich oder öffentlich u. s. w.“ anzuschliessen; alles andere steht in Parenthese; nach „die seyen“ fehlt aber etwa „mein Schutz“; das „nicht“ müsste ausfallen. Gegen Schluss sind wieder einzelne Undeutlichkeiten vorhanden.

XLVIII. Nach „both“ sind offenbar einige Worte ausgefallen. Ebenso ist nach „kann“ ein Wort ausgefallen.

XLIX. „Allein“ = allen. Im Satze „Die Erzengel u. s. w.“ ist offenbar etwas ausgefallen.

LI. „ichs“ = ich sie (nehmlich Tag und Nacht). — „schneeweiser“ = schneeweisser.

LII. Dieser Segen ist offenbar verderbt.

LV. Auch in diesem Segen bleibt manches unverständlich.

LVII. Zu „Will“ vergl. die ähnliche Stelle in Nr. XLIII.

LVIII. Ueber den Schlusssatz dieses Spruches vergl. die Einleitung.

LIX. „rinnen“ = rennen.

LXII. Vergl. zu diesem Segen die Einleitung.

LXV. Der „es“ folgende Passus ist unverständlich. — „lach“ = lass (matt)?

LXVII. Der Satz: „die N. N. u. s. w.“ soll wohl lauten: die (nehmlich Dreifaltigkeit) mich N. N. hinter den Frohnleichnam J. Ch. verbarg. — „gebauen“ = gehauen. — Mit „welches“ = „welcher“ beginnt ein neuer Satz.

LXXI. Der mit „und macht“ beginnende Passus ist verwirrt; „Mariam“ offenbar = „Maria um.“ — Zu „geschlossen“ ist wohl „der Ring“ zu ergänzen.

LXXII. Vergl. Nr. IV.

LXXIII und LXXIV. Zu diesen Sprüchen vergl. die Einleitung.

LXXV. Zum Eingang vergl. die Einleitung. — Nach „hinweg" ist offenbar ein Passus ausgefallen. — Zu „Will" vergl. die ähnlichen Stellen in Nr. XLIII und LVII.

LXXVI. Der Eingang ist verwirrt. — A. M. E. N. = Amen. — Zu „Jusi" vergl. in Nr. XLV „Josua." — Das Zeichen ℋ für „Herr" kommt nur an dieser Stelle vor. — „und" statt „über."

LXXVII. „Buse" = Busse, Entgelt. — „Beletzung" = Verletzung. — Mit „Jesus" beginnt ein neuer Satz, und ist nach diesem Wort ein „und" zu ergänzen. — Nach „Kind-e in" fiel etwas aus.

LXXVIII. Titel und Schluss sind unverständlich.

Besprechungen.

Peralta. Etnologica Centro-Americana. Madrid 1893.

Der mit einer werthvollen Uebersicht der Volksstämme von Costa-Ricà (durch hier massgebende Autorität) ausgeführte Catalog der zur Ausstellung in Madrid (1892) eingesandten Sammlungen des reich ausgestatteten Museums, unter der Verwaltung Alfaro's (von dem die Beschreibung der Gegenstände beigefügt ist). A. B.

Fewkes. Journal of American Ethnology and Archaeology. Vol. II. Boston, 1892.

Beschreibt in der ersten Hälfte (unter genauer Detaillirung) das Ceremonial der Tusayan-Pueblos (sowie der Hopi), im zweiten die Ruinen der Casa Grande (mit illustrirenden Abbildungen). A. B.

Zanetti. La medicina delle nostre donne (studio folk-lorico). Citta di Castello, 1892.

„Avete ristretto i vostri studii al campo delle superstizioni mediche di una sola piccola regione d'Italia, cioé alla città e al contado di Perugia", heisst es in Mantegazza's einleitendem Briefe, aber eine desto trefflichere Monographie ist aus dieser Beschränkung hervorgegangen, einer jener festgelegten Bausteine, wie die Ethnologie derselben bedarf (unter möglichster Erschöpfung des Details). A. B.

De Groot. Le code de Mâhâyâna en Chine. Herausgegeben von der Kgl. Academie der Wissenschaften. Amsterdam 1891.

Ein neues Glied innerhalb der im grossartigsten Umfang angelegten Arbeiten des Verfassers, wodurch, wie gesagt werden kann, zuerst ein tieferer Einblick in die Gedankenwelt der chinesischen Culturwelt wird eröffnet werden (im vorliegenden Fall mit näherem Bezug auf das Klosterleben). A. B.

Brigham. A preliminary catalogue of the Bernice Pauahi Bishop Museum. Ports I—II. Honolulu 1892

mit einer Reihe wichtiger Notizen zur Erklärung der Gegenstände. A. B.

Sievers. Asien, eine allgemeine Landeskunde (mit Abbildungen, Karten und Tafeln). Bibliographisches Institut (Leipzig und Wien).

Im Rahmen der „allgemeinen Landeskunde“, und den dadurch angezeigten Umrissen des Planes, erscheint es als gewagtes Unternehmen, den Erdtheil Asien vorzuführen, unter all' den Verwickelungen seiner geographischen Gliederung und weltgeschichtlichen Strömungen, zurückgreifend einerseits bis auf älteste Vorzeiten und eingreifend wieder in neueste Neuzeit, mit auföffnendem Einblick (neuerdings mehr und mehr) in lang verschleiert umhüllte Gebiete des Ostens und Südens, woher (aus den Culturen Chinas und Indiens) eine Fülle unvorhergesehener Belehrungen nach dem Westen überzufliessen beginnen, für Sichtung und Bearbeitung (in den Einzeldisciplinen europäischer Fachwissenschaft). Die Behandlung Afrikas, im Vorgänger dieses Werkes, könnte bei verhältnissmässig einfacher Sachlage der dortigen Verhältnisse, als ein Kinderspiel gelten, gegenüber der hier gestellten Aufgabe, vor der wohl Mancher zurückgeschreckt wäre.

Sollte sie indess in Angriff genommen werden, — und gewiss war das wünschenswerth (schon zum zusammenfassenden Ueberblick der vielfach noch in Einzelpublicationen zerstreuten Nachrichten jüngsten Datums) —, so konnte die Arbeit in keine geeigneteren Hände gelegt werden, als die des Verfassers, der seine wiederholt erprobte Geschicklichkeit auch diesmal wieder bewährt und die Litteratur mit einem willkommenen Handbuch bereichert hat.

Für die Vorzüglichkeit der Illustrationen, wie sie alle in dem gleichen Verlage erscheinenden Werke auszeichnen, bürgen zugleich die auf dem Titel aufgeführten Namen der Anfertiger. A. B.

The song of the Ancient People. Boston and Newyork 1893.

Diese durch Scott's prächtige Aquatinten illustrirte Dichtung erhält ihren Commentar aus Cushing's eingehender Sachkenntniss und weitere Erklärungen durch Fiske, der auf die in der Alterthümlichkeit der Zuñi und Moqui dem ethnologischen Studium glücklich noch erhaltene Schatzgrube hinweiset, in der von ihm verfassten Vorrede, welche unter Dankesausdruck an die Mitarbeiter mit demjenigen schliesst, der geschuldet wird an „Mrs. Mary Hemenway, to whose enlightend and untiring zeal American archaeology is more deeply indebted, than is ever likely to be generally known“ (voll gewürdigt indess im hiesigen Museum für Völkerkunde, wo ihr Name durch kostbare Schenkungen in steter Erinnerung gehalten wird). A. B.

Latzina, Franc. La Mortalidad habida en 18 ciudades argentinas durante el año de 1889. Buenos Aires, 1891. — 450 S. Lex. 8°.

Das in diesem stattlichen Bande enthaltene Material über die Sterblichkeit in 18 der grössten Städte Argentiniens während des Jahres 1889 ist die Frucht der Thätigkeit der demographischen Officin, welche eine Abtheilung des National-Departements für Hygiene bildete. Die genannte Officin hatte „Gesundheitsärzte“ in allen Hauptstädten des Landes seit 1888 unterhalten. Die Finanzkrisis, welche das Land durchmacht und welche die Regierung zwingt zu sparen, wo sie kann, veranlasste 1890 die Einziehung dieser Aerzte.

Das ganze Werk besteht aus Tabellen, welche die Sterblichkeit in den einzelnen Städten vorführen nach: Monaten, Alter der Verstorbenen, ihrem Civilstande, nach Nationalität und ganz besonders speciell nach der Todesursache, wobei wieder der Kindersterblichkeit die grösste Sorgfalt gewidmet ist. H. Polakowsky.

III.

Grundlinien einer Systematik der prähistorischen Archäologie

von

Dr. **MORIZ HOERNES,**

Privatdocent für prähistorische Archäologie an der Wiener Universität.

(Vorgelegt in der Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 11. März 1893.)

Was Prähistorie sei, und wie sie betrieben werden müsse, das lernt man natürlich aus der Erfahrung, wenn nicht einzig, so doch viel besser, als durch jede systematische Anweisung. Der Mensch auf geschichtlichen Culturstufen steht, wie man bald erkennt, in anderem geistigem Rapport zu uns, als der prähistorische Mensch. Nicht nur in Folge ihrer eigenen Art, — die sie Schriftdenkmäler erbten und Schriftdenkmäler hinterliessen, sich an der Vorwelt maassen und der Nachwelt eingedenk waren, — sondern auch in Folge der Art, wie wir uns mit ihnen zu beschäftigen pflegen, scheinen unsere Vorläufer in der Geschichte Alles, was sie geschaffen, für uns geschaffen zu haben. Daher suchen wir uns ihnen freundschaftlich zu nähern, sie von ihren zugänglichen Seiten zu fassen und betrachten „die Alten“ als ein Stück von uns, ja als unser besseres Theil, als Vorbilder in manchem oder in jedem Sinne. Ihre „Denkmäler“ sind wirkliche Denkmäler. Wir streben uns an ihnen zu bilden, zu erbauen. Was dazu nicht geeignet ist, bleibt zumeist von der Betrachtung ausgeschlossen. Unsere Gedanken an das historische, namentlich an das classische Alterthum sind selbstische, beschränkt-humanistische, und die ganze Geschichte sammt der zu ihr gehörigen Archäologie erscheint Vielen in einem trivialen pädagogischen Lichte.

Der prähistorische Mensch verstand die Kunst der Selbstdarstellung noch nicht. Er hat uns keine kanonischen Werke hinterlassen, die unser Urtheil stützen, aber auch bevormunden. Hier nahen wir dem Object auf einem andern Wege, den uns nicht die Kunst, sondern die Natur vorgezeichnet. Die Beschäftigung mit dem prähistorischen Menschen gleicht der Jagd auf ein scheues Wild, das sich vor uns verbirgt und zurückzieht. Wie der Waidmann einem selten bobachteten Thiere durch die Wildniss nachschleicht und die Spuren seiner Thätigkeit verzeichnet, so verfolgen

wir diesen ungeschlachten Bewohner unserer Erde durch die Nacht der Zeiten, um uns ein treues Bild von seinem Wesen und Treiben zu verschaffen.

Dennoch dürfen wir es wagen, die prähistorische Archäologie den philologischen Disciplinen beizuzählen. Wie die einzelnen Wissenschaften nicht an sich, sondern nur in ihrer jeweiligen Beziehung zu einander Haupt- oder Hülfswissenschaften sind, so besitzt die vorgeschichtliche Alterthumswissenschaft in der Ethnologie der Naturvölker jenes Organ, aus welchem ihr die sonst vermissten literarischen, eine rein philologische Behandlung erfordernden Quellen strömen. Hier reicht eine Fülle schriftlicher und bildlicher Zeugnisse einerseits in das fernste geschichtliche Alterthum zurück, — beispielsweise zu den Darstellungen fremder Völker auf ägyptischen Denkmälern, — andererseits bis in die Gegenwart herauf, wo sie häufig, aber bekanntlich nicht immer, mit der exacten wissenschaftlichen Darstellung zusammenfallen, und wo uns häufig, aber wieder nicht immer und namentlich nicht für Jeden, eine Nachprüfung durch Autopsie gestattet ist. Diese Zeugnisse sind, mit wenigen Ausnahmen, keine directen; aber das erschwert nur, es hindert nicht ihre Verbindung mit absolut viel älteren, relativ gleichzeitigen archäologischen Denkmälern. Auch kann wohl Niemand einwenden, dass wir der Ethnologie ein ihr gehöriges Material entfremden. Die Ethnologie sucht, wenn sie ihrem Namen nicht untreu werden will, etwas Anderes: Erkenntniss der Menschheitglieder, die wir Völker nennen. Das sind Glieder einer jüngeren und höheren Ordnung. Was Völker eigentlich zu solchen macht, können wir in unserem Zeitalter des Nationalitätenkampfes recht deutlich sehen. Nicht die Sprache allein macht sie dazu, noch weniger die Rasse, sondern die Bildung. Auf ganz niedrigen Culturstufen müsste man eigentlich von Völkern gar nicht reden. Die somatische Anthropologie untersucht den Menschen zuerst in seiner Totalität gegenüber den verwandten Erscheinungen in der Natur und lässt dann die Rassenlehre folgen. Die Wissenschaft vom Menschen als einem Culturwesen verfährt ähnlich. Von dem Allgemeinen, Ungeschiedenen, von dem rein culturgeschichtlichen Elemente der Urzeit, in das man die Frage nach Rassen und Völkern, nach physischen Merkmalen und sprachlicher Zugehörigkeit vielfach nur zum Schaden der Wissenschaft eingeführt hat, steigt sie über verwischte Grenzen zu den höheren Ordnungen empor und gelangt über die Völkerindividuen zu den Einzelindividuen, welche die wahren Blüthen am Baume der Culturgeschichte darstellen.

Es ist kein Zweifel, dass zur Auffassung der prähistorischen Formenwelt im Grossen und Ganzen gröbere Sinne genügen. Feine stylistische Unterschiede, die eine lange Vorbildung und ein eigenes Organ erfordern, giebt es hier nicht. Ihr haben sich daher zahlreich jene Geister zugewendet, welche es reizt, aus dem Vollen, Neuen zu schaffen, erste Ordnung in ein massenhaft vorhandenes Material zu bringen oder an der

täglichen Mehrung desselben mitzuwirken. Aber die Zeit ist vorüber, wo wir für jeden Beitrag dankbar sind, auch wenn er, behaftet mit den Zeichen falscher oder beschränkter Auffassung, nicht nur den Fachkreisen, sondern der vollen Oeffentlichkeit geboten wird. Die meisten Theilnehmer am Werke der prähistorischen Archäologie bedürfen methodischer Schulung und des freien, erhebenden Ueberblickes über die Gesammtheit der Wissenschaft. Hierzu möchte auch die nachfolgende Skizze in aller Bescheidenheit dienlich sein.

A. Definition.

Die prähistorische Archäologie ist einerseits ein Theil der allgemeinen Alterthumskunde, andererseits ein Theil der Anthropologie. Ihr Material bildet einerseits ein Glied — und zwar das erste — der Stufenfolge, die sich in verticaler Richtung bis auf unsere Tage fortsetzt; andererseits ist es horizontal über die ganze Erde ausgebreitet. In diesen beiden Dimensionen kann man die Wissenschaft würdigen und ihr näher treten. In ersterer Hinsicht ist ihr Verhältniss zu den anderen (den historischen) Zweigen der Alterthumswissenschaft, in letzterer ihre Stellung zur somatischen Anthropologie und zur Ethnologie zu erörtern. Der Name „prähistorisch“ vermittelt uns, richtig gefasst, bereits jene doppelte Begriffsbestimmung, indem er einerseits eine zeitliche Grenzbestimmung, andererseits eine gegenständliche oder Inhaltsbestimmung enthält. Die erstere für sich allein würde nur zu einer oberflächlichen Definition hinreichen. Wo die Geschichte anfängt, endet die Vorgeschichte. Damit ist eine Zeitgrenze ausgesprochen, die in den verschiedenen Erdräumen, bei den einzelnen Menschengruppen an sehr verschiedener Stelle liegt. Das prähistorische Element ist das culturelle Urelement, welches im Anfange den ganzen Erdball umfluthet, soweit Menschen wohnen. Im Anbeginn, soweit wir einen solchen kennen oder voraussetzen müssen, ist auf Erden Alles prähistorisch; dann erheben sich gleichsam aus diesem Meere nach einander die älteren Culturgebiete höherer Art an das Licht der Geschichte. Von da an nimmt das Prähistorische immer mehr und mehr den Charakter eines zurückweichenden, den Culturträgern entschwindenden Elementes an. Allbekannte Beispiele solcher emportauchenden Culturgebiete sind Aegypten, Vorderasien, Griechenland, Italien, Mitteleuropa, Nordeuropa, die Neue Welt. Die aussereuropäischen Naturvölker als Hort und Zufluchtsstätte prähistorischer Lebensformen bedürfen einer eigenen Untersuchung, ehe man sie als reine Typen der primitiven Menschheit (oder als degenerirte Ueberreste einer älteren Bevölkerung) auffasst. Auch auf alten Culturgebieten constatiren wir hin und wieder einen Rückfall aus geschichtlichen in prähistorische oder richtiger „zwischengeschichtliche“ Zeiten. Solche sind in Mitteleuropa nach dem Sturze der Römerherrschaft eingetreten, und das beste Beispiel jenes traurigen Wechsels bietet uns

die Geschichte Wiens, das nach dem Erlöschen der antiken Cultur in seinen Mauern erst im elften Jahrhunderte n. Chr. wieder genannt wird.

In diesem Sinne bildet die Prähistorie eine Ergänzung, eine Nebenwissenschaft der Geschichte, und so ist sie auch vielfach, namentlich von Localhistorikern, ausschliesslich aufgefasst worden. Funde, die ihres örtlichen Zusammenhanges wegen Interesse erregen, werden den jüngeren Quellen angereiht. Man dringt an der Hand ungeschriebener Urkunden mit sehr geringer Sicherheit einige Stufen weiter abwärts in die Vergangenheit der heimathlichen Scholle und giebt sich damit zufrieden. Die Gravitation zur literarisch beglaubigten Historie verleitet zu vorzeitiger und unnöthiger Namengebung. Irrthum und Schwäche sind die Folgen dieser beschränkten einseitigen Bestrebungen.

Zu einer tieferen Definition leitet uns die gegenständliche Bestimmung, die in dem Namen der Prähistorie liegt. Diese Wissenschaft ist die Archäologie des Menschengeschlechtes auf seinen ersten, primitiven Culturstufen. Sie hat nicht, wie die Aegyptologie und ähnliche Zweige der Alterthumswissenschaft, die Denkmäler eines bestimmten räumlichen Gebietes zu behandeln. Noch weniger ist es ihre Sache, die Alterthümer eines oder mehrerer bestimmter Völker darzustellen. Die Prähistorie schliesst die Urgeschichten der einzelnen Völker (als germanische, slavische u. dgl. Urgeschichten), in welchen Denkmäler und direkte sprachliche Zeugnisse vorliegen, geradezu aus, obwohl sie einen Theil derselben, jedoch unerkannt, anonym, gleichsam wider ihr Wissen und Wollen, enthält. Sie steht principiell auf einem anderen Boden als die Geschichte und die Ethnographie, in welcher jüngere Entwickelungsphasen zur Erscheinung kommen. Ihr Princip ist ein rein culturwissenschaftliches und lässt die Rassen-, Völker- und Ländergrenzen durchaus zurücktreten. Am ehesten könnte man sie mit der classischen Alterthumswissenschaft vergleichen, insofern auch diese eine ideale Einheit als bestimmtes, lange fortwirkendes Glied in der Entwickelung der Menschheit darstellt. Allerdings zeigt uns diese Vergleichung sofort den Gegensatz, welcher darin besteht, dass die antike Einheit, ausgehend von den bescheidensten räumlichen und zeitlichen Grenzen, immer weitere Ausdehnung gewinnt und heute in gewisser Weise den ganzen Erdkreis umspannt, während die prähistorische Einheit gerade umgekehrt von der allerumfassendsten Ausdehnung in Raum und Zeit immer mehr und mehr Einschränkung erfährt und in ihren Ueberresten heute nur mehr beim niederen Volke und einigen Splittern der Menschheit in entlegenen Erdräumen angetroffen wird. Es giebt ein anonymes oder analphabetisches Weltzeitalter, ein Zeitalter, in welchem keine Schrift, d. h. für uns keine bewusste Erinnerung existirt. Der Mensch vor dem Anbeginn historischer Nachrichten, der vorgeschichtliche Mensch, — das ist der Mensch mit unvollkommenem Selbstbewusstsein, der Jüngling in dem Stadium vor der Aufzeichnung seines ersten

Tagebuchs, seines ersten Gedichtes: die unreife Menschheit vor dem Durchbruch und der Ausbildung eines ihrer wichtigsten Fortschritts-Organe. Auf die anonymen folgen, wenn man will, die pseudonymen oder mythischen (halbgeschichtlichen) und dann erst die geschichtlichen Culturperioden. Der Prähistoriker gleicht dem Arzt, der es mit einem Kinde zu thun hat und den Zustand desselben diagnostisch feststellen muss, ohne sich mit dem Kranken besprechen zu können. In diesem Sinne haben wir die Archäologie des Menschengeschlechtes als ein in sich geschlossenes Ganzes allen anderen Zweigen der Alterthumswissenschaft gegenüberzustellen. Sie hat einen beschränkten und doch universellen Charakter. Es fehlt die Selbstdarstellung in Bild und Wort. Wir müssen durchaus verzichten auf eine der edelsten Triebfedern zum Studium der classischen Archäologie: auf den bildenden und erziehenden Werth der Kunstbetrachtung und Kunstwissenschaft. Dafür lehrt die Prähistorie vor allen anderen philologischen Disciplinen, gerade wegen ihres Mangels an direkten geschriebenen Zeugnissen, scharfäugige Umsicht in dem Kreise ihrer Quellen und zugleich die grösste Kühnheit, wie die grösste kritische Strenge in der Benutzung derselben. Sie ist in dieser Hinsicht, zufolge ihrer grossartigen Mittelstellung zwischen den Natur- und Geisteswissenschaften eine höchst moderne, von Lebenskraft strotzende Disciplin. Gerade der untergeordnete, oft schmerzlich empfundene Charakter ihrer direkten Zeugnisse, die gewaltigen, unheimlich starren Lücken der Ueberlieferung lassen uns das Fehlende nie vergessen, bewahren uns vor eitler Selbsttäuschung und weisen uns auf andere Zweige der Alterthumswissenschaft hin, die aus so ganz anderen, so viel reicheren Quellen schöpfen. Wer vorurtheilsfrei an die bisherigen Leistungen der Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte herantritt, der muss den Eindruck empfangen, dass er im vollen Kreise um das Studienobjekt herumgeführt wird, dass wir dem Menschen nicht in einseitiger Beleuchtung näher treten, wie grosse Lücken und dunkle Stellen das Bild auch noch aufweisen mag.

Das kommt zum Theil von der Energie und Freiheit moderner naturwissenschaftlicher Forschung, die ihre inductive Methode hier mit der angewandten Logik der Philologie verbindet, dann von der Eigenart des Objectes und dem Zustande der Ueberlieferung, welche beide kein Fastidium, keine Vorliebe für Dieses oder Jenes gestatten, sondern Vielseitigkeit erheischen, nicht zum mindesten aber von den äusseren Umständen des Werdens und der Erstlingsjahre dieser Wissenschaft, wie sie uns die Geschichte derselben zeigt. Männer der verschiedensten Richtungen: Geologen, Aerzte, Linguisten, Techniker, Geistliche haben sich, Jeder vorwiegend von seinem Standpunkte aus, mit ihr beschäftigt, und nicht zuletzt haben zahlreiche Laien, Privatleute mit den verschiedensten, oft persönlichen Interessen ihre Sache gefördert. Es ist hier der Cavaliere und bürgerlichen Gutsbesitzer zu gedenken, welche den künstlichen For-

mationen ihres Grundes und Bodens ihr Augenmerk widmen, der Sammler, durch deren stille Thätigkeit sich fast ungewollt, wie von selber, herausstellt, wie gross die Menge der vorhandenen prähistorischen Zeugnisse ist, und wie sie nach den verschiedensten Richtungen hin Aufschluss geben. Die Prähistorie ist gleichsam ein breiter Strand im Meere der geschichtlichen Dinge, auf welchen Alle stossen, die eine grosse historische Entwickelung bis zu ihrem zeitlichen Ausgangspunkt verfolgen. Alle Wege führen dahin, und die Befriedigung, die sie den Suchenden zu gewähren vermag, ist in erfreulichem Wachsen begriffen.

Ein ausgezeichneter deutscher Archäologe sagt einmal gelegentlich von der classischen Archäologie, dass es ihre lohnende Bestimmung bleibe, die Lücken der schriftlichen Ueberlieferung zu ergänzen und zu einem treuen Gesammtbilde des unendlich fortwirkenden antiken Lebens beizutragen. In der prähistorischen Archäologie ist dies wesentlich anders. Wir haben keine Lücken auszufüllen, keine Beiträge zu leisten; wir müssen Alles von unten aufbauen. Für uns griff kein blinder Sänger wie Homer in die Saiten; kein treuherziger Erzähler wie Herodot berichtet uns, was er auf seinen Wanderungen erkundet; geschweige denn, dass ein Thukydides, ein Polybius, ein Tacitus uns Männer, Schauplätze und Ereignisse mit sonniger Klarheit vorführt. Allerdings verfügt auch die Prähistorie über ein erhebliches Quantum literarischer Quellen; allein ohne das Gerüst der direkten Zeugnisse sind sie null und nichtig, und über den Grad der Einsicht, der aus ihnen allein gewonnen wird, belehrt uns hinlänglich die frühere Betrachtung der menschlichen Urgeschichte, ehe man durch unmittelbare Bodenuntersuchung das wahre Substrat derselben zu gewinnen wusste.

Die Prähistorie als Archäologie des Menschengeschlechtes ist also einer der drei grossen Theile der Anthropologie und steht neben den beiden anderen theils selbständig, theils als Hülfswissenschaft, sowie sie auch ihrerseits jene beiden Zweige theils als selbständige Neben-, theils als Hülfswissenschaften betrachtet und ihnen demgemäss entweder dient oder sie benutzt. Die ältesten Zeugnisse von der Physis des Menschen und das fossile Material zur Lehre von den Urrassen liefert sie als „prähistorische Anthropologie“ und eine ähnliche Stellung gegenüber der Ethnologie vindicirt ihr der in Italien und Frankreich zur Geltung gekommene Name „Paläoethnologie“, den wir aus Eingangs angedeuteten Gründen nicht für synonym mit dem Namen „prähistorische Archäologie“ ansehen können. Das Ziel der Anthropologie, mit deren formaler Begriffsbestimmung wir uns hier nicht aufhalten wollen, muss hauptsächlich in die grösstmögliche Erweiterung unseres Gesichtskreises gesetzt werden. Der Begriff der Menschheit, des „humanum“, bleibt einseitig, wenn er bloss aus der Geschichte oder den zufälligen Erfahrungen des einzelnen Beobachters hergenommen wird. Die geschichtliche Ueberlieferung zeichnet

uns einige jüngere Zweige rasch aufsteigender Entwickelung bei einzelnen Völkern. Wie ein von Ast zu Ast hüpfender Vogel wechselt der Historiker seinen Sitz bei wenigen Nationen, die der Reihe nach hoch ans Licht emporgedrungen sind. Die Anthropologie giebt sich damit nicht zufrieden. In steter Rücksicht auf das grosse Ganze sucht sie zu dem Stamm und den Wurzeln des Baumes, das ist: zu der natürlichen Geschichte der menschlichen Gesellschaft, hinabzudringen.

Was Theodor Waitz als die oberste Aufgabe der Anthropologie bezeichnet: die Vermittelung des naturwissenschaftlichen und des historischen Theiles des Wissens vom Menschen, die Erörterung der Naturgrundlagen der Geschichte, das fällt hauptsächlich der Prähistorie zu. Es sei gestattet, an einem Beispiele zu zeigen, wie die Vorgeschichte unseren Horizont erweitert. Mommsen, wo er in seiner Römischen Geschichte von der Ausbreitung der umbrisch-sabellischen Stämme auf der italischen Halbinsel handelt, findet es „peinlich, davon zu sprechen“, weil diese Völker in der Geschichte keine andere Rolle spielen, als dass sie vom verwandten latinischen Stamm allmählich unterworfen und entnationalisirt werden. „Denn die Kunde von dem Eigenleben jener Völker kommt zu uns, wie der Klang der Glocken aus der versunkenen Stadt.“ Wir kennen die Ursprungssage Roms und auch die Gründungssagen jener Völker. Hier wird erzählt, wie die Sabiner, gedrängt von den Umbrern, einen heiligen Lenz gelobten, d. h. unter dem Namen der Samniter, der Picenter, der Hirpiner u. s. w. neue Sitze gründeten, geführt von einem Stiere, einem Specht, einem Wolfe. Die Betrachtung der prähistorischen Politieen ist gewiss keine erfreuliche Sache. „Wenn ein wanderndes Volk“, sagt Nissen in seiner Italischen Landeskunde (I, 553, anlässlich der Latinisirung der italischen Stämme) feste Wohnsitze errungen hat, beginnt seine Einheit sich zu lockern, der Heerbann sich aufzulösen in Gaue und Gemeinden, deren Verkehr und gegenseitigen Austausch das Gebirge behindert. Wo das erste Dämmerlicht der Geschichte die Anfänge Italiens erhellt, zeigt es uns die Stämme in eine Unzahl selbständiger Fürstenthümer zerfallen. Nach der gedankenvollen Ausführung des Thukydides wird die vorgeschichtliche Epoche überhaupt durch Schwäche und Vereinzelung gekennzeichnet. Die zunehmende Arbeitstheilung und die durch sie bedingte Zunahme des Verkehrs heben die Vereinzelung und die daraus entspringende Schwäche wieder auf. Mit der Gründung von Städten beginnt die höhere Entfaltung der Cultur. Das ganze Alterthum hindurch, von den Anfängen bis ans Ende sind Städtegründungen und Culturfortschritte aufs Engste verschwistert gewesen.“ [1])

Darum steht an den Anfängen der Geschichte Italiens mit Recht die Betrachtung der städtebauenden Etrusker und der colonieugründenden

1) Bei der dauernden Festsetzung der Barbaren in den romanisirten Donauländern und im Ostalpengebiet äussert sich der Culturwechsel am deutlichsten wieder in dem

Griechen, und das wahrhaft classische Gegenbild zu den auseinanderlaufenden Sabinern bildet der Zusammenlauf der Gemeinde, welche der Sage nach die erste Bevölkerung Roms abgegeben hat. Aber Städte und Staaten erschöpfen nicht den Wirkungskreis der Menschheit. Wie wenig weiss die Prähistorie überhaupt von Stämmen und Stammesgrenzen! Und doch hat sie uns, gerade auf dem Boden jener classischen Halbinsel, von den Höhlen- und Hüttenbewohnern der Steinzeit, von den bekannten, hypothetisch schon den Italikern zugewiesenen Terramaren bis zu der Ablösung altitalischer durch etruskische Cultur diesseits und jenseits des Apennins eine ansehnliche Zahl von Culturgruppen und Culturperioden gezeigt.

Abgesehen von den älteren, mehr generellen und für die menschliche Entwickelung überhaupt charakteristischen Culturstufen, finden wir schon in einer frühen Bronzezeit zahlreiche und eigenartige, meist keramische Formen, die auf einen nahen Zusammenhang zwischen Oberitalien und der Balkanhalbinsel hindeuten, dann, gegen den Schluss dieser Periode, sogar Spuren dunkler Beziehungen zwischen Mykenae und den Terramaren der Poebene; unmittelbar nachher treffen wir in der ersten Eisenzeit, innerhalb der noch rein prähistorischen Villanovagruppe, Zeugnisse orientalischen (ägyptisch-phönikischen) Einflusses. Auch das erste Auftreten der Etrusker diesseits und jenseits des Apennins ist historisch so gut wie gar nicht bezeugt und erhellt nur aus den Funden, die nach und nach eine immer klarere Sprache zu reden beginnen. Aus dem Wechsel der Bestattungsformen wird auf die Veränderung der ethnologischen Basis in diesem Culturprozess geschlossen. Ob mit Recht, das ist derzeit noch fraglich. So wenig wissen wir in der Prähistorie von Völkern und acuten Ereignissen! Wir sehen eine folgerichtige Entwickelung, die sich über Jahrhunderte erstreckt, in grossen Zügen vor sich gehen, — das Museo Civico in Bologna lässt sie am besten überblicken, — aber von politischen Verhältnissen und Herrschern, von Staaten und Städten ist dabei nicht die Rede.

B. Gliederung.

1. Propädeutik.

Wie in anderen Disciplinen, bildet die Geschichte der Wissenschaft auch hier die natürliche Einleitung zur Darstellung ihrer Methode. Sie hat zu zeigen, wie aus der ersten, instinctiven, gleichsam naturnothwendigen Beschäftigung mit den Objecten der Wissenschaft mehr und

---

Verschwinden der Städte, in der Aufrichtung haltloser kleiner Herrschaften und im Abbruch der Verbindungen mit Italien. Noch einmal tritt prähistorisches Leben an die Stelle des geschichtlichen und weicht erst nach Jahrhunderten einer neuen, von Westen ausgehenden Christianisirung und Colonisation.

mehr die bewusste herauswächst, wie in der richtigen oder vermeintlichen Erkenntniss ihres Zieles eine vorschnelle Ordnung des Materiales nach verfehlten Gesichtspunkten erfolgt. Sie lehrt uns, wie jede zur Herrschaft gelangte Auffassung der Alterthümer der Menschheit, sei sie nun aus vermeintlichen Offenbarungen, aus alten Historikern und Mythographen, aus tendenziösen Schilderungen der Naturvölker und entwickelungstheoretischer Deduction oder einseitig und hochmüthig aus archäologischen Quellen hergenommen, dem Geiste ihrer Zeit entspricht und mit diesem wieder begraben wird. „Es gilt, die richtigen Anschauungen, die täuschenden Irrwege, die endliche Erkenntniss eines wissenschaftlichen Principes in der Beschäftigung mit den Denkmälern aufzuweisen, die darauf gegründeten literarischen Darstellungen und die gewonnenen literarischen und unterrichtenden Hülfsmittel kennen zu lernen“ (Stark, Systematik und Geschichte der Archäologie der Kunst). Daran schliesst sich als erster grosser Theil der Methodologie die Quellenkunde. Wir unterscheiden, wie bemerkt, literarische Zeugnisse und Denkmäler, das ist tastbare Ueberreste. Auf die geschriebenen Nachrichten und Darstellungen aus dem Leben der Naturvölker, auf die zumeist subjectiv gefärbten Berichte der Geschichtsschreiber und Reisenden aus alter und neuer Zeit sind alle die guten Grundsätze der philologischen Methode anzuwenden, zuletzt auch jene direkte, durch die Phantasie vermittelte Anschauung, ohne welche die logische oder inductive Reconstruction schliesslich immer erlahmt. Bezüglich der Anthropologie hat es in feinsinniger Weise der um die staatliche Pflege dieser Wissenschaft so hochverdiente preussische Staatsminister von Gossler (auf der XXII. allgemeinen Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Danzig) ausgesprochen: „dass die letzte wissenschaftliche Wahrheit auf dem Wege der sogenannten exacten Forschung allein nicht erreicht werden kann, und dass von der letzten Stufe der Forschung zur Wahrheit gleichsam ein Funke hinüberleitet, welcher ausgelöst die Kluft überspringt unter der Wirkung einer Kraft, die wir als Einbildungskraft zu bezeichnen pflegen. Das wissen wir Alle; wann aber dieser Moment eintritt, wann die Einbildungskraft die exacte Forschung ablösen darf, das ist nach der Natur der Wissenschaft und nach der Natur der Forscher verschieden zu beantworten“ (Corr.-Blatt der D. anthrop. Ges. XXII, S. 81).

Für die Einreihung der literarischen Zeugnisse unter die Quellen der Prähistorie ist in zielbewusster, objectiver und zusammenfassender Weise noch nichts geschehen. Die älteren, in ihrer Sparsamkeit oft sehr kostbaren, wenn auch schwer zu behandelnden Nachrichten sollten eigens zu jenem Zwecke mit allen kritischen und exegetischen Hülfsmitteln in einem Corpus gesammelt herausgegeben und in einem eigenen periodischen Organe erläutert werden. Bei den massenhaften, schwer zu übersehenden, aber nicht in ihrem vollen Umfange brauchbaren jüngeren Ueberlieferungen

wäre durch die Kritik die Basis zu einem ähnlichen, aber eklektischen Vorgange zu gewinnen. Das Erste, was wir verlangen, ist, dass Ordnung in dieses Material gebracht und dass es vor willkürlicher und oberflächlicher Benutzung möglichst geschützt werde.

Auch dem Ueberblick der tastbaren Denkmäler muss eine vorläufige Ordnung derselben nach Hauptgruppen und eine zusammenfassende Geschichte dieser Quellen vorangehen. Der Ueberblick selbst ist in doppelter Weise zu geben: 1. in primärer Ordnung, als territoriale oder topographische Uebersicht; 2. in secundärer Ordnung als Museographie. Die primäre Uebersicht bezieht sich mehr auf die Fundstätten, die unbeweglichen Objekte, die secundäre mehr auf die beweglichen Funde. Jene zeigt uns die verschiedenen Culturschichten der einzelnen Fundgebiete unter dem Einfluss blind waltender Naturkräfte, — diese die mit Absicht und Bewusstsein hervorgebrachten Veränderungen des Zustandes und der Lagerung prähistorischer Objecte und macht uns bekannt mit der Behandlung, welcher sie, oft von sehr verschiedenen Gesichtspunkten, durch spätere Generationen der Menschheit unterworfen worden sind. Wir bemerken die verschiedene Auffassung, die in der Vereinigung prähistorischer Sammlungen hier mit kunstgeschichtlichen, dort mit naturwissenschaftlichen Collectionen zum Ausdruck kommt, aber auch die verschiedenen Principien der Ordnung, Aufstellung u. s. w. Wir können uns hier wieder der Worte Stark's bedienen: „Die Aufgabe besteht zunächst darin, das einzelne Denkmal möglichst wieder an die ursprüngliche Stätte und in den ursprünglichen Zustand, entkleidet aller späteren Umgestaltungen, zu versetzen.“

Als ein Mittelglied zwischen der Quellenkunde und den weiteren Theilen der Methodologie — einerseits Anhang zur ersteren, andererseits Einleitung und Vorstufe zur Kritik und Erklärung — betrachten wir die Lehre von der Aufsuchung, Erschliessung und Behandlung der Fundstätten und beweglichen Fundobjecte. Sie zerfällt, entsprechend der doppelten Uebersicht, die wir für die Denkmäler fordern, in einen topographischen oder territorialen und einen musealen Theil. An die Kenntniss des Geschehenen hat sich die Kenntniss Dessen, was geschehen soll, anzuschliessen. Hier haben die Wege und Recepte zur Ausgrabung und Erhaltung (Restauration u. s. w.) der Funde im Terrain und im Museum ihre Stelle zu finden.

Die Prähistorie kann in mancher Hinsicht freier, rücksichtsloser schalten, als die classische Archäologie. Denn in noch höherem Grade, als diese, darf sie die monumentalen Ueberreste als Erkenntnissquellen, nicht als Erkenntnissobjecte auffassen. „Es hat der Archäologie“, sagt Stark, „ausserordentlich geschadet, dass man jedwedes tastbare Object aus dem Alterthum mit gleichem Kunstenthusiasmus empfing und sofort die ästhetische Werthschätzung mit dem historischen Interesse verwechselte.“

Nur durch das, was sie aussagen, nicht durch das, was sie an sich bedeuten, sind die prähistorischen Funde der Beachtung werth. Ihnen fehlt ja der ästhetische Werth, um dessen willen es bei Kunstsachen oft zweifelhaft sein kann, ob sie dem realen Leben oder der Wissenschaft angehören.

Die tastbaren Erkenntnissquellen der Prähistorie sind ferner doppelter Art: 1. eigentliche Denkmäler, d. i. archäologische Objecte, wie sie auch in den historischen Zweigen der Alterthumswissenschaft als Zeugnisse auftreten, als: Bauten, Gräber, Werkzeuge, Waffen, Schmucksachen. Diese vermitteln den direkten culturgeschichtlichen Anschluss an die jüngeren Culturgruppen des Alterthums. 2. naturgeschichtliche Zeugnisse, die durch ihre Anwesenheit in den prähistorischen Schichten der ersten Behandlung durch den Prähistoriker zufallen und von diesem kritisch gesichtet und vorläufig bestimmt, verwandten naturwissenschaftlichen Disciplinen, namentlich der Paläontologie im weiteren Sinne, übergeben werden. Hier nehmen die körperlichen Ueberreste des Menschen selbst die erste Stelle ein. Um ihretwillen hat man der prähistorischen Forschung im Rahmen der internationalen Congresse den Doppelnamen „prähistorische Anthropologie und Archäologie“ gegeben. Jene Ueberreste sind aber, wie die Geschichte der Wissenschaft lehrt, keinesweges die ältesten sicheren Zeugnisse der Anwesenheit des Menschen auf Erden. Sie fallen naturgemäss der weiteren eingehenden Behandlung durch die Schwesterdisciplin der prähistorischen Archäologie, d. i. durch die somatische Anthropologie, anheim; die Ergebnisse der Untersuchung werden aber dann von der Prähistorie wieder aufgenommen und ihrem Gesammtbilde einverleibt. Eine vollkommen strenge Scheidung zwischen culturgeschichtlichen und naturgeschichtlichen Erkenntnissquellen lässt sich kaum durchführen. Der Grad der Bearbeitung ist oft ein so geringer (besteht nur in der Uebertragung des Gegenstandes von seinem natürlichen Fundort an eine Wohnstätte oder in ein Grab), dass die naturwissenschaftliche Bestimmung und die aus ihr zu ziehenden Schlüsse die Hauptsache bleiben. Aber auch die Körner des vom Menschen gebauten Getreides, die Reste der von ihm gesammelten Waldfrüchte, die Knochen der von dem Menschen gezüchteten und geschlachteten oder auf der Jagd erlegten, gefangenen und verzehrten Thiere, ja sein eigener, künstlich deformirter Schädel, sein durch Zahnfeilung entstelltes Gebiss sind gleichsam Uebergänge zwischen den beiden Gruppen, indem sie auch schon als Werke von Menschenhand betrachtet werden können. Obwohl hier im Grunde nur ein gradueller Unterschied obwaltet, hat die Prähistorie doch in ganz anderer, viel innigerer Weise in Contact mit der Naturwissenschaft zu bleiben, als z. B. die classische Archäologie, und von jener auf Schritt und Tritt Bestimmung und Belehrung zu empfangen.

Wenn sich hierin die Zugehörigkeit der Prähistorie zur Anthropologie und überhaupt zu den Naturwissenschaften klar ausspricht, so drückt sich

andererseits in einer Art von Gegengewicht innerhalb unserer Quellen ihr Zusammenhang mit der historischen Alterthumswissenschaft besonders deutlich aus. Unter den culturgeschichtlichen Denkmälern haben wir nehmlich noch eine Scheidung vorzunehmen, welche auf einer grossen und wichtigen Scheidung der prähistorischen Zeiträume überhaupt beruht. Die letzteren zerfallen in absolut- und relativ-prähistorische Zeiträume. Erstere nennen wir jene, in welchen das prähistorische Urelement noch vollkommen ungestört die ganze Erde beherrscht, wo es auf Erden noch durchaus an Schrift und Geschichte mangelt. Damit wäre etwa die paläolithische und der grösste Theil der neolithischen Periode zu bezeichnen. Relativ-prähistorisch sind dagegen jene Zeiten, welche in dem einen Gebiete noch vorgeschichtlich, in dem anderen aber schon geschichtlich sind. Hierher gehören alle durch den Metallgebrauch charakterisirten Perioden. Die relativ prähistorischen Zeiten reichen sehr weit herab; mit Rücksicht auf Skandinavien müssen sie in Europa bis um das Jahr 1000 n. Chr. ausgedehnt werden.

In der Erforschung der absolut prähistorischen Denkmäler sind wir unabhängig von der Kenntniss historischer Alterthümer. Das Studium der relativ prähistorischen Moumente erfordert aber vielfach — umsomehr, je weiter wir in der Zeit herabgehen, — historische und archäologische Kenntnisse. Wir unterscheiden also, nachdem wir die naturwissenschaftlichen Quellen bereits bei Seite gestellt haben, unter den culturhistorischen Zeugnissen: 1. rein prähistorische Objecte; 2. relativ-prähistorische Objecte (Importartikel, Nachahmungen, auf Anregungen durch höhere Culturträger zurückzuführende Erzeugnisse), welche der Archäologie der historischen Zeiträume (Numismatik, Epigraphik u. s. w.) zur Bestimmung zu übergeben sind.

So erscheint die prähistorische Archäologie in der Behandlung ihrer Quellen nach zwei Seiten hin von der Mithülfe verwandter, unter sich höchst verschiedener Wissenschaften abhängig. Es muss uns daher im höchsten Grade nützlich erscheinen, wenn sich einerseits Natur-, andererseits Alterthumsforscher mit prähistorischen Objecten beschäftigen und ihre speciellen Kenntnisse an dieselben heranbringen. Indessen wird ihre Beschäftigung nach der entgegengesetzten Seite hin nothwendig unfruchtbar bleiben. Die wahrhaft berufenen Vertreter der prähistorischen Archäologie wären etwa solche Anthropologen, welche das Studium der Naturvölker in eigener Anschauung getrieben haben und welche es dennoch über sich gewinnen, von dem Spaten geleitet, in prähistorische Erdschichten hinabzusteigen und mit aller Intensität prähistorische Typologie zu treiben. Leider scheint es keine Männer zu geben, welche solcher Entsagung fähig wären.

Damit ist auch schon angedeutet, was wir uns als Aufgaben der Kritik und Erklärung, als der letzten Vorstufen zur Darstellung des

gesammten Stoffes, denken. Die nächste Aufgabe ist die Aufstellung von Typen und Variationen derselben. Sie fusst auf dem Boden vielfältiger Vergleichung der Objecte einzelner Gattungen. Zur gründlichen archäologischen Formenkunde, die wir in der Prähistorie heute so hoch stellen, weil sie so selten angetroffen wird, muss dann das Ergebniss kritischer Beschäftigung mit den literarischen Zeugnissen — womöglich auch die autoptische Kenntniss eines Bruchtheils von dem Gegenstande derselben, d. i. noch unverwischter Ueberreste primitiver Cultur im wirklichen Leben — hinzutreten. (Es ist zu diesem Behufe nicht unbedingt nothwendig, nach Africa oder Südamerica zu gehen; bei gehöriger kritischer Vorsicht genügt es, Länder zu kennen, die sich gleichsam auf der Schattenseite der europäischen Cultur befinden oder auch nur zu der einfachsten Ausprägung des Menschendaseins im eigenen Volke hinabzusteigen.) Durch die Verbindung dieser beiden Hülfsmittel wird ein tieferes Verständniss der überlieferten Objecte angebahnt, in deren Zweck und Gehalt nur inniger Vertrautheit mit den Formen prähistorischen Menschenlebens einzudringen gestattet ist.

2. Systematische Darstellung.

Die in der Propädeutik entwickelten Lehren geben uns gleichsam das Material geformt und geglättet in die Hand; es gilt nun über dasselbe zu disponiren und es in jene Ordnung zu bringen, welche dem Zwecke der Stoffsammlung und ersten Stoffbehandlung entspricht.

Wir unterscheiden drei sich ergänzende Formen der Gesammtdarstellung prähistorischer Alterthümer: die systematische, die typologische und die historische. Dass die historische als Schlussglied erscheint, bedarf nicht vieler Worte und ergiebt sich für uns, wie für die classische Archäologie, aus dem Beispiele der Philologie. Wir erstreben die wissenschaftliche Darstellung der primitiven Menschheit, ihrer vollen Ausprägung in der Urzeit und ihrer hinschwindenden Erscheinung in den späteren Zeiträumen. Die Schilderung der prähistorischen Perioden setzt mit Nothwendigkeit eine prähistorische Formenlehre voraus, welche, wie die Grammatik, Metrik, Poetik, Rhetorik im Studium der Sprachen und Literaturen, die Grundlage jeder weiteren Erkenntniss bildet.

Nicht so einfach und selbstverständlich erscheint die Trennung dieser Formenlehre in zwei Gebiete, welche uns das Charakteristische und Eigenartige der prähistorischen Cultur, unabhängig von der Frage nach der Zeitstellung, vorführen sollen. Um uns die Verschiedenheit eines systematischen, d. i. allumfassenden, lückenlosen, und eines typologischen, d. i. engeren, aber intensiveren Theiles der prähistorischen Formenlehre im Bilde klar zu machen, können wir uns die Gesammtheit dieser Formenwelt unter der Figur eines vollen Kreises vorstellen, dessen Peripherie überall die Grenzen verwandter Wissenschaften berührt. In diesem

Kreise erscheinen, namentlich gegen den Rand hin dichter gesäet, vereinzelter gegen den Mittelpunkt, grössere und kleinere Flecken: sie bedeuten die Stellen, welche wir mit unseren direkten oder archäologischen Zeugnissen zu decken im Stande sind. Der weitaus grössere Theil der Kreisfläche bleibt weiss und unbedeckt, wenn wir uns zu seiner Ausfüllung nicht der literarischen Hülfsmittel, der geschriebenen Urkunden über die primitiven Lebensformen der Menschheit bedienen. Die systematische Darstellung soll nun den vollen Kreis umfassen und muss sich daher vorwiegend auf geschriebene Zeugnisse stützen. Die archäologischen Zeugnisse werden nur mit verwendet, an ihrer Stelle eingefügt, aber mehr um ihnen den gehörigen Platz anzuweisen, als um sie der Darstellung zu Grunde zu legen. So gewinnen wir einen vollen Ueberblick über den prähistorischen Lebenskreis. Im typologischen Theil der Formenlehre verzichten wir dann auf die literarischen Fundgruben und behandeln dafür mit aller Intensität die monumentalen Quellen.

Die systematische Darstellung sucht auf Grund ihrer breiten, quellenmässigen Basis über alle möglichen Dinge Bescheid zu geben, welche als specifische Charaktere der Menschheit, als Merkmale unseres Geschlechtes, schon in der Urzeit auftreten oder für dieselbe vorausgesetzt werden dürfen. Unter dem Gesichtspunkt der Einheitlichkeit des Menschengeschlechtes gegenüber der übrigen Natur berichtet sie über die Mittel der Ausdehnung der Herrschaft des ersteren über die letztere, so — um nur Einiges zu nennen — über die Alterthümer von Sprache, Religion und Recht, von Familie und Staat, Feuerheerd, Nahrung und Obdach, Kleidung und Schmuck, Waffe und Werkzeug, Industrie und Handel, Wanderverkehr und Schiffahrt, bildende Kunst und Poesie. Sie zeigt das Charakteristische des langsamen und vielfach gehemmten prähistorischen Culturzuwachses gegenüber der raschen und gesegneten Häufung des Culturgutes in geschichtlicher Zeit. Sie lehrt uns indessen auch jenem gegenüber, dessen Maass in unseren Augen die zeitliche Ferne verjüngt, den richtigen Standpunkt einnehmen und belehrt uns über die Grösse vieler Thaten der Vorzeit, welche die Völker des Alterthums an die Namen ihrer Götter und Halbgötter knüpften. Aber wir formuliren jetzt andere Fragen als damals und noch später, als man in naiver Weise nach alten, halbmythischen Ueberlieferungen de inventionibus rerum schrieb. Gewisse allgemeine Fragen historischen Charakters sind hier nicht auszuschliessen, weil sie enge mit dem Wesen jener Culturmerkmale der Menschheit verknüpft sind. Alles Bestimmte und Besondere bleibt dagegen dem historischen Theile vorbehalten. Aber schon hier müssen wir uns klar zu machen suchen, welche Rolle die Naturnachahmung, die Organprojection und andere Aufforderungen in den Erfindungen der Menschheit spielen. Was ist überhaupt Erfindung und wie weit reicht ihre Bedeutung? Wie geht die Ausbreitung des Fortschrittes von einer Menschengruppe zur

anderen vor sich? Wie vollzieht sich die in historischen Zeiträumen fast selbstverständliche Vererbung oder Ueberlieferung des Gefundenen von Generation zu Generation? Mit welchen Schwierigkeiten haben sie zu kämpfen? Wir erwähnten ja schon die Schwäche und Zersplitterung der prähistorischen Menschengruppen, wo wir an dem Beispiel Italiens die politische Nichtigkeit dieser Gruppen zu zeigen suchten. Dazu kommt die Trägheit und Launenhaftigkeit des primitiven Menschen, seine Neigung zum Stehenbleiben auf einmal erreichten Culturstufen, sein Eigensinn und andere böse Eigenschaften, welche es bewirkt haben, dass die modernste „Anthropologie criminelle" in dem heutigen Verbrecher so oft den wiedergekehrten Urmenschen zu erkennen glaubt. Die Ethnographie lehrt uns an vielen Beispielen, dass, wie sich Ratzel ausdrückt, „die Erfindungen sich nicht ausbreiten wie das Feuer auf einer Steppe, welches soweit fortbrennt, als es noch brennbares Material findet, sondern dass der menschliche Wille mit ins Spiel kommt." Dieser „menschliche Wille" ist gemeinhin nichts anderes, als der urmenschliche Widerwille gegen Neuerungen. Wie wäre es sonst möglich, dass in ganz Polynesien mit Ausnahme der kleinen Osterinsel die Töpferei unbekannt ist, dass die Fidschi-Insulaner, nicht aber die benachbarten Tonga-Insulaner, und die Mandanen Nordamerikas, nicht aber die dicht neben ihnen wohnenden Assiniboin („Steinkocher") diese einfache Kunst erlernten?

Die systematische Darstellung hat es mit Beispielen zu erläutern, wie sich an jede neue Erscheinung die Ursprungsfrage knüpft und wie wir uns in concreten Fällen zwischen eigener Erfindung, Entlehnung von auswärts und einer Mittelform (Entlehnung und Umbildung) entscheiden müssen. Pflanzen und Thiere, Getreidebau und Viehzucht, Geräthe und technische Proceduren, Schild und Lanze, Bogen und Pfeil, die Kunst des Steinbohrens, des Metallgiessens u. s. w. u. s. w. kann bei Naturvölkern auf selbständigen Aufschwung, aber auch auf den Abfall vom reicher besetzten Tische anderer Völker zurückgeführt werden. Viele Keime ruhen von Anbeginn in der Menschenbrust und gelangen an den verschiedensten Orten zu unabhängiger, überraschend gleichartiger Entfaltung. Aber auch die Einflusssphären der höher entwickelten Menschengruppen reichen oft in unglaubliche Fernen, und wenn einmal die Entlehnung feststeht, sind erst die Formen und Wege der Beziehungen aufzuspüren, was zu den schwierigsten Aufgaben der Prähistorie gehört.

Die Factoren, auf welche der ungleiche Fortschritt der einzelnen Menschengruppen zurückzuführen ist, bewirken, dass wir schon unter dem Niveau, welches die historischen von den prähistorischen Erscheinungen trennt, gleichsam ein reiches Bodenrelief wahrnehmen, das durch die Erhebung einzelner Theile über den Spiegel des vorgeschichtlichen Elementes an Plastik immer mehr und mehr zunimmt. Jene Factoren sind: 1. die verschiedene Gestaltung und Ausstattung der einzelnen Erdräume; 2. die ver-

schiedenen Anlagen der einzelnen Menschengruppen. Sicherlich hat der Mensch den grössten Theil der Erdoberfläche erst durch Wanderungen kennen gelernt und entweder unbewohnte Räume als Erster besiedelt oder als Zuzügler sich neben eine ältere Bevölkerung eingedrängt. Welches sind die Ursachen dieser Ortsveränderungen? Stärke oder Schwäche, Uebervölkerung, Abenteuerlust, Austreibung, Hungersnoth? In welchen typischen Formen gestaltet sich der Hergang derselben, welchen Gewinn oder Verlust ziehen sie nach sich? Der Erdball mit seinen Länderräumen gleicht einer Urne mit zahlreichen Loosen, die von den einzelnen Theilen der Menschheit gezogen und willig hingenommen oder unmuthig, wenn es ihnen glückt, gegen andere vertauscht werden. Wie sie in den Besitz dieser Loose kamen, wie z. B. die Hamiten nach dem Nillande, die Arier nach Südeuropa oder später die Kelten nach Oberitalien gelangten, das hat die historische Darstellung zu lehren, wenn sie es vermag. Hier, in dem systematischen Theile haben wir nur allgemein gültige Typen von Länderräumen und Menschengruppen aufzustellen und ihre gegenseitige Wirkung kennen zu lernen. Nach Peschel „muss der Anblick der Erdgemälde uns dahin führen, in der Vertheilung von Wasser und Land, von Ebenen und Höhen eine von Anfang gegebene oder, wenn man will, beabsichtigte Wendung der menschlichen Geschicke zu durchschauen.“ Klima, Bodenbildung und allgemeine Naturerscheinung macht Buckle für alle Formen menschlicher Civilisation verantwortlich. In klimatischen Unterschieden sieht man das bildende Princip der Trennung nach Rassen. Aber daneben bleibt immer zu berücksichtigen, dass die Menschheit keine mechanische Masse ist, deren Verhalten in allen Fällen aus jenen Naturgrundlagen resultirt und daraus allein berechnet werden kann. Ein bekanntes und oft citirtes Beispiel gegensätzlicher Bodenbeschaffenheit ist das für die alte Welt so unvergleichlich wichtige Länderpaar Aegypten und Hellas. Niemand denkt wohl, dass es zu den gleichen geschichtlichen Resultaten geführt hätte, wenn die Hellenen im Nillande und die Hamiten in Hellas eingewandert wären.

Gegen das Ende der prähistorischen Perioden erscheint die Vereinzelung als ein unheilvoller Zustand, welcher die zersplitterten Gruppen der Menschheit dem Joch geeinter höherer Culturträger preisgiebt. In früheren Epochen ist sie ein Segen. Die isolirten Gruppen haben sich gegenseitig nichts zu bieten, aber sie haben ihre Eigenart auszubilden, wozu sie die Abgeschlossenheit mächtig fördert. So sind die Hamiten Africas, so die Semiten Vorderasiens, so die Arier Europas gewaltige Factoren in der menschlichen Culturgeschichte geworden, noch ehe sie in voller politischer Kraft und als Eroberer Anderen ihre Gesetze auferlegten.

In der Verfolgung der Einzelformen werden wir an die geschichtlichen Ausgangspunkte hingeführt. Indem wir betrachten, was ist, stellt sich immer wieder die Frage ein, wie das so geworden; und sofern wir auch

hier allgemein gültige Typen erkennen, behandeln wir diese Fragen in systematischer Weise und ordnen den Stoff dieses Theiles der Darstellung in Grundfactoren (Länderräume und Menschengruppen), Entwickelungsfactoren (Erfindung, Entlehnung, Umbildung, Ueberlieferung) und schliesslich in Einzelformen (Sprache, Religion, Familie u. s. w.). In den ersteren erblicken wir gleichsam die Wurzeln des Ganzen, in den Entwickelungsfactoren sehen wir den Stamm desselben und in den Einzelfactoren die Zweige und Aeste mit ihren Blättern, Blüthen und Früchten.

3. Typologische Darstellung.

Der systematische Theil, wie wir ihn denken, ist gleichsam allgemeine Urgeschichte, Abstraction aus tausend und aber tausend concreten Erscheinungen, Reconstruction und Geschichte der primitiven Ideen und ihres Ausdruckes in grossen Einheiten. Die typologische Darstellung beschäftigt sich dagegen eingehender mit den technischen Einzelformen der urgeschichtlichen Cultur. In diesen engeren Horizont fällt das Correlat der Ideen, wenn es mit dem Stempel des entsprechenden fernzeitlichen Ursprunges geprägt ist und jenem räumlich begrenzten Kreise angehört, welcher in Folge des Entwickelungsganges der prähistorischen Studien für uns von besonderer Bedeutung ist. Wie dort durch die Vielseitigkeit der Betrachtung, durch den Reichthum der aufgebotenen Gedanken, wird hier durch die Beharrlichkeit der Anschauung, durch Eingehen auf die minutiösesten Details der äusseren Form die Durchdringung des Stoffes erreicht. Es gilt die durch direkte Ueberlieferung gesicherte Darstellung der prähistorischen Lebensformen nach den Denkmälern selbst, eine archäologische Ergänzung des systematischen Theiles durch Behandlung der Typenreihen, die der Prähistoriker in den archäologischen Sammlungen und bei Ausgrabungen findet, studirt und erweitert. Das gesprochene Wort, der gesungene Ton sind längst vom Winde verweht, eine Fülle vorauszusetzender concreter Dinge ist unter dem Einfluss der Atmosphärilien bis auf den letzten Rest dahingeschwunden. Wir besitzen die Knochen mit den Ansatzstellen der Musculatur, aber Fleisch und Fett, Haut und Haar sind verzehrt und liegen uns so fern, wie die Grimassen und Tanzbewegungen, die Rechts- und Religionsanschauungen und die politischen Verbände dieser Menschen, was wir Alles nur im Spiegel der indirekten Tradition zu erkennen vermögen und womit wir uns hier nicht weiter beschäftigen. Statt der verschiedenen Formen des Glaubens an ein Jenseits oder an ein Reich der Todten haben wir die Typen und Ausstattungen wustvoller Gräber, statt politischer und Stammesgebiete kennen wir nur Culturgebiete, statt der verschiedenen Formen des Bogens und der verschiedenen Weise, ihn zu spannen, haben wir oxydirte Pfeilspitzen, statt tättowirter oder bemalter Gestalten mit ausdrucksvoller Miene

und Geberde, mit dem lebhaften Colorit von Haut, Haar und Augen haben wir vermorschte Skelette oder oft nur calcinirtes und zerstückeltes Gebein, das uns zur Noth ein paar Zähne, Schädelsplitter und Röhrenknochenfragmente erkennen lässt. So geht es Schritt für Schritt an der Krücke der Noth und des Mangels durch alle Gebiete urzeitlichen Menschendaseins, das uns auf dieser Wanderung häufig genug die absolute Leere zeigt, wo wir im systematischen Theil buntes Leben kennen gelernt haben.

Andererseits herrscht hier ein Reichthum im Kleinen und Einzelnen, den wir, angesichts jener vielseitigen Lebensregungen, in Folge des ererhöhten Standpunktes, den wir zu ihrer Betrachtung eingenommen haben, noch nicht ins Auge fassen konnten, der uns aber jetzt in seinem vollen Umfange beschäftigt. Wir erinnern an das bekannte Beispiel der Fibel. Zweck und Bedeutung dieses unscheinbaren Zubehörs der Kleidertracht, ihr Platz in der Reihe der Schmucksachen wird im systematischen Theile bestimmt. Nun entpuppt sich aber dieses kleine Geräth als ein Leitobjekt ersten Ranges für die vorgeschichtlichen Metallperioden Europas und entwickelt eine Variabilität, ein ausdrucksvolles organisches Leben und andere Eigenschaften, die es für uns so werthvoll machen, wie etwa die Münzen für den Archäologen auf historischem Gebiete. Aehnlich steht es mit dem Beile, dem Schwerte, dem Dolche, dem Messer, der Nadel, dem Ringe, dem Thongefässe u. s. w. u. s. w.

Ausser dem, was sie über prähistorisches Leben an sich aussagen, haben diese Gegenstände noch eine andere Bedeutung. An ihrer Hand trennen und verbinden wir Culturgruppen und Culturperioden. Während der systematische Theil gleichsam in horizontaler Erstreckung die Zuständlichkeit, die Gesammtheit sich wechselseitig ergänzender Erscheinungen ins Auge fasst und sowohl die zeitlichen, als auch die räumlichen Unterschiede soviel als möglich zurücktreten lässt, bewegt sich der typologische Theil in der aufsteigenden Linie zahlreicher kleiner, mehr oder minder local begrenzter Entwickelungen und nähert sich dadurch der historischen Darstellung. Diese letztere behandelt das Meiste, was hier festgestellt wird, einfach als Voraussetzung und stützt sich darauf.

Seiner Centralstellung entsprechend ist der typologische Theil das wichtigste Glied in dem ganzen Organismus der prähistorischen Archäologie. Seine Ergebnisse haben den sichersten Bestand. Hier arbeitet der Prähistoriker in unabhängiger Ruhe, ungestört von den Erschütterungen, die sich aus Nachbargebieten in die umfassenderen Theile seiner Wissenschaft, in den systematischen und den historischen, fortpflanzen. In dem Ausbau des typologischen Theiles haben sich daher die fähigsten und am meisten methodischen Köpfe erprobt, welche der Prähistorie ihre Dienste geweiht haben und unter welchen hier nur Otto Tischler genannt sei.

4. Historische Darstellung.

Die Ausgestaltung des typologischen Theiles ist vielfach von Zufälligkeiten abhängig, die uns das Eine gewähren, das Andere entziehen, die uns Manches finden lassen und vieles Andere lange Zeit oder für immer vorenthalten. Er ist ein Auszug des Ganzen, ein Werk der Resignation, das auf Anerkennung, aber kaum jemals auf begeisterte, freudige Zustimmung rechnen darf. Die grösste Energie wohnt dagegen dem historischen Theile inne. Hier muss die Wissenschaft vom vorgeschichtlichen Menschen wieder alle ihre Mittel zusammenraffen und mit concentrirter Kraft einem Ziele entgegenführen, dessen Erreichung ihr der eigene Name schon zu verwehren scheint. Während der systematische und der typologische Theil vorwiegend beschreibender Art sind, verfährt der epische Theil der Prähistorie mit vordringender Kühnheit und sucht mit Hülfe der ersteren den vollen Weg von der menschenlosen Urzeit des Planeten bis zum Anbruch geschichtlicher Zeiträume in ganz Europa als eine Bahn von ungezählten Jahrhunderten zurückzulegen. Indem wir die Zeugnisse der menschlichen Entwickelung in historischer Folge zu ordnen streben, haben wir die Lücken der Ueberlieferung vorläufig mit den Nothbrücken begründeter Hypothesen und Vermuthungen zu überspannen.

Es entrollt sich zunächst eine Reihe naturwissenschaftlicher, dann eine Reihe culturgeschichtlicher Probleme. Die ersteren betreffen die physische Entstehung und Entwickelung der vorgeschichtlichen Menschheit. Virchow hat sie folgendermaassen formulirt: „Wie ist der Mensch entstanden? Wie haben sich die einzelnen Rassen und Stämme gebildet? Haben alle Menschen, gleichviel welcher Rasse oder welchen Stammes, eine gemeinschaftliche Abstammung oder giebt es mehrere Urrassen? Entscheidet man sich für die Einheit des Menschengeschlechtes, wo war sein Ursitz, und wie gestalteten sich von da aus die auseinandergehenden Wanderungen und Verzweigungen der Geschlechter? Und wiederum, wenn erste Menschen die Ahnen der ganzen Menschheit waren, stammten sie ihrerseits von anderen Geschöpfen ab, von denen sie sich allmählich durch eine fortschreitende Ausbildung ihrer Organisation entfernten?“

Das sind, wie man sieht, Fragen der prähistorischen Anthropologie, wenn man will, Cardinalfragen der Anthropologie überhaupt, allein solche, die wir in der historischen Darstellung unseres Stoffes nicht umgehen können. Die Fragen nach dem Wie?, Wann? und Wo? der Entstehung unseres Geschlechtes nöthigt uns zur Vergleichung des Menschen mit recenten und fossilen Anthropoiden, zur Prüfung angeblicher Hinterlassenschaften des Tertiärmenschen, zur Beschäftigung mit den Hypothesen über die Wiege der Menschheit, mit Lemurien, Australien, Nordamerica, Westeuropa, mit den Theorien der Monogenisten und Polygenisten. Selbstständig hat die prähistorische Archäologie hier nur einen Theil der

kritischen Aufgabe besorgt, im Uebrigen entlehnt sie das fertige Material zu dieser Darstellung aus den Arbeitskammern der Paläontologie und der somatischen Anthropologie.

Die culturhistorischen Fragen beginnen ebenfalls mit der ersten Unterscheidung zwischen Mensch und Thier. Der Trennungsstrich, den wir so eben in physischer Hinsicht zu ziehen hatten, muss hier auf dem geistigen Gebiete mit philosophischem Tiefblick noch einmal gezogen werden. Damit stehn wir an dem Uranfange aller menschlichen Cultur. Im Weiteren handelt es sich um ein Gewebe aus den Fäden, die im systematischen und im typologischen Theile gesponnen wurden. Der erstere ist maassgebend für die Breite, der letztere für die Länge der Darstellung. Neu ist aber nicht nur die Form der Darstellung, die ihren Ausgangspunkt und ihr Ziel in bestimmten zeitlichen Grenzen (erstes Erscheinen des Menschen — Anbruch geschichtlicher Perioden) findet, sondern namentlich auch das paradigmatische Verfahren, wodurch dieser Theil der prähistorischen Archäologie, mit allem Vorbehalt für fernere Entdeckungen und frei von vorschnellen Verallgemeinerungen, die vorgeschichtliche Entwickelung der Menschheit an den besser erforschten Erdräumen und Menschengruppen exemplificirt, wie er das nach dem heutigen Stande der Wissenschaft eben thun muss. Eine den ganzen Erdball umfassende Vollständigkeit, welche der systematische Theil wenigstens anstreben darf, kann von dem historischen nicht gefordert werden. Dieser behandelt seinen Gegenstand nach grossen Entwickelungsperioden. Er sucht die Ausdehnung derselben in Raum und Zeit zu ermitteln, beschränkt sich aber in der pragmatischen Darstellung auf die besser erkannten Culturgruppen, da es ihm nichts nützen würde, abgerissene Notizen aus anderen Gebieten als Ballast mitzuführen. Sein Hauptgebiet ist die „Alte Welt“, ein genügend grosser Theil der bewohnten Erde, in welchem die Menschheit von den frühesten, überhaupt bekannten Stationen auf verschiedenen Wegen zur Entfaltung historischer Würde und Bedeutung gelangt ist. Es ist lohnender und lehrreicher, den Faden der Erzählung von den diluvialen Bewohnern Frankreichs und Deutschlands zu den Kelten und Germanen, als von den prähistorischen Gräbern irgend eines Indianerstammes zu den spanischen Conquistadoren des XVI. Jahrhunderts hinüber zu spinnen.

Auch innerhalb Europas und seiner Nachbargebiete kann die historische Darstellung nicht auf alle Thatsachen den gleichen Werth legen. Sie wahrt sich das alte Recht der Auswahl der Facten und wechselt den Schauplatz so oft, als sie es zur eindrucksvollen Schilderung der Ereignisse und Zustände für nothwendig findet. Hinsichtlich bestimmter Perioden wird sie bestimmte Länderräume bevorzugen und kann die bezüglichen Abschnitte mit Vor- und Rückblicken auf die angrenzenden Zeiträume ausstatten, wodurch die localen Interessen befriedigt und nach Thunlichkeit abgerundete Bilder geschaffen werden.

So ist die paläolithische Periode mit der Frage nach den europäischen Urrassen, zu welchen namentlich westeuropäisches Material auffordert, so die neolithische mit ihren zahlreichen neuen Grundlagen, die Periode, in welche man das erste Auftreten der Arier setzt, so sind endlich die metallischen Perioden der Vorgeschichte: Bronzezeit, Hallstatt- und La-Tène-Periode, — Zeiträume grosser Culturbewegungen mit localen Umsiedelungen der bedeutendsten arischen und nichtarischen Völker Alteuropas, der Griechen, Italiker, Illyrier, Etrusker, Kelten, Germanen, — abzuhandeln. Jedes europäische Land von Sicilien bis Lappland und von Portugal bis zum Kaukasus wird einmal oder mehrmals bedeutungsvoll in den Gesichtskreis der Darstellung treten. Daneben beansprucht der Orient unsere volle Aufmerksamkeit, einmal seiner eigenen Vorgeschichte wegen, dann als einflussreicher historischer Zeitgenosse der vorgeschichtlichen Entwickelung Europas. Man wird in der Berücksichtigung dieses Factors so weit nach Osten gehen, als es die Mittel gestatten, wo möglich bis nach China und Japan, ohne jedoch zu vergessen, dass für den eigentlichen Zweck der Darstellung Aegypten und Mesopotamien wichtiger sind, als jene ostasiatischen Länder, die vielleicht nur durch eine allgemeine Aehnlichkeit der Entwickelung, höchstens durch den gleichen Ausgangspunkt gewisser Impulse, mit der Prähistorie Europas zusammenhängen.

Je weiter wir gegen das Ziel der Darstellung vorschreiten, desto enger ziehen sich die Grenzen der Culturperioden in Raum und Zeit zusammen. So werden wir, in allmählichem Uebergange der G e s c h i c h t e, der Herrschaft erlesener Classen und der Bedeutung einzelner hervorragender Individuen, deren Lebensdauer oft eine Blütheperiode in sich schliesst, entgegen geführt. Andererseits mündet der historische Theil unserer Wissenschaft in die Ethnographie. Prähistorie nnd Ethnographie gleichen und unterscheiden sich darin, dass beide den Begriff der Menschheit über die von der Geschichte in herkömmlicher Weise gezogenen Grenzen hinaus erweitern und ergänzen, die erstere aber mehr in der Zeit, die letztere mehr im Raume. Die Prähistorie als die Wissenschaft der Zeitfernen innerhalb der Anthropologie darf sich nicht anmaassen, ebenso in die ferne Zukunft unseres Geschlechtes, wie in die Vergangenheit desselben, blicken zu wollen. Wenn aber jener erstere Ausblick dem Menschen in irgend einer Weise und irgend welchem Ausmaasse gewährt ist, so muss die prähistorische Archäologie unter jene Wissenschaften gerechnet werden, welche hier die Zügelung der Einbildungskraft und die Leitung des Gedankens zu übernehmen haben.

Folgendes wäre demnach etwa das Schema und die wissenschaftliche Ordnung für den Gesammtstoff der prähistorischen Archäologie:

A. Definition.

1. Verhältniss der Prähistorie zur Geschichte und zur historischen Alterthumswissenschaft.
2. Stellung der Prähistorie im Kreise der Anthropologie (ihr Verhältniss zur physischen Anthropologie und zur Ethnologie.

B. Gliederung.

1. Propädeutik.
   a) Geschichte der Wissenschaft.
   b) Quellenkunde.
      α) Literarische Quellen: 1. direkte, 2. indirekte.
      β) Denkmäler (*Uebersicht* in 1. primärer [topographischer], 2. secundärer [museographischer] Ordnung mit der Lehre von der Behandlung der Fundstätten und Fundobjekte. — *Eintheilung* in 1. naturgeschichtliche, 2. archäologische [a) absolut-, b) relativ-prähistorische] Objekte.
   c) Kritik und Erklärung.

2. Systematische Darstellung.
   a) Grundfactoren: Länderräume und Menschengruppen.
   b) Entwickelungsfactoren: Erfindung, Entlehnung, Umbildung, Ueberlieferung.
   c) Einzelformen: Sprache, Religion, Recht, Familie, Staat, Haus und Heerd, Nahrung, Kleidung, Schmuck, Waffe, Werkzeug, Industrie, Handel, Schiffahrt, Künste u. dgl.
3. Typologische Darstellung: Formen der Wohnstätten, Werkstätten, Befestigungen, Opferplätze, Gräber, Depots, dann der Geräthe (Schmuck, Waffe, Werkzeug, Gefäss u. s. w.) in ihrer Bedeutung und Entwickelung.

4. Historische Darstellung:

   a) Naturwissenschaftlicher Theil. (Ursprung des Menschen, Abstammung, Ursitz, Ausbreitung, Rassenbildung.)

   b) Culturhistorischer Theil. (Die geistige Erhebung des Menschen über das Thier. Tertiärzeit. Paläolithische und neolithische Periode. Bronzezeit. Hallstatt- und La-Tène-Periode in Europa. Der Orient; seine eigene Vorgeschichte und die Einwirkung seiner geschichtlichen Culturstufen auf das prähistorische Europa. Erstes Erscheinen der neueren Völker Europas in ihrer historischen Reihenfolge.)

IV.

Die Zaubermuster der Ôrang Sĕmang.

Nach den Materialien des Herrn **HROLF VAUGHAN STEVENS** bearbeitet von **ALBERT GRÜNWEDEL.**

Hierzu Tafel I—IV.

(Vorgelegt in der Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 11. März 1893.)

---

1. Die Kämme.

Zu den wichtigsten Resultaten, welche Herr Vaughan Stevens[1]) während seiner Reisen auf der Halbinsel Malâka erzielt hat, gehört die Thatsache, dass die sogenannten Sĕmangstämme, insbesondere die Orang Panggang von Ost-Malâka[2]), eine Art von Bilderschrift besitzen, welche einerseits dazu diente, mythologische Vorstellungen, Namenszeichen u. s. w. auf Bambusen zu fixiren, andererseits den Grundstock bildet zu den complicirten Zaubermustern, welche die genannten Stämme als Schutzmittel gegen Krankheiten zu verwenden gewohnt sind. Insofern diese Muster aber, wie aus einer Notiz des Reisenden hervorgeht, gewissermaassen als Recepte für die zu verwendenden Heilkräuter eingeschnitten werden, — abgesehen von dem ihnen direkt innewohnenden schützenden Zauber, — können auch die ihnen zu Grunde liegenden Elemente als eine Art Schrift bezeichnet werden. Herr V. Stevens hat mit ungemeinem Fleiss ein umfangreiches, aber von vielen anderen Notizen unterbrochenes Material zusammengebracht, welches er, wie er wiederholt versichert, an verschiedenen Stellen von verschiedenen Leuten hat prüfen lassen. Er hat sich selbst die Mühe gegeben, für die gesammelten Muster die Normen festzustellen; wie weit er damit ins Klare gekommen ist, wird sich aus dem Folgenden ergeben.

Ein eigentlicher Abschluss scheint bis jetzt nicht gefunden zu sein, doch enthalten die Materialien, welche Berichterstatter, weil sie am

---

1) Vergl. über H. V. Stevens' Reisen: Zeitschrift f. Ethnologie, Verh. 1891 (829 ff.) und 1892 (139 ff) und Veröffentlichungen aus dem Königl. Museum f. Völkerkunde 2, Heft 3—4; 3, Heft 2 (im Druck).

2) Vgl. Zeitschrift f. Ethnologie, Verh. 1892 (440 Note).

leichtesten zu überblicken waren, hiermit zuerst vorlegen will, so ausserordentlich viel Neues, dass sich dadurch die Herausgabe wohl genügend empfiehlt.[1]) Die Mythologie der Sĕmang-Stämme von Ost-Malâka, welche in den demnächst erscheinenden „Veröffentlichungen des königlichen Museums“ gedruckt werden soll, wird im Folgenden vorausgesetzt. Was die Sĕmang-Worte betrifft, so bezeichne ich die englische Orthographie des Reisenden mit „ “; wo die malaiische Schreibung von V. Stevens' Munshi vorhanden ist, gebe ich sie im Original; im Uebrigen suche ich eine annähernde deutsche Schreibung herzustellen, welche natürlich keineswegs sicher richtig ist. Es erübrigt noch zu bemerken, dass die Schreibung des Munshi erst nach V. Stevens' Dictat erfolgt ist, also auch nur ganz bedingten Werth hat.

Die Zaubermuster der Orang Panggang, der reinen Sĕmang von Ost-Malâka, kommen in drei Formen vor:

1. auf den, Tîn-leig تيين تيڬ „Tin-laig“ genannten Bambukämmen der Frauen,
2. auf den Gor ڬور und Gar ڬر genannten Bambusen, welche als Köcher für die Blasrohrpfeile und als Schafttheile der Blasrohre (Sĕmang: Blâu بلو, Mal. Sumpit) dienen: es sind dies die Schutzzeichen der Männer,
3. auf den Gi, ڬی „Gee“ genannten Bambusen, welche alle geläufigen Muster enthalten. Mit Ausnahme eines unten zu erwähnenden Ueberlebsels scheinen sie ganz in Vergessenheit gerathen zu sein. Der Reisende konnte kein Exemplar erhalten.

Auf den folgenden Seiten sollen nur die Zauberkämme der Frauen ausführlich behandelt werden, und zwar nur mit V. Stevens eigenen Worten[2]). Etwaige Zuthaten des Berichterstatters sind mit [ ] bezeichnet.

Die Tîn-leig oder Bambukämme der Frauen werden im ganzen Sĕmang-Gebiete getragen, an der Westseite der theilenden Bergkette der Halbinsel von Kĕdah bis Pêraḳ freilich nur mehr als Schmuck, und die Normen für die Composition der Muster sind dort vergessen. Die Muster der Kämme stellen, wie unten des weiteren ausgeführt werden soll, Blumen oder die Hauptheile von Blumen vor, welche als Heilmittel gegen die Krankheit gelten. Der Gebrauch der Kämme (der Sĕmang-Ausdruck ist dafür „telar“: têla) ist der eines Schutzmittels für Frauen gegen Krankheiten und Schäden ohne sichtbare äussere Ursache, z. B. Fieber (Sĕmang:

1) Ich glaube dadurch einer correkten Analyse primitiver Ornamentformen mehr zu nützen, als es durch Schreibtischhypothesen geschehen kann.

2) Das in Veröffentl. 2, 3—4, S. 130[3]) Gesagte gilt auch hier.

pong ڤُوڠ [1]) Bei äusserlichen Verletzungen, z. B. durch einen im Dschangel fallenden Baum oder durch den Biss eines Tausendfüsslers, werden andere Zaubermittel gebraucht [2]), nicht Kämme. Die Sĕmang mit ihrem steifen, zusammengerollten Haar brauchen keinen Kamm zum Kämmen, d. h. um das Haar zurechtzulegen oder auch nur zu schützen. Die Frauen tragen häufig acht Stück auf einmal, bisweilen sogar sechzehn, also einen doppelten Satz, einen hinter dem anderen, so dass die Kämme paarig im Haare stecken. Wenn acht getragen werden, so liegen zwei neben einander mit dem Schild gegen vorne, zwei nach rückwärts und zwei nach jeder Seite, indem die Spitzen oder Zähne ins Haar gesteckt werden, bis an den Schild heran, horizontal genau auf dem Scheitel, natürlich mit kleinen Veränderungen dem Haarwuchse entsprechend, doch so, dass die Zähne flach auf dem Schädel aufliegen. Die Auswahl der Kämme, wie sie an bestimmten Tagen getragen werden, hängt von drei Umständen ab. Zunächst von den Krankheiten, welche etwa in der Nachbarschaft des Stammes herrschen; dann davon, welche Krankheiten von ihnen am meisten gefürchtet sind, und endlich davon, ob andere Frauen in grösserer oder in geringerer Anzahl sich in der Nähe befinden.

Um den letzten Grund zu verstehen, muss daran erinnert werden, dass nach der Vorstellung der Sĕmang die Winde diese Krankheiten mit sich bringen als Strafe für irgend eine Sünde, welche Keii [3]), der Donnergott, damit rächen will. Der Winddämon, welcher von Keii mit dieser Botschaft geschickt wird, fährt über den Kopf des Menschen weg und legt die Krankheit auf die Stirn nieder, von wo aus sie dann auf den ihr gehörigen Theil des Körpers fortschreitet. Der Gott Plê („Play“) aber ist in der Lage, den erzürnten Keii zu besänftigen und die von ihm verhängte Strafe abzulenken dadurch, dass er den Sĕmang Zaubermittel giebt, denen die Winde sich nicht nähern dürfen. Ist also eine Frau mit dem richtigen Tìn-leig geschützt und der Wind berührt ihren Kopf, so trifft er dort den Geruch des Wâs („Wass“: ein Theil des Musters, von welchem unten ausführlich die Rede sein wird), und fällt dadurch auf die Erde herab, bis die Trägerin des Kammes vorübergegangen ist. War das Wâs aber nicht stark genug und die Krankheit ist doch heruntergefallen, so stellt sich der Pâwêr-Zauber (ڤاوِرْ „Pawaire“ vgl. zu „Wass“) als Barre entgegen, dass er nicht weiter gelangen kann und, erschreckt (Sĕmang: ĕntang „'ntung“) über den „Sumpid“-Zauber, Plê's Macht erkennt und herunterfällt, um sich später von dem Winde weitertragen zu lassen. Geschieht

1) [Vgl. Khâsî: pang krank sein, Seuche; dsching-pang Krankheit.]
2) [Vgl. Veröffentl. a. d. Kgl. Museum f. Völkerkunde, 3, 2. (im Druck)].
3) [Vgl. Newbold, Malacca 2, 428 s. v. thunder].

der Angriff aber von der Rückseite, so wird die Krankheit von dem Mos (موسْ, مُسْ) zurückgehalten, d. h. durch die Darstellung, welche als eine Querlinie an der Stelle hinläuft, wo die Zähne an dem Schilde des Tîn-leig ansetzen. Mos ist der Name für die Kelchblätter einer Blume, und genau so, wie die Blume in den Kelchblättern gebettet liegt und bis zum Boden derselben hinunterreicht, so reichen auch die Wâs und Pâwêr genannten Theile an dem Kammschild unter der Mos-Linie hindurch, obgleich man sie nicht mehr sieht, und sind dort am Fusse des Schildes ebenso wirkungsvoll, wie oben. Aber wenn der Wind von der Seite kommt, so trifft er das „Sumpid“ (vgl. unten) und muss wieder wegeilen, ohne die Grenze passiren zu können, da Wâs und Pâwêr wieder unter der Oberfläche liegen.

Wenn nun mehrere Frauen, von denen jede einen besonderen Satz von Kämmen trägt, nahe bei einander sitzen oder gehen, und eine Krankheit kommt, um eine derselben, welche nicht den betreffenden Kamm hat, im Namen Keii's zu bestrafen, während eine andere Frau ganz in ihrer Nähe diesen Kamm trägt, so wirkt das Wâs des bezüglichen Kammes doch und die Krankheit fällt ab. Desswegen tragen mehrere Frauen, falls sie zusammen gehen, immer verschiedene Kämme, um sich dadurch gegenseitig zu schützen.

Die Winde bringen nicht eine beliebige oder etwa gar alle Krankheiten, sondern jede Krankheit hat ihren bestimmten Wind als Boten, und desshalb sind auch verschiedene Wâs-Muster nothwendig. Manche von diesen Mustern gelten nun wohl auch für etwa eine Zahl von sechs Krankheiten, aber in der Regel ist es doch so, dass ein Wâs nur einer bestimmten Krankheit entspricht und dafür besonders kraftvoll ist, ohne übrigens andere völlig auszuschliessen. Desshalb kommt es auch nicht oft vor, dass der Sĕmang auf einen anderen Kamm ein Wâs-Muster einschneidet zu einem anderen, als zu dem ihm bestimmten Zweck. Es scheint, dass diese Erweiterung mancher Wâs-Muster dadurch entstanden ist, dass die Zauberer bisweilen die Muster verwechselten und die Verwechselung, war sie einmal geschehen, so entschuldigten. Im Ganzen besitzt ein Sĕmangweib in der Regel zwanzig bis dreissig Tîn-leig's, so dass in einem Lager, in welchem mehrere Frauen vorhanden sind, eine grosse Mannichfaltigkeit der Muster herrscht. Die Frauen leihen sich die Kämme gegenseitig, wenn eine Frau in den Wald geht und eine andere die ihren nicht trägt, was besonders dann der Fall ist, wenn sie während der Zeit bei anderen Frauen ist, welche Kämme mit verwandten Mustern tragen. In den Hütten werden die Kämme aus dem Haar genommen und unter das Dach gelegt.

Auf diese Weise wird der Lagerplatz ausreichend beschützt, so lange als die Sĕmang den Platz nicht verlassen. Bei Nacht werden die

Kämme nicht getragen. Wenn eine Frau begraben wird, so werden alle ihre Kämme mit begraben, weil die Krankheiten, welche zu Lebzeiten der Frau von den Kämmen abgelenkt worden sind, der Seele der Verstorbenen schaden können. Eine klare Vorstellung darüber haben übrigens die Sĕmang nicht, doch wollen sie der Seele denselben Schutz verschaffen, welchen die Lebende gehabt hat.

Was den Ursprung der Sitte betrifft, so erklären die Sĕmang einstimmig, die Muster der Tîn-leig seien die Erfindung des Gottes Plê („Play“) für sie selbst, die Muster seien nicht etwa einem anderen Volke entlehnt; in alten Zeiten aber hätten die Tîn-leig nur drei Zähne gehabt. Es mag also angenommen werden, dass die Vermehrung der Zahl der Zähne den Kämmen der Orang Bĕlêndas entstammt. Noch jetzt machen die Orang Panggang nur vier- bis fünfzähnige Tîn-leig's, da ihr Werkzeug zur Bearbeitung des Bambu nur ein rohes Pârang (malaiisches Buschkappmesser) ist, während die Sĕmang-Leute von Pêraḳ (die Bĕlûm-Sĕmang[1]), welche malaiische Messer besitzen, bis zu einem Dutzend oder sogar noch mehr Zähne an ihren Kämmen herstellen.

Auf die an verschiedenen Orten gestellte Frage, welchen Zweck die Zähne hätten, erfolgte stets dieselbe Antwort, dass die Kämme ja ausfallen und verloren gehen würden, wenn die langen Zähne nicht gut ins Haar gesteckt würden: sie sind also nur Befestigungsmittel. Dazu kommt, dass die Männer desshalb keine Kämme tragen, weil, wie sie sagen, sie ihr Haar oft kurz abschneiden. Ihre Zaubermittel sind deswegen, wie oben erwähnt, auf den Gor's und Gar's eingeschnitten. Es wurde ferner berichtet, dass in sehr alter Zeit auch die Frauen sehr häufig einen Bambuschaft bei sich trugen, auf welchem alle siebzig Krankheitsmuster eingeschnitten waren, — also ein Gi von der Form etwa der heutigen Köcher für die Blasrohrpfeile. Das Gi wurde in das Lendentuch oder dessen Gürtel gesteckt, genau so wie die Männer jetzt den Pfeilköcher tragen. Der moderne Gürtel der Sĕmang-Männer geht noch auf diese alte Sitte zurück, während die Orang Bĕlêndas an ihren Pfeilköchern eigene Tragbänder befestigt haben. Ebenso ist es eine alte Sitte, dass der Köcher der Sĕmang noch jetzt keinen Deckel hat; würde nehmlich ein Gor oder Gi mit einem Deckel bedeckt, so würden seine Zaubermuster bedeckt und in Folge dessen kraftlos werden. Das sogenannte „Tahong“[2]) der schwangeren Frauen ist das einzige Ueberlebsel in modificirter Form. Die verhältnissmässig gute Tradition der Muster erklärt sich aus dem Vorhandensein der Gi's, welche alle Formen enthielten.

Die Krankheiten, gegen welche die Tîn-leig wirken, greifen nur Frauen an, und viele derselben beruhen wohl, wie St. sagt, auf Einbildung. Krankheiten, welche beide Geschlechter treffen können, werden, da die Frauen

1) Sĕm. Tek-Bĕlûm („Tek-Bloom“): Mal. Pêraḳ.
2) Vgl. Zeitschrift f. Ethnologie, Verh. 1892, S. 465 ff.

in der Regel nicht weit von den Männern weg sind, durch die Gor's und Sumpit's der Männer aufgehoben. Deshalb gebrauchen die Frauen in der Regel keine Gor's, wenn auch kein Verbot dafür besteht.

Die Kämme halten in der Regel nicht lange. Die Zähne brechen leicht aus, oder die Kämme fallen unbemerkt im Dschangel aus dem Haare heraus: sie sind also mehr dem Verlorenwerden ausgesetzt, als die Gor's und Gar's der Männer. Da sie ausserdem mit den verstorbenen Frauen begraben werden, so giebt es für die jungen Leute immer genug zu thun und zu lernen. Wenn sie die Muster der Gor's und Gar's kennen, mögen sie auch diese für die Männer schneiden. Aber auch Männer schneiden ausser ihren Gor's und Gar's die Tîn-leig: die schön und präcis geschnittenen Muster der unten abgebildeten Kämme sind Männerarbeit.

Fig. 1.

Vorder-ansicht. Rück-ansicht. Seiten-ansicht. Vorder-ansicht. Rück-ansicht. Vorder-ansicht.

Die am meisten benutzte Bambuart ist eine lange und zweiglose Species von grossem Wuchs, welche die Sĕmang „Semeng" nennen. Der oberste Schaft wird dazu abgeschnitten. Die Herstellung des Kammes aus dem gut getrockneten Schaft (Bambuglied) geht also von statten:

Ein etwa 45 *cm* langes Bambuglied wird an dem einen Ende bei A roher, an dem anderen (bei B) sorgfältiger abgetrennt. Dann wird ein Einschnitt gemacht, um von da aus durch sachte einschneidendes Vorgehen mit dem Pârang den Knoten zu beseitigen, so dass der Tubus keinen Riss erhält. Der weniger sorgfältig abgeschnittene Knoten (bei A) wird zuerst beseitigt und die Schnittfläche möglichst geglättet, dann folgt die Abtrennung des anderen Knotens bei C in derselben Weise, und er wird eben-

geglättet (D). Der Zwischenraum zwischen den beiden Enden (D,D) muss so gross sein, wie zwei Kämme reichlich gemessen lang sind. Dann werden die drei Doppelringe Kĕning-ûing[1] („K'ngoin“ كنيغويغ) je zweimal an beiden Seiten des Tubus, wie die Abbildung zeigt, eingeschnitten. Diese Linien dienen, wie Zeilen, zur Gliederung der Muster, haben aber selbst zauberhafte Kraft. Sie werden so eingeschnitten, dass man die Schneide des Pârang genau quer gegen den Bambu setzt und den letzteren mit der linken Hand entlang rollt. Zuweilen werden freilich diese Linien auf dem aufgeschnittenen Kammblatte (G′) erst einzeln eingeschnitten, doch geschieht es selten, weil die Leute sie dann nur selten wirklich parallel schneiden können. Ziehende Schnitte trennen nun den Tubus bei E in zwei gleich grosse Theile (F), welche alsdann bei G in so viel Stücke gespalten werden, als der Bambu gestattet. Grosse Bambuschäfte geben vier bis sechs Blätter (G′), kleinere in der Regel nur drei. Es wird nun mit der Spitze des Pârang die Zeichnung eingeschnitten (H), mit trockener Holzkohle gerieben, mit einem Tropfen Wasser ganz in die Linien gebracht (I), dann wird das Blatt etwas über dem Feuer erhitzt und Wachs mit Hülfe von Tĕrap- (u. dergl.) Rinde oder einem Stücke Rindenkleid eingerieben (K) und dann sauber abgewischt (L). Das heisse Wachs füllt nicht nur die Einschnitte der Zeichnung aus und hält die Kohlenschwärze dort fest, sondern nimmt gleichzeitig alle Kohlenspuren von den glatten, harten, ungeschnittenen Theilen der Kammschilder.

Der Kamm wird nun umgedreht und auf der Rückseite desselben ganz entsprechend der untersten Linie des Musters auf der Vorderseite eine tiefe Furche eingeschnitten (M) halbwegs bis zur Dicke des Bambu und dann von unten auf in schräger Richtung (N) erweitert. Von dem Holze der Innenseite werden nun von unten an Streifen abgespalten bis zu dem Querschnitt hinunter (O), bis der ganze untere Theil des Bambu halbirt ist (P). Nun wird der Kamm wiederum gedreht, und von vorne, von unten an, dünne Baststreifen ausgelöst, um die Stellen zu markiren, wo nachher die Zähne frei heraustreten sollen. Am Fusse der Zeichnung lässt ein mit der Messerklinge gemachter Einschnitt die losgelösten Streifen auslaufen, so dass sie nicht etwa einreissen und die Zeichnung auf dem Schilde verderben können (Q); diese Rillen werden durch eine Wiederholung desselben Verfahrens vertieft (R) und auf der ganzen Vorderseite durchgeführt (T). Nun folgt dasselbe Verfahren auf der Rückseite des Kammes (S), die Zähne sind dadurch völlig freigelegt. Die Ränder werden nun geglättet und alle Fasern weggekratzt, die Enden der Zähne gespitzt. Damit ist der Kamm fertiggestellt.

Das Einschneiden des Musters in den Kamm heisst mâkeii („makìee“), der Kamm Tîn-leig, das ganze Muster Kineî („Kenîje“) کيڽي „Zeichnung.

1) Diese Ringe auf Pfeilköchern schützen gegen den Blitz.

Abbild.“ Der ganze Schild wird bisweilen auch Wâs genannt. Das alte Maass für die Grösse eines Kammes, welches jetzt freilich wenig beachtet wird, war für die Zähne: 1 Tâpa („tappar“ a hand's grasp); die Länge des Schildes von oben bis zu den Zähnen war: 1 Dscheii („Jiee“) d. h. die Länge des Zeigefingers; die Breite war: 1 En-tschas („En-chas“), vier Finger so breit, wie sie an den Spitzen sind. Die Zähne des Kammes heissen Mad („Mad“). Die einzelnen Theile des Schildmuster haben folgende Namen: 1. Wâs („Wass“), 2. Pâwêr („Pawaire“) ڤاوِرْ, 3. Kâbu salag („Kabur salag“), 4. Kâbu pâdi („Kabur padee“), 5. Tîn-wêg („Tin-wag“), 6. Nêing („Nîng“), 7. Bê-hêi („Beay“ بى هّى), 8. Nos. Die oberste Linie, über dem Wâs (1), heisst Tĕpî („Tepee“ تڤى), die unterste Linie unter dem Nos heisst Mos („Moss“ مُوسْ, مُسْ)[1]) s. Fig. 2.

Fig. 2.

1 2 3 4 5 6 7 8

Fig. 3.

Tĕpî

Pâwêr

Mos

[Diese Figur einer Blume (Ixora) ist eine vom Berichterstatter eingeschobene hypothetische und dient lediglich zur Bestimmung der Kunstausdrücke.]

Wâs und Pâwêr sind die schützenden Figuren, deren Zauber die Krankheit zurückhält. Pâwêr, Mos und Tĕpî sind Theile einer Blume (Fig. 3): Wâs ist der Geruch[2]), Staubgefässe und Pistill heissen Tĕpî („Tepee“); daher hat die ergänzende Linie über einem Wâs denselben Namen. Der verlängerte Nagel über den grünen Kelchblättchen heisst Pâwêr, die Kelchblättchen: Mos. Um auch die übrigen Namen zu geben: die Blume selbst

1) [Ob die Wörter nêing und nos mit den von H. V. Stevens anderweitig gegebenen Semang-Zahlwörtern für „eins“ und „vier“ identisch sind, oder nur zufällig ähnlich lauten, konnte ich nicht feststellen.]

2) [Es ist vielleicht kein Zufall, dass dies Wort mit Sanskrit vâsa, Geruch, übereinstimmt.]

heisst Bâkau[1]) („Bakow“ باكو), die Blumenblätter Tâpak („Tapak“); wenn die Blume wohlriechend ist: Bî-pen-hat („Beer-pen-hat“), wenn sie unangenehm riecht, Hî-hîd („Hee-heed“). Zwei Dschangelblumen gelten nun (offenbar, weil die betreffenden Theile bei ihnen ganz besonders zur Darstellung kommen) als Pâwêr, bezw. Mos, nehmlich eine Ixora-Art, welche dem Pâwêr entspricht, und eine von den Malaien Tĕtâwar bindang[2]) („Tetowar bindang“), „Stern-T.“ genannte Blume, deren botanische Bestimmung noch aussteht; sie entspricht dem Mos. Alle der Ixora ähnlichen, nicht stark riechenden Blumen werden mit Hinzusetzung eines besonderen Beinamens Pâwêr genannt.

Wenn man nun die für Wâs und Pâwêr geltenden Muster durchsieht, so findet man leicht, dass viele mit einander identisch oder Theile sind von den Mustern in 5, welche die Krankheit repräsentiren. Als Erklärung dafür wird Folgendes angegeben: Als die Zaubermuster von Plê („Play“) gemacht wurden, wollte er, indem er ein Muster für eine bestimmte Krankheit feststellte, zugleich kenntlich machen, welche Blume am reichlichsten zu der Zeit in Blüthe steht, wo die Krankheit vorherrscht, und gab beiden eine ähnliche Gestalt. Aber wenn Wâs und Pâwêr absolut dieselbe Figur bekommen mussten, so dass Verwirrung mit einem anderen Muster entstehen konnte, so verfügte er, dass die unterscheidenden Marken Gĕhab („G'hab“), Kos („Koss“) und „Ob“ hinzuzutreten haben. Beispiele derart sind die Nummern 29 (Taf. III), 13 B (Taf. II), 4 C (Taf. I), 4 B (Taf. I), 18 B (Taf. II), 50 (Taf. IV), 42 (Taf. IV), 63 (Taf. IV), 21 B (Taf. III), 14 A (Taf. II), 62 (Taf. II), 60 (Taf. IV), 21 A (Taf. III), 1 F (Taf. III), 1 A (Taf. I), 1 E (Taf. I), 13 A (Taf. II), 12 B (Taf. II), 39 (Taf. III), 16 B (Taf. II). Bei 39 z. B. ist das Mittelbild ein Revers, die Oberseite nach unten gewendet, von den Figuren von Wâs und Pâwêr, welche absolut gleich zu sein scheinen; man vergleiche jedoch die corrigirte Skizze dieses Kammmusters S. 91, Fig. 8. In solchen Fällen also blühen die Wâs- und Pâwêrblumen zur gleichen Zeit und desshalb sind die Muster für sie nahezu identisch.

Ein Grund, warum so viele Abweichungen in den Figuren für Leute, welche nicht mit Sĕmang-Augen sehen, vorkommen, — am deutlichsten wird dies unten bei Besprechung der einzelnen Kämme werden, — liegt darin, dass die Muster der Kämme meist von jungen Leuten geschnitten werden, nicht wie die der viel correkteren Gor's und Sumpit-Schaftstücke von Männern. Die jungen Leute, ungeschickt im Schneiden und nicht immer ganz des Musters kundig, schneiden die Kämme für ihre Schwestern oder

1) [Vergl. E. Kuhn, Beiträge zur Sprachenkunde Hinterindiens in Sitzungsber. der Kgl. Bayr. Academie, phil. ph. Klasse 1889, Heft II, S. 210 s. v. „Blüthe“.]

2) [Vergl. van de Wall, Mal. Wörterb. s. v. tâwar, sĕtâwar. Herr Dr. F. Müller macht mich auf ein Batakräthsel aufmerksam, welches auf die Blume Bezug haben kann, vergl. van der Tuuk, Batak-Wörterbuch s. v. Tabar.]

ihre künftigen Frauen. Ein Fehler im Muster hebt aber, wie ein Panggang-Mann sagte, die Kraft eines Kammes nicht auf. „Es ist wie eine Lücke oder ein Loch in einer Vogelfalle: der Vogel kann ja durchschlüpfen, statt in die Falle zu gerathen, aber es ist doch immer fraglich, ob er die Lücke sieht.“

Alle Figuren auf den Kämmen ausser Wâs, Pâwêr und Tîn-wêg sollen durchaus der einfachsten Art sein. Die Regel ist, dass sie entlehnt werden von einem Wâs- oder Pâwêr-Muster, nur dass die speciellen Abzeichen weggelassen werden müssen. Junge Leute, welche Kämme copiren, übersehen das und setzen für die Nebenkolonnen ebenfalls die vollen Wâs- oder Pâwêr-Muster. Der Fehler ist etwa derselbe, als wenn Jemand in europäischer Schrift grosse Buchstaben zwischen die kleinen setzt.

Was die Composition der Muster selbst betrifft, so galten für alle (Tîn-leig, Gor, Gar) feste Regeln, welche zu reconstruiren sehr schwer ist. Zunächst wollen wir zwei Punkte ins Auge fassen, nehmlich:

1. an welchen Stellen ist das Feld freizulassen?
2. an welchen Stellen kann der Zeichner beliebige Figuren einsetzen?

Bei den Gor's ist die weisse Stelle stets auf dem Mittelstück des Bambutubus, bei den Kämmen aber nie da, wo die grosse Mittelfigur stehen soll, sondern sie kann nur eines der anderen kleineren Felder treffen. Auf manchen wird die Wâs-Figur fortgelassen und die Stelle bleibt ganz weiss, bei anderen wohl eine andere Colonne mit Ausnahme von Pâwêr. Die unten durchgeführte Beschreibung der Kämme wird das zeigen; es wird dabei auch angemerkt werden, wo Elemente oder ganze Muster der Gor's eingefügt werden dürfen. Im letzten Falle liegt es in der Hand des Zeichners, welches und woher er das Zeichen nehmen will. Er kann Gor's oder Sumpit-Zeichen (Gar's) ganz oder modificirt übernehmen oder geradezu neue erfinden, wenn er nur nicht Wâs- oder Pâwêr-Muster wählt. Die beim Schneiden entstehenden Fehler können freilich den Grundtypus für europäische Augen so verwischen, dass es im Anfang kaum glaublich erscheint, dass die sehr verschieden aussehenden Muster denselben Namen führen und der Bedeutung nach identisch sein sollen.

Die Zeichnungen und Kämme, welche Herr Stevens zusammenbringen konnte, sind alle von den Orang Panggang, alles gute, charakteristische Stücke von den „Negrito's“ der Ostseite, freilich nicht alle von Männern gefertigt; ein einziger stammt von den Sĕmang von Pêraḳ (Taf. IV), ein Paar andere, deren Muster keinen anderen Werth als den von Verzierungen haben, von der Westseite der Halbinsel (vgl. die drei letzten Kämme auf Tafel IV).

Der Grund nun, warum die Figuren von allen Abtheilen des Schildes, mit Ausnahme von Wâs, Pâwêr, Tîn-wêg, nicht mit absoluter Sicherheit für jeden Kamm specificirt sind, liegt, wie die Orang Panggang sagen, darin, dass die Frauen allein nicht weit genug in den Dschangel gehen

können, um eine besondere Blume zu suchen, falls die Krankheit sie ohne den direct schützenden Kamm überfällt. In solchen Fällen sammelt die Frau die nächsten Wâs- oder Pâwêrblumen des Kammes, welche sie erhalten kann und welche nicht dieselben sind, wie auf den Gor- und Gar-Mustern, sondern welche den 3—5 Abtheilen des Kammes entsprechen. Diese der eigentlich geforderten Species verwandten Pflanzen stellt die Frau in einen mit Wasser gefüllten Bambusschaft, rührt damit im Wasser etwas herum — kann sie nebenbei aber auch die speciellen Wâs- und Pâwêrblumen erhalten, so giebt sie dieselben bei und trinkt das Wasser aus. Dann reibt sie die nassen Blumen auf dem afficirten Theil des Körpers ab, bevor sie dieselben wegwirft.

Allmählich wurden nun gewisse Blumen als mehr heilkräftig angesehen, als andere und in Folge dessen ihre Figuren auf den Kämmen bevorzugt, doch ist dies rein individuell.

In dem eben beschriebenen Falle stellt sich nun die Sache also. Während die speciell angegebenen Wâs- und Pâwêrblumen die Frau direct heilen würden, genügt es doch zu schliesslich guter Kur, wenn sie die angegebenen nächstverwandten, wie beschrieben verwendet, und das Übrige den Rathschlüssen Plê's überlässt. Wenn nun in den Colonnen 3, 4, 5, 6, 7, für welche feste Regeln nicht existiren, ein specielles Zeichen sich findet, so scheint es zu bezeichnen, dass der Snâ-hut beizuziehen sei, falls die Krankheit eintritt. In früheren Zeiten war der Tradition nach die specielle Aufgabe des Snâ-hut dafür zu sorgen, dass die Figuren correct eingeschnitten wurden, und daraus schliesst H. Stevens, dass ihnen auch die Wahl der Grundfiguren überlassen blieb, soweit sie dieselben von den „Putto's“[1]), den Dienern Plê's, gelernt hatten. Jetzt freilich wählen sich die Leute, welche die Kämme für ihre weiblichen Verwandten schneiden, diese Muster selbst, indem sie sich gewöhnt haben, Gor-Zeichen einzuschieben.

Gehen wir nunmehr zu den einzelnen Feldern über, so ist noch Folgendes zu bemerken.

1. Wâs.

Jedes einzelne im Wâs-Muster wiederholte Zeichen heisst Wâs. Ein unterscheidender Strich über oder unter dem Abtheile in dem wiederholten Muster von Wâs heisst, wie schon erwähnt, Gĕhab („G'hab“) z. B. 18 E = Kôs im Pâwêr-Muster. Wenn im Wâs kein Zeichen steht, also das Feld leer ist, so heisst dies weisse Feld Wâs pitscheg („Wass picheg“). Wo diese weissen Felder einzutreten hatten und warum, ist nicht mehr bekannt: „die „Puttos'“ haben es so angegeben“, vgl. 60, 62. Wenn eine Zusatzlinie zu dem Wâs (oben) hinzutritt, heisst sie Tĕpî („Tepee“) und hat

1) Vgl. über sie Veröffentl. des Kgl. Museums f. Völkerkunde 3, 2 (im Druck).

unterscheidende Bedeutung, z. B. 8 B. Auf allen Kämmen, aber auch auf allen Gor's, Gar's ist diese Linie vorhanden — sie stellt, wie oben erwähnt, Pistill und Staubfaden der Blume dar — aber in sehr vielen Fällen muss sie ergänzt werden und fällt dann mit der Schnittlinie zusammen. In gewissen Fällen wird Tĕpî durch einen dunklen, breiten Strich dargestellt. In anderen Fällen — es kommt dies auch bei den Gor's und Gar's vor — tritt das Tĕpî zwischen dem Wâs und dem Rande auf und dann stets klar sichtbar, während dann die Wâs-Figur nicht bis zu dem Endrande des Kammschildes hinaufreicht. Kĕning-ûing („K'ngoin")-Linien sind, nebenbei gesagt, nie oberhalb des Wâs. Die Kämme, welche diese tiefer stehende Tĕpî-Linie haben, sind:

1. eine gewisse Zahl mit gewöhnlichen Zeichen, welche aber von den „Putto's" so ausgewählt und so gruppirt sind, ohne dass der Grund dafür bekannt ist. Es sind dies die Nummern 1 C, 8 C, 9 B, 12 C, 14 A, 20 G, 22 A, 26, 33, 39, 54.
2. alle jene Kämme, welche ein weisses Wâs in ihrer Zeichnung zeigen, z. B. 1 B, 20 A, 20 D, 53.
3. alle jene Kämme, welche einen oder mehrere der Abtheile, d. h. andere als Wâs — als weisses Feld haben, d. h. Kâbu salag u. s. w.; denn Pâwêr und Tînwêg werden zusammen niemals auf dem Kamme ausgelassen. Es sind: 3 A, 3 B, 3 C, 7 C, 8 B, 18 B, 19 O, 23, 29, 32 A, 50, 60, 62.

Von dem ersten Satz haben die Nummern 8 C, 9 B, 12 C, 14 A, 22 A, 26, 33 die Tĕpî-Linie breit und schwarz („biltek" vgl. unten) und zwar von dem Wâs bis zu dem obersten Rande des Kammes reichend. Der Bast des Bambus ist abgeschält, um das Anschwärzen durch Kohle (Tschên-el-ûs[1]): „Chen-el oos"). Es scheint eine ungeschriebene Gewohnheitsregel über die Breiten der Anschwärzung zu bestehen. Auch auf Sumpit-Mustern kommt sie vor.

2. Pâwêr.

Wenn das Muster Pâwêr durch eine Anzahl gleicher Muster ausgefüllt ist, so heisst jedes Muster Yil-tûig („Yil-toige"). Wenn ein besonders unterscheidendes Element zu einem oder mehreren Yil-tûig hinzutritt, so heisst eine solche Marke ĕdsîat ('zeut) z. B. F. 19.

---

1) „oos" ist offenbar das Wort für Feuer, welches St. als Bersîsiwort angab, vergl. Veröffentl. 2, 3—4 S. VI und E. Kuhn, Beiträge zur Sprachenkunde Hinterindiens, Bair. Ac. 1889 H. 2 s. v., has bei Tomlin, List of Sĕmang-words, us bei Newbold, als Djûru und Kĕdah-Sĕmang, oos, us', bei Miklucho-Maclay, ôs, ass, oss, aus in J. of the Straits branch As. Soc. 8, 1882. Die Newbold'sche Wortliste scheint auch Quelle für die von Klaproth J. Asiatique 12 und Roberts, Embassy to the eastern courts u. s. w. gewesen zu sein.

Wenn ein unterscheidender Strich über oder unter dem Abtheile gemacht wird, z. B. bei 7 C, so heisst ein solcher Strich Kôs („Koss“) und gilt als Merkmal. Kôs kommt aber nur auf wenigen Kämmen vor: 17 A, 19 M, 22 D, 28 B. Kôs kann oben, unten und auf beiden Seiten sein. Dass auf 19 M die übrigbleibenden Räume drei Linien haben, ist ein Irrthum dessen der den Kamm geschnitten hat.

Wie erwähnt, giebt es Kämme ohne Wâs und ohne Pâwêr, sie wirken gegen tödtlich auftretende Krankheiten; diese Kämme sind 25 D (Kapâl „Kapal“), 56 (Ing-keng), 64 Sânol, 65 Mankûing („Munkoing“), 66 (Tel), 67 Bâhu („Bahur“), 68 Tschâlag („Challag“), 69 Hîlog („Hillog“), 70 Bâla („Ballar“), 25 C Lânis („Laness“). Diese haben kein Wâs oder Yil-tûig, ausser 25 C und 25 D, welche ein Yil-tûig-Zeichen haben darüber, bezw. darunter, um sie von A und B dieser Nummer zu unterscheiden. Die durch 25 A, 25 B gebannte Krankheit k a n n tödten, die durch 25 D und 25 C abgewehrte aber tödte zweifellos, wenn die Kämme nicht getragen werden.

3.—4., 6.—8. Die Kolonnen Kâbu salag, K. pâdi u. s. w.

Wenn 3—4, 6—8 ausgefüllt sind mit Wiederholungen, so heisst jedes einzelne Zeichen Yil-tûig; wenn sie ausgefüllt sind durch e i n Zeichen, welches nicht theilbar ist, sondern als Ganzes gilt, so heisst dies Ken, vgl. 61. N o s (Kolonne 8) ist die imaginäre Linie der Vereinigung der Zähne des Kammes mit dem Schild. Die unterste der Kĕning-ûing-Linien steht v o r dem Nos.

5. Das Mittelfeld Tîn-wêg.

Die Figuren für die verschiedenen Krankheiten stellen zunächst den afficirten Körpertheil vor; wenn verschiedene Körpertheile afficirt sind, so werden die Figuren combinirt, aber die genauen Regeln, wie die Composition entstanden ist, sind nicht mehr bekannt. Nur so viel ist sicher: in Fällen, wo die Wâs oder Pâwêrblumen für eine Krankheit ganz speciell für heilbringend gelten, erscheinen keine anderen Muster auf dem Kamme, sondern nur die Wiederholungen derselben. Wenn das Mittelfeld 5 ein Muster zeigt, welches das ganze Feld von links nach rechts einnimmt, so heisst dies e i n e Zeichen Maheịi („Mahîee“) z. B. 9 B. Ist das Feld 5 aber ausgefüllt durch eine Reihe von Wiederholungen, z. B. 19 B, so heisst jedes einzelne Zeichen ein Sumpid. Wenn Feld 5 ausgefüllt ist durch ein nicht wiederholtes Muster, welches den ganzen Kammschild bedeckt, so heisst dies ĕn-ningk („n'ningk“), z. B. 68. Eine specielle Marke in einem der Tîn-wêg oder Sumpid u. s. w. heisst âb („Ob“). Die unter Fig. 4 abgebildeten Figuren sind die in den Tîn-wêg-Mustern vorkommenden schematischen Darstellungen der verschiedenen Theile des menschlichen Körpers.

Fig. 4 siehe umstehend.

Sonstige Zeichen.

Das Viereck □ heisst Tschen-iul („Chenewel“), in dieser Form ◇ ĕhût („E'hoot“)[1]. Das Dreieck △ heisst Kâsing: Mal. dĕhûlu „vergangen“ „long ago“. ○ heisst Nêi („Nî“) „first“, ___ heisst Pêtschûag („Pejooag“[1]), eine Linie, welche über den ganzen Kammschild weggeht, heisst Win-yûing („Winyooeng“) — zwei Ringe, welche parallel über den Kammschild weglaufen, heissen ĕng-hĕr-ĕngyê („'ng-her-'ngyay“) — ein Punkt . „Pawor“, ein kurzer Strich — „Bing“. „Pawor“ ist der alte Panggang-Ausdruck für beide, Bing ist ein im Westen der Halbinsel aufgekommener Ausdruck, um — von . zu unterscheiden. Beide Zeichen sind übrigens der Bedeutung nach identisch. Schiefe Schraffirung heisst Tschenâs („Chenass“), wagerechte „Sud“. Zwischen geraden parallelen Strichen und gebogenen Strichen“ ⚌ ︶ ︵ wird kein Unterschied gemacht. Sie heissen alle „Sud“. Ebenso sind ///, (((,)))) Tschenâs.

Fig. 4.

1. Kopf, 2. Augen, 3. Genick, 4. Brust, 5. Magen, 6. Rücken, 7. Seite, 8. Nase, 9. Brüste, 10. Ober- und Unterkiefer mit den Zähnen, 11. (fehlt), 12. Stirne, 13. Hand, 14. Finger oder Zehen, 15. Gelenke (Ellbogen, Kniee), 16. Hüften, 17. Schultern, 18. Vagina (oben), Penis (unten), 19. Anus, 20. Arme, 21. Rippen von der Rückseite, 22. Rippen von der Vorderseite.

Punkte in einer Linie .... oder Strichelchen in einer Linie — — — — — werden nur zur Unterscheidung für eine einfache Figur gebraucht, welche sonst einer ähnlichen gleich würde, haben sonst aber keine besondere Bedeutung.

Schraffirung („Cross-barring“ Sch. machen: Sĕm. „din“).

Die Schraffirung (bloss auf Kämmen) hat eine dreifache Bedeutung. In den Darstellungen der Blumen bedeutet sie eine schwellende oder geknotete Form (vgl. Abb. Fig. 3 im Pâwêr). Auf Kämmen, bei denen auch das Mittelmuster schraffirt ist, wie 25 B (u. s. w.), bedeutet die Schraffirung eine vergrösserte „Schwellung“, in diesem Fall einen Hügel, da die einzelnen Linien dieses Musters Wege darstellen. In den Sumpid's oder

1) [Angabe der Bedeutung habe ich bis jetzt in den Manuscripten leider nicht finden können.]

Wiederholungen der Krankheitsmuster bezeichnet die Schraffirung eine Schwellung oder Entzündung, welche die bezügliche Krankheit verursacht. Die Schraffirung ist entweder wagerecht oder im rechten Winkel zum begrenzenden Strich also A oder B (Fig. 5), in manchen Fällen aber, welche besonders notirt sind, stehen sie als Spitzen auf einer Curve C; sie treffen dann die Curve nicht im rechten Winkel, sondern etwa 45° zum Horizont. Wenn drei Linien das Grundmuster bilden, so schneiden die Schraffirungen die Mittellinie D. In gewissen Fällen, ob das Muster nun gross gezeichnet wird oder klein, muss die Zahl der Querschraffirungen beachtet werden. Diese Fälle werden bei der unten folgenden Besprechung der einzelnen Kämme immer besonders erwähnt werden.

Fig. 5.

A B C D

Wie nothwendig es aber ist, die Muster möglichst genau zu schneiden und wie ähnlich dadurch, dass Ungenauigkeiten vorkamen, die Kämme unter sich werden können, beweisen die Nummern 32 B, 22 C. Die Muster der Kolonnen 3—4, 6—8 sind ohne Bedeutung, da ihre Auswahl in der Hand des Zeichners lag, aber das Wâs in 22 C ist geradezu falsch. Es ist

Fig. 6.

A B C

eingeschnitten statt:

A B C

Die Fehler sind: bei A fehlt der schliessende Seitenstrich, bei B fehlt die dritte Schraffirungslinie, bei C treffen die Seitenlinien nicht in einer Spitze zusammen. Das Wâs von 32 B ist eine andere Blume als 22 C.

Privatzeichen des Besitzers oder Verfertigers: „Eigenthumszeichen“.

Früher hatten die Kämme stets ein besonderes Namenszeichen in der Bê-hêi-Kolonne. Es ist dies nicht zu verwechseln mit den besonderen Abzeichen, welche nur in den Mustern Wâs, Pâwêr und Tîn-wêg vorkommen dürfen, in den Nebenkolonnen aber wegbleiben. Die Namenmarke hat natürlich keinen Bezug auf die Kraft des Musters. Jetzt kommen sie wohl selten und dann in allen Kolonnen 3—4, 6—8 vor und werden „Tschô“ („Chor“) „Name“ genannt.

Unter den unten dargestellten Kämmen[1]) ist kein Exemplar so bezeichnet. Die Marken sind natürlich bei jedem Manne anders, und wenn gleichmässige Marken vorkommen, so sind es durch Missverständniss mit dem Muster copirte oder fälschlich übertragene Zeichen.

Die einzelnen Kämme mit ihren Mustern.

Im Folgenden habe ich aus Herrn Stevens Manuscripten alle auf die einzelnen Stücke bezüglichen Stellen zusammengebracht. Ich betone auch hier, dass ich mich jeder Hypothese und jeder Theorie enthalte und nur die Thatsachen gebe, obwohl manche Vergleiche u. s. w. nahe genug zu liegen scheinen.

Die Numerirung ist die der Originale.

1 A.[2]) Krankheit: Pong oder Kingkong: Fieber.
Wâs: „Pen-ying", dasselbe Wâs auf 21 B, 4 A, 12 C, 3 A, 20 G. — Pâwêr: „Knel-lap"; das Muster darf nur drei Querlinien zeigen, dasselbe Pâwêr auf 21 B, 1 G. — Kâbu pâdi: Pâwêr-Muster „Lig-teg", vergl. unter 11 A, 18 E. — Nêing: dasselbe. — Nos: dasselbe.
Schema des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7: Differenzirung Gĕhab, in W. und P., vergl. S. 79, 81. Abgebildet auf Taf. I.

1 B. Krankheit wie 1 A.
Wâs: „Tô-hong" leer, in Verbindung mit Pâwêr: „Tink-tonk" über dem Wâs Tĕpî („Te-pee"). — Pâwêr: „Tink-tonk." — Kâbu pâdi: Wâs-Muster „Pâsir" („Passeer") vergl. 12 A, 19 N, 20 J, 19 A, 19 H, 19 B, A 7, 19 J, 18 C (Varianten des „Pâsir"). — Nêing: dasselbe. — Nos: dasselbe.
Schema des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7: tiefstehendes Tĕpî. Abgebildet auf Taf. I.

1 C. Krankheit wie 1 A.
Wâs: „Dschĕnâsik" („Jennassik"); Varianten dieses Wâs auf 14 B, 9 A, 18 E, 2 A, 1 D, 11 A, 57, 41, 19 F, 10 B. — Pâwêr: „Kitteng", Variante 42!. — Kâbu pâdi: Pâwêr-Muster „Lig-boig"; charakteristisch ist, dass die Mittellinien weiter auseinanderstehen. vgl. 19 F, 16 A (völlig anders, doch derselbe Name). — Nêing: Pâwêr-Muster „ûmung" („Oomoong") vergl. 10 A, 9 B, 55, 20 H und Wâs 1 D, 57. — Nos: mit Kâbu pâdi identisch.
Schema des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7: tiefstehendes Tĕpî. Abgebildet auf Taf. I.

1 D. Krankheit wie 1 A.
Wâs: wie 1 C, doch variirt die Zeichnung. — Pàwêr: „Bong" vergl. 2 A und (!) 10 B. — Kâbu pâdi: „ûmung" vergl. Nêing von 1 C. — Nêing: wie Kâbu pâdi von 1 C. — Nos: dasselbe wie Kâbu pâdi.
Schema des Tîn-wêg: S. 90, Fig. 7. Abgebildet auf Taf. I.

1 E. Krankheit wie A 1.
Wâs: „ûm" („Oom") vergl. 21 A, 21 F und Pâwêr 21 A. — Pâwêr: „îs" („Ees"): die Linien auf der rechten Hälfte des Musters müssen vertical sein, die auf der linken nicht: sie können verlängert werden. — Kâbu pâdi: Pâwêr-Muster dasselbe. — Nêing: dasselbe. — Nos: Pâwêr-Muster „Knel-lap" vergl. 1 G, 21 B und (!) 1 A.
Schema des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7: Marke Gĕhab vergl. S. 79, 81. Abgebildet auf Taf. I.

1 F. Krankheit wie 1 A.

1) [Vgl. indess Veröffentl. aus dem Kgl. Museum für Völkerkunde 3, 2 s. v.]
2) [Die Photographien auf Taf. I—IV verdanke ich der Liebenswürdigkeit von Frau C. Seler in Berlin]

Wâs: „ûm“ vergl. 1 E. — Pâwêr: „Pâhêm“ („Paherm“) vergl. 21 A und Wâs, 21 A. — Kâbu pâdi: dasselbe, Variante. — Nêing: dasselbe wie Wâs. — Nos: dasselbe wie Kâbu pâdi.

Schema des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7: Marke Gehab vergl. S. 79, 81. Abgebildet auf Taf I.

1 G. Krankheit wie 1 A.

Wâs: „Mantêng“ mit Tĕpî. — Pâwêr: „Knel-lap“ vergl. Nos von 1 E. — Kâbu pâdi: wie bei 1 E. — Nêing: wie bei 1 F. — Nos: wie Pâwêr.

Schema des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7. Abgebildet auf Taf. I.

2 A. Krankheit: Kâdong („Kadong“), leider nicht erklärt.

Wâs: „Dschĕnâsik“ (Jennassik) vergl. s. 1 C, 1 D. — Pâwêr: „Bong“ vergl. 1 D. — Kâbu pâdi: wie bei 1 D. — Neîng: „Tschis-kis“ („Chis-kes“), Pâwêr-Muster, vergl. 4 B, 4 C. — Nos: wie Kâbu pâdi.

Schema des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7 unter 2 B. Abgebildet auf Taf. I.

2 B. Krankheit wie 2 A.

Wâs: „Led-wod“ vergl. 54, 4 B, 49, 17 B, 16 A, 8 A, 4 C, 18 F. — Pâwêr: „Sad-an-yit“ („Sad-un-yet“), identisch mit 19 K, 45, 19 J. — Kâbu pâdi: wie Pâwêr 1 A. — Nêing, wie das Kâbu p. — Nos identisch mit Pâwêr.

Schema des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7 unter 2 A. Abgebildet auf Taf. I.

3 A. Krankheit „Kîmbu“ („Kimbur“), bis jetzt nicht erklärbar.

Wâs: „Pen-ying“ vergl. 1 A, 21 B, 4 A, 12 C, 20 G. — Pâwêr: „Angis („Angis“) vergl. 20 G! — Nêing wie Pâwêr. — Nos wie Wâs.

Schema des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7: tiefstehendes Tĕpî. Abgebildet auf Taf. I.

3 B. Krankheit wie 3 A.

Wâs: „Tschig-lag“ („Chig-lag“) vergl. 3 C, 20 F. — Pâwêr: „Kîl-kel“ („Kilkel“) die obere Reihe dieses Musters muss, wenn korrekt, mehr kurze Striche zeigen, als die untere Reihe vergl. 19 H und C 8 (!). — Nêing und Nos wie Wâs.

Schema des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7: tiefstehendes Tĕpî. Abgebildet auf Taf. I.

3 C. Krankheit wie 3 A.

Wâs: Tschig-lag vergl. 3 B. — Pâwêr: Bâkol („Bakol“) vergl. 20 F, 20 J. — Nêing wie Pâwêr. — Nos wie Wâs.

Schema des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7: tiefstehendes Tĕpî. Abgebildet auf Taf. I.

4 A. Krankheit: Klâsau („Klassow“), unbestimmt.

Wâs: Pen-ying vergl. 1 A, 21 B, 3 A, 12 C, 20 G. — Pâwêr: Kî-bût (nur drei Schraffuren erlaubt) „Kee-boot“ vergl. 37. — Kâbu pâdi: Têbal-êi (Wâs) („Tebal-î“) vergl. 6 A, 18 A, 20 H, 55. — Nêing und Nos wie Pâwêr.

Schema des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7. Abgebildet auf Taf. I.

4 B. Krankheit wie 4 A.

Wâs: „Led-wod“ vergl. 54, 49, 2 B, 16 A, 8 A, 4 C, 17 B, 18 F. — Pâwêr: Tschis-kis („Chis-kes“) vgl. 4 C. — K. pâdi und Nêing wie Wâs. — Nos wie Pâwêr.

Schema des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7: beliebige Zahl, auf der linken Seite einmal Marke Gĕhab vergl. S. 79, 81. Abgebildet auf Taf. I.

4 C. Krankheit wie 4 A.

Wâs: „Led-wod“ vergl. 4 B, doch nur in halber Grösse. — Pâwêr: Tschis-kis („Chis-kes“) von dem in 4 B sehr verschieden. — Kâbu pâdi und Nêing Pénâlong („Penalong“) vergl. 15 A und (!) 18 H. — Nos wie Wâs.

Schema des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7: Marke Géhab vergl. S. 79, 81. Es sollen nur sechs Linien sein. Abgebildet auf Taf. I.

5 A. Krankheit: Pâsa-tschîn-beg („Passar-chin-beg“) nicht erklärt: an einer anderen Stelle kommt Lî-tschîn-beg („Lee-chin-beg“) als „affection of the upper jaw“ vor.

Wâs: Let-seig („Let-saig“); diese Form besteht aus je einer Curve und einer geraden Linie, Varianten gleichen Namens vergl. 55, 6 C, 24, 6 G, 27, 20 B, 61, 59, 18 H. — Pâwêr: Sil. — Kâbu pâdi: Wâs: Têbal-êi, vergl. 4. A — Nêing: Wâs-Muster Penâlong, vergl. 18 H und (!) 15 A. — Nos: wie Kâbu pâdi.

Schema des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7. Abgebildet auf Taf. I.

5 B. Krankheit wie 5 A.
Wâs: Pen-hîl vergl. 25 A, 50, 20 A, 19 L, 44, 25 B, 22 A, 19 C. — Pâwêr: Bat-tschêi („Batchai") vergl. 18 G. — Kâbu pâdi: Wâs-Muster Tĕbal-êi vergl. 6 A, 18 A u. s. w. — Nêing: Wâs-Muster ĕn-let („N'let") vergl. 28 B. — Nos: Wâs-Muster ĕn-let, Variante 28 A.
Schema des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7. Abgebildet auf Taf I.

6 A. Krankheit: Kâyun-tschâlag (Kayun-challag), unbestimmt.
Wâs: Têbal-êi, Variante von 18 A, 55, 20 H. — Pâwêr: Makûin („Mukoin"), Var. in 15 B. — Kâbu pâdi: Pâwêr-Muster: Sîl vergl. 5 A. — Nêing und Nos wie Pâwêr.
Schema des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7. Abgebildet auf Taf. I.

6 B. Krankheit wie 6 A.
Wâs: Let-seig vergl. 6 D, 15 A, 18 H, 59, 61, 20 B, 5 A, 27, 6 G, 24, 6 C, 35, welche alle Varianten von Let-seig bieten. — Pâwêr: ĕnnyângil („N'nyangil"), Var. 6 D, 38. — Kâbu pâdi wie Pâwêr. — Nêing und Nos: Wâs-Muster Pĕn-hîl vergl. 5 B u s w.
Schema des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7. Abgebildet auf Taf 1.

6 C. Krankheit wie 6 A.
Wâs: Let-seig vergl. 6 B. — Pâwêr: Têbal („Tebal") vergl. 19 A (!) und 61 (!). — Kâbu pâdi, Nêing, Nos wie Pâwêr.
Schema des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7. Abgebildet auf Taf. I.

6 D. Krankheit wie 6 A.
Wâs: Let-seig. — Pâwêr: ĕnnyângil („N'nyangil") Var. 6 B, 38. — Kâbu pâdi: wie Wâs. — Nêing wie Wâs. — Nos wie Pâwêr.
Schema des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7. Abgebildet auf Taf. I.

6 E. Krankheit wie 6 A.
Wâs: Pĕn-hîl vergl. 5 B. — Pâwêr: êntei („Entei"), das Muster ist nur auf der rechten Seite schraffirt. — Var. 6 G. — Kâbu pâdi, Nêing: Pâwêr-Muster A-it („Aet"): charakteristisch ist, dass die Mittelfigur dieses Musters ganz schraffirt ist. — Nos: wie Pâwêr.
Schema des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7. Abgebildet auf Taf. I.

6 F. Krankheit wie 6 A.
Wâs: Pĕn-hîl vergl. 5 B, 6 E. — Pâwêr: Al-tong vergl. 40, 19 B. — Kâbu pâdi: Wâs-Muster Tschig-lag vergl. 3 B, 3 C, 20 F. — Nêing: Pâwêr-Muster Kîl-kel vergl. 19 H, 3 B, 8 C. — Nos wie Pâwêr.
Schema des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7. Abgebildet auf Taf. I.

6 G. Krankheit wie 6 A.
Wâs: Let-seig vgl. 6 B u. s. w. Pâwêr: Êntei cfr. Var. 6 E. — Kâbu pâdi und Nêing: Pâwêr-Muster Sî-ei-yong („See-i-yong"). — Nos: Kêiyong, vergl 33, 58, 17 C.
Schema des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7. Abgebildet auf Taf. I.

6 H. Krankheit wie 6 A.
Wâs: Pĕn-hîl, doch nur in halber Grösse, vergl. 5 B. — Pâwêr: Langut („Langhut"). — Kâbu pâdi und Nêing: Pâwêr-Muster Angis vergl. 3 A, 20 G. — Nos wie Pâwêr.
Schema des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7. Abgebildet auf Taf. I.

7 A. Krankheit „Tan-eg", ohne Erklärung.
Wâs: Pâsir („Passeer") vergl. 19 J, 18 C, 19 B, 19 H, 19 A, 20 J, 19 N, 12 A. — Pâwêr: Kêiap („Kîap"). — Kâbu salag: Pâwêr-Muster Sad-an-yit („Sad-un-yet") vergl. 19 J. — Kâbu pâdi: wie Pâwêr. — Nêing und Bêhêi: Wâs-Muster Kâsom vergl. 20 C, 58, 19 E, 31, 17 C, 19 G, 32 B, 22 C, 23, 22 E, 36, 22 D, 17 A, 51, 19 M, 52, 7 B. — Nos: Pĕnâlong vergl. 18 H.
Schema des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7, eine Nebenfigur (a) links. Abgeb. auf Taf. I.

7 B. Krankheit wie 7 A.
Wâs: Kâsom vergl. 7 A. — Pâwêr: Kahib. — Kâbu salag, K. pâdi, Nêing, Bêhêi wie Pâwêr. — Nos wie Wâs.

Schema des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7, eine Nebenfigur (b) links. Abgebildet auf Taf. I.

7 C. Krankheit wie A 7.

Wâs: Let-tod vergl. 8 C, 32 A, 18 B, aber Wâs pitscheg. — Pâwêr: Kemmît („Kem-meet") vergl. 26. — Kâbu pâdi: Pâwêr-Muster Penâlong vergl. 18 H; — Nêing wie Pâwêr. — Nos: Pâwêr-Muster Boing vergl. 18 F, 17 B.

Schema des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7, eine Nebenfigur (c) links. Tiefstehendes Tĕpî; Marke Kôs. Abgebildet auf Taf. I.

8 A. Krankheit „Ber", unbestimmt.

Wâs: Led-wod vergl. 2 B. — Pâwêr enthält einen Fehler: sollte sein, wie Pâwêr von A 8, doch in der Mittelfigur noch ein Querriegel. — Kâbu pâdi, Nêing und Nos: Pâwêr-Muster Kî-bût.

Schema des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7. Abgebildet auf Taf. I.

8 B. Krankheit wie 8 A.

Wâs: Lĕgîyap mit Tĕpî. — Pâwêr: Ni-an-kâ („Ne-au-kar"). — Nêing, Bê-hêi, Nos wie Pâwêr.

Schema des Mittelfeldes S. 90, Fig. 7, tiefstehendes Tĕpî. Abgebildet auf Taf. I.

8 C. Krankheit wie 8 A.

Wâs: Let-tod, gleichbenannt mit 18 B, 32 A, 7 C! — Pâwêr: Kîl-kel vergl. 19 H und (!) 3 B. — Kâbu pâdi: Pâwêr-Muster: Kî-bût vergl. 37. — Nêing wie Kâbu pâdi. — Nos: Pâwêr-Muster Boing vergl. 18 F (!) und 17 B.

Schema des Mittelfeldes S. 90, Fig. 7, Tĕpî biltek, tiefstehend. Abgebildet auf Taf. I.

9 A. Krankheit „Kang-keng" („Kung-keng"), unbestimmbar.

Wâs: Dschĕnâsik vgl. 2 A u. s. w. — Pâwêr: Tschab-lab: Revers von Gaû cfr. 57. — Kâbu pâdi, Nêing wie Wâs. — Nos wie Pâwêr.

Schema des Mittelfeldes S. 90, Fig. 7. Abgebildet auf Taf. I

9 B. Krankheit wie 9 A.

Wâs: Hĕr-sêi („Hersaîge") vgl. 26, 43, 10 A, 37, 14 A. — Pâwêr: ûmung vgl. 10 A. — Kâbu pâdi: Wâs-Muster Têbal-êi vgl. 6 A. — Nêing wie Pâwêr. — Nos wie Kâbu pâdi.

Schema des Mittelfeldes S. 90, Fig. 7, tiefstehendes Tĕpî biltek; Feld: Maheîi. Abgebildet auf Taf. I.

10 A. Krankheit: Tak-ûi („Tak-oye") unbestimmbar.

Wâs: Hĕr-sêi vergl. 9 B. — Pâwêr: ûmung vergl. 9 B. — Kâbu pâdi und Nos: Wâs-Muster Têbal-êi. — Nêing: Pâwêr-Muster: Tschab-lab vergl. 9 A.

Schema des Mittelfeldes S. 90, Fig. 7. Abgebildet auf Taf. I.

10 B. Krankheit wie 10 A.

Wâs: Dschĕuâsik, klein und von links nach rechts kleiner werdend, vergl. 2 A. — Pâwêr und Nêing: Bong vergl. 2 A und 1 D (!). — Kâbu pâdi und Nos: Wâs-Muster Têbal-êi.

Schema des Mittelfeldes S. 90, Fig. 7. Abgebildet auf Taf. I.

11 A. Krankheit Pĕlîg („Peleeg") ڤليڬ „head-ache" wird diese Krankheit an einer anderen Stelle von St's Manuscripten übersetzt.

Wâs: Dschĕnâsik von halber Grösse und ganz an Pâwêr angeschlossen, Pâwêr und Nos: Lîk-tek („Liktek"), 18 E! — Kâbu pâdi und Nêing Wâs-Muster Tschig-lag vergl. 3 B, 3 C, 20 F.

Schema des Mittelbildes S. 90, Fig. 7. Abgebildet auf Taf. I.

11 B. Krankheit wie 11 A.

Wâs: Pĕn-hîl vergl. 5 B, 6 E. — Pâwêr: Pe-nêl-tû. — Kâbu pâdi und Nos: Wâs-Muster Têbal-êi vergl. 6 A, 18 A, 55, 20 H. — Nêing: Wâs-Muster Let-seig, je eine Curve und je eine gerade Linie vergl. 5 A.

Schema des Mittelbildes S. 90, Fig. 7. Abgebildet auf Taf. II.

12 A. Krankheit Tschâs-êi („Chas-eye"), unbestimmbar.

Wâs: Pâsir vergl. 7 A, 19 J, 18 C, 19 H, 19 A, 20 J, 19 N, 12 A. — Pâwêr, Kâbu pâdi, Nêing und Nos: Tabag, nur in drei Feldern Punkte in den oben

stehenden Feldern, die rechts und links angereihten, beliebigen Figuren ohne Punkte.

Schema des Mittelbildes S. 90, Fig. 7. Abgebildet auf Taf. II.

12 B. Krankheit, wie 12 A.

Wâs: Mânau — Pâwêr, Nêing und Nos: Lid-dâ; darf nicht den Boden erreichen, noch rechts und links an die Ränder gehen, vergl. indess 14 A. — Kâbu pâdi: Lid-dâ, die dritte Linie trifft nur die drei Mittelzacken.

Schema des Mittelbildes S. 90, Fig. 7. Abgebildet auf Taf. II. Marke Gĕhab, vergl. S. 79, 81.

Fig. 7.

12 C. Krankheit, wie 12 A.

Wâs: Tĕpî mit Pen-ying. — Pâwêr: Nâ-pek („Na-pek“) die unteren Doppellinien stehen weiter auseinander. — Nêing und Nos, wie Wâs. — Kâbu pâdi, wie Pâwêr.

[Nâpek bedeutet Schwein („pig“)]

Schema des Mittelbildes S. 90, Fig. 7, tiefstehendes Tĕpî biltek. Abgebildet auf Taf. II.

13 A. Krankheit Ung-ag-bûig, unbestimmbar.

Wâs: Kan-beng vergl. 13 B. — Pâwêr: Seg-kît, die Muster links mit hochstehenden Spitzen; — Kâbu pâdi, Nêing und Nos: Pâwêr-Muster Seg-kît, die Mittelfigur dieses Musters ist eigenthümlich: drei Seitenzacken nach unten links, eine nach unten rechts; rechts die gewöhnlichen Figuren mit aufrechtstehenden, links mit abwärtsstehenden Zacken, je drei auf jeder Seite.

Schema des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7. Abgebildet auf Taf. II. Marke Gĕhab vergl. S. 79, 81.

Fig. 8.

13 B. Krankheit, wie 13 A.

Wâs: Kan-beng. — Pâwêr, Kâbu pâdi, Nêing, Nos: Kan-beng, doch anders, wie Wâs.

Schema des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7. Abgebildet auf Taf. II. Marke Gĕhab vergl. S. 79, 81.

14 A. Krankheit It-al-ig, unbestimmbar.

Wâs: Hĕr-sêi vergl. 9 B. — Pâwêr: Lid-dâ bes. Form. — Kâbu pâdi, Nêing, Nos: Pâwêr-Muster: Lid-dâ Var. wie 12 B.

Schema des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7, tiefstehendes Tĕpî biltek; Marke Gĕhab. Abgebildet auf Taf. II.

14 B. Krankheit wie 14 A.

Wâs: Dschĕnâsik vergl. 2 A — Pâwêr und Nêing: Pâwêr Bûl („Bool") (wird nach links zu enger); Kâbu pâdi und Nos: Pâwêr-Muster Tschab-lab vergl. 9 A.

Schema des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7. Abgebildet auf Taf. II.

15 A. Krankheit Mâ-kau-kâ-lon („Mackow-Kallon").

Wâs und Nêing: Let-seig. — Pâwêr und Kâbu pâdi: Pĕnâlong. — Nos: Pĕnâlong, Variante.

Schema des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7. Abgebildet auf Taf. II.

15 B. Krankheit wie 15 A.

Wâs: Pen-hîl vergl. 6 E, 6 H. — Pâwêr und Nos: Makûin („Mukoin"). — Kâbu pâdi und Nêing: Tschig-lag.

Schema des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7. Abgebildet auf Taf. II.

16 A. Krankheit Kĕlak-sog („Kluk-sog").

Wâs: Led-wod vergl. 2 B. — Pâwêr und Nos: Lig-boig (nicht den Grundstrich berührend). — Kâbu pâdi und Nêing: Tschig-lag.

Schema des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7. Abgebildet auf Taf. II.

16 B. Krankheit wie 16 A.

Wâs und Nos: ĕng-ah („Eng-ah"). — Pâwêr: A-ït. — Kâbu pâdi und Nêing: Kî-bût.

Schema des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7. Abgebildet auf Taf. II. Marke Gĕhab vergl. S. 79, 81.

17 A. Krankheit: Tîn-wêg Lân-ka („Tinwag-lankar"), unbestimmbar.

Wâs: Kâsom vergl. 22 D, 51. — Pâwêr, Kâbu pâdi, Nêing, Nos: Dâ-da vergl. 23, 22 D. — Kâbu salag: Tschig-lag vergl. 3 C. — Bê-hêi: Sî-ei-yong.

Schema des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7; Marke Kôs (der eine Balken eng schraffirt, der andere weiter und mit Lücke an der Schnittstelle). Abgebildet auf Taf. II.

17 B. Krankheit wie 17 A.

Wâs: Led-wod vergl. 4 B. — Pâwêr und Nos: Boing, nur zwei Schraffirlinien auf den dunklen Ecken. — Kâbu pâdi und Nêing: Tschig-lag vergl. 3 B.

Schema des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7, ein Balken breiter, die Strichelchen treten nur bei schlecht geschnittenen Mustern hinzu. Abgebildet auf Taf. II.

17 C. Krankheit wie 17 A.

Wâs: Kâsom vergl. 31, 19 E, doch besondere Variante. — Pâwêr und Nêing: Kêi-yong. Kâbu pâdi und Nos: Tschig-lag vergl. 3 B.

Schema des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7, beide Streifen gleich breit. Abgeb. auf Taf. II.

18 A. Krankheit Bâkau-Tîmûn („Bakow-Timoon"), unbestimmbar.

Wâs: Têbal-êi. — Pâwêr und Nêing: Dschênul („Jenul"), das Mittelmuster zeigt zwei Punkte vergl. 43 und (!) 48. — Kâbu pâdi und Nos: Wâs-Muster Têbal-êi.

Schema des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7. Abgebildet auf Taf. II.

18 B. Krankheit wie 18 A.

Wâs und Nêing: Let-tod, das Muster muss mindestens mehr wie zwei Schraffirungen zeigen. — Pâwêr und Nos: Bĕlê („B'ler") nur zwei Schraffirungslinien: anders C 18, 22 A.

Schema des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7. Marke Gĕhab vergl. S. 79, 81; tiefstehendes Tĕpî. Abgebildet auf Taf. II.

18 C. Krankheit wie 18 A.

Wâs: Pâsir („Passeer") vergl. 19 H. — Pâwêr und Nos: Bĕlê („B'ler") vergl. 22 A und (!) 18 B. — Kâbu pâdi und Nêing: Bong 10 B (!), 2 A, 1 D.

Schema des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7: auf dem Kamm sehr schlecht geschnitten. Abgebildet auf Taf. II.

18 D. Krankheit wie 18 A.

Wâs: Pen-hîl vergl. 19 D, 47, 46, 19 C u. s. w. — Pâwêr, K. pâdi, Nêing, Nos: „Idschûeig“ (Ejooaig) vergl. 47. — K. salag, Bê-hêi: Tschig-lag.

Schema des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7. Abgebildet auf Taf. II.

18 E. Krankheit wie 18 A.

Wâs: Dschĕnâsik vergl. 9 A. — Pâwêr und Nos: Lîk-teg vergl. 11 A (!). — Kâbu pâdi und Nêing ist mit Gor-Mustern ausgefüllt.

Schema des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7: Marke Gĕhab vgl. S. 79, 81. Abgebildet auf Taf. II.

18 F. Krankheit wie 18 A.

Wâs: Led-wod vergl. 8 A. — Pâwêr und Nos: Boing. — Kâbu pâdi und Nêing wie Wâs.

Schema des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7. Abgebildet auf Taf. II.

18 G. Krankheit wie 18 A.

Wâs: Pen-hîl. — Pâwêr und Nos: Bat-tschei vergl. 5 B (!). — Kâbu pâdi, Nêing: Idschûeig vergl. 47.

Schema des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7. Abgebildet auf Taf. II.

18 H. Krankheit wie 18 A.

Wâs: Let-seig vergl. 15 A, 6 B u. s. w. — Pâwêr und Kâbu pâdi: Penâlong vergl. 15 A (!). — Nêing und Nos: Kâsom vergl. 32 B, 7 B.

Schema des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7. Abgebildet auf Taf. II.

19 A. Krankheit Bâkau tîmun, unerklärbar.

Wâs: Pâsir vergl. 7 A. — Pâwêr und Nos: Têbal vergl. 61 und 6 C (!).—. Kâbu pâdi und Nêing: Tschig-lag vergl. 3 C.

Schema des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7. Abgebildet auf Taf. II.

19 B. Krankheit wie 19 A.

Wâs: Pâsir in kleiner Form. — Pâwêr, Kâbu pâdi, Nêing: Al-tong vergl. 6 F, 40. Kâbu salag und Bê-hêi; Tschig-lag. Nos: Bîling vergl. 19 N.

Schema des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7. Abgebildet auf Taf. II.

19 C. Krankheit wie 19 A.

Wâs: Pen-hîl vergl. 5 B; Pâwêr und Nos: Yang-knil. — Kâbu pâdi: Tschig-lag. — Nêing: Sad-an-yit vergl. 19 K, 19 T.

Schema des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7. Abgebildet auf Taf. II.

19 D. Krankheit wie 19 A.

Wâs, Penhîl vergl. 5 B. — Pâwêr: Yat-ût. — Kâbu pâdi: Pâwer-Muster: Kîl-kel vergl. 8 C; — Nêing: Pâwêr-Muster: Tschâu-ĕi („Chow-aî“).

Muster des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7. Abgebildet auf Taf. II.

19 E. Krankheit wie 19 A.

Wâs: Kâsom vergl. 20 C, 58, 31, 17 C, 19 G, 32 B. — Pâwêr, Kâbu pâdi. Nêing, Nos: Sî-ei-yong.

Muster des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7. Abgebildet auf Taf. II.

19 F. Krankheit wie 19 A.

Wâs und Nêing: Dschĕnâsik. — Pâwêr: Lig-boig. — Kâbu pâdi und Nos: Hĕr-sêi vergl. 9 B, 10 A.

Muster des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7: Marke ĕdsîat S. 82. Abgeb. auf Taf. II.

19 G. Krankheit wie 19 A.

Wâs: Kâsom vergl. 19 E. — Pâwêr und Nos: Kelâpêi vergl. 19 M, 19 L, 19 C. — Kâbu pâdi und Nêing: eingeschobene Gor-Muster.

Muster des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7. Abgebildet auf Taf. II.

19 H. Krankheit wie 19 A.

Wâs: Pâsir vergl. 12 A. — Pâwêr, Kâbu pâdi, Nêing, Nos: Kîl-kel Kâbu salag und Bê-hêi: Wâs-Muster Tschig-lag vergl. 3 B.

Muster des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7. Abgebildet auf Taf. II

19 J. Krankheit wie 19 A.

Wâs: Pâsir vergl. 12 A. — Pâwêr, Kâbu pâdi, Nêing: Sad-an-yit. — Kâbu salag, Bê-hêi: Pâwêr-Muster Kĕlâpêi vergl. 19 L.
Muster des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7. Abgebildet auf Taf. II.

19 K. Krankheit wie 19 A.
Wâs: Pen-hîl vergl. 6 E, 6 H, 11 B u. s. w. — alles übrige zwei Varianten von Sad-an-yit (Kâbu salag und Bê-hêi gleich gegenüber allen übrigen Feldern).
Muster des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7. Abgebildet auf Taf. II.

19 L. Krankheit wie 19 A.
Wâs: Pen-hîl vergl. 19 K. — Pâwêr und Kâbu pâdi: Kĕlâpêi vergl. 19 C. Nêing und Nos: Pâwêr-Muster Kî-bût. — Kâbu salag und Bê-hêi: Gor-Muster.
Muster des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7. Abgebildet auf Taf. II.

19 M. Krankheit wie 19 A. Der Kamm zeigt falsche Kĕnîng-ûing-Linien (vgl. oben S. 77).
Wâs: Kâsom. — Pâwêr, K. pâdi, Nêing, Nos: Kĕlâpêi. Kâbu salag und Bê-hêi: Tschig-lag vergl. 3 C.
Muster des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7. Marke Kos S. 79. Abgebildet auf Taf. II.

19 N. Krankheit wie 19 A.
Wâs: Pâsir. — Pâwêr und Nos: Bîling. — Kâbu pâdi, Nêing: Tschig-lag.
Muster des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7. Abgebildet auf Taf. II.

19 O. Krankheit wie 19 A.
Wâs; Pen-hîl. — Pâwêr: Pĕ-nêl-tu vergl. 11 B (!). Nos: Bîling. Kâbu padi: Gor-Muster.
Muster des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7: tiefstehendes Tĕpî. Abgeb. auf Taf. III.

20 A. Krankheit Met-an-tau („Met-un-tow“).
Wâs: Pen-hîl d. h. weisses Wâs, doch nur mit Pâwêr In-dscheng, man beachte die eigenthümliche Schraffirung. Kâbu pâdi und Nos wie Pâwêr. — Nêing mit Phantasiemuster.
Muster des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7: tiefstehendes Tĕpî. Abgebildet auf Taf. III.

20 B. Krankheit wie 20 A.
Wâs: Let-seig vergl. 27. — Pâwêr Taat. — Kâbu pâdi und Nos: Hâlei vergl. 39, 50. — Nêing: Tink-tonk vergl. 1 B.
Muster des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7. Abgebildet auf Taf. III.

20 C. Krankheit wie 20 A.
Wâs: Kâsom. — Pâwêr und Kâbu pâdi: Kêig, beachte die linke Hälfte des Musters. — Nêing und Nos: Tschog.
Muster des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7. Abgebildet auf Taf. III.

20 D. Krankheit wie 20 A.
Wâs: Boin. — Pâwêr, Kâbu pâdi, Nêing, Nos: ĕr-gap.
Muster des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7: tiefstehendes Tĕpî. Abgeb. auf Taf. III.

20 F.[1]) Krankheit wie 20 A.
Wâs: Tschîg-lag, unterer Streifen „pitscheg.“ — Pâwêr, Kâbu pâdi, Nêing, Nos: Bâkol vergl. 3 C (!).
Muster des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7. Abgebildet auf Taf. III.

20 G. Krankheit wie 20 A.
Wâs, Nêing, Nos: Pen-ying mit Tĕpî. — Pâwêr: Angis vgl. 3 A. — Kâbu pâdi: Pâwêr-Muster Pen-hîl.
Muster des Tîn-wêg wie D, doch nur halb so gross. Abgebildet auf Taf. III. tiefstehendes Tĕpî.

20 H. Krankheit wie 20 A.
Wâs: Têbal-êi. — Pâwêr, Nêing, Nos: Sob. — Kâbu pâdi, Bêhêi: Gâu vergl. 57.
Muster des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7. Abgebildet auf Taf. III. vergl. 20 F.

20 J. Krankheit wie 20 A.

---

1) 20 E im Original ausgelassen.

Wâs: Pâsir. — Pâwêr: Bâkol. — Kâbu salag, Kâbu pâdi, Nêing: Pâwêr-M. Gâu. — Nos: Pâwêr-M. Tink-tonk.

Muster des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7. Abgebildet auf Taf. III.

21 A. Krankheit An-in („Ow-in"), nicht erklärbar.

Wâs: ûm. — Pâwêr, Kâbu pâdi, Nêing, Nos: Pâhêm („Paherm" vergl. 1 F).

Muster des Tîn-wêg S. 90, Fig. 7. Abgebildet auf Taf. III. Marke Gĕhab.

21 B. Krankheit wie 21 A.

Wâs: Pen-ying. — Pâwêr, Kâbu pâdi, Nêing, Nôs: Knel-lap.

Muster des Tîn-wêg S 90, Fig. 7. Abgebildet auf Taf. III. Marke Gĕhab.

22 A.[1]) Krankheit Man-wok kêkil, nicht erklärbar.

Wâs: Pen-hîl mit breitem Tĕpî. — Pâwêr und Kâbu pâdi: Bĕlê. — Kâbu salag: Sad-an-yit. — Nêing und Nos: Boing vergl. 17 B. — Bê-hêi: Tschig-lag.

Muster des Tîn-wêg S. 91, Fig. 8. Abgebildet auf Taf. III. Tiefstehendes Tĕpî biltek.

22 C. Krankheit wie 22 A.

Wâs: Kâsom, doch nur die zwei Mittelfiguren sind unten abgeplattet; alle nur drei Schraffirungen. — Pâwêr, Kâbu salag und pâdi, Nêing, Bê-hêi. Nos: Tschin-eng.

Muster des Tîn-wêg S. 91, Fig. 8. Abgebildet auf Taf. III. Fehler im Muster vergl. S. 85.

22 D. Krankheit wie 22 A.

Wâs: Kâsom vergl. 17 A. — Pâwêr und Kâbu pâdi: Dâ-da vergl. 23, 17 A. — Nêing, Nos: Tschin-eng. — Kâbu salag, Bê-hêi: Tschig-lag.

Muster des Tîn-wêg S. 91, Fig. 8, auf dem Kamm in ganz falscher Weise durchweg punktirt. Marke Kos. S. 79. Abgebildet auf Taf. 6.

22 E. Krankheit wie 22 A.

Wâs: Kâsom. — Pâwêr, Kâbu pâdi; Tschin-eng. — Kâbu salag, Nêing: Tschig-lag. — Bê-hêi; Nos: Let-seig: zwei Varianten.

Muster des Tîn-wêg S. 91, Fig. 8, Fehler im Muster vgl. S. 85. Abgebildet auf Taf. III.

23. Krankheit: Tscheb, unbestimmbar.

Wâs: Kâsom. — Pâwêr: Dâ-da. — Nêing, Bêhêi, Nos: zwei Varianten von Kâsom.

Muster des Tîn-wêg S. 91, Fig. 8, tiefstehendes Tĕpî. Abgeb. auf Taf. III.

24. Krankheit: Tû-eg, unbestimmbar.

Wâs: Let-seig. — Pâwêr, Nos: Langut. — Kâbu pâdi und Nêing sind durch Gor-Muster ausgefüllt.

Muster des Tîn-wêg S. 91, Fig. 8. Abgebildet auf Taf. III.

25 A. Krankheit Kâ-tam („Kattam").

Wâs: Pen-hîl, oben gerundet. — Pâwêr: Ing. — Die übrigen Zeichen sind ganz eigenthümlich: sie stellen Waldwege vor. Die Krankheit, eine Art Fieber, welches durch die ganze Halbinsel verbreitet ist, fasst alle Theile des Körpers an und zwar so, dass die Kranke lange nicht im Stande ist zu gehen. Es ist nicht unmöglich, dass diese Darstellung den Bĕlêndasleuten entlehnt ist, da sie in allen vier Gruppen der Sĕmangbevölkerung vorkommt. Die unter den hier gegebenen Mustern notirten Stammesangaben bezeichnen das Mittelmuster nicht so genau, dass es nicht in allen Theilen der Halbinsel so vorkommen könnte.

Stamm: Kin-ta-Sĕmang („Kin-tar"), bei ihnen tritt das Kâ-tam seltener tödtlich auf als 25 C; desswegen Wâs und Pâwêr im Gebrauch.

Abgebildet auf Taf. III.

25 B. Krankheit wie 25 A.

Wâs: Pen-hîl, halbe Grösse, darunter ein weisser Streifen. — Pâwêr Yat-ût.

1) 22 B fehlt in der Originalliste.

— Das Fieber ist im Pêrak-Gebiete ebenso selten tödtlich wie bei den Kin-ta-Sĕmang. Desshalb ist Wâs und Pâwêr im Gebrauch, da sie helfen.

Stamm: Bĕlûm-Sĕmang („Bloom"). Abgebildet auf Taf. 4.

25 C. Krankheit wie 25 A.

Wâs: Pen-hîl, oben gerundet. — Im Gebiet der Bong-Sĕmang ist dies Fieber weniger oft tödtlich als bei den Ken-sîu und Panggang-Leuten, aber schlimmer als 25 A, B; desshalb nur Wâs im Gebrauch.

Stamm: Bong-Sĕmang. Abgebildet auf Taf. III.

25 D. Krankheit wie 25 A.

Das Kâ-tam genannte Fieber ist am gefährlichsten im Norden, im Gebiete der Ken-sîu und Orang Panggang. Weil es meist tödtlich auftritt, kein Wâs und kein Pâwêr.

Stamm: Ken-sîu-Sĕmang und Orang Panggang. („Ken-siew"). Abgebildet auf Taf. III.

26. Krankheit Yan-tûi hî-li (Yan-toe hillie) unbestimmbar.

Wâs: Hĕr-sêi; ebenso Kâbu pâdi, Nêing, Nos. — Pâwêr: Kĕm-mît.

Schema des Tîn-wêg S. 91, Fig. 8, tiefstehendes Tĕpî biltek. Abgebildet auf Taf. III.

27. Krankheit Wing-dschang, unbestimmbar.

Wâs: Let-seig. — Pâwêr, Kâbu pâdi, Nos: Langut. — Kâbu salag: Gor-Muster. — Nêing: Penâlong vergl. 18 H. — Bê-hêi: Bĕlê.

Schema des Tîn-wêg S. 91, Fig. 8. Abgebildet auf Taf. III.

Die Muster müssen so gezeichnet sein, dass in A die Mittellinie absolut gerade steht, in B nur die obere, während die untere schief stehen soll. In C muss die obere und untere, wie die Figur zeigt, schief stehen. Als Grund wird angegeben, dass die Krankheit in der Nähe der Brustwarzen beginnt und von da an herabsteigt. (A, B, C, die Muster von links an gerechnet, Skizze ungenau.)

28 A. Krankheit Kê-sûm („Kay-some"), unbestimmbar.

Wâs: ĕn-let. — Pâwêr, Kâbu pâdi, Nêing, Nos: Bîling. — Kâbu salag: Sî-ei-yong. — Bê-hêi: Tschig-lag.

Schema des Tîn-wêg S. 91, Fig. 8. Abgebildet auf Taf. III.

28 B. Krankheit wie 28 A.

Wâs: ĕn-let. — Pâwêr: Mîn-len. — Kâbu pâdi: Têbal-êi. — Nêing und Nos: Dschĕnâsik.

Schema des Tîn-wêg S. 91, Fig. 8. Marke Kos. Abgebildet auf Taf. III.

Hier notirt Herr Stevens noch ausdrücklich: No one can now give the meaning of the figures. They are handed down by copy from Sna-hoot to successor, but apparently the Puttow either did not explain it to the laity or the men have forgotten it.

29. Krankheit Yan-tûl mân-ka („Yan-tool-mankar"), unbestimmt.

Wâs: Pen-hîl. — Pâwêr: Yang-knil. — Nêing: Kâsom. — Nos: Langut.

Schema des Tîn-wêg S. 91, Fig. 8. Marke Gĕhab; tiefstehendes Tĕpî. Abgebildet auf Taf. III.

30. Krankheit Pen-al-dûng („Pen-ul-doong"), unbestimmbar.

Wâs, Nêing und Nos: Boin, vergl. 60. — Pâwêr: Tschog. - Kâbu pâdi: von dem Verfertiger des Kammes erfundenes Muster.

Schema des Tîn-wêg S. 91, Fig. 8. Abgebildet auf Taf. III.

31. Krankheit Tschab-ok (Chab-ok), unbestimmbar.

Wâs: Kâsom. — Pâwêr: Kêiap vergl. 51. — K. p.: Wâs-Muster Têbal-ei vergl. 6 A. — Nêing: Pâwêr-Muster Idschûeig vergl. 47. — Nos: Pâwêr-Muster Tschîs-kis vergl. 4 B.

Schema des Tîn-wêg S. 91, Fig. 8. Abgebildet auf Taf. III.

32 A. Krankheit Tĕbîl („Tebeel"), unbestimmbar.

Wâs: Wâs pitscheg: Let-tod. — Pâwêr: Kâ-wa („Kawar"). — Nos: Pâwêr-Muster Boing.

Schema des Tîn-wêg S. 91, Fig. 8. Abgebildet auf Taf. III.

32 B. Krankheit wie 32 A.

Wâs: Kâsom. — Pâwêr, Kâbu pâdi, Bê-hêi: Tschin-eng (man beachte die Schraffirung). Kâbu salag: Tschig-lag. — Nêing, Kâsom, Variante. — Nos: Idschûeig.

Schema des Tîn-wêg S. 91, Fig. 8, tiefstehendes Těpî. Fehler im Muster von 22 C, vergl. S. 85. Abgebildet auf Taf. III.

33. Krankheit Kâu-i, unbestimmbar.

Wâs: Pen-hîl mit breitem Těpî. — Pâwêr, Nos: Kêi-yong. — Kâbu pâdi, Nêing. Pâwêr-Muster Sî-ei-yong.

Schema des Tîn-wêg S. 91, Fig. 8, tiefstehendes Těpî biltek. Abgebildet auf Taf. III.

34. Krankheit Lûi; unbestimmbar.

Wâs: Pen-hîl (zwei Muster mit kleinen Vertikalstrichen). — Pâwêr und Nos: Mîn-len. — Kâbu pâdi, Nêing: Wâs-Muster Tschig-lag.

Schema des Tîn-wêg S. 91, Fig. 8. Abgebildet auf Taf. III.

35. Krankheit Tschig-lak; unbestimmbar.

Wâs: Let-seig. — Pâwêr, Nêing: Mûd-bag („Mood-bag“). — Kâbu pâdi, Nos: Wâs-Muster Tschig-lag.

Schema des Tîn-wêg S. 91, Fig. 8. Abgebildet auf Taf. III.

36. Krankheit Kong; unbestimmbar.

Wâs: Kâsom. — Pâwêr, Nos: Sělang-dûi. — Kâbu pâdi, Nêing: Pâwêr-Muster Kî-bût.

Schema des Tîn-wêg S. 91, Fig. 8. Abgebildet auf Taf. III.

37. Krankheit Kamalig, („Kamalege“), unbestimmbar.

Was: Hěr-sêi. — Pâwêr, Nos: Kî-bût. — Kâbu pâdi, Nêing: Wâs-Muster Tschig-lag.

Schema des Tîn-wêg S. 91, Fig. 8. Abgebildet auf Taf. III.

38. Krankheit Pěnapit („Penâppit“), unbestimmbar.

Wâs: Ken-beng. — Pâwêr, Nos: ěn-nyangil. — K. pâdi, Nêing: Pen-hîl.

Schema des Tîn-wêg S. 91, Fig. 8. Abgebildet auf Taf. III.

39. Krankheit Han-bê („Hun-ber“) unbestimmbar.

Wâs, Kâbu pâdi, Nêing: Kîn-sei. — Pâwêr: Ha-lei.

Schema des Tîn-wêg S. 91, Fig. 8, tiefstehendes Těpî, Marke Gěhab. Abgebildet auf Taf. IV.

40. Krankheit Heit („Hait“), unbestimmbar.

Wâs: Pen-hîl. — Pâwêr, Kâbu pâdi, Nêing, Nos: Al-tong. — Kâbu salag, Bê-hêi: Tschig-lag.

Schema des Tîn-wêg S. 91, Fig. 8. Abgebildet uuf Taf. IV.

41. Krankheit Sělang-dûi („Salangdoy“), unbestimmbar.

Was: Dschěnâsik. — Pâwêr: Tschog. — Kâbu pâdi, Nos: Wâs-Muster Têbal-êi. — Nêing: Pâwêr-Muster Kî-but.

Schema des Tîn-wêg S. 91, Fig. 8. Abgebildet auf Taf. IV.

42. Krankheit Kang-wom, unbestimmbar.

Wâs, Kâbu pâdi, Nêing, Nos: Yî-lap-î („Yeh-lap-eh“). — Pâwêr: Kit-teng.

Schema des Tîn-wêg S. 91, Fig. 8. Marke Gěhab, vergl. S. 79, 81. Abgebildet auf Taf. IV.

43. Krankheit Tang-tong („Tung-tong“) unbestimmbar.

Wâs: Her-sêi. — Pâwêr: Dschenul. — Kâbu pâdi, Nos: Wâs-Muster. Têbal-êi. — Nêing: Kî-bût.

Schema des Tîn-wêg S. 91, Fig. 8. Abgebildet auf Taf. IV.

44. Krankheit Sad-ô („Sad-or“), unbestimmbar.

Wâs: Pen-hîl. — Pâwêr, Kâbu pâdi, Nêing, Nos: U-kap.

Schema des Tîn-wêg S. 91, Fig. 8. Abgebildet auf Taf. IV.

45. Krankheit Sê-saî („Ser-sayee“), unbestimmbar.

Wâs: Pen-hîl. — Pâwêr: Sad-an-yit. — Kâbu salag, Bê-hêi: Tschig-lag. — Kâbu pâdi, Nêing, Nos: Boing vergl. 17 B.

Schema des Tîn-wêg S. 91, Fig. 8. Abgebildet auf Taf. IV.

46. Krankheit Ig-to („Eg-to“), unbestimmbar.

Wâs und Nêing: Pen-hîl. — Pâwêr: Â-bat. — Kâbu salag, Bê-hêi: Sad-an-yit. — K. pâdi, Nos: Wâs-Muster Kâ-som.

Schema des Tîn-wêg S. 91, Fig. 8. Abgebildet auf Taf. IV.

47. Krankheit Kam, unbestimmbar.

Wâs: Pen-hîl. — Pâwêr: Idschûeig. — Kâbu salag und pâdi: Let-seig. — Nêing, Nos: Led-wod. — Bê-hêi: Sad-an-yit.

Schema des Tîn-wêg S. 91, Fig. 8. Abgebildet auf Taf. IV.

48. Krankheit Ga-sûn („Gassoon“) unbestimmbar.

Wâs: Ta-sông. — Pâwêr: Dschenul. — K. pâdi, Nêing, Nos: Ken-beng vergl. 38.

Schema des Tîn-wêg S. 91, Fig. 8. Abgebildet auf Taf. IV.

49. Krankheit Yan-tûi-hî-log („Yan-toe-hillog“) unbestimmbar.

Wâs: Led-wod. — Pâwêr, Kâbu pâdi, Nêing, Nos: Al-teg.

Schema des Tîn-wêg S. 91, Fig. 8. Abgebildet auf Taf. IV.

50. Krankheit Kâ-hib, unbestimmbar.

Wâs: Pen-hîl. — Pâwêr: Hâ-lei. — Nêing: Kâsom. — Marke Gĕhab. Nos: wie Wâs.

Schema des Tîn-wêg S. 91, Fig. 8, tiefstehendes Tĕpî. Abgeb. auf Taf. IV.

51. Krankheit Lang-ê („Lang-er“), unbestimmbar.

Wâs und Bê-hêi: Kâsom, zwei Formen. — Pâwêr, Kêiap. — Kâbu salag: Let-tod. — K. pâdi, Nêing: Idschûeig. — Nos: Dâ-da.

Schema des Tîn-wêg S. 91, Fig. 8. Abgebildet auf Taf. IV.

52. Krankheit Tschig-lâ („Chig-lar“), unbestimmbar.

Wâs: Kâsom. — Pâwêr, Nos: Bîling. — Kâbu salag, Bê-hêi: Let-tod. — K. pâdi, Nêing: Tschig-lag.

Schema des Tîn-wêg S. 91, Fig. 8. Abgebildet auf Taf. IV.

53. Krankheit Ye-eng, unbestimmbar.

Wâs: Hê-kâ („Her-kar“) mit W. pitscheg. — Pâwêr, Nêing, Nos: Tschâu-ei.

Schema des Tîn-wêg S. 91, Fig. 8, tiefstehendes Tĕpî. Abgeb. auf Taf. IV.

54. Krankheit Tâg-an, unbestimmbar.

Wâs: Led-wod. — Pâwêr, Nêing, Nos: Bel-ûng („Bel-oong“).

Schema des Tîn-wêg S. 91, Fig. 8, tiefstehendes Tĕpî. Abgeb. auf Taf. IV.

55. Krankheit Tan-kuê („Tun-kwoy“), unbestimmbar.

Wâs: Têbal-êi. — Pâwêr, K. pâdi, Nêing, Nos: Sob.

Schema des Tîn-wêg S. 91, Fig. 8. Abgebildet auf Taf. IV.

56. Krankheit Ye-lâ-î („Yel-lar-è“), unbestimmbar.

Ohne Wâs und ohne Pâwêr: die Krankheit ist tödtlich.

Schema des Tîn-wêg S. 91, Fig. 8. Abgebildet auf Taf. IV.

57. Krankheit Gel-talûng („Gel-taloong“), unbestimmbar.

Wâs, K. pâdi, Nêing: Dschenâsik. — Pâwêr, Nos: Gâu (wird nach links enger).

Schema des Tîn-wêg S. 91, Fig. 8. Abgebildet auf Taf. IV.

58. Krankheit Pin-ad-yod, unbestimmbar.

Wâs: Kâsom. — Pâwêr, K. pâdi, Nêing, Nos: Kêi-yong.

Schema des Tîn-wêg S. 91, Fig. 8. Abgebildet auf Taf. IV.

59. Krankheit Eng, unbestimmbar.

Wâs: Let-seig. — Pâwêr: Ta-at. — K. pâdi, Nos: Tschig-lag. — Nêing: Yat-ut.

Schema des Tîn-wêg S. 91, Fig. 8. (Typus schwankend). Abgebildet auf Taf. IV.

60. Krankheit Tê-kor („Tukkor“) تيكى كور: grosse Beulen wie Karbunkeln u. s. w. (auch Gor-Muster, doch von völlig anderer Gestalt).
 Wâs: Boin vergl. 30. — Pâwêr, Nêing, Nos: Tabag vergl. 12 A.
 Schema des Tîn-wêg S. 91, Fig. 8. Marke Gĕhab, Wâs pitscheg; tiefstehendes Tĕpî. Abgebildet auf Taf. IV.

61. Krankheit Mer-ô („Mer-oh“) ohne genaue Bestimmung.
 Wâs: Let-seig. — Pâwêr: Tôbal. — K. salag, Bê-hêi: Tschig-lag. — K. pâdi: Kî-bût. — Nêing: Gor-Muster. — Nos: willkürlich.
 Muster des Tîn-wêg S. 91, Fig. 8. Abgebildet auf Taf. IV.

62. Krankheit Kĕlî-tschâ („Klee-char“), unbestimmbar.
 Wâs und Nêing: Wah. — Pâwêr Dschung-êi“) („Joong-ai“). — Nôs: Gor-Muster.
 Muster des Tîn-wêg S. 91, Fig. 8. Marke Gĕhab; Wâs pitscheg; tiefstehendes Tĕpî. Abgebildet auf Taf. 12.

63. Krankheit Hĕlî („H'lee“), unbestimmbar.
 Wâs, K. pâdi, Nêing: Hêkâ. — Pâwêr, Nos, Tabag.
 Muster des Tîn-wêg S. 91, Fig. 8. Marke Gĕhab. Abgebildet auf Taf. IV.

64. Krankheit Tschig-bĕnk („Chig-bnk“)
65. Krankheit Kĕlau-wong („Klow-wong“)
66. Krankheit Ha-dschaing („Hajaing“)
67. Krankheit Te-nîng („Teneng“)
68. Krankheit Haing („Haing“)
69. Krankheit Auîs („Awess“)[1]
70. Krankheit Kĕlang-în („Klung-een“)

} vergl. oben S. 83, wirken gegen tödtliche Krankheiten, sind daher ohne Wâs und Pâwêr. Die Muster schneidet der Snâ-hût selbst für diese wie für Nr. 56, für alle anderen Kämme giebt er den Angehörigen seines Stammes nur die Muster. Abgeb. auf Taf. IV.

Da es leider unmöglich ist, alle Wâs- und Pâwêr-Muster einzeln abzubilden, muss die Vergleichung der einzelnen Varianten dem Leser überlassen bleiben. Um jedoch die Zusammenstellung der gleichbenannten Muster etwas zu erleichtern, schliesse ich hier noch ein alphabetisches Verzeichniss an, sowohl der Wâs- wie der Pâwêr-Schablonen. Die Nummern beziehen sich dabei auf die oben gegebene Liste der Kämme. Ich hoffe, dass diese Liste von besonderer Bedeutung sein wird, wenn es mir später möglich sein würde, auch die „Gor“- und „Gar“-Muster so eingehend zu behandeln, wie dies jetzt mit den Tîn-leig geschehen ist. Wiederholungen desselben Musters sind nicht aufgeführt, nur die Varianten.

Â-bat („Abbat“) P.:[1]) 46.
Â-ït („Aet“) P.: 16 B.
Âl-teg („Alteg“) P.: 49.
Âl-tong („Al-tong“) P.: 40, 6 F, 19 B.
Angis P.: 3 A, 20 G.
Bâkol P.: 20 F, 3 C, 20 T.
Bat-tschei („Batchai“) P.: G 10, B 5.
Bĕlê („B'ler“) P.: 18 B, 22 A, 18 C.
Bel-ûng („Bel-oong“) P.: 2 B, 54.
Bîling („Bil-ling“) P.: 52, 28 A, 19 N.
Boin W.: 60, 30.
Boing P.: 18 F, 17 B.
Bong P.: 2 A, 10 B, 1 D.
Bûl („Bool“) P.: 14 B.
Dâ-da („Da-dar“) P.: 17 A, 23, 22 D.
Dschĕnâsik („Jennassik“) W.: 14 B, 1 C, 9 A, 18 E, 2 A, 1 D, 11 A, 57, 41, 19 F, 19 B.
Dschenul („Jenul“) P.: 48, 43, 18 A.
Dschung-êi („Joong-ai“) P.: 62.
ĕng-a („Eng-ah“) W.: 16B.
ĕn-let („N'let“) W.: 28 B, 28 A.
ĕn-nyangil („N.'nyangil“) P.: 6 B, 6 D, 38.
ĕn-tei („En-tai“) P.: 6 E, 6 G.
ĕr-gap („Ergap“) P.: 20 D.
Gâu („Gow“) P.: 57.
Hâ-lei („Hallai“) P. 50, 89.
Hê-kâ („Herkar“) W.: W. 14.
Hĕr-sêi („Hersîge“) W.; 26, 43, 9 B, 10 A, 37, 14 A.
Idschûeig („Ejooaig“) P.: 47, 18 D.
Indscheng („Injeng“) P.: 20 A.
Ing P.: 25 A.
îs („Ees“) P.: 1 E.
Ka-hib P.: 7 B.
Kan-beng W.: 13 A, 13 B.
Kâ-som („Kassom“) W.: 20 C, 58, 19 E, 31,

1) P. = Pâwêr. — W. = Wâs.

17 C, 19 G, 32 B, 22 C, 23, 22 E, 36, 22 D, 17 A, 51, 19 M, 52, 7 B.
Kâ-wa („Ka-war“) P.: 32 A.
Kêi-ap („Kîap“) P.: 31, 51, 7 A.
Kêig („Kaig“) P.: 20 C.
Kêi-yong („Kîyong“) P.: 58, 33, 17 C.
Kĕlâpei („Klappay“) P.: 19 M, 19 L, 19 C.
Kĕm-mît („Kemmeet“) P.: 26, 7 C.
Ken-beng W.: 38.
Kî-bût („Kee-boot“) P.: 37, 4 A.
Kîl-kel („Kilkel“) P.: 19 H, 3 B, 8 C.
Kîn-sei („Kinsey“) W.: 39.
Kit-teng P.: 1 C, 42.
Knel-lap P.: 1 A, 21 B, 1 G.
Langut („Langhut“) P.: 24, 27, 6 H.
Led-wod W.: 54, 4 B, 49, 2 B, 16 A, 8 A, 4 C, 17 B, 18 F.
Lĕgîyap („Legeeyap“) W.: 8 B.
Leik-teg („Lîkteg“) P.: 11 A, 18 E.
Let-seig („Let-saig“) W.: 35, 6 C, 24, 6 G, 27, 5 A, 20 B, 61, 59, 18 H, 15 A, 6 B, 6 D.
Let-tod W.: 18 B, 32 A, 7 C, 8 C.
Lid-dâ („Lid-dar“) P.: 14 A, 12 B.
Lig-boig P.: 19 F, 16 A.
Makûin („Mukoin“) P.: 6 A, 15 B.
Mânau („Manow“) W.: 12 B.
Mantêng W.: 1 G.
Mîn-len P.: 28 B, 34.
Mûd-bag („Mood-bag“) P.: 35.
Nâpek P.: 12 C.
Ni-an-ka („Ne-an-kar“) P.: 8 B, vergl. 8 A.
Pâ-hêm („Pa-herm“) P.: 21 F, 21 A.
Pâ-sir („Passeer“) W.: 12 A, 19 N, 20 J, 19 A, 19 H, 19 B, 7 A, 19 J, 18 C.
Pĕnâlong („Penalong“) P.: 15 A, 18 H.
Pĕ-nêl-tu („Peneltoo“) P.: 19 O, 11 B.
Pen-hîl („Pen-heel“) W.; 25 A, 50, 20 A, 19 L, 44, 25 B, 22 A, 5 B, 19 C, 19 O, 6 H, 29, 11 B, 6 F, 19 K, 19 D, 18 D, 40, 34. 18 G, 6 E, 25 C, 33, 46, 47, 45, 15 B.
Pen-ying W.: 1 A, 21 B, 4 A, 12 C, 3 A, 20 G.
Sad-an-yit („Sad-un-yet“) P.: 19 K, 45, 19 J.
Seg W.: 20 D.
Seg-kît („Seg-keet“) P.: 13 B, 13 A.
Sĕlang-dûi („Slangdoy“) P.: 36.
Sî-êi-yong („See-î-yong“) P.: 17 E.
Sîl („Seel“) P.: 5 A.
Sob P.: 55, 50 H.
Ta-at P.: 20 B, 59.
Ta-bag P.: 63, 12 A, 60.
Tâ-song („Tassong“) W.: 48.
Têbal („Tebal“) P.: 19 A, 6 C, 61.
Têbal-êi („Tebal-î“) W.: 6 A, 18 A, 55, 20 H.
Tink-tonk P.: 1 B.
Tôhong („Tohong“) W.: 1 B.
Tschab-lab („Chub-lab“) P.: 9 A.
Tschâu-ei („Chow-aî“) P.: 53.
Tschig-lag („Chig-lag“) W.: 3 B, 3 C, 20 F.
Tschin-eng („Chin-eng“) P.: 32 B, 22 C, 22 E.
Tschis-kis („Chis-kes“) P.: 4 B, 4 C.
Tschog („Chog“) P.: 41, 30.
û-kap („Oo-kap“) P.: 44.
ûm („Oom“) W.: 1 E, 21 A, 1 I.
ûmung („Oomong“) P.: 10 A, 9 B.
Wah W.: 62.
Yang-knil P.: 29, 19 C.
Yat-ût („Yat-oot“) P.: 19 D, 25 B.
Yî-lap-î („Yeh-lap-eh“) W.: 42.

Die Zeichnungen der Kämme W, X, Y auf Taf. IV sind nicht orthodox und unkorrekt. X ist von einem Panggang gemacht, Y von einem Pêrak-Sĕmang. Der letztgenannte zeigt deutlich das Ausschneiden der Kammzähne.

[Da grosse Buchstaben mit Länge- und Kürzezeichen nicht zu Gebot standen, sind kleine Lettern mit den bezüglichen Zeichen eingesetzt worden.]

Besprechungen.

W. M. **Flinders Petrie.** Ten years' digging in Egypt 1881—1891. London 1892, The religious tract society. 8vo. 201 p. With a map and 116 illustrations.

Der Verfasser ist der Welt seit Jahren bekannt als einer der genauesten und zugleich glücklichsten Erforscher der ägyptischen Monumente und Ruinenstädte. Wenige haben die Untersuchung nicht nur hervorragender und vielfach durchsuchter Bauwerke, sondern auch unscheinbarer und zum Theil gänzlich unbekannter Fundplätze mit gleichem Muthe in Angriff genommen; noch viel weniger haben mit gleicher Beharrlichkeit und gleichem Geschick die unternommene Arbeit zu einem befriedigenden Abschluss gebracht. Die Geschichte des alten Wunderlandes ist durch den Verf. auf ganz neue und, man darf es wohl ohne Einschränkung aussprechen, unangreifbare Grundlagen gestellt worden. In ausführlichen und mustergültigen Publikationen hat er fast Jahr für Jahr seine Ergebnisse dargelegt.

Das kleine Buch, welches uns heute beschäftigt, giebt eine zusammenfassende Uebersicht seiner Gesammtresultate. Der Verf. verweist diejenigen Leser, welche präcise Details wünschen, auf seine früheren, umfassenden Veröffentlichungen, aber er bemerkt, dass manche der werthvollsten Fundgegenstände hier zum ersten Male in Abbildungen erscheinen. Der Referent kann hinzufügen, dass sicherlich kein Leser das Buch ohne das Gefühl grösster Befriedigung aus der Hand legen wird. Auch wer dem Gange der modernen Aegyptologie aufmerksam gefolgt ist, wird in dieser Reihenfolge der wichtigsten Capitel eine reiche Quelle der Belehrung finden.

Die letzte Untersuchung, welche hier behandelt wird, ist diejenige der Pyramide von Medum (Meydum) und ihrer Umgebung, ausgeführt im Jahre 1891. Sie hat zugleich die ältesten, bis jetzt aufgefundenen Reste kennen gelehrt, indem sie als den Erbauer der Pyramide Seneferu, den ersten König aus der IV. Dynastie um das Jahr 4000 v. Chr., nachgewiesen hat. Das alte Reich tritt damit in das Licht der exakten Forschung, ja aus den Gräbern dieser Zeit ist eine Anzahl wohlerhaltener Skelette hervorgezogen worden, welche über die Beschaffenheit der damaligen Bevölkerung positiven Aufschluss geben werden. Der Ref. hat vor Kurzem diese ehrwürdigen Ueberreste, die ältesten, genau datirten Schädel und Skelette der Welt, im Museum des College of surgeons in London gesehen. Herr Garson ist mit einer Bearbeitung derselben beschäftigt. Die Frage nach der Herkunft der alten Aegypter wird damit um ein grosses Stück weiter hinausgerückt. Der Verf. selbst lässt jedoch darüber nicht im Zweifel, dass auch so unser Wissen noch sehr unvollkommen bleibt. Er sagt (p. 139): „Broadly, it may be said, that we learned more of our ignorance then our knowledge: the beginning seems as remote as ever, for nearly all the conventions are already perfected there.“ Die Civilisation, die wir in der ältesten bekannten Zeit vor uns sehen, erscheint ausgebildet und vollständig (p. 150). Der Verf. hält dafür, dass sie durch eine einwandernde Rasse importirt sei, dass aber diese Rasse, die er kurzweg die dynastische nennt, schon eine eingeborene Bevölkerung im Nilthale vorfand, welche durch körperliche Gestaltung, durch Glauben und Gebräuche von ihr verschieden war. Diese Verschiedenheit habe zur Zeit ihre rAnwesenheit in Medum noch fortbestanden, sei aber bald nachher verschwunden.

Er spricht sich unbedenklich für eine prähistorische Steinzeit in Aegypten aus. Der Mensch habe daselbst schon gelebt, als das Nilwasser noch das ganze Thal ausfüllte (p. 149). Als einen entscheidenden Beweis betrachtet er den von ihm selbst gemachten Fund eines paläolithischen Geräthes bei Esneh, einige Miles vom Nil entfernt, auf einer

Höhe von ein paar hundert Fuss über dem Flusse (p. 76 und 77). Dabei ist zu bemerken, dass er die auch in unserer Gesellschaft discutirten, gemuschelten Feuersteingeräthe von Kahun (p. 118) in eine Zeit versetzt, wo Kupfergeräthe gebraucht wurden, aber Bronze noch unbekannt war.

Von hervorragendem Interesse sind die Capitel über Naukratis, Daphnae (Tahpanhes der Bibel) und Gurob wegen der Nachweise von der Anwesenheit zahlreicher Fremder in Aegypten. An den beiden ersten Orten wurden griechische Söldner (Ionier) als Grenzwachen gegen Westen und Osten angesiedelt; in Gurob, am Eingange zum Fayum, fanden sich Beweise für die Anwesenheit von Turseni (Tursha), Akchäern und Hittiten, also von Stämmen der ägäischen Inseln und Kleinasiens, um 1200 v. Chr., zu einer Zeit, wo nach den historischen Quellen nichts davon bekannt war.

Ueber die Einrichtung der Pyramiden von Gizeh, Hawara und Medum erhalten wir zum ersten Male ganz genaue metrologische und architektonische Angaben. Endlich bringt das Capitel über die „Kunst des Ausgrabens" eine Menge der nützlichsten Anweisungen und Rathschläge. Rud. Virchow.

G. Radde. Bericht über das Kaukasische Museum und die öffentliche Bibliothek in Tiflis für das Jahr 1892. Tiflis 1892. 8vo. 23 S.

Der Bericht, welcher gewisse, hier nicht weiter bekannte Angriffe zweier russischer Gelehrten zurückzuweisen bestimmt ist, beschränkt sich wesentlich auf die naturwissenschaftlichen Abtheilungen des Museums, welche durch Gaben der Grossfürsten Nicolai, Alexander und Sergei Michailowitsch vermehrt worden sind. Die uns angehende Alterthümer-Sammlung umfasst gegenwärtig 14 Schränke und 15 Vitrinen. Ihre lehrreiche Aufstellung wird allen denen, die sie kennen gelernt haben, in lebhafter Erinnerung bleiben. Rud. Virchow.

Heinrich von Wlislocki. Volksglaube und Volksbrauch der Siebenbürger Sachsen: XIII und 212 Seiten. 8vo. Berlin. (Emil Felber.) 1893.

Im vorigen Jahrgange (S. 177—179) berichtete ich über des Verfassers Werk: „Aus dem inneren Leben der Zigeuner." Heute liegt ein neues interessantes Buch von ihm vor, welches gleichzeitig den ersten Band eines neuen Unternehmens bildet, das der eifrige Verleger unter dem Namen: „Beiträge zur Volks- und Völkerkunde" in das Leben gerufen hat. Es wird in zwanglosen Bänden erscheinen, von denen zwei bereits fertig gestellt sind (man sehe die folgende Besprechung). Ein dritter Band nähert sich seiner Vollendung. Herr von Wlislocki bespricht zuerst die Dämonen, von denen eine überraschend grosse Anzahl noch in dem Volksglauben der Siebenbürger Sachsen ihre deutlichen Spuren hinterlassen hat. Dann folgen die Festgebräuche, welche leider auch hier bereits einen recht merklichen Verfall erkennen lassen. In dem Abschnitt über Segen und Heilmittel befindet sich mancherlei, was der Verfasser den handschriftlichen Aufzeichnungen seines Grossvaters verdankt. Die Vorbedeutungen für Glück und Unglück, die Thiere im Volksglauben und der Tod und die Todtenfetische bilden die übrigen Theile des Buches. Dasselbe bietet eine erwünschte Bereicherung unserer Kenntniss der Volksstämme Ungarns. Besonders aber sind für die deutsche Volkskunde vielfache Ergänzungen geboten und selbst bis zu den Schweden hinüber lassen sich die verbindenden Fäden nachweisen; man vergleiche z. B. die drei Spinnerinnen mit dem schwedischen Märchen von den drei Grossmütterchen. Möge das inhaltreiche Werk eine recht weite Verbreitung finden. Max Bartels.

Th. Achelis. Die Entwickelung der Ehe. Beiträge zur Volks- und Völkerkunde. Band II. 125 Seiten. 8vo. Berlin. (Emil Felber.) 1893.

Die in den letzten Jahrzehnten vielfach discutirten Hypothesen über die Entwickelung und die verschiedenen Formen der Ehe finden hier in bequem übersichtlicher Zusammen-

stellung ihre Erörterung. Ebenso werden auch die über das Vaterrecht und das Mutterrecht, sowie auch die über die Entstehung der Familie herrschenden Anschauungen besprochen. Den Beschluss macht ein kurzer Abschnitt über die Auflösung der Ehe, wie sie einestheils durch den Tod des einen Gatten, anderentheils durch Ehescheidung zu Stande kommen kann.

Max Bartels.

F.-R. Martin. L'âge du bronze au Musée de Minoussinsk. Photographies et texte. Stockholm 1893. Samson et Wallin. Kl.-Fol.

Die schwedische anthropologische und geographische Gesellschaft hat in einer stattlichen Ausgabe die von Hrn. Martin, einem Angestellten des Königlichen archäologischen und historischen Museums in Stockholm, aufgenommenen Photographien des Museums zu Minussinsk veröffentlicht. Ref. hat bereits in der Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 21. Januar d. J. (Verhandl. S. 38), auf Grund einer grösseren Zahl derartiger Blätter, welche ihm von dem Verf. in zuvorkommender Weise zugesendet waren, über diese wichtige Mission berichtet und eine Reihe von Skizzen nach diesen Blättern gegeben. Er freut sich, schon jetzt das Erscheinen des Atlas, und zwar in der prächtigen Ausstattung, welche fast alle uns zugehenden grösseren schwedischen Werke der Art in den letzten Jahren auszeichnet, anzeigen zu können. Der Atlas enthält, ausser einer Uebersichtskarte des südlichen Theiles des Gouvernements Jenisseisk, des Hauptbezirks, aus welchem die Funde des Museums stammen, 33 vorzüglich ausgeführte Blätter. Zu jedem der letzteren gehört ein erklärendes Blatt, welches in Kürze die Bedeutung und den Fundort der dargestellten Stücke angiebt. Eine weitere Besprechung wird hoffentlich folgen. Die Bedeutung der Sammlung ist so gross, dass eine kritische Bearbeitung durch den jungen Gelehrten, der sie uns eröffnet, sicherlich allgemeine Genugthuung erregen würde. Jedenfalls verdankt die gelehrte Welt Herrn Martin eine der wichtigsten Bereicherungen der Fachliteratur. Die bisher vorliegenden russischen Publikationen, Древности Минусинскаго Музея, die in den Jahren 1886 und 1887 in Tomsk erschienen sind und auf die hier zugleich hingewiesen werden mag, namentlich der dazu gehörige Atlas, sind für den grössten Theil, auch der Fachgenossen, nahezu verschlossene Schätze.

Rud. Virchow.

A. Stübel und M. Uhle. Die Ruinenstätte von Tiahuanaco im Hochlande des alten Peru. Eine kulturgeschichtliche Studie auf Grund selbstständiger Aufnahmen. Mit 1 Karte und 42 Tafeln in Lichtdruck. Gr.-Fol. Breslau, C. T. Wiskott, 1892.

Die Ruinenstätte von Tiahuanaco im heutigen Bolivien, die so oft beschrieben und abgebildet worden ist, erscheint hier zum ersten Male in jener Deutlichkeit, welche erst die moderne Technik ermöglicht hat, und zugleich in jener vornehmen Ausführlichkeit, an welche uns Hr. Stübel in seinen südamerikanischen Schilderungen gewöhnt hat. Die deutsche Literatur kann stolz darauf sein, ein solches Werk zu besitzen, welches für alle Zukunft in urkundlicher Genauigkeit die Kenntniss der heutigen, freilich so kümmerlichen Ueberreste erhalten wird. Das rauhe Hochthal am Titicaca-See birgt die grösste Zahl künstlerisch ausgeführter Stücke in Stein, meist von kolossalen Verhältnissen, vorwiegend architektonischen, zum Theil auch rein skulpturellen Charakters, welche aus dem alten Peru bekannt sind. Keiner der Schriftsteller, welche darüber berichten, hat die Stadt in ihrer Vollständigkeit oder auch nur in einem Zustande theilweiser Erhaltung gesehen. Trotzdem verzweifelt Hr. Stübel nicht daran, dass eine planmässige Erforschung des Ortes das tiefe Dunkel, welches die Geschichte desselben umgiebt, aufzuklären im Stande sein würde. Was sich nach dieser Richtung aus der Literatur zusammenbringen lässt, hat Hr. Uhle in dem II. Theile mit rühmlichem Fleisse gesammelt und eine kritische Uebersicht über den materiellen Bestand an Fundstücken zur Vergleichung hinzugefügt. Seine Folgerungen

in Bezug auf die prähistorische Entstehung der alten Stadt stimmen mit denen von Cieza überein. Er hält es für möglich, dass die Aimará, in deren Gebiet der Ort gelegen ist, die Bauwerke errichtet haben, während er die Annahme eines toltekischen Ursprungs der Bauten bestimmt zurückweist. Der Cultus des Gottes Viracocha, welcher nach ihm den Mittelpunkt des religiösen Gedankenkreises darstellt, von dem die Steine von Tiahuanaco Zeugniss geben, überragte bei Weitem den Sonnen-Cultus des Inca-Reiches, wie denn auch die Ueberreste der Töpferei und Weberei, der Metallurgie, der Skulptur und des Wegebaues eine hohe Entwickelung der Cultur verrathen. Auf dieser Grundlage versucht Hr. Uhle eine Erklärung der Skulpturen, die viel Verführerisches hat.

Rud. Virchow.

Eight report on the North-western tribes of Canada. (British Association for the advancement of Science, Edinburgh Meeting 1892.)

Die, reiche Belehrungen gewährende Abhandlung Chamberlain's („Report on the Kootenay Indians") ist eingeführt durch „Remarks on linguiste Ethnology", aus der Feder Horatio Hale's, des allverehrten Veterans auf dem Felde dieser Forschungen.

A. Bastian.

Cushing. Manual concepts. (Reports from the American Anthropologist.) Washington 1892.

Giebt betreffs der Zählweise im Fingerrechnen der Zuñi (auch in Beziehung zu den Knotenstricken) für den Zusammenhang mit ceremoniellem Gebrauche mancherlei Andeutungen, die im Hinblick auf weitere Vergleichungen anderswo im Auge zu behalten sein werden. „The universal right-handedness of our race" fände ihre Modification in dem auch linkshändig verwandten Boomerang, und in den dadurch oft erklärlichen Misserfolgen bei Experimenten (wenn die einfache Bedeutung eines Wurfholzes überhaupt überschritten ist), bei Doppelschwertern (wie noch umgehängt getragen) bei Japanern u. dgl. m., — soweit sie nicht in der Mechanik des Organismus begründet ist (wie vom Verf. in solchem Sinne erörtert).

A. Bastian.

Matthaeus Much. Die Kupferzeit in Europa und ihr Verhältniss zur Kultur der Indogermanen. Zweite vollständig umgearbeitete und bedeutend vermehrte Auflage. Mit 112 Abbildungen im Text. Jena 1892, H. Costenoble. 8. 376 S.

Ref. darf vorweg auf seine Besprechung der I. Auflage (Zeitschrift für Ethnol. 1887. XIX. S. 97) verweisen. Alles Gute, was er damals der verdienstvollen Arbeit nachrühmen konnte, ist in der vorliegenden in erhöhtem Maasse vorhanden. Die Liste der bekannten Funde ist ausserordentlich erweitert worden und zu der Betrachtung der Kupfergeräthe ist in eingehender Weise das Studium des Thongeräths und der gesammten Ornamentik jener Zeit hinzugefügt worden. Das Mittelmeergebiet, mit Einschluss von Aegypten, Assyrien und Cypern, ist, insbesondere für die chronologische Untersuchung, herangezogen worden, und die immer mehr zunehmende Zahl guter chemischer Analysen gewährt der Erörterung eine früher vielfach zu vermissende Sicherheit. Der Verf. gelangt so zu der Aufstellung, dass die Kupferzeit Aegyptens und Assyriens in das IV. vorchristliche Jahrtausend, der Beginn der Bronzezeit in die Mitte des II. Jahrtausends zu versetzen sei. Von besonderem Interesse ist der VIII. Abschnitt (S. 305—47), in welchem der Verf. entschlossen auf die Seite derjenigen Forscher tritt, welche Europa als den Stammsitz der indogermanischen Rasse betrachten und jeden grösseren Einbruch allophyler Stämme in Abrede stellen. Es wird wohl noch einige Zeit dauern, bevor diese Auffassung als ein positives Ergebniss der exakten Forschung anerkannt werden kann, aber sicherlich wird kein Leser das Buch aus der Hand legen, ohne sich zu neuer Prüfung seiner grundlegenden Sätze angeregt zu fühlen.

Rud. Virchow.

Fig. 1. Theil der Grabkammer von Steinfeld (Grab 17).

V.

Die megalithischen Gräber (Steinkammergräber) Deutschlands.

Von

EDUARD KRAUSE, Conservator am Königl. Museum für Völkerkunde in Berlin und Dr. **OTTO SCHOETENSACK** in Heidelberg.

(Vorgelegt in der Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 22. April 1893.)

Hierzu Tafel V—XIII.

I. Altmark.

Die aus grossen rohen Gesteinsblöcken errichteten megalithischen Denkmäler finden sich nicht nur auf den britischen Inseln, in Scandinavien, Deutschland, Frankreich und auf der iberischen Halbinsel vor; auch in aussereuropäischen Ländern, insbesondere in Nordafrica, Vorderindien und Japan, sind in neuerer Zeit derartige Monumente aufgefunden und beschrieben worden.

Wenn es auch erst möglich sein wird, an der Hand einer bis ins Einzelne gehenden Schilderung der verschiedenen Gruppen dieser Denk-

mäler, wozu unsere Arbeit einen Beitrag liefern soll, die Beziehungen derselben unter einander festzustellen, so lassen sich doch jetzt schon allgemeine Gesichtspunkte hinsichtlich der Verbreitung derselben auffinden. Einen solchen bietet u. A. der Zusammenhang dar, welcher zwischen dem Vorkommen einzelner Gruppen dieser Monumente und der geognostischen Beschaffenheit der Erdscholle, auf welcher sie errichtet sind, besteht. Vor Allem dürfen wir überhaupt nur dort, wo das Material dem mit geringen Hülfsmitteln ausgestatteten Menschen der Vorzeit bequem sich darbot, megalithische Denkmäler erwarten.

Sehen wir uns das Verbreitungsgebiet dieser Denkmäler im Bereiche des nordischen Flachlandes (der im Essai sur les Dolmens, Genf 1865, von A. von Bonstetten veröffentlichten Karte folgend) an, so finden wir, dass eine Linie, welche von den Rheinmündungen[1]) an den Gehängen der mitteldeutschen Gebirge sich entlang zieht, welche das rheinisch-westfälische Schiefergebirge, den Harz und den Thüringerwald erreicht und dann östlich bis zur Elbe sich erstreckt, die Grenze bezeichnet, bis zu welcher besagte Monumente von der cimbrischen Halbinsel her nach dem Westen und Süden sich ausbreiten. Diese Linie trifft annähernd zusammen mit der Grenze, welche Hr. A. Penck in der von ihm im Archiv für Anthropologie, Band XV, veröffentlichten Karte für die vom Norden und Osten her erfolgte Ausbreitung der eiszeitlichen Gletscher bezeichnet hat. Sowohl die von Bonstetten'sche Karte der Verbreitung der Dolmen, wie die Penck'sche über die Ausdehnung der Vereisung, stützen sich nicht auf Specialaufnahmen, sondern geben das darüber bekannt Gewordene in grossen Zügen wieder. Hier hat also die Specialforschung einzusetzen, um die Verhältnisse völlig klarzulegen. Diese sind im Bereiche der mitteldeutschen Gebirgsschwelle bedeutend verwickelter, als im norddeutschen Flachlande. Während nehmlich im letztgenannten Gebiete das überall gleichartige Material (ausschliesslich mächtige nordische Geschiebe aus Graniten, Gneissen u. s. w.) typische megalithische Monumente hervorbrachte, finden wir an dem Fusse der mitteldeutschen Gebirge auch die dort anstehenden Gesteine verwendet, deren Eigenart den Gräberbauten ein ganz anderes Aussehen verlieh.

Wenn man die in den Veröffentlichungen der historischen Commission der Provinz Sachsen[2]) abgebildeten Steinplattengräber betrachtet, so

1) Es möge an dieser Stelle darauf hingewiesen werden, dass die in den Niederlanden nach Herrn L. Oldenhuis Gratama noch vorhandenen 56 Hunnebedden, bis auf zwei, in der Provinz Drenthe sich befinden, auf einem Terrain, welches nach der von Herrn A. Penck (in Kirchhoff's Länderkunde von Europa, Leipzig 1889, I. Th., II. Hälfte, S. 429) veröffentlichten Höhenkarte 10—50 Mtr. über dem Amsterdamer Pegel sich erhebt, und dass die bedeutend tiefer gelegenen Provinzen Friesland und Groningen, welche erst in späterer Zeit der Cultur gewonnen wurden, megalithischer Denkmäler entbehren.

2) Vorgeschichtliche Alterthümer der Provinz Sachsen und angrenzender Gebiete Halle 1883ff.

fragt man sich, ob denn diese Bauten, welche aus ziemlich ebenen Platten zusammengesetzt sind, wirklich auf gleiche Stufe mit den aus ungefügigen Blöcken errichteten Grabdenkmälern des norddeutschen Flachlandes gestellt werden dürfen. Bei genauerer Untersuchung der Steinplatten ergiebt sich aber, dass auch sie keine Spuren regelrechter Bearbeitung an sich tragen, sondern zu Tage tretenden, bankartig geschichteten oder plattig abgesonderten Gesteinen entnommen sind. Es ist klar, dass dieses Material einen anderen Aufbau des Grabes bedingt, als die Findlinge. Während man die aus Geschieben errichteten Grabkammern zum grossen Theil von Erdreich unbedeckt lassen konnte, ohne fürchten zu müssen, dass die mit grosser Fläche in dem Boden ruhenden Wandsteine umstürzen oder dass die als Decksteine verwendeten gewaltigen Blöcke heruntergenommen würden, waren derartige Befürchtungen bei den aus Platten hergestellten Gräbern durchaus angebracht. Man war also gezwungen, die Gräber dieser letzteren Gattung ganz mit Erdreich zu bedecken. Demnach könnte es scheinen, dass nur das Material es war, welches die Bewohner der mitteldeutschen Gebirgsschwelle veranlasste, die Grabkammern abweichend von der in dem norddeutschen Flachlande üblichen Form zu gestalten. Da aber auch die den Steinplattengräbern beigegebenen Thongefässe in der Form und in den Verzierungen eine grosse Abweichung von den in den megalithischen Gräbern des norddeutschen Flachlandes gemachten Funden zeigen, so kann man die Erbauer der Steinplattengräber, wenn sie auch derselben (neolithischen) Culturstufe angehören, wie diejenigen, welche die ungefügigen Bauten des Nordens errichtet haben, dennoch nicht für identisch mit ihnen halten. Wir beabsichtigen bei der von uns ebenfalls in Aussicht genommenen Beschreibung der megalithischen Gräber des übrigen Theiles der Provinz Sachsen auf diesen Punkt weiter einzugehen.

Während die megalithischen Gräber im nordwestlichen Deutschland, sowie östlich der Elbe auf der meklenburgischen und pommerschen Seenplatte zahlreich sind, werden sie nach Osten hin immer spärlicher und fehlen in Ostpreussen schliesslich ganz. Da hier doch dasselbe Material für die Erbauung der Monumente vorhanden gewesen wäre, so muss man annehmen, dass entweder die Reste derartiger Denkmäler hier gänzlich verschwunden sind, oder dass das Land östlich der Weichsel in jener Zeit von Völkern bewohnt wurde, denen die Sitte, diese Art von Gräbern zu errichten, fremd war.

Dass diese Grabbauten von der meklenburgischen Seenplatte aus nicht weit nach Süden sich erstrecken (das südlichste uns hier bekannt gewordene Monument ist dasjenige bei Mellen unweit Lenzen), scheint indess einen anderen Grund zu haben: hier beginnt die Zone der drei grossen Thäler, der Urströme des östlichen Norddeutschlands, welche vom Osten kommend, südlich der meklenburgischen Seenplatte convergiren und in

das Elbethal auslaufen. Es ist dies meist niedrigeres Land, in welchem sich reich gegliederte Thalnetze entwickelten und zeitweise bedeutende Wassermengen ansammelten. Nur die höher gelegenen Diluvialflächen boten hier dem Menschen, wie wir dies bei der Besprechung des an die Elbe stossenden Theiles der Altmark noch näher beleuchten werden, anfänglich Plätze zur dauernden Besiedelung dar.

Bemerkenswerth ist es, dass wir westlich der Weichsel, südlich von Thorn, in Cujavien wieder megalithische Gräber antreffen, welche zwar in dem Aufbau recht verschieden sind von den Steinkammergräbern des norddeutschen Flachlandes, in den Formen und Verzierungen der in ihnen gefundenen Thongefässe jedoch mancherlei Anklänge zeigen an die neolithischen Gräberfunde des nördlichen und westlichen Deutschlands, wie dies von Herrn Virchow in der Besprechung der Berichte des Herrn von Erckert in der Zeitschrift für Ethnologie, Verh. 1879, S. 428, 1880, S. 314 und 1883, S. 430 des Näheren ausgeführt ist.

Die britischen Inseln wurden von den Gletschern der Diluvialzeit, nach der Annahme der Mehrzahl der Autoren, in ihrem nördlichen und westlichen Theile bedeckt. Da es in dem südlich der Endmoräne gelegenen Theile Englands[1]) an erratischen Blöcken fehlt, so konnten für die Errichtung der megalithischen Monumente hier nur anstehende Gesteine und Denudationsreste in Betracht kommen. Die hier hauptsächlich vertretenen meso- und känozoischen Schichten scheinen nicht überall das geeignete Material für die „Rude Stone Monuments“ dargeboten zu haben, weshalb denn auch die Entwickelung derselben sich auf wenige Distrikte beschränkt[2]). Erst im Westen, besonders in Cornwall und Wales, welch letzteres übrigens auch von der Grundmoräne bedeckt war, herrschen paläozoische Schichten, vielfach von Granit und anderen harten widerstandsfähigen Eruptivgesteinen durchsetzt, vor; hier treten auch reichlicher megalithische Monumente auf, die dann in nördlicher Richtung, sowie nach Irland übergreifend, dem hier überall bequem sich darbietenden Materiale entsprechend, sich fortsetzen.

In Frankreich, das zur Diluvialzeit der Hauptsache nach nur im Bereiche des centralen Hochlandes und der Pyrenäen Gletscher aufzuweisen hatte, waren die Erbauer der megalithischen Gräber im Wesentlichen auf die anstehenden Gesteine angewiesen. Vorwiegend granitische Gesteine, Gneisse und krystallinische Schiefer, wie sie von der Bretagne quer durch Frankreich bis in das Centralplateau vielfach zu Tage treten, mussten

---

1) Vergl. Sketch Map of the glaciation of England by Prof. H. Carvill Lewis in Proceedings of the British Association, Sept. 2, 1887.

2) Zu dem berühmten Stonehenge-Denkmale ist nach J. Fergusson, Rude Stone Monuments (London, 1872) p. 92, hauptsächlich verwendet: a peculiar class of silicious sandstone that is found as a local deposit in the bottoms of the valleys between Salisbury and Swindon.

hier das Material für die in Rede stehenden Denkmäler abgeben. — Wie eng die Verbreitung derselben an die geognostischen Verhältnisse der betreffenden Gebiete sich zuweilen anschliesst, ergiebt sich recht deutlich bei der Betrachtung der an den Canal grenzenden englischen und französischen Territorien. Cornwall und die Bretagne nebst der Halbinsel Cotentin, welche, wie die sie verbindende submarine Granitzone lehrt[1]), mit ihren altkrystallinischen Gesteinen geognostisch zusammengehören, sind allein durch reiches Vorkommen der megalithischen Denkmäler ausgezeichnet, während die übrigen, entsprechendes Steinmaterial zumeist entbehrenden Küstengebiete nur wenig davon aufzuweisen haben. — Dass ausserdem auch andere topographische Verhältnisse das Fehlen der megalithischen Denkmäler auf gewissen Gebieten erklären, ergiebt sich u. A. im Südwesten Frankreichs, wo der hauptsächlich von quaternären Schichten bedeckte Distrikt von der Garonne bis zum Fusse der Pyrenäen, die Landes und den grossen Flussfächer zwischen Garonne und dem Gave de Pau umfassend, keine megalithischen Gräber aufweist. Diese Gegend ist nach Herrn Fried. Hahn (in Kirchhoff's Länderkunde von Europa, Leipzig 1890, II. Theil, I. Hälfte, S. 50) theilweise noch jetzt wegen ihrer grundlosen Wege in ganz Frankreich bekannt; die Flüsse, durch gelegentliche heftige Regenfluthen unterstützt, drohen hier zuweilen ganze Bezirke in Schlamm aufzulösen. In den nördlich, bezw. nordöstlich davon gelegenen Départements, wo das bis zu dem Rhonebecken sich erstreckende Granit- und Gneiss-reiche centrale Hochland beginnt, sowie am Fusse der Pyrenäen, wo ältere Formationen nebst Urgestein zu Tage treten, treffen wir dagegen wieder zahlreiche megalithische Monumente an.

Auf der iberischen Halbinsel zeigen ebenfalls nur beschränkte Gebiete Merkmale einstiger Eisbedeckung, bezw. Ablagerung von erratischen Blöcken; auch hier mussten also für die Megalithgräber, welche sich ganz besonders in den der Meeresküste nahe gelegenen Gebieten vorfinden, in der Hauptsache anstehende Gesteine verwendet werden.

Man sieht also: die Neigung zur Errichtung der megalithischen Monumente war nicht nur vorhanden auf den mit grossen Geschieben bedeckten Flachländern, sondern eben so gut im Gebirgs- und Hochlande, sobald nur geeignetes Material bequem zur Verfügung stand.

Ob aus unmittelbarer Auffassung an verschiedenen und weit auseinandergelegenen Orten die Idee der Errichtung von megalithischen Denkmälern entstand und zur Ausführung gebracht wurde, oder ob dieser Brauch von Volk zu Volk sich übertrug, darüber lässt sich wohl erst ein Urtheil abgeben, wenn eine alle Einzelheiten erschöpfende Beschreibung sämmtlicher Gruppen vorliegt. Uns will es zunächst scheinen, dass ein derartiges Gebilde viel eher in einem Flachlande, wie dem nordischen,

1) Delesse, Lithologie du fond des mers. Paris 1872, S. 309.

entstehen konnte, wo die einsamen Steinriesen lagerten, ohne dass man sich erklären konnte, wie sie dahin gelangt waren. Sie forderten den Menschen gewissermaassen auf zu ihrer Verwendung für einen ausserordentlichen Zweck. Wie ganz anders wirkt ein solches Denkmal auf uns ein in einer Gegend, wo man weit und breit keinen zu Tage tretenden Fels, keine in die Augen springende Bodenerhebung sieht, wo die Ebene bis zum fernen Horizont sich ausdehnt und sich auf derselben die auf einander gethürmten Megalithe einsam erheben!

Wenden wir uns nun speciell zu dem Gebiete, von welchem wir eine eingehende Beschreibung seiner megalithischen Denkmäler bringen wollen:

Die Altmark, eine ehemalige Provinz der Mark Brandenburg, bildet den nördlichen Theil des Regierungsbezirks Magdeburg der preussischen Provinz Sachsen. Das Gebiet, etwa 4500 Quadrat-Kilometer umfassend, liegt der Hauptsache nach zwischen dem 11. und 12. Grad ö. L. von Greenwich, sowie zwischen 52° 20′ und 53° n. Br., in dem Knie, welches die Elbe gegenüber der Havelmündung bildet, indem sie ihren Lauf aus einer vorübergehend nördlichen Richtung in eine nordwestliche ändert. Von dem Punkte, welcher dem Elbe und Havel verbindenden Plauenschen Kanale gegenüber liegt, wo der Elbstrom die an den meisten norddeutschen Flüssen nachweisbare Ablenkung aus der ursprünglich nordwestlichen Richtung in die nördliche so markirt vornimmt[1]), bis zur Mündung des Aland in die Elbe oberhalb Wittenberge, also im Osten und Nordosten, wird die Altmark von der Elbe umrahmt[2]). Von hier aus erstreckt sich das altmärkische Gebiet nach Westen, ein ziemlich compactes Viereck bildend, im Norden und Westen an hannoversche und braunschweigische, im Süden an magdeburgische Territorien angrenzend. Der Boden, mehrfach von unbedeutenden Flussläufen durchzogen, besitzt eine schwachwellige Oberfläche, welche nur in den Hügelreihen des südwestlichen Theiles, wo die megalithischen Denkmäler gerade gänzlich fehlen, Erhebungen bis zu 160 Meter aufweist. — Orographisch gehört die Altmark zusammen mit den obengenannten Gebieten, indem sie das Mittelglied der Grenzrücken bildet, welche im Nordwesten zwischen Weser

---

1) Diese zahllosen südnördlichen Rinnen, die wie ein weitverzweigtes Netzwerk über das Diluvium des norddeutschen Flachlandes ausgebreitet sind, wurden von den Schmelzwassern des zurückweichenden Inlandeises ausgefurcht. Siehe hierüber G. Berendt, Gletschertheorie oder Drifttheorie in Norddeutschland? Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft 1879, und F. Klockmann, Ueber die gesetzmässige Lage des Steilufers einiger Flüsse im norddeutschen Flachlande. Jahrb. der preussischen geologischen Landesanstalt für 1882.

2) Die auf das rechte Elbufer übergreifenden kleinen Parzellen können hier um so eher ausser Betracht bleiben, als unseres Wissens das ganze, der Altmark gegenüberliegende Gebiet zwischen Elbe und Havel keine Spuren von megalithischen Gräbern aufzuweisen hat.

und Elbe als Lüneburger Heide beginnen und im Südosten jenseits der Elbe als Fläming ihre Fortsetzung finden. Die Bodenschichten der Altmark setzen sich im Wesentlichen aus diluvialen und alluvialen Gebilden zusammen, die aus mehr oder weniger geschiebereichem, mergeligem Material bestehen, zu dem Thone, Sande und humose Bildungen sich gesellen. Ueberhaupt ist ein auffälliger Humusgehalt den meisten Diluvialbildungen der Altmark eigenthümlich. Da derselbe bis zu 1 Meter Tiefe hinabreicht, so muss er als natürliche Beimengung angesprochen werden. Die Zeit seiner Entstehung dürfte bis an die Grenze der grossen Abschmelzperiode des Eises zurückreichen, zu welcher Epoche schon eine üppige Grasvegetation die nach erster Trockenlegung entstandene Steppe bedeckt haben muss[1]). Man kann annehmen, dass diese den Menschen frühzeitig zur Besiedelung einlud. Der in der Zeitschrift für Ethnologie, Verh. 1886, S. 125 näher beschriebene, in einem Moore bei Calbe an der Milde gemachte Fund von Elchknochen und harpunenartigen Knochenartefacten lässt es nach Herrn Virchow (a. a. O. S. 128) wahrscheinlich erscheinen, dass bereits der Mensch der paläolithischen Periode, dessen Spuren weiter südlich in der Provinz Sachsen bei Westeregeln und im Braunschweigischen bei Thiede[2]) festgestellt sind, auch auf diesem Gebiete sich zeigte.

Wie die beträchtliche Humusbeimischung des Bodens in agronomischer Beziehung von Bedeutung ist, so kommt sie auch in dem landschaftlichen Bilde der Altmark zum Ausdruck, das oft auf grossen Strecken üppige Felder, saftige Wiesen oder prächtigen Wald uns vorführt. Hiervon stechen gewisse Gebiete merklich ab, die, von Sand bedeckt, eine nur kümmerliche Vegetation aufkommen lassen und einer dürftigen Grasdecke, Haidekraut oder allenfalls der Kiefer ihr Fortkommen gestatten.

Die megalithischen Gräber wurden, wohl wegen der leichteren Handhabung des Materials bei Aufschüttung der Hügel, häufig auf sandigem, sterilem Boden errichtet, welchem Umstande die Erhaltung der Denkmäler vielfach zu danken ist. Zieht man die geologische Specialkarte zu Rathe, so findet man aber, dass diese Sandflächen oft nur Nester in einem grösseren Diluvialmergelplateau bilden, wie z. B. beim Grabe Nr. 1 (Friedrichshof), oder dass sie unmittelbar an grössere Geschiebemergelgebiete angrenzen, wie z. B. bei den Gräbern Nr. 12 und 13 (Kläden) und Nr. 16 und 17 (Steinfeld). Dort, wo grössere Anhäufungen von Geschieben auf der geologischen Specialkarte verzeichnet sind, werden wir in erster Linie megalithische Denkmäler erwarten dürfen. Leider lassen sich diese Verhältnisse bis jetzt nur im Kreise Stendal, über den die

---

1) G. Berendt, „Zur Geognosie der Altmark", Jahrb. d. preuss. geolog. Landesanstalt 1886, S. 113.

2) Archiv f. Anthrop. Bd. X, S. 359 ff. und Bd. XI, S. 1 ff.; Zeitsch. f. Ethnol. 1889, Verh. S. 357 ff.

Specialkarten vollständig vorliegen, ganz übersehen, während wir uns bezüglich der übrigen Kreise (vom Kreise Osterburg und Gardelegen liegen erst einzelne Blätter, vom Kreise Salzwedel noch gar keine vor), gedulden müssen, bis sämmtliche Kartirungen erschienen sind. Alle im Kreise Stendal uns bekannt gewordenen Megalithgräber bestätigen das vorhin Gesagte: Im Westen der Sectionen Bismark und Schinne, die ein etwa 20 *km* von W. nach O. sich ausdehnendes, zusammenhängendes Diluvialmergelplateau aufweisen, bei der Stadt Bismark beginnt die Gräberregion, welche sich weithin über das Plateau, über die Gemarkungen Besewege, Friedrichsfleiss, Grassau (in der Richtung nach Schartau), Bülitz, Kläden (in der Richtung nach Grünwulsch), Steinfeld erstreckt. Auf dem andern Plateau, das sich von Nahrstedt (Section Lüderitz) bis nach Tangermünde (Section gleichen Namens) ausdehnt, waren 14 megalithische Gräber im NW. bei Nahrstedt vorhanden und eines im SO. bei Bellingen, soweit wir feststellen konnten.

Schliesslich wird uns auch auf dem dritten grossen Arneburger Plateau, die Blätter Stendal, Arneburg, Sandau und Hindenburg umfassend, das sich längs der Elbe hinzieht, von einem megalithischen Grabe zwischen Hassel und Arneburg berichtet. — Ganz anders verhält es sich auf den Gebieten, welche, wie der westliche Theil der Section Klinke und die Section Gardelegen, ganz überwiegend Sand als Oberkrume und Untergrund aufzuweisen haben; hier fehlen mit den grossen Geschieben auch die megalithischen Gräber. Auch die Section Calbe an der Milde, die nördlich an die Section Gardelegen grenzt und zum Theil noch diesen Kreis umfasst, zeigt scharf ausgesprochen das gleiche Verhältniss. Es ist dies um so bemerkenswerther, als eben in dem Kreise Gardelegen überhaupt keine megalithischen Gräber vorkommen, während in dem Kreise Stendal 34, im Kreise Osterburg 21 und im Kreise Salzwedel sogar 135 noch nachweisbar sind. — Man sieht also: die Möglichkeit der Errichtung der megalithischen Monumente war hier ganz abhängig von der geognostischen Beschaffenheit des Terrains.

Aber noch ein anderer Umstand, der sich auf den Standort der megalithischen Gräber der Altmark bezieht, muss hervorgehoben werden: die Erbauer liebten es nehmlich, die Gräber auf hochgelegenen Punkten, von welchen aus man die Ebene weithin übersehen konnte, zu errichten. Mehrere Denkmäler, z. B. das Diesdorfer (Nr. 67 unseres Verzeichnisses), befinden sich auf Anhöhen, die eine überraschend schöne Aussicht meilenweit in die Ebene darbieten. Da diese Bodenerhebungen sich oft sehr weit erstrecken, so finden wir auch diese eigenthümliche Aneinanderreihung der Gräber zu langen Ketten, auf welche bereits Herr Virchow (Zeitschrift für Ethnologie, Verh. 1881, S. 223) aufmerksam gemacht hat. Besonders deutlich treten diese Verhältnisse hervor im westlichen Theile des Kreises Salzwedel, wo eine derartige Kette, im

Grossen den Höhenzügen folgend, von Reddigau über Diesdorf nach Bornsen sich hinzieht.

Bemerkenswerth ist es, dass in Dänemark bezüglich der Verbreitung der Megalithgräber ganz ähnliche Verhältnisse, wie in der Altmark, vorliegen. Auf den Inseln Seeland, Möen, Laaland, Langeland und Fünen, sowie in Jütland, hier nach der Mitte des Landes hin abnehmend und im Ganzen auf die Ostseite sich beschränkend, finden wir nach Herrn Henry Petersen (Archiv für Anthropologie 1884, S. 136ff.) die megalithischen Gräber vor. Vergleichen wir diese Angaben mit der in Kirchhoff's Länderkunde von Europa (Leipzig 1890) II. Theil, I. Hälfte, S. 293 wiedergegebenen Bodenkarte von Dänemark, so finden wir, dass die vorgenannten Districte diejenigen sind, welche hauptsächlich Geschiebelehm aufweisen, während das westlich davon gelegene Land vorzugsweise mit Geschiebesand bedeckt ist.

War, wie wir gezeigt haben, die Möglichkeit der Errichtung von megalithischen Gräbern in der Altmark nur auf oder doch in unmittelbarer Nähe von Diluvialmergelgebieten gegeben, so erstreckte sich die Besiedelung durch den Menschen der neolithischen Zeit sehr wahrscheinlich doch auch auf die übrigen Gebiete. Freilich ist es unendlich schwieriger, dort, wo diese Denkmäler fehlen, z. B. in dem Kreise Gardelegen, die Spuren jener Besiedelung aufzufinden. Nur der Zufall kann uns hier Aufschlüsse bringen. Die in grösserer Anzahl gefundenen Steingeräthe[1]) sind wohl meist Einzelfunde; es fehlen leider nähere Angaben über die Fundumstände.

Bei der Besiedelung der an die Elbe grenzenden Strecken der Altmark kamen übrigens die topographischen Verhältnisse dieses Gebietes sehr in Betracht. Die in dem Jahrbuche der preussischen geologischen Landesanstalt für das Jahr 1886 von Herrn Konrad Keilhack veröffentlichte Uebersichtskarte der Elbarme zwischen Burg und Havelberg, von uns auf Taf. V wiedergegeben, lässt erkennen, wie wenige Strecken hier in dem der Elbe nahe gelegenen Gebiete in alter Zeit eine dauernde Besiedelung gestatteten. Es waren dies nur die gleich Inseln hervorragenden diluvialen Hochflächen, sowie die meist mit Thalsand bedeckte höhere Thalsohle. Die Nachrichten, welche wir über die, in dem der Elbe nahegelegenen Bezirke vorhanden gewesenen megalithischen Gräber besitzen, beziehen sich nur auf die diluvialen Hochflächen, nehmlich auf das

---

1) Herr Apotheker Prochno in Gardelegen besitzt, wie er uns mitzutheilen die Güte hatte, folgende Steingeräthe, welche alle aus der Umgebung von Gardelegen stammen:

1 durch Schlag hergestellte Lanzenspitze aus Feuerstein.
9 geschliffene Feuersteinbeile.
15 „ Beile aus anderem Material.
34 „ und durchbohrte Axthämmer, wovon einer mit angefangener Bohrung.

auf der Keilhack'schen Karte verzeichnete Tangermünder und Arneburger Plateau. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass sich auf den beiden genannten Hochflächen ehedem noch mehr megalithische Gräber erhoben haben und dass wir es nur dem Zufalle verdanken, wenn uns überhaupt über die einstige Existenz einiger Monumente Nachrichten überkommen sind. Die Nähe der altmärkischen Städte mit ihren mittelalterlichen Hochbauten (Kirchen, Thoren und Stadtmauern, die neben den hauptsächlich verwendeten Backsteinen in den Fundamenten und Thurmbauten doch auch grosse Mengen von Feldsteinen erforderten) macht es vor Allem begreiflich, dass, wo es im Lande an anderem Steinmateriale, als Geschieben, fehlte, im weiten Umkreise der Städte mit den Denkmälern aufgeräumt wurde. Andererseits kann aber nicht nachdrücklich genug vor blossen Schätzungen derartiger Verhältnisse gewarnt werden, die mit grösster Vorsicht aufgenommen werden müssen, auch wenn sie uns bei sonst als zuverlässig bekannten Autoren begegnen. So schätzte Joh. Fried. Danneil die zu seiner Zeit in der Altmark vorhandenen etwa 150 megalithischen Gräber anfangs auf ein Paar Tausend (vgl. I. Jahresbericht des Altmärkischen Vereins S. 34).

Auch die sonstigen Spuren des neolithischen Menschen in dem Bereiche des der Elbe nahegelegenen Theiles der Altmark erstrecken sich ausschliesslich auf diluviale Hochflächen, nehmlich auf das in der Zeitschrift für Ethnologie, Verh. 1883, S. 151 und 437, 1884, S. 113 und 1887, S. 741 beschriebene, der jüngeren Steinzeit angehörige Gräberfeld von Tangermünde und auf die nordwestlich von Arneburg aufgefundenen und in den Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1890, S. 9 erwähnten Thongefässreste. — Die höhere Thalsohle lud auch wegen ihres meist sterilen Sandbodens schon weniger zur Besiedelung ein, und die tiefer gelegenen Flächen, z. B. die Wische, der nordöstliche, zwischen Uchte und Elbe gelegene Theil der Altmark, waren offenbar nur vorübergehend zur Zeit des niedrigsten Wasserstandes zugänglich. — Wollen wir also weitere Nachforschungen nach den Spuren des neolithischen Menschen in dem der Elbe nahe gelegenen Gebiete der Altmark vornehmen, so müssen wir unser Augenmerk ganz besonders auf die diluvialen Hochflächen richten. So bot das grosse bei Stendal beginnende Plateau, welches sich gegen Westen bis zur Stadt Bismark und gegen Norden im Kreise Osterburg fortsetzt, alle Bedingungen zu einer dauernden Besiedelung durch den Menschen der Steinzeit dar, und in der That beginnt die eine Region megalithischer Denkmäler im Kreise Stendal 11 *km* westlich von dieser Stadt bei Steinfeld, die andere im Kreise Osterburg nordwestlich von dieser Stadt bei Bretsch.

Dass von der nordwestlich von Stendal gelegenen Bodenerhebung, dem sogenannten Uenglinger Berge, seit Jahrzehnten viele Steinbeile, darunter Feuersteinbeile vom Typus der aus den megalithischen Gräbern

stammenden, beim Kiesgraben aufgefunden wurden, lässt vermuthen, dass auch hier lange Zeit hindurch Ansiedelungen des neolithischen Menschen vorhanden waren. Die in der Stendaler Gegend ansässigen Alterthumsfreunde würden sich verdient machen, wenn sie diesen Spuren mit Beharrlichkeit nachgehen wollten.

Rechts der Elbe zwischen Burg und Havelberg erstreckten sich einst die Elbarme sogar bis zu 40 *km* Luftlinienabstand. Dieses Gebiet war zur Zeit des Hochwassers weithin überfluthet und gestattete daher nur zeit- und stellenweise eine Besiedelung. Die hier vorherrschenden Thalsandbildungen, vorwiegend aus einem gleichkörnigen Sande von ziemlicher Mächtigkeit bestehend, ohne wesentliche Beimischung von grossen Blöcken, boten zudem nicht das geeignete Material für die Errichtung megalithischer Gräber dar. Auch andere Zeichen dauernder Besiedelung durch den Menschen der neolithischen Zeit, wie Thongefässe mit den charakteristischen Ornamenten, sind hier, wie Herr A. Voss in der Einleitung zu den vorgeschichtlichen Alterthümern der Mark Brandenburg von Voss und Stimming (Berlin 1887) S. 5 bemerkt, sehr selten. Von den daselbst im Bereiche der Keilhack'schen Karte angeführten Fundorten liegt Klein-Kreuz[1]) gleichfalls auf einer diluvialen Hochfläche; ebenso auch das in den Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1890, Heft 2, erwähnte neolithische Gräberfeld von Molkenberg a. d. Havel. Daraus, dass das a. a. O. 1891, Heft 5, erwähnte, der Uebergangszeit von der neolithischen zur Metallzeit angehörige Hügelgräberfeld von Havemark, nördlich von Genthin, bereits auf einer Thalsandfläche angelegt ist, kann man wohl den Schluss ziehen, dass um diese Zeit die Besiedelung dieser Gegend schon weiter vorgeschritten war, so dass man auch die minder

1) Im Jahrbuch der preussischen geologischen Landesanstalt für 1886, S. LXXI äussert sich Herr Scholz folgendermaassen bezüglich der Section Brandenburg: „In der Südhälfte derselben bildet zunächst oberdiluvialer Geschiebemergel die durchschnittlich 40—70 *m* hohen Hügel von Klein-Kreuz. Alle diese Stellen sind als stehengebliebene Pfeiler eines im Uebrigen weggewaschenen Diluvialplateaus zu betrachten.“ — Unter den von den Herren Voss und Stimming a. a. O. abgebildeten neolithischen Thongefässen ist dasjenige von Klein-Kreuz (Kruseberg), wie Herr Stimming uns mitzutheilen die Güte hatte, von ihm selbst ausgegraben auf einem unmittelbar aus einem Torfmoor aufsteigenden, etwa 15 *m* hohen Hügel (einem stehengebliebenen Diluvialrücken), während die beiden anderen Gefässe auf tieferen Stellen etwa 4 *km* westlich davon durch Arbeiter aufgefunden wurden: das eine auf einer Bodenerhebung von 4 *m* in einer Entfernung von 50 *m* vom Beetz-See, das andere ebenfalls in der Nähe des Sees auf einer noch niedrigeren Stelle. — Es kommt uns unwahrscheinlich vor, dass der Mensch der neolithischen Zeit in dieser so überaus wasserreichen Gegend die relativ so niedrig gelegenen Stellen in nächster Nähe des Sees als Begräbnissstätten gewählt habe. Wir halten es daher nicht für ausgeschlossen, dass die beiden letztgenannten Gefässe sich überhaupt nicht mehr auf primärer Stätte befanden, sondern vielleicht mit jüngeren Gehängebildungen (Abstürzen der Gehänge früher hier vorhanden gewesener diluvialer Hochflächen) auf das Niveau, in dem sie aufgefunden wurden, gelangt sind.

fruchtbaren Ländereien, wenn auch vielleicht nur für die Gräber, in Anspruch nahm.

Von den östlich des Havellandes uns bekannt gewordenen megalithischen Gräbern befindet sich das erste etwa 25 *km* westlich der Oder bei Tempelberg im Kreise Lebus (Zeitschrift für Ethnologie, Verh. 1872, S. 212), während im Norden erst wieder auf der meklenburgischen Seenplatte zahlreiche megalithische Denkmäler angetroffen werden; der südlichste Ausläufer dieser Gruppe scheint das megalithische Grab bei Mellen unweit Lenzen zu sein, welcher Ort noch zur Provinz Brandenburg gehört. Im Süden des Havellandes treffen wir dann erst wieder auf der diluvialen Hochfläche, welche das westlichste Ende des Fläming bildet (vergl. die Keilhack'sche Karte), ein megalithisches Grab an, nehmlich dasjenige bei Theesen (zwischen Burg und Ziesar), das von den Herren Voss und Stimming a. a. O. erwähnt wird, dem sich weiter südlich mehrere zwischen Möckern und Gommern anschliessen.

Ueber andere, früher in der Gegend zwischen Magdeburg und Brandenburg vorhanden gewesene megalithische Gräber berichtet der Duisburger Professor Jacob Tollius in einem aus Potsdam, 12. Februar 1687 datirten Reisebriefe[1]).

Ueber die megalithischen Denkmäler der Altmark, zu deren Beschreibung wir nunmehr übergehen wollen, haben zuerst Joh. Chr. Bekmann und Joh. Fried. Danneil umfassende Aufzeichnungen gemacht. Während die Angaben Bekmanns, welche in seiner „Historischen Beschreibung der Chur und Mark Brandenburg“ (Berlin, 1751) zu finden sind, auf die Beschreibung von 11 Monumenten sich beschränken, hat Danneil eine vollkommene Statistik und Topographie der vor fünfzig Jahren noch vorhandenen 142 „Hünenbetten“ im VI. Jahresberichte des altmärkischen Vereins für vaterländische Geschichte und Industrie (Neuhaldensleben, 1843) niedergelegt. Danneil war einer der Ersten, die an die Erforschung der im eigenen Lande vorkommenden vorgeschichtlichen Alterthümer mit Ernst herantraten. Seine Berichte sind mit äusserster Gewissenhaftigkeit abgefasst und werden für alle Zeiten einen dokumentarischen Werth behalten.

---

1) Jacobi Tollii Epistolae itinerariae, cura et studio H. Chr. Henninii. Secunda editio. Amstelodami 1714. Es heisst da: „In itinere“ (zwischen Magdeburg und Brandenburg) „dum forte cum auriga jocari lubet, quod hic hominum genus ipsis stipitibus elegantius est et ipsa rusticitate amoenius, ostensae mihi ab eodem binae, et duobus quidem locis ingentium in longum porrectae lapidum series. En tibi, qualem memoria suppeditat, rudem illorum delineationem.“ Die gedachte Skizze ist als Carton eingefügt auf einer Kupfertafel, welche die Erbauung eines solchen Riesenbettes durch Riesen darstellt. Vgl. Handelmann in Zeitschr. f. Ethnologie. Verh. 1882, S. 22.

Wie Herr Virchow in seinem Berichte über eine von ihm unternommene Reise zur Besichtigung der Hünenbetten der Altmark bemerkte (Zeitschr. f. Eth. Verh. 1881, S. 220), sind die Angaben aus früherer Zeit für die heutige Forschung aber nicht mehr genügend[1]). Dieser Umstand ist es, der uns veranlasst, im engen Anschluss an Danneils Veröffentlichungen von Neuem eine Beschreibung besagter Denkmäler zu liefern. Das Material dazu sammelten wir auf mehreren Reisen, die wir gemeinschaftlich im Sommer 1888, 1889, 1890, 1891 und 1892 unternahmen. Für die beiden ersten Reisen hatte Conservator Ed. Krause dienstlichen Auftrag von der Generalverwaltung der Königlichen Museen in Berlin erhalten. Ausserdem fanden wir auch Gelegenheit, im Jahre 1890 die Sammlung des Altmärkischen Vereins in Salzwedel einer vollständigen Neuordnung und dabei alle aus den megalithischen Gräbern der Altmark stammenden Gegenstände einer genauen Prüfung zu unterziehen.

Leider sind die — 190 — Monumente, deren einstige Existenz sich überhaupt noch nachweisen lässt, inzwischen zu 45 zusammengeschmolzen, von denen 12 noch gut erhalten, 13 mehr oder weniger zerstört, 20 nur noch in spärlichen Resten vorhanden sind. Wenn der Staat hier nicht mit starker Hand eingreift und die der Erhaltung noch würdigen Denkmäler sämmtlich in seinen Besitz bringt, so ist zu befürchten, dass die Mehrzahl derselben ebenfalls der gänzlichen Zerstörung anheimfallen wird.

Die megalithischen Denkmäler der Altmark charakterisiren sich durchweg als solche in ihrem ganzen Aufbau, der in der Hauptsache aus grossen rohen Gesteinsblöcken, daneben aus Erde, bezw. Sand und kleineren Steinen, ohne ein festeres Bindemittel erfolgt ist. Das Material bot sich den Erbauern, wie wir gezeigt haben, in den aus der Grundmoräne des Diluviums stammenden Geschieben dar, die man meist so verwendete, wie man sie gerade vorfand. An einigen derselben scheinen die Unebenheiten theilweise beseitigt zu sein, jedoch in einer sehr unvollkommenen Weise, die vermuthen lässt, dass nur besonders hervorspringende oder durch Verwitterung locker gewordene Theile abgesprengt wurden. Blöcke von 1 bis 2 *m* Durchmesser, wie sie unter den grossen Geschieben am häufigsten sind, bilden das Hauptmaterial; doch gelangten auch solche von 3 und selbst von etwas über 4 *m* Durchmesser ausnahmsweise zur Verwendung. Noch grössere Blöcke von 5—10 *m* und sogar 12—15 *m* Durchmesser, wie sie vereinzelt unter den diluvialen Geschieben sich vorfinden, entzogen sich einer Verwendung durch ihr gewaltiges Gewicht. Erst die neuere Zeit mit ihren Sprengmitteln hat auch Hand an diese gelegt. — Unter den grossen Geschieben der Altmark herrschen Granite, Granit-

1) Aehnlich äussert sich Herr Henry Petersen in seiner Abhandlung über die Steinaltergräber Dänemarks (Archiv für Anthropologie 1884, S. 156), indem er bemerkt: „Es haben bis jetzt keine befriedigende Grundrisse und Berichte über die Steinbetten in Holland und Norddeutschland vorgelegen“.

gneisse und Gneisse vor, die wir denn auch meist für die megalithischen Gräber verwendet finden. Einige dieser Blöcke, z. B. der von uns in Fig. 1 S. 105 wiedergegebene des Grabes Nr. 17 bei Steinfeld, zeigen noch vorzüglich die Gletscherschliffe. — So zahlreich einst auch die über das Land zerstreuten grossen Blöcke gewesen sein mögen, so ist doch mit den der Erdoberfläche zunächst liegenden, im Laufe der Jahrhunderte, zu Bauzwecken sehr aufgeräumt worden. Grosse zu Tage tretende Blöcke sind dadurch in einigen Gegenden so selten geworden, dass sich die Sage mit ihnen beschäftigt (vergl. u. A. die Mittheilungen des Herrn W. von Schulenburg in der Zeitschrift für Ethnologie, Verhandlungen 1886, S. 270). In der Altmark knüpfen sich an den Leneckenstein bei Bonese und an den Glockenstein bei Hilmsen verschiedene Sagen.

Der wesentlichste und zumeist in die Augen springende Theil der megalithischen Denkmäler[1] der Altmark ist die Grabkammer (Steinkammer), welche aus mindestens vier Wandsteinen und einem oder mehreren (bis zu 7) auf denselben ruhenden Decksteinen aufgerichtet ist. Die Anzahl der zu einer Kammer verwendeten Wandsteine schwankt zwischen 4 bis 19; es sind meist schlanke, etwa 2 *m* hohe Blöcke hierzu benutzt, die auf dem gewachsenen Boden direkt aufstehen oder in denselben eingelassen sind. Da dieselben nicht immer von gleicher Länge zu haben waren, so behalf man sich damit, sie unten mit kleineren Steinen zu unterlegen, um nach obenhin ein annähernd gleiches Niveau zu erhalten. Die Gestalt fast aller Steinkammern der Altmark nähert sich nach Möglichkeit einem Rechteck.

Wo die Schmalseiten nicht rechtwinklig zu den Langseiten stehen, scheint dies, z. B. bei den Gräbern Nr. 91 und 131, durch die Form der darauf ruhenden Decksteine bedingt zu sein. Nur in zwei Fällen, bei den Gräbern Nr. 100 und 101, wird von fast runden Grabkammern berichtet. Als Decksteine wurden möglichst grosse und dicke Blöcke gewählt, die eine grosse Fläche zu decken vermochten und vermöge ihrer Schwere nicht leicht wieder abgehoben werden konnten. Die mehr ebenen Seiten wendete man, ebenso wie bei den Wandsteinen, möglichst dem Innern der Kammer zu, während man die unebenen, mehr oder weniger gewölbten Flächen der Decksteine gern dachförmig in die Luft ragen liess (so z. B. bei den Gräbern Nr. 5, 67, 98 und 131). Hierdurch sind die Monumente dann schon aus weiter Ferne sichtbar und nehmen sich sehr stattlich aus, selbst wenn die Wandsteine nur wenig aus der Erde hervorragen. Die Länge der Steinkammern beträgt im Mittel aus etwa 60 uns

1) Die Landleute nennen dieselben meist nur kurzweg Steinkammern. Da die Ausdrücke Hünenbetten, Hünengräber u. s. f. auch für die einer späteren Zeit angehörigen, nicht aus Megalithen errichteten Hügelgräber gebraucht werden, so halten wir die im Lande selbst gebräuchliche Bezeichnung „Steinkammern“, bezw. „Steinkammergräber“ auch für die am meisten geeignete und werden uns derselben fortan bedienen.

bekannt gewordenen Angaben zwischen 6 und 7 *m*; sie schwankt zwischen 2 und etwa 12 *m*. Während man die Länge der Kammern beliebig ausdehnen konnte, musste man sich in der Breite derselben nach den Maassen der zur Verfügung stehenden Decksteine richten. Da die Geschiebeblöcke selten länger als 2 *m* sind, so bewegt sich auch das Breitenmaass der Kammern um diese Zahl herum. Kammern von 3 *m* Breite im Lichten, z. B. beim Grabe Nr. 77, sind Ausnahmen. Bei Danneil's Angaben sind meist die die Seitenwände bildenden Steine, welche eine Stärke von 0,5 bis 1 *m* haben, mitgemessen. Da diese häufig durch die Last der auf ihnen ruhenden Decksteine nach aussen gedrückt sind, so werden Zahlen bis zu 3,8 *m* erhalten. Kammern von dieser Breite sind aber in der Altmark, mit einer einzigen, sogleich zu erwähnenden Ausnahme, nicht vorhanden. Wo man derartig lange Decksteine zur Verfügung hatte, legte man sie, wie beim Grabe Nr. 130, in der Richtung der Länge der Kammer über die Wandsteine, so dass sie möglichst viel Fläche bedeckten. Ein einziger Fall (Grab Nr. 61) wird von Danneil berichtet, in welchem die Kammer 4 *m* lang und ebenso breit war. Diese war nur durch einen Deckstein gedeckt. Man hatte also offenbar die Dimensionen der Kammer diesem aussergewöhnlich grossen Steine angepasst. In der Regel bilden nur 2 Steine, an jedem Ende einer, die Schmalseiten der Kammer, während auf jeder Langseite 2 bis 6 Steine stehen, so dass im Ganzen 6 bis 14 Wandsteine verwendet sind. Doch musste man sich zunächst nach dem gerade zur Verfügung stehenden Materiale richten und wich von dieser Symmetrie ohne Bedenken ab. — Bemerkenswerth ist es, dass die Steinkammergräber mit runder Steinumfassung, auf welche wir noch zurückkommen werden, Kammern von nur 1 *m* Breite aufweisen (z. B. Grab Nr. 160 und 178). Diese Kammern, deren höhere Erdaufschüttung an die Hügelgräber erinnert, scheinen demnach dazu bestimmt gewesen zu sein, jeweils nur einen Leichnam in ausgestreckter Lage aufzunehmen.

Die Kammer ist stets auf gewachsenem Boden errichtet, der meist mit kleineren Steinen belegt (gepflastert) ist. Bei der Kammer des Steinfelder Grabes Nr. 17 ist ein Theil des Bodens durch einen grossen Stein bedeckt. Danneil führt an, dass der Boden der Grabkammer auch häufig mit Lehm überdeckt sei. Bei den von uns untersuchten Kammern konnten wir dies nicht beobachten; auch spricht der Umstand, dass gar keine Skelette aus Kammern erhalten sind, dagegen.

Uebrigens giebt eine äusserst geringe Beimischung des rothen altmärkischen Diluvialmergels dem Sande schon ein lehmartiges Aussehen, wie wir dies sehr häufig beim Ausgraben von Urnenfriedhöfen beobachtet haben. Da nun die Erde für die Auffüllung der Kammer und des Hügels oft nicht aus unmittelbarer Nähe des Grabes entnommen wurde, so unterscheidet sich die Farbe dieses Materials von dem das Grab umgebenden

Erdboden. Danneil's oben angeführte Beobachtung dürfte auf diese Weise ihre Erklärung finden. — Die Kammer ist stets nur in etwa zwei Drittel Höhe mit Erdreich, beziehungsweise Sand ausgefüllt, der übrige Raum bis zu den Decksteinen ist frei. Diese Räume sind jetzt oft durch Herausschaffen von Erdreich derart erweitert, dass mehrere Personen bequem darunter sitzen können. Sie dienen den Schafhirten, die auch gelegentlich Feuer darin anzünden, jetzt vielfach zum Schutz gegen Unwetter. Das Erdreich ist oft in ziemlicher Tiefe durchwühlt und mit Aschenresten und dergleichen ausgefüllt. Da diese Räume von Alters her in ähnlicher Weise als Schlupfwinkel benutzt sein werden, so ist bei Untersuchungen der Kammern hierauf ganz besonders Rücksicht zu nehmen.

Die Decksteine, welche auf den Wandsteinen ruhen, stellen ein beträchtliches Gewicht dar. Dem Inhalte nach zwischen etwa 1—4 *cbm* schwankend, wie wir dies bei dem Diesdorfer Grabe Nr. 68 näher ausführen werden, beträgt das Gewicht der einzelnen Steine 2500 bis über 10 000 *kg*. Der Deckstein des Stöckheimer Grabes Nr. 130 dürfte bei einem Inhalt von 8,192 *cbm* sogar das Gewicht von 22 000 *kg* übersteigen.

Sollten die Wandsteine der auf ihnen ruhenden grossen Last Stand halten und nicht nach auswärts gedrückt werden, so bedurften sie einer Umkleidung mit möglichst schwerem Material. Man füllte daher die Wandsteine ausserhalb der Kammer etwa in zwei Drittel der Höhe mit Erdreich und Geschieben von einer Grösse, dass sie ein Mann bequem tragen kann, auf. Das Innere der Kammer, welches die Leichen barg, wurde in gleicher Höhe meist mit sandigem Material aufgefüllt. Um dem die Kammer umgebenden Hügel, dem sogenannten Bett, mehr Halt zu geben, stellte man dort, wo die Aufschüttung aufhörte, pfeilerartige, 2 bis über 3 *m* hohe Steinblöcke auf. Diese Steinumfassung hatte zunächst wohl nur den Zweck, das Abrutschen des frisch aufgefüllten Hügels zu verhindern. Man liess die Blöcke aber noch 0,5 bis 2 *m* aus der Erde hervorragen und erhöhte hierdurch beträchtlich den monumentalen Eindruck des Grabes. An den vier Ecken der ein langgestrecktes Rechteck bildenden Steinumfassungen, wo die Gefahr des Abrutschens der Aufschüttung am grössten war, brachte man oft noch gewaltige Blöcke (sogenannte Wächter) an, welche theils flach hingelegt, theils aufrecht hingestellt wurden (siehe u. A. den Grundriss der Gräber Nr. 109, 111, 112 und 137). Einige dieser Ecksteine sind wahre Kolosse, z. B. der auf der Abbildung des Drebenstedter Grabes Nr. 86 wiedergegebene parallelepipedische Wächter, welcher 2,24 *m* aus der Erde hervorragt, 2,04 *m* breit und 0,70 *m* dick ist. Auch der Grundriss und die Abbildung des Grabes Nr. 137 im Nieps bringt einen besonders grossen, jedoch liegenden Eckstein gut zur Anschauung. Die Steinumfassung passte sich in der Regel dem ein langes Rechteck bildenden Grundrisse der Kammer in der Form an; nur in

wenigen Fällen findet sich ein runder Abschluss der beiden parallelen Langseiten der Umfassung vor (u. A. bei den Gräbern Nr. 35 und 158). Die letztere Erscheinung tritt nur auf bei Gräbern von untergeordneter Länge (unter 30 *m*), während die längsten, 40 *m* und darüber messenden Gräber an beiden Enden ausgesprochen rechtwinklig abschliessen. Die erstere Art scheint sich also in der Form schon den Steinkammergräbern mit länglich-runder oder runder Steinumfassung zu nähern, deren Länge sich ebenfalls unter 30 *m* bewegt. — In einem Falle (Grab Nr. 175) hatte die Steinumfassung an dem einen Ende eine rechteckige Form, die Langseiten der Umfassung verliefen bis zur Mitte parallel und näherten sich darauf einander, bis sie schliesslich spitz zusammenliefen. Es erinnert diese Form also an die cujavischen megalithischen Gräber, wie solche in der Zeitschrift für Ethnologie 1879, Verh. S. 428 vom General von Erckert beschrieben und abgebildet sind. — Bei einigen Gräbern der Altmark mit rechteckig angeordneter Steinumfassung (z. B. Nr. 7 und 137) laufen die Langseiten nicht vollkommen parallel, sondern nähern sich gegen die Mitte des Grabes hin einander.

Die Länge der den Hügel umgebenden Steinumfassung schwankt bei den rechteckigen Steinkammergräbern ausserordentlich. Da die von Danneil angeführten Maasse sich vielfach nur auf Reste von Steinumfassungen beziehen, so sind die von diesem Autor hierüber angeführten Zahlen vielfach zu niedrig gegriffen. Von den jetzt noch gut erhaltenen rechteckigen Steinumfassungen ist die kürzeste (des Grabes Nr. 111, aus etwa 30 Steinen bestehend) 24,8 *m* lang, während die beiden längsten (Nr. 17 mit 50 und Nr. 86 mit 60 Umfassungssteinen) eine Länge von etwa 47 *m* haben. Die Breite der durch Megalithe begrenzten rechteckigen Hügel schwankt zwischen 8 und 10 *m*, nur in wenigen Fällen ist sie etwas schmaler oder breiter. Wie Danneil schon bemerkt, findet ein bestimmtes Verhältniss der Länge zur Breite nicht Statt.

Eine Anzahl von Gräbern hat, wie bereits erwähnt, eine ausgesprochen runde Steinumfassung (siehe den Grundriss von Nr. 108, 133, 154, 160, 161 und 178); das Grab Nr. 178 (bei Lüge) hatte eine doppelreihige länglich-runde Steinumfassung, und zwar befand sich der erste Steinring auf halber Höhe des Hügels, der zweite am Fusse desselben.

Eine genaue Aufstellung darüber, wie viele Steinkammergräber der Altmark eine rechteckige und wie viele eine runde Steinumfassung hatten, lässt sich nicht mehr machen, da die Angaben hierüber unzureichend sind. Nach den vorliegenden Berichten und den jetzt noch vorhandenen Steinkammergräbern zu urtheilen, kann man annehmen, dass ungefähr eben so viele mit runder, wie mit rechteckiger Steinumfassung vorhanden gewesen sind.

Die Aufschüttung des die Kammer umgebenden Hügels ist in der Regel etwa 1 *m* hoch. Sie besteht aus kleineren Geschieben, sowie oft

sandigem Erdreiche, das man, um die unmittelbare Umgebung des Grabes nicht zu verwüsten, aus einiger Entfernung herbeiholte. Die Grundfläche des Hügels ist oft mit plattenartigen Stücken belegt; ebenso sind die Blöcke der Umfassung und die äusseren Wände der Kammer, insoweit die Basis nicht gross und fest genug erschien, unten damit umkleidet. Danneil erwähnt, dass zuweilen auch die Grundfläche des Hügels mit einer tennenartigen Thondecke versehen sei. Mit Ausnahme des Melliner Grabes (Nr. 154), in welchem die (späterer Zeit angehörenden) Skelette in Lehmpackung lagen, führt er bei der speciellen Beschreibung der Gräber aber keine derartigen Fälle an. Auf uns macht es den Eindruck, als ob man auch bei der Grundfläche des Hügels hinsichtlich des zur Ausfüllung zu verwendenden Materials in der Regel nicht wählerisch war, sondern dasselbe von dort holte, wo man es gerade bequem zur Hand hatte.

Die Himmelsrichtung, nach welcher die Steinkammergräber der Altmark orientirt sind, lässt sich von etwa 60 Gräbern noch feststellen. Hiervon erstreckt sich ein Drittel mit der Längsachse von S. nach N., ein anderes Drittel von W. nach O., während die übrigen andere Richtungen haben. Es scheint also doch, dass man die Gräber meist nach den Haupt-Himmelsrichtungen anlegte, und zwar halten die einander benachbarten Gräber meist die gleiche Richtung ein. Nicht unerwähnt lassen wollen wir, dass die Gräber mit runder Steinumfassung mit der Längsachse ganz vorwiegend von W. nach O. gelegen sind, während bei den Gräbern mit rechteckiger Steinumfassung die Richtung SN. begünstigt erscheint.

Während die Kammer bei den runden Steinkammergräbern sich stets in der Mitte befindet, ist sie bei den oblongen Gräbern stets nahe dem einen Ende der Umfassung gelegen. Es scheint uns, dass folgender technische Grund für diese Anlage mitgesprochen hat: Ehe man die oft mehrere hundert Centner schweren Decksteine auf die Seitenwände der Kammer wälzte, was wohl auf einer schiefen Ebene mit Hülfe von Walzen geschah, musste man die Wandsteine, damit sie dem Seitenschube der gewaltigen Last Stand hielten, genügend feststellen. Dies geschah durch Stein- und Erdpackung, deren Abschluss die Umfassungssteine bildeten. Liess man diese auf der der Kammer zunächst liegenden Stelle einer Langseite vorläufig weg, bis man die Decksteine auf die Wandsteine gewälzt hatte, so konnte leicht die weniger stark bepackte Seitenwand der Kammer nachgeben. Stellte man das Grab aber fertig bis auf eine Endseite der Steinumfassung, so konnte man hier auf einer hergerichteten schiefen Ebene die Decksteine auf die zur Aufnahme der Last vollständig hergerichteten Wandsteine wälzen, ohne befürchten zu müssen, dass sie nachgeben würden. So wird es auch erklärlich, warum, wenn mehrere Decksteine vorhanden sind, der grösste fast immer, wie Danneil im VI. Jahresbericht des Altmärkischen Vereins S. 88 anführt, am Ende der Umfassung liegt, und die folgenden Decksteine in der Regel an Breite und

Dicke abnehmen (siehe z. B. den Grundriss des Grabes Nr. 130). Man wälzte erst die leichteren Blöcke hinauf und zum Schluss den grössten.

Bei denjenigen noch jetzt erhaltenen Gräbern, welche sich von S. nach N. erstrecken, ist die Kammer oft am Nord-Ende gelegen; doch führt Danneil wieder eine ganze Reihe von Gräbern an, bei welchen die Kammer am Süd-Ende sich befand. Es scheint also hier keine Regel geherrscht zu haben. — Nur in einem einzigen von Danneil angeführten Falle, nehmlich beim Grabe Nr. 150, befand sich an beiden Enden eines oblongen Grabes je eine Kammer. In den der Altmark benachbarten hannoverschen Steinkammergebieten kommen vereinzelt ebenfalls oblonge Gräber mit je einer Kammer an beiden Enden vor, u. A. ist auf dem Titelblatt des von Estorff'schen Atlas heidnischer Alterthümer der Gegend von Uelzen (Hannover 1846) ein solches bei Haassel gelegenes abgebildet. Auf den dänischen Inseln scheinen die Langdysser (Lang-Steinbetten) nach Henry Petersen (Archiv für Anth. XV, 133) sogar als Regel mehrere Kammern in gleichen Abständen über den Hügel vertheilt zu haben, und zwar stehen die Kammern hier sehr häufig senkrecht zu den Langseiten.

Bei einem Steinkammergrabe im Wötz (Nr. 112 unseres Verzeichnisses) scheint zu der Hauptkammer ein seitlicher Zugang bestanden zu haben, wie aus dem Grundriss zu ersehen und wie bei der Beschreibung des Grabes näher ausgeführt werden wird. Das Gleiche ist vielleicht auch bei dem Grabe im Nieps (Nr. 137) der Fall gewesen, da hier nach der Seite hin die Steinumfassung unterbrochen erscheint. Auch bei einem Grabe bei Liesten (Nr. 183) scheint Aehnliches vorzuliegen. Es sind dies die einzigen in der ganzen Altmark uns bekannt gewordenen Fälle, in welchen seitliche Zugänge, wie sie ja die Gangbauten (Jaettestuen) des Nordens regelmässig aufweisen, vorhanden gewesen zu sein scheinen. Bei den Gräbern Nr. 112 und 183 kann übrigens auch, wie Danneil es thut, an eine Seitenkammer anstatt eines seitlichen Zuganges gedacht werden. Bei dem Grabe Nr. 137 scheint die Kammer, dem Grundrisse zufolge, in zwei von einander getrennte Räume getheilt zu sein. Dieser Schein wird häufig erweckt durch Decksteine, welche beim Herunterstürzen auf die hohe Kante zu liegen kamen. Danneils Angabe bezüglich eines Steinkammergrabes bei Liesten (VI. Jahresbericht des Altm. Vereins, S. 89), Nr. 186 mit einer Hauptkammer, die auf jedem Ende in derselben Richtung noch eine kleinere Kammer gehabt haben soll, scheint ebenfalls in der angegebenen Weise gedeutet werden zu müssen, da, wie a. a. O. S. 117 berichtet wird, die grössere Kammer 2 Decksteine gehabt hat, die kleineren aber ohne Decksteine gewesen sind. Die vermeintlichen Zwischenwände sind also wohl herabgestürzte Decksteine gewesen. Auch Bekmann's Angaben über mehrfach getheilte Kammern werden dem entsprechend aufzufassen sein.

Der Umstand, dass eine grosse Anzahl der Grabkammern der Steinumfassung jetzt entbehrt, veranlasste Danneil zu der Annahme, dass dies eine besondere Gattung von Gräbern sei (VI. Jahresbericht des Altmärkischen Vereins S. 90). Er führt zum Beweis dafür an, dass um einige dieser Kammern nie Umfassungssteine gestanden haben können, da der oft runde Hügel schlechterdings keinen Raum dafür übrig gelassen habe. Nach den von uns an Ort und Stelle angestellten Beobachtungen glauben wir indess annehmen zu müssen, dass sämmtliche Kammern ursprünglich von Hügeln mit Steinumfassung umgeben waren. Letztere war für den frisch aufgeworfenen Hügel, wie wir dies bei der Beschreibung der Construction der Steinkammergräber gezeigt haben, unentbehrlich. Dass bei den mit höher aufgeschütteten runden Hügeln umgebenen Kammern die an der Grundfläche der Aufschüttung aufgestellten Steine, nachdem das Erdreich sich im Laufe langer Zeit gesetzt hatte, weggenommen werden konnten, ohne dass die Kammern durch die Last der auf den Wandsteinen ruhenden Decksteine aus einander gedrückt wurden, ist begreiflich. Diejenigen Gräber, deren Kammern sich erhalten haben, trotzdem die Steinumfassung nicht mehr vorhanden ist, dürften also, wie z. B. dasjenige zwischen Gladdenstedt und Nettgau (Nr. 98), vornehmlich solche mit höheren runden Hügeln und dem entsprechender Steinumfassung gewesen sein.

Welche beträchtlichen Lasten die Erbauer der Steinkammergräber zu bewegen verstanden, als sie die oft mehrere hundert Centner schweren Decksteine auf die Wandsteine der Grabkammern hoben, haben wir bereits bei der Beschreibung der Construction der letzteren ausgeführt. Ausser der Aufrichtung der Megalithe war aber auch die Aufschüttung der Hügel, der aus Erdreich und kleineren Geschieben hergerichteten, die Kammern umgebenden sogenannten Betten, eine ansehnliche Arbeitsleistung. Wie wir bei dem Grabe Nr. 86, Drebenstedt, zeigen werden, sind bei demselben zunächst, ausser Steinblöcken im Gewichte von etwa 140 000 *kg* für die Kammer und Steinumfassung, noch mehr als 360 000 *kg* kleinere Steine zur Auffüllung des zur Hälfte aus Steinen, zur anderen Hälfte aus Erdreich bestehenden Bettes verwendet, so dass im Ganzen über 500 000 *kg* Steine zur Stelle geschafft werden mussten; dazu kommt dann noch das für den 277 *cbm* haltenden Hügel etwa zur Hälfte verwendete Erdreich. — Derartige Anlagen konnten doch sicher nur von Menschen ausgeführt werden, welche in engerem Zusammenschluss zu Geschlechtsverbänden unter Häuptlingen zusammengetreten, bereits ein sesshaftes Stammesleben führten. Zur Aufnahme der Leichen der Häuptlinge, beziehungsweise hervorragender Persönlichkeiten waren die Grabkammern der Altmark denn auch wohl allein bestimmt, da sie für die Massenbegräbnisse viel zu klein angelegt sind.

Leider sind aus den Grabkammern selbst auch nicht einmal Spuren von Skeletten auf uns gekommen. Das gänzliche Verschwinden derselben findet seine Erklärung in dem hohen Alter der megalithischen Gräber, über die Jahrtausende hingegangen sind. Während dieser langen Zeit haben die Atmosphärilien und die damit geschwängerten Tagewasser um so leichter die vollständige Zersetzung der Skelette herbeiführen können, als die Todten nur etwas über 1 *m* tief in einem locker aufgeschütteten, durchlässigen, meist sandigen Erdboden lagen, der in sehr unvollkommener Weise gedeckt war, da zwischen den einzelnen, die Kammer bildenden Steinblöcken meist grosse Zwischenräume blieben. Diese Verhältnisse liegen in der der Altmark benachbarten hannoverschen Steinkammerregion nach von Estorff a. a. O. ganz gleich, und auch in den übrigen Steinkammergräber-Districten des norddeutschen Flachlandes scheinen Skeletfunde zu den äussersten Seltenheiten gehört zu haben.

Die aus den Hügeln der Melliner Steinkammergräber (Nr. 154 und 155) ausgegrabenen Skeletreste rühren, ebenso wie die in dem „Lindenberge“, einem Grabhügel ohne Steinkammer bei Winterfeld, aufgefundenen, von einer in späterer Zeit erfolgten Bestattung her. Man vergleiche das in unserem Gräberverzeichnisse bei Nr. 154 und 155 hierüber Gesagte.

Herr Rudolf Virchow hatte die Güte, die aus dem zuerst genannten Melliner Grabe erhaltenen Skeletreste zu untersuchen und uns den am Schlusse dieser Arbeit abgedruckten Bericht zur Verfügung zu stellen.

Wollen wir Vermuthungen darüber anstellen, wie die Leichen in den Grabkammern der Altmark beigesetzt waren, so müssen wir annehmen, dass dies eist in liegender Stellung (ausgestreckt oder liegendhockend) geschah. Für eine sitzendhockende Stellung erscheint nehmlich die Erdauffüllung der Kammer kaum ausreichend. Nehmen wir nehmlich die Höhe des sitzendhockenden Leichnames mit 90 *cm* an, so wäre der Scheitel desselben oft mit ausserordentlich wenig Erdreich bedeckt gewesen. Aber auch die fast ausnahmslos lang gezogene Form der Kammern spricht für eine liegende Stellung der darin beigesetzten Leichen. Hätte man diese als sogenannte sitzende Hocker bestattet, so wäre eine polygonale oder runde Form der Kammern viel zweckmässiger gewesen, wie solche namentlich in Scandinavien und Frankreich oft angetroffen wird. Aus der Altmark sind uns indess nur drei Fälle bekannt geworden, in denen die Kammern nicht oblong gestaltet waren, nehmlich beim Grabe Nr. 61, wo die Kammer nahezu quadratisch, und bei den Gräbern Nr. 100 und 101, wo die Kammern fast rund angelegt waren. In allen diesen Fällen war die Kammer nur mit einem aussergewöhnlich grossen Decksteine gedeckt. Die zwischen 2 und etwa 12 *m* schwankende Länge der Kammern spricht dafür, dass eine oder mehrere Personen darin zur Beisetzung gelangten. Auch die darin gemachten Funde von Steinbeilen, welche oft nur in einem

Exemplare, dann aber wieder in mehreren an verschiedenen Stellen sich vorfanden, bestätigen diese Annahme.

An sonstigen Funden aus den Steinkammergräbern der Altmark sind vor Allem Steingeräthe und Thongefässe zu nennen. Erstere haben sich nicht nur in der Grabkammer, sondern zuweilen auch ausserhalb derselben über das ganze Bett hin vertheilt vorgefunden; letztere sind meist in der Grabkammer selbst oder doch in der Nähe derselben aufgefunden.

Unter den Steingeräthen herrschen besonders die Feuersteinbeile vor, wovon fast in jedem megalithischen Grabe mindestens ein Exemplar gefunden wird. Fehlt auch dieses, so ist eine bereits früher erfolgte Durchwühlung der Kammer zu vermuthen. Die Feuersteinbeile sind im Mittel (aus 20 Exemplaren) 130 *mm* lang, ihre Grösse schwankt in der Regel zwischen 100 und 177 *mm*, nur ganz vereinzelt kommen grössere oder kleinere vor (das grösste, Taf. XI Fig. 9*b* abgebildete ist 244 *mm* lang, das kleinste Taf. XI Fig. 9*a* 73 *mm*). Das letztgenannte Beil, sowie das Taf. XI Fig. 10/14*a* abgebildete, verdienen besondere Erwähnung, da sie mit Ausnahme der angeschliffenen Schneide nur durch Schlag hergestellt sind. Beide Instrumente zeigen, wie vollkommen man das Material bemeisterte; man gab ihm bereits in der Anlage genau die gewünschte Gestalt und stellte dann durch Schleifen glatte Flächen dar. Alle anderen Feuersteinbeile sind, zumal auf den Breitseiten, meist recht sorgfältig geschliffen. Die Schmalseiten liess man dagegen vielfach ohne Schliff. Das Schleifen war eben doch eine recht mühselige Arbeit, die man nur so weit als nöthig ausführte.

Die Gestalt der Feuersteinbeile gleicht den von Hrn. Oscar Montelius in seiner Abhandlung: „sur les différents types des haches en silex suédoises“ (Stockholm 1877) p. 3 et 7 in Fig. 3 und 4, 8*a* und 8*b* abgebildeten. Die Breitseiten sind demnach an der Schneide oft nahezu ebenso breit, wie an dem Bahnende, oder sie verjüngen sich auch etwas mehr nach dem Bahnende hin, niemals aber laufen sie hier völlig spitz zu. Die Breitseiten verlaufen eben oder nur wenig geschwungen, so dass der Querschnitt der Breite oft annähernd rechteckig, nie jedoch spitzoval erscheint. Die Schneide ist meist so angelegt, dass sie sich ganz allmählich zuschärft; nach dem Bahnende hin dagegen bleibt die Dicke der Beile in der Regel dieselbe. Nur in wenigen Fällen (z. B. bei den Fig 35/42*b* und *c*, sowie 89/90*a* und *b* auf Taf. XI) nimmt sie auch hier ab; die Ansicht der Schmalseiten nähert sich dann dem von Herrn Montelius aufgestellten Typus der Feuersteinbeile mit Schmalseiten und dünnem Nacken (vergleiche Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthrop., October 1891, S. 100), die in Scandinavien in freistehenden Dolmen der ältesten Form (ohne Gang) gefunden werden. Der weitaus grösste Theil der in Steinkammergräbern der Altmark gefundenen Feuersteinbeile hat aber Schmalseiten mit ausgesprochen breitem Nacken, gehört also dem Typus an,

der in Scandinavien in den einer späteren Periode eigenen Ganggräbern gefunden wird.

Ausser Beilen erscheinen auch vereinzelt (z. B. Taf. XI, Fig. 70, 86/88*b*, 140/147*b*) Keile, bezw. Schmalmeissel aus Feuerstein in den megalithischen Gräbern der Altmark. Die Keile sind nach Art der Beile mit einer Schneide versehen, dürften also einem ähnlichen Zwecke, wie diese, gedient haben.

Sonst kommen vereinzelt noch prismatische Feuersteinmesser vor, wie wir solche auf Taf. XI Fig. 96 und 148/152*b* abgebildet haben. Ein prächtiges derartiges Messer aus der Altmark von 160 *mm* Länge, dessen Längskanten gedengelt sind, befindet sich im Königl. Museum für Völkerkunde in Berlin (I*g* 39), leider ohne nähere Fundangabe. Das Stück zeigt eine hoch entwickelte Technik, ebenso wie die Lanzenspitzen aus Feuerstein, die nach dem VI. Jahresbericht des Altmärkischen Vereins, S. 91, in Steinkammergräbern der Altmark gefunden sein sollen. Näheres konnten wir hierüber nicht mehr feststellen. Die einzige, in der Sammlung des Altmärkischen Vereins in Salzwedel befindliche Lanzenspitze, welche der im Friderico-Francisceum (Leipzig 1837) auf Taf. 2, Fig. 2 abgebildeten gleicht, trägt die Aufschrift: Gefunden im Torfmoore bei Seeben (nordwestlich von Salzwedel); eine andere ganz ähnliche, im Königl. Museum für Völkerkunde in Berlin befindliche (I*g* 38) ist schlechthin als aus der Altmark stammend bezeichnet.

Auch Splitter, mit den charakteristischen Schlagmarken versehen, augenscheinlich von der Herstellung der Feuersteinartefakte herrührend, wurden in einigen Fällen (siehe Grab Nr. 17 und 67) von uns aufgefunden. Es scheint uns, dass man diesen Splittern bei Untersuchung der Steinkammergräber der Altmark desshalb die nöthige Beachtung seither nicht geschenkt hat, weil von der Natur gelieferte ähnliche Feuersteinsplitter, denen freilich die Schlagmarken fehlen, in der Altmark allzuhäufig sind.

Die Feuersteinbeile wurden sehr wahrscheinlich zum grossen Theile im Lande selbst hergestellt. Wir selbst haben wiederholt in Kiesgruben sehr grosse Feuersteinknollen angetroffen, die durchaus genügt haben würden, um auch die grössten Beile daraus herzustellen. Ob das Material nun völlig ausgereicht hat für die Herstellung aller benöthigten Instrumente und ob nicht doch ein Theil derselben vom Norden her eingeführt ist, erscheint uns fraglich. Bernstein, der auf ein derartiges Tauschverhältniss schliessen liesse, ist unseres Wissens bisher in den megalithischen Gräbern der Altmark nicht gefunden worden. In Dänemark kommen aber die von Herrn Henry Petersen in seiner Abhandlung über die Steinaltergräber dieses Landes (Archiv für Anthropologie 1884 S. 148) abgebildeten Hängezierrathe aus Kieselschiefer in den Gräbern einer späteren Periode der Steinzeit vor, deren Material möglicher Weise aus südlicheren Gegenden stammt. Nach Prof. Johnstrup fehlt dieses Material

in Dänemark, dagegen kommt es als anstehendes Gestein nur im Harz, im Thüringer Wald, in Sachsen, Schlesien und Böhmen, ferner in Irland, Schottland und in der Umgegend von Christiania vor. Herr F. Klockmann (Jahrb. d. preuss. geolog. Landesanstalt 1882 S. LIII) berichtet nun, dass auf den Elbthalgehängen der Altmark bis zu einer Meereshöhe von 60 *m* — der Elbspiegel steht heute dort 26 *m* — zahlreiche Kieselschiefer, seltener Basaltgerölle sich finden, welche auf einen sächsisch-böhmischen Ursprung hindeuten. Wie weit die Ablagerung derartiger Gerölle die Elbe abwärts zu verfolgen ist, entzieht sich unserer Kenntniss. Da aber besagte Hängezierrathe aus Kieselschiefer, wenn auch in weit einfacherer Ausführung, nach Herrn Petersen auch in Hannover vorkommen, so wäre das Elbthal als Ursprungsquelle des Materials der dänischen Funde und ein sich daraus ergebender frühzeitiger Verkehr der Anwohner des Elbstromes mit den Nordländern im Auge zu behalten.

Für die übrigen, in den Steinkammergräbern der Altmark gefundenen Steinwerkzeuge wurde das passendste Material aus den unzähligen Geschieben des Diluviums, wie es die Gletscher der Eiszeit hierher transportirt haben, gewählt. Krystallinische Schiefer, ferner Gesteine der ältesten Sedimentformationen und die entsprechenden Eruptivgesteine (Granit, Syenit, Porphyr, Diorit) u. A. m. finden wir namentlich dazu verwendet, ausserdem die oben erwähnten vom Elbstrome abgelagerten Gerölle[1]). An reicher Auswahl im Material fehlte es also dem sich auf das Schleifen der Steine verstehenden Menschen der neolithischen Periode hier nicht. Die Geschiebe, die in den mannichfachsten Formen vorkommen, machten es ihm oft sehr leicht, sie zu einem beilartigen Instrumente herzurichten (vergl. Taf. XI Fig. 35/42*g*, *k* und *l*, sowie 140/147*a*). Damit begnügten sich aber die Erbauer der Steinkammergräber nicht mehr, sie stellten auch steinerne Axthämmer mit Durchbohrung in gefälliger Form dar, wie unsere Abbildungen zeigen. Hiervon sind die auf Taf. XI Fig. 9*c*, 148/152*a*, 175*a* und *b* wiedergegebenen Axthämmer zuverlässig in den Steinkammergräbern selbst gefunden, während dies von den übrigen (Taf. XI Fig. 10/14*b*, *c* und *d*, 35/42*m*, 99/104), welche unter recht primitiven, in der letzten Nummer auch eine hochentwickelte Form aufweisen, nicht ganz feststeht. Siehe Näheres hierüber hinter der

1) Es ist hier der Ort, darauf hinzuweisen, dass von Jadeit- und Chloromelanitbeilen, welche von den Pyrenäen an bis zum Meridian von Erfurt über das Festland von Europa zerstreut vorkommen, noch niemals ein Exemplar in einem Steinkammergrabe des nordischen Flachlandes gefunden wurde, während derartige Beile in den megalithischen Gräbern Frankreichs zahlreich angetroffen werden. Dieser Umstand scheint uns zu beweisen, dass die megalithischen Denkmäler Norddeutschlands vor der Zeit errichtet wurden, in welcher besagte Beile, wahrscheinlich vom Norden Frankreichs aus, ihren Weg nach dem westlichen Deutschland und von hier aus bis zur Elbe fanden (vergl. hierüber Zeitschr. f. Ethn. Verh. 1891 S. 600).

Beschreibung der betreffenden Gräber. — Die Durchbohrung wurde in der Regel von einer Seite aus — cylindrisch — ausgeführt, in zwei Fällen (Taf. XI Fig. 10/14*b* und 99/104) von beiden Seiten aus — doppelkonisch. Wenn ein Axthammer an der durchbohrten Stelle beim Gebrauche zerbrach, so bohrte man nach der Schneide hin ein neues Loch (Taf. XI Fig. 148/152*a*), ein Beweis, wie sparsam man mit den mühselig durch Schleifen hergestellten Instrumenten umging. Bemerkenswerth ist es, dass man einen derartigen reparirten Gegenstand einem hervorragenden Todten mit ins Grab gab. Wurde derselbe vielleicht gerade desshalb mitgegeben, weil er dem Todten im Leben fleissig gedient hatte?

Eine Eigenthümlichkeit, die nach Herrn L. Lindenschmit (Archiv f. Anthrop. III S. 104) den durchbohrten Streitäxten aus dem Gräberfelde am Hinkelstein, sowie überhaupt aus dem Rheinlande, eigen ist, dass nehmlich eine ihrer Seitenflächen eine völlig gerade, vom Gebrauch glatt geschliffene Fläche aufweist, während die andere mehr oder minder stark gewölbt und weniger benutzt erscheint, lässt sich an den Axthämmern aus den Steinkammergräbern der Altmark nicht beobachten. Dieselben sind vielmehr auf beiden Seiten annähernd gleichmässig hergestellt.

Von der Schäftung der in den megalithischen Gräbern der Altmark gefundenen flachen Feuersteinbeile ist nichts erhalten geblieben. Wir sind also bei der Reconstruction derselben, abgesehen von dem Anhalte, den uns die Waffen der noch bis in die jüngste Zeit in der Steinzeit lebenden Naturvölker bieten, auf analoge Funde angewiesen, die unter besonders günstigen Umständen, wie z. B. in den Pfahlbauten und Salzwerken der Alpen, sich erhalten haben. Ein solcher Fund ist übrigens auch aus einem neolithischen Steinplattengrabe der Saalgegend bekannt geworden; es ist dies das geschäftete Feuersteinbeil von Langen-Eichstädt (Kreis Querfurt), über welches Hr. Lindenschmit im III. Band I. Heft der Zeitschr. des Mainzer Alterthumsvereins (1868) berichtet; eine Abbildung des interessanten Gegenstandes befindet sich auch im Archiv f. Anthrop. 1868 Taf. II Fig. 7. Der nach der Mitte hin schwungvoll eingebogene hölzerne Schaft ist 55 *cm* lang, im Stiel 26 *mm* dick und am theilweise zerstörten Kolben noch über 52 *mm* stark. „In der Nähe des Schaftes finden sich (nach obengenanntem Gewährsmanne) zwei kenntliche Hiebspuren, welche auf den Gebrauch des Instruments im Kampfe hinweisen.“ Das Original befindet sich im Mainzer Museum.

Die in der Altmark gefundenen Axthämmer sind durchweg mit Stiellöchern versehen. Die Bohrungen haben, wohl um die Wandung nicht zu sehr zu schwächen, oft einen recht kleinen Durchmesser. Der von uns auf Taf. XI, Fig. 10/14 abgebildete Axthammer mit einer von beiden Seiten ausgeführten doppelkonischen Durchbohrung hat an der Stelle, wo die Bohrungen zusammentreffen, ein zu kleines Loch, als dass hier

ein Stiel durchgezogen werden konnte. Es muss hier also an eine andere Befestigungsart oder an eine unvollendet gelassene Arbeit gedacht werden.

Was von Thongefässen aus den Steinkammergräbern der Altmark erhalten ist, beschränkt sich auf ein leidlich gut erhaltenes Gefäss aus dem Grabe Nr. 35 bei Bretsch und die Scherben von zwei Gefässen aus Gräbern bei Kläden Nr. 10—14. Funde von Thongefässen in Steinkammergräbern der Altmark werden ausserdem in folgenden Fällen von Danneil erwähnt:

Grab Nr. 9 bei Bismark. I. Jahresber. d. Altm. Ver. S. 42: „In dem inneren Raume der Pfeiler, auf denen der Deckstein geruht hatte, fand sich eine Urne, die aber von den Arbeitern leider vernichtet ward.“ Unter Urne ist hier jedenfalls nur ein Thongefäss zu verstehen, kein Aschenkrug, da es sonst stets erwähnt wird, wenn ein Gefäss Asche und Knochenreste enthielt.

Grab Nr. 105 bei Wallstawe. Laut Förstemann's Mitth. 1836 S. 561 wurde ein zertrümmertes Thongefäss aus diesem Grabe zu Tage gefördert: „Einzelne, jedoch rohe Verzierungen fanden sich auf den Trümmern und bestanden in einfachen Linien. Die Farbe war gelbbraun, die Masse war mittelfein zu nennen, d. h. sie war nicht so roh, wie die meisten aus den Hügelgräbern[1]), auch war sie feiner als diese gearbeitet. Von Knochen, Asche und Metall fand sich unter den Thongefässtrümmern keine Spur.“

Grab Nr. 154 bei Mellin. I. Jahresber. d. Altm. Ver. S. 42 und Danneil's handschriftlicher Bericht im Besitze des genannten Vereins: In einem „Steinkasten“ innerhalb der Grabkammer wurde eine mit Knochen und Asche gefüllte Urne ohne Metallbeigabe gefunden. Dieselbe gehörte, wie wir dies bei der ausführlichen Beschreibung des Grabes erläutert haben, einem in viel späterer Zeit erfolgten Nachbegräbnisse an.

Grab Nr. 155 bei Mellin. I. Jahresber. d. Altm. Ver. S. 44: Drei Urnen mit Knochenresten an der Oberfläche des Steinkammergrabhügels gefunden, nach Form, Verzierung und Beigabe (209 *mm* lange eiserne Nadel) der Zeit der Urnenfriedhöfe der Altmark angehörig.

Grab Nr. 176 bei Quadendambeck. Förstemann's Mitth. 1836 S. 562: „Ausserdem stand zwischen drei aufrechten Granitblöcken ohne besondere Umhüllung eine kleine Urne, oben einfach durch Striche verziert, mit etwas umgebogenem Rande, auswendig lehmfarben, inwendig schwarz, äusserlich kaum gebrannt. Ihr Inhalt war nur Sand. In einer anderen Lücke zwischen den Granitblöcken fanden sich noch Trümmer eines ähnlichen Gefässes.“

Grab Nr. 177 bei Thüritz. Förstemann's Mitth. 1836 S. 561: In der Nähe der Kammer wurde eine zerdrückte Urne nebst zahlreichen Gefässscherben gefunden. „Die ungewöhnlich fest durch rohe Feldsteine verwahrte Urne war gänzlich zerdrückt, ihre Form war aber noch kenntlich. Diese hatte nichts Auffallendes und war topfförmig, etwa 6 Zoll (156 *mm*) hoch, mithin grösser als die Wallstawer, von Masse etwas gröber als diese, von Farbe gelbbraun. Bemerkenswerth aber ist, dass sie zur Hälfte mit Knochen gefüllt war. Von Metall und steinernen Geräthen war auch hier keine Spur.“ Auch hier ist, wie wir bei der Beschreibung des Grabes auseinandergesetzt haben, ein Nachbegräbniss zu vermuthen.

---

1) Die Hügelgräber (Kegelgräber) der Altmark enthalten die gleichen Bronzen, wie die hannoverschen, meklenburgischen und dänischen. „Ein grosser Theil derselben gehört unzweifelhaft der sogen. alten Bronzezeit an“ (Virchow, Zeitschr. für Ethnol. Verh. 1881, 222). Die ältesten Bronzen, wie meisselartige Flachcelte, sind auch in der Altmark nur als „Depotfunde“ bekannt geworden.

Die erhalten gebliebenen Thongefässe sind ohne Scheibe aus freier Hand verfertigt aus einer Mischung von Thon mit, wie es scheint, verwittertem oder durch Einwirkung von Feuer und Wasser absichtlich zersprengtem Granit (Glimmerblättchen, Feldspath und Quarzkörnern). Die unglasirte schwärzlich gelbbraune Masse ist erdig, porös, mehr oder weniger weich und nur leicht gebrannt, wesshalb die Gefässe beim Aufschlagen nicht klingen und leicht zerbröckeln. Sie können, auch in Ansehung der durch die tief eingedrückten Ornamente stellenweise sehr geschwächten Wandungen, nur unter besonderen Vorsichtsmaassregeln gehoben werden; an der Luft erhärten sie dann schnell zu grosser Festigkeit.

Das Bretscher Gefäss (Taf. XII Fig. 35) hat einen hohen cylindrischen Hals und einen doppelkonischen Untertheil. Auf jeder Seite des Halsansatzes befindet sich ein kleiner, horizontal durchbohrter Henkel. Der Boden ist nach innen zu gewölbt, also unten hohl. Bezüglich der genauen Maasse u. A. m. verweisen wir auf die bei der Beschreibung des Grabes darüber von uns gemachten Angaben. Die Verzierung besteht aus fünf um den oberen Theil des Bauches verlaufenden Zickzackfurchen, welche unter den beiden Henkeln durch je zwei verticale Furchen unterbrochen werden.

Die Scherben der beiden Klädener Gefässe (Taf. XII, Fig. 10/14*e*) sind ebenfalls mit sehr kleinen, horizontal durchbohrten Henkeln versehen. Die Ornamente bestehen aus parallelen verticalen Furchen, welche bis zur Anzahl von acht neben einander vorkommen, sowie aus Zickzackfurchen, welche senkrecht zu den verticalen Linien, also horizontal um das Gefäss herum, bis zur Anzahl von neun neben einander herlaufen. (Weiteres siehe hinter der Beschreibung der Gräber Nr. 10/14.)

Sowohl dem Bretscher wie den Klädener Thongefässen sind die charakteristischen kleinen, nur zum Durchziehen einer Schnur ausreichenden Henkel eigen. Ebenso tragen diese drei Gefässe nur aus tiefen geraden und Zickzack-Furchen bestehende Verzierungen, von denen erstere vertical, letztere senkrecht dazu horizontal angebracht sind. Die Ornamente wurden hergestellt, indem man ein stumpfes Modellirholz in den weichen Thon eindrückte und solches unter Beibehaltung des Druckes weiterzog (Schnittverzierung), oder indem man das Modellirholz wiederholt dabei absetzte (Stichverzierung). Die Furchen zeigen keine Ausfüllung mit weisser Masse, die sonst häufig bei neolithischen Thongefässen beobachtet wird.

Das Wenige, was wir von Thongefässen aus den Steinkammergräbern der Altmark noch besitzen, schliesst sich den Ornamenten zufolge zumeist an die in den megalithischen Gräbern Hannovers gefundenen, im Provinzialmuseum daselbst aufbewahrten Gefässe an, wie ja denn die Steinkammer-

gräber der Altmark ebenso, wie die dort vorkommenden, einer späteren Zeit angehörigen Hügelgräber soviel Gemeinsames in ihrem Aufbau und ihrem Inhalt mit den von Herrn von Estorff in seinen heidnischen Alterthümern der Gegend von Uelzen beschriebenen haben, dass man die Grabdenkmäler beider Gegenden für identisch halten muss. Wie weit diese Uebereinstimmung nach Westen hin sich verfolgen lässt, können erst genaue vergleichende Untersuchungen ergeben.

Nach Süden hin, speciell im Flussgebiete der Saale[1]), treten dann in den megalithischen Gräbern, die, wie wir gezeigt haben, auch darin von den Steinkammergräbern der Altmark sich unterscheiden, dass sie mehr aus Steinplatten, als aus Geschiebeblöcken, zusammengesetzt sind, Thongefässe auf, die in ihren Formen und Verzierungen vielfach von den altmärkisch-hannoverschen abweichen. Während die grossen Gefässe in der letztgenannten Region meist napf- oder schüsselartig erscheinen, treten in dem Flussgebiete der Saale fast nur Gefässe mit gut gegliedertem Halse auf. Darunter sind diejenigen in Amphorenform mit mehr oder weniger kugelförmigem Bauche und die doppelkonischen, unten mit Wölbung, oben mit sanfter Einbuchtung versehenen, sogenannten geschweiften Töpfe (A. Götze a. a. O. S. 40) besonders bemerkenswerth. — Interessant ist es, dass ein fast ganz gleiches Gefäss, wie solche besonders von dem neolithischen Flachgräberfelde von Rössen unweit Merseburg bekannt geworden sind, auch in der Altmark, in der Nähe des Bretscher Steinkammergräbergebietes (III. Jahresbericht des Altmärkischen Vereins, S. 31) aufgefunden ist. Die Aehnlichkeit dieses Gefässes von Losse (Tafel XII, Fig. 35/42*d*) mit dem in den „vorgeschichtlichen Alterthümern der Provinz Sachsen“ (Halle 1884) Heft III, Taf. II abgebildeten Gefässe von Rössen ist überraschend. Dieser Fund scheint uns den Beweis zu liefern, dass die Einflüsse der betreffenden Cultur des Flussgebietes der Saale sich in gewisser Zeit bis zur Altmark erstreckt haben. Dies wird auch bestätigt durch ein megalithisches Grab, welches in dem südlich an die Altmark angrenzenden Kreise Wolmirstedt (nahe bei Magdeburg) aufgedeckt wurde. Das Grab, welches sich schon in seiner ganzen Construction (siehe den Grundriss Figur Ebendorf und unsere Beschreibung am Schlusse dieser Abhandlung) wesentlich von den Steinkammergräbern der Altmark unterscheidet, ergab genau dieselben, einen Doppeltrichter darstellenden Thongefässe ohne Boden, wie sie in der Saalegegend gefunden werden, die, wie wir zeigen werden, als Trommeln gedient haben. Ausserdem finden sich dieselben topf- oder tassenförmigen Gefässe mit einem tief angesetzten, in grosser Biegung weit abstehenden und breiten Henkel darin, welche

1) Vergl. A. Götze, Die Gefässformen und Ornamente der neolithischen schnurverzierten Keramik im Flussgebiete der Saale, Jena 1891.

auch vielfach in neolithischen Gräbern des Flussgebietes der Saale angetroffen werden. Ein Anklang hieran zeigt sich bei den Gefässen des bis in die Metallzeit hineinreichenden Flachgräberfeldes von Tangermünde in der Altmark (Zeitschrift für Ethnologie, Verh. 1883, S. 439 und 1884, S. 122), während die altmärkisch-hannoverschen Steinkammergräber nichts davon aufzuweisen scheinen.

Was an Metall in den Steinkammergräbern der Altmark aufgefunden ist, rührt in zwei Fällen, nehmlich bei den Melliner Gräbern Nr. 154 und 155, — wie bei der Beschreibung derselben näher ausgeführt ist, — von Nachbegräbnissen her, die in späterer Zeit erfolgt sind; in dem dritten Falle, bei den Klädener Gräbern Nr. 12 und 13, war die Zerstörung derselben schon zu weit vorangeschritten, als dass sich noch Sicheres über den Zusammenhang des Fundes mit den Megalithgräbern selbst hätte feststellen lassen.

Nachstehend geben wir ein Verzeichniss sämmtlicher Steinkammergräber der Altmark, deren früheres oder jetziges Vorhandensein noch nachgewiesen werden konnte. Die fett gedruckten Zahlen bezeichnen die jetzt noch dort vorhandenen Gräber; hiervon sind die unterstrichenen mit fettgedrucktem Ortsnamen in gutem Zustande; die nur mit fettgedrucktem Ortsnamen versehenen leidlich, die übrigen nur noch als spärliche Reste vorhanden. Die Nummern der nicht mehr vorhandenen Gräber stehen in eckigen [ ] Klammern. Von den in runde ( ) Klammern gesetzten Zahlen beziehen sich die mit dem Buchstaben B versehenen auf die von Bekmann a. a. O. aufgeführten, die mit dem Buchstaben D bezeichneten auf die von Danneil a. a. O. angegebenen. — Die beigegebene Uebersichtskarte (Maassstab 1 : 200 000) soll nur die Verbreitung der Megalithgräber in der Altmark zeigen; sie beansprucht keineswegs, den Standort der einzelnen Denkmäler genau festzustellen, weil dies bei dem kleinen Maassstabe nicht möglich wäre.

I. Kreis Stendal.

Nr. 1 bei Friedrichshof. Rechts am Wege von Friedrichsfleiss nach Grassau, etwa in der Mitte zwischen beiden Dörfern, liegt ein Steinkammergrab, das ausweislich der Karte der preussischen geolog. Landesanstalt (Blatt Bismark) sich auf einer, mitten in einem grossen Diluvialmergelplateau befindlichen Diluvialsandinsel erhebt. Das Grab, von welchem laut Grundriss auf Taf. VI Fig. 1 nur noch ein Theil der Kammer und einige Steine der Umfassung erhalten sind, erstreckt sich in seiner Längsachse von W. nach O. Der untere flache Deckstein misst 2,5 *m* in der Länge, 1,8 *m* in der Breite und 0,9 *m* in der Dicke. Er ruht auf vier Wandsteinen, ist jedoch gesprungen und auf der einen Seite

heruntergesunken. Das Grab ist jetzt noch 13 *m* lang und 4,5 *m* breit[1]). Siehe die Abbildung nach Photographie auf Taf. VII Fig. 1[2]).

Nr. [2] (D 1) bei Grassau. Nördlich von Grassau, links vom Wege nach Schartau, in der Ackerbreite „krumme Stücken“[3]), einem Theil der wüsten Feldmark Finschaf, lag nach Danneil ein 15,7 *m* langes und 12 m breites Steinkammergrab. Der auf der unteren Seite flache Deckstein war 2,5 *m* lang und 2,2 *m* breit.

Nr. [3] (D 2) bei Grassau. Etwa 200 Schritt von dem vorigen entfernt lag nach Danneil ein Steinkammergrab von 13,2 *m* Länge und 10 *m* Breite.

Nr. [4] (D 3) bei Schmoor. In der Richtung nach Grassau, nicht weit von den auf der Generalstabskarte verzeichneten Trümmern der Kirche des untergegangenen Dorfes Finschaf, lag nach Danneil ein Steinkammergrab von 13,2 *m* Länge und 6,6 *m* Breite.

Nr. 5 (D 4) bei Bülitz. Links vom Wege von Bülitz nach Beesewege auf der Grenze beider Dorfmarken, auf einer natürlichen Anhöhe, liegt ein sehr in die Augen fallendes Steinkammergrab; es erhebt sich ausweislich der geologischen Karte der preuss. geolog. Landesanstalt (Blatt Bismark) auf rothem Diluvialmergel und erstreckt sich in seiner Längsachse von SW. nach NO. Das Grab war im Jahre 1843 noch gut erhalten; die Steinumfassung hatte eine Länge von 26,7 *m* und eine Breite von 8,8, bezw. 10 *m*, die Ecksteine (Wächter) waren ganz besonders gross. Heute ist laut Grundriss (Taf. VI Fig. 5) und Abbildung (Taf. VII und Taf. VIII Fig. 5) nur noch die Kammer nebst einigen Steinen der Umfassung vorhanden. Die Kammer hat eine Länge von 5,9 *m* und eine Breite von 2,15 *m*. Der eine, noch auf den Wandsteinen[4]) ruhende Deckstein zeigt eine dachähnliche Gestalt, die untere, dem Innern der Kammer zugewendete Seite ist ziemlich eben. Der Stein ist 3,7 *m* lang, 3,1 *m* breit und 0,9 *m* dick. Weitere Decksteine fehlen, so dass die Kammer theilweise offen liegt. Die sich schräg an den Deckstein lehnende grosse Tafel (in der Abbildung fortgelassen) ist eine moderne Sandsteinplatte, welche mit einer Inschrift[5]) versehen ist.

Herr von Levetzow hat dieses nicht auf seinem Grund und Boden liegende Grab, um es vor Zerstörung zu sichern, angekauft und als unveräusserlich seinem Majorat einverleibt.

---

1) Die von Danneil und von uns angeführten Maasse betreffend sei Folgendes bemerkt: Die Angabe der Länge und Breite der Steinkammergräber bezieht sich auf die Steinumfassung, die Steine selbst mitgemessen: ebenso verhält es sich bei den Maassangaben der Kammern. Bei der Aufzeichnung der Grundrisse verfuhren wir so, dass wir die vorgenannten Maasse, sowie diejenigen der grossen Decksteine und die Innenmaasse der Kammer, möglichst genau berücksichtigten. Die übrigen Steine hingegen sind an Ort und Stelle meist nur nach dem Augenmaass skizzirt.

2) Die Abbildungen tragen übereinstimmend auf allen Tafeln die Nummer des Grabes, auf welches sie Bezug haben, nach unserm vorliegenden Verzeichniss. Die Grundrisse (Tafel VI) und die Aufrisse (Tafel VII) sind im Maassstabe von 1 : 400 wiedergegeben.

3) Wir führen die in den Gemeinden erfahrungsmässig sich sehr lange erhaltenden Namen der Ackerbreiten u. s. f. möglichst vollständig an, um die betreffenden Plätze nicht in Vergessenheit gerathen zu lassen. Eine grosse Anzahl der zerstörten Gräber ist, wie uns die Besitzer mittheilten, gar nicht näher untersucht, oder man liess auch wohl die bei der Entfernung der Steine zufällig blossgelegten Gegenstände einfach liegen. So fanden wir in dem aufgelockerten Sande bei einem Grabe ein Feuersteinbeil, bei einem andern ein Feuersteinmesser.

4) Der von Danneil für die Wandsteine der Kammer gebrauchte Ausdruck „Träger“ erscheint uns nicht ganz geeignet, da man in der Technik darunter den auf den Stützen ruhenden, eine Stützlast tragenden Theil versteht.

5) Dieselbe lautet: Hünengrab aus 21 Steinen — möge auch zu fernen Zeiten erhalten bleiben. — Es gehört dem Besitzer von Kläden und Darnewitz — weiland Herrn C. L. W. A. Theodosius von Levetzow — gestorben den 29. Januar 1861 — Römer XV. v. 12.

Nr. [6] (D 5) bei Beesewege. Etwa 1000 Schritt östlich vom Dorfe, in der Ackerbreite, genannt „die langen Stücke“ oder „der runde Busch“, lag nach Danneil eine 6,6 *m* lange und 3,5 *m* breite Grabkammer. Nach der Länge der Kammer zu urtheilen, müssen etwa drei Decksteine vorhanden gewesen sein. Diese, sowie die Umfassungssteine, waren schon zu Danneils Zeit entfernt.

Nr. [7] (D 6) bei Beesewege. Südöstlich vom Dorfe, an der Grenze der Feldmark Kläden, nahe am Wege dahin, befand sich nach Danneil ein 39 *m* langes und 8,2 *m* bis 12,5 *m* breites Steinkammergrab, dessen Bild wir unter Zuhülfenahme der schriftlichen Aufzeichnungen Danneil's und der Beschreibung Bekmann's vervollständigen wollen. Die Kammer bestand aus 12 Wandsteinen, von denen je fünf seitlich an der Langseite und je einer an der Breitseite standen. Der Deckstein, welcher nach Danneil auf vier (nach Bekmann auf fünf) Wandsteinen ruhte, hatte eine Länge von 3,2 *m* und eine Breite von 2,2 *m*. Die beiden Langseiten des Rechtecks der zu Bekmann's Zeit noch aus 26 Steinen bestehenden Umfassung verliefen nicht parallel, sondern verengten sich gegen die Mitte hin, wie dies z. B. auch bei dem Grabe Nr. 123 im Nieps der Fall ist. Die Kammer befand sich nach Danneil's Notizen an der Westseite, mithin wäre die Längsrichtung des Grabes von W. nach O. gewesen; doch widerspricht dem Bekmann's Angabe, derzufolge die Längsachse des Grabes von S. nach N. gerichtet war. Die Kammer war angeblich durch querliegende Steine in zwei Theile getheilt, so dass der Theil unter dem Decksteine einen Raum für sich zu bilden schien. Nach den von uns an den übrigen Grabkammern der Altmark gemachten Beobachtungen glauben wir, dass die anscheinend eine Scheidewand bildenden Steine Bruchstücke eines herabgestürzten Decksteines waren. — Von diesem Grabe, das auf der Generalstabskarte und auf der geolog. Karte der preuss. geolog. Landesanstalt (Blatt Bismark) auf einer Diluvialmergelfläche eingezeichnet ist, stehen jetzt nur noch zwei, 1,65 *m* aus dem Erdboden hervorragende Steinblöcke der Kammer, sowie ein 45 *m* davon entfernter Megalith der Umfassung; sonst ist nichts mehr davon wahrzunehmen. — Der Grundriss auf Taf. VI Fig. 7 ist nach Bekmann's Abbildung und nach einer unter den Acten des Altmärk. Vereins in Salzwedel vorhandenen Skizze Danneil's rekonstruirt.

Nr. [8] (B 1). Zwischen Beesewege und Garlipp, nicht weit von dem vorgenannten Denkmale entfernt, befand sich nach Bekmann I, 348 ein zweites, dem vorigen in der Anlage des Grundrisses ähnliches Steinkammergrab. Die Kammer hatte ebenfalls 12 Wandsteine. Ein Deckstein, welcher 2,8 *m* lang, 2,2 *m* breit und 0,8 *m* dick war, soll oben flach gewesen sein. Da er aber, wie ausdrücklich bemerkt wird, bereits herabgefallen war, so hatte sich die ursprünglich dem Innern der Kammer zugewendete Seite wahrscheinlich nach oben gekehrt. Wenigstens ist es sonst die Regel, dass die Decksteine unten flach, oben aber mehr dachförmig sind. Die Umfassung bestand aus 34 Steinen; ausserhalb derselben war noch an jeder Ecke ein spitz zulaufender Steinblock (Wächter) angebracht.

Nr. [9] bei Bismark. Nahe bei dieser Stadt lag nach dem im I. Jahresber. d. Altm. Ver. S. 42 enthaltenen Berichte ein Steinkammergrab, das im Jahre 1838 abgeräumt wurde. „Der grosse Deckstein fehlte schon. In dem innern Raume der Pfeiler, auf denen der Deckstein geruht hatte, fand sich eine Urne, die aber von den Arbeitern leider vernichtet ward.“ Da sonst stets gewissenhaft berichtet wird, wenn sich Knochenreste in einem Gefässe vorgefunden haben, so muss man annehmen, dass hier nur ein Thongefäss, kein Aschenkrug gemeint ist. In der Nähe des Thongefässes wurden folgende Steingeräthe gefunden:

Taf. XI Fig. 9a (A II 135 Mus. Salzwedel). Ein durch Schlag hergestelltes Feuersteinbeil von hellgrauer Farbe. Nur die Schneide ist geschliffen. Länge 73, grösste Breite 27, kleinste Breite 20, Dicke 8 *mm*.

Taf. XI Fig. 9b (A II 134 Mus. Salzw.) Ein Feuersteinbeil von theils heller, theils dunkelgrauer Farbe (wolkig). Die beiden Breitseiten und die beiden Schmalseiten sind geschliffen. Die Schneide ist stark verletzt. L. 244, gr. Br. 85, kl. Br. 30, D. 20 *mm*.

Taf. XI Fig. 9c (A II 136 Mus. Salzw.) Ein geschliffener Axthammer mit breitem Bahnende aus dunkelgrauer Hornblende. L. 111, gr. Br. 49, D. 35, Durchmesser des cylindrisch durchbohrten Schaftloches 18 *mm*.

Nr. [10] (D 7) bei Kläden. Rechts vom Wege von Beesewege nach Kläden, nicht weit von der Grenze beider Dörfer, lag nach Danneil eine vollständig erhaltene Grabkammer, etwa 6,6 *m* lang und 1,9 *m* breit, mit einem Deckstein. Die Angabe über den Erhaltungszustand kann sich nur auf die noch vollzählig erhaltenen Wandsteine beziehen; von den Decksteinen fehlten jedenfalls schon mehrere, da der eine noch vorhandene doch nur einen Theil der sehr langen Kammer zu decken vermochte.

Nr. [11] (D 8) bei Kläden. Dem vorigen Monumente gegenüber, durch den Weg getrennt, lag nach Danneil ein Steinkammergrab von 13,2 *m* Länge und 3,5 *m* Breite. Dasselbe bestand aus einer Kammer und einer Steinumfassung. Man war schon im Jahre 1843 damit beschäftigt, die Steinblöcke zu sprengen und zu verwerthen.

Nr. 12 und 13 (D 9 und 10) bei Kläden. Beim Dorfe, in unmittelbarer Nähe der Landstrasse, auf einer natürlichen sandigen Anhöhe, die sich ausweislich der geologischen Karte der preuss. geolog. Landesanstalt (Blatt Bismark) dicht neben einem grossen Diluvialmergelplateau erhebt, lagen nach Danneil zwei Steinkammergräber, wovon das eine 12 *m* lang und 6,6 *m* breit, das andere 37,7 *m* lang und 12,6 *m* breit war. Schon im Jahre 1843 war das letztere zum Theil von der Anhöhe hinabgestürzt. Jetzt befinden sich nur noch wenige grosse Steine in situ. Die Untersuchung des Profils der im Absturz begriffenen Sandwand ergab Folgendes: Bei A (siehe untenstehende Skizze) 40 *cm* in schräger Richtung unter einem Megalithen förderten wir Knochen zu Tage, welche, als vom Pferde und Hirsche herrührend, durch Herrn Nehring gütigst bestimmt wurden; nahe dabei lag ein 11 *mm* dicker, 75 *mm* langer und 55 *mm* breiter, nicht verzierter

Fig. 2.

Scherben aus gebranntem Thon, mit Quarzstückchen reichlich gemischt. Bei B, ebenfalls in schräger Richtung, 1 *m* unter dem Steinblocke, war deutlich eine nestartig sich ausbreitende, von kleinen Steinen durchsetzte Culturschicht sichtbar. Rechts daneben bei C fanden wir Spuren von nahezu gänzlich verwesten (menschlichen?) Knochen, sowie ein kleines, sehr dünnes, 14 *mm* langes und 8 *mm* breites Bronzeblech. Dasselbe trug Patina und war auf einem Ende durchlocht. Sämmtliche Gegenstände wurden von uns dem Königlichen Museum für Völkerkunde in Berlin übergeben. — Die Zerstörung des Grabes war leider schon zu weit vorgeschritten, als dass sich noch Sicheres über den Zusammenhang dieser Reste einer Bestattung mit dem Megalithgrabe selbst hätte feststellen lassen; insbesondere bleibt es zweifelhaft, ob sich diese Bestattung mit Metallbeigabe innerhalb der Kammer befand, oder ob wir es hier, was wahrscheinlich ist, wie bei Mellin mit einem Nachbegräbnisse in dem von der Steinumfassung umgebenen Hügel zu thun haben.

Nr. [14] (B 2) bei Kläden. Nach Bekmann I, 349 ist ausser den vorstehend aufgeführten beiden Steinkammergräbern in unmittelbarer Nähe derselben noch ein drittes vorhanden gewesen. Wir erfahren dabei auch, dass sämmtliche drei Gräber von S. nach N. gelegen waren und dass sich die Kammern am Südende befanden[1]).

---

1) Bekmann führt noch Folgendes an bezüglich der drei Gräber bei Kläden: „. . . . . worunter eines mit doppelten schichten. Mit doppelter schicht trifft man auch eins bei Steinfeld an, wo es nicht mit dem bei Kläden einerlei ist: und sein diese zu vergleichen mit dem vom Wormio Monum. Dan. L. I. c. VI s. 35 angeführten Heldenbette,

Nr. 15 bei Kläden (fehlt bei Danneil). Links vom Wege nach Grünwulsch auf dem Felde im Dickicht liegt das Steinkammergrab, welches Taf. VI Fig. 15 und Taf. VII Fig. 15 im Grund- und Aufriss dargestellt ist. Es besteht aus jetzt noch 50 Steinen und erstreckt sich von SSW. nach NNO. Die Steinumfassung hat eine Länge von 18 *m* bei einer Breite von 12,5 *m*. Die Kammer ist aussen 12,5 *m* lang, 4 *m* breit, innen 11,5 *m* lang und 2 bis 2,5 *m* breit. Von den 7 Decksteinen ist einer ganz, einer halb versunken; ausser den 19 vorhandenen Wandsteinen fehlen einige an der Ostseite; Ringsteine sind 23 vorhanden, an der Nordostseite fehlen sie gänzlich. Einige der Ring- und Decksteine sind besonders gross. Nordwestlich von der Mitte der Kammer liegen noch drei, fast ganz im Erdboden steckende Steine in einer Reihe. Da die Fortsetzung dieser Steinreihe fehlt, war nicht zu entscheiden, ob es etwa ein Rest eines zweiten Steinringes ist. Nordnordöstlich, 15 *m* von der Kammer entfernt, liegt freilich noch eine Gruppe grosser Steine, an deren Nordwestseite wieder 4 Steine in einer Reihe liegen, es ist aber sehr zweifelhaft, ob diese Steine zu dem Grabe gehören und ob sie nicht Reste eines zweiten Grabes oder gar nur vom Felde aufgelesene Steine sind. Gegen die Annahme, dass sie zu dem Grabe Nr. 15 gehören, spricht der Umstand, dass dieses Grab auf und in einem flachen Hügel liegt, der nach NO. hin dicht hinter dem Grab abschliesst, so dass die andere Steingruppe ausserhalb des Hügels liegt, also wohl nicht zu dem Grabe gehört.

An diesem Grabe ist wie bei Nr. 5 eine Tafel[1]) angebracht, damit das Grab nebst zwei anderen darauf genannten erhalten bleibe; ein Name aber ist wieder ausgeschliffen. Nach unseren Ermittelungen hat Domherr von Levetzow, der das Bülitzer Grab zur Erhaltung angekauft hat, auch das von Steinfeld ankaufen wollen, aber die Abtretung nicht von der Gemeinde erlangen können. Die Tafel war aber schon angefertigt, deshalb wurde der Name wieder ausgeschliffen, wenn auch nicht vollständig, so dass er mit einiger Mühe noch zu lesen ist.

Aus den Steinkammergräbern bei Kläden stammen folgende Steinbeile:

Taf. XI, Fig. 10/14*a*. Ein durch Schlag hergestelltes Feuersteinbeil von hellgrauer Farbe, mit dunkleren parallel laufenden Streifen. Nur die Schneide ist sorgfältig geschliffen. Länge 114, Breite am Bahnende 23, an der Schneide 52, Dicke 18 *mm*.

Taf. XI, Fig. 10/14*b*. Ein Axthammer aus Gneiss mit doppelkonischem Schaftloche. L. 187, gr. Br. 44, D. 37 *mm*.

Taf. XI, Fig. 10/14*c*. Bruchstück eines durchbohrten Axthammers aus einem schwarzen, schiefrigen Gesteine. L. 80, gr. Br. 57, D. 40 *mm*.

Taf. XI, Fig. 10/14*d*. Bruchstück eines durchbohrten Axthammers aus Gneiss. L. 94, gr. Br. 82, D. 37 *mm*.

Bei den drei letztgenannten Gegenständen aus der Sammlung des Klädener Majorats fehlt die nähere Angabe der Herkunft. Nach Analogie der im Salzwedeler Museum befindlichen, aus Steinkammergräbern der Altmark stammenden Axthämmer glauben wir für diese Artefacte aber den gleichen Ursprung annehmen zu dürfen.

Ferner rühren die auf Taf. XII Fig. 10/14e abgebildeten Scherben, welche, wie die Henkel zeigen, zwei verschiedenen Thongefässen angehört haben, aus einem Steinkammergrabe bei Kläden her, das, wie aus dem I. Jahresberichte des Altmärkischen Vereins S. 45 noch zu entnehmen ist, über 30 *m* lang war, also zu den rechteckigen, wie wir glauben, ältesten, Gräbern der Altmark gehörte. Diese Scherben sind, wie aus dem oben genannten Berichte hervorgeht, der Kammer entnommen und stellen mit dem Thongefässe aus dem

---

welches aber gar 3 schichten hat, die jedoch von einander, u. zwei davon dichte um den hügel und dessen absatz herum liegen. Arnkiel hat im III. Th. II. B. IV. Kap. § 7 dergleichen auch angeführet."

1) Die Inschrift lautet: Hünengrab — ein Denkmal längst vergangener Zeit — möge auch ferner vor der Zerstörung bewahrt bleiben — besteht aus 23 Steinen — gehöret [sowie die Hünengräber . . . . . . Bülitz] dem Besitzer von Kläden und Darnewitz — weiland Herrn C. L. W. A. Theodosius von Levetzow — gestorben 29. Januar 1861 — Psalm 67, 2 und 3 (Text).

Grabe Nr. 35 bei Bretsch die einzigen, aus den megalithischen Gräbern der Altmark uns erhaltenen keramischen Reste dar. Wir waren daher sehr erfreut, als wir, der von Danneil im vorgenannten Jahresberichte hinterlassenen Spur folgend, dieselben unter vielen Trümmern nebst dem dabei liegenden Feuersteinbeile auf den Archiv-Schränken im Klädener Gutshause wieder auffanden und sie mit gütiger Erlaubniss des Herrn Grafen Bassewitz-Levetzow dem Königl. Museum für Völkerkunde in Berlin zur dauernden Aufbewahrung übergeben durften.

Die Ornamente der Klädener Scherben bestehen aus parallelen verticalen Furchen, welche, wie der Scherben oben links auf der Abbildung zeigt, bis zur Anzahl von acht neben einander vorkommen. Sie laufen theils in einer Linie fort, theils sind sie, wie der Scherben rechts neben dem zweiten Henkel aufweist, unterbrochen; die Fortsetzung erfolgt dann nicht in der gleichen Flucht. Senkrecht zu den verticalen Vertiefungen befinden sich Zickzackfurchen, welche bis zur Zahl neun horizontal neben einander herlaufen. Sämmtliche Furchen wurden, wie man dies an der dritten Furche des ersten Scherbens deutlich erkennen kann, in der Weise hergestellt, dass ein oben stumpfes Modellirholz in den weichen Thon eingedrückt und unter Beibehaltung des Druckes weitergezogen wurde. Eigenthümlich ist es, dass die Furchen theils durch Furchenstichornament, (wiederholtes Absetzen des Modellirholzes), theils durch Furchenornament (fortlaufendes Ziehen des Holzes unter gleichmässigem Druck) hergestellt sind. Einige Furchen sind auf die erstere Weise, andere auf die letztere hergestellt, wieder andere sind nur an einem Ende stichverziert, während der übrige Theil einfaches Furchenornament zeigt, gleichsam als ob die wiederholte Unterbrechung des Druckes beim Ziehen der Linien dem Verfertiger zu mühsam gewesen wäre.

Nr. [16] (D 11) bei Steinfeld. Ganz nahe beim Dorfe, einige hundert Meter von dem nachstehend beschriebenen Grabe Nr. 17 entfernt, auf einer natürlichen Anhöhe, bei der Windmühle, lag ein 47 *m* langes und 7,8 *m* breites Steinkammergrab, dessen Kammer im Jahre 1843 noch vollständig erhalten war. Nach Bekmann I, 349 hatte dieses Monument in seiner Länge die Richtung von S. nach N. Die Kammer war am Nordende gelegen und bestand aus 12 Steinblöcken. Die Umfassung setzte sich aus etwa 50 Steinen zusammen, wovon 40 auf die Langseiten, der Rest auf die Schmalseiten des Oblongums kamen. — Wie wir erfuhren, sind sämmtliche Steine von diesem Grabe in den fünfziger Jahren zum Chauséebau verwendet. Was sich jetzt noch von dem Grabe feststellen lässt, beschränkt sich auf einen langgestreckten Hügel, 53 *m* lang, 15 *m* breit, der von zahlreichen Vertiefungen umgeben ist, welche augenscheinlich durch herausgenommene Steinblöcke entstanden sind. Nachgrabung dürfte vielleicht noch Erfolg haben, da sich beim Absuchen der Oberfläche einige (unverzierte) Thonscherben vorfanden.

Nr. 17 (D 42) bei Steinfeld. Ganz nahe beim Dorfe in nördlicher Richtung dicht an dem Feldwege nach Darnewitz auf sandigem Boden liegt das auf unserer Abbildung Taf. VII und VIII Fig. 17 wiedergegebene, aus 77 Megalithen errichtete Steinkammergrab, dessen Grundriss auf Taf. VI, Fig. 17 zu ersehen ist. Es erstreckt sich von S. nach N. Ein Theil der Grabkammer, welche sich am Nordende befindet, ist in grösserem Maassstabe in Textfigur 1 abgebildet. Die Steinumfassung hat eine Länge von 47,3 *m* und eine Breite von 9 *m* am nördlichen, sowie 8 *m* am südlichen Ende; die Grabkammer allein hat eine Länge von 10 *m*. Die einzelnen Steine sind bis zu 2 *m* und darüber lang. Bezüglich Taf. VI, Fig. 17 ist zu bemerken, dass die Decksteine 1 und 2 von innen sich noch in situ befinden, die übrigen vier Decksteine aber herabgefallen sind. Etwa 1 *m* unter dem durch Stein 1 und 2 überdeckten Hohlraume, in Höhe des das Grab umgebenden Erdbodens liegt, wie wir vermittelst der Sonde feststellen konnten, ein grosser, ziemlich ebener Stein oder wohl eher ein Pflaster. Die Kammer hatte ursprünglich 16 Wandsteine, wovon einer einwärts gefallen ist. Ein Deckstein ruht nur auf einigen Punkten seiner unteren Fläche auf den Wandsteinen, so dass er beim Anschlagen klingt. Er ist in der ganzen Gegend unter dem Namen „der klingende Stein von Steinfeld" bekannt. Ein westlich von der Kammer gelegener Umfassungsstein weist sehr deutlich Gletscherschliffe auf in der Form von ziemlich tiefen, auf unserer Abbildung Textfigur 1 deutlich erkennbaren Rillen. — Innerhalb der Steinumfassung im Sande fanden wir ein grösseres flaches Feuersteinstück, 40 × 60 *mm* gross, mit den charakteristischen Schlagmarken.

Was bei diesem Steinkammergrabe im Vergleich zu den übrigen, in der Altmark vorhandenen auffällt, ist der Umstand, dass die Steinblöcke fast alle von dem, zum Feststehen um sie herum angebrachten, Erd- und Steinmaterial entblösst sind. Danneil nimmt an, dass der Sand, der die Steine theilweise umgab, abgeweht ist, und dass die kleinen, zur Befestigung der Megalithen um dieselben herumgepackten Steine weggenommen wurden. Dieser Auffassung können wir uns nur anschliessen. Dagegen stimmen wir mit Danneil darin nicht überein, dass desshalb das Grab der Erhaltung nicht werth sei. Dasselbe giebt uns vielmehr in der Anlage der Kammer und der Steinumfassung ein durchaus klares und vollständiges Bild und zählt überhaupt zu den besterhaltenen Steinkammergräbern der Altmark. Zudem liegt es auf Gemeindeeigenthum und kann seine Erhaltung mithin leicht durchgeführt werden. Der Gemeinde ist bereits von der Regierung jede Beschädigung und Zerstörung verboten worden.

Nr. [18] (B 3) (D 13) bei Steinfeld. Ebenfalls nahe beim Dorfe am Wege nach Schinne soll zufolge den von Danneil eingezogenen Erkundigungen, selbst konnte er die Stelle nicht mehr aufsuchen, ein drittes noch vollständig erhaltenes Steinkammergrab gestanden haben. Bekmann I, 350 führt dasselbe ebenfalls an und bemerkt dazu, dass es „aus dreien Grabaltären“ bestanden habe. Dies ist jedenfalls so zu verstehen, dass die Kammer mit drei Decksteinen versehen war. — Dieses Grab ist jetzt nicht mehr vorhanden. Wir konnten nur noch feststellen, dass die Steine im Jahre 1853 zu Brückenplatten Verwendung gefunden haben, da sie aussergewöhnlich lang waren.

Bekmann berichtet ferner Folgendes; „Aber nicht weit von diesen Grabstätten sein etliche kleinere, wiewohl zerstreuete betten, von 17 bis 20 steinen, so aber sonsten von keinem belang sein, ausser dass sowohl die steine im krais, als die Grabaltäre ienen an grösse nichts nachgeben.“

Nr. [19—32] bei Nahrstedt. Auf der Feldmark dieses Ortes waren nach dem VI. Jahresberichte des Altmärkischen Vereins S. 93 vor der Separation noch 14 Steinkammergräber vorhanden. Nahrstedt ist ausweislich der Karte der preussischen geologischen Landesanstalt (Blatt Lüderitz) an dem grossen Diluvialmergelplateau gelegen, welches sich von hier östlich bis Tangermünde erstreckt. Die obige Notiz sowie der Bekmannsche Bericht über das megalithische Grab bei Belliugen (Nr. 33) sind die einzigen auf uns gekommenen Nachrichten über die auf dem genannten Gebiete einst vorhanden gewesenen Steinkammergräber.

Nr. [33] (B 4) bei Bellingen. Nach Bekmann I, 351 befand sich bei diesem Orte, in der Richtung nach Dahrnstedt (etwa 10 *km* südöstlich von dem obengenannten Dorfe Nahrstedt), ein Steinkammergrab. Von demselben waren im Jahre 1751 noch 17, in zwei Reihen stehende, Steinblöcke vorhanden; heute ist keine Spur mehr davon zu entdecken.

Etwa 9 *km* östlich hiervon befindet sich das in der Zeitschrift für Ethnologie, Verhandlungen 1883, S. 437, 1884, S. 113 und 1887, S. 741 näher beschriebene neolithische Gräberfeld von Tangermünde.

Nr. [34] (B 5) zwischen Hassel und Arneburg. Rechts vom Wege von ersterem Orte nach Arneburg lag nach Bekmann I, 354 ein Steinkammergrab. Die mit 6 Decksteinen bedeckte Kammer war nach der von Bekmann a. a. O. auf Taf. II gegebenen Abbildung noch gut erhalten, während von der Umfassung nur noch einzelne Steine vorhanden waren. Jetzt ist jede Spur davon verschwunden. Da die Kammer von Bekmann auf der Tafel abgebildet ist, welche Gräber mit oblonger Steinumfassung zeigt, so ist anzunehmen, dass auch die Umfassung dieses Denkmals ein langgestrecktes Rechteck bildete. — Scherben von Thongefässen mit neolithischen Verzierungen sind in einer Entfernung von 5 *km* nordöstlich von hier bei Arneburg nachgewiesen. (Vergl. Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1890, S. 9.)

II. Kreis Osterburg.

Nr. 35 (B 6 und D 14) bei Bretsch. Rechts am Wege von Bretsch nach Drüsedau, etwa 15 Minuten von dem erstgenannten Orte entfernt, liegt ein Steinkammergrab, welches

sowohl von Bekmann I, 353, als auch von Danneil a. a. O. erwähnt wird. Dasselbe ist 28,6 *m* lang und 7 bis 11 *m* breit; es erstreckt sich der Länge nach von WSW. nach ONO. Die Steinumfassung schliesst an beiden Enden nicht im rechten Winkel, sondern rund ab. Die Kammer, welche 7,5 *m* lang ist, liegt näher dem WSW.-Ende; es sind von ihr noch 8 Wandsteine und 3 Decksteine vorhanden. Von letzteren befindet sich nur noch der grösste in situ; er ist 2 *m* lang und 1,6 *m* breit. Siehe den Grundriss (Taf. VI, Fig. 35) und die Abbildung (Taf. VII, Fig. 35). Eine Baumgruppe umgiebt jetzt das Monument, das ebenso wie die Gräber Nr. 36 und 37 sich im Privatbesitz befindet.

Aus diesem Grabe stammt folgendes, nach den Akten des Altmärkischen Vereins in der Mitte der Steinumfassung nahe der Kammer, also ausserhalb derselben, ausgegrabene Thongefäss (Taf. XII, Fig. 35) (A I 37 Museum Salzwedel), das nur mit Sand angefüllt war. Dasselbe ist doppelkonisch gestaltet, mit hohem cylindrischem Halse. Auf jeder Seite des Halsansatzes befindet sich ein kleiner Henkel. Der Boden ist nach Innen gewölbt, mithin unten hohl. Die Maasse sind folgende: Höhe 100 *mm*, wovon 54 allein auf den Hals kommen. Der Durchmesser des Gefässes beträgt am Halse 70, an der gerundeten Bauchkante 95, am Boden 25 *mm*. Die Wandung ist am Rande etwa 4 *mm* dick. Das Gefäss ist aus freier Hand gefertigt. Die schwärzlich gelbgraue Masse besteht aus einem mit Quarzkörnchen und Glimmerblättchen gemischten Thone; sie ist erdig porös und besitzt nur einen geringen Brennungsgrad. Die Aussenseite des Gefässes ist leidlich gut geglättet. Dasselbe ist in folgender Weise durch Schnittornament verziert: Von jedem Henkel laufen abwärts bis zur Bauchkante je 2 parallele Furchen. Zwischen denselben, also um den oberen Theil des Bauches, sind 5 horizontal verlaufende Zickzackfurchen angebracht. Das Gefäss ist nicht vollkommen erhalten, ein Theil des Halses sowie ein Henkel fehlen und sind ergänzt. Vergl. über dieses Gefäss auch I. Jahresbericht des Altmärkischen Vereins S. 46.

In unmittelbarer Nähe des Bretscher Steinkammergräber-Bezirkes, in der Umgegend von Losse ist ferner noch ein Thongefäss aufgefunden, das dem im I. Jahresberichte des Altmärkischen Vereins S. 54 befindlichen Berichte zufolge einem neolithischen Flachgräberfelde zu entstammen scheint. Aus den in das Salzwedeler Museum eingelieferten Scherben konnte im Königlichen Museum für Völkerkunde in Berlin das auf Taf XII, Fig. 35/42*a* abgebildete Gefäss wieder hergestellt werden. Dasselbe ist doppelkonisch gestaltet. Während die untere Hälfte schwach gewölbt ist, zeigt die obere eine sanfte Einbuchtung. Der Fuss ist durch eine scharfe Einbiegung hergestellt. — Von der Verzierung, die sich über das ganze Gefäss erstreckt, sind die um den Bauch horizontal verlaufenden Reifen sowie die um den oberen und unteren Theil herumlaufenden parallelen Zickzackfurchen mit Hülfe eines stumpfen Gegenstandes eingeritzt (Schnittverzierung), während die Ausfüllung des übrigen Raumes durch Stichverzierung in der Weise hergestellt zu sein scheint, dass man mit einem zugespitzten Modellirholze in den noch weichen Thon Eindrücke in linearer Anordnung machte. Auch der Gefässrand trägt eine durch Eindrücke hergestellte Verzierung. Das Material besteht aus dichtem, mit kleinen scharfkantigen Gesteinsbrocken durchknetetem Thone. Das Gefäss ist ohne Scheibe aus freier Hand geformt und nur schwach gebrannt. Die Farbe ist gelbgrau. — In der Form und den Verzierungen ganz ähnliche Thongefässe finden sich in neolithischen Gräbern des Flussgebietes der Saale. Man vergleiche z. B. das in den Vorgeschichtlichen Alterthümern der Provinz Sachsen (Halle 1884) im III. Heft auf Taf. II abgebildete Gefäss von Rössen. Von diesem Fundort birgt das Königl. Museum für Völkerkunde in Berlin eine ganze Anzahl ähnlicher Gefässe. Diese Art Gefässe kommen in dem genannten Gebiete vorwiegend in den, wie es scheint, die letzten Ausläufer der neolithischen Cultur der Schnurkeramik enthaltenden Flachgräbern ohne Steinkisten vor, seltener in derartigen Gräbern mit Kistenbau und in den Hügelgräbern ohne Steinkisten; sie fehlen ganz in den Hügelgräbern mit Kistenbau (A. Götze a. a. O. S. 41 und 47).

Nr. 36 (D 15) bei Bretsch. In geringer Entfernung nördlich vom vorigen Grabe, 75 Schritt links vom Wege von Bretsch nach Drüsedau, liegt ein Steinkammergrab, das zu Danneils Zeit noch 10,7 *m* lang und 6 *m* breit war; jetzt ist es nur noch 8 *m* lang. Es ist in seiner Länge von SSW. nach NNO. gerichtet. Die Kammer, welche am SSW.-Ende liegt, hat 10 etwa 70 *cm* aus dem Boden hervorragende Wandsteine und 2 Deck-

steine. Der grössere (nördliche) Deckstein ist 1,66 *m* lang und 1,60 *m* breit. Vergl. den Grundriss auf Taf. VI Fig. 36 und die Abbildung der Kammer auf Taf. VII Fig. 36.

Nr. 37 (D 16) bei Bretsch. Nahe am Wege von Priemern nach Drüsedau, etwa in 15 Minuten Entfernung, nordöstlich vom vorigen Grabe, im Waldrevier „Steinbusch" liegt ein Steinkammergrab von 34,1 *m* Länge und 9,8 *m* Breite, das sich in seiner Länge von WSW. nach ONO. erstreckt. Die Kammer, welche am WSW.-Ende liegt, ist im Lichten gemessen 6,1 *m* lang und 1,9 *m* breit. Die hierfür verwendeten Granitblöcke sind auf der inneren Seite ziemlich eben. Von den beiden von Danneil erwähnten Decksteinen ist nur noch einer vorhanden, der aber nicht auf zwei Umfassungssteinen geruht haben kann, da er nur 2,64 *m* lang, die Umfassung aber 9,8 *m* breit ist. Siehe den Grundriss auf Taf. VI, Fig. 37 und die Abbildung auf Taf. VII, Fig. 37. — Dieses Grab wurde bereits von Johann Joachim Winkelmann, „dem Erforscher und beredten Verkünder der Kunst des Alterthums", während seines Aufenthaltes im benachbarten Seehausen untersucht.

Nr. [38 und 39] (B 7 und 8) bei Bretsch. Bekmann I, 354 führt noch 2 weitere Steinkammergräber „vor dem Dorfe Bretschen eine halbe meile oberhalb Seehausen nach Arendsee zu" an. Diese sind vielleicht identisch mit den vorigen.

Nr. [40] (D 17) bei Bretsch. Nach Danneil lag ungefähr 1000 Schritt südlich von Bretsch im Acker, der „jenseits der Mühlenfluth" heisst, eine Grabkammer von 4,7 *m* Länge und 4,4 *m* Breite, mit 2 Decksteinen, die fast den ganzen Raum des Grabes einnahmen; die Wandsteine waren eingesunken und nicht mehr zu sehen. Die von Danneil angeführten Maasse beziehen sich aller Wahrscheinlichkeit nach nicht auf die Kammer, sondern auf das ganze Grab, da die Decksteine für eine derartig grosse Kammer so aussergewöhnliche Dimensionen hätten aufweisen müssen, dass Danneil dies sicher besonders hervorgehoben haben würde.

Nr. [41] (D 18) bei Bretsch. Nach Danneil lag in derselben Ackerbreite, einige hundert Schritt abwärts vom Dorfe, ein Steinkammergrab von 7,5 *m* Länge und 5 *m* Breite. Die Grabkammer war durch aussergewöhnlich grosse Steinblöcke begrenzt und verhältnissmässig gross. Die Decksteine fehlten bereits, ebenso die Steine der Umfassung.

Nr. [42] (D 19) bei Bretsch. In derselben Ackerbreite im Pfarrplan lag ein sehr grosses Steinkammergrab, das jedoch schon zu Danneils Zeit grösstentheils zerstört war.

Aus den Steinkammergräbern bei Bretsch stammen ferner folgende Gegenstände:

Taf. XI, Fig. 35/42*a* (A II, 113 Museum Salzwedel). Ein Feuersteinbeil von hellgrauer Farbe und von dunkleren Adern durchzogen. Beide Breitseiten sind geschliffen. Die Schneide ist unverletzt. Länge 140, grösste Breite 60, kleinste Breite 32, Dicke 18 *mm*.

Taf. XI, Fig. 35/42*b* (A II, 144 Museum Salzwedel). Ein Feuersteinbeil von dunkelgrauer Farbe (wolkig). Beide Breitseiten sind geschliffen. Die Schneide ist unverletzt. L. 177, gr. Br. 62, kl. Br. 34, D. 20 *mm*.

Taf. XI, Fig. 35/42*c* (A II, 145 Museum Salzwedel). Ein Feuersteinbeil von hellgrauer Farbe; auf allen vier Seiten geschliffen. Die Schneide ist verletzt. L. 155, gr. Br. 69, kl. Br. 34, D. 20 *mm*.

Taf. XI, Fig. 35/42*d* (A II, 146 Museum Salzwedel). Ein Feuersteinbeil von dunkelgrauer Farbe (gefleckt). Beide Breitseiten sind geschliffen. Die Schneide ist unverletzt. L. 112, gr. Br. 43, kl. Br. 20, D. 13 *mm*.

Taf. XI, Fig. 35/42*e* (A II, 147 Museum Salzwedel). Ein Feuersteinbeil von grauer Farbe (wolkig). Beide Breitseiten sind geschliffen. Die Schneide ist unverletzt. L. 112, gr. Br. 42, kl. Br. 18, D. 12 *mm*.

Taf. XI, Fig. 35/42*f* (A II, 148 Museum Salzwedel). Ein Feuersteinbeil von hellgrauer Farbe (wolkig). Beide Breitseiten sind geschliffen. Die Schneide ist stark verletzt. L. 110, gr. Br. 43, kl. Br. 21, D. 11 *mm*.

Taf. XI, Fig. 35/42*g* (A II, 149 Museum Salzwedel). Ein Schmalmeissel aus einem graugrünlichen weichen Gesteine. Derselbe ist auf vier Seiten geschliffen. Die Schneide ist unverletzt. L. 128, gr. Br. 24, D. 26 *mm*.

Taf. XI, Fig. 35/42*h* (I, 18 Provinzial-Museum, Halle). Ein Feuersteinbeil von hellgrauer Farbe, dunkelgerändert. L. 123, Br. 43, D. 10 *mm*.

Folgende Steingeräthe sind im Bereiche des Bretscher Bezirkes gefunden, ohne dass jetzt noch festgestellt werden kann, ob sie aus den megalithischen Gräbern selbst stammen:

Taf. XI, Fig. 35/42*i* (I, 13 Prov.-Museum, Halle). Ein Feuersteinbeil von grauer Farbe und mit gelber Verwitterungskruste. Beide Breitseiten sind geschliffen. L. 125, B. 42, D. 13 *mm.*

Taf. XI, Fig. 35/42 *k* (I, 16 Prov.-Museum, Halle). Ein Meissel aus fast schwarzem Schiefer. L. 118, Br. 27, D. 28 *mm.*

Taf. XI, Fig. 35/42*l* (I, 17 Prov.-Museum, Halle). Ein Meissel aus dioritähnlichem grauem Gestein. L. 150, Br. 27, D. 36 *mm.*

Taf. XI, Fig. 35/42*m* (I, 15 Prov.-Museum, Halle). Ein cylindrisch durchbohrter Steinhammer aus dunkelgrauem weichem Gestein (stark verwittert). L. 165, Br. 52, D. 36 *mm.*

Nr. [43] (D 20) bei Lindhof. Auf dem Gebiete des Gutes Lindhof südlich von Drüsedau, unweit der Grenze von Polkern, lag nach Danneil ein Steinkammergrab, das „Kattenloch“ genannt, ebenso heisst die Umgegend der „Kattenwinkel“. Das Grab war schon zu Danneils Zeit grossentheils zerstört und ist, wie wir in Erfahrung brachten, kurz darauf gänzlich beseitigt. — In der Nähe dieses Ortes bemerkten wir einen kleinen runden Burgwall.

Nr. [44, 45, 46] (D 21) bei Polkern. Südlich vom Dorfe, etwa eine Viertelstunde davon entfernt, nahe bei der Creveser Grenze lagen 3 Steinkammergräber, welche Danneils Bericht zufolge von gleicher Beschaffenheit gewesen zu sein scheinen, wie die von Bekmann I, 350 beschriebenen (von uns mit Nr. 53—55 bezeichneten) megalithischen Gräber bei Gross-Ballerstedt. Die Steinumfassung war nehmlich rund angeordnet, innerhalb derselben war ein höherer Hügel aufgeworfen, als dies bei den oblongen Gräbern in der Regel der Fall ist. Ueber den Hügel hin waren Granitblöcke „in unregelmässiger Form“ vertheilt. Von einer Grabkammer war angeblich nichts zu sehen. — Aehnliches findet sich u. A. bei einem Grabe im Gutstein; doch rühren die über den Hügel vertheilten Steinblöcke (siehe den Grundriss Nr. 157) von der zerfallenen Kammer her, weshalb wir glauben, bei den Gräbern Nr. 44—46 das Gleiche annehmen zu dürfen.

Aus den Gräbern 44—46 stammen folgende Steingeräthe:

Taf. XI, Fig. 44/46*a* (II 192 Königl. Mus. f. Völkerk., Berlin). (Sammlung Danneil Nr. 465). Eine keilförmige, schmale, gut erhaltene Axt mit abgerundeter Bahn: aus grobkörniger Grauwacke. L. 170 *mm*, Br. 46 *mm*, D. 46 *mm.*

Taf. XI, Fig. 44/46*b* (II 204 Königl. Mus. f. Völkerk., Berlin). (Sammlung Danneil Nr. 464*b*). Ein Beil aus grauem Feuerstein; beide Breitseiten sorgfältig geschliffen, die Schmalseiten nur behauen. L. 150, Br. 65, D. 21 *mm.*

Taf. XI, Fig. 44/46*c* (II 205 Königl. Mus. f. Völkerk., Berlin). (Sammlung Danneil Nr. 464*a*). Ein Beil aus grauem Feuerstein, sehr scharf geschliffen. L. 115, Br. 46, D. 11 *mm.*

Taf. XI, Fig. 44/46*d* (II 1625 Königl. Mus. f. Völkerk., Berlin). (Sammlung Danneil Nr. 466). Ein Beil aus grobkörniger Grauwacke. L. 152, Br. 26—62, D. 40 *mm.*

Nr. [47] (D 22) bei Dewitz. Auf dem Weiderevier Hulsedung, nordwestlich vom Dorfe an der Grenze der Feldmark Gagel befand sich nach Danneil eine Grabkammer 8,5 *m* lang und 3,5 *m* breit. „Nahe an beiden Enden war noch ein Deckstein vorhanden.“ Das Grab scheint von gleicher Beschaffenheit wie die vorgenannten bei Polkern gewesen zu sein.

Nr. [48] (D 24) bei Dewitz. Ein ähnliches Grab stand nach Danneil etwa 100 Schritt davon; hier und da fehlten schon einige Ringsteine. Es war 7,2 *m* lang und 5,7 *m* breit.

Nr. [49] (D 24) bei Gagel. Nicht weit vom Dorfe auf der Nordseite lag nach Danneil ein Steinkammergrab, 10,7 *m* lang und 6 *m* breit. Vier Steine in der Mitte des Grabes waren noch von der Kammer vorhanden. Auch dieses Grab war ähnlich dem vorhergehenden beschaffen.

Nr. [50] (D 25) bei Gagel. Etwas näher am Dorfe, nicht weit vom vorigen, lag ein Steinkammergrab, 10,7 *m* lang und 6,6 *m* breit. Der Deckstein war abgerutscht und nur Reste der Kammer waren noch vorhanden.

Nr. [51] bei Höwisch. Auf der Feldmark dieses nordöstlich von Gagel gelegenen Dorfes befand sich nach Keyslers Antiquitates septentrionales (Hannover 720) S. 319

und 518 ein Steinkammergrab, welches nach der überlieferten Skizze eine oblonge, aus 44 Steinblöcken bestehende Umfassung hatte. Diese war 118 Schritt lang, während die Entfernung der beiden Langseiten von einander 12 Schritt betrug. Die in der Mitte des Hügels ebenfalls im länglichen Viereck erbaute Kammer bestand aus 6 (?) Wandsteinen und 3 Decksteinen.

Auf der benachbarten Feldmark Neulingen wurde nach Keysler a. a. O. ein bedeutender Bronzefund gemacht. In einem kupfernen Gefässe befanden sich in einander gestellt zwei sogenannte Hängebecken aus Bronze; das innere enthielt ausser den Resten des Leichenbrandes schildförmige Schmuckgegenstände. Beide Hängebecken gleichen in der Form und im Charakter der Verzierungen dem im Schweriner Museum befindlichen Bronzebecken von Basedow. (Vergl. das Römisch-Germanische Centralmuseum in seinen bildlichen Darstellungen von L. Lindenschmit Sohn, Mainz 1889, Taf. 44, Fig. 2.)

Nr. [52] (B 9) bei Stapel. Westlich von Osterburg auf der Feldmark Stapel lag nach Bekmann I, 352 ein Steinkammergrab mit kreisförmiger Steinumfassung.

[Nr. 53] (D 26) bei Gross-Ballerstedt. Auf der Grenze zwischen diesem Orte und Grävenitz (die Dorfgrenze theilt das Grab) lag nach Danneil ein Steinkammergrab von 25 *m* Länge und 6,3 *m* Breite, von Westen nach Osten sich ausdehnend. Deckstein, Wandsteine und Ecksteine (Wächter) waren noch vollständig erhalten.

Nr. [54 und 55] (B 10 und 11) bei Gross-Ballerstedt. Im Jahre 1751 waren nach Bekmann I, 350 dem vorgenannten, auf dem „Krummenschlag" gelegenen Steinkammergrabe benachbart noch weitere zwei Gräber vorhanden, deren Steinumfassung länglich rund angeordnet war. Die durch Bekmann gegebene Abbildung lässt erkennen, dass bei beiden Gräbern, deren Grundrisse etwa mit dem von uns abgebildeten Nr. 154 übereinstimmen, innerhalb der Steinumfassung ein ansehnlicher Hügel aufgeworfen war. Das eine Grab lag auf dem Hundesrücken oder Hundertrücken, das andere auf den Hasenäckern. Von dem ersteren wird angegeben, dass es aus 12 Steinen bestanden habe, womit aber die Abbildung nicht übereinstimmt, die allein für die Umfassung jedes der beiden Gräber 20—25 Steine aufweist. Da die Anzahl der Wandsteine der Steinkammern dieses Bezirks sehr häufig 12 beträgt, so dürfte diese Zahl auch bei dem Grabe auf dem Hundesrücken entsprechend zu deuten sein.

III. Kreis Salzwedel.

Wir beginnen im äussersten Westen dieses Kreises, nahe der hannoverschen Grenze.

Nr. [56] (D 27) bei Reddigau. Südlich von diesem Dorfe, nicht weit von den Quellen der Dumme auf dem Schwarzenberge, nahe an der Grenze von Bergmoor, lag nach Danneil ein Steinkammergrab von 12 *m* Länge und 4,7 *m* Breite, das bis auf das Fehlen eines Decksteines, eines Umfassungsteines und der Ecksteine (Wächter) vollständig war.

Bei Bonese, 5 *km* nördlich von hier, befindet sich ein mehr als 2 *m* aus dem Erdboden hervorragender, nach oben spitz zulaufender, einsamer Stein (sog. Brautstein oder Lenckenstein), dessen aufgerichtete Lage die Vermuthung nahe legt, dass er von Menschenhand so aufgestellt wurde. Um ihn herum liegen mehrere Gruben, aus denen früher Steinblöcke herausgenommen sind; diese Gruben zeigen indessen nicht eine derartige Anordnung, dass man auf ein Megalithgrab schliessen könnte.

Nr. 57 (D 28) bei Schadewohl. Südlich vom Dorfe in der Ackerbreite „Steinkammerstücke" befindet sich noch die gut erhaltene Kammer eines der Länge nach von NW zu W nach SO zu O sich erstreckenden Grabes, von welcher wir auf Taf. VII und IX, Fig. 57, eine Abbildung und auf Tafel VI, Fig. 57, den Grundriss geben. Die Kammer ist 6 *m* lang und etwa 3 *m* breit. Auf 7 Wandsteinen ruhen 2 Decksteine, von denen einer 3,25 *m* und der andere 2,53 *m* lang ist; ersterer hat einen durchgehenden Sprung. In dem zu den Decksteinen verwendeten Granit sind durch Auswittern der Feldspathkrystalle rundliche Vertiefungen entstanden. Nach dem Volksglauben sind es Fingereindrücke der Riesen, die diese Steine aufthürmten.

Dieses Grab wurde bei der Separation im Jahre 1845 von dem Staate angekauft; trotzdem sind seither, wie wir feststellen konnten, zwei Umfassungssteine entfernt worden.

Nr. 58 (D 29) bei Schadewohl. An der von Danneil angegebenen Stelle hat eingezogener Erkundigung zufolge auch in den vierziger Jahren kein Steinkammergrab gestanden. Dagegen stellten wir etwa 1000 Schritt vom vorigen in der Ackerbreite „im Weidenbusch“ ein solches fest, von welchem indess laut Grundriss auf Taf VI, Fig. 58 (siehe auch die Abbildung auf Taf. VII, Fig. 58) im Ganzen nur noch 9 Steinblöcke erhalten sind, die einen Raum von 6,7 zu 4 *m* einnehmen. Der quer liegende Stein scheint ein herabgestürzter Deckstein zu sein. Das Grab erstreckt sich mit seiner Längsachse von NW nach SO und ist nach den uns gewordenen Auskünften Staatseigenthum.

Nr. 59 (D 30) bei Schadewohl. An der Grenze der Ackerbreiten „im krummen Pahl oder Pohl“ und „im weissen Sande“, näher am Dorfe als die beiden vorgenannten Steinkammergräber, liegen die aus 18 Steinblöcken bestehenden Reste eines solchen, dessen Maasse nach Danneil folgende waren: Länge 8,8 *m*, Breite 3,8 *m*. Die Kammer war noch unversehrt, d. h. die 5 Decksteine ruhten noch auf den Wandsteinen. Jetzt beträgt die Länge des Grabes, das sich von WNW nach OSO erstreckt, nur noch 4,2 *m*; die Steinumfassung ist also inzwischen weggenommen worden. Hierdurch verloren die Wandsteine den Halt, die Decksteine stürzten herab und heute sehen wir laut Grundriss auf Taf. VI, Fig. 59, sämmtliche Wandsteine seitwärts gedrückt. Es beweist dies, wie nothwendig die Anlage der Betten um die Kammern war, um diesen Festigkeit zu geben. Siehe auch die Abbildung auf Taf. VII, Fig. 59. In diesem Grabe wurden nur Bruchstücke von einem nur zugehauenen Entwurfe eines Feuersteinbeiles gefunden.

Dieses Grab ist Staatseigenthum.

Nr. [60] (D 31) bei Schadewohl. An der Grenze der Diesdorfer Feldmark lag nach Danneil ein Steinkammergrab, dass sich der Länge nach von W nach O hinzog. Die Länge betrug 8,8 *m*, die Breite 4,7 *m*. Die Kammer war durch 3 Decksteine bedeckt. Das Grab war noch gut erhalten, ist aber in den fünfziger Jahren abgeräumt worden.

Nr. [61] (D 32) bei Schadewohl. Etwa 200 Schritt östlich von dem vorigen Grabe lag nach Danneil eine Steinkammer, die 4 *m* lang und nahezu ebenso breit war. Sie wurde durch einen grossen Stein gedeckt. — Derartige, nahezu quadratisch gestaltete Kammern sind sehr selten in der Altmark, vielmehr haben dieselben fast durchweg einen rechteckigen Grundriss. Die Ausnahme ist wohl durch die Form des gerade zur Verfügung gestandenen grossen Decksteines bedingt, der dem Flächeninhalte nach den gewaltigen Deckstein des Stöckheimer Grabes (No. 130) weit übertraf und dem man den Grundriss der Kammer anpasste.

Nr. [62] (D 33) bei Diesdorf. Etwa 400 Schritt vom vorigen lag nach Danneil ein Steinkammergrab von 7,5 *m* Länge und 3,5 *m* Breite. Zwei 2,5 *m* lange Decksteine befanden sich auf der Kammer.

Nr. [63] (D 34) bei Diesdorf. In einer Entfernung von 100 Schritt östlich vom vorigen lag nach Danneil ein Steinkammergrab von 12 *m* Länge und 8,2 *m* Breite. Die Umfassungssteine auf der einen Seite fehlten schon bis auf einen. Die Kammer wurde durch zwei Decksteine, von denen der eine 2,8 *m*, der andere 2 *m* lang war, fast ganz gedeckt.

Nr. [64] (D 35) bei Diesdorf. Am Fusse des zu Diesdorf gehörenden Molmker Berges, südöstlich vom Dorfe, lag nach Danneil ein Steinkammergrab von 11,3 *m* Länge und 7,8 *m* Breite. Einzelne Umfassungssteine fehlten bereits, die Kammer war mit einem 2,8 *m* langen und 1,25 *m* breiten Steine gedeckt.

Nr. [65] (D 36) bei Diesdorf. Etwa 100 Schritt südöstlich vom vorigen, in einem Thale, lag nach Danneil ein Steinkammergrab von 8,2 *m* Länge und 5,3 *m* Breite. Die Umfassungssteine gegen Norden fehlten bereits. Die Kammer war mit 3 Decksteinen, jeder von etwa 2,2 *m* Länge, bedeckt.

Nr. 66 (D 37) bei Diesdorf. Etwa 10 Minuten südlich vom Dorfe liegen die Reste eines Steinkammergrabes, das Danneil noch in der Länge von 24,5 *m* und in der Breite

von 10 *m* sah. Es erstreckt sich von S nach N. Einige Steine der Umfassung fehlten bereits. Die Kammer, welche, im Lichten gemessen, 9,10 *m* lang und 1,90 *m* breit ist, war durch 4 Steine gedeckt, von denen einer zerbrochen war. Jetzt sind nur noch 14 Wandsteine und 11 Steine der Umfassung, aber keine Decksteine mehr vorhanden. Siehe den Grundriss auf Taf. VI, Fig. 66. — Die Reste dieses Grabes sind, da die Steine meist umgestürzt sind, kaum der Erhaltung werth, dagegen ist eine gründliche Untersuchung des Bettes zu empfehlen.

Nr. 67 (D 38) bei Diesdorf. Dieses Steinkammergrab liegt nicht, wie es auf Danneil's Karte (VI. Jahresber. d. Altm. Ver. Taf. V gezeichnet ist) südöstlich, sondern südwestlich von Diesdorf auf Leeskes Berg, nördlich vom Günthers-Berg, im Forst. Die Kammer erstreckt sich von SO nach NW und ist im Lichten gemessen 11 *m* lang und 1,45 bis 2 *m* breit. Es sind noch 3 Decksteine und 12 Wandsteine vorhanden. Von der Umfassung stehen nur noch 3 Steine. Die Kammer ragte ursprünglich nur zum dritten Theile aus dem sie umgebenden Bette hervor. Siehe Grundriss auf Taf. VI, Fig. 67 und die Abbildung auf Taf. VII, Fig. 67. — Nach Bekmann I, 353 scheint dieses Grab identisch zu sein mit dem von ihm a. a. O. Taf. II, Fig. 2 abgebildeten. Hiernach würde die Steinumfassung ein langgestrecktes Rechteck gebildet haben mit grossen sog. Wächtern an den Ecken. — Die Kammer wird jetzt bei schlechtem Wetter von den Schafhirten als Obdach benutzt. — Da wir viele Feuersteinsplitter mit Schlagmarken in der Umgebung der Kammer fanden, so gruben wir das Nordende derselben in 1,5 *m* Länge und 1 *m* Tiefe aus, wobei wir den Urboden erreichten. Es fand sich am Ende der Kammer ein Depot von Hunderten von Feuersteinsplittern in verschiedener Grösse bis zu 50 *mm* im Quadrat vor, die, den Schlagmarken nach zu urtheilen, von der Fabrikation von Feuersteinartefakten herrühren. Sonst war gar nichts weiter in diesem Theile der Kammer aufzufinden; auch keine Spur eines Skelets oder von Beigaben. Der oben aus Sand, unten aus Kies bestehende Inhalt machte ganz den Eindruck, dass er in den unteren Schichten noch nicht durchwühlt war. Ein weiteres Ausgraben des Kammerinhaltes kann nur unter gleichzeitiger Absteifung der Steine geschehen, da sonst das Zusammenstürzen derselben zu befürchten ist. — Die Lage dieses Grabes ist eine überraschend schöne. Meilenweit übersieht man von hier aus das wellige Land im bunten Wechsel von Wäldern und Feldern.

Der Ankauf dieses im Privatbesitz befindlichen Grabes durch den Staat wäre sehr erwünscht.

Nr. [68] (D 39) bei Diesdorf. Südlich vom vorigen, in einer Entfernung von etwa 600 Schritt lag nach Danneil ein Steinkammergrab, das einen imposanten Eindruck machte. Es hatte eine Länge von 42 *m* und eine Breite von 7 *m*, gegen Osten fehlten einige Umfassungssteine; die Ecksteine auf der Nordseite hatten eine Länge von 3,8 bezw. 3,1 *m*. Von den Umfassungssteinen ragten zwei 2,2 *m* hoch aus der Erde hervor. Die Kammer war durch 6 Steine gedeckt, wovon die drei ersten die grössten waren. Der Cubikinhalt und das Gewicht dieser 3 Steine dürfte sich nach den mitgetheilten Maassen, wenn wir annehmen, dass der Cubikinhalt eines Blockes $^2/_3$ vom Rauminhalte des umschriebenen Parallelepipedon ist, folgendermaassen berechnen:

I	Deckstein, Länge 2,7 *m*,	Breite 1,7 *m*,	Dicke 1,25	$- 2{,}7 \cdot 1{,}7 \cdot 1{,}25 \cdot {}^2/_3 =$	3,8 *cbm*
II	„ „ 2,7 „	„ 1 „	„ 0,5	$= 2{,}7 \cdot 1 \cdot 0{,}5 \cdot {}^2/_3 =$	0,9 „
III	„ „ 2,8 „	„ 1,7 „	„ 0,9	$= 2{,}8 \cdot 1{,}7 \cdot 0{,}9 \cdot {}^2/_3 =$	2,9 „
					7,6 *cbm*

Nehmen wir den Cubikmeter Granit, woraus die meisten Decksteine der Grabkammern dieser Gegend bestehen, zu 2750 *kg* an, so ergiebt dies ein Gewicht von mehr als 20,000 *kg*. Gewiss eine ansehnliche Leistung, derartige Lasten aus gewisser Entfernung herbeizuholen und auf die Wandsteine der Kammer zu schaffen!

Nr. [69] (D 40) bei Diesdorf. Etwa 500 Schritt südlich vom vorigen Grabe und 1500 Schritt von Lindhof, über den Berg weg lag nach Danneil eine Grabkammer von 5,4 *m* Länge und 2,2 *m* Breite mit einem Deckstein auf der Südseite.

Nr. 70 bei Diesdorf. Zwanzig Minuten südwestlich vom Dorfe, links von der Landstrasse nach Wittingen, liegt ein Steinkammergrab, das, von SO nach NW gemessen,

10 m lang und von SW nach NO 8 m breit ist. Von der Kammer sind noch 11 Wandsteine und 4 Decksteine vorhanden, von der Umfassung, die oval gewesen zu sein scheint, nur noch 8 Steine. Siehe den Grundriss auf Taf. VI, Fig. 70 und die Abbildung auf Taf. VII und Taf. IX, Fig. 70. — Beim oberflächlichen Durchsuchen des Bodens fanden wir an der Stelle, wo früher ein Wandstein gestanden hatte, einen kurzen Feuerstein-Schmalmeissel von grauer Farbe und auf den beiden Breitseiten geschliffen. L. 90, Br. 18, D. 11 mm. (Taf. XI, Fig. 70).

Nr. [71] bei Diesdorf. Ganz nahe dem vorigen befand sich, eingezogener Erkundigung zufolge, noch ein ähnliches Steinkammergrab, das 1867 abgeräumt ist. An der Stelle desselben wurden später beim Ackern mehrere geschliffene Feuersteinbeile gefunden, die leider durch Unachtsamkeit verloren gingen.

Nr. [72—76] (D 41) bei Waddekath. Westlich von Diesdorf, auf der Feldmark Waddekath, in der Nähe des Königl. Forstes Vier lagen 5 Steinkammergräber, von denen 4 im Jahre 1842 zerstört sind. Von dem fünften war nach Danneil nur noch die 2,5 m lange und 1,3 m breite Kammer erhalten. „Statt des grossen Decksteins war es (nach dem genannten Autor) mit einer Menge kleiner Steine von Centner-Gewicht belegt.“ Sollten die kleineren Steine nicht einfach Stücke des zertrümmerten Decksteines gewesen sein?

Nr. 77 (D 42) bei Molmke. In der Breite des Helleberges der Feldmark Molmke, südlich von Diesdorf, südöstlich von Nr. 68, etwa 600 Schritt davon entfernt, liegt ein Steinkammergrab, das nach Danneil im Jahre 1843 noch vollständig erhalten war; jetzt fehlen leider schon viele Umfassungssteine. Das Grab, welches sich von WNW. nach OSO. erstreckt, ist 28,6 m lang und 7,3 m breit. Die Kammer befindet sich am WNW.-Ende; sie wird aus 18 Wandsteinen und 6 Decksteinen gebildet und ist im Lichten gemessen 10 m lang und etwa 3 m breit. Die Wandsteine sind auseinander gedrückt. Die Steinumfassung bildet ein langgestrecktes Rechteck. Da die Steine derselben auf dem Ende, an welchem sich die Kammer erhebt, weggenommen sind, so haben die Wandsteine etwas nachgegeben, und die Decksteine sind in das Innere der Kammer gestürzt. Es beweist dies, dass die Umfassung für den festen Stand der Kammer nothwendig war. Siehe den Grundriss auf Taf. VI, Fig. 77 und die Abbildung auf Taf. VII, Fig. 77.

Dieses Grab ist Staatseigenthum. Es ist vor Jahren von dem verstorbenen Mühlenbesitzer Kerstens in guter Absicht mit Kiefern bepflanzt, was für die Erhaltung des Grabes eher gefährlich als nützlich ist, da die Wurzeln beim Heranwachsen der Bäume zerstörend wirken werden.

Nr. [78] (D 43) bei Molmke. Westlich vom Dorfe im Butterplane, etwa 2000 Schritt vom vorigen, gegen Südost lag nach Danneil ein 15,7 m langes und 6 m breites Steinkammergrab. Die Wandsteine der Kammer waren noch erhalten, dagegen fehlte der Deckstein.

Nr. [79] (D 44) bei Molmke. Südlich vom vorigen, 35 Schritt entfernt, lag nach Danneil ein Steinkammergrab von 20,1 m Länge und 6,6 m Breite. Einige Umfassungssteine fehlten schon. Die Kammer wurde durch vier 2,5 m lange Decksteine ganz bedeckt.

Nr. [80] (D 45) bei Molmke. Vom vorigen 200 Schritt entfernt, lag nach Danneil ein Steinkammergrab von 13.2 m Länge und 9,1 m Breite mit 3,5 m langer Kammer. Die Decksteine fehlten bereits, ebenso die Ecksteine (Wächter) gegen Süden.

Nr. [81] (D 46) bei Molmke. Westlich, 100 Schritt vom vorigen entfernt, lag nach Danneil ein Steinkammergrab von 26,4 m Länge und 13,2 m Breite, dessen Umfassungssteine grösstentheils fehlten. Die Kammer war schmal und der Deckstein zur Seite gerutscht.

Nr. [82] (D 47) bei Molmke. Etwa 200 Schritt von Nr. 66 entfernt, lag nach Danneil eine Steinkammer von 10 m Länge und 2,2 m Breite, mit 3 Decksteinen.

Nr. [83] (D 48) bei Molmke. Sechzig Schritt östlich vom vorigen lag nach Danneil eine Steinkammer von 9,1 m Länge und 2,5 m Breite, mit 4 Decksteinen.

Nr. [84] (D 49) bei Molmke. Südwestlich von Molmke, 2000 m von letzterem Dorfe, lag nach Danneil ein Steinkammergrab von 13,2 m Länge und 5,3 m Breite. Einzelne Steine der Umfassung fehlten bereits. Die Kammer lag am westlichen Ende, mithin erstreckte sich das Grab in seiner Länge von W. nach O. Der Deckstein war abgerutscht.

Nr. [85] (D 50) bei Molmke. Fünfzig Schritt östlich vom vorigen lag nach Danneil eine Steinkammer von 5,3 *m* Länge und 1,9 *m* Breite, mit 2 Decksteinen.

In Molmke, nahe dem Hofe des Ackermannes Kray, liegen drei runde Hügel, ähnlich den von uns beschriebenen Nr. 160 und 161 bei Neumühle. Aus einem der Hügel waren bereits die Steine der Grabkammer entfernt; in den anderen scheinen sich noch die Kammern zu befinden. Eine systematische Untersuchung dieser Hügel ist erwünscht.

Nr. 86 (D 51) bei Drebenstedt. In etwa 20 Minuten Entfernung westlich vom Dorfe befindet sich eines der grossartigsten, schönsten und best erhaltenen Steinkammergräber der Altmark. Es ist auf freiem Felde gelegen und desshalb in allen seinen Theilen gut zu übersehen. Die Länge des Grabes, das sich von NW. nach SO. erstreckt, beträgt 47 *m*, die Breite 10 *m*. Die Kammer ist im Lichten gemessen 8,33 *m* lang und 1,93 *m* breit; sie hatte 5 Decksteine, von denen vier noch erhalten sind, während der fünfte zertrümmert ist. Die Umfassungssteine, 61 an der Zahl, sind regelmässig zu einem Rechteck angeordnet und stehen meist noch aufrecht. Besonderen Eindruck macht der parallelepipedische Wächter an der Westecke, der 2,24 *m* aus der Erde hervorragt, 2,04 *m* breit und 0,70 *m* dick ist. Siehe die Abbildung auf Taf. VII und IX, Fig. 86 und den Grundriss auf Taf. VI, Fig. 86. In der Zeitschrift für Ethnologie 1891, Verh. S. 681 ist die Totalansicht dieses Grabes nach einer wohlgelungenen Photographie wiedergegeben. — Das Gewicht der für die Umfassung und die Kammer dieses Grabes verwendeten Megalithen dürfte unter Zugrundelegung der von Danneil mitgetheilten Maasse und unter der Annahme, dass der Cubik-Inhalt eines Steinblockes zwei Drittel vom Rauminhalt des umschriebenen Parallelepipedon ist, sich, wie folgt, berechnen:

60 Umfassungssteine von je 1,9 *m* Länge, 0,6 *m* Breite und 0,6 *m* Dicke = 60 · 1,9 · 0,6 · 0,6 · $^2/_3$ = rund	27,3 *cbm*
1 desgl. besonders grossser 3,8 · 2,0 · 0,7 · $^2/_3$ = rund . . .	3,5 „
12 Wandsteine der Kammer von je 2,4 *m* Länge, 1,25 *m* Breite und 0,55 *m* Dicke = 12 · 2,4 · 1,25 · 0,55 · $^2/_3$ = rund	13,2 „
4 Decksteine von je 2,5 *m* Länge, 1,0 *m* Breite und 0,6 *m* Dicke = 4 · 2,5 · 1,0 · 0,6 · $^2/_3$ = rund	4,0 „
1 desgl. besonders grosser 2,5 · 1,9 · 1,0 · $^2/_3$ = rund . . .	3,2 „
	51,2 *cbm*

Wenn wir den Cubikmeter Granit zu 2750 *kg* annehmen, so ergiebt dies ein Gewicht von über 140 000 *kg* der allein für die Kammer und Steinumfassung verwendeten Steine. Dazu kommt die Ausfüllung des ganzen Raumes innerhalb der Steinumfassung in einer Länge von 44 *m*, in einer Breite von 6,3 *m* und in einer Höhe von etwa 1 *m*, also wiederum 277,2 *cbm*. Nehmen wir an, dass die Hälfte dieser Auffüllung aus Erdreich, die andere Hälfte aus Geschieben besteht, so ergiebt dies abermals 138,6 *cbm* Steine, so dass im Ganzen 189,8 *cbm* Steine im Gewichte von mehr als 500 000 *kg* zur Stelle geschafft werden mussten.

Dieses Grab ist Staatseigenthum.

Nr. [87] (D 52) bei Drebenstedt. Etwa 40 Schritt vom vorigen gegen Osten lag nach Danneil eine Steinkammer von 10 *m* Länge und 3,1 *m* Breite mit 4 Decksteinen. Die Umfassungssteine fehlten bereits.

Nr. [88] (D 53) bei Drebenstedt. Südöstlich vom vorigen, etwa 300 Schritt davon, lag nach Danneil ein Steinkammergrab von 6,3 *m* Länge und 5 *m* Breite. Der Deckstein war bereits von einem Wandsteine abgerutscht.

Nr. [89] (D 54) bei Drebenstedt. Oestlich vom vorigen, etwa 100 Schritt davon entfernt, näher dem Dorfe, lag nach Danneil ein schon theilweise zerstörtes Steinkammergrab von 10 *m* Länge und 4,4 *m* Breite.

Nr. [90] (D 55) bei Drebenstedt. Oestlich, 40 Schritt vom vorigen, lag nach Danneil ein fast zerstörtes Steinkammergrab, im Volksmunde der „Häschenbackofen" geheissen.

Aus den Steinkammergräbern bei Drebenstedt stammen folgende, in der Sammlung des Altmärkischen Vereins zu Salzwedel befindliche Gegenstände:

Taf. XI, Fig. 86/88*a* (A II, 165 Mus. Salzwedel). Ein Feuersteinbeil von hellgrauer Farbe, auf den beiden Breitseiten geschliffen. Die etwas hohl angelegte Schneide ist unverletzt. Länge 141, grösste Breite 56, kleinste Breite 16, Dicke 18 *mm*.

Taf. XI, Fig. 86/88*b* (A II, 166 Mus. Salzwedel). Ein Schmalmeissel aus grauem, geflammtem Feuerstein, auf vier Seiten angeschliffen. Die Schneide ist unverletzt. L. 140, gr. Br. 19, kl. Br. 10, D. 17 *mm*.

Taf. XI, Fig. 86/88*c* (A II, 132 Mus. Salzwedel). Ein Feuersteinbeil von grauer Farbe (wolkig). Dasselbe ist auf vier Seiten sorgfältig geschliffen, während das Bahnende nur durch Schlag hergestellt ist. Die Schneide ist unverletzt. L. 145, gr. Br. 57, kl. Br. 26, D. 18 *mm*.

Taf. XI, Fig. 89/90*a* (A II, 338 Mus. Salzwedel). Ein Feuersteinbeil von grauer Farbe (wolkig), auf vier Seiten sorgfältig geschliffen. Die Schneide ist gut erhalten. L. 111, gr. Br. 45, kl. Br. 24, D. 11 *mm* Das Mineral ist auf einigen Stellen durchschimmernd.

Taf. XI, Fig. 89/90*b* (A II, 339 Mus. Salzwedel). Ein Feuersteinbeil von dunkelgrauer Farbe (wolkig), auf vier Seiten sorgfältig geschliffen. Die Schneide zeigt deutliche Spuren des Gebrauches. L. 100, gr. Br. 47, kl. Br. 25, D. 18 *mm*.

Die beiden zuletzt angeführten Steinbeile wurden von dem den Strassenbau leitenden Bauführer, Hrn. Siemssen, einem äusserst thätigen Mitgliede des Altmärkischen Vereins, aus den Steinkammergräbern Nr. 89 und 90 ausgegraben. Es heisst darüber in dem II. Jahresbericht des genannten Vereins S. 85: „Hr. Siemssen fand auf der Feldmark Drebenstedt mehrere Hünenbetten und liess den Inhalt derselben untersuchen. Da aber der plötzlich eintretende Frost ihn an der Beendigung der Arbeit verhinderte und derselbe im kommenden Frühjahr damit fortfahren will, so scheint es zweckmässig, das Resultat erst dem künftigen Jahresberichte hinzuzufügen.“ Daraus, dass ein weiterer Bericht ausblieb, trotzdem er nochmals im III. Jahresbericht S. 6 angekündigt wird, kann man schliessen, dass sich nichts mehr in den Gräbern vorfand.

Nr. 91 (D 56) bei Bornsen. Oestlich vom Dorfe, etwa 800 Schritt davon auf einer Anhöhe bei einer Windmühle, liegt weithin sichtbar die Steinkammer eines sich von SW. nach NO. erstreckenden Grabes. Dieselbe ist 5 *m* lang, etwa 2 *m* breit und hat 12 Wandsteine sowie 3 Decksteine. Von der Steinumfassung ist nichts mehr vorhanden. Siehe den Grundriss auf Taf. VI, Fig. 91 und die Abbildung auf Taf. VII, Fig. 91.

Das Grab ist bei der Separation ausgeschieden, ob als Gemeinde- oder Staatseigenthum, war nicht zu ermitteln.

Nr. [92] (D 57) bei Bornsen. Südöstlich vom Dorfe, 2000 *m* davon, lag nach Danneil eine Steinkammer von 11,3 *m* Länge und 3,1 *m* Breite mit 7 Decksteinen. Dieselbe ist gänzlich abgeräumt. Der Besitzer des Ackers, auf dem sie stand, kann die Stelle noch genau angeben. Eine Nachgrabung auf derselben hätte vielleicht Erfolg. — Nach demselben Gewährsmanne wurde in einem anderen Steinkammergrabe bei Bornsen ein Feuersteinbeil gefunden, dessen Verbleib nicht mehr festzustellen ist.

Nr. [93] (D 58) bei Bornsen. In den Kiefern an der Grenze von Wülmersen, südöstlich von Bornsen, südlich von Wülmersen, lag nach Danneil ein Steinkammergrab von 17,6 *m* Länge und 5 *m* Breite mit 5 Decksteinen.

Nr. 94 (D 59) bei Bornsen. Südlich von Bornsen, im Kronsberge, 1000 *m* vom Dorfe entfernt, lag nach Danneil ein Grab, von dem jetzt nur noch die Steinkammer erhalten ist. Dieselbe besteht aus 17 Wandsteinen und 7 Decksteinen und ist 10,8 *m* lang und 2,5 *m* breit; sie erstreckt sich von SO. nach NW. Siehe den Grundriss auf Taf. VI, Fig. 94 und die Abbildung auf Taf. VII und IX, Fig. 94.

Das Grab ist ebenfalls „ausseparirt“, das heisst, keinem einzelnen Besitzer zugetheilt, sondern wahrscheinlich Staatseigenthum.

Nr. [95] (D 60) bei Bornsen. Dreihundert Schritt vom vorigen lag nach Danneil eine Steinkammer von 10,7 *m* Länge und 2,5 *m* Breite mit 7 Decksteinen, von denen einer 3,3 *m* lang, 2 *m* breit und 1,2 *m* dick, der andere 2,8 *m* lang, 1,8 *m* breit und 0,95 *m* dick war.

Nr. 96 (D 61) bei Mehmke. Nordöstlich vom Dorfe liegt ein in der Länge von S nach N sich erstreckendes Steinkammergrab, das schon zu Danneil's Zeit stark verwüstet war. Von demselben sind heute noch 16 Steine der Umfassung vorhanden, die

eine oblonge Anordnung erkennen lassen und sich über einen Raum von 22 *m* in der Länge und 6 *m* in der Breite ausdehnen. Von der am Südende des Grabes gelegenen Kammer sind noch 6 Wandsteine und 3 Decksteine erhalten. Siehe den Grundriss auf Taf. VI, Fig. 96 und die Abbildung auf Taf. VII, Fig. 96. Von den Steinblöcken sind schon einige gesprengt, andere aus ihrem ursprünglichen Lager herausgenommen. In einer derart entstandenen Vertiefung am Südende fanden wir das auf Taf XI, Fig. 96 abgebildete prismatische Feuersteinmesser.

Nr. 97 (D 62) bei Mehmke. In einer Entfernung von 145 *m* nördlich von Nr. 96 befinden sich die aus 8 Megalithen bestehenden Reste eines Steinkammergrabes, das aber, da die Steine ohne erkennbare Anordnung liegen, nicht mehr der Erhaltung werth ist. Eine Nachgrabung ist zu empfehlen.

Nr. 98 (D 63) zwischen Gladdenstedt und Nettgau. Etwa 8 *km* südlich von der eben beschriebenen Steinkammerregion auf der Grenze zwischen den beiden vorgenannten Dorfmarken, auf einer Anhöhe, befindet sich eine ziemlich gut erhaltene, in der Länge von W nach O sich erstreckende Grabkammer. Dieselbe ist 6,75 *m* lang und 3,6 *m* (im Lichten gemessen aber nur 1,7 *m*) breit und setzt sich aus 11 Wandsteinen nebst mehreren Decksteinen zusammen. Ein Deckstein, der durch seine Höhe besonders imponirt, befindet sich auf 3 Wandsteinen ruhend noch in situ, während der zweite Deckstein, der ursprünglich auf 4 Wandsteinen auflag, bereits grösstentheils herabgesunken ist. Die übrigen (2 ?) Decksteine scheinen weggenommen zu sein. Das Bruchstück eines solchen befindet sich noch in der Kammer, während weitere 3 Steine (ob von der Kammer oder von einer Steinumfassung herrührend, ist nicht mehr feststellbar) ohne Ordnung ausserhalb der Kammer liegen. Der die Kammer umgebende Hügel ist rund. Spuren einer früher vorhanden gewesenen Steinumfassung sind nicht mehr erkennbar, indess glauben wir aus der Analogie aller übrigen, mit Steinringen umgebenen, runden Steinkammergräber der Altmark den Schluss ziehen zu dürfen, dass ein solcher auch hier ursprünglich vorhanden war. — Da wir selbst dieses Grab nicht besuchen konnten, so wandten wir uns an Herrn Prediger Lehmann in Jübar, der die Freundlichkeit hatte, den auf Taf. VI, Fig. 98 wiedergegebenen Grundriss (Zeichnung Taf. VII, Fig. 98) nebst obigen Notizen uns zukommen zu lassen. Das Grab ist Staatseigenthum.

Bei Wallstawe, 11 *km* südwestlich von Salzwedel, befanden sich nach Danneil folgende Steinkammergräber, die alle eine Längsrichtung von S nach N hatten:

Nr. [99] (D 64) bei Wallstawe. Ein Steinkammergrab von 10 *m* Länge und 3,8 *m* Breite mit 6 Decksteinen. Abweichend in der Stellung waren hier die Umfassungssteine nicht auf die hohe Kante gestellt, sondern lagen auf der breiten Seite (wohl umgestürzt).

Nr. [100 u. 101] (D 65 u. 66) bei Wallstawe. Dicht bei einander lagen zwei fast runde Grabkammern von 3,5 m Länge und 3,1 *m* Breite, jede mit einem Decksteine versehen.

Nr. [102] (D 67) bei Wallstawe. Nicht weit von der vorigen lag ferner eine Grabkammer von 6 *m* Länge und 3,1 *m* Breite, die noch vollständig erhalten war.

Nr. [103] (D 68) bei Wallstawe. In der Nähe des vorigen lag ein Steinkammergrab von 31,4 *m* Länge und 7,8 *m* Breite. Die Grabkammer war mit mehreren Decksteinen versehen, die wegen des undurchdringlichen Gestrüpps nicht gehörig zu zählen waren.

Nr. [104] (D 69) bei Wallstawe. Hart an der Grenze des Wötzer Forstes lag ein 8,8 *m* langes und 5,3 *m* breites Steinkammergrab mit einem Decksteine am Nordende der Kammer.

Nr. [105] bei Walllstawe. In der Nähe des Wötzer Forstes befand sich in den dreissiger Jahren noch ein weiteres Steinkammergrab mit Steinumfassung, das laut Danneil's Bericht in Förstemann's Mittheilungen vom Jahre 1836, S. 561, gründlich untersucht worden ist; es wurde nehmlich ausser der Kammer auch der ganze Hügel umgegraben.

Das Ergebniss dieser Untersuchung bestand darin, dass ein zertrümmertes Thongefäss zu Tage gefördert wurde. „Einzelne, jedoch rohe Verzierungen fanden sich auf den Trümmern und bestanden in einfachen Linien. Die Farbe war gelbbraun, die

Masse war mittelfein zu nennen, d. h. sie war nicht so roh wie die meisten aus den Hügelgräbern, auch war sie feiner als diese ausgearbeitet. Von Knochen, Asche und Metall fand sich unter den Thongefässtrümmern keine Spur; auch kamen keine steinernen Geräthe im Hügel vor."

In der Nähe eines Steinkammergrabes bei Wallstawe wurde folgender Gegenstand gefunden:

Taf. XI, Fig. 99—104 (1002 Salzw. Mus.). Ein durchbohrter Axthammer (sogen. Amazonen-Axt) mit sehr schmaler Bahn, aus einem stark verwitterten, grünlich-grauem Gesteine. Die Bohrung ist doppelkonisch. Die Ober- und Unterseite der Axt ist hohl geschliffen, so dass die Kanten stark hervorstehen wie bei den Bronzeäxten vom ungarischen Typus. L. 194, gr. Br. 60, D. 33 *mm*. Unsere Abbildungen geben die Ansicht des Axthammers von unten, die Seitenansicht und den Querschnitt auf der durchbohrten Stelle wieder.

Im Wötz (d. i. auf der Feldmark des wüst gewordenen Dorfes Wötz) liegen 8 Steinkammergräber, welche durch die Fürsorge der Eigenthümer zum Theil noch recht gut erhalten sind. Der jetzige Besitzer, Herr Baron von dem Knesebeck auf Tylsen, hat um einige der im Walde gelegenen Gräber, die sonst nicht genügend zur Geltung kommen würden, passende Anlagen machen lassen, die durch gute Wege bequem zugänglich sind.

Nr. [106] (D 70) im Wötz. Nordwestlich, nicht südwestlich, wie Danneil bemerkt, vom Vorwerke, nicht weit davon, lag nach Danneil eine Steinkammer von 6,3 *m* Länge und 3,1 *m* Breite. Dieselbe war mit 2 Decksteinen gedeckt. Gegen Süden waren noch 2 Ecksteine (Wächter) der Umfassung vorhanden.

Nr. 107 (D 71) im Wötz. 30 Schritt südöstlich vom vorigen lag ein von S nach N sich hinziehendes Steinkammergrab, das zu Danneil's Zeit noch 5,4 *m* lang und 3,8 *m* breit war. Die Kammer wurde auf der einen Seite zugleich von den Umfassungssteinen gebildet (?). Heute sind nur noch 9 Steinblöcke davon vorhanden, darunter 1 Deckstein. Siehe den Grundriss auf Taf VI, Fig. 107 und die Abbildung auf Taf. VII, Fig. 107.

Nr. 108 (D 72) im Wötz. Nahe bei dem vorigen, noch näher dem Vorwerke, liegt ein der Länge nach von S nach N sich erstreckendes Steinkammergrab von 11 *m* Länge und 8,5 *m* Breite. Die oval und doppelreihig angeordnete Steinumfassung besteht aus 18 bis zu 1 *m* aus der Erde hervorragenden Megalithen, zwischen welchen einige kleinere Steine liegen. Die Kammer, von der noch 7 Wandsteine und 4 Decksteine vorhanden sind, ist im Lichten gemessen 5 *m* lang und 1,8 *m* breit. Siehe den Grundriss auf Taf. VI, Fig. 108 und die Abbildung auf VII, Fig. 108.

Nr. 109 (D 73) im Wötz. Noch etwas näher dem Vorwerke liegt ein Steinkammergrab von 30 *m* Länge und 8,15 *m* Breite, welches sich von S nach N hinzieht. Die Umfassung besteht aus 32 im Rechteck angeordneten, 1 bis 1,5 *m* aus der Erde hervorragenden Steinblöcken. Die am Nordende befindliche Kammer ist aus 10 Wandsteinen und 3 Decksteinen gebildet; im Lichten gemessen ist sie 5,87 *m* lang und 1,56 *m* breit. Nur ein Deckstein ruht noch vollkommen auf zwei Wandsteinen. An jeder Ecke der Umfassung befindet sich ein schräg liegender grosser Stein (Wächter). Siehe den Grundriss auf Taf. VI, Fig. 109 und die Abbildung auf Taf. VII, Fig. 109.

Nr. 110 (D 74) im Wötz. Dieses Steinkammergrab, das im Walde, nächst dem Vorwerke und nördlich vom Wege nach Umfelde gelegen ist, ist identisch mit dem von Danneil im VI. Jahresbericht d. Altm. Ver. S. 120 (auf S. 107 ist es irrthümlich weggelassen) aufgeführten. Danneil giebt die Maasse der Kammer, wie folgt, an: Länge (26 Fuss) 8,15 *m*, Breite (15 Fuss) 4,7 *m*. Diese Angaben beziehen sich aber jedenfalls auf das Grab selbst, da Decksteine für eine Kammer von solcher Breite so ausserordentliche Dimensionen hätten aufweisen müssen, dass Danneil dies sicher erwähnt haben würde. Heute sind noch 12 Wandsteine, welche die Längsrichtung des Grabes von S nach N erkennen lassen, sowie ein Deckstein vorhanden. Siehe den Grundriss auf Taf. VI, Fig. 110 und die Abbildung auf Taf. VII, Fig. 110.

Nr. 111 (D 75) im Wötz. Südlich vom vorigen und südlich vom Wege nach Umfelde, nahe demselben im Walde, liegt ein von S nach N sich hinziehendes Steinkammergrab von 24,8 *m* Länge und 10 *m* Breite. Die Umfassung bestand ursprünglich aus etwa

35 im Rechteck angeordneten Steinblöcken, wovon noch 27 nebst 3 gewaltigen Ecksteinen erhalten sind. Von der Kammer, welche am Südende sich befindet, sind noch 11 Wandsteine und 2 Decksteine vorhanden; sie ist im Lichten gemessen 8 *m* lang und 1,5 *m* breit. Siehe den Grundriss auf Taf. VI, Fig. 111 und die Abbildung auf Taf. VII, Fig. 111. — Das Grab ist jetzt von passenden Anlagen und guten Wegen umgeben; das nördliche Drittel desselben ist eingeebnet und mit einer Steinbank versehen.

Nr. 112 (D 76) im Wötz. Vierhundert Schritt südlich vom vorigen liegt ein Steinkammergrab von 38,25 *m* Länge und 8,80 *m* Breite; es erstreckt sich von S. nach N. Die Umfassung besteht aus 53 im Rechteck angeordneten Steinblöcken, die auf der Westseite bis 1,5 *m* aus der Erde hervorragen. Die Kammer liegt am Nordende und ist im Lichten gemessen 7,4 *m* lang und 1,5 *m* breit; sie besteht aus 14 Wandsteinen und aus 4 herabgestürzten Decksteinen. An ihrer Ostseite, senkrecht zu derselben, befindet sich ein kleinerer, durch 5 aufrecht gestellte Steine gebildeter Raum. Danneil hält diesen für eine kleine Nebenkammer. Wir neigen mehr der Ansicht zu, dass hier ein seitlicher Zugang zur grossen Kammer vorhanden war und dass der am Ostende des kleineren Raumes liegende Steinblock ein herabgefallener Deckstein des Zuganges ist. Siehe den Grundriss auf Taf. VI, Fig. 112 und die Abbildung auf Taf. VII, Fig. 112.

Nr. 113 (D 77) im Wötz. Etwa 400 Schritt vom vorigen gegen Süden liegt ein von SO nach NW gerichtetes Steinkammergrab von 7,3 *m* Länge und 4,2 *m* Breite. Die Kammer war zu Danneil's Zeit noch ganz mit Decksteinen belegt. Heute sind noch 14 grosse, sowie mehrere kleine Steine vorhanden; es lässt sich jedoch nicht mehr feststellen, welche zur Umfassung und welche zur Kammer gehören.

Nr. 114 (D 78) im Wötz. Südwestlich vom vorigen, nahe bei demselben, auf einer natürlichen Anhöhe, jetzt im Walde gelegen, befindet sich ein Steinkammergrab von 5,5 *m* Länge und 3,3 *m* Breite. Von den Umfassungssteinen ist nur noch ein Theil an der Südwest- und Südseite vorhanden, ebenso stehen noch einzelne Steinblöcke an der Nordseite. Um den äusseren Umfang des Hügels scheint früher noch ein zweiter Steinkranz gestanden zu haben. Die Kammer ist im Lichten gemessen 2 *m* lang und 1,5 *m* breit; es sind noch 7 Wandsteine und 1 herabgefallener Deckstein als solche zu erkennen. Die Richtung des Grabes wird von Danneil ausdrücklich von W. nach O. angegeben; jetzt erscheint dieselbe von S nach N. Man muss also wohl eine Verschiebung der Lage der Steine, verursacht durch die Wegnahme einer grossen Anzahl von Umfassungssteinen, die als Stützen für den Kammerbau gedient haben, annehmen. Siehe den Grundriss auf Taf. VI, Fig. 114.

Nr. [115 u. 116] (D 79) im Uebbesitz, zu Püggen gehörig. Auf der Mark des wüsten Dorfes Uebbesitz, nahe an der Grenze von Gr. Bierstedt, auf dem Heidberge hinter den Roosken lag nach Danneil ein Steinkammergrab von 12 *m* Länge und 10 *m* Breite. Die Grabkammer war mit 4 Decksteinen versehen. Einige Steine der Umfassung, sowie die Ecksteine (Wächter) waren besonders gross. Nach Aussage zuverlässiger Persönlichkeiten lagen auf dem Heidberge zwei Steinkammergräber, welche beide anfangs der fünfziger Jahre weggeräumt sind. In den Akten des Altmärk. Vereins findet sich über den Ort Püggen von Danneil's Hand die Bemerkung: Eine Menge Hünengräber auf dieser Feldmark ist schon zerstört.

Nr. [117] (D 80) bei Gr. Bierstedt. In der Breite „auf dem Sande“ nahe an der Grenze der wüsten Feldmark Uebbesitz, lag nach Danneil eine gut erhaltene Grabkammer von 7,2 *m* Länge und 3,5 *m* Breite mit 3 Decksteinen.

Nr. [118] (D 81) bei Gr. Bierstedt. Sechzig Schritt davon, links vom Wege nach dem Dorfe lag nach Danneil eine unvollständige Grabkammer von 5 *m* Länge und 3,1 *m* Breite mit einem Deckstein.

Nr. [119] (D 82) bei Gr. Bierstedt. Einige hundert Schritt westlich vom vorigen, in der Breite „die Kuhtrift“ lag nach Danneil eine Grabkammer von 6,9 *m* Länge und 2,8 *m* Breite mit 5 Decksteinen.

Nr. [120] (D 83) bei Gr. Bierstedt. Etwa 300 Schritt südwestlich vom vorigen lag nach Danneil der nur noch aus 5 Steinblöcken bestehende Rest einer Grabkammer.

Nr. 121 (D 84) bei Gr. Bierstedt. Etwa 1500 Schritt nördlich vom Dorfe, östlich vom Wege nach Hilmsen, nahe dem Walde liegen die Reste eines Steinkammergrabes,

das zu Danneil's Zeit 23 *m* lang und 6,9 *m* breit war. Die mit 3 Decksteinen versehene Grabkammer hatte eine Länge von 6,6 *m* und eine Breite von 2,2 *m*. Ein Deckstein war 2,7 *m* lang, 2,2 *m* breit und 0,9 *m* dick. Einige Umfassungssteine ragten bis zu 2 *m* aus der Erde hervor. — Jetzt sind nur noch 6 Wandsteine der Kammer, sowie ein Deckstein vorhanden. Siehe den Grundriss auf Taf. VI, Fig. 121 und die Abbildung auf Taf. VII, Fig. 121.

Dieses Grab ist im Privatbesitz.

Nr. [122] (D 85) bei Gr. Bierstedt. Westlich, 60 Schritt vom vorigen, lag nach Danneil ein Steinkammergrab von 25,1 *m* Länge und 8,2 *m* Breite. Durch das Abfahren des Sandes waren mehrere Umfassungssteine blossgelegt und umgesunken, alles sehr grosse 2,2 bis 2,8 *m* lange Blöcke, die nur etwa 0,6 *m* aus der Erde hervorragten. Die Grabkammer war auf der Ostseite; das Grab zog sich mithin von W. nach O. hin. Von den Decksteinen war nur noch einer vorhanden, die übrigen waren gesprengt.

Nr. [123] (D 86) bei Gr. Bierstedt. Nordöstlich, 50 Schritt vom vorigen, lag nach Danneil ein Steinkammergrab von 13,2 *m* Länge und 6,7 *m* Breite. Die Grabkammer fehlte schon, nur die Umfassungssteine waren fast noch vollständig erhalten.

Nr. [124] (D 87) bei Kl. Bierstedt. Nahe am Dorfe, am Wege nach Stöckheim, lag nach Danneil eine Grabkammer von 6,3 *m* Länge und 2,5 *m* Breite.

Nr. [125] (D 88) bei Kl. Bierstedt. Neben dem vorigen lag nach Danneil ein Steinkammergrab von 25,4 *m* Länge und 6,9 *m* Breite. Die Kammer mit 5 Decksteinen war noch vollständig erhalten.

Nr. [126] (D 89) bei Kl. Bierstedt. Fünfzig Schritt südlich davon lag nach Danneil eine Grabkammer, 13,2 *m* lang und 2,8 *m* breit mit 6 Decksteinen. Durch Abfahren des Sandes waren die Wandsteine auf einer Seite bereits umgesunken.

Nr. [127] (D 90) bei Kl. Bierstedt. 200 Schritt südwestlich vom vorigen lag nach Danneil eine Grabkammer, von der nur noch die Wandsteine vorhanden waren.

Nr. [128] (D 91) bei Kl. Bierstedt. 100 Schritt südwestlich vom vorigen lag nach Danneil ferner eine gut erhaltene Grabkammer von 10 *m* Länge und 4,1 *m* Breite, mit einem schönen grossen Deckstein.

Nr. [129] (D 92) bei Kl. Bierstedt. Nahe dem vorigen, näher nach Stöckheim zu, lag nach Danneil eine Grabkammer von 5,3 *m* Länge und 1,9 *m* Breite mit 2 Decksteinen, wovon der eine 2 *m* lang, 1,6 *m* breit und 0,95 *m* dick war.

Nr. 130 (D 93) bei Stöckheim. 300 Schritt südlich vom Dorfe, links vom Wege nach Lüdelsen, am Waldesrande, liegt eine in der Längsrichtung von SSW nach NNO sich erstreckende Steinkammer von 11 *m* Länge und etwa 2 *m* Breite, die mit ihrem gewaltigen, noch in ursprünglicher Lage befindlichen Decksteine schon aus der Ferne sichtbar ist. Die Kammer besteht aus 14 bis zu 80 *cm* aus der Erde hervorragenden Wandsteinen und 4 Decksteinen, die zu Danneils Zeit (1843) sämmtlich noch auf den Wandsteinen lagen; jetzt sind drei davon herabgestürzt. Von der Umfassung sind nur noch wenige Blöcke vorhanden. Siehe den Grundriss auf Taf. VI, Fig. 130 und die Abbildung auf Taf. VII und IX, Fig. 130. — Der Stöckheimer Deckstein verdient wegen seiner beträchtlichen Grösse besondere Beachtung; er ist 4,8 *m* lang, 3,2 *m* breit und 0,8 *m* dick. Unter der Annahme, dass sein Cubikinhalt zwei Drittel vom Rauminhalt des umschriebenen Parallelepipedon ist, würde er also 8,192 *cbm* halten und ein Gewicht von mehr als 22 000 *kg* darstellen! Der Stein ist auf der unteren, der Kammer zugewendeten Seite flach und besteht aus einem grobkörnigen Granit, welcher durch das Hervortreten einzelner grösserer (fleischrother) Feldspathkrystalle ein porphyrartiges Aussehen erhält. Da diese Krystalle leichter verwittern als die übrigen Bestandtheile des Gesteins, so entstehen vielfach etwa 10 *mm* tiefe Näpfchen in demselben. Dieser Umstand ist die Veranlassung des in der Stöckheimer Gegend herrschenden Volksglaubens, dass alljährlich in der Neujahrsnacht drei neue Löcher in der Oberfläche des Decksteines erscheinen. — Es mag noch erwähnt werden, dass sich unweit dieses Denkmals von ihm aus sichtbar eine sanft ansteigende, natürliche Anhöhe erhebt, welche der „Woarsberg" (Wodansberg?) genannt wird.

Dieses Grab ist Eigenthum der Gemeinde Stöckheim.

Nr. 131 (D 94) bei Stöckheim. Dicht vor dem Niepser Forst, 60 Schritt rechts vom Wege nach Lüdelsen, im Felde auf einer kleinen Anhöhe liegt eine in der Länge von SSO. nach NNW. sich erstreckende 4 *m* lange und 2 *m* breite Grabkammer. Dieselbe ist aus 8 Wandsteinen zusammengesetzt und von einem Decksteine nahezu bedeckt; letzterer ist 2,6 *m* lang, 2,2 *m* breit und 1,5 *m* hoch und befindet sich noch in ursprünglicher Lage. Siehe den Grundriss auf Taf. VI, Fig. 131 und die Abbildung auf Taf. VII und IX, Fig. 131.

Nr. 132 (D 95?) im Nieps. Etwa 70 Schritt südwestlich vom vorigen in einer Waldlichtung liegt eine von W. nach O. sich hinziehende Steinkammer von 5 *m* Länge und 2 *m* Breite; sie besteht aus 7 Wandsteinen und einem auf den Boden gesunkenen Decksteine.

Nr. 133 (D 96?) im Nieps. Dicht an der Strasse nach Lüdelsen liegt ein Steinkammergrab von 11,6 *m* Länge und 11 *m* Breite. Von der Kammer sind noch 7 Wandsteine und 4 herabgesunkene Decksteine vorhanden. Die Umfassungssteine sind in einem Oval angeordnet. Siehe den Grundriss auf Taf. VI, Fig. 133 und die Abbildung auf Taf. VII, Fig. 133.

Nr. 134 (D 97) im Nieps. 40 Schritt vom vorigen, weiter im Felde, lag nach Danneil eine Grabkammer, von der jetzt nur noch einige Steine vorhanden sind. Der Deckstein, welcher die ganze Kammer bedeckt, war 2,2 *m* lang, 1,4 *m* breit und 0,6 *m* dick.

Zwischen Nr. 132 und 134 liegen zwei Megalithen, die nur wenig aus dem Erdboden hervorragen. Es scheinen Reste eines früher hier vorhanden gewesenen Steinkammergrabes zu sein.

Nr. [135 u. 136] (D 98 u. 98) im Nieps. Tiefer in dem Forst auf der linken Seite des Weges nach Lüdelsen am Wege nach Tangeln, in der Nähe des Dachsberges, lagen nach Danneil nahe bei einander zwei Grabkammern, jede von etwa 3,1 *m* Länge und 1,9 *m* Breite.

Nr. 137 (D 100) im Nieps. 650 *m* NNO. vom Forsthause, im Walde, liegt eines der besterhaltenen und ansehnlichsten Steinkammergräber der Altmark. Seine Länge beträgt 35 *m*, seine Breite 8—10,6 *m*. Die aus etwa 55 Steinblöcken bestehende Umfassung ist in einem langgestreckten Rechteck angeordnet und zieht sich von W. zu N. nach O. zu S. hin. Fast sämmtliche Steine, besonders aber die Ecksteine, sind von beträchtlicher Grösse; einer der letzteren ragt nahezu 2 *m* aus der Erde hervor und ist dabei 1,7 *m* breit. Die Kammer ist im Lichten gemessen etwa 7 *m* lang und 1,9 *m* breit; sie setzt sich zusammen aus 13 Wandsteinen und 5 Decksteinen, wovon die zwei mittleren herabgestürzten Blöcke, Scheidewänden gleich, in der Kammer liegen. Danneil nimmt daher auch an, dass hier zwei von einander getrennte Kammern vorhanden seien, welcher Auffassung wir nach den von uns an den anderen Steinkammergräbern der Altmark gemachten Beobachtungen nicht beistimmen können. — Die an der Süd-Seite der Umfassung vorhandene Lücke und der querstehende, an die Kammer sich anschliessende Stein (vergl. den Grundriss auf Taf. VI, Fig. 137) gestatten die Vermuthung, dass hier, ähnlich wie bei dem Grabe 112 im Wötz, ein seitlicher Zugang zu der Kammer vorhanden war. — Siehe die Abbildung auf Taf. VII, Fig. 137.

Das Grab ist jetzt von einer eingehegten Parkanlage umgeben und mit einigen Bäumen bepflanzt; es ist ebenso, wie Nr. 132—134 Eigenthum des Landraths von der Schulenburg-Beetzendorf.

Nr. [138] (D 101) im Nieps. Beim Niepser Acker im sogenannten Lieberoser Antheil nach Ahlum zu lag nach Danneil eine Grabkammer, aus 5 Blöcken bestehend, ohne Deckstein.

Nr. [139] (D 102) im Nieps. Etwa 40 Schritt vom vorigen lag nach Danneil ein 10,7 *m* langes Steinkammergrab. Die Grabkammer mit einem Deckstein war noch gut erhalten; von den Umfassungssteinen stand nur noch einer.

Nr. [140] (D 103) bei Rohrberg. Zwischen Tangeln und Rohrberg im Acker auf einer Anhöhe lag nach Danneil eine Steinkammer von 7,5 *m* Länge und 3,1 *m* Breite, mit einem an einem Ende abgerutschten Deckstein. Die Blöcke waren sehr gross.

Nr. [141] (D 104) bei Rohrberg. Nahe beim vorigen lag nach Danneil ein Steinkammergrab von 12,6 *m* Länge und 8,1 *m* Breite. Die verhältnissmässig kleine Kammer war mit 3 Decksteinen gedeckt.

Nr. [142] (D 105) bei Rohrberg. Nicht weit vom vorigen lag nach Danneil ein Steinkammergrab von 9,4 *m* Länge und 6,3 *m* Breite. Die Kammer war klein, der Deckstein 3,1 *m* lang, 1,6 *m* breit und 1,3 *m* dick.

Nr. [143] (D 106) bei Rohrberg. Dicht am Wege von Tangeln zum Dorfe lag nach Danneil eine schöne Steinkammer, die durch Abfahren des Sandes stark gelitten hatte, indem einzelne Wandsteine bereits herabgestürzt waren. Von den 3 grossen Decksteinen war einer 3,8 *m* lang, 1,9 *m* breit und 0,95 *m* dick. Das Grab lag auf einem Hügel und gewährte einen imposanten Anblick.

Nr. [144] (D 107) bei Rohrberg. Südwestlich vom vorigen, auf einem bedeutenden Sandhügel, lag nach Danneil eine zerstörte Steinkammer, von welcher die meisten Blöcke bereits fehlten.

Nr. [145—147]. Bei Rohrberg, in der Richtung nach Tangeln, lagen nach den Akten des Altmärkischen Vereins noch weitere drei Steinkammergräber, die sogleich nach der Separation von den Besitzern abgeräumt wurden.

Ebenso sind auf der Feldmark Tangeln vor der Separation noch mehrere Steinkammergräber vorhanden gewesen, da Danneil im VI. Jahresbericht des Altmärkischen Vereins, S. 99 ausdrücklich bemerkt, dass auf besagter Feldmark sämmtliche Hünengräber zerstört seien.

Aus den Gräbern Nr. 140—147 stammen folgende, im Salzwedeler Museum befindliche Gegenstände:

Taf. XI, Fig. 140/147 *a* (A II, 564 Mus. Salzwedel). Ein sehr grosses Beil aus Diorit, von schwärzlich grüner Farbe. Dasselbe ist auf allen Seiten geschliffen; die Schneide ist auf einer Seite verletzt. Länge 235, grösste Breite 83, kleinste Breite 55, Dicke 51 *mm*.

Taf. XI, Fig. 140/147 *b* (A II, 131 Mus. Salzwedel). Ein Schmalmeissel aus dunkelgrauem Feuerstein. Derselbe ist auf vier Seiten geschliffen; die Schneide ist verletzt. L. 133, gr. Br. 19, kl. Br. 13, D. 14 *mm*. Gefunden in einem Steinkammergrabe mit noch mehreren Steingeräthen, die aber nicht erhalten sind.

Bei einem Steinkammergrabe bei Rohrberg wurden ferner laut Danneil's Bericht in Kruse's Archiv Bd. I, Heft V (Halle 1825) zwei Axthämmer aus einem schwarzen Gesteine gefunden. Beide Hämmer waren durchbohrt; der eine war aus dem Bruchstücke eines grösseren an der Durchbohrungsstelle abgebrochenen Hammers hergestellt. Auch über den Verbleib dieser Instrumente ist uns nichts bekannt geworden.

Nr. [148] (D 108) bei Ahlum. In derselben Ackerbreite wie Nr. 133, aber nach Ahlum gehörig, rechts am Wege von diesem Orte nach Rohrberg, in dem Plane des Pfarrers zu Ahlum lag nach Danneil eine schöne Grabkammer von 10 *m* Länge und 2,5 *m* Breite mit 5 Decksteinen.

Nr. [149] (D 109) bei Ahlum. Auf derselben Ackerbreite, 30 Schritt vom vorigen, lag nach Danneil eine gut erhaltene Grabkammer von 10 *m* Länge und 1,9 *m* Breite mit 7 Decksteinen.

Nr. [150] (D 110) bei Ahlum. Auf dem Bauernberge westlich vom Dorfe an der Grenze des Niepser und Wismarschen Forstes lag nach Danneil ein sehr interessantes Steinkammergrab von 34 *m* Länge und 7,8 *m* Breite. Sämmtliche Ecksteine (Wächter) waren erhalten. Eigenthümlich war demselben, dass es am Ost- und am Westende eine abgesonderte Kammer besass; in dieser Hinsicht das einzige der Altmark. Jede Kammer hatte 3 Decksteine, der eine war 2,2 *m* lang, 1,9 *m* breit und 0,6 *m* dick. — In von Estorff's heidnischen Alterthümern der Gegend von Uelzen (Hannover 1841) ist auf dem Titelblatte des Atlas ein ähnlich construirtes Steinkammergrab von Haassel (Amt Medingen) abgebildet.

Nr. [151] (D 111) bei Ahlum. An der Stöckheimer Grenze lag nach Danneil ein Steinkammergrab von 6,6 *m* Länge und 3,5 *m* Breite; der Deckstein der Kammer war bereits herabgefallen.

Nr. [152] (D 112) bei Ahlum. 30 Schritt vom vorigen, auf der Grenze zwischen Stöckheim und Ahlum, lag nach Danneil ein Steinkammergrab von 11 *m* Länge und

7,8 *m* Breite. Die Kammer war gut erhalten und hatte 2 Decksteine; der eine war 2,3 *m* lang, 2 *m* breit und 0,95 *m* dick, der andere 2,2 *m* lang, 1,6 *m* breit und 0,6 bis 0,95 *m* dick.

Aus den Steinkammergräbern bei Ahlum stammen folgende Steingeräthe:

Taf. XI, Fig. 148/152*a* (A II, 371 Mus. Salzwedel). Ein durchbohrter Axthammer aus einem weichen und schieferigen grauen Gesteine. Derselbe ist aus dem Bruchstücke eines grösseren, an der Durchbohrungsstelle abgebrochenen Hammers hergestellt. Das neue, cylindrische Bohrloch liegt 40 *mm* näher zur Schneide uud hat 22—23 *mm* im Durchmesser. L. 88, gr. Br. 75, D. 26 *mm*.

Taf. XI. Fig. 148/152*b* (A 161 Mus. Salzwedel). Ein hellgraues prismatisches Feuersteinmesser. Das Ende der Spitze ist nach Art eines Schabers hergerichtet. L. 85, gr. Br. 25, D. 8 *mm*.

Nr. [153] (D 113) bei Mellin. Etwa 1200 Schritt nordwestlich vom Dorfe in dem Hellberge lag nach Danneil eine Grabkammer, die sogenannte Eulenkammer, von 10 *m* Länge und 3,1 *m* Breite, mit 4 Decksteinen. Der eine davon war 3,1 *m* lang, 2 *m* breit und 1,1 *m* dick.

Nr. [154] (D 114) bei Mellin. Etwa 10 Minuten vom vorigen entfernt, hart am Wege von der neuen Mühle nach Mellin, lagen nach Danneil weitere 2 Steinkammergräber. Die in denselben im Jahre 1837 stattgehabten Nachgrabungen ergaben laut der im I. Jahresbericht des Altmärkischen Vereins, S. 42 und im VI. Jahresbericht, S. 91 abgedruckten Beschreibung, die wir nach den im Besitze des genannten Vereins befindlichen handschriftlichen Aufzeichnungen Danneil's ergänzen, folgendes Resultat: Das erstere Grab (siehe den von uns rekonstruirten Grundriss, Taf. VI., Fig. 154) war von W. nach O. gemessen etwa 15,7 *m* lang und von S. nach N. 12,5 *m* breit. Die Steinumfassung war rund um dasselbe angeordnet. Der innerhalb derselben aufgeschüttete Hügel erhob sich 1,6 *m* über den gewachsenen Boden. Die Kammer bestand aus mehreren Wandsteinen und einem den Raum ganz deckenden Steine; diese waren in dem voraufgegangenen Jahre sämmtlich weggefahren. Bei dieser Gelegenheit hatten die Arbeiter, welche zu der Nachgrabung wieder hinzugezogen wurden, „unter dem Altar (= Steinkammer) in einem Steinkasten“ eine mit Knochen und Asche gefüllte Urne, ohne Metallbeigabe, gefunden und zerschlagen. Das Grab wurde unter Danneil's Leitung sorgfältig bis auf den Urboden umgearbeitet, wobei in einer Tiefe von 65—90 *cm*, also nicht auf dem Urboden, 7 menschliche Skelette[1]) aufgefunden wurden, 3 östlich von den in der Mitte noch stehenden Granitblöcken, auf welchen der Deckstein geruht hatte, 4 westlich von denselben. Sämmtliche Skelette lagen der Länge nach in blossem Sande, mit den Füssen gegen Osten gerichtet, die Arme dicht am Leibe. Auf der Ostseite diente ein etwa 30 *cm* hohes, aus kleinen Geschieben hergerichtetes Pflaster als Lager für die Leichen. Auf der Westseite fehlte dieses; dagegen waren hier mehrere Skelette, besonders der Kopf, in Lehm gebettet. Um den Hals des einen Skelets, von dem der Schädel und die Halswirbel noch vollständig erhalten sind, befand sich Fig. 3 a (A. II. 78 Mus. Salzw.) ein dünner, aus drei 1 *mm* starken Bronzedrähten gewundener Halsring mit Haken und Oehse. Von dem Verschlusse ist nur noch die Oehse erhalten. Der Ring hat etwa 140 *mm* im Durchmesser und trug laut Danneil's Aufzeichnung „ein Paar perlartiger Körper“. „Bemerkenswerth ist noch“, fährt unser Gewährsmann fort, „dass, ungeachtet der Hügel bis zum Urboden abgegraben ward, doch keine steinernen Instrumente, die sich in Gräbern derart stets vorzufinden pflegen, entdeckt werden konnten, ungeachtet auch die Arbeiter sehr aufmerksam beim Graben waren.“

Wir haben es hier mit einem Steinkammergrabe zu thun, das in neolithischer Zeit errichtet und in späterer Zeit zu Nachbegräbnissen verwendet wurde. Die innerhalb der Kammer „in einem Steinkasten“ beigesetzte Urne lässt auf die Zeit der

1) Wenn hier nur sieben Skelette angeführt werden, und aus dem Grabe Nr. 155 eines, im Ganzen also 8 Skelette, während Herr Rud. Virchow in dem nachfolgenden Berichte (S. 157) erwähnt, dass Schädelknochen von etwa 10 Individuen an den aus diesen Gräbern stammenden Skeletresten unterschieden werden können, so findet dieses seine Erklärung in dem schlechten Erhaltungszustande der Skelette, der es nicht ermöglichte, bei der Ausgrabung die Anzahl genau festzustellen.

Hügelgräber schliessen, die in dem Hügel erfolgte Bestattung von Leichen aber auf eine noch spätere Periode. Die Technik, welche der mit dem einen Skelet gefundene Bronzedrahtring Fig. 3a zeigt, gehört sicher erst der späteren Metallzeit an; ähnliches findet sich z. B. in der spätrömischen oder Völkerwanderungszeit bei zwei Armringen, Fig. 3 c von Völklingen, Kreis Saarbrücken (Königl. Museum für Völkerkunde, Berlin, I i 358) und bei einem Halsring, Fig. 3 b vom Rombinus, Kreis Ragnit (daselbst II. 2887).

Fig. 3.

Nach diesen Vergleichsstücken würden die Melliner Skelette der spätesten römischen Kaiserzeit, der Uebergangsepoche von der römischen Cultur zur sogenannten merowingischen angehören. Aus der Altmark waren derartige Funde bisher nicht bekannt. Ein in allerneuester Zeit zu Tage gebrachter Fund bestätigt indessen unsere Ansicht. Conservator E. Krause fand in einem La Tène-Gräberfeld beim Dorfe Vitzke, Kreis Salzwedel, einen flachen Hügel und in diesem unter einer Steinschüttung von 4 *m* Länge, 3 *m* Breite und 1 *m* Höhe die Reste zweier Skelette. Bei dem grösseren lagen an der linken Hüfte eine eiserne Schnalle sowie ein eisernes Messer und nahe dabei, da die Beine stark gekrümmt, also die Füsse unweit der Hüfte lagen, zwei Bronzesporen mit Eisendornen, ferner die beiden Riemenzungen und Schnallen der Sporenriemen. Die Schnallen waren aus Eisen hergestellt und mit Bronze tauschirt, eine Technik, die ebenso wie die Sporenform für die Zeitbestimmung einen guten Anhalt giebt. Ausführlicherer Fundbericht wird in den „Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde“ gegeben werden.

Ein ähnlicher Fund von 5 Skeletten in einem, mit äusserem und innerem Steinring umgebenen Hügel, dem „Lindenberg“, wird uns von Danneil bei Winterfeld, gegen die Feldmark Sallenthin hin, gemeldet (Förstemann's Mitth., Halle 1835, II. Band, S. 577). Doch hatte dieses Grab keine Steinkammer, welcher Umstand ebenso wie das Fehlen von Steingeräthen als Beigaben, dafür spricht, dass diese Art der Bestattung nicht der neolithischen, sondern einer viel späteren Zeit angehört. — Auch stellte v. Estorff a. a. O., S. 15 eine Nachbestattung von 5 Leichen, ebenfalls aus einer viel späteren Zeit, in dem Bette eines Steinkammergrabes auf der Feldmark Klein Prezier (Prov. Hannover) fest.

Nachbegräbnisse zu verschiedenen Zeiten in ein und demselben Hügel sind vielfach beobachtet worden. Man vergleiche hierüber „Heinr. Handelmann, Amtliche Ausgrabungen auf Sylt (Kiel 1873)“ und „J. Naue, Die Hügelgräber zwischen Ammer- und Staffelsee (Stuttgart 1887“). Die in dem Melliner Grabe vorgefundenen Verhältnisse dürfen uns also in dieser Hinsicht nicht befremden.

Nr. [155] (D 115) bei Mellin. 50 Schritt östlich vom vorigen lag nach Danneil ein ganz gleiches Steinkammergrab. Nach dem I. Jahresbericht des Altmärkischen Vereins, S. 44, enthielt dasselbe ein Skelet, in gleicher Lage wie die im Grabe Nr. 154 aufgefundenen, aber nur etwa 60 *cm* tief im blossen Sande gebettet. Ferner fanden sich auf der Nordost-

seite in einer Tiefe von kaum 30 *cm* unter der Oberfläche, nahe bei einander 3 Urnen vor, die in der Nähe eines Megalithen der Umfassung über dem Steinpflaster standen, mit welchem der Hügel durchzogen war. Die Urnen waren in der Erde schon ganz zerdrückt; ihre noch vollständig erkennbare Form, noch mehr aber die Prüfung der Scherben und deren Verzierung, sowie ihr Inhalt: calcinirte Knochen und eine 209 *mm* lange eiserne Nadel[1]), überzeugten Danneil, dass er es hier mit den in den Urnenfriedhöfen der Altmark allgemein vorkommenden Thongefässen zu thun hatte. — Es muss also bezüglich derselben ebenfalls ein in viel späterer Zeit erfolgtes Nachbegräbniss angenommen werden.

Bericht des Herrn Rud. Virchow über die Gebeine von Mellin (Nr. 154 und 155):

„Unter der grossen Zahl von menschlichen Gebeinen, welche die mir übersandte Kiste aus dem Museum in Salzwedel enthielt, konnte ich Schädelknochen von etwa 10 Individuen unterscheiden. Allein nur ein einziger Schädel war so weit vollständig, dass der grössere Theil der erforderlichen Maasse an ihm genommen werden konnte. Er ist mir schon bei einer früheren Gelegenheit wegen seiner ausgemachten Dolichocephalie aufgefallen (Verh. 1891, S. 680).

„Dieser Schädel hat einem jungen Frauenzimmer gehört, bei dem die Weisheitszähne schon durchgebrochen waren. Er ist chamaedolichocephal (L.-Br.-Ind. 71,8, L.-H.-Ind. 68,7). Der Hinterhauptindex (32,9) ist ungewöhnlich gross, namentlich verglichen mit dem Basilarindex (52,1). Dem entsprechend ist das vertikale Umfangsmaass (283 *mm*) gegenüber dem horizontalen (498) und dem sagittalen (355) klein. Von letzterem entfallen auf das Stirnbein 32,4, auch die Pfeilnaht und die Hinterhauptschuppe je 33,8 pCt.

„Das Gesicht ist zart und niedrig. Der Orbital-Index hyperhypsikonch (92,1), dagegen der Nasenindex platyrrhin (52,0). Diess hängt wohl zusammen mit der Grösse des Oberkieferfortsatzes und der Prognathie, welche zum grössten Theile durch die Stärke der Schneidezähne bedingt ist. Sonst ist die Nase eigentlich hoch und ihr Ansatz gerade. Der Gaumenindex leptostaphylin (67,8). Der Unterkiefer in den Seitentheilen dick.

„Die Einzelmaasse sind folgende:

Grösste horizontale Länge	182 *mm*
„ Breite	130 „ ?
Gerade Höhe	125 „
Ohrhöhe	103 „
Horizontale Hinterhauptslänge	60 „
Basilare Länge, For. magn. bis Nasenwurzel	95 „
„ „ Nasenstachel	85 „
„ „ Kinn	116 „
Horizontalumfang	498 „
Vertikalumfang	283 „
Sagittalumfang des Stirnbeins	115 „
„ der Pfeilnaht	120 „
„ des Hinterhaupts	120 „
Ganzer Sagittalbogen	355 „
Stirnbreite (minim.)	91 „
Gesichtshöhe *A* (Nasenw. bis Kinn)	111 „
„ *B* (Nasenwurzel bis Alveolarrand)	68 „

Gesichtsbreite *a* (jugal)	— *mm*
„ *b* (malar)	90 „
„ *c* (submaxillar)	95 „
Orbita, Höhe	35 „
„ Breite	38 „
Nase, Höhe	48 „
„ Breite	25 „ ?
Gaumen, Länge	53 „
„ Breite	38 „

Indices:

Längenbreiten-I.	71,8
Längenhöhen- „	68,7
Ohrhöhen- „	56,5
Hinterhaupts- „	32,9
Basilar- „	52,1
Orbital- „	92,1
Nasen- „	52,0?
Gaumen- „	67,8

1) H. Hostmann in seinem Referate über das heidnische Zeitalter in Schweden von Hans Hildebrand (Archiv für Anthropologie, VIII. Bd., S. 284) bemerkt Folgendes: „Dass in den sogenannten Hünengräbern der Altmark mehrfach Eisengeräth aufgefunden wurde, ist bekannt genug (Altmärkischer Jahresbericht I. S. 44, VI. S. 91).“ Diese beiden von Herrn Hostmann angezogenen Stellen beziehen sich aber nur auf den einen oben besprochenen Fall. Die Angabe des genannten Autors ist hiernach also richtig zu stellen.

„Unter den übrigen Schädeln, welche sämmtlich sehr defekt sind und zwar ganz vorzugsweise auf der linken Seite, sind nach meiner Schätzung mindestens 4 weibliche, welche wahrscheinlich sämmtlich chamaedolichocephal waren; bei zweien unter ihnen findet sich eine Sutura frontalis persistens. Einige andere Schädel, bei denen mehr die hintere Hälfte erhalten ist, haben stärkere Knochen und weit grössere Breite; sie scheinen von Männern herzurühren. Bei ihnen springt die Oberschuppe erheblich vor. — Auch sind mehrere zerbrochene Unterkiefer vorhanden, darunter ein älterer und ein jüngerer.

„Zahlreiche Reste von Becken- und Extremitätenknochen, unter einander nach Grösse und Bildung sehr verschieden. Besonders bemerkbar sind Ossa femoris mit langen und kräftigen, andere mit kurzen und schwächeren Colla. An den Tibiae keine Platyknemie.

„Endlich sind mehrere Knochen durch grüne oder grünschwarze Färbung einzelner Abschnitte ausgezeichnet, so namentlich der Unterkiefer des beschriebenen Schädels, ferner 2 Claviculae, eine I. Rippe und mehrere Halswirbel; auch ist an einer Scapula das Acromion und an einem Oberschenkelknochen der äussere Umfang der Diaphyse gefärbt. Diess lässt auf die Anwesenheit zahlreicher Bronzegegenstände schliessen".

Nr. 156 (D. 116) im Gutstein. In der Nähe von Mellin, östlich und südlich, liegt der sogenannte Neumühlsche nach Wolfsburg gehörige Forst. In der Abtheilung desselben, welcher nach einem wüstgewordenen Dorfe den Namen Gutstein führt, liegt ein Steinkammergrab, von dem zu Danneils Zeit noch die Wandsteine der Kammer, sowie einige Umfassungssteine vorhanden waren. Heute sind nur noch ein Paar Steine davon zu sehen. Da das Grab noch nicht aufgegraben zu sein scheint, es vielmehr den Eindruck macht, dass nur die Steine weggeholt sind, so hat eine Nachgrabung vielleicht noch Erfolg.

Nr. 157 (D 117?) im Gutstein. Im gleichen Bezirke wie Nr. 156, 10 Minuten von demselben entfernt, liegt eine von WNW. nach OSO. sich erstreckende Steinkammer von 12,8 *m* Länge und 6,6 *m* Breite mit 6 oder 7 Decksteinen. Da die Steine der Umfassung weggenommen sind, so sind die Wandsteine der Kammer von der Last der Decksteine auseinander getrieben und letztere herabgesunken. Siehe den Grundriss auf Taf. VI Fig. 157.

Nr. 158 (D 118) im Gutstein. Im gleichen Bezirke wie Nr. 157 am Wege von Mellin nach Ristedt nahe der Kreuzung des Weges von Tangeln nach Heydau liegt ein von S. nach N. sich hinziehendes Steinkammergrab von 23 *m* Länge und 8 *m* Breite. Die jetzt aus 23, ursprünglich aus etwa 30 Blöcken zusammengesetzte Steinumfassung ist lang oval angeordnet. Von der am Nordende befindlichen Kammer sind nur noch 2 herabgesunkene Decksteine, welche nach Danneil die Kammer ganz gedeckt haben, nebst Resten der Wandsteine vorhanden. Siehe den Grundriss auf Taf. VI Fig. 158 und die Ansicht Taf. VII, Fig. 158.

Nr. 159 im Gutstein. Zwischen Nr. 157 und 158 liegen noch die aus 10 kleineren Steinen bestehenden Reste eines Steinkammergrabes. Eine Nachgrabung auf dieser Stelle ist wünschenswerth.

Nr. 160 bei Neumühle. Nördlich von dem vorigen Grabe etwa 5 Minuten OSO. von Neumühle, rechts am Wege nach Heydau, nahe der Tangelschen Grenze, ebenfalls im Forste liegt ein Steinkammergrab mit rund angeordneter Steinumfassung von etwa 7 *m* im Durchmesser. Die von S. nach N. sich erstreckende Kammer misst im Lichten 3,25 *m* in der Länge und 1 *m* in der Breite. Sie ist aus 6 Wandsteinen zusammengesetzt; die Decksteine sowie ein grosser Theil der Ringsteine des einen rund gewölbten Hügel bildenden Grabes fehlen bereits. Siehe den Grundriss auf Taf. VI Fig. 160. — Nachgrabung erwünscht.

Nr. 161 bei Neumühle. 120 Schritt nördlich vom vorigen, links vom Wege von Neumühle nach Heydau liegt ein gleiches Steinkammergrab von 9—10 *m* im Durchmesser, von dem jedoch nur noch 3 Steine der Kammer und etwa 10 Blöcke der Umfassung erhalten sind. Siehe den Grundriss auf Taf. VI Fig. 161. Nachgrabung erwünscht. — Aehnliche Gräber sind bei Molmke vorhanden, vergl. unsere Notiz nach der Beschreibung des Grabes Nr. 85.

Nr. [162] (D 119) bei Ristedt. Nahe an der Immekather Grenze lag nach Danneil eine Grabkammer von 9,4 *m* Länge und 3,1 *m* Breite; nur noch ein Deckstein war da, die übrigen sowie einzelne Umfassungssteine waren abgefahren. Die Wandsteine waren verhältnissmässig gross.

Nr. [163] (D 120) bei Ristedt. Oestlich vom vorigen, etwa 500 Schritt davon in der Heide lag nach Danneil eine Grabkammer von 10 *m* Länge und 3,8 *m* Breite mit 3 Decksteinen, von denen jeder 3 *m* lang war. Ein Eckstein (Wächter) auf der Ostseite hatte eine Länge von 2,2 *m*.

Nr. [164] (D 121) bei Ristedt. Nördlich vom vorigen, 40 Schritt davon entfernt, lag nach Danneil eine Grabkammer 5,6 *m* lang und 2,5 *m* breit mit 3 Decksteinen.

Nr. [165] (D. 122) bei Ristedt. Nördlich vom vorigen, ebenfalls in der Heide lag nach Danneil eine vollständig erhaltene Grabkammer von 6,3 *m* Länge und 2,5 *m* Breite mit 3 Decksteinen.

Nr. [166] (D 123) bei Ristedt. Nördlich von Nr. 165 dicht am Tangelschen Wege lagen nach Danneil die Reste eines Steinkammergrabes. Da dasselbe zum Theil abgetragen war, so konnte man feststellen, dass die Wandsteine der Kammer und die Steine der Umfassung 1,9 *m* und darüber in dem aufgeschütteten Hügel steckten, während sie nur etwa 30 *cm* daraus hervorragten.

Aus einem der vorgenannten Steinkammergräber bei Ristedt stammen folgende Steingeräthe:

Taf. XI, Fig. 162/166*a* (A 82 Mus. Salzw.) Ein Feuersteinbeil von hellgrauer Farbe (wolkig), auf vier Seiten geschliffen, jedoch noch vielfach den muscheligen Bruch zeigend. L. 133, gr. Br. 59, kl. Br. 40, D. 22 *mm*.

Taf. XI, Fig. 162/166 *b*. (A 83 Mus. Salzw.) Ein Feuersteinbeil, schwärzlichgrau mit einem hellen Fleck. Beide Breitseiten sind geschliffen. Die Schneide trägt eine geringe Verletzung. L. 130, gr. Br. 52, kl. Br. 31, D. 11 *mm*.

Nr. 167 (D 124) bei Nesenitz. Links vom Wege von Nesenitz nach Henningen „auf den Steinstücken“, etwa 400 Schritt von der Landstrasse entfernt, liegen die Reste eines Steinkammergrabes von 7,5 *m* Länge und 3,3 *m* Breite. Die Grabkammer war in den vierziger Jahren noch vollständig erhalten, von den Umfassungssteinen fehlten nur einige. Heute sind nur noch 9 Steinblöcke davon laut unserer Grundrisszeichnung auf Taf. VI Fig. 167 erhalten, trotzdem das Grab bei der Separation als Gemeindeeigenthum reservirt wurde. Siehe auch die Abbildung auf Taf. VII Fig. 167.

Nr. 168 (D 125) bei Immekath. Unmittelbar am Wege von Immekath nach Mellin, 30 Minuten nordwestlich von ersterem Orte im Forste, liegen die Reste einer Grabkammer, welche Danneil als 7,5 *m* lang, 3,8 *m* breit und mit 4 Decksteinen versehen anführt. Heute sind davon nur noch 7 Steinblöcke vorhanden, darunter ein Deckstein von 2,6 *m* Länge und 1,6 *m* Breite. Der Stein auf der NW.-Seite ragt über 1 *m* aus der Erde hervor. Siehe den Grundriss auf Taf. VI, Fig. 168 und die Abbildung auf Taf. VII, Fig. 168.

Nr. 169 (D 126) bei Immekath. 500 Schritt westlich vom vorigen rechts am Wege nach Mellin, liegen die Reste einer Grabkammer, welche eine Fläche von 5,5 *m* Länge und 3,5 *m* Breite bedecken. Von den noch vorhandenen Blöcken ist der Deckstein 1,9 *m* lang, 1,8 *m* breit und 0,3 *m* dick. Siehe den Grundriss auf Taf. VI, Fig. 169 und die Abbildung auf Taf. VII, Fig. 169.

Nr. [170] (D 127) bei Immekath. In der wüsten Feldmark Pressau, $^1/_4$ Stunde südlich von Immekath, lag nach Danneil eine Grabkammer von 5 *m* Länge und 2,5 *m* Breite mit 3 Decksteinen.

Nr. [171] (D 128) bei Immekath. In der Nähe der Hoppenmühle, rechts von der Jeetze, lag nach Danneil ein schon theilweise zerstörtes Steinkammergrab, von 9,4 *m* Länge und 5 *m* Breite.

Nr. [172] (D 129) bei Immekath. Ebendaselbst, links von der Jeetze, lag nach Danneil ein Steinkammergrab, das ebenfalls stark verwüstet war.

Nr. [173] (D 130) bei Immekath. Im Giez-Kamp nach Nesenitz zu, näher an diesem Orte als an Immekath, lag nach Danneil ein Steinkammergrab von 11,3 m Länge

und 6,3 *m* Breite. Die Umfassungssteine waren verhältnissmässig klein. Vier Decksteine bedeckten die Kammer ganz.

Nr. 174 (D 131) in Winterfeld. Etwa 14 Kilometer in nordöstlicher Richtung von dem unter Nr. 167 beschriebenen Grabe bei Nesenitz und in annähernd gleicher Entfernung östlich von der bei Gross-Bierstedt (Nr 117/123) beginnenden Steinkammerregion, im Dorfe Winterfeld (im Pfarrgarten daselbst), liegt ein von SW. nach NO. sich hinziehendes megalithisches Grab, von dem nur noch 7 durch Grösse und Gleichmässigkeit sich auszeichnende Umfassungssteine vorhanden sind. Von der Kammer sind noch 10 Wandsteine und 2 Decksteine erhalten. Hiervon ruht der eine, welcher 2,3 *m* lang und 1,5 *m* breit ist, noch ziemlich gut auf den Wandsteinen, während der andere bereits herabgesunken ist. Die Kammer ist im Lichten gemessen 9,4 *m* lang und 2 *m* breit. Die Umfassungssteine stehen in der Breite des Grabes 6 *m* auseinander. Siehe den Grundriss auf Taf. VI, Fig. 174. Da das Denkmal von dichtem Gebüsch bedeckt ist, so konnte eine Phothographie nicht aufgenommen werden.

Nr. [175] bei Sallenthin. Nach Danneil's handschriftlichen Aufzeichnungen im Besitze des Altmärkischen Vereins befand sich auf der Feldmark Sallenthin, hart an der Grenze von Quadendambeck, ungefähr gleichweit entfernt von beiden Dörfern, ein Steinkammergrab von 28—32 *m* Länge und etwa 6 *m* Breite. In der Länge erstreckte es sich von SO. nach NW. Die Steinumfassung hatte am NW-Ende eine rechteckige Form; bis zur Mitte verliefen die Langseiten der Umfassung parallel, darauf näherten sie sich einander, bis sie schliesslich spitz zusammenliefen. Es erinnert diese Form an die cujavischen megalithischen Gräber, wie solche in der Zeitschr. f Ethnol. 1879 Verh. S. 428 vom General v. Erckert beschrieben und abgebildet sind. Im Innern der Umfassung des Sallenthiner Grabes befand sich eine 7,2 *m* lange und 1,9 *m* breite, viereckig angelegte Grabkammer. Die Wandsteine derselben standen dicht aneinander, ihre breiten, ziemlich ebenen Seiten dem Innern der Kammer zugewendet. In dieser, welche etwa 1,25 *m* tief war, befanden sich 3 herabgestürzte Decksteine. — Ausserdem giebt Danneil noch an, dass die ganze Kammer in vier Abtheilungen getheilt gewesen und dass die beiden der SO.-Seite zu gelegenen Theile kleiner als die der NW.-Seite gewesen seien. Nach den von uns bereits bei dem Grabe Nr. 137 gemachten Erklärungen glauben wir indess annehmen zu dürfen, dass die angeblichen Scheidewände herabgestürzte Decksteine waren. — Die zu Danneil's Zeit von einem Landmanne in dem Grabe vorgenommene Nachgrabung blieb erfolglos.

Nachstehend beschriebene Steingeräthe stammen alle aus einem Steinkammergrabe bei Sallenthin. Es ist aber nicht mehr festzustellen, ob sie in dem vorstehend angeführten Grabe nachträglich gefunden worden oder ob sie einem diesem benachbart gewesenen Grabe entnommen sind.

Taf. XI. Fig. 175*a* (A. II, 479 Mus. Salzw.). Ein Axthammer aus einem grünlichgrauen, weichen Kalkgestein. Derselbe ist geschliffen und trägt eine 19 *mm* im Durchmesser haltende cylindrische Durchbohrung. L. 121, gr. Br. 43, D. 35 *mm*.

Taf. XI, Fig. 175*b* (A. II, 480, Mus. Salzw.). Ein Axthammer aus einem grünlichgrauen, serpentinartigen Gesteine. Derselbe ist geschliffen und hat eine cylindrische Durchbohrung von 24 *mm* im Durchmesser. Das Bahnende ist sehr schmal. L. 105, gr. Br. 54, D. 39 *mm*.

Taf. XI, Fig. 175*c* (A. II, 481, Mus. Salzw.). Ein dunkelgraues, auf vier Seiten geschliffenes Feuersteinbeil. Die Schneide ist etwas verletzt. L. 79, gr. Br. 43, kl. Br. 19, D. 13 *mm*.

Nr. [176] bei Quadendambeck. Etwa 3 *km* nordwestlich von Winterfeld auf der Feldmark Quadendambeck, auf den sogen. Apfelbaumstücken lag nach Danneil (Förstemanns Mitth., Halle 1836, S. 562) ein Steinkammergrab. Dasselbe enthielt zwei geschliffene Feuersteinbeile, von welchen das eine bald unter der Oberfläche, das andere 1 *m* tief im Sande lag. „Ausserdem stand zwischen 3 aufrechten Granitblöcken (Wandsteinen) ohne besondere Umhüllung eine kleine Urne, oben einfach durch Striche verziert, mit etwas umgebogenem Rande, auswendig lehmfarben, inwendig schwarz, äusserlich kaum gebrannt. Ihr Inhalt war nur Sand. In einer anderen Lücke zwischen den Granitblöcken fanden sich noch Trümmer eines ähnlichen Gefässes.“ — Diesem Fundberichte nach scheint die Grabkammer schon früher einmal durchsucht worden zu sein.

Nr. [177] bei Thüritz. Etwa 3 *km* östlich von Winterfeld, auf der Feldmark Thüritz in den sogenannten Thüritzer Gehren, befand sich nach Danneil's Bericht in Förstemanns Mitth. (Halle 1836) S. 561 ein Steinkammergrab, bei dem die Steinumfassung bereits fehlte. Dasselbe enthielt eine Urne nebst zahlreichen Gefässscherben, die mit Holzkohlen und Asche in der Nähe der gegen Westen stehenden Kammer sich vorfanden. „Die ungewöhnlich fest durch rohe Feldsteine verwahrte Urne war gänzlich zerdrückt, ihre Form war aber noch kenntlich. Diese hatte nichts Auffallendes und war topfförmig, etwa 6 Zoll (156 *mm*) hoch, mithin grösser als die Wallstawer, von Farbe gelbbraun. Bemerkenswerth aber ist, dass sie zur Hälfte mit Knochen gefüllt war. Von Metall und steinernen Geräthen auch hier keine Spur.“

Folgende Umstände lassen vermuthen, dass hier ebenfalls ein Nachbegräbniss aus späterer Zeit vorliegt. Zunächst wurden keine steinernen Geräthe in dem Grabe gefunden, welche sonst in der Regel den Steinkammergräbern beigegegeben sind. Sodann war die Urne fest durch rohe Feldsteine verwahrt, welche Art der Beisetzung für die Zeit der Hügelgräber oder der Urnenfriedhöfe spricht. Schliesslich hatte die Urne nach Danneil's ausdrücklicher Versicherung nichts Auffallendes; es fehlten ihr also auch die für die neolithische Zeit so charakteristischen tief eingedrückten Ornamente.

Nr. 178 bei Lüge. Nahe dem Wege von Lüge nach Laddekath, unmittelbar an der Grenze beider Gemarkungen, liegt ein in der Zerstörung begriffenes Steinkammergrab. Es bildet einen ovalen Hügel, in dessen Gipfel die vom Erdreich fast ganz bedeckt gewesene Steinkammer liegt. Den Hügel umgaben zwei ovale Steinringe, von welchen der äussere, an der Basis des Hügels gelegene, 24 *m* lang und 19,3 *m* breit, der innere, auf halber Höhe des Hügels angebrachte, 11,5 *m* lang und 8,2 *m* breit war. Es konnte dies aus den wenigen noch vorhandenen Steinen und den Vertiefungen, in welchen die bereits kurz vor unserm Besuch entfernten Blöcke gelegen hatten, unter Hinzuziehung zuverlässiger Persönlichkeiten der Gegend, die das Grab seit Jahrzehnten aus eigener Anschauung kannten, noch festgestellt werden. — Die jetzt offen stehende, von W nach O sich erstreckende, ein Rechteck bildende Kammer hatte als Wandsteine je 3 flache Steine an den Langseiten und je 1 ebensolchen an den Schmalseiten. Der noch vorhandene mittlere Deckstein ist gesprengt und in die Kammer gesunken. Diese ist im Lichten gemessen 3,7 *m* lang und 1,2 *m* breit, sowie 1,25 *m* hoch; sie war nach Aussage obengen. Gewährsmänner früher fast ganz mit Erde bedeckt, sodass nur noch die Decksteine ein wenig herausragten. Dicht neben der Kammer an ihrem W.-Ende stand ausserdem noch ein sehr grosser Stein aufrecht; hiervon ist die Grube noch vorhanden. Siehe den reconstruirten Grundriss auf Taf. VI, Fig. 178 und die Abbildung auf Taf. VII, Fig. 178. Das Grab ist im Privatbesitz.

Nr. [179] (D 132) bei Jeggeleben. Im Forste nach Sallenthin zu lag nach Danneil ein Steinkammergrab von 17 *m* Länge und 6,6 *m* Breite. Die Grabkammer war mit 4 Decksteinen versehen. Die Umfassungssteine ragten bis zu 2,2 *m* aus der Erde hervor.

Nr. [180] (D 133) bei Jeggeleben. Etwa 100 Schritt vom vorigen lag nach Danneil ein Steinkammergrab von 21,4 *m* Länge und 9,4 *m* Breite; einige Wandsteine und Decksteine der Kammer fehlten schon. Die Umfassungssteine waren ebenfalls besonders gross.

Danneils handschriftlichen Aufzeichnungen zufolge befanden sich südwestlich von Jeggeleben nach Mösenthin zu etwa 12 künstliche Hügel; zwei von ihnen mit sehr grossen Granitblöcken umstellt, die anderen mit meist in die Erde versunkenen und daher nur wenig sichtbaren kleineren Steinen umgeben. Auf der Mitte des einen Hügels befand sich ein Altar (Steinkammer). Bei der durch die Gemeinde vorgenommenen Durchgrabung des Hügels wurde nichts Bemerkenswerthes gefunden. — Ein weiterer künstlicher Hügel befand sich auf der Feldmark Mösenthin nahe an der Jeggeleber Grenze in gerader Linie zwischen Mösenthin und Zierau. Der Hügel, welcher ebenfalls von einem Steinkranze umgeben war, trug in der Mitte einen mächtigen Granitblock von 3,75 *m* Durchmesser. — Es scheint, dass wir es hier mit Resten von Steinkammergräbern sowie mit Hügelgräbern zu thun haben.

Nr. [181] (D 134) bei Liesten. Hart am Wege von Jeggeleben nach Liesten lag nach Danneil ein Steinkammergrab von 13,2 *m* Länge und 7,2 *m* Breite. Die Kammer war sehr gross, fast so lang wie das Grab.

An einen mit eigenthümlichen, natürlichen Abzeichen versehenen Megalithen dieses Grabes knüpfte sich, wie Danneil berichtet, die Sage, dass er von der Kette eines hier versunkenen Brautwagens umschlungen sei, während die Braut selbst in den Stein verwandelt wäre.

Nr. [182] (D 135) bei Liesten. Nicht weit von demselben Wege in der Ackerbreite „die Hufen“ näher an Liesten befand sich nach Danneil ein Steinkammergrab von 6,9 *m* Länge und 3,5 *m* Breite. Die Grabkammer war fast ganz durch 2 Decksteine bedeckt.

Nr. [183] (D 136) bei Liesten. Etwa 30 Schritt vom vorigen lag nach Danneil ein eigenthümliches Grab; dasselbe „schien aus einem kleinen Hünenbette mit Grabkammer und einer schiefwinkelig dabei angebrachten besonderen Grabkammer zu bestehen.“ Anders, fährt Danneil fort, ist die Gruppirung der Granitblöcke nicht zu erklären. Das Grab hatte eine Länge von 10 *m* und eine Breite von 3,5 *m* mit 4 und 2 Decksteinen. — Die oft nach verschiedenen Richtungen umgesunkenen Steinblöcke lassen den Grundriss der Grabkammer bisweilen schwer erkennen. Es lag hier wohl Aehnliches vor, wie bei Nr. 112 u. 137, so dass man sowohl an einen seitlichen Zugang, wie an eine Nebenkammer denken kann. Möglich ist auch, dass das Grab, wie das später zu beschreibende von Ebendorf, angeordnet war.

Bezüglich der Steinkammergräber Nr. [180—182] konnten wir durch den Amtsvorsteher Herrn Zander in Liesten noch feststellen, dass sein Vater solche im Jahre 1869 abräumen liess. Es wurde dabei gefunden (Taf. XI Fig. 181/183) ein graues, auf vier Seiten geschliffenes Feuersteinbeil, L. 157, gr. Br. 66, D 19 *mm*. Wir lieferten den Gegenstand, der vorläufig Eigenthum des Herrn Zander bleiben soll, in das altmärkische Museum zu Stendal ab.

Ganz nahe bei dem Steinkammergrabe, in welchem das Feuersteinbeil gefunden wurde, befand sich nach dem gen. Gewährsmanne ein Hügelgrab, dem eine Urne entnommen wurde, welche beim Ausgraben zerfiel.

Nr. [184] (D 137) bei Liesten. Nordöstlich, nahe beim Dorfe, unfern des Weges nach Rademin, lag nach Danneil ein Steinkammergrab von 6,9 *m* Länge und 3,5 *m* Breite. Der Deckstein fehlte bereits.

Nr. [185] (D 138) bei Liesten. Nahe beim vorigen in nördlicher Richtung befand sich nach Danneil ein Steinkammergrab von 32 *m* Länge und 7,9 *m* Breite. Die Kammer lag fast in der Mitte des Grabes. Der Deckstein war schon gesprengt, die Träger waren noch erhalten. Die Ecksteine (Wächter) waren besonders gross.

Nr. [186] (D 139) bei Liesten. 50 Schritt nördlich vom vorigen lag ein Steinkammergrab von 18,2 *m* Länge und 6,6 *m* Breite. Danneil bemerkt Folgendes dazu: „Aus der Stellung der Blöcke im Innern des Grabes scheint hervorzugehen, dass 3 Grabkammern in dem Grabe befindlich sind; eine grössere mit 2 Decksteinen und auf jeder Seite eine kleinere ohne Deckstein.“ Dem Eindrucke folgend, den wir bei der Besichtigung der jetzt noch bestehenden Steinkammergräber der Altmark gewonnen haben, glauben wir annehmen zu dürfen, dass zwei herabgefallene Decksteine Danneil zu der Annahme von drei getrennten Abtheilungen der Grabkammer veranlasst haben. Die Kammer hat also wahrscheinlich ursprünglich 4 Decksteine gehabt, von welchen nur die beiden mittleren liegen geblieben, die beiden Endsteine aber nach innen herabgestürzt waren.

Nr. [187] (D 140) bei Benkendorf. Links vom Wege nach Stappenbeck lag nach Danneil ein theilweise schon zerstörtes Steinkammergrab.

Nr. [188] (D 141) bei Ladekath. Auf der Westseite neben dem Dorfe lag nach Danneil ein Steinkammergrab von 7,8 *m* Länge und 3,1 *m* Breite, ebenfalls schon theilweise zerstört.

Nr. [189] (D 142) bei Königstedt. In der Ackerbreite „im kalten Busch“ nach Liesten zu, in der wüsten Feldmark Milow, befand sich nach Danneil ein Steinkammergrab von 9,4 *m* Länge und 3,1 *m* Breite. Der Deckstein war bereits gesprengt, die Wand-

steine der Kammer und die Umfassungssteine des Grabes waren grösstentheils noch vorhanden.

Nr. [190] (B 12) bei Dolchau (Dolchow). Etwa 7,5 *km* östlich von Thüritz (Nr. 177) auf dem Dolchauer Berge, einer östlich von Dolchau gelegenen, kleinen natürlichen Anhöhe, befand sich nach Bekmann I, 354 ein Steinkammergrab mit ovaler Steinumfassung von 30, bezw. 22,5 *m* im Durchmesser. Die bei Bekmann S. 348 Taf. I Fig. 7 abgebildete Kammer hatte mehrere Decksteine, wovon der eine 4,6 *m* lang, 3 *m* breit und 1,3 *m* dick war, also den gewaltigen Deckstein des Stöckheimer Grabes (Nr. 130) an Umfang übertraf.

IV. Kreis Gardelegen.

Weder Bekmann, noch Danneil führen aus diesem Kreise Steinkammergräber auf. Auch wir konnten trotz vielfacher Nachfrage bei den der Gegend Kundigen nichts über das Vorhandensein von megalithischen Denkmälern erfahren.

Dagegen ist nach Danneil (I. Jahresbericht des Altmärkischen Vereins für vaterländische Geschichte, S. 55) in dem südöstlich angrenzenden, zum Magdeburgischen gehörigen **Kreise Wolmirstedt** im Jahre 1836 ein Steinkammergrab untersucht worden, Nr. 1000 Ebendorf, welches höchst bemerkenswerth ist, weil es in seiner Bauart gänzlich abweicht von den sonst in dem norddeutschen Flachlande uns bekannt gewordenen, und an Formen erinnert, wie sie in Dänemark und Irland vorkommen [1]).

Dasselbe war auf der Ebendorfer Feldmark nahe der Olvenstedter Grenze gelegen und führte den bezeichnenden Namen „Angelhoch“ [2]). Mehrere, ebenso construirte Gräber sollen in derselben Gegend vorhanden gewesen und zerstört worden sein. In der Luftlinie gemessen ist die Entfernung von diesem Grabe bis zu der nächsten Steinkammergräberregion in der Altmark, bei Kläden, etwa 50 *km*.

Wie der Grundriss, bei welchem die Angabe der Himmelsrichtung fehlt, zeigt, bildet die Kammer ein langgestrecktes schiefwinkliges Trapez, dessen Länge 9 *m* und dessen Breite an einem Ende 1,25 *m*, am anderen nur 1 *m* (alles im Lichten gemessen) beträgt. An dem schmalen Ende des Trapezes zweigt sich, 2 *m* von der einen spitzen Winkel bildenden Ecke entfernt, im Winkel von 40° eine Seitenkammer ab, welche 5 *m* lang [3]) und 0,95 *m* breit ist und einen rechtwinkligen Abschluss hat. Die beiden, durch Granitblöcke von 1,5 bis 1,9 *m* Durchmesser gedeckten Kammern waren durch auf der hohen Kante stehende

---

1) Henry Petersen (Steinaltergräber Dänemarks, übersetzt von J. Mestorf im Archiv für Anthropologie, XV. Bd., p. 138) erwähnt: „Als geringere Abweichungen von der Hauptform (der Gangbauten) sind zu erwähnen, dass die Wände der Kammer bisweilen im schiefen Winkel zusammenstossen, und dass der Gang, der gemeiniglich im rechten Winkel von der Kammer ausgeht, bisweilen dem einen Ende der Kammer näher liegt, als dem anderen, oder gar einen schiefen Winkel mit derselben bildet.“ — Ferner findet sich Aehnliches nach J. Fergusson „Rude Stone Monuments“, London 1872, p. 202 u. 208 bei Grabkammern der Tumuli von New Grange und Dowth in Irland. Diese (irischen) Dolmen sind noch dadurch bemerkenswerth, dass sie, wie einige Grabkammern der Bretagne, roh in Stein gehauene Ornamente von concentrischen Halbkreisen und Farnkrautähnlichen Zweigen enthalten.

2) Von den auf der Insel Amrum an der Westküste Schleswigs gelegenen künstlichen Hügeln, in welchen Skeletgräber der Bronzezeit aufgefunden wurden (an der Oberfläche der Hügel waren noch der Wikinger-Zeit angehörige Brandurnen beigesetzt), trägt einer ebenfalls den Namen „Angelhoch“.

3) Danneil giebt die Länge der Seitenkammer, wie es scheint irrthümlich, mit 28 Fuss (8,8 *m*) an, da die von ihm auf Taf. II. a. a. O. gegebene Abbildung das von uns angeführte Maass aufweist.

und nach dem Innern zu glatt behauene (?) Steine gebildet. „Die Kammern waren mit schwarzer Erde, die stellenweise mit mürben Knochen vermischt war, angefüllt. In der Tiefe von 1,25 *m* fand sich ein aus Bruchsteinen sorgfältig angefertigtes Pflaster. Auf demselben standen ohne bestimmte Ordnung allerlei Gefässe, von denen eine grosse Menge bereits zerfallen war, einige wurden beim Ausgraben beschädigt. Im Ganzen wurden 14 Gefässe erhalten, die Zahl der zertrümmerten ist nicht angegeben. In den Gefässen war schwarze Erde mit einzelnen Ueberbleibseln von Knochen enthalten. Ausserdem wurden mehrere, etwa 78 *mm* lange und 20 *mm* breite Feuersteinmesser gefunden.“

Wir haben es hier allem Anschein nach mit Leichenbestattung und nicht mit Leichenbrand zu thun. Die einzelnen Ueberbleibsel von Knochen, welche sich in den Gefässen vorfanden, sind, da die in den Kammern befindliche Erde „stellenweise mit mürben Knochen vermischt war“, sehr wahrscheinlich erst später mit dieser Erde in die Gefässe hineingerathen.

Aus diesem Grabe stammen folgende mit der Hand gearbeitete Thongefässe.

Taf. XII, Fig. 1000 *a* (A I, 31 Museum Salzwedel). Ein doppelconisches, tassenförmiges Gefäss mit einem tief angesetzten, in grosser Biegung weit abstehenden und breiten Henkel. Ganze Höhe 98, oberer Durchmesser 80, Bodendurchmesser 65, grösste Weite 105 *mm*. Das Gefäss erweitert sich vom Boden aus schnell, erreicht in der Höhe von 16 *mm* die grösste Weite und verjüngt sich von da ab wieder bis zum Rande. Auf der Bauchkante erheben sich 13 kleine buckelförmige Erhöhungen, die Stelle des vierzehnten nimmt der 23 *mm* breite, 53 *mm* hohe Henkel ein, der 15 *mm* unter dem Rande wieder angesetzt ist. Um den Hals des Gefässes laufen, das mittlere Drittel der Fläche ausfüllend, 7 horizontale Furchen, welche nach dem Umgange um das Gefäss zum Theil convergiren und in 5 Furchen endigen. Die Hälfte des Randes ist weggebrochen und ergänzt. Die Farbe des Gefässes ist dunkel (schwärzlich gelbgrau).

Taf. XII., Fig. 1000 *b* (A I, 32 Museum Salzwedel). Ein ähnliches doppelconisches Gefäss mit einem tief angesetzten, in grosser Biegung weit abstehenden Henkel. Ganze Höhe 78, oberer Durchmesser 59, Bodendurchmesser 44, grösste Weite 67 *mm*. Das Gefäss erweitert sich vom Boden aus schnell, erreicht seine grösste Weite bei 10 *mm* Höhe und verjüngt sich von da bis zum Rande. Um die Bauchkante zieht sich eine nicht ganz gerade Linie von kreisförmigen Grübchen von 2,5 *mm* Durchmesser. Darüber laufen, das mittlere Drittel des Halses ausfüllend, 8 Furchen, die mit einem kleinen kreisförmigen Grübchen beginnen und endigen. Der Henkel geht von der Bauchkante bis 10 *mm* unterhalb des Randes und ist 15 *mm* breit. Das Gefäss scheint in der Weise hergestellt zu sein, dass auf dem eine Scheibe bildenden Boden die Wandung durch auf einander gelegte wurstförmige Thonringe, deren Verklebung sich zum Theil nachträglich gelockert hat, aufgebaut wurde. In gleicher Weise ist ein neolithisches Thongefäss von Tangermünde hergestellt (vergl. Zeitschr. f. Ethnol. 1883, Verh. S. 439).

Taf. XII., Fig. 1000 *c* (I, 1745 Königl. Mus. f. Völkerk., Berlin). Ein ähnliches doppelconisches Gefäss mit einem Henkel. Höhe 65, oberer Durchmesser 62, unterer Durchmesser 41 *mm*.

Taf. XII., Fig. 1000 *d* (I, 1746 K. M. V., Berlin). Ein ähnliches doppelconisches Gefäss mit einem Henkel. Höhe 73, oberer Durchmesser 89, unterer Durchmesser 48 *mm*.

Taf. XII., Fig. 1000 *e* (I, 1747 K. M. V., Berlin). Ein ähnliches doppelconisches Gefäss mit einem Henkel. Höhe 70, oberer Durchmesser 65, unterer Durchmesser 34 *mm*.

Taf. XII, Fig. 1000 *f* (I. 1718, K. M. V. Berlin) Ein ähnliches doppelconisches Gefäss mit einem Henkel. Höhe 70, ob. Dm, 70 u. Dm. 33 *mm*.

Taf. XII, Fig 1000 *g* (I, 1749 K. M. V. Berlin), Ein doppelconisches Gefäss mit vier kleinen Henkeln. Dieselben stehen paarweise nebeneinander, auf zwei Seiten des Gefässes je ein Paar, und tragen horizontale, zum Durchziehen einer Schnur geeignete Löcher. Höhe 80, ob. Dm. 88, u. Dm. 45 *mm*. Der obere Theil des Gefässes ist mit zwei Zickzackbändern geziert, von denen das obere aus 6, das untere aus 5 Furchen zusammengesetzt ist. Die Bänder sind so angeordnet, dass die Schenkel der Winkel des einen nicht parallel mit den Schenkeln des anderen laufen; der zwischen beiden Bändern bleibende Raum zeigt daher eine Reihe von in einander übergehenden Rhomben.

Taf XII, Fig. 1000 *h* (I, 1751 K. M. V. Berlin). Ein cylindrisches Gefäss mit zwei senkrecht durchbohrten Henkeln. Die Oberfläche ist grau, einige Stellen sind schwarz oder roth gebrannt. Höhe 36, ob. Dm. 42, unt. Dm. 37 *mm.* Das Gefäss ist mit zwei Zickzackbändern verziert, von denen das obere aus vier, das untere aus zwei Furchen zusammengesetzt ist. Die Bänder sind, wie bei dem vorigen Gefässe, angeordnet. Dort, wo die Bänder sich nähern, sind sie theilweise durch je zwei vertikale Linien mit einander verbunden. Die gleichen Verbindungslinien sind an den Winkeln des oberen Zickzackbandes senkrecht gegen den Gefässrand angebracht. Aehnliche cylindrische Gefässe sind mehrfach in neolithischen Gräbern des Flussgebietes der Saale gefunden worden. Vergl. A. Götze a. a. O. Taf. I, Fig. 21—23 und 31.

Taf. XIII, Fig. 1. (I, 1742 K. M. V. Berlin). Bruchstücke des unteren Theiles (grösster Durchmesser 170 *mm*) eines kelchförmigen Gefässes ohne Boden (Trommel). Der Brennungsgrad des Thones ist ein ziemlich hoher; das Gefäss ist ebenso, wie das nächstfolgende, länger dem Feuer ausgesetzt gewesen, als die in demselben Grabe gefundenen Töpfe. Die Oberfläche ist röthlich gelb mit dunkelgrauen Flammen. Die Verzierung besteht in einem vierreihigen Zickzackbande, das horizontal um den unteren Theil des Scherbens nahe dem Rande verläuft. Die einzelnen Zickzacklinien sind hergestellt durch hakenförmige Eindrücke, welche mit einem schräg abgeschnittenen Halme oder dergleichen hergestellt zu sein scheinen, da die Spitzen der Häkchen alle tiefer in die Masse hineingehen, als die ebenfalls spitz zulaufenden Schenkel. Um das obere Ende des Gefässfusses laufen sieben parallele eingeritzte Linien, die in kleinen Abständen rundliche kleine Vertiefungen (Furchenstich-Verzierung) tragen und Perlenketten nachzuahmen scheinen.

Taf. XIII, Fig. 2 (I, 1744 K. M. V. Berlin). Ein kelchförmiges Thongefäss ohne Boden (Trommel). Höhe 255 *mm.* Oberer Durchmesser 175, mittlerer Durchmesser 73, unterer Durchmesser 137 *mm.* Unterhalb des oberen Randes, rings um das Gefäss vertheilt, befinden sich 7 kleine, horizontal durchlochte Buckel (Henkel). Der Brennungsgrad des Thones ist ein ziemlich hoher; das Gefäss ist ebenso, wie das vorige, länger dem Feuer ausgesetzt gewesen, als die in demselben Grabe gefundenen Töpfe. Die Masse besteht aus einem Thone, der mit groben, jetzt opak erscheinenden Sandkörnern gemischt ist. Die Farbe erscheint äusserlich dunkelgrau bis fast schwarz, mit röthlich gebrannten Stellen. Verziert ist das Gefäss in folgender Weise: Unterhalb der Henkel befinden sich in vertikaler Richtung und regelmässig um die Wandung vertheilt feder-, bezw. fischgräten- oder tannenzweigartige Verzierungen, die auf ein gleiches, horizontal rings um das Gefäss laufendes Ornament stossen. Die Mitte des Gefässes, den Schafttheil, umgeben dann noch sieben parallele Linien. Diese, ebenso wie die Linien, welche das Federornament bilden, sind alle mit einem Stifte (Modellirholze) in der Weise eingedrückt, dass jeder kurze Strich von zwei tieferen Eindrücken begrenzt wird. Die Linien sind also in ähnlicher Weise angefertigt, wie wir punktirte Linien mit der Bleifeder herstellen, nur mit dem Unterschiede, das der Stift zwischen den Punkten nicht ganz aus der weichen Thonmasse gehoben wurde, sondern zwischen den tieferen Eindrücken eine zarte Furche hinterliess (Furchenstich). Um den Fuss des Gefässes laufen ferner noch zwei parallele Reihen von (wie es scheint, mit Hülfe eines gerade abgeschnitenen Schilfrohres) eingestempelten Kreisen. — Das Gefäss lag ungefähr in der Mitte der grösseren Kammer in einer flachen Schale, von welcher nur ein Randstück in das K. Museum für Völkerkunde in Berlin eingeliefert wurde; die Schale dürfte hiernach etwa 170 *mm* oberen Durchmesser gehabt haben.

Taf. XI, Fig. 1000 *l* (II, 2957 K. M. V. Berlin). Ein prismatisches Feuersteinmesser von dunkelgrauer Farbe mit einigen hellen Stellen. Am stärkeren Ende sind kleine Stücke abgequetscht, wohl um das Messer im Holzschaft befestigen zu können. L. 80, Br. 19, D. 6 *mm.* Ausser diesem wurden noch mehrere Feuersteinmesser in dem Grabe gefunden, dieselben sind aber nicht erhalten.

Bei den Ebendorfer Thongefässen fallen uns besonders die kelchförmigen ohne Boden auf. Diese haben, wie bereits von Ed. Krause in der Berliner Gesellschaft für Anthropologie kurz ausgeführt ist, als Trommeln gedient, sei es, dass man bei der Todtenfeier diese ertönen liess und sie dann mit ins Grab gab, sei es, dass sie den Kindern als ihr Lieblingsspielzeug, ähnlich den thönernen Klappern, die sich so vielfach in Kindergräbern späterer Perioden finden, mit ins Jenseits gegeben wurden. Dass die Trommeln übrigens

auch den Leichen Erwachsener beigegeben wurden, ist nicht so unwahrscheinlich nach dem bei vielen Naturvölkern herrschenden Gebrauche, Alles, was den Todten im Leben angehört hat oder bei der Todtenfeier gebraucht wurde, als Tabu zu erklären. — Dass die becherförmigen Gefässe ohne Boden die Bestimmung von Trommeln gehabt haben, ergiebt sich sowohl aus der Analogie mit derartigen, noch jetzt bei vielen Natur- und halbcivilisirten Völkern in Gebrauch befindlichen Instrumenten, die aus Thon oder Holz hergestellt, auch in der Form diesen praehistorischen Geräthen vielfach sehr ähnlich sind, wie auch aus der Anordnung der durchlochten Buckel (Henkel), an Stelle deren auch meist nach unten gebogene Zapfen auftreten, die zum Halten der das Trommelfell spannenden Schnüre dienten. In einem Steinzeitgrabe bei Hornsömmern in Thüringen fand man (vergl. die vorgesch. Alterth. der Prov. Sachsen Heft IX, S. 3) unter einem derartigen bodenlosen Thongeräthe „die gebrannten und dann zerschlagenen Knochen und Aschenreste eines Kindes", was sich doch wohl nur so erklären lässt, dass die Reste der Leiche in der mit Membran überzogenen Trommel beigesetzt wurden. Selbstverständlich sind aber nur die anorganischen Bestandtheile des Instrumentes erhalten geblieben.

Um einen Vergleich der Ebendorfer Thontrommel mit anderen ähnlichen zu ermöglichen, bringen wir die Abbildung und kurze Beschreibung des obengenannten Thüringer Gefässes, sowie anderer, uns noch ausserdem bekannt gewordener Funde.

Die Art der Bespannung erhellt aus Taf. XIII, Fig. 14, wo die Holzkeile die Stelle der Zapfen und Oehsen vertreten. In dieser Hinsicht sind auch die beigefügten Abbildungen einiger, ehemals oder noch jetzt bei verschiedenen Völkern in Gebrauch befindlicher Trommelgefässe aus Thon lehrreich; dasjenige aus Ost-Africa ist zwar von Holz, erinnert aber in der Form sehr an die praehistorischen Trommeln.

Taf. XIII, Fig. 3. Aus einem Steinzeitgrabe bei Hornsömmern in Thüringen. Ein kelchförmiges Thongeräth ohne Boden (Trommel). Höhe 250 *mm*, oberer Durchmesser 220 *mm*, unterer Durchmesser 140 *mm*. Unterhalb des oberen Randes, rings um das Gefäss vertheilt, befinden sich acht kleine, horizontal durchlochte Buckel (Henkel). Das Gefäss ist mit eigenartigen, aus unserer Abbildung ersichtlichen Schnittornamenten versehen, die mit weisser Masse ausgefüllt sind. Selbst das I n n e r e des u n t e r e n Randes trägt eine Verzierung, während in dem Innern des oberen, durch das Trommelfell verdeckten Randes diese fehlt. Die Trommel ist also wohl an einem Bandelier getragen worden, wobei das Innere des Fusses theilweise sichtbar wurde. Die Aschenreste eines Kindes wurden von diesem Gefässe bedeckt. — Zur Charakteristik dieses Grabes wollen wir noch erwähnen, dass dasselbe in zwei, neben einander liegenden, 4,5 und 6 *qm* Flächeninhalt habenden, oblongen Kammern 3 und 15 Skelette enthielt. Die Kammern wurden durch einen 7—8 *m* im Durchmesser breiten Steinring getrennt, von dem ein Theil der Peripherie die gemeinschaftliche Zwischenwand (Langseite) der beiden Kammern bildete. Die eine Kammer lag demnach innerhalb, die andere ausserhalb des Ringes. Ausser der Trommel fand sich noch eine Anzahl doppelconischer Thongefässe vor, von denen die mit einem Henkel versehenen den Ebendorfer Töpfen ganz ähnlich sind. Auch hier war das Trommelgefäss bedeutend härter, als die übrigen Gefässe, gebrannt.

Taf. XIII, Fig. 4 (Mus. Halle). Aus dem Steinzeitgrabe eines Hügels bei Schkopau, Kreis Merseburg. Ein kelchförmigess Thongeräth ohne Boden (Trommel). In etwa vier fünftel Höhe des Gefässes befinden sich regelmässig um dasselbe vertheilt vier nach unten gerichtete Buckel. Die Schnittverzierungen, welche sich auch auf das Innere des Fusses erstrecken, sind mit weisser Masse ausgefüllt.

Taf. XIII, Fig. 5 (II, 333 Mus. Halle). Aus einem Hügel der Opperschöner Mark zwischen Spickendorf und Niemberg (Saalkreis). Ein kelchförmiges Thongeräth ohne Boden (Trommel). In etwa zwei Drittel Höhe des Gefässes befinden sich, regelmässig um dasselbe vertheilt, vier nach unten gerichtete Buckel, welche zum Festhalten der das Trommelfell spannenden Schnüre bestimmt waren. Die Schnittverzierungen, welche auch das Innere des Fussrandes bedecken, sind mit weisser Masse ausgefüllt.

Taf. XIII, Fig. 6 u. 7. Vom Husarenberg bei Hohenthurm, östlich von Halle (Saalkreis). Bruchstücke zweier kelchförmiger Thongeräthe ohne Boden (Trommel). Das eine Gefäss zeigt ebenfalls 4 Buckel, vom andern sind nur noch 2 erhalten. Ein sehr ähnliches Stück, wie Fig. 4 bis 7, befindet sich im Provinzial-Museum in Hannover. Wir werden es in einer

späteren Fortsetzung der hier vorliegenden Arbeit, welche die Steinkammergräber Hannovers behandeln wird, vorführen.

Die vorstehenden 5 Abbildungen haben wir den vorgesch. Alterth. d. Prov. Sachsen Heft IX entnommen, wo auf S. 6 noch eine weitere Trommel abgebildet ist, die indess aus wenigen noch erhaltenen Bruchstücken reconstruirt wurde und daher die ursprüngliche Form vielleicht nicht genau wiedergiebt. Siehe Taf. XIII, Fig. 10.

Taf. XIII, Fig. 8 und 9 (I, 2915 K. M. V. Berlin). Ein kelchförmiges Thongeräth von Calbe a. S. Nur der obere Theil mit einem grössten Durchmesser von 205 *mm* ist erhalten. Unterhalb des Randes befinden sich 13 Zapfen, weiter unten ein Henkel. Dieses Gefäss wurde 1858 in das Berliner Museum eingeliefert (aus der Sammlung Herbst), zusammen mit einer Anzahl von Gefässen der Steinzeit von der Gestalt der Ebendorfer Töpfe. — Der Henkel an diesem Geräthe spricht dafür, dass die Trommel, ähnlich wie die ebenfalls abgebildete Trommel vom Zambesi, an einer Schnur um den Körper getragen wurde. Darauf deuten auch die im Innern des unteren Gefässrandes angebrachten Verzierungen hin, die bei schräger Haltung der Trommel sichtbar wurden. Der thönerne Henkel erfüllte wohl nur den Zweck, die Schnur, welche um die Trommel selbst gelegt wurde, wenn man sie am Körper tragen wollte, zu führen. Dieser Henkel blieb meist weg, da man die um den Körper zu hängende Schnur auch ebenso gut an der Bespannung der Trommel befestigen konnte.

Taf. XIII, Fig. 11 (I, 2730 K. M. V. Berlin). Ein kelchförmiges Thongeräth ohne Boden von Repten (Kreis Calau). Höhe 75 *mm*, oberer Durchmesser 63 *mm*, grösster Durchmesser 76 *mm*, unterer Durchmesser 37 *mm*. Die Ränder zeigen keinen Bruch und lassen deutlich erkennen, dass das Geräth ohne Boden hergestellt ist. Der Thon ist gut gebrannt, Farbe röthlich gelb. Das Gefäss stammt aus der Hallstatt-Zeit. Die unbedeutende Grösse lässt vermuthen, dass es als Spielzeug für Kinder hergestellt wurde, wie ja auch vielfach Thonklappern u. dergl. in Gräbern der Hallstattperiode gefunden sind. Diese Trommel zeigt statt der Zapfen kleine Löcher zur Aufnahme von Holzpflöcken für die Spannung des Felles. Die flache Zickzackfurche am oberen Theil der Trommel deutet vermuthlich die Art der Verschnürung an. Die beiden Löcher im Fuss dienten zur Aufnahme der Tragschnur.

Taf. XIII, Fig. 12 (III E, 3200, K. M. V. Berlin). Hölzerne Trommel mit Henkel vom Zambesi (Ost-Afrika) Der Fuss mit eingeschnitzten schraffirten Drei- und Vierecken stellt ein Geflecht dar.

Taf. XIII, Fig. 13 (I, C. 11 667, K. M. V. Berlin). Hölzerne Doppel-Trommel aus Siam.

Taf. XIII, Fig. 14 (I, C. 21 281, K. M. V. Berlin). Thönerne Trommel von Laga, Insel Timor. Sammlung des Capt. J. A. Jacobsen. Zeigt deutlich die Befestigung und Spannung des Trommelfelles. Die Holzkeile in der unteren Umschnürung vertreten die Zapfen der prähistorischen Trommeln. Ganz gleich oder sehr ähnlich geformte Trommeln aus Thon und Holz kommen vielfach im malaiischen Archipel und der Südsee vor. Eine grosse Anzahl aus letztgenannten Gebieten befindet sich u. A. in den Sammlungen des Königlichen Museums für Völkerkunde zu Berlin.

Taf. XIII, Fig. 15. (I C 13 785. K. M. V. Berlin.) Thönerne Trommel aus Siam mit aufgelegten vergoldeten Verzierungen und eingelegten Spiegelstückchen.

Taf. XIII, Fig. 16. (I C 11 667. K. M. V. Berlin.) Hölzerne Trommel aus Siam.

Taf. XIII, Fig. 17. (K. M. V. Berlin.) Thönerne Trommel aus Bengalen, schwarz lackirt, mit aufgemalten goldenen Arabesken.

Taf. XIII, Fig. 18. (I D 12 289. K. M. V. Berlin.) Lolo-Trommel aus China. Aus Bronze gegossen; mit 4 Henkeln. Die Form ist sicher thönernen Trommeln ähnlicher Form entnommen, wie unsere prähistorischen Stücke; sie bildet gewissermaassen nur eine Verbreiterung dieser Form; das Trommelfell ist durch Bronze ersetzt, indessen sind die Zäpfchen für die Spannung noch als Rudimente in Gestalt halbkugelförmiger Knöpfchen erhalten.

Taf. XIII, Fig. 19. (III B 65 K. M. V. Berlin.) Thönerne Trommel aus der Stadt Fäss, Marocco. Der Thonkörper ist hellroth überstrichen, das Trommelfell grün.

Taf. XIII, Fig. 20. (III Aa 12 K. M. V. Berlin.) Thönerne Trommel aus Aegypten. Gleiche Trommeln sind in Tunis uud Marocco im Gebrauch.

Taf. XIII, Fig. 21. (III B 343. K. M. V. Berlin.) Thönerne Trommel aus der Stadt Marocco.

Ganz ähnliche und gleiche thönerne Trommeln, wie Fig. 19 bis 21, sind bei den Arabern in Nordost- und Nord-Africa noch heute vielfach im Gebrauch.

Taf. XIII, Fig 22. (Sammlung Schliemann, No. 9353 K. M. V. Berlin.) Thönerne Trommel aus Kurnah, Aegypten.

Taf. XIII, Fig. 23. (Sammlung Schliemann, No. 9354 K. M. V. Berlin.) Thönerne Trommel aus Kurnah, Aegypten.

Auch von Hissarlik-Troja findet sich in dem Schliemann'schen Nachlasse ein Thongeräth ohne Boden, wie es in gleicher Form in griechischen Gräbern öfters gefunden worden ist und als Trichter zur Aufnahme geopferter Flüssigkeiten erklärt wurde. Wir möchten auch diese Stücke für Trommeln ansehen, was nähere Untersuchung noch feststellen wird.

In der Schliemann-Sammlung befindet sich eine ganze Anzahl von Thongeräthen ohne Boden, wie Fig. 22 und 23, die Schliemann für Fackelhalter erklärte, indem er sie mit der breiten Seite nach unten stellte. Doch auch so würden sie nicht im Stande sein, eine Fackel zu tragen, da diese, um das Herablaufen geschmolzener, brennender Masse möglichst zu vermeiden, schräg in den Fackelhalter gesteckt werden müsste und dann dies schwanke Geräth umreissen würde. Dieser Umstand, dann der scharfe Brand, die Form, die noch heute bei den Arabern als Trommel beliebt ist, und die Verschiedenheit in der Bearbeitung der beiden Enden, auf die wir noch zurückkommen, reiht auch diese Geräthe unter die thönernen Trommeln ein.

Ein fast ganz gleiches Stück, wie Fig. 22, leider etwas defect, befindet sich in der ägyptischen Abtheilung des Königlichen Museums am Lustgarten zu Berlin (Kat. No. 10 880), das wir ebenfalls als Trommel ansprechen.

Taf. XIII, Fig. 24. (IV Ca 11 377 von Zoquitlan, Mexico. Sammlung Seler. K. M. V. Berlin.) Auf dieses altmexikanische Thongeräth ohne Boden machte uns Herr Directorialassistent Dr. E. Seler, der es mit einer grösseren Sammlung von Alterthümern aus Mexico mitbrachte, aufmerksam. Aehnliche Thongeräthe ohne Boden stammen von den Chibcha und aus Colombien.

Taf. XIII., 25—28 sind thönerne Topfstützen von der Insel Klein Key (I C 20 007 und 20 424 a, b u. f, Sammlung J. A. Jacobsen, K. M. V. Berlin). Diese Topfstützen werden zu je 3 im gleichseitigen Dreieck auf den Heerd in das Feuer gestellt, um, wie unsere eisernen Dreifüsse, den Kochtopf zu tragen.

Schon die Zusammenstellung der kelchförmigen Thongeräthe ohne Boden mit den über einen grossen Theil der Erde verbreiteten thönernen und einigen ihnen in der Form sehr nahe kommenden hölzernen und bronzenen Trommeln dürfte überzeugend für die Richtigkeit unserer Annahme, dass auch diese vorgeschichtlichen Fundstücke Trommeln sind, sprechen. Doch es treten noch andere Beweismittel hinzu.

Diese Thongeräthe, oder wie wir sie jetzt nennen dürfen, Trommeln sind „meist Gefässe ohne Boden“ genannt worden. Doch Gefässe ohne Boden können keine Flüssigkeiten, kein Korn und Aehnliches aufnehmen, was doch der Zweck von Gefässen ist. Gefässe sind unsere Fundstücke also nicht. Auch Fackelhalter nicht, wie wir bei Fig. 22 u. 23 zeigten. Ferner sind es keine Topfstützen, wofür sie auch wohl erklärt wurden. Thönerne Topfstützen kommen ja vor, sehen aber aus wie Fig. 25, welche umgekehrt gestellt ist, um die colossale Stärke der Wandung zu zeigen, ferner Fig. 26—28, welche sich in aufrechter Stellung befinden. Ganz abgesehen von der abweichenden Form und Grösse sind diese Topfstützen sehr dick in ihren Wänden und alle mit sehr dickem Boden versehen und von grosser Schwere; sie sind eigentlich massive Thonklötze, die unten etwas ausgehöhlt sind, theils damit sie beim Brennen nicht platzen, theils um sicherer zu stehen.

Für den Gebrauch obiger kelchförmiger Fundstücke als Trommeln spricht ganz besonders der Umstand, dass sie viel fester gebrannt sind, als alle andere Gefässe, die mit ihnen gefunden wurden oder aus gleichaltrigen Funden stammen.

Dazu kommt, dass die meisten, wie an der Aussen-, so auch an der Innenseite der schmalen (unteren) Oeffnung mit Verzierungen versehen sind, also beim Gebrauch sicher

hier offen waren. An den weiteren (oberen) Oeffnungen treten diese Verzierungen weder aussen, noch innen auf, weil sie hier doch von dem Trommelfell bedeckt worden wären. Diese oberen Oeffnungen zeigen ausserdem bei Weitem nicht die saubere Bearbeitung, wie die unteren Ränder, was auch dafür spricht, dass sie bedeckt waren.

Ueber die Art der Bespannung belehrt uns die thönerne Trommel Fig. 14. Wenn wir uns statt der Holzkeile, welche hier den untersten Bambustreifen festhalten, Thonzäpfchen oder die Oehsen der Figur 2 und 3 denken, so haben wir ein getreues modernes Abbild der vorgeschichtlichen Stücke. Die Ringe oder Oehsen statt der Zapfen an einigen dieser Trommeln haben wahrscheinlich noch besondere Rasseln getragen aus Muscheln oder klappernden Früchten oder Knochen, wie wir sie noch heute an vielen Schamanen-Trommeln finden, in Africa auch an anderen Trommeln, sogar aus Eisen.

Wir wollen uns des Raumes wegen weitere Ausführungen ersparen, indem wir glauben, Beweise genug für die Richtigkeit unsrer Ansicht erbracht zu haben Nur einem Einwand möchten wir noch begegnen. In den Vorgesch. Alterthümern der Provinz Sachsen, Heft IX, S. 7 wird zur Erklärung dieser Fundstücke eines der sogenannten Räuchergefässe der späten Hallstattzeit und La Tène-Zeit herangezogen, die, wie Herr Rud. Virchow (Zeitschr. f. Ethnol. 1880, Verh. S. 431) nachwies, noch heute in gleicher Form in Portugal als Oefen dienen. Doch auch dieser Vergleich trifft nicht zu, da unsere Stücke weder im untern Theile die Oeffnungen zum Durchzug der für die Erhaltung des Feuers nöthigen Luft haben, noch am oberen Rande die Zäpfchen zum Aufsetzen des Koch- oder Schmelzgefässes, welche dazu dienen, neben sich den Feuergasen Raum zur Bespülung des Gefässes und zum Entweichen zu schaffen.

Zum Schluss erübrigt es uns noch, allen denen zu danken, die uns bei der vorliegenden Arbeit mit Rath und That unterstützt haben. Insbesondere fühlen wir uns verpflichtet gegenüber den Herren Landräthen, welche durch Empfehlungsschreiben an die Herren Gemeinde- und Gutsvorsteher uns ein warmes Entgegenkommen bei der Besichtigung der Steinkammergräber sicherten. Allen diesen Herren, sowie den Herren Geistlichen und Lehrern und den zahlreichen Privaten, die uns oft stundenweit begleiteten zur Aufsuchung der Denkmäler und uns jede gewünschte Auskunft mit grösster Bereitwilligkeit ertheilten, sprechen wir unsern tiefgefühlten Dank aus. Den geehrten Vorstandsmitgliedern des Salzwedeler Museums, dem Herrn Bürgermeister Zechlin und dem Herrn Gymnasiallehrer Gaedcke, sind wir noch besonders verbunden für die Bereitwilligkeit, mit der sie uns nach den in der Salzwedeler Gegend gelegenen megalithischen Gräbern begleiteten und die sie uns bei der Benutzung der ihnen unterstellten Sammlung zu erkennen gaben. Ebenso fühlen wir uns zu besonderem Danke verpflichtet dem Herrn Professor C. Hartwich gegenüber, der uns seine sämmtlichen photographischen Aufnahmen der Steinkammergräber zur Verfügung stellte, wovon wir einige für die Zeichnungen Taf. VII benutzten.

Die Hauptanregung zu der vorliegenden Arbeit aber verdanken wir Herrn Geheimrath Rudolf Virchow, der selbst wiederholt die Altmark besucht, das Interesse für die dort vorhandenen megalithischen Gräber,

welches seit Danneil's Tode sehr geschwächt war, von Neuem geweckt und die von uns kundgegebene Absicht, die Denkmäler aufzunehmen und ausführlich zu beschreiben, von Anfang an warm begrüsst und gefördert hat.

Möchte unsere Arbeit auch veranlassen, dass die wenigen (in unserem Verzeichnisse näher angegebenen) der Erhaltung noch würdigen Steinkammergräber der Altmark, insoweit sie noch nicht Staatseigenthum sind, in diesen Besitz übergehen. Denn so anerkennenswerth das Interesse ist, das einzelne Besitzer dieser Monumente für die Erhaltung derselben bethätigen, so kann ein dauernder Schutz doch nur dadurch gesichert werden, dass die Gräber, wie dies u. A. in den Niederlanden geschehen ist, von dem Staate angekauft, mit Grenzsteinen umgeben und mit einer Tafel versehen werden, deren Aufschrift diese Denkmäler für unantastbar erklärt. Es dürften hierfür Tafeln mit der Aufschrift: „Staats-Eigenthum", wie wir sie in der Provinz Hannover in Anwendung fanden, vollständig genügen.

Besprechungen.

Friedrich S. Krauss. Böhmische Korallen aus der Götterwelt. Folkloristische Börsenberichte vom Götter- und Mythenmarkte. 147 Seiten. 8vo. Wien. 1893.

In satyrischer Form, welche vielfach Kürzungen zuliesse, geisselt der durch seine vielfachen Studien über das südslavische Volksthum allbekannte Forscher die kleineren oder grösseren Irrthümer, welchen eine Anzahl von Schriftstellern auf mythologischem Gebiete verfallen ist. Einiges ist allgemeiner bekannt, anderes stammt aus Arbeiten, welche in Deutschland wenig odes gar nicht gelesen werden, deren irrthümliche Angaben aber wohl als Citat in andere Abhandlungen übergehen könnten. Man würde ihnen in einem solchen Fall mit vorsichtiger Kritik begegnen müssen. Max Bartels.

Henri Gaidoz. Un vieux rite médical. Opuscule offert à Anatole de Barthélemy pour fêter le cinquantième anniversaire de son élection comme Membre de la Société des Antiquaires de France. Le 9. Mai 1842. Paris 1892. 12°. 84 Seiten, 3 Abbildungen.

Eine schon viele Jahrhunderte alte und weit über den Erdkreis verbreitete Sitte eines übernatürlichen Heilverfahrens hat in Gaidoz, dem bewährten Herausgeber der volkskundlichen Zeitschrift Mélusine, Recueil de Mythologie, Littérature populaire, traditions et usages, ihren Monographen gefunden. Die medicinische Behandlung besteht darin, dass man den erkrankten Menschen oder wenigstens den von der Krankheit befallenen Körpertheil durch irgend ein Loch hindurchschieben muss. Den verschiedenen Arten dieser Löcher oder Oeffnungen sind die einzelnen Kapitel gewidmet. Sogenannte Fensterbäume, Löcher in Felsen, Oeffnungen in Altären spielen dabei eine hervorragende Rolle. Aber das Loch wird auch künstlich dargestellt, indem der Kranke zwischen den Leuten hindurchkriecht, welche den Sarkophag eines Heiligen auf ihren Schultern tragen. Immer ist es der gleiche Gedankengang, wenn auch in der Formirung der Oeffnung, sowie in der Art der zu heilenden Krankheit, mancherlei Unterschiede zu beobachten sind. Eine reiche Fülle von Belesenheit wird uns in den wenigen Seiten geboten. Die Ausstattung der kleinen Schrift verdient in jeder Weise Anerkennung. Max Bartels.

Ethnologische Mittheilungen aus Ungarn. Zeitschrift für die Völkerkunde Ungarns und der damit in ethnographischen Beziehungen stehenden Länder. Unter dem Protektorate und der Mitwirkung Seiner kaiserl. und königl. Hoheit des Herrn Erzherzogs Josef, redigirt und herausgegeben von Prof. Dr. Anton Herrmann. Monatlich 1—2 Hefte, 2—4 Bogen. Preis jährlich 8 Kronen = 8 Mark, für Mitglieder eines Vereins für Volkskunde 6 Kronen = 6 Mark. 8vo. Budapest 1893. III. Band, Heft 1—2.

Die vor nun schon 6 Jahren begründete Zeitschrift, welche so wichtige Beiträge zu der Volkskunde der verschiedenen Stämme Ungarns zu bringen versprach, wurde seiner Zeit in Deutschland mit aufrichtiger Freude begrüsst. Man vergl. die Besprechung aus Rud. Virchow's Feder in dieser Zeitschrift Bd. XXI. 1889, S. 203. Die neue Zeitschrift schien dazu berufen zu sein, in erfreulichster Weise erhebliche Lücken in unserer Kenntniss der Sitten, Gebräuche, Vorstellungen und Anschauungen der europäischen Völkerschaften zu überbrücken und auszufüllen. Ein unglückliches Geschick hat zweimal ihre Existenz auf das Erheblichste bedroht, jedoch scheint jetzt erfreulicher Weise, Dank der Munificenz Sr. kaiserl. und königl. Hoheit des Herrn Erzherzogs Josef, des anerkannten Kenners und Bearbeiters der Eigenart der Zigeuner, das Fortbestehen dieser wichtigen Zeitschrift auf Jahre hinaus gesichert zu sein. Gegen früher hat sie ihr Programm erheblich erweitert und sich dafür thatkräftiger Mitarbeiter versichert. Durch das Eingehen der Gypsy Lore Society wird ihr fortan ein reiches Material für die Zigeunerkunde zufliessen, und der hohe Protektor selber eröffnet in dem neuen Bande den Reigen durch „Mittheilungen über die in Alcsuth angesiedelten Zelt-Zigeuner“. Heinrich von Wlislocki, dessen Werke über die Zigeuner in dieser Zeitschrift mehrfach besprochen wurden, ist als ständiger Mitarbeiter gewonnen. Auch die Anthropologie Ungarns soll ihre Berücksichtigung finden und wird durch Aurel von Török vertreten, welcher in dem vorliegenden Hefte „über den paläolithischen Fund aus Miskolcz und die Frage des diluvialen Menschen in Ungarn“ handelt. Ethnologie und Ethnographie, Prähistorie und Demographie stehen ebenfalls auf dem neuen Programm. Türkisch-tatarische Studien von Vámbéry und Kunoss und finnisch-ugrische von Munkacsis, Papais und Vikars werden in Aussicht gestellt. Die orientalischen Beziehungen werden in Kuun und Goldziher ihre Vertretung finden. Für südslavische Volksforschung wird Krauss, für magyarische Volksüberlieferung Kálmán, für das Magyarenthum Siebenbürgens Jankó, für rumänisches Folklore Marienescu, für die Kunde der ungarischen Armenier Patrubán, für die Ruthenen Bischof Firczák, für die Slovaken Czambel und für die ungarische Ethnologie Rethy eintreten. Ausserdem steht dem Herausgeber sein altbewährter Mitarbeiter Katona zur Seite.

Bei einer solchen Reichhaltigkeit des Programms wird man dem unermüdlichen Herausgeber von Herzen Glück zu seinem Unternehmen wünschen und mit gespannter Erwartung den folgenden Heften entgegensehen. Das vorliegende bringt ausser den schon genannten Aufsätzen noch von Wlislocki „neue Beiträge zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen“, von Krauss „König Mathias und Peter Gereb, ein bulgarisches Guslarenlied aus Bosnien“ und endlich kleine Mittheilungen und Besprechungen. Möge der billige Preis bei der Fülle und Vielseitigkeit des Gebotenen der Zeitschrift unter den neuen Auspicien recht zahlreiche Abonnenten verschaffen. Max Bartels.

Hermann L. Strack. Der Blutaberglaube in der Menschheit, Blutmorde und Blutritus. 4. neu bearbeitete Auflage. München, Oscar Beck, 1892. 8. 155 S. (Schriften des Institutum judaicum in Berlin. Nr. 14.)

Anatole Leroy-Beaulieu. Israël chez les nations. 2me édit. Paris, Calmann Lévy, 1892. 12. 441 p. (Les Juifs et l'antisémitisme.)

Beide Schriften bezwecken, dem mit jedem Tage an Kraft und Ausdehnung zunehmenden Antisemitismus gegenüber die Elemente, aus welchen sich der Judenhass zusammensetzt, klarzulegen und dem Urtheile der Gerechten die Streitfrage, welche die sogenannten Culturvölker bis in das Innerste aufregt, in unparteiischer Weise, nach Regeln der Vernunft und unter Beibringung sicherer Zeugnisse, zu unterbreiten. Der Leser wird sich selbst sagen, dass der Antisemitismus als solcher, insofern er einen vorzugsweise politischen Charakter angenommen hat, nichts weniger erstrebt, als Gerechtigkeit, und dass er weit davon entfernt ist, den Maassstab der Vernunft anzuwenden auf Menschen

und Verhältnisse, deren radicale Vernichtung das folgerichtige Ziel seiner Vordersätze sein muss. Dieser Antisemitismus ist so alt, wie das Judenthum. Mit Recht geht Herr Leroy-Beaulieu bis auf Haman und den Pharao des Exodus zurück (p. 91); vielleicht hätte er noch um einige Generationen weiter zurückgreifen können, denn im Grunde beginnt der Antisemitismus der fremden Völker mit dem Augenblicke, wo die Hebräer sich als das auserwählte Volk Gottes betrachten lernten. Um es modern auszudrücken, der Chauvinismus, welcher dem jüdischen Staate seit seiner Begründung anhaftete, war sehr ähnlich demjenigen, der das heutige Europa, freilich von ganz anderen Ausgangspunkten aus, beunruhigt und die Hoffnung auf eine friedliche, humane Entwickelung nicht erstarken lässt. Die Untersuchungen des deutschen Gelehrten über den Blutaberglauben fassen eine andere Seite des schwierigen Problems an, welche das Gemüth des Volkes immer wieder von Neuem verdüstert und die populären Sympathien selbst den wüstesten Phantasien böser oder gar geisteskranker Menschen zuführt; er entrollt das Bild jener schleichenden Tradition, die an sich gar nichts mit Politik zu thun hat, sondern purer Mysticismus ist. Auch diese Seite der Betrachtung führt schliesslich auf uralte Quellen zurück. Es ist ein Capitel aus der Psychopathologie, das in den Vorstellungen der verschiedensten Naturvölker einen breiten Raum einnimmt und dem gegenüber alle Künste der Civilisation versagen, denn Vorstellungen dieser Art haben in dem menschlichen Gemüthe so tiefe Wurzeln, dass, so oft sie auch widerlegt werden und so vollständig sie auch zerstört zu sein scheinen, sie doch immer wieder ausschlagen und neue Schösse hervortreiben. Der Blutzauber ist ein Glied in den Verirrungen der Volksseele, welches mit dem Judenthum als solchem nicht mehr zu thun hat, als mit Religion überhaupt. Herr Strack findet, dass „die Blutbeschuldigung im engeren Sinne, d. h. die Behauptung, dass die Juden Christenblutes bedürften, noch nicht sieben Jahrhunderte alt zu sein scheine“ (S. 151), indem sie zuerst, bei Gelegenheit des Fuldaer Falles, 1236, ausgesprochen sei. Für den literarischen Nachweis in der Controverse über den heutigen Antisemitismus mag das zutreffen, aber aus den Ausführungen des gelehrten Professors geht schon hervor, dass der Blutzauber nicht auf Christenblut beschränkt war und dass er schon vor dem Christenthum existirt hat. Der heutige Blutzauber ist nur ein Rückstand aus prähistorischer Zeit, und sein Erstarken hängt unmittelbar zusammen mit einem missverstandenen Nationalitätsgefühl, welches ein Wiederaufleben der uralten Lehre von der Inferiorität oder gar der Schlechtigkeit der Barbaren oder der Allophylen darstellt. Immerhin ist es höchst dankenswerth, dass ein öffentlicher Lehrer der christlichen Religion dieser Meinung unerschrocken entgegentritt und die Kampfesweise der Gegner in schonungsloser Offenheit darlegt. Wir können seine Schrift, wie die des französischen Akademikers, warm empfehlen. Rud. Virchow.

Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina. Herausgegeben vom Bosnisch-Hercegovinischen Landes-Museum in Sarajevo, redigirt von Dr. Moriz Hoernes. Bd. I mit 30 Tafeln und 760 Abbildungen im Texte. Wien 1893, Carl Gerold Sohn. kl.-fol. 593 S.

Die Occupation von Bosnien und der Hercegovina hat das für die Wissenschaft höchst erfreuliche Resultat gehabt, dass diese bis dahin fast ganz verschlossenen Länder schnell der wissenschaftlichen Erforschung geöffnet worden sind. Zum ersten Male sehen wir Archäologen und Anthropologen neben Geographen, Geologen, Botanikern, Zoologen, Meteorologen an der Arbeit; wenige Jahre haben genügt, um unter der Leitung umsichtiger und verständnissvoller Verwaltungsbeamten sichere Grundlagen für die Natur- und für die Culturgeschichte dieses Gebietes zu gewinnen. In sehr natürlicher Weise haben alle diese Bestrebungen in dem neuen Landesmuseum und den rasch herangewachsenen Sammlungen desselben ihren Mittelpunkt gefunden. Dahin werden jetzt, wie früher nach Wien, die neuen Funde gebracht, von da gehen die Forschungsreisen aus, und daran

schliesst sich auch das hier zu besprechende, grosse Prachtwerk, dessen erster Band in vielversprechender Weise eine längere Reihe folgender Bände eröffnet. Der Name des Herausgebers giebt Bürgschaft dafür, dass nur ernste und zuverlässige Arbeiten Aufnahme finden werden. Aus der Zahl der bisherigen Mitarbeiter mögen nur die Herren Truhelka, Radimsky, C. Hörmann und Fiala als die unseren Bestrebungen am meisten verwandten Forscher genannt werden. Dabei mag vorweg bemerkt werden, dass das neue Organ sich zugleich die Aufgabe stellt, auch die an andern Orten zerstreuten Veröffentlichungen, namentlich die des officiellen Glasnik, auszüglich mitzutheilen. Die Annehmlichkeit, dass wir diese Mittheilungen in authentischer Form und in deutscher Sprache erhalten, ist doppelt gross und verpflichtet uns zu verstärkter Aufmerksamkeit.

Im Laufe der letzten Jahre war die Zahl derjenigen, welche die Balkanhalbinsel als das Mittelglied zwischen der hellenischen und der nordischen vorgeschichtlichen Entwickelung betrachteten und von der Erforschung der Balkanländer entscheidende Aufschlüsse darüber erwarteten, immer grösser geworden. Abgesehen davon, dass es mindestens eine sehr willkürliche Voraussetzung sein würde, eine uralte Landverbindung zwischen Hellas und dem Norden über den Balkan in gleicher Weise für Ungarn und für Oesterreich, ja auch für Deutschland, die Schweiz und Frankreich zu construiren, hätte der Gedanke wohl etwas mehr mässigend einwirken sollen, dass die Küsten der Adria und der Landweg von Italien doch eine durch Tradition und durch eine Fülle der wichtigsten Fundobjecte genügend gesicherte Verbindung bieten. Der vorliegende Band mit seinen zahlreichen und schönen Illustrationen wird manchem dieser Missvergnügten eine nicht geringe Enttäuschung bringen. Gegenüber einer Fülle römischer und einer bemerkenswerthen, wenn auch nicht grossen Sammlung carthagischer und (spät) ägyptischer Münzen ist, soweit Ref. ersehen konnte, nicht eine einzige griechische oder macedonische Münze in dem Lande aufgefunden worden. Unter den archäologischen Objecten, sowohl den Bronzen, als den keramischen Ueberresten, werden einzelne bemerkenswerthe Fundstücke aufgeführt, deren griechischer Ursprung von den Localforschern als sicher betrachtet wird. Dahin gehören, ausser dem viel citirten Kesselwagen und einer Oenochoe aus Bronze von Glasinac, gewisse Bogenfibeln mit Doppelschleifen und einem breiten, eigenthümlich ornamentirten Nadelhalter, vorzugsweise aber ein schöner Bronzehelm und einzelne Formen von Thongefässen. Aber selbst wenn man alle diese Stücke als griechische Importwaare betrachtet, ist die naheliegende Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass der Import von der adriatischen Küste aus stattgefunden hat. An dieser fehlte es seit homerischer Zeit nicht an hellenischen Colonien, und es wäre mindestens sehr sonderbar, wenn nicht ein ähnlicher Import von der Küste her, von Dalmatien aus, stattgefunden hätte, wie er auf der italischen Seite zweifellos bestanden hat. Um diese Frage zu vertiefen, wird es nothwendig sein, die Einzelheiten der Fundstücke genauer zu analysiren. So z. B. bei den Fibeln. Herr Undset hat in der Zeitschr. f. Ethnol. 1889, S. 213 die ältesten griechischen Fibeln eingehend besprochen und eine Reihe von Abbildungen davon geliefert; sie zeigen recht häufig und in immer zunehmender Entwickelung die plattenartige Verbreiterung des Nadelhalters, wie sie an den Fibeln von Glasinac vorkommt, aber keine einzige von ihnen hat die Doppelschleife, welche im Sinne der bosnischen Archäologen gerade den Beweis für die griechische Herkunft der Glasinac-Fibeln erbringen soll. Hier dürfte daher wohl ein Zwischenglied zu suchen sein und es ist nicht ausgeschlossen, dass dieses auf italischem Boden zu finden wäre. Ist die doppelschleifige Fibula doch in Santa Lucia und Caporetto nicht ungewöhnlich. Ein weiteres Eingehen in diese Frage ist hier nicht am Platze. Es mag genügen, den Schlusssatz wiederzugeben, in welchem Herr Truhelka sein Urtheil zusammenfasst (S. 112): „Die Cultur der einstigen Bewohner des Glasinac war eine autochthone, primitive Eisencultur mit eigenthümlicher Localfärbung; sie stand zwischen den einerseits von Süden, andererseits von Norden ausgehenden Einflüssen verwandter Culturgruppen und hat, obwohl von der südlichen tangirt, ihren Localcharakter dennoch bis in die spätesten Zeiten der Hallstattperiode bewahrt."

Was die eigentliche Bronzezeit betrifft, so ist genau genommen nur ein Depotfund von Šumetac bei Podzvidz, Bezirk Cazin, zu erwähnen, der hauptsächlich Sicheln und Hohlcelte (hier missverständlicherweise stets Hohlkelte geschrieben) enthielt. Indess Depot-

funde sind nur mit grosser Vorsicht für die Chronologie zu verwenden. Herr Truhelka führt noch einige kleinere „Bronzezeitfunde“ an (S. 37), aber er fügt zugleich hinzu, dass die meisten dieser Fundplätze im westlichen Theile Bosniens und der Hercegovina nahe der Küste liegen. Jedenfalls gehören die eigentlichen Nekropolen, wie es scheint, durchweg der Hallstattperiode oder einer noch späteren Zeit an. Denn, wie überall, so hat sich auch hier in der letzten Zeit die Zahl der Tène-Funde schnell vermehrt (S. 38, 177, 180, 197).

Von besonderem Interesse ist in der Schilderung der Hochebene des Glasinac der Nachweis zahlreicher Wallburgen oder Ringwälle, welche zwischen den Hügelgräbern und Gräberfeldern zerstreut auf den Felsspitzen liegen, so dass sich „die Hochebene mit der Zeit zu einer riesigen Festung gestaltete, die ihren Bewohnern fast absoluten Schutz gegen feindliche Ueberfälle bot“ (S. 65). Fast alle führen den Namen Grad, Gradić, Gradina oder Gomila, Gromila, also slavische Bezeichnungen. Aber die Funde weisen auf viel ältere Verhältnisse hin. Zu einer Entscheidung dieser Frage reicht das vorliegende Material nicht aus; es bestehen in Folge davon die grössten Widersprüche zwischen den einzelnen Beobachtern. Während Herr Fiala (S. 167) annimmt, dass „die Tumuli die Friedhöfe der um die Ringwälle liegenden Ansiedelungen darstellen“, sieht Herr Hoernes (S. 168) in den Wallburgen vielmehr die Hofstätten von Einzelfamilien, und Herr Truhelka, obwohl er die Gleichzeitigkeit beider Arten von Denkmälern vertheidigt, gesteht doch zu, dass unter den Funden der Wallburgen sich auch solche finden, „die einer bedeutend älteren Stufe angehören, als die Grabhügelfunde“ (S. 109). Es mag hinzugefügt werden, dass Herr de Marchesetti die Uebereinstimmung gewisser Ringwälle in Bosnien mit den Castellieri von Istrien ausspricht (S. 320).

Von Kupfer sind bisher nur zwei Beile im Bezirk Tešanj gefunden worden, darunter eine Doppelaxt von dem bekannten ungarischen Typus mit über Kreuz gestellten Schneiden (S. 316).

Verhältnissmässig spärlich erscheinen in dem Buche slavische Fundstücke. Wiederholt werden Topfscherben mit dem Wellenornament erwähnt (S. 326), so namentlich von Vojkovići nächst Sarajevo (S. 327, Fig. 23) ein Stück, das unseren slavischen Scherben sehr ähnlich ist. Dagegen möchte Ref. den Topf von Glasinac (S. 138, Fig. 25) eben so wenig anerkennen, als die „verstellbaren Ohr- oder Schläfenringe“ (S. 136 und 137, Fig. 22). Ein halbmondförmiges Hängestück aus Bronzeguss (S. 141, Fig. 37), das am Fusse der Wallburg Gradina Bulukovina gefunden wurde, hat eine merkwürdige Aehnlichkeit mit den Halbmonden der Merier, von denen Ref. vor Kurzem gehandelt hat (Verhandl. 1892, S. 459, Fig. 2). Herr Truhelka (S. 112) erwähnt isolirte Funde eines slavischen Schläfenringes aus einem Tumulus von Borik bei Podlaze und von Thongefässscherben mit Wellenornament von Taline (bei Glasinac); neuerdings seien wiederholt Thonscherben mit Wellenornament gefunden. Es dürfte sich der Mühe verlohnen, diesen Funden nachzugehen.

Vielleicht werden die gegebenen Hinweise ausreichen, um den reichen Inhalt des vorliegenden Werkes wenigstens andeutungsweise zu charakterisiren. Sie sind ausschliesslich dem ersten Theile (Archäologie und Geschichte) entnommen. Zu ihrer Vervollständigung kann hinzugefügt werden, dass die Ausgrabungen römischer Plätze mit grosser Sorgfalt angestellt sind und wichtige Resultate geliefert haben. Es folgt dann von S. 349—512 der II. Theil (Volkskunde) und von S. 515 bis zum Schlusse der III. (Naturwissenschaft), der vorzugsweise meteorologische und botanische Abhandlungen, letztere von hohem Interesse, enthält. Die Anthropologie und Ethnologie sind dem II. Bande vorbehalten, dessen Erscheinen noch vor Schluss dieses Jahres angekündigt wird.

Zum Schlusse möchte Ref. noch ein Paar Wünsche vortragen. Zunächst vermisst er ein Verzeichniss der Textabbildungen, welches das Nachschlagen sehr erleichtern würde. Auch würde ein alphabetisches Sachregister eine sehr dankenswerthe Zugabe sein. Endlich findet er, dass die Schraffirungen der abgebildeten Gegenstände zuweilen eine solche Härte angenommen haben, dass es schwer fällt, die blossen Schattenlinien von Ornamentlinien zu unterscheiden. Im Uebrigen wünscht er dem schönen Werke einen gedeihlichen Fortgang und stärkste Wirkung. Rud. Virchow.

Paul Sarasin und Fritz Sarasin. Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschungen auf Ceylon in den Jahren 1884—86. Dritter Band. Die Weddas von Ceylon und die sie umgebenden Völkerschaften. Dritte bis sechste Lieferung mit 52 Tafeln und in den Text gedruckten Heliogravüren und Holzschnitten. Wiesbaden, C. W. Kreidel. 1893. gr. 4.

Den beiden ersten Lieferungen dieses grossen und arbeitsvollen Werkes, über welche Ref. im letzten Jahre (Zeitschr. f. Ethnol. 1892, S. 252) berichtet hat, sind in schneller Folge die jetzt vorliegenden vier Lieferungen gefolgt. Damit ist die Untersuchung, an welche die Verf. zwei Reisen nach Ceylon, die letzte sogar nur zu diesem Zwecke, gesetzt haben, abgeschlossen, und die beiden Vettern, die in seltener Uebereinstimmung der Ziele schon so Grosses geleistet haben, konnten sich unmittelbar darauf ihrer neuen Aufgabe, der Erforschung von Celebes, zuwenden. Es würde undankbar sein, wenn ihnen das Verdienst, den rein anthropologischen Charakter einer grossen Reiseunternehmung unentwegt festgehalten zu haben, nicht in vollem Umfange zugesprochen werden sollte. Dabei darf hervorgehoben werden, dass sie in vorsichtiger und doch entschlossener Weise sich nicht damit begnügt haben, ein volles Bild von den anthropologischen Eigenschaften der Weddas und ihrer ceylonesischen Nachbarn zu liefern, sondern dass sie auch die Hauptfrage nach dem Zusammenhange der Menschenrassen unter einander und nach der Abstammung des Menschen in Angriff genommen haben.

Was die Weddas selbst anbetrifft, so hat sich trotz des längeren Verkehrs, den die Reisenden mit dem Volke gepflogen haben, die überraschende Thatsache ergeben, dass auch nicht ein einziges unverkennbares Wedda-Wort aufgefunden werden konnte; in der Hauptsache ergab sich ihre Sprache als ein sinhalesisches Idiom. Trotzdem schliessen sich die Verf. der Ansicht an, dass die Weddas die Reste der Urbevölkerung der Insel darstellen, welcher erst später dravidische (tamilische) und arische (sinhalesische) Elemente zutraten. Mit Entschiedenheit weisen sie, wie dies auch der Ref. gethan hatte, die Hypothese zurück, dass die Weddas in älterer Zeit eine höhere Civilisation besessen hätten und erst nach und nach zu einer niedrigeren Form der Cultur herabgesunken seien. Sie gehen sogar so weit, anzunehmen, dass der Culturzustand, in welchem sich die heutigen Weddas befinden, ursprünglich weithin über Indien verbreitet gewesen sei; ja, sie beschliessen ihr Buch mit dem Satze (S. 595): „In der Erzählung von Adam und Eva erblicken wir den ältesten Bericht, welcher über die Urstämme von Indien auf uns gekommen ist“, oder, wie es kurz vorher heisst: „Dem Mythus von Adam und Eva in der Genesis liegt die Existenz weddaischer Völker Vorderasiens zu Grunde.“ Darum sehen sie auch in diesen Völkern keine dravidischen, sondern vordravidische Stämme.

Wegen der Einzelheiten dieser interessanten Ausführungen muss auf das Original verwiesen werden. Nur das sei hervorgehoben, dass die Verf. alle diese Stämme und mit ihnen die Australier zu einer grossen wellig-haarigen Völkerfamilie vereinigen, für welche sie den Namen der cymotrichen (wohl besser kymotrichen) vorschlagen (S. 364). Selbstverständlich werden diese den arischen Völkern so weit genähert, dass als Primärvarietäten des Menschengeschlechts nur drei übrig bleiben: kymotriche, ulotriche und lissotriche.

Für die hauptsächlichsten Erscheinungen der physischen Ausbildung des Körpers werden die genauesten Details gegeben, nicht bloss Beschreibungen und Messungen, sondern auch vortreffliche photographische Abbildungen nach eigenen Aufnahmen von Lebenden und von den einzelnen Abschnitten des Skelets. Die künstlerische Wiedergabe dieser Abbildungen genügt auch den strengsten Ansprüchen, wie denn auch sonst die typographische Herstellung des grossen Werkes als eine Musterleistung bezeichnet werden kann. Möge dasselbe für die deutsche Literatur einen neuen Abschnitt bedeuten und zahlreiche Nachfolger erwecken. Möge es aber den beiden Verfassern auch beschieden sein, auf dem betretenen Wege neue gleiche Triumphe zu ernten. Rud. Virchow.

VI.

Die Ma-Atabele.

Von

Dr. **EMIL HOLLUB** in Wien.

(Vorgetragen in der Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 27. Mai 1893.)

Ich erlaube mir im Folgenden die Gründung und Entwickelung des bedeutendsten Gebietes der Eingeborenen Südafricas, jenes der Ma-Atabele, zu besprechen. Für die Geschichte der Neuzeit bilden diese Thatsachen einen Einzelfall, wenn sie auch in längstvergangenen Zeiten kein seltenes Vorkommniss gewesen. Wir sehen einen Heerführer mit einer Hand voll Männern ein Reich gründen, wir sehen dann dasselbe im Laufe von 50 Jahren unter ihm und seinem Nachfolger zu einer bedeutenden Machtstellung in einem Welttheilgebiete gelangen.

Dem Anthropologen schafft das Reich der nördlichen Zulu nicht jene Befriedigung, wie sie ihm das Studium der meisten der übrigen Ba-N'thu-Völker und -Stämme bietet; es wird ihm schwer, unter den Ma-Atabele reine Typen zu finden. Vom ächten Zuluvolke sind nur wenige vorhanden und diese über das grosse Gebiet zerstreut; das vorhandene Material besteht zumeist aus Mischlingen der Zulu und aller umwohnenden Stämme, auch der letzteren unter einander, und dieser Prozess der Vermischung geht weiter vor sich.

Rücksichtlich der typischen Körpermerkmale der nördlichen, ächten Zulu verweise ich auf Herrn Professor G. Fritsch's Forschungen, denn der nördliche Zulu ist mit dem, von diesem Forscher untersuchten südlichen Zulu nahezu vollkommen identisch; ist er doch sein direkter Abkömmling! Unter gleichen Wohnungs- und sonstigen Lebensverhältnissen sind die psychischen und physischen Eigenschaften des Zulu-Colonisten nur zu einem geringen Grade von dem etwas veränderten Klima der Limpopo — Zambesi — Höhen- und Sumpfgebiete beeinflusst worden.

Es ist selbstverständlich, dass der so seltene Fall der Gründung und des raschen Aufbaues eines so mächtigen Staates nur von einem tüchtigen, kräftigen und kriegerischen Stamme verwirklicht werden konnte. Im Hinblick auf den Verfall und die Zersplitterung der südlichen Zulustämme,

die Beeinflussung der Swazi-Stämme durch die Boers und Engländer und auch die angrenzenden Betschuana, sind die Ma-Atabele der bedeutendste Kriegerstamm Südafricas, dem sich als feldtüchtig die südlichen Zulu und die Swazies, die Pondostämme im Süden, dann die Damara und die Ba-Suto anschliessen können, während die Vertreter der Hottentottenrasse — abgesehen von einer gewissen Fertigkeit im Gebrauch der Feuerwaffe — als Krieger, mit ihren Originalwaffen in der Hand, den eben genannten in Bezug auf Muth und Tüchtigkeit in keiner Hinsicht auch nur nahe kommen können.

In den dreissiger Jahren unseres Jahrhunderts herrschte im südlichen Zululande der als Tyrann und Stratege bekannte Tschaka, der es verstand, durch klug ausgeführte Raubzüge sein Gebiet bedeutend zu erweitern. Auf einem dieser Raubzüge wurde der Sohn des Zuluhäuptlings Mo-Tschoban gefangen, pardonirt und, wie alle gefangenen Knaben, in Tschaka's Truppe eingestellt. Um-Salekazi (von den Holländern Moselikatze genannt) bildete sich bald zu einem tüchtigen Krieger heran, so dass ihm Tschaka ein Regimentskommando nicht vorenthalten konnte, nachdem jener wiederholt bei seinen Feldzügen in Momenten plötzlicher Gefahr Beweise strategischer Talente bewiesen. Tschaka stellte ihn sogar an die Spitze neuer Unternehmungen im Felde, und Um-Salekazi brachte seinem Herrn viel Gewinnst an Sclaven und Vieh als Beute heim. Bis auf einen, von den Ba-Suto zurückgeschlagenen Angriff war der junge Stratege stets Sieger geblieben. Seine Talente, seine persönliche Stärke und sein grosser Muth im Schlachtgetümmel brachten ihm die tiefe Bewunderung der ihm anvertrauten Truppen ein und willig folgten ihm diese, als er, nach einem erfolgreichen Raubzuge unter die, die Gebiete zwischen dem Vaal und dem Limpopo bewohnenden Betschuanastämme, seinem Herrn abtrünnig geworden, am Oberlaufe des Limpopo und am Marico ein neues Zulureich zu gründen beschloss.

Kaum dass er jedoch dies vollbracht, hatte er schon sein Reich zu vertheidigen, und auch in diesen Kämpfen, — bis auf den Verzweiflungskampf mit den Boercolonisten, — bewies er seine Feldherrntalente. Er schlug zuerst widerspenstige und durch ihre westlichen Nachbarn verstärkte Betschuanastämme, dann den von Südwest herangekommenen Angreifer, den Griquachief Berend-Berend, dann in rascher Nacheinanderfolge die von Südost nachgesendeten Truppen Tschaka's. Tschaka's Nachfolger Dingan ordnete weitere Regimenter gegen Um-Salekazi, die, gleichfalls geschlagen, zum Theil zu dem Sieger übergingen und so seine Stellung nur noch mehr festigten.

Diese Siege machten den jungen Zulukönig so kühn, dass er auch die Boers angriff, und als er bei seinem Ueberfalle auch hier Sieger blieb, noch muthiger geworden, ohne sich durch Verhaue zu schützen, den Angriff der ihm folgenden, mit Feuerwaffen bewehrten Boers aufnahm,

und eben in diesem Kampfe aufs Haupt geschlagen wurde! Als Sieger in so vielen Kämpfen vermochte es der Zulukönig nicht zu erfassen, dass in diesem Kampfe seine Männer immer wieder zurückgeschlagen wurden. So stand er wie eine Bildsäule auf jenem in der Folge nach ihm benannten Hügel am Marico, ohne das Zeichen zum Rückzug zu geben. Die Trefflichkeit der Boers als Schützen bewährte sich schon damals, und die schweren Kugeln der Elephantengewehre streckten oft je einen, zwei und drei der dunklen Angreifer nieder. Die Indunas[1]), das Fruchtlose des Kampfes wohl erkennend, wendeten beim Sammeln der zurückgeschlagenen Truppen die Augen nach rückwärts, ihrem Herrn zu, — doch unbeweglich stand er da, und von Neuem gingen die Zulus gegen die Holländer vor! Spät am Tage war's, als endlich Um-Salekazi seinen Stossspeer erhob und das Zeichen zum Rückzuge gab; — von der Wahlstatt folgten ihm nur 100 Mannen, davon 40 Ringträger (ächte Zulus), der Rest 60 Sclaven (Männer der bereits unterjochten und in seine Truppe eingereihten Stämme). Mit dieser Hand voll Männern wandte sich Um-Salekazi nordwestlich, stiess dabei an die Betschuanastämme, die Ba-Khatla, die Ba-Kuena und die östlichen Ba-Mangwato und tödtete bis auf die Knaben alle, mit denen er zusammentraf. Die durchzogenen Gegenden gefielen ihm aber nicht ob ihrer Dürre und der starken winterlichen Fröste, so zog er weiter nordwärts, bis ihm und seinen Kriegern der Zambesistrom und seinen, den Betschuanas abgenommenen Heerden die im Zambesithale hausende Tsetsefliege ein Halt geboten.

Nun wandte sich Um-Salekazi nach Südosten, tödtete zahlreiche Ma-Nansa und Ma-Sarwa und fiel, einem Raubvogel gleich, in die Gebiete der Ma-Kalaka ein. Wie die Zulu, die Ba-Suto, die Cap-Kaffern, die Betschuana u. s. w., bilden auch die Ma-Kalaka ein Glied, ein bestimmtes Volk der Ba-N'thu-Rasse und spalten sich auch wiederum in eine Anzahl von Stämmen, wenn diese auch nicht so bedeutend sind, wie jene der Zulu- und Cap-Kaffern, nicht so zahlreich, wie jene der Ma-Rutse und Betschuana, die sich ausserdem noch in zahlreiche Zweigstämme theilen. Wenn wir eine Liste der Völker der Ba-N'thu-Rasse aufstellen, den Eigenthümlichkeiten eines jeden bestimmte Rubriken zuweisen und z. B. mit Rücksicht auf unser Thema die geistigen Fähigkeiten und Lebensverhältnisse der Ma-Kalaka als solche und in ihrem Verhältniss zu andern Ba-N'thu-Völkern schildern und vergleichen sollten, so würden wir sie vor der Zeit der Ma-Atabele-Angriffe als solcher als arbeitsam, gutmüthig, friedfertig, moralisch, feige, ihren Häuptlingen treu ergeben und sehr unrein, in ihrer Juxtaposition zu andern Ba-N'thuvölkern als die fleissigsten, wenn auch nicht die kundigsten (wie die Ma-Schona,

1) Häuptlinge, in diesem Falle Officiere.

Ma-Rutse, Ma-Toka)[1]) — Ackerbauer, und als das feigste und nachgiebigste Volk schildern! Gegenwärtig bezeichnen wir sie in ihren persönlichen Eigenschaften als arbeitsam, hinterlistig, scheu, den Ma-Atabele sclavisch ergeben, diebisch, unrein, in moralischer Hinsicht aber gesittet, im Vergleichsstudium aber als die geschicktesten heimlichen Diebe, die grössten Betrüger[2]), als die unreinsten in der Körperhaltung[3]), jedoch, auch streng sittlich genommen, als das am meisten gesittete Volk der Ba-N'thu. Ehebruch und feile Dirnen sind hier unbekannt, die Frauen dem Europäer nicht willfährig.

Zur Zeit des ersten Ma-Atabele-Angriffes waren die Ma-Kalaka zersplittert in eine Unzahl[4]) kleiner Fürstenthümer; es gab nur wenige Häuptlinge, die ein Gebiet von 200 bis 1800 Quadratkilometern besassen, die meisten nannten nur ein Dorf oder wenige, von je einigen Familien bewohnte Gehöfte und das durch Lichten hier und da unterbrochene Waldgebiet als Weideland ihr eigen. Sie befehdeten weder sich unter einander, noch hatten sie und ihre letzten Generationen Kämpfe mit Nachbarn zu bestehen; wurde ihnen — bei ihrer geringen Vermehrung — doch das Heim zu enge, so bauten sie weitere Gehöfte gegen die unbewohnten Nordbetschuanengebiete, wohin auch jene, denen ihr eigenes kleines Gebiet nicht genug trockenes Gras in den schneelosen Winterszeiten bot, im Winter ihre grossen Rinder-, Schaf- und Ziegenheerden trieben. Den Ertrag ihrer Mais-, Mabele-, Impfi-[5]), Bohnen-, Kürbis- und Tabakfelder und etwas Weniges von ihren Heerden, denen sie eine besondere Pflege angedeihen liessen, tauschten sie im Süden an die mit den Europäern direkt verkehrenden Betschuanastämme, am Zambesi an die dort Factoreien haltenden Portugiesen, im Osten an die, zuweilen von der Ostküste durch die Ma-Schona-Gebiete herankommenden portugiesischen Ma-M'bari zumeist gegen kleine violette und röthliche oder grosse bunte Glasperlen ein.

Als ein bestimmtes Volk der Ba-N'thu-Rasse kennzeichnen sich die Ma-Kalaka, noch heute durch besondere Sitten und Gebräuche und einen nur ihnen eigenen religiösen Begriff, eine tiefe Verehrung für ein unsicht-

---

1) denen die Fruchtbarkeit des Bodens in den Niederungen am Ostabhange der grossen Terrasse und im Zambesithale, sowie ein wärmeres Klima zu gute kommt.

2) die Folgen der 50jährigen Bedrückung von Seiten der Ma-Atabele.

3) Das von ihnen bewohnte Gebiet ist im Allgemeinen wasserarm, jedenfalls ärmer an Niederschlägen und Quellen, als andere Theile des Ma-Atabele-Landes. Europäische Colonisten würden jedoch unschwer durch Eindämmen der Regenflüsse, durch Oeffnen der zahlreichen, durch Jahrhunderte versumpften und versandeten Quellen gute Bewässerungen einführen können.

4) mehr denn 30.

5) Zuckerrohr-Art, im Wuchs dem Kolbenkorn Mo-Musa ähnlich und reichlich 2,5 bis 3 Meter hoch.

bares, in einer Höhle wohnendes Wesen aus. Auch bewahrten sie eine besondere Wohnungsanlage[1]), die namentlich den Zuluangreifern besonders willkommen war und das unglaublich erscheinende Werk Um-Salekazi's — neben der Feigheit der Ma-Kalaka und der Zersplitterung ihrer Kraft — am meisten förderte.

Sie bauten, nachdem sie einen Theil ihres Waldes (200 bis 600 *m* und darüber im Durchmesser) bis auf die Mo-Rulabäume[2]) ausgerodet, in die Mitte dieser Lichte ein oder mehrere, mit niedrigem Gebüsche umzäunte Gehöfte[3]). Rings um diese wurde der Boden angebaut und um das Ganze ein 3—4 *m* hoher, aus Baumstämmen gefertigter Palissadenzaun aufgeführt, der sowohl die Raubthiere, als auch in der Nacht die nach dem Getreide lüsternen Antilopen, Büffel und Elephanten abhalten sollte. Die Ma-Kalaka waren weder Krieger noch Jäger! Sie besassen als Waffen elende Speere und noch nichtigere, in ihren Handhaben lose eingemachte Schlachtbeile; die Waffen rosteten in den Hütten, nur dass die Viehhüter sich ihrer zur Vertheidigung ihrer Heerde bedienten, wenn sie es nicht vorzogen, die ihren Pfiffen streng folgende Heerde zum Nachfolgen in schleunigster Flucht zu bewegen. Die hohen Palissaden-Schutzwehre, die dem wilden Gethiere so wehrten, dass die Ma-Kalaka ziemlich unbelästigt ihre Felder bestellen konnten, lullten diese Stämme noch mehr in das Gefühl ihrer vollständigen Sicherheit ein, machten sie nur noch mehr feige. Um so mehr unerwartet traf sie der Angriff des von nordwestwärts herankommenden Zulufürsten.

Und wie geschickt, wenn auch einzig barbarisch in seiner Art, wusste es Um-Salekazi nicht einzurichten, dass keine Nachricht von seinen Angriffen und Metzeleien und von der Vernichtung der ersten Häuptlinge und der Zerstörung ihrer Wohnsitze die übrigen Ma-Kalaka erreichte! Erst nachdem an zehn Häuptlingssitze eingenommen waren und sich der Zulufürst ein Gebiet errungen hatte, das etwa 16 000 Quadratkilometer umfassen mochte, machte er Halt und schritt an die Befestigung des Erworbenen; da erst wurde unter den Ma-Kalaka bekannt, was geschehen war; doch lauteten die Nachrichten bedeutend übertrieben, unter anderem auch, dass Um-Salekazi an der Spitze eines grossen Heeres seinen Angriffszug begonnen, so dass bei der Muthlosigkeit, der Feigheit und der kriegerischen Untüchtigkeit der Ma-Kalaka und bei dem gegenseitigen Misstrauen ihrer

---

1) gegenwärtig nur hier und da zu sehen, da die Originalanlagen der beherrschenden Ma-Atabele bei ihren Belästigungen der Ma-Kalata zu unbequem erschienen waren.

2) der Frucht halber; der Kern der Steinfrucht wird zu Mehl zerstossen, das harzig schmeckende Fruchtfleisch mit der starken Haut dient zur Bierbereitung. Um frei im Walde stehende Bäume zieht man einen Dornzaun, damit das Wild die abfallenden Früchte nicht verzehren kann. Dieser Baum hat eine grosse Verbreitung in den drei Waldzonen des centralen Südafrica und beginnt im Süden vom 25° nach Norden zu.

3) gewöhnlich mit eingebauter Viehhürde; gegenwärtig letztere auch separat, abseits erbaut.

Fürsten für eine Vereinigung gegen den fremden Usurpator eben keine gemeinschaftliche Action gegen denselben zu Stande kam. So konnte sich der Sieger Ruhe gönnen und schritt zur Regelung des Gewonnenen; er schuf sich aus der geraubten Betschuana- und Ma-Kalaka-Jugend einen neuen, von seinen 100 Mannen, als Fechtern und Lehrmeistern, erzogenen und nun angeführten Heerhaufen, mit dem er, seinen Kriegszug wieder aufnehmend, nach und nach sämmtliche Ma-Kalaka-Fürsten unterwarf.

Doch kehren wir zurück zu der Methode, mit welcher Um-Salekazi die ersten Häuptlinge unterjocht hatte, ohne dass die Kunde davon zu den Nachbarn dieser Unglücklichen gedrungen war, ja nicht eher bekannt wurde, als bis der Sieger sein erstes Ziel erreicht hatte und im Raube nachliess, um zu dem obengenannten Zwecke — mit geringen Unterbrechungen — eine Zeit lang einen stillen Nachbar vorzutäuschen.

Um-Salekazi hielt im Jahre 1837 seinen Einzug unter die Ma-Kalaka, welche Zeit demnach als das Gründungsjahr des Ma-Atabele-Reiches anzusehen ist. — Nachdem der Fürst die Lage der zunächst angetroffenen Häuptlingssitze, die Weidestellen und die Zahl der Gehöftbewohner ausgekundschaftet, schritt er zum nächtlichen Angriff auf das kleinste Gehöft, einen einsamen, wohl erst vor wenigen Jahren errichteten, an der Grenze liegenden Fürstensitz. Der starke Palissadenzaun hatte zwei Aus- und Eingänge, welche nächtlich mit Querbalken und riesigen Dornästen geschlossen wurden. Um-Salekazi postirte an diese Stellen einige wenige seiner besten Leute, jeder davon erhielt zahlreiche Stoss- und Wurfspeere; etwas weiter im Walde, in hufeisenförmiger Form den Ausgängen gegenüber stellte er bis auf zwei seine übrige Mannschaft auf. Diese zwei, die nur mit dem Kiristock bewaffnet waren, um den sie anbellenden Hunden die Schädel einzuschlagen, hatten sich, durch die Felder anschleichend, an das Gehöft heranzumachen, und nachdem sie es an zwei Seiten angezündet, ein Geschrei zu erheben, um die Schläfer rasch zu wecken; die Wachen an den Ausgängen hatten jeden wehrhaften Mann, der sich mit den Seinen zu retten suchen würde, also jeden flüchtigen Erwachsenen, niederzustossen, und der zweite Kreis hatte die übrigen Flüchtigen an weiterem Entkommen zu hindern und die Heerden zwischen sich und dem nicht brennenden Palissadenzaun zusammenzuhalten. Da nur einige der grösseren Ma-Kalaka-Fürsten hie und da einige Gehöfte in Gehörweite aufgebaut hatten, so hatte der Angreifer bei den meisten der zuerst angegriffenen Ansiedelungen nicht zu fürchten, dass der Lärm die nächsten Ortschaften alarmiren werde. Es war vielmehr anzunehmen, dass derselbe die Bewohner ob ihrer Feigheit wohl nicht zur Hülfe in der Nacht heranrufen, sie jedoch am folgenden Tage zum Auskundschaften des Vorfalls bewegen werde. Der Plan gelang vollkommen. Die Herausstürzenden trieben von den Hütten her durch die zu den Ausgängen führenden Dorngassen die Heerden dem Walde zu, um so rasch wie möglich den wohl in den Feldern versteckten

Feinden zu entkommen; die Ausgänge waren offen. Hier aber fielen alle erwachsenen Ma-Kalaka unter den Zuluspeeren und die Leichen wurden sofort bei Seite gezerrt, um die Nachfolgenden nicht aufzuhalten, alles Andere liess man passiren. Von den Bewaffneten weiter aufgehalten, doch sonst nicht belästigt, fügten sich Weiber, Greise und Kinder, und halfen die Heerden zusammenhalten, was bei der Folgsamkeit der Ma-Kalaka-Heerden ihren Knabenhirten gegenüber auch möglich wurde, und dies um so eher, als das Gehöft bereits niedergebrannt und der Brand durch theilweises Niederreissen der zu den Palissaden führenden Dorngeästgasse den Palissaden fern gehalten wurde.

Am nächsten Tage entledigte sich der Zulufürst der sogenannten unnützen Last, indem er die alten Leute und solche Kinder, die noch der Pflege bedurften, bei Seite schaffen liess. Die gefangenen Knaben, die arbeitsfähigen Mädchen und die Frauen unter der Obhut einiger Bewaffneten zurücklassend, eilte Um-Salekazi der nächsten Ortschaft zu. So begann er „seine Arbeit“ im Ma-Kalaka-Lande, indem er zugleich von Zeit zu Zeit die Gefangenen und die Heerden an sich heranzog, um im Nothfalle nahezu seine ganze Mannschaft verwenden zu können. Während sich die Frauen, wie es den meisten Ba-N'thu-Völkern eigen ist, sclavisch unterwarfen und stumm den Befehlen ihrer Herren gehorchten, begannen die Zulus sofort die Knaben im Gebrauch der Waffe zu unterrichten. Nichts konnten diese ihr Loos eher vergessen machen, als eben das Spiel mit der Waffe, wenn diese auch anfangs nur in Form eines Stockes geboten wurde! „Ihr müsst so kämpfen lernen, wie wir es thun; ihr bekommt dann Ringe auf eure Köpfe[1]), wie wir sie haben, — dann seid ihr Zulus, dann seid ihr Männer geworden und braucht nicht mehr die Heerden zu bewachen, — das müssen dann Ma-Schona-, Ba-Mangwato- und andere Ma-Kalaka-Knaben thun, die ihr raubet, wie wir es mit euch gethan; und dann werden auch diese Knaben Männer und Zulus, und wir werden ein grosses Volk, die Herren weitab werden. Wir bekommen vom Könige nur Fleisch zu essen, Bier, ja Bier täglich zu trinken und werden uns mit Straussfedern schmücken!“ In dieser Weise sprachen die Zulukrieger direkt zu den Herzen der Knaben und machten sich selbe bald geneigt, was dem Zulufürsten den Angriff auf die grösseren Ma-Kalaka-Häuptlinge bedeutend erleichterte, so dass in dem äusseren Cordon zum Auffangen der Nichtwaffenfähigen und Heerden sich zumeist nur die grösseren und bereits erprobten der Ma-Kalaka-Knaben befanden. Viel half hierbei die schon erwähnte Abgeschlossenheit der Ma-Kalaka, ihre Zersplitterung in zahlreiche kleine Fürstenthümer, deren Bewohner nur nach der Ernte, und das nur spärlich, mit einander verkehrten, während sich die Jugend entfernterer Ortschaften, in der Bewachung der Heerden, vollkommen fremd

1) Die 60 Sclaven hatte Um-Salekazi längst zu Ringträgern erhoben.

blieb. Mit Bezug auf die Wohnungsanlagen, zum Theil auch mit Rücksicht auf die localen Verhältnisse[1]) der Gegenden, wäre es den Ma-Atabele, ungeachtet ihrer Tapferkeit und Tüchtigkeit im Kampfe, nicht so leicht geworden, in so kurzer Zeit die umfangreichen Fürstenthümer der Ba-Suto und Ma-Toka, die Königreiche der Betschuana- und andere Ba-N'thu-Stämme in einer so heimlichen Weise zu erobern. Um so leichter aber wurde ihnen in der Folge die Arbeit unter den, unter keinem mächtigen Fürsten lebenden, östlichen Ma-Schona und in der Zeit seit meiner letzten Rückkehr aus Innerafrica, seitdem der Rinderreichthum der am Lungue lebenden Ma-Schukulumbe in Süd-Africa sprichwörtlich geworden, unter den letzteren, die nicht allein kleine Häuptlingschaften bilden, sondern die sich auch gegenseitig anfeinden, so dass oft der von einem nächsten Gehöfte erschaubaren Zerstörung eines Häuptlingssitzes ruhig zugesehen wurde.

Nachdem sich Um-Salekazi ein hinreichendes Gebiet unter den Ma-Kalaka erworben, liess er sich an der Spitze eines Hügels in der Nähe einer ausgiebigen Quelle nieder, schritt an den Bau seiner Residenz und die Festlegung des neu geschaffenen Reiches, die zumeist in einer vollkommen kriegerischen Ausbildung der erbeuteten Knaben bestand. Die grössten Knaben, die sich sonst auch in der oder jener Hinsicht dem Zuluregime tauglich erwiesen, wurden sofort im Gebrauche der eigentlichen Zuluwaffen, der Stoss- und Wurfspeere, der Kiri und der Schilde unterrichtet und unter der Aufsicht der Ringträger in kleinen Rotten in des Königs nächster Nähe gehalten; die übrigen aber übergab Um-Salekazi dem Reste seiner Mannen, um an den verschiedenen Quellen seines Landes, sowie sie der König bei seinem Querzuge kennen gelernt, Posto zu fassen. Hier wurden auch von den, den Zulus zeitweise zur Verfügung gestellten Frauen Hütten erbaut und der Boden zu Feldern hergerichtet. Gewöhnlich wählte man eine freie Anhöhe in der Nähe der Quelle[2]); die Zulu schleppten mit den Frauen und Knaben die zumeist durch Feuer zu Falle gebrachten Bäume oder die Palissaden einer der zerstörten Ortschaften herbei und schufen an der Höhenspitze die grosse Umzäunung, den Kraal für die Heerden. Um diese Kraals bauten die Frauen allein aus Holz und Lehm die niedrigen, cylindrischen Hütten, die sie mit einem regendichten, kegelförmigen Grasdache versahen. Bei dem Heranwachsen der Knaben und ihrer Einreihung in die Truppe nahmen die Hütten rasch an Zahl zu. Noch vor Um-Salekazis Tode vollkommene Ringe bildend,

---

1) Jedes der grossen Ba-N'thu hat seine bestimmte Bauanlage der Gehöftform. Manche liegen auf kahlen Steppen, manche am Fusse der Gebirge, die weithin Aussicht gestatten, manche an Flüssen u. s. w.

2) In jener Gegend gab es nur Regenflüsse, — tiefsandige, oft breite Flussbetten, die nur nach dem heftigsten Regen in der Regenzeit fliessendes Wasser zeigen. Es giebt jedoch hier und da Wasser führende tiefe Lachen, auch kann man stellenweise durch Graben im Sande Wasser gewinnen.

gegenwärtig auch in mehrfacher Ringform die Viehhürde umschliessend, wurden sie von je einem Regimente bewohnt. Die Frauen hatten abseits, gewöhnlich am Gebüsch oder Waldesrande, ihre primitiven Hütten aufzuführen, um sich dann sofort an den Anbau des Bodens zu machen und auch aus den grossen Mengen des geraubten Ma-bele für ihre Herren und den König Bier zu bereiten.

Kaum, dass die Niederlassung aufgebaut war, gingen die Männer, zwei bis vier, an die Trainirung der Knaben; die Hälfte blieb zurück als Wache, die anderen aber, mit der Hälfte der Knaben[1]), zogen ab zur Abhärtungskur ins Freie; sowie sie zurückkehrten, gingen die Heimgebliebenen nach einer anderen Richtung ab. Stiessen auf diesen Zügen die den Grenzen zunächst wohnenden (doch nicht nahe an der Grenze postirten) auf etwas Feindseliges oder Verdächtiges, so lief man zur Station zurück, um es zu melden; einer der hier gebliebenen Zulus eilte sofort nach dem nächsten einwärts liegenden Posten, und so ging die Nachricht rasch landeinwärts, bis sie den König traf, der dann — nach Gutdünken — nach dieser Seite hin oder allseits ebenso rasch seine Befehle dirigiren konnte. Durch die Uebungszüge gelangten die Zulu, wie die zu trainirenden Knaben und künftigen Zulukrieger, zu einer trefflichen Kenntniss der Gegend und nach und nach des Gesammtreiches.

Wie ging nun die Trainirung der fremden, geraubten Jugend vor sich? In einer Methode, welche selbst strenger war, als jene, so vor Jahrtausenden in Sparta üblich gewesen.

Vorn gehen ein oder zwei Zulu, einige Speere tragend, ihnen nach die Rotte der braunen Buben mit je zwei Stöcken bewaffnet, manche nebenbei die eingerollten Schlafmatten oder an Stöcken die mit Bier oder Wasser, auch mit Korn gefüllten Kürbisgefässe tragend, so dass sie unter der Last förmlich kriechen und schwer vorwärts kommen.

Dies war ihre erste Arbeit, bei der sie sich auch abwechseln durften, — die einzige Erleichterung, die man den Knaben bot, da man sie sonst nicht schonte. Das Richtige dieser Maassregel kann man gegenwärtig an einem gegentheiligen Gebrauche unter den am Nordufer des Zambesi wohnenden Ma-Toka sehen, welche die erkauften Sclavenknaben bei ihren Korn- und Honigverkäufen an die, zeitweilig am Südufer des Stromes sich aufhaltenden europäischen Elephantenjäger und Elfenbeinhändler schwere Lasten auf dem Kopf oder mittelst der Tragstöcke auf den Schultern tragen lassen, so dass der Körper in Folge dessen gewöhnlich verkümmert, während eine Biegung der Wirbelsäule nach vorne, krumme Beine u. s. w. verursacht werden.

1) Um-Salekazi gab nie einem seiner Leute Knaben und Frauen, die aus einem Gehöfte stammten.

Je mehr das mitgenommene Korn und das Bier schwinden, desto rascher wird der Gang, desto länger die Märsche, auch die Distanzen zwischen den Wasserstellen werden länger. Gegessen wird nur einmal am Tage, das, was man eben erjagte. So mancher Abend kam, wo man nicht das Wasser erreichte, an dem es „für die Knaben“ nichts zu essen gab. Blieb dann am folgenden Marschtage der oder jener derselben in Folge von Müdigkeit, Hungerschwäche und Durst zurück, so musste er unbekümmert am Pfade liegen bleiben; kam er am Abend nach, so war es gut; doch geschah dies selten, da den Hülflosen gewöhnlich Hyänen, Löwen u. s. w., in der Spur der Schaar folgend, den Garaus machten. Zur Winterzeit, wo es in diesem schönen südafrikanischen Hügellande, — wohl einem der interessantesten der Erde, — starke Fröste giebt[1]), die Knaben aber nur um mässige Feuer schlafen durften, so nackt, als sie am Tage einherliefen, und natürlich auf blosser Erde, mit oder ohne ein Holzstück unter dem Kopfe, da stand so mancher am frühen Morgen nicht mehr auf; der seit Tagen ermattete, vielleicht auch wunde Körper war dem nächtlichen Froste[2]) erlegen. Auch Knaben, die sonst erkrankten, liess man unbeachtet zurück. Demselben Schicksal verfallen heute noch selbst ächte Zulukrieger, die von ihren Raubzügen heimkehrend, in Folge von Krankheiten oder Wunden zurückbleiben müssen; man lässt sie liegen, so dass hier und da liegende todte Ma-Atabele den Weg wohl kennzeichnen, den eine heimkehrende Zulutruppe genommen. — Durch die tagelangen, mühevollen Märsche und die genannten grossen Entbehrungen wurden die Kinder, die am Leben und gesund blieben, in erstaunlicher Weise abgehärtet. Bei jedem Halt, oft auch auf plötzliches Gebot auf dem Marsche wurden Waffenübungen vorgenommen. Zuerst gab es nur zwei je einen Meter lange, fingerdicke Stöcke; der Zulu wies, wie man mit dem einen angriff, mit dem anderen sich zu vertheidigen hatte; Griff, Sprung, Schlag und Stich, ja später auch den Wurf zeigte er, und sowie zwei Knaben den Griff und Wurf richtig erfassten, stellte er sie einander gegenüber, wo möglich gleich geschickte und kräftige Gegner, und liess sie stehend, knieend und sitzend kämpfen. Fasste die Knabenrotte das Gebotene rasch auf, so liess er sie Reihen bilden und dieselben gegen einander vorgehen. Begriffsstützigkeit führte Schläge herbei, ebenso Feigheit beim Zurückweichen, — Schläge mit dem Eisenholzstock auf die nackten Kinderschultern! Hundertmal am Tage hörten die letzteren, sie seien nichts als Hunde, des Königs Hunde; erfassen sie jedoch rasch die Führung der Waffe und sind sie grösser geworden, dass sie auch ins Feld ziehen können, dann finden sie im Kampfe Gelegenheit, Männer, Zulu

1) bis zu − 6° Celsius, doch ist das sich bildende Eis bis 8 Uhr Morgens schon geschmolzen.

2) zu Mittag nie unter + 11, oft + 17 und 19, auch bis zu + 24° Celsius.

Menschen zu werden; sind doch nach den Ma-Atabele-Satzungen nur jene Männer — „Menschen“, die im Kampfe mehrere Feinde getödtet haben!

Diese Zurufe und die gebotene Aussicht munterte auch in erwarteter Weise auf, ebenso das Lob, den sich Hervorthuenden gespendet; das Kampfspiel nahm nach und nach das kindliche Gefühl gefangen, um so mehr, je weiter man in der Uebung gediehen; so, als man den Stock als Wurfwaffe für Wild zu benützen, und später, als man bereits Stoss- und dann Wurfspeere zu gebrauchen begann. Die erste Nahrung auf dem Marsche bildeten für die Knaben essbare Knollen und Zwiebelgewächse, sowie die lange in den Winter hinein so manchem Baume und Busche im Ma-Kalaka- und Ma-Atabele-Lande anhängenden Früchte, im Sommer Samen[1]) und frische Früchte. Sobald man den Stock als Wurfwaffe zu gebrauchen begann, brachte es der Zulu seinen Zöglingen bei, wie man zeitlich früh die eben erwachten und spät am Abend die zur Ruhe aufgebäumten Francolenus-Arten und Perlhühner[2]), im Sommer an den Tümpeln der Regenflüsse und im Binsendickicht das zahlreiche Wassergeflügel durch geschickten Wurf tödten, sich zum Braten auf den Kohlen sichern könne, — ein neuer Reiz für die bereits jagdlustig gewordene Knabenschaar, der noch zunahm, als der ebenso gefürchtete, als trotz seiner Härte beliebte Führer, in Mondscheinnächten gebüschlose Lichten aufsuchend, mit den Stockbewehrten Stachelschweine, Springhasen und Schuppenthiere zu jagen begann. Diese Jagd schuf schon grössere Aufregungen, erprobte den Muth und die Stärke des sich entwickelnden Knabenmannes, und schaffte öfters saftige und gute Braten, mit denen jedoch wiederum zumeist die glücklichen und muthigen Jäger unter den Knaben beglückt wurden. Endlich kam auch der ersehnte Tag, an dem der Speer — zuerst als Stoss-, — später als Wurfwaffe in die Uebung kam. Um diese Zeit kehrte gewöhnlich die erste Truppe heim und setzte daselbst die Uebungen fort, bis die zweite wieder zurückkehrte und man zu neuen Uebungsmärschen schritt. Die wenigen Schmiede unter des Königs Mannen arbeiteten ununterbrochen, um für die schon geschaffenen und zu schaffenden Rotten Zuluspeere zu schmieden, Messer zu machen; andere aber schnitzten die Todschläger Kiri und andere machten sich zur Zeit ihres Aufenthaltes an die aus schwarz-weiss-gescheckten Rindshäuten zu verfertigenden elliptisch geformten Schilde[3]). Zur Uebung für die Knaben benutzte man anfangs die leichten, jedoch schlechten, namentlich zu einem guten Wurfe nicht

---

1) zumeist wilde Weinreben, die kleine, aber gute Trauben bieten.

2) Alle diese Vögel bäumen auf, um sich gegen die zahllosen kleinen Raubthiere zu schützen.

3) elliptisch geformt, doch an den Enden der langen Axe spitz auslaufend, mit zahlreichen, 10—15 *cm* gleich langen, in dieser Axe sich befindlichen Schnitten, einem an der Rückseite befestigten, an seinen Enden mit Cyphaschwänzen umwundenen Stocke und einem leicht aufgeworfenen Rande.

gut tauglichen Ma-Kalaka-Speere, die man bei den Plünderungen der Gehöfte und in den Fäusten der sterbenden Ma-Kalaka vorgefunden. Nach der Vorübung mit dem Stocke ging die Trainirung mit der blanken Waffe rasch vor sich, und der Zulu begann mit seinen Knaben zuerst kleine Antilopen und Schakale, dann Hyänen und grössere Antilopen, endlich auch Leoparden und Löwen zu jagen. Bei den ersten Antilopenjagden, wo die kleinen Thiere durch Dauerlauf der Knaben zu Tode gehetzt wurden, und bei den Hyänenjagden, wo der Wurfspeer nicht in Gebrauch kommen durfte, fielen noch so manche der Knaben, um so weniger aber beim Hochwildjagen und bei den Angriffen auf Leoparden und Löwen, weil hier den Jünglingen schon weitere Uebung und neben dem Stossspeere auch bereits die Wurflanze zur Verfügung stand.

Die Knaben folgen einem flüchtigen Duikerramm, sie folgen in der Spur und haben aus ihrer Beschaffenheit auf die Entfernung des Thieres zu schliessen, sie werden endlich müde und mancher fällt nieder, um sich nicht wieder zu erheben, doch es bleiben nur wenige zurück, im Gegensatze zu jenen Zeiten, als man, nur mit den zwei Stöcken bewaffnet, die ersten Uebungsmärsche machte. Auch bei den Hetzjagden auf kleinere Antilopen spielt der Stock des Zulukriegers eine namhafte Rolle.

Noch ärger gestaltet sich der Kampf gegen die ersten Hyänen. Das schwerfällige Thier ist bald eingeholt und stellt sich den Gegnern. Den niedrigen Rücken an einen Baumstamm pressend, grinst es mit dem geifernden Rachen die Verfolger an. Das mächtige Gebiss des Thieres, seine Wuth hält die Knabenarme zurück, doch nur so lange, als bis der Lehrer herangekommen und sein Stock auf die Schultern der Zaudernden herabsaust! Die sich fürchten, werden an das Thier herangeprügelt, keiner darf den Speer werfen, nur durch Stösse soll das Thier crepiren. Ja, es fällt auch, von mehreren Stosslanzen durchbohrt, doch hat es dem einen Kämpfer noch Arme und ein Bein entzweigebissen und sich in den Brustkorb eines zweiten mit seinem Gebiss förmlich hineingewühlt, zwei der Tapfern getödtet, bevor es fiel. Die nächste Hyäne wird schon rascher abgefertigt, und die Knaben haben ein zweites Stadium ihrer Vorübung errungen.

Und so geht es aufs Hochwild. Um diese Zeit beginnen die Knaben auch schon die Heerden zu bewachen, um nach weiterer Trainirung zuerst als Reservetruppe, dann auch schon als Kampfgenossen gegen die nächsten Ma-Kalaka und andere Gehöfte zu ziehen. Vorerst jedoch, nachdem auch die Frauen mehrere Kriegerhütten an die bestehenden, um die Viehhürde, angebaut, geschieht die Einreihung der jungen Krieger in wirkliche Rotten, gegenwärtig in Regimenter. Zu diesem Zwecke erschienen die Lehrmeister in der gewohnten, knieend-gebückten Stellung vor ihrem Herrscher, berichtend, die ihnen anvertrauten Hunde wären da, um sich, auf die Erde werfend, zu erbitten, dass ihnen ein Heerführer gegeben, und sie zum

Kampfe mit ihres Herrn Feinden zugelassen, ja nur bald, nur gleich in den Kampf geführt werden möchten. Um-Salekazi besichtigt die Truppe. Den beiden Zulus, die vor ihm kauern, hatte er die Knaben zweier Ma-Kalaka-Gehöfte, 160 Knaben anvertraut; 117 stehen nun vor ihm, die übrigen sind den anstrengenden Märschen, den zahllosen Entbehrungen, dem Durste, im Kampfe mit wildem Gethiere, — auf der Jagd und in der Vertheidigung der ihnen anvertrauten königlichen Heerden — erlegen. Um-Salekazi fragt nicht danach. Er lässt die Truppe Evolutionen ausführen, zum Sturmlauf anspringen, sich gegenseitig im Scheinkampf bedrängen, — dann eine Handbewegung, und alle stehen wieder in Reih und Glied wie eine leblose Masse, nicht ein Knie, nicht ein Arm zeigt sich störend oder in unrichtiger Lage. Und wie der Herrscher abermals winkt, und die „Jungen" mit einem Ochsen beschenkend von dannen ziehen lässt, da jubeln ihm „Zulukrieger" entgegen, von Feuer und kriegerischem Muthe erfüllt. Die Europäer aber, die Jahre später Aehnliches am Hofe Um-Salekazi's sahen, und denen die Gefangennahme und Einübung der Ma-Kalaka-, Ma-Toko-, Ma-Schona- und Betschuana-Knaben noch nicht bekannt war, ahnten nicht, dass jene jauchzenden „Zulu", eigentlich Knaben fremder Stämme seien, deren Väter, Grosseltern und kleinste Geschwister von den Ma-Atabele getödtet, deren Mütter, jetzt irgendwo in einer Ma-Atabele-Stadt Sclavinnen vorstellend, von den Zulukriegern geschändet worden waren.

Um-Salekazi schuf sich Rotten und Regimenter trefflicher Krieger, wahre Helden und auch gute Heerführer. Er unterwarf sich nach und nach sämmtliche Ma-Kalaka-Fürsten, indem er nach Aufnahme seiner Raubzüge die ersten in gewohnter Weise vernichtete, während sich ihm die letzten der grösseren gnadenlos ergaben. Der König nahm ihnen alle Rinder weg, vieles Kleinvieh, sie mussten und müssen bis heute weiteres Kleinvieh und Getreide als Abgabe zahlen und auch von dem, was sie sich dann und wann unter Europäern verdienen, den grössten Theil abgeben. Viele der Unterthanen der zuletzt genannten Häuptlinge flüchteten mit Hülfe der Ma-Nansa-Boote an das Nordufer des Zambesi und gründeten unter Wanke ostnordöstlich von den Victoria-Fällen ein kleines Ma-Kalaka-Reich. Um-Salekazi's Reich war aber in den wenigen Jahren seines Bestehens zu einer bedeutenden Grösse gediehen und erstreckte sich zwischen dem Centrallauf des Limpopo (im Süden) und dem Unterlauf des Zambesi (im Norden) in einer Ausdehnung vom 25—28° östlicher Länge (von Paris) und vom 18—21° südlicher Breite, etwa das Mittelfeld zwischen den beiden genannten Flüssen und das gesunde Höhenland der Ma-Toppo-Berge einnehmend, sowie an dem Quellgebiete und dem Mittellaufe der zum Limpopo strebenden Sandflüsse, des sandigen und felsigen Schascha, des Tati, Rhamakoban, Satstobe, Mangwe, Somokhi, Schaschani, Umzungwaine, Huantsi, Ma-Atabele-Inguesi (Name eines

Flusses), und am Ober- und Mittellaufe der ersten Zambesizuflüsse Guai, Schangani, Mo-pui, Kame, Um'khosi, Bembesi, Bubi, Umungu und ihrer kleineren Zuflüsse, sowie am Oberlaufe des in die Ma-Karri-Karri-Salzseen mündenden Nata und im Gesammtlaufe des sich in den Sibananisteppen verlierenden Mojtenque, an dessen Ufern, im Westgebiete des Ma-Atabele-reiches, und im Südwesten sich auch die Wohngebiete der wenigen, als Vasallen aufgenommenen Ma-Kalaka befinden.

Um-Salekazi's Residenz Inijati (Injati) war am Nordabhange der Ma-Toppo-Höhen erbaut, während sich die gegenwärtige Residenz seines Sohnes und Nachfolgers Lo-Bengula in südwestlicher Richtung von da, am Südabhange des genannten Höhenzuges befindet.

Schon das Jahr nach der Unterwerfung sämmtlicher Ma-Kalaka-Fürsten nahmen Um-Salekazi und nach seinem Tode sein Nachfolger die Ausbreitung des Reiches wieder auf und gewannen ostwärts die Gebiete bis zum 30° (südl. von Paris) und nach Norden und Süden bis an den Limpopo und Zambesi. Nach der Unterwerfung der Ma-Kalaka ging Um-Salekazi gegen das im Albertslande (Höhenland am Südufer des Zambesi an den Victoria-Fällen) wohnende Volk der Ma-Nansa vor und vernichtete es binnen wenigen Wochen. Die Ma-Nansa waren Ackerbauer, treffliche Jäger und Fischer, ihr Charakter erhob sie über manche der Ba-N'thu und sie unterwarfen sich willig den heranziehenden Ma-Atabele. Ihr überaus freundliches Entgegenkommen machte den Zulutyrannen misstrauisch, er tödtete den König und seine Häuptlinge auf die grausamste Weise[1]), zerstörte sämmtliche Orte und Hütten und führte alles Brauchbare mit sich fort, indem er dabei ausnahmsweise viele der jüngeren Männer schonte und sie in seine Truppen einreihte. Dass er die Unterwerfung der Ma-Nansa nicht entgegennahm, hatte auch darin seinen Grund, dass dieses Gebiet zu entfernt von dem am dichtesten bewohnten Centrum seines Landes war, ihm zu sehr aus dem Handgriffe lag, er die Ma-Nansa nicht so leicht, wie die nahen Ma-Kalaka, bewachen konnte, auch es nicht haben wollte, dass sie, nach seinem Abzuge flüchtig geworden, an das Nordufer des Zambesi übersiedelten[2]).

Danach unternahm Um-Salekazi siegreiche Feldzüge gegen einige weitere Stämme am Südufer des Zambesi und versuchte zwei Einfälle in das grosse Nordzambesireich der Ma-Rutse, die jedoch, von zweien seiner Indunas geführt, mit dem Verluste nahezu der sämmtlichen Mannschaft endeten, während die sämmtlichen, am Südufer wohnenden Stämme bis an den Strom und soweit sie an das Ma-Atabele-Land angrenzten, unterjocht wurden. Die kleinen Betschuanastämme am rechten Limpopoufer wurden

1) „The Victoria Falls". E. Holub. Grahamstown (Süd-Afrika) 1879.

2) Ein Theil der Ma-Nansa flüchtete in die zahllosen Dickichte und Schluchten des Albertlandes und siedelte nach dem Abzuge der Ma-Atabele ans Nordufer des Zambesi über.

unterworfen und die Raubzüge auch auf das Südufer des Limpopo ausgedehnt, ohne dass hier Um-Salekazi wegen der, sich nun zwischen diesem Flusse und dem Vaal mehr und mehr ausbreitenden Boers festen Fuss zu fassen gedachte. Es folgten Raubzüge gegen die südwestlichen und westlichen Betschuana, und zwar gegen die Stämme Ba-Kuena und die östlichen Ba-Mangwato, welche Züge der jetzige Ma-Atabele-König im Jahre 1884 und 1885 sogar gegen die westlichen, im Lake N'game-Gebiete wohnenden Ba-Mangwato ausgedehnt hatte. Diese Kriegszüge brachten beiden Ma-Atabele-Herrschern, die sich nicht mehr an der Führung selbst betheiligten, keinen grossen Ruhm; nur in je einem derselben, im Jahre 1862 und im Jahre 1884 unter beiden Herrschern, waren die Zulus siegreich, verloren aber so viele der Ihrigen und erbeuteten so wenig Vieh (etwa 1000, und unter Lo-Bengula nur 2000 Rinder, ohne auch viele Knaben heimzubringen), dass beide Züge von den Königen als Misserfolge angesehen wurden, während sie in den übrigen Angriffen auf diese westlichen Stämme zurückgeschlagen wurden. Die Ursache dieser Misserfolge bei der Kriegstüchtigkeit der Nordzulu beruhte auf verschiedenen Ursachen. Um-Salekazi hatte diese westlichen Betschuanastämme unterschätzt. Auf seinem Nordzuge, nach seiner Niederlage durch die Boers im Jahre 1836, kam er nur mit den zumeist am Limpopo oder in seiner Nähe sich befindenden Viehposten der Ba-Kuena und Ost-Bamangwato in Berührung. Die Posten waren nur schwach besetzt, da in den mehr westlich gelegenen Betschuanastädten noch nichts von des Zulufürsten Niederlage bekannt war, und so hatte Um-Salekazi leichtes Spiel; er tödtete die Männer — in der Gesammtzahl aller Viehposten an 200 — und führte die Knaben mit einigen Heerden mit sich nordwärts. Von den letzteren verlor er viele im Zambesigebiete durch die Tsetsefliege, den Rest nahm er mit sich auf seinem Zuge gegen die Ma-Kalaka, wo die Ba-Mangwato-Knaben während der ersten Kämpfe die Heerden bewachten, bald darauf aber schon, einigermaassen in Waffen geübt, in die Kämpfe mit eingriffen. Die Betschuanastämme unterschätzend, fanden die Zuluführer mit ihren nicht beträchtlichen Heerhaufen zahlreiche Betschuana schon mit Gewehren bewaffnet vor, sie fanden die Betschuanastädte zumeist am Fusse felsiger, mit Dorngebüsch überwucherter Höhen, die den Angegriffenen gute Zufluchtsorte und natürliche Schutzwehren in ihrer Vertheidigung boten, sie fanden aber auch in dem jungen Ba-Mangwato-Prinzen, (nunmehrigem) König Khame einen trefflichen Soldaten, der es selbst vermochte, in der Ebene des Franz-Josephs-Thales einen Reiterangriff unter Kuruman, dem Sohne Um-Salekazi's, zurückzuschlagen.

Seit jenen Tagen bis zu den zwei Angriffen Lo-Bengula's (1884—1885) auf die westlichen Ba-Mangwato, haben sich die Ma-Atabele-Heerhaufen verdoppelt, und wenn sich auch Khames Streitkräfte bei guter Bewaffnung bedeutend gemehrt hatten, so wäre doch wohl Khame im Kampfe unter-

legen, trotzdem dass die östlichen Ba-Mangwato seit Jahren auf einen Angriff gefasst waren. Dies nun, so wie auch Differenzen mit den Boers in Jagdangelegenheiten bewog die centralen und nördlichen Betschuana[1]), sich den Engländern zu unterwerfen, und so entstand Britisch-Betschuanaland.

Bedeutend erfolgreicher waren die Ma-Atabele, wenn auch nach hartnäckigen Kämpfen, im Osten und Südosten gewesen, nach welcher Richtung sie unter die Ma-Schona-Stämme in den letzten 25 Jahren ihre meisten Raubzüge veranstaltet hatten. Die Ma-Schona, wohl tapferer als die Ma-Kalaka, was sie in ihren Kämpfen mit dem mächtigen Ba-Mangwato-König Khari[2]) bewiesen, lebten auch unter kleinen Fürsten, und so war auch bei ihnen der Grund zu einer raschen Vernichtung der einzelnen Herrschaften geboten. Unter allen Ba-N'thu-Stämmen stehen die Ma-Schona, was ihre eigene Cultur anbelangt, am höchsten; sie waren auch in Folge der Fruchtbarkeit ihres Bodens und seines Goldreichthums, sowie eines dem Feldbau sehr zuträglichen Klimas zu einem der wohlhabendsten Völker Südafricas geworden; sie bauten Reis und Baumwolle und verstanden es, Gewänder zu weben. In diesen segensreichen[3]) Gebieten fanden die Ma-Atabele reiche Beute, und Tausende der gegenwärtigen Ma-Atabele-Krieger sind vor Jahren als Knaben mit in die Ma-Schona-Beute einbezogen worden. In den letzten Jahren begannen die Ma-Schona ihre Gehöfte auf Felsabhängen zu bauen, und sich mehr und mehr gegen ihre Angreifer zu schützen, bis sie unter die Oberhoheit und den Schutz der British Royal Chartered Company gelangten und so endlich einer Hintanhaltung der unter ihnen seit Jahren angerichteten Metzeleien entgegensehen können. Zu den jüngsten Raubzügen der Ma-Atabele gehören jetzt auch jene über den Zambesi bis an den centralen Luenge zu den Ma-Schukulumbe, wenn sich auch diese Kriegszüge nicht mehr so häufen, wie früher, was wohl dem Einflusse der obengenannten Company zu verdanken ist. Dass sich aber Lo-Bengula — wohl gegen den Willen seiner Regimenter — theilweise dem englischen Willen unterwarf, ist wohl dem Umstande zu danken, dass seit Jahren die Holländer, einen Angriff auf das gesunde Höhenland der Ma-Atabele planend, den König der Nordzulu etwas nachgiebig, dem europäischen Einflusse zugänglicher machten!

Ich erlaube mir im Folgenden — mit Rücksicht auf die gebotenen, etwas längeren geschichtlichen Auseinandersetzungen — noch einen kurz gefassten Bericht über die Verhältnisse und die Gebräuche im Ma-Atabele-Lande vorzulegen. Das Regieren können wir füglich mit einem militärischen Despotismus bezeichnen, wie er bei keinem Ba-N'thu-Volke mehr zu finden ist. Der König ist unumschränkter Herr über Alles und

---

1) Die südlichen Betschuana boten schon in den Jahren 1873 und 1874 ihre Gebiete den Engländern an, ohne dass man ihrem Wunsche willfahrt hätte.

2) der achte Herrscher vor Khama.

3) Grosse Strecken sind von den Miasmen der Malaria heimgesucht.

Jedes; er kann auch seine Krieger vom niedrigsten bis zum höchsten tödten, ohne Gericht zu halten, wenn ihm nur Verdacht gegen diesen oder jenen vorliegen sollte. Zahllos sind solche Fälle unter beiden Herrschern gewesen, die berüchtigtsten wohl jener Mo-N'jebas', des besten Feldherrn Um-Salekazi's, der das Opfer neidischer Speichellecker wurde, und die Vernichtung des Kraals Inthaba Inisduna, in dem Hunderte von Menschen, darunter die grössten Häuptlinge des Landes, bis auf Lo-Bengula, Um-Salekazi's eigenen (doch von keiner der Königinnen entsprossenen) kleinen Knaben getödtet wurden, da sie im Verdachte standen, seinen ältesten Sohn Kuruman auf den Thron erheben zu wollen. Um-Salekazi bestimmte Lo-Bengula zu seinem Nachfolger, der auch nach seines Vaters Tode von der Hauptmasse der Ma-Atabele zum Herrscher ausgerufen wurde. Auch Lo-Bengula ist ein grosser Krieger, wenngleich nicht so gewaltig, wie es sein Vorgänger gewesen, dafür ein gewiegter Politiker, wie er es vom Antritte seiner Regierung[1]) bis zu seinen letzten, mit den Engländern abgeschlossenen Verträgen deutlich bewies. Dem Könige unterstehen die grossen Häuptlinge, durchwegs Heerführer, manche davon königlichen Geblütes, diesen wieder die Indunas, die Unterhäuptlinge, recte Officiere. Bis auf die Ma-Kalaka-Vasallen und etwa 3—400 Ma-Denassana-[2]) und Ma-Sarwa-[3]) Sclaven, welch' letztere beide Mischlingstämme als Träger und Jäger benutzt werden und die Ma-Kalaka, die im Nothfalle zur Vertheidigung des Landes dienen, sind sämmtliche männliche Bewohner des Ma-Atabele-Landes vom 5. Lebensjahre an zum Waffenhandwerk bestimmt, das man schon bei kleinen Knaben mit Vorübungen einzudrillen beginnt.

Das Land ist in Regimentsbezirke getheilt, gewöhnlich je ein Regiment eine Stadt bewohnend, in deren Umkreise das königliche Vieh und die jedem Regimente für ein Jahr geschenkten Schlachtochsen geweidet werden und das von den dieser Truppe geschenkten fremden Weibern angebaute Land bestellt wird. Die Regimenter zeigen eine verschiedene Stärke von mehreren 100 bis über 1000 Mann, haben ihre bestimmten Namen und verschieden gefärbte Schilde. Bei friedlichen Begebenheiten schmücken sie sich Kopf, Brust, Hüften und Waden mit kurzen schwarzen Straussfedern, die Arme mit weisshaarigen Ochsenquasten, die Hüften noch mit

1) Mehr wie bei anderen Ba-N'thu treibt bei den Ma-Atabele der Aberglaube seine oft hässlichen Blüthen. Gleich nach seiner Thronbesteigung von einigen Europäern besucht, ersuchte Um-Salekazi dieselben, von einigen ihrer Gewohnheiten (Hissen der Flaggen u. s. w.) zu lassen; er glaube nicht an den Unsinn seines Volkes, dass das Flattern derselben die Regenwolken vertreibe, allein als eben gewählter Herrscher müsse er sich doch für den Anfang den Launen des Volkes fügen.

2) Mischlinge zwischen Ma-Sarwa und den schwarzen Stämmen des Ma-Rutse-Reiches aus mehreren Generationen, wobei sich jedoch nicht mehr Ma-Sarwa mischten, sondern die ersten Mischlinge mit den Ma-Bunda und anderen Zambesistämmen.

3) Ma-Sarwa, Mischlinge der Betschuana und der Buschmänner.

Ginsterkatzenschwänzen und den Kopf mit einer der langen Flügelfedern des Stanley'schen Kranichs. 5—8000 Krieger in solchem Schmuck mit den Waffen in der Hand ihre militärischen Evolutionen ausführen oder sie ihre Kriegstänze, mit weithin schallenden Chorgesängen begleitet, ausführen zu sehen, bietet einen nachhaltigen, unvergesslichen Anblick. Kein Ba-N'thu-Volk kommt den Ma-Atabele in dieser Hinsicht gleich. Mit einer solchen Truppe ist Um-Salekazi's Arbeit, die Gründung des Reiches, möglich gewesen. Jene Zulus im Norden und Süden, die sich an die Europäer als Soldaten verdingen, ohne als ein Truppentheil von ihrem Herrscher beordert worden zu sein, die zumeist als Thunichtgute im eigenen Lande unmöglich geworden, fremde Arbeit suchen, sind mit der Elitetruppe Lo-Bengula's nicht in Vergleich zu ziehen; sie bilden wohl den Auswurf der Zulustämme! Je 20—30 Mann der Ma-Atabele-Truppe wohnen in einer Hütte; diese Compagnien haben ihre eigenen Köche, welche am Abend — das einzige Mahl am Tage — zumeist Rostbeaf serviren und dazu Kafirkorn (Mo-bele)-Bier in wasserdichten Körben, welches von den dieser Compagnie zugetheilten Frauen zubereitet worden, kredenzen. Das Beaf, in der Regel ein oder zwei Riesenstücke, circulirt zwischen den um ein Feuerchen vor der Hütte sitzenden Kriegern, es ist gewöhnlich ein Prachtstück und kommt namentlich den jüngeren Herren in der Truppe zu gute; Gabel, Messer und Teller hat das Kriegskommissariat der Zulukönige noch nicht eingeführt, man muss sich mit den Händen, — das Fleisch festhaltend, — und mit den Zähnen, — Fetzen herunterreissend, — behelfen.

Es versteht sich von selbst, dass hierbei die „Jungen" besser davonkommen, als ihre alten Genossen, die nur mühselig etwas herunterarbeiten; dafür rächen sich die „Alten", so wie der Bierkorb herumgeht. Staunen erfasst den Europäer, wenn er da zusieht. Nur einen Schluck darf der Mann machen, und da scheint es, wie wenn bei den Alten das „köstliche", dickrinnende, ja breiartige und röthlich-chokoladefarbige Nass[1]) in einen bodenlosen Abgrund herabflösse. Der „eine" Schluck ist endlos, und da das mit eingeschluckte Hirsekorn auch ein Nutriens ist, so scheint kein Theil der Leute hungrig die Stätte zu verlassen. — Ich muss hier eine Thatsache wiederholen, die ich schon früher in meinen Vorträgen, gleich nach der ersten Reise, Anfangs der achtziger Jahre, betont habe, nehmlich des Umstandes gedenken, dass diese Ma-Atabele-Beafeaters, welche eine so prächtige Musculatur zeigen und eine Riesenstärke besitzen, bei grossen Märschen und den damit verbundenen Anstrengungen, namentlich aber, wenn sie nicht täglich ihr Beaf und, wenn nicht Bier, so doch hinreichendes Trinkwasser haben, leicht zu-

1) Gewöhnliches Bier = Butschuala, starkes Butschuala = Mo-timbe; Honigbier = Impote. Dann giebt es noch Mais-, Morula- und andere Biere.

sammenbrechen, demnach langen Märschen unter Durst und Hunger nicht widerstehen können. Die Practica, Hunger und Durst bei langen Märschen zu ertragen, welche die Ma-Atabele als Knaben so trefflich lernten, ist nach und nach in den jahrelangen Beafsuppers und Biergelagen eingebüsst worden. Dieser Umstand bestätigt auch die Misserfolge der sonst nahezu stets siegreichen Truppen in ihren Kriegszügen nach den weitab, hunderte von Kilometern wohnenden Betschuanastämmen, deren Gebiete zu den im Winter wasserärmsten Gegenden Südafricas gehören. So ist auch der Begriff einer Niederlage der Ma-Atabele beim Zuge gegen die West-Ba-Mangwato leichter zu erfassen, wenn auch die Sieger 2000 Rinder und eine geringe Anzahl von Frauen und Knaben ihrem Könige als Beute zugeführt hatten. Um aber die Truppe frisch zu erhalten, — es waren, wenn ich nicht irre, acht Regimenter damals in Action[1]), — muss ihr der König eine grosse Anzahl von feisten Ochsen als Lebensmittel mit auf den Weg geben, eine stattliche Anzahl für so viele und starke Esser, und das für die Marschroute von 12 bis 14 Tagen. Dadurch schon wird die Beute an Rindern geringer; diese 1884er Beute gestaltete sich für den König noch um so trostloser, als die gefangenen Knaben und Frauen nie die Zahl und den Werth jener ersetzen konnten, die als junge Ma-Atabele-Krieger und Ringträger im Kampfe und am Fieber gefallen oder in den Zugasümpfen ertrunken waren. Als Fussgänger für tiefsandige Wald- und Steppengegenden, die kaum alle 50—140 *km* schmutzige Lachen als Trinkwasser zeigen, eignen sich die Betschuanastämme und ihre Vasallen, die Ma-Kalakari[2]), ganz vortrefflich; die Nahrung dieser Leute, die einen sehnigen Körper ohne strotzende Muskelentwickelung zeigen, besteht zu zwei Drittel aus Pflanzennahrung. Manche leben monatelang nur von Pflanzenstoffen und gesäuerter Kuhmilch. Ich will gleich hier erwähnen, dass die Ringträger jene Ma-Atabele sind, die schon im Kampfe Feinde getödtet haben und in den Rang der eigentlichen Krieger und „Männer“ getreten sind. Am Kopfe tragen sie flachhandgrosse Lederringe, je einen, der zum Theil von dem kurzen Wollhaar überwuchert erscheint.

Es wäre wohl jetzt angemessen, dem Ausmarsch in den Kampf, die Kampfweise selbst und die Taktik, sowie eine Heimkehr der Truppen zu besprechen; ich will jedoch dies zum Schlussbericht meines Vortrages machen, da ich diese Sache zum Theil mit der Waffe in der Hand zu demonstriren habe, und will jetzt noch in Kürze dies Bild der socialen Stellung im Ma-Atabelelande vervollständigen, sowie einiger Sitten und Gebräuche Erwähnung thun.

1) sowie bei dem folgenden Raubzuge in 1885.

2) Mischlinge der Ba-N'thu und der Hottentottenrasse. Betschuana mischten sich mit Buschmännern, dies gab die Ma-Sarwa. Betschuana mischten sich mit Ma-Sarwa, dies gab die Ma-Kalakari. Ma-Sarwa sind heute die Sclaven, Ma-Kalakari die Vasallen = Diener der Betschuana.

Nach dem Könige geniessen die meiste Achtung die ersten der Königinnen, des Königs Brüder und Schwestern (eine Schwester Lo-Bengula's die meiste von Allen), dann die besten Heerführer, die Regenmacher und Leibärzte, und eine besondere des „Königs Dolche“, die Scharfrichter! — Ueber diese zu sprechen, würde viel Zeit beanspruchen, und so erwähne ich nur die Hinrichtungsmethode eines der Häuptlinge. Ausnahmsweise ist den grossen und kleinen Indunas gestattet, nach Zulumanier einige Frauen zu ehelichen und sich mit ihnen, ausser oder innerhalb des durch die Compagniehütten um den Viehkraal gebildeten Ringes, ein aus mehreren Hütten bestehendes, umzäuntes Gehöft zu erbauen. Um nicht Aergerniss zu erregen, da dieser Heerführer in seinem Regimente oder sonst zahlreiche Freunde haben mag, geht die Tödtung eines solchen Mannes im Dunkel der Nacht vor sich. Des „Königs Dolche“, zumeist alte, erprobte Leute, kommen spät an; sich in die Hütte des Verurtheilten schleichend, tödten sie gewöhnlich nicht blos ihn, sondern auch alle die Seinen[1]), was sie an dem Manne und den Erwachsenen mit Dolchmessern oder kurzen Assegajen[2]), an den Kindern mit dem Todtschläger „Kiri“ vollbringen. Dann werden die Holzhütten angezündet, damit auch die Leichen verkohlen und früh am Morgen nichts mehr, denn ein Aschenhaufen, die Stelle kennzeichnet, an welcher der oder jener Verräther, Verschwörer oder Verbrecher, — in der grossen Mehrzahl der Fälle ein vollkommen Schuldloser, allein aus manichfachen Gründen Umneideter, — gelebt und gewohnt hatte.

Entgegen den unter anderen Ba-N'thuvölkern herrschenden Gesetzen, gehört, wie schon erwähnt, dem Ma-Atabele-Könige Alles, was lebt und liegt im Bereiche seines Gebietes. Der Privatbesitz der „Grossen“ des Reiches, d. i. ihre Waffen, ihre Frauen und Kinder werden das „Geschenk“ des Königs genannt. Der Gewinnst, die Einnahmen des Landes, sämmtliche Kriegsbeute, gehören dem Herrscher; er verschenkt alle Frauen, manche als wirkliche Geschenke an die Häuptlinge, die anderen werden als Sklavinnen oder Arbeiterinnen den Regimentern zur Verfügung gestellt, ebenso verhält es sich mit den Heerden, und so heisst es dann, die Hütten des Häuptlings[3]) haben die „geschenkten“ Frauen gebaut, seine Felder haben „sie“ bestellt, und der Ertrag derselben ist auch „ihnen“ zu danken; der sich mehrende Viehstand, der eigentlich den Wohlstand eines Ma-Atabele Induna darstellt, ist ebenfalls dem königlichen Beutegeschenke zu danken, das seinen Grundstock bildete; — und so ist all' dieses dem Herrscher zu danken, der jedoch auch das Geschenkte nach Belieben wieder nehmen kann. Bei den am Nordufer des Zambesi wohnenden Ma-

1) Seine Frauen, in den Hütten wohnenden Sklaven u. s. w.; der Grund davon, um eine etwaige zukünftige Rache hintanzuhalten.

2) Speere.

3) wenn ihm überhaupt der König die Erlaubniss, sich ein Heim zu gründen, gegeben hatte.

Rutse verschuldete ein solches Auftreten des Königs Sepopo, das jedoch den Gesetzen des Landes, soweit es die freien Stämme betraf, zuwiderlief, einigermaassen die Vertreibung des Königs. — Dem Ma-Atabele-Herrscher gehört, wenn es eben in der Nähe seiner Residenz getödtet wird, — sonst seinen Verwandten oder ferner ab den Indunas, seinen Vertretern, — ein bestimmter Theil des erlegten Wildes, was bei den meisten Ba-N'thu der Fall ist, doch in der Regel bei jedem Volke einen anderen Körpertheil des Thieres betrifft. Doch hält auch jedes Volk, ja bei einzelnen Völkern, wie bei den Betschuana, jeder Stamm[1]) ein gewisses Thier oder collectiv eine ganze Familie, ja selbst eine ganze Ordnung von Thieren in Ehren, und zwar in der Weise, dass es ein solches Thier nicht geniesst, nicht tödtet u. s. w., oder dass es seine Haut, sein Gebiss, seine Haare, Schuppen, Federn oder Knochen als Schmuck, Amulet oder Heilmittel gebraucht, ohne es jedoch selbst getödtet zu haben, sondern nachdem es von einem Nachbarstamme oder von Sklaven „ungesehen“ auf der Jagd getödtet oder als Geschenk erhalten worden. Bei den Ma-Atabele sind das Nilpferd in ersterer Beziehung, eine kleinere Affenart und der südliche graue Kranich in zweiter Hinsicht in Ehren. So mancher weisse Jäger, der sich von den Ma-Atabele-Herrschern für das theure Geschenk eines „gesalzenen“ Pferdes das Jagdrecht erkauft hatte, wurde in unangenehmster Weise in seiner, für 2 bis 6 Monate zugestandenen Jagdsaison durch ein Verbot, weiterhin zu jagen, überrascht oder nach seiner Rückkunft in die königliche Residenz durch Zahlung eines schweren Reugeldes betroffen, weil er am Zambesi oder in einer der nach den heftigen Regen in den grösseren Flüssen stehengebliebenen Lachen die zur Zeit des Strömens der Flüsse vom Limpopo und Zambesi heraufgekommenen und in den Lachen lebenden Nilpferde getödtet hatte. Sämmtliche werthvollen Wildfelle, alles Elfenbein und alle Straussfedern sind Krongut im Lande. Heimliches Verkaufen weisser Straussfedern und des Elfenbeins wird mit Todestrafe gerächt, desgleichen Verzögerung oder Weigerung des jährlichen Tributes unter den wenigen, am Leben belassenen Vasallstämmen. So ist das Abschlachten der Männer zweier der südlichen Ma-Kalakadörfer und die Zerstörung der letzteren allgemein bekannt, weil diese Dörfer ihren jährlichen Tribut an Um-Salekazi nicht pünktlich abgeliefert, hauptsächlich aber, weil sie eine bestimmte Anzahl von Knaben nicht eingesendet hatten.

Wie bei den meisten Ba-N'thu, bei jedem Volke in einem grösseren oder geringerem Grade, spielt auch bei den Ma-Atabele der Aberglaube, der selbst in der Geschichte so manches dieser Völker als ein dunkler, blutiger Faden sich hinzieht, eine grosse Rolle. Abergläubische Ge-

---

1) z. B. Ba-Kuena, d. h. die Leute, die das Krokodil ehren, d. h. seinen Tanz begehen; Ba-Tlapinen (Ba-Tapinen) die Leute (Ba / Ma } Mehrzahl für lebende Wesen), die sämmtliche Fische ehren.

bräuche der Ba-N'thu in ihrem Wesen, Wirken, in ihren Folgen zu schildern, würde hinreichendes Material für ein umfangreiches Werk bieten, und so wäre auch über die Ma-Atabele viel zu sagen. Ich beschränke mich neben dem schon Gesagten und dem, was ich noch bei dem Kriegszuge zu besprechen habe, auf die Mittheilungen, dass abergläubische Verdächtigungen über geheime, gegen das königliche Haus, gegen den Wohlstand des Landes u. s. w. prakticirte Zaubereien schon Hunderten von Menschen im Ma-Atabelelande das Leben gekostet haben, und dass des Landes König Um-Salekazi nie seine hölzernen Fleischschüsseln reinigen liess, aus Furcht, dass bei dieser Procedur die Schüsseln entweiht und zugleich mit Gift eingelassen werden könnten.

Beide Ma-Atabele-Könige nehmen gern Geschenke der Europäer entgegen, die sie wie das flüssige Gold aufgespeichert haben. In den königlichen Waarenlagern liegen die geschenkten und viele der von den zugereisten oder ansässig gewordenen Händlern eingetauschten Objecte wie Tandelmarktwaare auf einander, wobei Vieles durch Termiten vernichtet wird. Geschenke in englischen Goldmünzen, schöne Decken, Elephantengewehre, gesalzene Pferde, Felle seltener Affenarten waren und sind besonders willkommen.

Die Ma-Atabele halten es für eine Schande, schwere Arbeiten zu verrichten, — eben bis auf ihr Kriegshandwerk; vielleicht, dass es jetzt unter dem sich näher fühlbar machenden englischen Einfluss anders wird. Sie beschäftigten sich höchstens mit Flechtarbeiten, worin sie eben die Meister unter den Ba-N'thu sind, gleichwie die mittleren der westlichen Betschuanastämme als Kürschner im Verfertigen der schönen Karossen[1]), sowie die Ma-Schona in Geweben und Feldbau, die Ma-Bunda in Holzschnitzereien, der Zweigstamm Ma-N'gete des Stammes Ma-Totele (des Ma-Rutse-Volkes) in Eisenarbeiten excelliren. Schade, dass es die Faulheit der Ma-Atabele bei der Arbeit verschuldet, dass sich die Leute nicht an grössere Flechtobjecte machen; dieselben würden wahre Kunstsachen für unsere Museen, wie Schaustücke für den Salon des Europäers abgeben. So beschränken sie sich auf Hüte, die wasserdichten, zum Biertrinken benutzten Körbe und jene kleinen, cylindrischen oder kegelförmigen Hülsen, welche sie daheim (in ihren Hütten) als ihre einzige Kleidung, d. h. als Penis- oder Glanshülsen gebrauchen. Als Material für ihre Flechtarbeiten verwenden die nördlichen Zulu das feinste Gras, Pflanzen- (Gras-Bast) Fasern und Giraffenhaar[2]). Ausser diesen Arbeiten machen sich die Jungen mit dem Bewachen

1) Ledermäntel aus rauhgar gegerbten Schabrackenschakal-, Luchs-, Khamafuchs-, Leoparden-, Gepard-, Wildkatz-, Scharthier- und Ginsterkatzenfellen, aus den Fellen der Klippschliffer, Springhasen, der Duiker (Cephalolophus Grimmi), Palla (Aepyceros melampus) und Ziegenfellen. Die seltensten und werthvollsten sind die aus Fischotterfellen und aus Ginsterkatzenschwänzen.

2) von der Quaste.

der Heerden, die Männer mit dem Schlachten der Thiere und der Jagd zu thun. Das Schlachten geschieht auf die grausame Weise, dass man dem Ochsen einen Speer hinter das Blatt einschlägt, doch ist der Stoss in der Regel sicher, während die Ma-Rutse sich langhalsiger, kleiner Speere bedienen und, den Stoss selten sicher führend, einige Speere und oft geraume Zeit zum Tödten eines Rindes nöthig haben. Alle sonstigen Arbeiten haben die Frauen zu verrichten, welche wohl bei den Ma-Atabele unter allen ächten Ba-N'thu[1]) die niedrigste Stellung einnehmen. Diese „nicht menschlichen Wesen“ haben die Hütten zu bauen, die Felder zu bestellen und alle häuslichen Arbeiten, das Heimschaffen der Frucht vom Felde und die bei Raubzügen gefangenen Frauen die Lastthier-Arbeiten zu verrichten. Bis auf die wenigen Königinnen-Gehöfte zeugen die abseits liegenden Hütten der Frauen auch von der Stellung der Frau unter den Nordzulu; da, wo Ma-Atabele-Krieger anwesend sind, dürfen Ma-Atabele-Frauen das Wort nicht ergreifen. Die Stellung der Ma-Atabele-Frauen, welche all' den umwohnenden Völkern und Stämmen entnommen wurden, illustrirt sich besonders in grässlicher Weise in einem Ereignisse aus der Zeit der Regierung Um-Salekazi's. Zwei Regimenter, die nur wenige Ma-Kalaka-Frauen besassen, wurden zu einem Zuge gegen die Ma-Schona befohlen; sie waren siegreich und brachten eine besonders reiche Beute heim. Der König beliess den Siegern sämmtliche geraubten Frauen und auch die Knaben zur Erziehung und allmählicher Einstellung in ihre Reihen. Der eben überfallene Zweigstamm der Ma-Schona war aber in der Cultur und Industriefähigkeit einer der ersten; die Frauen waren in Bezug auf Ba-N'thu-Begriffe besonders hübsch zu nennen, waren so fleissig und in allen möglichen Arbeiten geschickt, dass sich die Denkkraft der Soldaten der beiden Regimenter immer mehr und mehr mit ihnen zu beschäftigen begann. Die Fälle von wirklicher Zuneigung mehrten sich und die Folge davon war, dass die Krieger daheim und in der Feldarbeit den Frauen zu helfen, dass sie „mitzuarbeiten“ begannen. Ihre Commandanten aber, die trotz ihrer eigenen Häuslichkeiten so etwas nicht begreifen konnten, wetterten dagegen, was wohl Anfangs etwas wirkte, doch nicht auf lange. Und so kam es, dass eines Morgens, tief im Staube liegend, die beiden Truppenführer vor Um-Salekazi erschienen, ihm in Klageworten berichtend, er hätte zwei seiner besten Regimenter eingebüsst. „Hallo, ihr Männer, ihr träumt wohl noch, reibt euch den Schlaf aus den Augen. Schlaf oder Biergenuss spricht aus euch!“ „Nein, o Herr, Du hast sie nicht mehr, denn sie, die Männer, sind das geworden, was sie waren, bevor Du ihnen noch die Ringe[2]) gabst, sie sind wieder „Hunde“ geworden.“ Darauf berichteten die Beiden, wie sich ihre Krieger durch Arbeiten schänden, wie

1) Die Stellung der Frau bei den Hottentotten und Ba-N'thu-Mischlingen, den Ma-Sarwa und Ma-Denassana, ist nahezu ebenso schlecht.

2) die Ringe am Kopfe als Abzeichen eines Ma-Atabele-Kriegers.

weichlich sie und den Frauen zugethan geworden seien. Um-Salekazi gab den Beiden Befehle, ohne sonst sich aufzuregen. Die Angesprochenen krochen zurück und kehrten heim, ein jeder rief seine Leute zusammen und verkündete ihnen des Königs Wort. „Der Herrscher frägt euch, ob ihr noch Zulu seid?“ „Ja, was denn sonst?“ „Wir aber sagten Um-Salekazi, ihr seid es nicht mehr, und Um-Salekazi befiehlt euch, heute Nacht noch die euch anvertrauten Ma-Schona-Frauen zu tödten, dann erst erkennt er euch wieder als seine Männer.“ Nahezu lautlos verliessen die Angesprochenen die Kraale, keiner verrieth den Frauen, was sie so eben vernommen, und als die Nacht hereingebrochen war, da stürzten sie hin zu den Hütten der Liebgewonnenen und sie aus ihren Hütten zerrend, schlugen sie ihnen mit dem Kiri[1]) die Köpfe ein, die Cadaver dann in den vom Hausgeräthe geleerten Hütten verbrennend. Noch Vieles giebt es über die Sitten und Gebräuche, über das Land selbst zu berichten, doch ich fürchte ohnehin, schon allzu weitschweifig geworden zu sein, und so gehe ich zum Schlusscapitel über und werde den Auszug, den Kampf und die Heimkehr eines Ma-Atabele-Heeres schildern.

Die in den Krieg ziehenden Regimenter sind zumeist mit Stoss- und Wurfspeeren (je 1 oder 2 der ersteren, je 3 der letzteren pro Mann), mit je einem am Leibgurt hängenden Kiri und dem kurzen Schilde, manche mit dolchartigen Messern, einige der Mannschaft, dann die Ober-Indunas und Indunas mit Gewehren bewaffnet. Die Führer sind zumeist beritten, doch könnten heute Lo-Bengula an 500, der Khamafürst (der östl. Ba-Mangwato) gegen 2000 Reiter und die Ba-Suto im Süden mehr denn das dreifache dieser Zahl an leichten Reitern in's Feld stellen.

Des Königs Leibwache bringt den Befehl zum Aufbruch und die Krieger versammeln sich in dem schon erwähnten phantastischen Aufputz in dem grossen Kraal des Königs, in Regimenter geschieden. Des Königs „Doctor“[2]) bezaubert Schilde und Speere, dass erstere die Hiebe und Stiche aller Feinde abhalten, die letzteren alle Feinde tödten, und dann sammeln sich alle zum grossen Kriegszugtanze. Der König lässt einen schwarzen Stier herbeischaffen, der auf ein Zeichen so lange gejagt und gehetzt wird, bis er von Schaum bedeckt zu Boden stürzt; nun wird ihm mit geschicktem Schnitte das eine Schulterblatt sammt der anhaftenden Muskulatur ausgetrennt, das blutige Stück an's Feuer geworfen und in kleinen Stücken, nachdem es 2—3 Minuten lang geröstet worden, als das wirksamste Mittel gegen Verwundungen gierig verschlungen. In ähnlicher Weise wird, nachdem die Häuptlinge die Schulter genossen, das ganze Thier von den Kriegern verspeist; ein jeder muss seinen Bissen bekommen. Diese Gesammt-Ceremonie, noch mit einem der obligaten Kriegs-

1) Für solche Hinrichtungen bedient man sich nicht des Kiri.
2) Regendoctor, Zauberer, Leibarzt.

tänze verbunden, wird „Pina ca Morimo“ genannt und wiederholt sich in nur etwas abweichender Form bei der Heimkehr der Krieger.

Die Soldaten folgen ihren Führern; gegen wen, zeigt ihnen von ungefähr die Himmelsrichtung, die sie einschlagen, sonst weiss nur der Commandant allein, gegen welchen Stamm, gegen welche Niederlassungen dieser Raubzug gemeint ist. Unmittelbar vor dem Kampfe geht die Mittheilung des Angriffsplans an die Indunas vor sich, die, sich zum Angriff mit ihren Rotten aufstellend, da erst den Schlachtplan zur Kenntniss der Krieger bringen. Da ich Ueberfallsscenen bereits geschildert habe, will ich die Skizze eines offenen Kampfes der Ma-Atabele mit einem ebenbürtigen Gegner beschrieben und den Kampf des Einzelnen mit der Waffe in der Hand demonstriren.

Ein herrlicher Anblick, ein etwa 800 Mann zählendes Regiment in 4 Reihen zu 150 Mann und einer dahinter im Haufen stehenden Reserve zum Kampfe bereit zu sehen. Gesammelt steht die Truppe unbeweglich da. Plötzlich springen die Indunas der ersten Reihe vor, wie wenn sie einen Kriegstanz beginnen wollten, hochaufspringend, Schild und Speere aneinander schlagend. Im nächsten Momente springen sie zurück, und gleich darauf treten die zwei letzten Reihen zurück, die zweite beugt sich nieder, während die erste zum Wurfe ausholt. Die Rechte eines jeden hält einen Wurfspeer, die Linke 2 Wurfspeere, einen Stossspeer und den Schild. Zum Wurfe kommt es noch nicht, doch auf einen Ruf nehmen die 4 Reihen ihre ursprüngliche Stellung wieder ein und nun sausen sie nach vorn im wilden Ansturm gegen den Feind. Auf eine Entfernung von nahezu 60 Schritten bleiben die Angreifer stehen, im Nu formt sich dasselbe Bild, wie ich es so eben beschrieben habe, und die erste Reihe hebt und schleudert auch schon im nächsten Momente den wuchtigen, zum Wurfe wohlgearbeiteten Speer. Nicht hoch im Bogen fliegt die Waffe gegen den Feind, sondern nahezu horizontal, am Ende ihrer Laufbahn etwas unbedeutend sich senkend. Die Rechte zurückbiegend, schnellt der Ma-Atabele den Wurfspeer nahezu wie einen von der Sehne abgeschossenen Pfeil von sich, die Vorderarm-Muskeln in förmliche Vibration versetzend. Eine derartig geschleuderte Waffe schlägt eine ärgere Wunde, wie wenn sie im Bogen geworfen worden wäre. Kaum ist der Speer den 150 Kämpfern entflogen, so ducken sie sich und die zweite Reihe sendet ihre Speere gegen den Feind und je nach Bedarf die dritte und vierte; dann aber sausen sie wieder nach vorn hin, und ist der Zulu gut geschult, so soll er nach 20 Schritten[1]) [10 Sätzen] sich aus der Linken den zweiten Speer geholt und die 4 Reihen müssen sich, momentan aufstellend, wieder zum Wurfe bereit gestellt haben. Es wirft da gewöhnlich nur die erste Reihe, und weiter geht es gegen den Feind. Auf eine Entfernung von 20 Schritten

1) und das in hochaufgerichteter Stellung.

vom Feinde entfliegt der Rechten der letzte Wurfspeer, und wenige Momente darauf sind die ersten 4 Reihen — soweit ihre Glieder unbeschädigt an den Feind gekommen waren — mit dem letzteren im Handgemenge begriffen. So wie im Ansturm die Linke mit dem Schilde Kopf und Brust zu decken suchte, so thut es der Zulu nun wieder, indem er sich nicht bloss mit dem Schilde zu decken, sondern auch, mit demselben von unten nach oben einen Vorstoss führend, den Gegner zu heben und umzuwerfen und ihn dabei mit einem, ebenfalls nach vorn und oben geführten Stosse zu treffen sucht. Gelingt dies und hat der Zulu zwei bis drei seiner Gegner niedergestreckt, dann theilt er, nur Brust und Hals mit dem Schilde deckend, rechts und links schief nach abwärts Stiche aus. Oft geschieht es da, dass ihm der kurze[1]) Schaft des Stossspeeres noch zu unbequem wird und zu lang erscheint, und so setzt er ihn auf's Knie, bricht ihn am Eisen ab und kämpft dann mit dem Assagri-Eisen wie mit einem langen Dolche. In diesem Hang zum Handkampfe äussern sich nur mehr die thierischen Gefühle des Mannes, es wird niemand geschont, der bezwungen werden kann, und dehnt sich der Kampf noch weiter aus, so überlässt man es der Reserve, die da, wo mehrere Regimenter kämpfend eine grosse Zahl von Streitern bilden, zu einem grossen Haufen hinter dem Centrum vereinigt steht, die Getödteten zu berauben und zu verstümmeln, die Verwundeten zu tödten. Beim Angriff auf einen starken Feind und wo ein entscheidender Kampf bestanden werden soll, bildet das Zuluheer ein Hufeisen, das oft bei einer Stärke von 4—6 Reihen, zwei und mehrere Kilometer an Länge, den Feind so anzugreifen sucht, dass die Flügel, beim Nahen sich mehr nach auswärts haltend, ihre Bewegung im Niedergebüsch, in Wäldern und Sümpfen zu decken suchen und den Gegner im weiten Bogen zu umgehen streben, — eine Taktik, die namentlich den Europäer täuscht.

Nehmen wir an, wie dies in der Regel bei Kriegen der Europäer gegen afrikanische Schwarze der Fall ist, dass die Europäer in bedeutender Minderzahl seien und der Kampf in einem südlichen oder nördlichen Zulu-Terrain (dichtes Unterholz, dichte Dorngebüsche, Lichten überwuchert von $1^1/_2—2^1/_2$ *m* hohem Riesengras, die Rinnsale der Bäche und Flüsse tief in den Boden eingeschnitten, die Gegend hier und da von bewaldeten Höhen durchzogen) stattfindet, in einer Gegend, wo man sich in Folge der ungünstigen Terrainverhältnisse nicht gut über die Stärke und Stellung des Feindes vergewissern und ob der zahllosen Ueberfälle seine Stärke durch das Aussenden von Recognoscirungs-Vedetten nicht leicht schwächen kann. Wir sehen dann in der Entfernung zur Rechten und Linken feindliche Truppen aufsteigen; wir ahnen nicht, dass es der uns umgehende Vortrab der beiden feindlichen Flügel sei. Das sind sie aber,

1) etwa 1 *m* lang.

die „Hörner“ der Zuluarmee. Sie verschwinden bald, sowie sie mit uns entfernte Fühlung genommen, und wir sind darob gar nicht böse, da das Terrain für uns gar zu nachtheilig zu sein scheint. Der Vorsicht halber haben wir unsere Wagen in Halbkreisform an einander gereiht, die Zugthiere innen einstellend. Eine Stunde darauf wird „Feind“ in Front avisirt. All right, come on! Es sind aber viele, die da kommen, sie decken den Horizont, und die schwarze Masse erscheint nur hier und da durch Baum- und Gebüschdickichte unterbrochen. Bald entspinnt sich der Kampf. Auch die Zulu feuern, einige haben Gewehre, doch werfen sie dieselben in der Regel zur Seite, um zum beliebten Assagri zu greifen. Bald sehen wir, dass wir in der Minderzahl sind, die Dickichte vor und neben uns hindern unsere 4 Haubitzen, die ersehnte Wirkung zu thun. Wie die Heuschrecken, so dicht stürmen die schwarzen, gellenden Massen immer wieder heran, mag auch ein Wall ihrer Todten ihre Sätze hemmen. Unsere Kraft, unsere Arme beginnen zu erlahmen. Ohne es zu wissen, kämpfen wir mit dem „Rumpf oder dem Herz“, d. h. dem Centrum, und zugleich den „alten“ Regimentern, den Kerntruppen des Feindes. Da — ein Geschrei hinter uns, durch's hohe Gras und ein Wassergerinne hat sich eine schwarze Masse von hinten her an die Wagen geschlichen, es sind die „Hörner“ des Feindes, die sich weit hinter uns vereinigt haben, so dass das Zuluheer nun einen Ring geschlossen hat und uns nun zu erdrücken sucht! Für den Nothfall steht denselben noch eine mächtige Reserve, hinter dem Centrum aufgestellt, zur Verfügung.

Das eben Angeführte bildet die gewöhnliche Taktik aller Zulustämme im Kampfe gegen einen ebenbürtigen Feind. Die südlichen Zulu haben oft in solchen Kämpfen, auch da, wo sie geschlagen und furchtbare Verluste erlitten, einen Heroismus ohne Gleichen entwickelt.

Zu den, nach Raub ausgezogenen Ma-Atabele-Divisionen zurückkehrend, finden wir sie bereits auf dem Heimwege begriffen und wir sind auch bei ihrem Einzuge in die königliche Residenz anwesend. Eine grosse Feier, die leider schon zu oft zu Injati und Gubulowajo begangen worden! Die Truppe bringt 250 Frauen, an 400 Knaben und 8000 Rinder! Hell jubelnd und singend ziehen die Sieger in den grossen Königskraal ein. Sie haben nahe an der Residenz Halt gemacht, den Staub aus ihren Genettaschürzen geschüttelt, sich gebadet, die Wunden gewaschen und haben überall dahin, wo die Lanzen der Feinde die Schilde durchbohrt hatten, lange, hängende Grasbüschel feinen Grases gethan, die die schwarz-weiss oder rothgescheckten und rein schwarzen Schilde besonders schön schmücken. Und so marschiren sie nun vor ihren Gebieter, ihm laut zujauchzend; doch von jeder Truppe hat sich je ein Haufe junger Krieger losgelöst und ist abseits gegangen. Das sind die „Unglücklichen“, die im Kampfe keinen Feind, auch keine Kinder getödtet haben, denen sich eben dazu keine Gelegenheit bot, und die „als Hunde“ weder des Königs Antlitz schauen, noch seines Lobes theil-

haftig werden, noch auch an den Festlichkeiten theilnehmen sollen. Viele ihrer Genossen werden heute zu „Männern“ und Kriegern ernannt, sind von morgen an „Ringträger“. O, diese Schmach für sie! Sie wünschen nichts, ausser sobald wie möglich, ja heute noch wieder in den Kampf geführt zu werden[1]). Jene Truppen, welche die meisten Rinder genommen hatten, bekommen einen Theil der Beute als Geschenk, einen kleinen Theil behält der Herrscher für sein Haus, 100—150 Stück bekommt der Zauberer, recte Doctor, der so trefflich den Spruch über die Speere, Schilde und Krieger beim Auszug der Armee gesprochen, dass derselbe so erfolgreich gewesen, und den grössten Theil der Heerde nimmt der König in seinen grossen Besitz auf; man könnte wohl in diesem Falle sagen, er nimmt die Staatsrevenue entgegen und in Obsorge, denn aus diesen Heerden werden die jedem Regiment zur Nahrung zufallenden Thiere gewählt und in bestimmter Zahl zugetheilt! Nach dieser Vertheilung beginnen die eigentlichen Kriegstänze, wobei das wichtigste Moment der hohe Sprung ist; während dieser Bewegung schlägt der Krieger ein oder mehrmals (in der Regel geschieht das letztere) mit dem kurzen Assegaj auf den Schild, mit der Anzahl der Schläge die Anzahl der Männer, Frauen und Kinder kennzeichnend, die er auf allen seinen Kriegszügen getödtet. Den Schluss der Ceremonie bildet manchmal das „Geschenk“ des Königs. Ein grosser, wilder Stier wird den Tapferen gegeben. „Da habt ihr ihn, ihr Starken, esset ihn bei lebendem Leibe auf.“ Hunderte stürzen dem Thiere zu, und es wird niedergerissen; wenn es auch so manchen verwundet, so liegt es schon auf der Erde, und zahllose Lanzen wühlen in seinem Körper, die Krieger, die zuckenden Fleischstücke verschlingend, bevor das Thier verblutet. All’ dies dient nur dazu, die Bestie im Menschen, selbst im Momente des Friedens, wach zu erhalten.

Unstreitig sind die Ma-Atabele der mächtigste Stamm des Zuluvolkes, der muthigste, der am meisten kriegerische und wahrhaft heroische Stamm der Ba-N’thu-Rasse! Ihnen gebührt die schönste Tugend eines Kriegers, der Muth; doch was ist dieser Muth? in welch’ einer schrecklichen Gestalt zeigt sich nicht der Heroismus der Ma-Atabele in den meisten Fällen ihrer

---

1) Lange Zeit hindurch nach solch’ einem Raubzuge und auf alle nur erdenkliche Weise sucht man es diesen jungen Kriegern vorzuhalten, dass sie sich keine Feinde gesichert, keine bewältigt hätten; nicht nur von den Indunas, auch von dem Führer in der Baracke und ihren eigenen jungen Genossen erfahren sie Spott und werden nur mit „ihr Hunde, ihr Ma-Schona, ihr Ma-Kalaka“ titulirt. Für die erste Zeit haben sie auch einen eigenen Halbkreis beim Mahle am Abendfeuer zu bilden und erhalten nicht eher Fleisch und Bier, bevor sich nicht die im anderen Halbkreise sitzenden Ringträger gesättigt haben. Unter Um-Salekazi hatte dabei der ihnen zunächst sitzende Ringträger das Beaf in den Sand neben das Feuer hinzuwerfen, mit den verächtlichen Worten: „Da, fresst von der Erde, Hunde fressen nicht aus der Hand des Mannes!“ All’ dieses stachelte den Muth dieser „Verachteten“ noch mehr auf, um so eifriger lagen sie ihren Kampfspielen ob, um so eifriger bedrängten sie ihre Idunas, sie vor den König und dann wieder in den Kampf zu führen!

Laufbahn, wenn er zum Ueberfalle und zu den grausamsten Schlächtereien ihrer Mitmenschen, die ihnen nie ein Uebles gethan, dient, in ihnen nahezu alle edleren menschlichen Gefühle erstickt! Ich bin vollkommen überzeugt, dass sich die Ma-Atabele leiten lassen würden, dass sie, auf directes Zuthun ihres Königs, — sagen wir im Laufe von 10 Jahren, — wenigstens mit gewissen Formen ihrer Grausamkeiten brechen könnten; man müsste schon daheim im Kraale beginnen, indem man z. B. eine rasche Form des Schlachtens der Hausthiere, z. B. (wie bei manchen Hottentotten üblich) den Genickstich einführen würde, um nicht schon die Kinder an die Qualen des sterbenden Thieres zu gewöhnen, ihnen damit, wie bis heute, eine förmliche Ergötzung zu bieten. Ob die Ma-Atabele ihren Muth, ihre Kriegstüchtigkeit behalten würden, wenn sie zum Theil von ihren Grausamkeiten abgebracht, doch zum Theil nur friedlichen Beschäftigungen zugeführt würden? Sie würden auch dann kriegstüchtig bleiben, wenn sie im Dienste der Civilisation wirkten, denn wenn auch Civilisation den Begriff der Humanität in sich birgt, so hat sie doch noch viel Unkraut, vielfaches, schadhaftes Gewächs in Africa auszujäten, bevor sie erfolgreich und weiterhin unbehindert den dunklen Stämmen nützen kann, sowie sie schon manchen Stämmen der Cap-Kaffern, manchen der Betschuana und dem Volke der Ba-Suto im Ganzen und Grossen genützt hat, die noch vor 20, bezw. 30 Jahren schwache, ja zersprengte, nicht productive Völkerschaften darstellend, nun an Zahl stark zugenommen haben, wohlhabend und stark im Export ihrer Producte geworden sind. Das, was sie noch nöthig haben, sind bessere sanitäre Vorkehrungen, für die von Seiten der Weissen als Colonisatoren zuerst die Häuptlinge gewonnen werden müssten, bevor solche Maassregeln mit Erfolg in Kraft treten könnten.

Die meisten Reisenden, die das Ma-Atabeleland aufgesucht haben, klagen über die Insolenz der Ma-Atabele. Ich that es auch und thue es noch heute in der Erinnerung längstvergangener Tage; doch all' diese Klagen betreffen einzelne Ma-Atabele oder kleinere Haufen, die uns begegnen, namentlich solche, mit denen wir in den, gegen die Grenzen zu liegenden, unbewohnten Gegenden des Ma-Atabele-Reiches zusammentreffen. Insulte und Belästigungen[1]) in den Ma-Atabele-Städten sind selten, noch seltener in Gegenwart des Königs[2]) oder der Häuptlinge. Es ist da zunächst Sache des Europäers, durch redliches Bemühen und gute Geschenke sich die Herrscher und die Führer[3]) jener Ma-Atabele, die man als Begleitung nöthig hat, gewogen zu machen. — Thatsache ist es, dass, wenn auch Ma-Atabele-Raubzüge noch bis heute vor sich gehen, dieselben doch nicht

---

1) zu Zeiten nicht erfolgreicher Raubzüge, zu Zeiten der häufig unter Lo-Bengula angelangten Nachrichten über geplante Angriffe der Boers und Engländer gegen die Ma-Atabele.

2) wohl nie geschehen.

3) Regiments-Commandanten.

mehr so häufig sind und so viele Menschenopfer fordern, wie in früheren Tagen. Thatsache ist es, dass im Allgemeinen die grössten Grausamkeiten, wie sie der Gründer des Reiches für seine Arbeit unerlässlich hielt und oft ausüben liess, unter Lo-Bengula im Allgemeinen und in einem gewissen Grade nachgelassen haben, von dem Könige weniger gut geheissen und als solche weniger oft ausgeübt werden. Wie schon erwähnt, ist dies Lo-Bengula's Charakter zu danken, doch zumeist dem Einflusse der andrängenden Civilisation, die durch Besitznahme der angrenzenden Gebiete durch Europäer, vor allem durch das Herandrängen von Colonisten von Südwest, Süd und Südosten her ihre Arbeit begannen. Sie ist es auch, die eo ipso den Sclavenhandel abschafft, erfolgreicher wie europäische Vereine, Kämpfe an Ort und Stelle und kriegerische Antisklaverei-Expeditionen nach dem Innern! Die Betschuana-Stämme haben alle Sclaven, die Ma-Sarwa, und Vasallen, nahezu in Sclavenstellung, die Ma-Kalahari und Ma-Denassana. Ohne europäische Intervention und ähnliche Maassregeln mit und ohne Hülfe des Schiesspulvers hat sich, unter dem Einflusse der von Süden und Osten andrängenden Civilisation, das Verhältniss der Betschuanen-Sclaven so gebessert, dass die Ma-Sarwa weder verkauft, noch eigenwillig getödtet werden können, de facto die Stellung unbezahlter Arbeiter einnehmen, die mit den Waffen ihres Betschuana-Herrn jagend, von der Jagd sich nähren, verkäufliche Beute (Felle, Häute, Straussfedern, Elfenbein, Giraffenhaar, Hörner u. s. w.) an ihre Herren abzuliefern[1]) oder die Heerden des Betschuana-Gebieters zu bewachen haben und von der Milch dieser Thiere, von einer Quantität ihnen dann und wann gegebenen Getreides und auch von der Jagd[2]) leben[3]).

Auch bei den Ma-Atabele ist ein wohlthätiger Einfluss der nahenden Civilisation zu erhoffen, doch erst nach Jahren und Jahren in einer deutlich fühlbaren Weise; ist doch ihr Charakter so verschieden von den eben besprochenen Betschuana. So lange bleiben die Ma-Atabele im nordöstlichen Süd-Africa dominirend und ihre Gewalt und Rohheit ein drohendes Schreckgespenst für die Colonisation jener Gegenden. Rasche Beseitigung desselben wäre nur mit grosser Anstrengung, — als Waffengewalt gegen Waffengewalt, — möglich, wozu sich jedoch England kaum verstehen dürfte, so lange die Ma-Atabele nicht die Unterthanen der Royal Chartered Company Zambesia direct angreifen. Auch sind solche in den Colonien wirkende Staatsmänner nicht häufig, die den Muth hätten, die Macht eines kriegerischen, den Frieden eines Continenttheiles seit Jahrzehnten bedrohenden Stammes zu brechen, wie es Sir Bartle Frere mit Rücksicht auf Ketschwaje und seine kriegerischen, südlichen Zuluhorden gethan hat.

1) die Ma-Sarwa und zum Theile auch Ma-Denassana.
2) die Ma-Kalahari und Ma-Denassana.
3) von der Jagd im nächsten Umkreise des „Viehpostens“.

Besprechungen.

Max Bartels, Die Medicin der Naturvölker. Ethnologische Beiträge zur Urgeschichte der Medicin. Mit 175 Original-Holzschnitten im Text. 1.—6. Lieferung. Leipzig 1893, Th. Grieben's Verlag (L. Fernau). Gr. Lexicon-8°, 361 S.

Der Herr Verfasser hat in dem vorliegenden Werke, welches jetzt mit der 6. Lieferung abgeschlossen ist, versucht, uns ein Bild von der Entwicklung der Medicin bei den Naturvölkern zu geben, ohne jedoch die zahlreichen Parallelen, welche die Culturvölker darbieten, ausser Acht zu lassen, um so das Material für eine Urgeschichte der Medicin zusammenzutragen.

Wie schon die Geschichte der Medicin im Allgemeinen lehrt, dass diese Wissenschaft und Kunst selbst bei den Völkern, bei welchen sie sich zu hoher Blüthe entwickelt hat, ursprünglich in der Volksmedicin wurzelt, so stösst auch jeder praktische Arzt noch heute, selbst in den gebildetsten Kreisen, auf medicinische Anschauungen und Behandlungsmethoden, welche von der fortdauernden Existenz einer Volksmedicin Zeugnis ablegen. Wir erinnern nur an Bezeichnungen, wie Hexenschuss, Alpdrücken, an das Besprechen der Rose, das Austreiben des Teufels und andere Ausdrücke, welche man täglich hört, ohne ihre Entstehung zu kennen oder gar zu verfolgen. In der That entspringt die Volksmedicin einem tiefen, unzerstörbaren Instinct der Volksseele, die Krankheiten zu bekämpfen, weil sie die Existenz des Individuums und der Gattung gefährden, — einem Instinct, der allgemein verbreitet scheint, nicht nur bei Völkern, die es zu einer wissenschaftlichen Medicin gebracht haben, sondern auch bei den Naturvölkern. Ein Buch nun, welches, wie das vorliegende, die Zeugnisse für die Entstehung und Entwickelung der Volksmedicin im Allgemeinen in übersichtlicher Weise zusammenstellt, muss schon desshalb das Interesse des Arztes und des Ethnologen erregen.

In den letzten Jahrzehnten haben sich ferner die Beobachtungen der zahlreichen Forschungsreisenden in fremden Erdtheilen, sowie die nicht minder zahlreichen Untersuchungen über die europäische Volkskunde, welche die Volksmedicin betreffen, in so hohem Grade angehäuft, dass der Versuch, das riesige Material in naturwissenschaftlicher Weise zu ordnen, schon an und für sich als eine sehr zeitgemässe und dankenswerthe Arbeit anerkannt werden muss. Und nicht leicht dürfte ein Anderer für diese Aufgabe berufener gewesen sein, als der Herr Verfasser, der sowohl als praktischer Arzt, wie als Ethnologe gleich bewährt und durch seine ethnographischen Studien über „das Weib in der Natur- und Völkerkunde“ in den weitesten Kreisen rühmlich bekannt ist.

Aber nicht nur eine Ordnung des bekannten litterarischen Stoffs über die Volksmedicin nach bestimmten Gesichtspunkten finden wir in diesem Werke; ganz von selbst ergiebt sich auch eine gewisse Entwickelung innerhalb derselben. Wir lernen die ersten Anschauungen kennen, welche sich bei den verschiedenen Völkern über die Ursachen der Krankheiten bilden; wir erfahren, dass diese, wie Alles, was dem Menschen verderblich ist, überall auf „übersinnliche“, dämonische Einflüsse zurückgeführt werden, und gewinnen so einen Einblick in gewisse elementare Functionen der menschlichen Seele, welche bei allen Völkern sich wiederholen und die ersten Regungen sowohl des religiösen Gefühls, wie des wissenschaftlichen Forschungstriebes in sich schliessen. Daher überall die Verquickung der Volksmedicin mit der Religion; wie die Asklepiaden in Griechenland, die katholischen

Priester noch heutigen Tages, so üben auch bei den Naturvölkern überall Priester, Schamanen, Medicin-Männer mit Vorliebe den „volksärztlichen“ Beruf aus, so entwickeln sich überall besondere Priester-Familien, Schulen, Zünfte, welche erst die Sammlung und Vererbung gewisser ärztlicher Erfahrungen und Kenntnisse möglich machen. Aber nirgends bei den Naturvölkern entwickelt sich diese Volksmedicin zu einer Wissenschaft, wenn wir auch gewissen Kenntnissen, therapeutischen Methoden und chirurgischen Eingriffen begegnen, die unser höchstes Staunen erregen und schon eine gute „sinnliche“ Beobachtung voraussetzen. Die verschiedenen Stufen, welche die Volksmedicin bei den einzelnen Naturvölkern erreicht hat, schildert nun der Verfasser, soweit es nach dem vorhandenen Material möglich ist, ganz objectiv in dem vorliegenden Werke. Denn dasselbe besteht nur aus wirklich beobachteten Thatsachen, welche mit einem wahren Bienenfleiss zusammengetragen sind und durch eine Fülle vorzüglicher Abbildungen erläutert werden, die zum grössten Theile Originalaufnahmen des Verfassers entstammen und den Eindruck der Objectivität noch erhöhen.

Eine kurze Bezeichnung der einzelnen Abschnitte, in welche das Werk zerfällt, wird den Reichthum des Inhalts noch mehr ersichtlich machen. Nach einer Einleitung über die benutzten Quellen im Allgemeinen, welche in einem Anhange gewissenhaft zusammengestellt sind, folgen weitere Abschnitte über die Krankheit, die Aerzte, die Diagnostik der Naturvölker, die Medicamente und ihre Anwendung, die Arzneiverordnungslehre der Naturvölker, die Wasserkur, Massagekuren, Verhaltungsvorschriften für den Kranken, die übernatürliche Diagnostik und Krankenbehandlung, über einzelne Capitel der speciellen Pathologie und Therapie, die Gesundheitspflege und die Epidemien, die kleine und die grosse Chirurgie.

Wir sind überzeugt, dass jeder denkende Arzt, wie jeder Ethnologe aus diesem Werke vielfache Belehrung schöpfen wird und wünschen, dass dasselbe sich des gleichen Erfolges erfreuen möge, wie die früheren Werke desselben Verfassers. Lissauer.

Johannes Ranke. Der Mensch. Zweite, gänzlich neu bearbeitete Auflage. Leipzig und Wien, Bibliogr. Institut. 1893. gr. 8. Bd. I. Heft 1.

Seit unserer Besprechung der ersten Ausgabe dieses Werkes (Zeitschr. f. Ethn. 1886. S. 194 und 290) sind 7 Jahre vergangen, welche Manches zur Klärung schwieriger anthropologischer Probleme gebracht haben. Jetzt haben wir die grosse Freude, das Erscheinen der ersten Lieferung (48 S.) einer neuen Ausgabe anzuzeigen, welche in 26 Lieferungen mit mehr als 1000 Abbildungen im Text, 8 Karten und 33 Tafeln in Farbendruck ausgestattet sein wird. Ueber den Inhalt dieser Lieferung gegenwärtig berichten zu wollen, würde wenig angemessen sein. Es lässt sich nur sagen, dass der Verf. die anatomische Seite seiner Aufgabe etwas ausgiebiger behandelt, als das früher der Fall war, und dass demgemäss auch die Abbildungen noch sorgfältiger und anschaulicher gehalten sind. Für das grosse, noch nicht anatomisch geschulte Publicum wird diese Behandlungsweise grosse Vortheile darbieten. Die moderne Anthropologie kann ohne ernste anatomische Vorstudien nicht füglich verstanden werden. — Die Ausstattung ist vortrefflich, sowohl was Papier und Druck, als auch was die Abbildungen betrifft. Rud. Virchow.

K. von Fritsch. Zumoffens Höhlenfunde im Libanon. (Sonderabdruck aus den Abhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft zu Halle. Bd. XIX.) Halle, Niemeyer. 1893. 8. 45 S. mit 4 Tafeln und 1 Figur im Text.

Die Knochenhöhle von Faraiyeh (Ferrajeh) im Libanon ist den Lesern dieser Zeitschrift seit der ersten Einsendung von Thierknochen aus derselben (Bär, Hirsch, Felis spelaea u. s. w.) wiederholt in Erinnerung gebracht worden (Verhandl. 1875, S. 25 und 195. 1878. S. 157 und 289). Seitdem sind noch weitere Höhlen mit ähnlichen Einschlüssen

entdeckt worden, namentlich hat Pater Zumoffen, Professor an der Universität zu Beirut, mit grosser Umsicht und vielem Erfolge gesammelt und die Fundstücke dem Verf. zur Bearbeitung übergeben. Die hauptsächlichen stammen aus der Höhle von Antelias in der Nähe von Beirut; sie sind dadurch besonders interessant, dass sich mit ihnen nicht nur zahlreiche Menschenknochen, auch die eines siebenmonatlichen Fötus, sondern auch „künstlich gespaltene Feuersteine" und in einer Breccie „eine unverkennbar von Menschenhand bearbeitete Knochenplatte" fanden. Leider hat der Verf., der sonst recht freigebig mit Abbildungen gewesen ist, nicht einmal eine Skizze dieser Platte gegeben; aus seiner Beschreibung (S. 34) würde wohl niemand entnommen haben, dass diese Platte von 60 *mm* Länge, 20 *mm* Breite und 3—4 *mm* Dicke „als eine Art „„Knopf"" eines Thierfellgewandes" gedient haben könne. Es mag noch hinzugefügt werden, dass das eine Ende abgebrochen war, das andere eine „meisselartige Zuschärfung" besass und dass 10 *mm* entfernt von der Bruchstelle in der Mitte ein 1 *mm* „starkes" Loch mit einer an der Oberfläche 3,5 *mm* „breiten" Einsenkung, also offenbar trichterförmig gestaltet, durchgebohrt war. Ausserdem werden noch zwei künstlich zugespitzte Knochengeräthe, und nach einer brieflichen Anführung „mit der Hand geknetete, nicht auf der Scheibe gedrehte Thonwaarenstücke" erwähnt (S. 35). Angaben über die eigentliche Lagerstelle dieser Manufakte und der Menschenknochen, insbesondere über die Tiefe und Zusammensetzung der betreffenden Schicht, sind nicht gemacht; es erscheint daher sehr wünschenswerth, dass diese Mängel durch weitere Angaben, bezw. Untersuchungen behoben werden. — Der Verf. beschäftigt sich vorzugsweise mit den paläontologischen Fragen. Er findet neben Cervus Elaphus und Capreolus einen kleineren Cerviden, welchen er mit dem Damhirsch des Euphratgebietes (C. mesopotamicus Brooke) in Verbindung bringt. Reichlich zeigten sich Reste einer Steinbockart, die er vorläufig mit Fraas Capra primigenia benennt. Ferner Wildschwein, Bär (Ursus arctos), Luchs (Lynx Chaus) und Panther (Leoparda panthera). Sowohl die thierischen, als die menschlichen Knochen waren vielfach „zerbrochen", woraus der Verf. auf Cannibalismus schliesst.

Rud. Virchow.

Ostfriesische Volks- und Rittertrachten um 1500, in getreuer Nachbildung der Originale des Häuptlings Unico Manninga. (Jahrbuch der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Alterthümer zu Emden. 1893. Bd. X. Heft 2.) 84 S. mit 16 colorirten Tafeln, 1 Tafel in Schwarzdruck nebst Portrait des Unico Manninga und 4 Blatt Facsimile der Original-Handschrift, mit einleitendem Text vom Grafen Edzard zu Innhausen und Knyphausen und Vorwort von Prof. Rud. Virchow und Dr. Ulrich Jahn.

Es ist ein seltenes Glück, dass eine solche Sammlung von originalen Trachtenbildern, und noch dazu farbigen, fast 4 Jahrhunderte in sicherem Familienbesitz aufbewahrt worden ist, und es ist ein grosses Verdienst des gräflichen Besitzers und der Emdener Gesellschaft. dieselbe in guten Nachbildungen der allgemeinen Kenntniss zugänglich gemacht zu haben. Was diese Nachbildungen anbetrifft, so kann der Ref., soweit seine Erinnerung an die ihm nicht mehr vorliegenden Originale reicht, die Treue derselben im Allgemeinen bezeugen; nur die Farben, meint er, seien kräftiger und lebhafter gewesen.

Mit sicherem Verständniss hat der alte Häuptling, der seiner Zeit viele persönliche Beziehungen im Inlande und Auslande hatte, der unter Anderem an den Höfen von Berlin und Wien als Diplomat thätig war († 1584), nicht nur die Tracht seiner Zeit und seiner Vorfahren bei Hoch und Niedrig in vollen Costümbildern darstellen, sondern auch zu grösserer Sicherheit des Verständnisses die einzelnen Hauptstücke der Kleidung und des Schmuckes nach den Originalen zeichnen lassen. Wir erhalten dadurch ein Material von vollständiger Authenticität, welches für die vergleichende Costümkunde von höchstem Werthe ist, zumal da auch erklärende Angaben über Bedeutung und Benennung der einzelnen Gegenstände von seiner eigenen Hand hinzugefügt sind.

Die Emdener Gesellschaft hat in einem umfassenden Anhange (S. 19—82) eine gelehrte Uebersicht sämmtlicher, sonst noch vorhandener Quellen für die ältere friesische Tracht und für die Erklärung der Bezeichnungen hinzugefügt, welche der weiteren Forschung als eine willkommene Anleitung dienen wird.

Es ist selbstverständlich, dass Tracht und Schmuck aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts vielfach durch die damalige spanische Mode beeinflusst sein müssen. Es wird schwer sein, dasjenige auszuscheiden, was noch aus ältester Zeit erhalten sein mag. Vieles dürfte wohl schon durch die fränkische Occupation und nach den Kreuzzügen eingeführt sein, so namentlich der Frauenschmuck. Das aus grossen Buckelspangen bestehende Geschmeide („Esschart“ Taf. XV *l* und *m*) und das goldene, mit Edelsteinen besetzte, gegliederte Diadem („Pael“ Taf. XV *b*) sind ganz nach fränkischer Art gearbeitet. Leider besitzen wir aber so wenig gute Originale der altfränkischen Frauentracht, dass eine sichere Vergleichung kaum ausführbar erscheint. Ref. kann nur sagen, dass ihm unter den in öffentlichen Sammlungen ausgestellten Frauengewändern in Bezug auf den Besatz mit Edelmetallen und Edelsteinen kein Stück mehr Vergleichungspunkte zu bieten scheint, als der im Berliner ethnologischen Museum aufbewahrte Mantel der Kaiserin von Abessinien. An ihm finden sich sich sowohl der Esschart, als die goldenen Besatzplatten, welche in Friesland „Schersson“ genannt wurden. Dagegen sehen wir, dass die „Beinwinden“, mit welchen eine vornehme Frau ihre Unterschenkel umwickelte (Taf. XIV 2), noch immer so angelegt wurden, wie in alter Zeit die Fasciolae. Die Bevorzugung der rothen Farbe in der Kleidertracht dürfte das am meisten Beständige gewesen sein: sie ist noch jetzt sehr gebräuchlich, geht aber ebenso bis in die deutsche Altzeit zurück. Rud. Virchow.

A. Baer. Der Verbrecher in anthropologischer Beziehung. Leipzig, Georg Thieme, 1893. 8. 456 S. mit 4 lithographirten Tafeln.

Der Verf. erklärt in der Einleitung seines Werkes, dass die grosse Bewegung, welche die Lehren des Hrn. Lombroso nicht nur in weiten fachmännischen Kreisen, sondern auch in der gesammten gebildeten Welt hervorgerufen haben, ihn veranlasst hat, das vorhandene Material zusammenzustellen und an der Hand eigener selbständiger Untersuchungen zu prüfen, sowie die einer weiteren Forschung verbleibenden Momente festzustellen. Er hat dies mit dem an ihm bekannten Fleisse und mit einer, in diesem Felde der Literatur nicht gewöhnlichen Sachkenntniss ausgeführt und ein förmliches Handbuch der Criminal-Anthropologie hergestellt, welches Vielen in leicht übersichtlicher Anordnung die sehr zerstreuten Quellen erschliessen und hoffentlich für weitere Untersuchungen eine fruchtbare Unterlage gewähren wird.

Im Einzelnen zeigt der Verf. gegenüber den sehr bestimmt auftretenden Schlussfolgerungen mancher Autoren eine gewisse Zaghaftigkeit, welche wohl begreiflich ist, wenn man erwägt, dass von allen Seiten Zahlen herangebracht werden, welche den Eindruck grosser Genauigkeit machen, welche aber bei den Gegensätzen in den Angaben verschiedener Autoren über denselben Gegenstand nicht bloss den Anfänger verwirren. So geschieht es, dass die Schlusssätze des Verf. viel ungünstiger lauten, als man nach vielen Stellen im Verlaufe der Darstellung erwarten sollte. Er schliesst seine Arbeit mit folgenden Worten: „Das Verbrechen ist nicht die Folge einer besonderen Organisation des Verbrechers, einer Organisation, welche nur dem Verbrecher eigenthümlich ist und welche ihn zum Begehen der verbrecherischen Handlung zwingt. Der Verbrecher, der gewohnheitsmässige und der scheinbar als solcher geborene, trägt viele Zeichen einer körperlichen und geistigen Missgestaltung an sich, diese haben jedoch weder in ihrer Gesammtheit noch einzeln ein so bestimmtes und eigenartiges Gepräge, dass sie den Verbrecher als etwas Typisches von seinen Zeit- und Stammesgenossen unterscheiden und kennzeichnen. Der Verbrecher trägt die Spuren der Entartung an sich, welche in den niederen Volksklassen, denen er meist entstammt, häufig vorkommen, welche, durch die sozialen Lebensbedingungen erworben und vererbt, bei ihm bisweilen in potenzirter Gestalt auftreten. Wer die Verbrechen beseitigen will, muss die sozialen Schäden, in denen das Verbrechen wurzelt und wuchert, beseitigen, muss bei den Feststellungen der Strafarten und bei ihrem Vollzuge mehr

Gewicht auf die Individualität des Verbrechers als auf die Kategorie des Verbrechens legen.“ Das ist im Grunde eine ziemlich bestimmte Verurtheilung der Criminal-Anthropologie, wie sie Lombroso vertritt. Vielleicht hätte es dazu eines so grossen Aufwandes von Gelehrsamkeit nicht bedurft. Die statistische Methode, deren sich die modernen Criminal-Anthropologen bedienen, ist an sich eine fehlerhafte. Ganz abgesehen davon, dass die Zahlen, mit denen sie operiren, viel zu klein sind, so ist es doch offenbar ein Irrthum zu glauben, dass der Nachweis, irgend eine Anomalie komme häufiger bei Verbrechern vor, als bei Nicht-Verbrechern, zu dem Schlusse berechtigte, sie habe den Verbrecher zu seinem Verbrechen gezwungen. Ein solcher Schluss wäre nur dann anzuerkennen, wenn jeder Mensch, der diese Art der Anomalie besitzt, auch ein Verbrechen beginge. Würde man sich nicht vorzugsweise mit Verbrechern beschäftigen, sondern ganze Kategorien der Bevölkerung zusammennehmen und sie auf die Beschaffenheit ihrer Schädel oder ihrer Gehirne untersuchen, so würde sich alsbald zeigen, dass die fraglichen Anomalien viel weiter verbreitet sind, als man gewöhnlich voraussetzt. Daraus folgt jedoch keineswegs, dass die Anomalien unschädlich sind. Die Erfahrung lehrt im Gegentheil, dass dieselbe Anomalie im Schädelbau das eine Mal schädlich, das andere Mal unschädlich ist: es kommt nur darauf an, wie das Gehirn sich dabei verhält, insbesondere, ob bei einer Defektbildung am Schädel eine Compensation eintritt oder nicht. Leider ist jedoch die wohl begründete Lehre von den Compensationen noch nicht recht in das Verständniss der Criminial-Anthropologen eingedrungen; sie hätte erst mehr betont und auseinandergesetzt werden sollen.

Der Verf. wird bei seiner Ausführung nicht wenig behindert durch eine, nach der Auffassung des Ref. unzulässige Deutung des „Pathologischen“. Er sagt z. B.: „Durch die Organisation seines Schädels wird der Mensch nicht zum Verbrecher. Wo dieses Kausalitätsverhältniss erwiesen ist, ist die Organisation keine physiologische, sondern eine effektiv pathologische, und der Träger derselben kein Geistesgesunder, ganz so wie die von ihm ausgeübte Handlung die eines Geisteskranken ist“ (S. 408). Aber jede Anomalie im Schädelbau ist an sich eine pathologische. Physiologische Anomalien giebt es nicht. Es wäre noch mehr irrig, wenn man alles Pathologische auch für krankhaft ausgeben wollte. Pathologie und Nosologie sind nicht identisch. Hat eine Schädelanomalie eine Gehirnanomalie in ihrem Gefolge, so kann auch diese eine nur pathologische und nicht krankhafte sein, selbst wenn sie eine gewisse Anlage zur Krankheit bedingt. Darum sollte die Criminal-Anthropologie, wie es die Psychiatrie thut, der Lehre von den Anlagen ihre besondere Aufmerksamkeit schenken. Die Anlage, oder, wie die Irrenärzte sagen, die „Belastung“ allein erzeugt weder Geisteskrankheit, noch Verbrechen, aber sie erleichtert das Eintreten der einen, wie des anderen. Kein erfahrener Arzt wird die Meinung haben, man könne ohne Anlage (Belastung) nicht geisteskrank werden, und so wird auch die Criminalistik daran festhalten dürfen, dass es Verbrecher ohne Anlagen giebt. Die Frage nach der Verantwortlichkeit des Individuums für seine Handlungen, welche durch die Annahme einer Geisteskrankheit sofort abgeschlossen wird, bleibt bei der Annahme einer blossen Anlage offen; sie ist dann einer gewissenhaften Prüfung der Individualität des Verbrechers zu unterstellen und nicht nach einer bloss äusserlichen Untersuchung zu entscheiden. Das Urtheil des Richters wird hier mehr oder weniger frei bleiben müssen.

Noch eine Bemerkung möge hier angeschlossen sein. Die jetzigen Nationen, insbesondere die europäischen, sind ihrer Zusammensetzung und Entstehung nach so gemischt, dass für keine derselben ein allgemeiner Typus der Organisation oder gar der Schädelbildung aufgefunden werden kann. Es gewährt daher auch keine Sicherheit, wenn man die Summen der zufällig gesammelten Verbrecherschädel einer bestimmten Nation mit der Summe der Schädel ihrer gewöhnlichen Stammesgenossen in Vergleichung stellt. Nur da, wo sich die Stämme in einer dauernden Abschliessung von einander halten, liesse sich ein einigermaassen sicheres Resultat erwarten. Aber solche Stämme leben meist noch im Naturzustande, wir nennen sie wenigstens „Naturstämme“. Hier entsteht eine neue Schwierigkeit. Der Begriff des Verbrechens engt sich hier meist in einer Weise ein, dass er mit dem allgemeinen Rechtsgefühl schwer vereinbar wird. Erhält sich doch die Beurtheilung der Blutrache und des Duells als erlaubter und sittlicher Handlungen unter Stämmen, die scheinbar seit Jahrtausenden der Civilisation zugeführt sind. Daher glauben

wir, dass die Ziele, welche sich die Criminal-Anthropologie gestellt hat, in ihrer jetzigen Allgemeinheit unerreichbar sind, dass jedoch die Untersuchung des einzelnen Verbrechers in Betreff seiner körperlichen Organisation nicht als etwas Ueberflüssiges bezeichnet werden darf. Rud. Virchow.

Ausgrabungen in Sendschirli, ausgeführt und herausgegeben im Auftrage des Orient-Comités zu Berlin. I. Einleitung und Inschriften. Mit 1 Karte, 8 Tafeln und mehreren Textabbildungen. Berlin. W. Spemann. Kl.-Fol. 84 S.

Es ist nicht ein blosser Glücksfall, dass es in letzter Zeit jüngeren deutschen Forschern gelungen ist, die Verbindung der assyrischen Geschichte mit der vorderasiatischen in zwei Richtungen aufzuklären, in welchen bisher vergeblich bezeichnende Denkmäler und Inschriften gesucht waren: in Armenien und in Nordsyrien. Mit Freude begrüssen wir darin die Anzeichen für ein actives Eingreifen der deutschen Wissenschaft in die Erforschung der ältesten Geschichte der Culturvölker. Sendschirli wurde zuerst von dem Direktor der Museen in Constantinopel, Hamdy Bey, als eine alte Ruinenstätte erkannt, wenige Tage bevor die Herren F. v. Luschan und Puchstein dieselbe zu Gesicht bekamen. Dem ersteren dieser beiden Männer ist es zu danken, dass das neu gegründete Orient-Comité zu Berlin 1888 die Ausgrabung von Sendschirli als erste Aufgabe auf sein Programm stellte. Trotz der Insufficienz der verfügbaren Mittel für einen Zweck, dessen Grösse Anfangs stark unterschätzt worden war, ist es erreicht, durch drei verschiedene Expeditionen die wichtigsten Denkmäler ans Licht zu ziehen und die Hauptstücke dem Berliner Museum zuzuführen. Eine Reihe der bedeutendsten Forscher (Humann, Winter, Euting, Koldewey u. A.) war an diesen Expeditionen betheiligt; die Last der Arbeit und die Ermunterung zu immer weiteren Fortsetzungen ist vorzugsweise Herrn v. Luschan zugefallen, der auch in dem vorliegenden Werke die orientirenden Schilderungen gegeben hat. Die Lesung der Inschriften und die Darlegung der Folgerungen, welche daraus für die chronologische Stellung des Schutthügels von Sendschirli abgeleitet werden konnten, sind von den Herren Eberh. Schrader und Ed. Sachau übernommen worden. Jener hat die Inschrift des assyrischen Königs Asarhaddon, dieser diejenige des aramäischen Panammû entziffert und erläutert. Es ergab sich daraus, dass Asarhaddon, der Besieger des Pharao Tirhak und der Zerstörer von Memphis, sein Siegesdenkmal in Sendschirli zwischen 670 und 668 v. Chr. errichtet haben muss, dass dagegen Panammû, ein einheimischer Herrscher, welcher die assyrische Oberherrschaft anerkannte, „der Knecht des Tiglatpileser (III.)“ und der Zeitgenosse des Jesaias, seine Bauinschrift schon vor 727 v. Chr. hat setzen lassen. Die dokumentarische Geschichte dieses Distriktes von Nordsyrien ist damit bis in das 8. Jahrhundert zurückgeführt worden. Das bedeutendste Ergebniss der Ermittelungen für die allgemeine Culturgeschichte bezieht sich auf die Erfindung der ältesten Schrift. Herr Sachau erklärt die Schrift auf der Panammû-Statue für eine etwas jüngere Form desjenigen altsemitischen Alphabets, das wir aus der Mescha-Inschrift und der ältesten phönicischen Inschrift, derjenigen auf der in Cypern gefundenen Bronze-Schale aus dem Tempel des Baal vom Libanon, kennen (S. 81). Mit Recht wirft Herr v. Luschan die Frage auf, ob nicht in den beiden, bis jetzt noch unberührt gebliebenen Flächen des Sendschirli-Hügels, die einem Central- und einem Nordpalaste entsprechen müssen, die Brücke zwischen Hieroglyphen und Buchstaben liegen könne. Er sagt (S. 8): „Vergebens hat man bisher nach dem wirklichen Ursprunge unseres Alphabets geforscht, vergebens die Entstehung der ältesten semitischen Buchstaben zu ergründen versucht. In den syrischen Tell's muss dieses Räthsel zur Lösung gelangen, und in Sendschirli trennen uns vielleicht nur wenige Spatenstiche von der Aufhellung eines der dunkelsten und zugleich wichtigsten Probleme der Culturgeschichte.“ Die Ungunst der äusseren Verhältnisse hat es herbeigeführt, dass das Orient-Comité in diesem vielleicht entscheidenden Augenblicke die Fortführung der Arbeiten sistiren musste. Hoffen wir, dass, nachdem nunmehr das Wohlwollen des Kaisers sich auch dieser Aufgabe erschlossen hat, die Ausgrabungen mit erneuter Kraft aufgenommen und zu Ende geführt werden. Rud. Virchow.

Besprechungen.

R. Forrer. Die frühchristlichen Alterthümer aus dem Gräberfelde von Achmim-Panopolis (nebst analogen unedirten Funden aus Köln u. s. w.) Mit 18 Taf., 250 Abbild. in Phototypie und Chromolithographie, nebst Clichéabbildungen im Text (16 Stück). Strassburg i. E. 1893. 4to. 29 S.

Das interessante Todtenfeld von Achmim in Aegypten, dem einstigen Panopolis, ist wahrscheinlich bereits in den ersten drei Jahrhunderten unserer Zeitrechnung als Begräbnissplatz in Gebrauch gewesen. Es wurde dann aber ausgiebig benutzt unter byzantinischer Oberhoheit, vom 4. bis in das 7. Jahrhundert, und aus dieser Zeitperiode hat es auch die reichsten Funde geliefert. Ausser Benützung ist es dann wahrscheinlich erst mit der Eroberung Aegyptens durch die Araber gekommen. Die Todten wurden einbalsamirt, bekleidet und in Binden gewickelt nach ägyptischer Weise; die Beigaben hatten häufig Bezug auf den einstigen Stand des Verstorbenen. Für die frühchristliche Archäologie haben die Gräberbeigaben einen bedeutenden Gewinn geliefert, da die Gewebe, die Wirkereien und die Stickereien in Leinewand, Wolle und Seide, sowie die Stücke aus Holz, Horn u. s. w. eine wesentliche Lücke ausfüllen, welche die aus den Kirchenschätzen, aus den Sarkophagen und den Katakomben bisher bekannten Gegenstände dargeboten haben. Der Verfasser giebt eine reiche Fülle von Abbildungen, welche er als „zwar roh, aber wahrheitsgetreu“ bezeichnet. Sie zeichnen sich durch Klarheit und Anschaulichkeit aus, und sie haben den Zweck, als Grundlage und als Handwerkszeug für vergleichende Specialuntersuchungen zu dienen. Der Text ist, diesem Plane entsprechend, auch knapp bemessen und nur als eine ausführliche Erklärung der Abbildungen ausgearbeitet. Das schöne Buch wird nicht nur dem christlichen Archäologen, sondern auch jedem Prähistoriker in Europa unentbehrlich werden. Max Bartels.

R. Forrer. Römische und Byzantinische Seiden-Textilien aus dem Gräberfelde von Achmim-Panopolis. Mit 17 Taf. und 120 Abbild. in Phototypie und Chromolithographie. Nebst Cliché-Abbildungen im Text und Tafeln auf Cartonpapier. Strassburg i. E. 1891. 4to. 28 S.

Dieses, allerdings früher, als das vorher besprochene, erschienene Werk bildet zu letzterem eine wichtige Ergänzung. Das lange Zeit für die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung bezweifelte Vorkommen von Seidengeweben ist nun durch unzweifelhafte Funde in der interessanten Necropole von Panopolis sichergestellt. Allerdings sind ganze seidene Gewänder noch eine ausserordentliche Seltenheit. Meist tritt der Seidenstoff nur als Einsatzstück oder als Besatz u. s. w. an wollenen oder namentlich an leinenen Gewändern auf. Für die Geschichte der Textilindustrie sind diese Funde von grosser Wichtigkeit, aber auch für den Archäologen gewinnen sie Bedeutung durch die eingewebten geometrischen und figürlichen Ornamente. Vornehme Todte hat man mit besonderen Funeralgewändern beigesetzt, die auf den Tod bezügliche Symbole zeigen. Die Mehrzahl der Mumien trägt aber die alltäglichen Kleider, wie sich aus deutlichen Spuren des Gebrauches erkennen lässt. Ein Theil der Stoffe entstammt der heidnischen Zeit und zeigt Figuren, wie sie uns aus der römischen Sculptur und Malerei bekannt sind. Allmählich treten die christlichen Motive hinzu und man erkennt, wie die heidnisch-klassische Kunst, zuerst der frühchristlichen, dann der byzantinischen weicht, bis schliesslich das Auftreten arabischer Ornamente das Hereinbrechen des Mohammedanismus und den Untergang des Christenthums kennzeichnet. Der Verfasser hat dem die schönen Tafeln erläuternden Texte noch ein zusammenfassendes Capitel angefügt: Versuch zu einer kurzen Geschichte der antiken Seidenindustrie. Max Bartels.

Hauser, K., Baron. Die alte Geschichte Kärntens von der Urzeit bis Kaiser Karl dem Grossen, neu aus Quellen bearbeitet. Klagenfurt, 1893. In Commission bei Ferd. v. Kleinmayr. 147 S.

Die kleine Schrift ist dadurch ausgezeichnet, dass sie in objectiver Weise nicht nur die Ergebnisse der historischen, sondern auch die der prähistorischen Forschung für die älteste Geschichte Kärntens verwerthet. Sie beginnt demgemäss mit der Hallstätter Zeit, schildert dann die Kelten- und Römerzeit, um mit der Bajuvarenzeit zu schliessen: die drei ersten Abschnitte waren schon früher in der „Carinthia" vom Jahre 1891 und 1892 veröffentlicht worden, erscheinen aber hier mit dem neu bearbeiteten vierten in neuem Gewande. Das Schicksal Kärntens war von jeher eng mit dem der Nachbarländer verknüpft, so dass von einer eigenen Geschichte des Landes in keinem Abschnitte die Rede sein kann; indess hat der Herr Verfasser alles, was sich aus den localen Funden, aus den uns erhaltenen Nachrichten der alten und früh-mittelalterlichen Schriftsteller über die Provinz Noricum und das spätere Carantanien, speciell auf Kärnten bezieht, mit grossem Geschick zu culturgeschichtlichen Bildern zusammengefasst, welche durch ihren Zusammenhang mit der allgemeinen Geschichte auch über die Grenzen des Landes hinaus ein allgemeineres Interesse verdienen. Besonders gilt dies von dem letzten Abschnitt, in welchem die brennende Frage über das Auftreten der Slaven rein sachlich beantwortet und die von der herrschenden abweichende Ansicht des Verfassers überzeugend begründet wird. Fünf Tafeln über Funde der Hallstätter- und Keltenzeit, eine Karte über Kärntens Römerstrassen und eine Karte über Kärntens Sprachgrenze ergänzen in vortrefflicher Weise den fesselnd geschriebenen Text.

Lissauer.

Westermark. Geschichte der menschlichen Ehe, aus dem Englischen von Katscher und Grager. Jena, 1893.

Das obige Werk giebt eine umfangreiche Zusammenfassung in Uebersicht der über die Ehe ethnisch bekannt gewordenen Thatsachen, und zwar vollständiger, wie bisher geliefert, da in einer durch allmähliches Zusammensammeln ihrer Unterlagen begründeten Wissenschaft der Nachfolgende stets sich reicher ausgestattet finden muss, als seine Vorgänger.

Auch wird, da die Sammelperiode in der Ethnologie ihrem Abschluss sich nähert, die hier gegebene Gruppirung als eine so weit abschliessende entgegengenommen werden können.

Freilich hätte mit Abschluss solcher Sammelperiode dann erst dasjenige zu beginnen, was als ein systematischer Aufbau zu bezeichnen wäre, und ihm steht jetzt nichts weiter im Wege, nachdem seit Kurzem die Feststellung der Elementargedanken als vollzogen sich proclamirt hat.

Dann wird auch eine „Geschichte der Ehe" geschrieben werden können, und zwar mit einem Paar knapper, allgemeingültig durchgehender Elementarsätze, während in der grossen Masse der Detailfälle jeder derselben, — welchem aus dem in den Sammlungsmagazinen aufgespeicherten Material genugsam vorgesehen werden mag, — in monographische Bearbeitung zu nehmen wäre, der bevorstehenden Arbeitstheilung nach Fachdisciplinen gemäss.

Der Verfasser steht auf dem induktiven Standpunkt als willkommener Mitarbeiter an der ethnologischen Forschungsweise, welcher derselbe hinzugetreten ist. Von früher her mangelt jedoch der genügende Durchblick aus dem Gesammtzusammenhang des bereits verlaufenen Entwickelungsvorganges, der in der mitlebenden Generation am wenigsten aus den Augen verloren werden darf, damit der Faden nicht abgerissen bliebe in nachfolgender Tradition.

Er erschöpft sich in wiederholter Polemik gegen eine Theorie der Promiscuität, welche seiner Ansicht nach die Mehrzahl der ethnologischen Literaten als ihre Bekenntnissformel unterschrieben hätten.

Wie es sich mit literarischen Liebhabereien verhalten mag, muss den Kennern derselben überlassen bleiben, soweit die Specialitäten einer Literaturgeschichte in Frage kommen, früher oder später.

Was dagegen die Ethnologie selber betrifft, diejenige active Ethnologie, die bisher
n den harten und sauren Arbeiten der Materialbeschaffung beansprucht war, so hatte
liese keine Musse übrig, sich um literarische Theorien oder Hypothesen zu kümmern,
ınd zwar um so weniger Musse und Lust, weil ihre Blicke eben hingerichtet waren auf
len Zeitpunkt der Reife, wie jetzt bevorstehend, wenn die Thatsachen selber zu reden
ıaben werden, ihr eigenes Gesetz verkündend, ohne Störung durch subjective Zuthat.

Dass der bei wissenschaftlicher Begründung der Physiologie mit vollem Gewicht der
Vertretung durchschlagend forthallende Satz: „Es ist noch keine Zeit für Systeme!“ —
bei den naturwissenschaftlichen Umkleidungen der Psychologie gleichfalls, — und zwar
hier mit doppeltem Nachdruck, der von allen Seiten lockenden Verführungen halber. — zu
gelten habe, bin ich nie müde geworden, in jeder meiner Schriften unter allen Variationen,
die sich bieten mochten, unablässig zu wiederholen, und so traf es etwas überraschend,
unter der langen Reihe der Vorkämpfer für die obige Hypothese den eigenen Namen mit
verzeichnet zu finden, in bester Gesellschaft allerdings.

Innerhalb der laufenden Generation haben wir es mit einander durchlebt, wie die
werthvollen Materialbeschaffungen Morgan's die Promiscuität zur Fragestellung brachten,
mit den Erörterungen über sogenannte Gruppenheirathen, Klassenkreuzungen, communale
Ehen und dergleichen mehr. Wir haben die anregenden Aeusserungen Mc Lennans
über Exogamie mit angehört, ihre scharfsinnige Modifikation durch Lubbock, mit allerlei
sonst Zugehörigem, und schulgerechte Herren der Feder mögen daraus methodisch stylisirte
Artikel zusammengefeilt haben, die, besonders unter Herbert Spencer's vollklingendem
Namen (der gleichfalls herbeigezogen wird), einem weiteren Leserkreis des Publikums
geläufig geworden sind. Aber mit alledem hat diejenige Ethnologie, die, so lange noch
Handlangerdienste zu leisten waren, sich dazu verurtheilt fand, wenig oder nichts zu
thun gehabt.

Die ächte Ethnologie hat, wie gesagt, jedes frühreif theoretische System von sich
abgewiesen; unbeirrt durch die Vorwürfe ordnungsloser Sammelthätigkeit, blieb sie fest
in dem Vertrauen, dass auf dem Boden naturwissenschaftlich gesetzlicher Arbeitsweise
Ordnung selber sich proklamiren würde, wenn der Augenblick der Reife herbeigekommen,
und so, ohne nach rechts oder nach links umzuschauen, blieben ihre Blicke hingerichtet
auf dasjenige Ziel, das im Bereich deutlicher Sehweite gegenwärtig eingetreten ist.

Da während einer solchen Sammelperiode, wie alle anderen Beweisstücke, auch die für
Promiscuität redenden zu registriren waren, finden sie sich, wo angetroffen, auch bereits an
zugehöriger Stelle des Inventars aufgeführt. So oft dagegen Veranlassung geboten war,
Bemerkungen zuzufügen, sind oftmals gerade sie am schlimmsten gefahren, weil sie nicht
nur dem Naturzustande überhaupt widersprechen, sondern im Besonderen auch der der
Frau angewiesenen Stellung, die sich stets „in manu“ einer oder der andern Art befindet
und nie als vogelfrei zu betrachten sein sollte.

Dass die Erzählungen über communale Ehen auf missverständlich entstellten Vorstellungen beruhen, aus Uebertragen von Reminiscenzen späterer Kulturperioden auf primäre Zustände, wo sie nicht hingehören, war in den „Allgemeinen Grundzügen für Ethnologie“ ausdrücklich erwähnt (vgl. S. 33), also vor 10 Jahren bereits (1884), und, was
die zuwartende Methode in ethnologischer Forschung betrifft, vor mehr als 30 Jahren
(vgl. Besuch in San Salvador 1859, S. 322—333 u. a. a. O.).

Seitdem haben vielfache Gelegenheiten darauf hingeführt, den Thatbestand genauer
zu präcisiren (vgl. Matriarchat und Patriarchat, Zeitschrift für Ethnologie, 1886), um die
Gesammtheit der hierfür massgebenden Vorstellungen zunächst auf diejenigen naturwissenschaftlichen Elemente zurückzuführen, wie sie im Nebeneinander der Geschlechter und im
Nacheinander der Altersklassen erste Aufmerksamkeit verlangen[1]).

Mit dem allmählich an allen Ecken und Enden herbeigetragenen Sammelmaterial
steht das festgefügte Gerüst zusammengezimmert, dessen Unterbau einen gesicherten
Stützpunkt zu liefern im Stande sein wird, wenn die „Geschichte der Ehe“ sich einstens
genügend ausgerüstet finden mag, um ihre Durchwanderung des gesammten Erdballs an-

1) Weiteres darüber in einem kürzlich gehaltenen Vortrag, der sich in Drucklegung befindet (Controversen, Heft II).

zutreten auf den ihr methodisch vorgezeichneten Bahnen innerhalb der die Menschheit umfassenden Culturgeschichte.

Da die der Ethnologie (neben der beschreibenden Ethnographie) eignende Specialität den ihr in naturwissenschaftlicher Durchbildung der Psychologie vorgezeichneten Kreis nicht überschreiten darf, wird die grosse Masse der Sonderfälle, bei Arbeitstheilung in der Gelehrtenrepublik, unter die Hut der jedesmal zugehörigen Fachdisciplinen gestellt werden müssen, um mit der ganzen Gründlichkeit des zugehörigen Details (bis in letzte Decimalstellen hinein) erschöpft zu werden.

Bisher, so lange die Aufgabe des Sammlers voranstand, genügte es, die einzelnen Daten oder Citate neben einander aufzuführen, und konnte vor der Hand Weiteres meist nicht geschehen, zumal wenn es letztmögliche Sicherung galt bei drohender Gefahr des Unterganges.

Jetzt, nachdem solch allgemeiner Ueberblick zum Abschluss gebracht ist, — da Neues wenig, oder gar nicht mehr, hinzutritt, — jetzt, wo zugleich die Elementargrundzüge jede Prüfung sicher bestanden haben: von jetzt ab wird ein scharfer Scheidestrich zu ziehen sein zwischen dem, was der Ethnologie als solcher anfliegt in ihrer Durchbildung der ethnisch-naturwissenschaftlichen Psychologie, und demjenigen Material, das den verschiedenen Fachwissenschaften zufällt (unter sachverständiger Kritik dortiger Autoritäten).

Im Uebrigen hat, wie bereits bemerkt, das vorliegende Werk der ihm gestellten Aufgabe bestens genügt, um nochmals in umfassender Verwendung des aufgespeicherten Baumaterials dasselbe in übersichtlichen Gruppirungen vorzuführen, deren Benutzung zugleich durch einen trefflichen Index erleichtert wird. A. Bastian.

Grosse. Die Anfänge der Kunst. Mit 32 Abbildungen im Text und 3 Tafeln. Freiburg i. Br., 1894.

Ein in die Zeit eingreifendes und die Zeit erfassendes Buch, wie es aus den Vorzeichen seit länger bereits erhofft und erwartet war, und mit dieser Veröffentlichung nun von keiner geschickteren Hand hätte geliefert werden können.

Auf dem Gebiete der Kunst wird am raschesten und schlagendsten die inductive Methode unserer ethnischen Weltanschauung zum entscheidenden Erfolge gelangen für allgemein populäres Verständniss dessen, was in langen Zeiten der Materialbeschaffung nach einander sich angesammelt hat; und seitdem es im allgemeinen Fortgang allmählich ermöglicht worden ist, die Elementarvorstellungen und Elementargedanken mit der, naturwissenschaftlichen Elementen eignenden, Sicherheit festzustellen, haben fortab die Gesetzlichkeiten aus sich selbst zu reden, für ihre vernunftgemässe Anerkennung, im logischen Rechnen.

„Man muss das Einmaleins gelernt haben, bevor man die Probleme der höheren Mathematik lösen kann; und desshalb besteht die nächste und dringendste Aufgabe der socialen Kunstwissenschaft in der Untersuchung der primitiven Kunst der primitiven Völker“ (S. 21).

In diesem Satz liegt die oft betonte Kernfrage der Ethnologie präcis ausgedrückt, wie für rechtliche Vergleichungen, so für das Religiöse und Aesthetische, und mögen sie also zunächst auf dem letzteren Arbeitsfeld ihre entsprechende Beantwortung erhalten, weil sie dort dem praktischen Leben am nächsten, und somit einer allseitig wohlgeneigten Aufgabe gewiss sind. Wenn die Stunde der Reife gekommen ist, prangt bald mit einem Schuss das ganze Feld im Schmucke üppiger Blumenpracht, bei gleichzeitig rühriger Thätigkeit auf der ganzen Linie entlang, und so steht es hier zu erwarten aus den Arbeiten Stolpe's, Hein's, Balfour's und so mancher anderer, im Rückgang etwa bis auf Jones' „Grammar of Ornaments“). Aus dem obigen Werk spricht zugleich akademische Schulung bei kunstgerecht systematischer Behandlung, und wenn für den Ausgangspunkt Australien vorangestellt ist, bekundet sich auch darin die Richtigkeit des Blickes, aus den für diese Wahl gerade sprechenden Empfehlungen, die sich auf anderen Arbeitsfeldern der Ethnologie (z. B. betreffs der Eheverhältnisse) bewährt haben, bei dem bis zu geschulterem Einblick verzögertem Aufschluss dieses Continentes (aus den in der geographischen Entdeckungsgeschichte bekannten Gründen). A. Bastian.

J. de Morgan. Exploration dans la presqu'île Malaise (Royaume de Pérak et de Patani). Paris, Imprimerie génér. A. Lahure. 1886. 4.

In der Sitzung der anthropologischen Gesellschaft vom 22. April (Verhandl. S. 196) theilte Ref. einen Brief des Herrn de Morgan mit, worin er seine Prioritätsansprüche in Bezug auf die Erforschung der malayischen Halbinsel geltend macht. Der berühmte Reisende fügte entschuldigend hinzu, dass seine Berichte in verschiedenen französischen Journalen und Revuen gedruckt, aber niemals gesammelt erschienen seien; er habe indess die Separatabdrücke zusammenbinden lassen und den Band an einzelne Personen verschickt. Ein solches Exemplar wurde auch dem Referenten angekündigt.

Dasselbe ist inzwischen eingetroffen. Es ist ein starker Quartband, der eine ganze Reihe sehr verschiedenartiger Abhandlungen enthält, mehrere davon mit guten Illustrationen, Karten und Tafeln ausgestattet. Hr. de Morgan hat seine Reise in den Monaten Juli bis October 1884 ausgeführt. Er hatte damals einen Auftrag der englischen Regierung übernommen, eine Karte des Königreichs Perak und des Gebirgsmassivs, welches die Wasserscheide zwischen den westlichen und östlichen Abhängen der Halbinsel bildet, herzustellen. Seine Aufmerksamkeit war dabei in hervorragendem Maasse dem Bergbau zugewendet, der in neuerer Zeit grosse Mengen von Zinn fördert, aber er verfolgte auch von Anfang an die Absicht, die eingeborene Bevölkerung zu studiren. In verschiedenen Abhandlungen ist er diesen Aufgaben nachgekommen. Von denselben mögen hier die rein geographischen, geologischen, botanischen und zoologischen (überwiegend konchyliologischen) nur erwähnt werden.

Die Halbinsel war in alter Zeit auch nach seiner Auffassung ganz von Negritos bewohnt. Er lässt es zweifelhaft, ob dieselben von Süden oder von Norden gekommen seien; er betont nur, allerdings ohne Angabe specieller Gründe, dass die Moï in Laos mit ihnen identisch seien. Später habe eine Einwanderung der Malaien von der Küste aus begonnen, durch welche die Negritos mehr und mehr in das Gebirge zurückgedrängt seien. Gewöhnlich werde diese Einwanderung in das 14. oder 15. Jahrh. unserer Zeitrechnung gesetzt, indess gebe es schon eine Schifferordnung von 1276 für Malacca und man werde nicht fehlgehen, wenn man annehme, dass die Einwanderung schon in den ersten Jahrhunderten n. Chr. begonnen habe. Die Malaien entdeckten das Zinn und riefen dadurch die Habsucht der Siamesen hervor, welche sich der Oberherrschaft bemächtigten. 1510 landeten die Portugiesen als erste Europäer und gründeten die Niederlassung von Malacca, aber schon 1641 fiel der Besitz den Holländern zu, die ihrerseits genöthigt wurden, ihn 1795 den Engländern zu überlassen. Seit dieser Zeit wurde Siam bis auf einige nördliche Theile verdrängt und im Lande Ruhe und Ordnung hergestellt. Hr. de Morgan spricht mit grosser Anerkennung von der britischen Verwaltung. In dieser Zeit scheint die chinesische Einwanderung begonnen zu haben, welche in kurzer Zeit den Bergbau und die Metallurgie in ihre Hand brachte. Das Ergebniss war, dass im Jahre 1884 schon 18 700 tons Zinn exportirt wurden, welche bei einem Zoll (ad valorem) von 10 pCt. einen Ertrag von 201 400 frcs. für die Regierung abwarfen.

Das Verhältniss der verschiedenen Theile der Bevölkerung und die Art ihres socialen Lebens wird in verschiedenen Abhandlungen sehr anschaulich geschildert. Für unsern Zweck genügt es, dasjenige hervorzuheben, was sich auf die ältesten Bruchtheile der Bevölkerung bezieht. Nach ein Paar zerstreuten Bemerkungen des Verf. scheint es, dass sich noch kleine Reste einer Bevölkerung erhalten haben, welche älter ist, als die Negritos. In der Abhandlung: L'âge de la pierre polie dans la presqu'île Malaise p. 2. spricht er von Tribus, die er nicht selbst gesehen hat, die aber von befreundeten Negritos, die er für zuverlässig hielt, gesehen worden seien. Die letzteren nannten diese Leute „Affen, die Feuer machen"; auch zeigten sie Hrn. de Morgan von der Höhe eines der grösseren Berggipfel in der Ferne im Walde Stellen, aus welchen sich Rauch erhob und wo diese „Affen" leben sollten. Sie erzählten, dass dieselben in Höhlen wohnten, nur Steinwerkzeuge gebrauchten, sich nur mit Blättern bekleideten und eine, sowohl von der Malaiischen, als von der der Negritos gänzlich verschiedene Sprache redeten. Sie flöhen bei Annährung von Fremden und lebten auf den kalten Höhen (über 15—1800 *m*) mit den wilden

Ziegen. Sie seien klein, von schwarzer Hautfarbe und rothen, krausen (crépus) Haaren. Hr. de Morgan vermuthet, dass sie die Haare durch Aetzkalk färben. Die Sakaï gaben ihm auch zwei polirte Steinkeile mit geschärfter Schneide, ganz ähnlich unseren neolithischen Celten, welche von den „Feuer machenden Affen“ angefertigt sein sollten. Die Malaien nennen diese Keile, die sich vielfach im Boden der Halbinsel finden, Batu Gontur (Blitzsteine).

Für die Negritos, deren Gesammtzahl er auf 100 000 schätzt, behält der Verf. die bekannte Eintheilung in Sakai und in Semang, welche er übrigens Sömañ oder Sömang schreibt, bei; letztere wohnen mehr im Norden bis in das siamesische Gebiet, erstere, die er hauptsächlich kennen gelernt hat, in Perak. Die Malaien sind hier überall soweit vorgedrungen, als die Flüsse schiffbar sind; höher hinauf in den Flussthälern liegen Dörfer und Wohnungen der Sakai, die nach seiner Schilderung noch ganz frei von fremdem Contakt waren. Dabei ist sofort zu erwähnen, dass ein kleines Dorf (Tschangkat) nur aus einem einzigen Hause besteht, in welchem „die ganze Bevölkerung“, also wenigstens mehrere Familien wohnen, ähnlich wie es nach dem Verf. in Laos auf der Grenze von Yun-nan der Fall ist. Aber auch die grösseren Dörfer, wie sie in den niederen Gegenden vorkommen, bestehen meist nur aus wenigen Häusern, von denen jedes von mehreren Familien bewohnt ist. Die Häuser der Sakai sind, wie die der Malaien und der Papua von Neu-Guinea, Pfahlbauten, deren Diele sich in einer Höhe von 0,5 bis 5 *m* über dem Erdbefindet. Die Sömang dagegen errichten ihre Häuser unmittelbar auf dem Erdboden.

In den höher gelegenen Orten ist sowohl Metall, als Töpferei gänzlich unbekannt. Alle Geräthe, Waffen und Schmuck, Hausgeräth und Kleidung, Ackerwerkzeuge und Geflechte werden aus Vegetabilien hergestellt. Die vorzügliche Beschaffenheit der Bambus und Rotans bietet das geeignete Material dazu. In dem Kapitel über die Industrie der Negritos von Perak giebt der Verf. eine grosse Anzahl gut gezeichneter Abbildungen der hauptsächlichsten Erzeugnisse. Unter diesen Handarbeiten sind namentlich die kunstvoll ausgeführten Blasrohre (malaiisch Sompitan, in Sömang blao, in Sakai bölô oder blâô) und die Köcher für die Pfeile (mal. taboñ dama, Söm. lok, Sak. lök) durch ihre sorgfältige Verzierung bemerkenswerth. Letztere erinnert vielfach an die neulich von Hrn. Grünwedel (Verhandl. 1893. Taf. I—IV) gegebenen Abbildungen der Zaubermuster auf Weiberkämmen der Semang.

Was die anthropologischen Eigenthümlichkeiten betrifft, so beschränkt sich der Verf., abgesehen von einigen Skizzen, auf eine Beschreibung derselben. Darnach sind die Sömang im Allgemeinen grösser, als die Sakai, von denen die Gebirgsbewohner zuweilen eine Höhe von 1,95 *m* erreichen, die aus der Ebene häufig nicht 1,65 *m* übersteigen. An einer anderen Stelle erwähnt er, dass er bei den Sömang wahrhaft herkulische Männer gesehen habe, deren Höhe er (freilich ohne Messung) auf mehr als 2 *m* schätzte. Die Frauen seien bei beiden Stämmen klein und reichten den Männern im Allgemeinen nur bis an die Schultern. Das Kopfhaar sei schwarz oder dunkelbraun, kraus (crépu), hart und dicht; an einer anderen Stelle wird es kurzweg „sehr dunkelbraun“ genannt. In einigen Stämmen wird es ganz kurz, in anderen sehr lang und frisirt (dressée) getragen. Nur bei einer alten Frau sah er es ganz weiss, sonst höchstens grau. Die Hautfarbe ist dunkelsepia; an einer anderen Stelle heisst es, dass sie nach den Tribus sehr variire: die Sakai des Gebirges hätten eine hellere, zuweilen fast gelbe Farbe, die in den heissen Gegenden eine chokoladenbraune; die Sömang seien selten sehr dunkel. Dabei fühle sich die Haut äusserst weich an. Der Kopf der Sakai sei rund, die Stirn etwas fliehend, die Jochbogen sehr vortretend, die Nase breit, ausgelegt und gestupst, die Backen vorspringend, der Mund weit, die Lippen dick, das Kinn rund, die Ohren gross, die Augen schwarz, mandelförmig und zuweilen sehr schön, die Schläfen stark eingedrückt, die Zähne weiss und sehr schön, niemals gefeilt. Der Hals meist lang, die Schultern breit und gut gebildet, die Brust sehr muskulös, die Arme lang und die Hände sehr breit (larges), die Beine dünn, die Knöchel schwach, die Füsse breit (larges) und die Zehen weit auseinandergestellt. An einer anderen Stelle wird hinzugefügt, dass die Nasenwurzel eingedrückt und die Orbitalwülste vorspringend, das Kinn klein und rund, der Zwischenraum zwischen Mund und Nase grösser, als bei Europäern, seien. Von der sehr mannichfaltigen Art der Tättowirung und Bemalung des Gesichtes wird eine ganze Tafel von Abbildungen gegeben.

Von der Gutmüthigkeit der Sakai spricht der Verf. an verschiedenen Stellen mit Anerkennung, zuweilen mit einer Art von Begeisterung. Les peuples aborigènes de la presqu'île malaise, sagt er in der Specialabtheilung über die Negritos, sont très doux et d'une grande honnêteté. Ils constituent sans nul doute la meilleure partie de la population, et de tous les peuples de l'Inde ou de l'Indo-Chine il n'en est pas, je crois, qui leur soient comparables pour la douceur la leurs moeurs. Und das Alles ohne Religion! Denn der Verf. schildert zu wiederholten Malen, dass den Negritos jedes Gottesbewusstsein abgeht, und dass sie jeden Versuch, sie zu einer Religion zu bekehren, entschlossen abgewiesen haben. —

Diese Schilderungen ergeben unverkennbar, dass Hr. de Morgan in der That am Westabhange der Centralkette Stämme getroffen hat, welche zu den Negritos gerechnet werden müssen. Seine Angabe von der Reinheit der Gebirgsrasse steht in einem gewissen Gegensatze zu der Auffassung des Hrn. Vaughan Stevens, der an der Reinheit der südlichen und westlichen Stämme der Halbinsel entschieden zweifelt. Vielleicht wird sich dieser Widerspruch mindern, wenn die Gegenden, in welchen die beiden Reisenden ihre Beobachtungen gesammelt haben, schärfer auseinandergehalten werden. Denn die Angaben des Hrn. Stevens beziehen sich vorzugsweise auf solche Stämme, welche den Süden der Halbinsel und den Ostabhang des Gebirges bewohnen; Hr. de Morgan dagegen, der ursprünglich die Absicht hatte, das Gebirge von Westen her zu durchqueren, musste davon abstehen, da die Schwierigkeiten sich als zu gross erwiesen.

Alles zusammengenommen, muss dem Verf. das Zeugniss ertheilt werden, dass er auch bei dieser Gelegenheit ein ungewöhnliches Beobachtungstalent, grosse Umsicht und einen naturwissenschaftlichen Scharfblick gezeigt hat. Seine Reise verdient in der That, als ein wichtiger Fortschritt in der Kenntniss dieses schwer zugänglichen Landes bezeichnet zu werden.

Rud. Virchow.

Philipp Paulitschke. Ethnographie Nordost-Afrikas. Die materielle Cultur der Danâkil, Galla und Somâl. Berlin, Dietrich Reimer. 1893. 4. 338 S. mit 25 Tafeln und 1 Karte.

Der Verf., dem wir auf seinem ethnographisch-anthropologischen Zuge durch das Gebiet der vorzugsweise viehzüchtenden Stämme der Hamiten schon früher begegnet sind (Zeitschr. f. Ethn. 1786. XVIII. S. 236), hat in dem vorliegenden Bande denjenigen Theil der Ethnographie behandelt, der sich auf die „materielle Cultur“ der von ihm besprochenen Völker bezieht, während er die „geistige Cultur“ einer ferneren Arbeit vorbehält. Die „materielle Cultur“ theilt er wiederum in die des Individuums und die des Stammes und Volkes, wobei der letzteren die Untersuchung über Produktion und Verbrauch, über Austausch, dessen Bahnen und Mittel, sowie über den Werth des Eigenthums und der Arbeitskraft zufällt. Alles Andere rechnet er zu der Cultur des Individuums. Diese sämmtlichen Capitel sind mit grossem Fleiss und viel Sachkenntniss, unter Beibringung eines reichen literarischen Quellenmaterials, behandelt worden. In dankenswerther Weise giebt der Verf. auch eine grosse Anzahl von Abbildungen, über 100 an der Zahl, die nach photographischen Aufnahmen von Personen und Sachen angefertigt sind; obwohl die Reproduktion nicht überall scharf genug ist, um das Detail genau zu erkennen, sind diese Bilder doch recht lehrreich. Eine gewisse Lücke findet Ref. in dem Mangel an Abbildungen der Waffen; die blosse Vorführung von Kriegern genügt nicht, um die Besonderheiten der Bewaffnung bestimmt zu erkennen. Sehr nützlich ist die durchweg eingefügte Zufügung der einheimischen Namen in den verschiedenen Sprachen, die sich auch auf Gegenstände der Natur, namentlich Thiere und Pflanzen, erstreckt.

Sowohl in dem Titel, als im Texte gebraucht der Verf. für das von ihm behandelte Ländergebiet, das „Osthorn von Africa“, den Namen Nordost-Africa; da er jedoch Abessinien und das ganze Nieder- und Küstenland rechts vom Nil ausschliesst, so trifft diese Bezeichnung nicht ganz zu. Aber man kann zugestehen, dass die Bezeichnungen für die verschiedenen Abschnitte von Ostafrica bis jetzt überhaupt noch nicht in allgemein üblicher Weise fest-

gestellt sind, und es wird wohl noch einige Zeit vergehen, ehe der Begriff „Nordost-Africa“ die Erweiterung erfahren hat, welche von einem allgemeineren Standpunkte aus nöthig erscheint. So geschieht es, dass die Abessinier und die lange Reihe der Bedja-Stämme in dem vorliegenden Werke ausser der Vergleichung bleiben, — ein Verzicht, der durch die persönlichen Reise-Erfahrungen des Verf. allerdings leicht verständlich wird. Er beschäftigt sich demgemäss fast ausschliesslich mit den 3 grossen hamitischen Nationen, welche das „Osthorn“ und die nächsten Nachbarländer bewohnen: den ʿAfar oder Danâkil, den Somâl und den Oromó oder Galla, — Stämmen, die er, in Uebereinstimmung mit einer Mehrzahl von Reisenden und Gelehrten, aus Einwanderern von Arabien her entstehen lässt.

Der genaueren Darstellung der „Völkerlagerung“ und der Völkerbewegungen ist zweckmässigerweise eine geographische Skizze voraufgeschickt, welche zugleich das Naturleben umfasst; es ist dies der stylistisch schwächste Theil, der für den Neuling wegen der durch zahllose Einschachtelungen und verwickelte Perioden unterbrochenen Satzbildung grosse Schwierigkeit darbietet. Als erster hamitischer Stamm erschienen nach dem Verf. in diesem Lande die Oromó, die noch um Christi Geburt oder kurz vorher am Südrande des Golfes von Aden lagerten; ihnen folgten, als die Oromó sich mehr nach Westen und Südwesten ausbreiteten, die ʿAfar, welche der Verf. übrr die Strasse von Bab-el-Mandeb einwandern lässt, und später die Somâl, welche entweder erst auf afrikanischem Boden „entstanden“, oder auf dem Seewege eingewandert seien[1]. „Sie wurden an Expansionskraft das zweite Volk Nordost-Africas, als die Oromó in das abessinische Bergland vorrückten“ und „an ethnischer Virulenz und Triebkraft gewaltige Einbusse erlitten“. Die Hauptbewegung, auf welcher auch die heutige Gliederung der Völker beruht, geschah indess erst im 16. Jahrhundert, wo Muhamed Ahmed Granj den Kampf gegen das äthiopische Reich unternahm und die Westhälfte desselben eroberte. Die Zurückdrängung der Semiten schaffte sowohl den Oromó, als ihren Hintermännern, den Somâl, freies Feld, aber es begann auch eine vielfache Vermischung beider Völker, wobei die Oromó grosse Gebiete einbüssten. Dafür treffen wir sie weit nach Südwesten vorgeschoben, wo sie die Bantu zurückwarfen: das Terrain zwischen Wêbi, Dschubb und Tana bezeichnet der Verf. als den Schauplatz einer grossen „Völkerstauung“, welche das Auseinanderweichen oder die Unterjochung der früheren Bewohner und die Vermischung heterogener Elemente zur Folge hatte. Zahlreiche Bruchtheile der alten Bevölkerung wurden dabei in ein Helotenverhältniss gebracht, und noch heute stösst man an vielen Orten auf ansehnliche Horden von Parias (Midgân, Wâta, Bôni, Jebîr), meist nomadische Jäger. Der Verf. nimmt aber auch an, dass die sämmtlichen Oromóstämme am Tana einem baldigen Untergange entgegengehen. Andererseits lassen sich Galla-Spuren in westlicher Richtung bis in die Regionen der Nilseen verfolgen, wo jetzt „Stämme mit hamitischer Physis“ sitzen, welche jedoch Neger- oder Bantu-Sprachen reden (Massai, Kawirondo, Wahinda, Baima oder Wahuma, Elgumi und Wainsi).

Der ethnologische Abschnitt des Verf. schliesst mit einem sorgfältig bearbeiteten Capitel über die Gliederung und die jetzigen Wohnsitze der einzelnen Tribus der drei grossen hamitischen Stämme. Dasselbe gewährt für das Detailverständniss der so verwickelten Bevölkerungsverhältnisse anscheinend einen sicheren Faden.

Ref. schliesst mit dem aufrichtigen Wunsche, es möge dem höchst interessanten Buche an aufmerksamen Lesern nicht fehlen. Möge der erstaunliche Fleiss, welchen der Verf. auf dieses so inhaltreiche Werk verwendet hat, sich die allgemeine Anerkennung erwerben, die er verdient, und möge dadurch zugleich ein starker Anreiz für den Verf., den noch fehlenden Theil über die geistige Cultur recht bald erscheinen zu lassen, gegeben sein.

Rud. Virchow.

1) Beiläufig bemerkt, steht diese Auffassung in geradem Gegensatze zu der Ansicht Schleicher's, der die Somâl mit den anderen Völkern seiner „Quartärzeit“ über die Landenge von Suez in Africa einwandern lässt.

Verhandlungen

der

Berliner Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt

von

Rud. Virchow.

Jahrgang 1893.

BERLIN.

VERLAG VON A. ASHER & CO.

1893.

Berliner Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.
1893.

Ehren-Präsident:

Dr. Rudolf **Virchow**, Professor, Geh. Med.-Rath.

Vorstand, 1. Januar 1893.

Dr. Rudolf **Virchow**, Professor, Geh. Med.-Rath, Vorsitzender.

Dr. Ernst **Beyrich**, Professor, Geh. Bergrath. } Stellvertreter des Vorsitzenden
Dr. **Waldeyer**, Prof., Geh. Med.-Rath. } Stellvertreter des Vorsitzenden

Dr. Robert **Hartmann**, Professor, Geh. Med.-Rath, Schriftführer.

Dr. Albert **Voss**, Director der vaterl. Abth. des Königl. Museums für Völkerkunde, Schriftführer.

Dr. Max **Bartels**, Sanitätsrath, Schriftführer, W. Am Karlsbad 12/13.

Wilhelm **Ritter**, Bankier, Schatzmeister, SW. Charlottenstrasse 74/75.

Ausschuss, 21. Januar 1893.

Dr. W. **Schwartz**, Gymnasialdirector, Obmann.

Dr. A. **Bastian**, Professor, Geh. Reg.-Rath.
H. **Deegen**, Geh. Ober-Regierungsrath.
E. **Friedel**, Stadtrath.
Dr. W. **Joest**, Professor.
Dr. **Lissauer**, Sanitätsrath, Bibliothekar.
Dr. **Möbius**, Professor, Geh. Regierungsrath.
Dr. O. **Olshausen**.
Dr. H. **Steinthal**, Professor.

Ehrenmitglieder, 1. Januar 1893.

1. Professor Dr. Ludwig **Lindenschmit**, Director des römisch-germanischen Centralmuseums, Mainz, erwählt den 20. October 1883. († 14. Februar 1893.)
2. Geh. Medicinalrath Professor Dr. **Schaaffhausen**, Bonn, erwählt den 22. Juni 1889. († 26. Januar 1893.)
3. Professor Dr. Carl **Vogt**, Genf, erwählt den 22. Juni 1889.
4. Frau Gräfin **Uwaroff**, Präsident der kaiserlichen Archäologischen Gesellschaft in Moskau, erwählt den 21. December 1889.
5. Fräulein Johanna **Mestorf**, Director des Museums vaterländischer Alterthümer, Kiel, erwählt den 18. Juli 1891.
6. Ober-Kammerherr, Freiherr **v. Alten**, Oldenburg, erwählt den 6. Januar 1892.

Correspondirende Mitglieder, 1. Januar 1893,

mit Angabe des Jahres der Ernennung.

1. **Anutschin**, D., Dr., Professor Moskau. 1889
2. **Aspelin**, J. R., Dr., Staatsarchaeolog, Helsingfors, Finland. 1874
3. **Bahnson**, Kr., Dr., Assistent am Ethnographischen Museum, Kopenhagen. 1889
4. **Baye**, Baron Joseph de, Chateau Baye, Dép. Marne, Frankreich. 1890
5. **Beddoe**, John, M. D., F. R. S. The Chantry, Badford-on-Avon (Wilts) England. 1871
6. **Bellucci**, Giuseppe, Prof., Dr., Perugia. 1881
7. **Bertrand**, Alexandre, Director des Museums zu St.-Germain-en-Laye, Frankreich. 1877
8. **Bogdanow**, Anatol, Dr. Professor, Präsident der Kaiserl. Gesellschaft der Freunde der Natur, der Anthropologie und Ethnologie, Moskau. 1878
9. **Bonaparte**, Roland, Prinz, Paris. 1885
10. **Brinton**, Daniel G., Dr. med., Professor an der Universität von Pennsylvania, Philadelphia. 1886
11. **Brizio**, E., Professor, Director des Museo civico, Bologna. 1891
12. **Burgess**, J., L. L. D., C. I. E., Director Gen. of the Archaeolog. Survey of India, Edinburgh. 1887
13. **Calori**, Luigi, Prof., Bologna. 1871
14. **Calvert**, Frank, Amer. Consul, Dardanellen, Kleinasien. 1875
15. **Capellini**, G., Prof., Bologna. 1871
16. **Cartailhac**, E., Toulouse. 1881
17. **Castelfranco**, Pompeo, R. Ispettore degli Scavi e Monumenti d'Antichità, Mailand. 1883
18. **Chantre**, Ernest, Professor, Subdirector des Museums für Naturgeschichte, Lyon. 1881
19. **Costa**, Pereira da, Dr., Prof., Lissabon 1872
20. **Cunningham**, Alexander, Lieut.-General, Calcutta. 1875
21. **Dawkins**, W. Boyd, Professor, M. A., F. R. S., Woodhurst, Jallowfield, Manchester. 1877
22. **Delgado**, Joaquim Filippe Nery, Chef der Geologisch. Landesaufnahme, Lissabon. 1881
23. **Düben**, Gustaf, Baron von, Professor, Stockholm. 1872
24. **Duhmberg**, Otto von, Dr., Staatsrath, Dorpat. 1879
25. **Dupont**, Edouard, Director des Königl. naturgeschichtlichen Museums, Brüssel. 1871
26. **Ernst**, A., Dr., Director des Nationalmuseums, Carácas, Venezuela. 1878
27. **Evans**, John, D. C. L., L. L. D.. F. R., S., Pres. Num. Society London, Nash Mills, Hemel Hempsted, England. 1874
28. **Fellenberg**, Edmund von, Dr., Director der archäolog. und anthropologischen Sammlungen, Bern. 1883
29. **Flex**, Oscar, Missionär, Ranchi, Nagpore, Ostindien. 1873
30. **Flower**, William Henry, Prof., F. R. S., Director des Natural History Museum, London. 1879
31. **Franks**, Augustus W., M. A., F. R. S. London. 1872
32. **Garson**, J. G., M. D., London. 1889
33. **Gemellaro**, Director des paläont. Museums, Palermo. 1883
34. **Gerlach**, Dr. med., Hongkong. 1880
35. **Gross**, V., Dr. med., Neuveville, Schweiz. 1880
36. **Guimet**, E., Lyon. 1882
37. **Hampel**, J., Prof., Dr., Custos am Nationalmuseum, Budapest. 1884
38. **Hamy**, Ernest, Dr., Conservateur du Musée d'Ethnographie du Trocadéro, Membre de l'Institut, Paris. 1882
39. **Hauer**, Franz Ritter von, Dr., Intendant d. K. K. naturhistor. Hofmuseums, Wien. 1887

40. **Hazelius**, Artur, Stockholm. 1888
41. **Heierli**, J., Privat-Docent, Zürich. 1890
42. **Helbig**, Wolfgang, Dr., Professor, Rom. 1883
43. **Heldreich**, Dr. von, Prof., Director des botanischen Gartens, Athen. 1873
44. **Herrmann**, Anton, Dr. phil., Budapest. 1889
45. **Hildebrand**, Hans, Dr., Reichsantiquar, Stockholm. 1872
46. **Hirth**, Fr., Prof. Dr., Commissioner of Customs, Chinkiang, China. 1886
47. **Hoffman**, W. J., Dr. med., Curator Anthropological Society, Washington, D. C. 1886
48. **Houtum-Schindler**, A., General, Teheran. 1878
49. **Huxley**, Professor, F. R. S., London. 1871
50. **Jacques**, Victor, Dr., Secrétaire de la Société d'Anthropologie, Brüssel. 1889
51. **Jimenes de la Espada**, M., Prof. Dr., Madrid. 1891
52. **Ihering**, Hermann von, Dr., Naturalista d. Museu Nacional von Rio de Janeiro, Rio Grande do Sul, Brasilien. 1886
53. **Kate**, H. ten, Dr., Haag, Niederlande. 1886
54. **Kollmann**, J., Prof. Dr., Basel. 1887
55. **Lacerda**, Dr. Prof., Rio de Janeiro. 1889
56. **Layard**, Edgar Leopold, früher Britischer Consul, Pará, Brasilien. 1871
57. **Leemans**, Dr., Director, Leiden, Holland. 1882
58. **Łepkowski**, Joseph, Prof. Dr., Director des archäologischen Cabinets, Krakau. 1876
59. **Lortet**, Louis, Prof. Dr., Director des naturhistor. Museums, Lyon. 1883
60. **Lubbock**, Sir John, Bart, M. P., High Elms, Farnborough, Kent, England. 1871
61. **Majer**, Prof. Dr., Präsident der k. k. Akademie, Krakau. 1878
62. **Man**, Edward Horace, Assistant Superintendent, Port Blair, Andamanen. 1885
63. **Mantegazza**, Paolo, Prof., Director d. Nationalmuseums für Anthropologie, Senator, Florenz. 1871
64. **Marchesetti**, Carlo de, Dr., Director des naturhist. Museums, Triest. 1887
65. **Montelius**, Oscar, Dr., erster Amanuensis am Königl. histor. Museum, Stockholm. 1872
66. **Moreno**, Don Francisco, Director des National-Museums, La Plata. 1878
67. **Morse**, Edw. S., Professor Dr., Director der Peabody Academy of Science, Salem, Mass. 1889
68. **Morselli**, Henri, Dr. med., Professor, Turin. 1881
69. **Müller**, Baron F. von, Director des botanischen Gartens, Melbourne, Australien. 1872
70. **Müller**, Sophus, Dr., Museumsinspector, Kopenhagen. 1882
71. **Netto**, Ladisláu, Dr., Director des National-Museums, Rio de Janeiro. 1885
72. **Nicolucci**, Giustiniano, Professor Dr., Isola di Sora, Neapel. 1871
73. **Ornstein**, Bernhard, Dr. med., Generalarzt, früher Chefarzt der griechischen Armee, Athen. 1877
74. **Orsi**, Paolo, Dr., R. Ispettore degli scavi, Syracus. 1888
75. **Peñafiel**, Antonio, Dr., Prof., Mexico. 1891
76. **Petersen**, Henry, Dr., Inspecteur der Erhaltung der Alterthümer, Kopenhagen. 1889
77. **Philippi**, Rudolf A., Professor Dr., Santiago, Chile. 1871
78. **Pigorini**, Luigi, Prof., Director des prähistorisch-ethnographischen Museums, Rom. 1871
79. **Pitt Rivers**, A. H. Lane Fox, Lieutenant-General, F. R. S., Inspector of Ancient Monuments in Great Britain, Rushmore, Salisbury, England. 1888

80. **Pleyte**, W., Conservator aan's Rijksmuseum van Oudheden, Leiden, Niederlande. 1890
81. **Powell**, J. W., Major, Smithsonian Institution, Washington, D. C. 1876
82. **Prosdocimi**, Cav., Alessandro, Professor Dr., Este, Italien. 1889
83. **Pulszky**, Franz v., Dr., Director des Nationalmuseums, Budapest. 1876
84. **Radde**, Gustav, Dr., Director des kaukasischen Museums, Tiflis. 1871
85. **Radloff**, W., Dr., Akademiker, St. Petersburg. 1884
86. **Rájendralála Mitra**, Bahádur, L. L. D., Calcutta. 1878
87. **Retzius**, Gustaf, Dr., Professor, Stockholm. 1882
88. **Riedel**, Joh. Gerard Friedr., Niederländischer Resident, z. Z. Brüssel. 1871
89. **Rivett-Carnac**, J. H., Colonel-Commandant of Volunteers, Aide de Camp of Her Majesty the Queen, Empress of India, Ghazipur, Ostindien. 1882
90. **Rütimeyer**, Prof. Dr., Basel. 1883
91. **Rygh**, O., Prof. Dr., Director d. Sammlung nordischer Alterthümer, Christiania. 1879
92. **Salinas**, Antonio, Professor, Director des Nationalmuseums Palermo. 1883
93. **Sergi**, Giuseppe, Professor, Dr., Rom. 1891
94. **Serrurier**, L., Dr., Director des Ethnographisch Rijks-Museum, Leiden. 1889
95. **Spiegelthal**, F. W., Schwedischer Vice-Consul, Smyrna. 1875
96. **Steenstrup**, Japetus, Professor, Kopenhagen. 1871
97. **Stieda**, Ludwig, Professor Dr., Königsberg i. Pr. 1883
98. **Studer**, Theophil, Professor Dr., Bern. 1885
99. **Topinard**, Paul, Professor Dr., Paris. 1879
100. **Troll**, Joseph, Dr., Wien. 1890
101. **Tubino**, Francisco M., Prof., Madrid. 1871
102. **Turner**, Sir William, Prof. der Anatomie, Edinburg. 1890
103. **Ujfalvy de Mezö-Kövesd**, Ch. E. de, Professor, Paris. 1879
104. **Undset**, Ingvald, Dr., Museumsassistent, Christiania. 1881
105. **Vedel**, E., Amtmann, Vicepräsident der Königl. Gesellschaft für norddische Alterthumskunde, Sorö in Dänemark. 1887
106. **Vilanova y Piera**, Juan, Prof., Madrid. 1871
107. **Weisbach**, Augustin, Dr., Oberstabsarzt, Wien. 1871
108. **Wheeler**, George M., Captain Corps of Engineers U. S. Army, Washington, D. C. 1876
109. **Zampa**, Raffaello, Professor, Dr., Rom. 1891
110. **Zwingmann**, Georg, Dr., Medicinalinspector, Kursk. 1873

Ordentliche Mitglieder, 1893.

a) Immerwährende (nach § 14 der Statuten).

1. **Corning**, Dr. med., Morillon, Genf.
2. **Ehrenreich**, Paul, Dr. med., Berlin.
3. **Hainauer**, Oskar, Bankier, Berlin.
4. **Joest**, Wilh., Prof. Dr. phil., Berlin.
5. **Riegler**, C., Director, Mannheim.

b) Jährlich zahlende (nach § 11 der Statuten).

1. **Abel**, Karl, Dr. med., Berlin.
2. **Abraham**, Dr., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
3. **Achenbach**, v., Dr., Exc., Oberpräsident, Potsdam.
4. **Adler**, E., Dr. med., Berlin.
5. **Albrecht**, Paul, Prof. Dr., Hamburg.
6. **Albu**, Dr. med., Berlin.
7. **Alfieri**, L., Kaufmann, Berlin.
8. **Alsberg**, M., Dr. med., Cassel.
9. **Althoff**, Dr., Geh. Ober-Reg.-Rath, Berlin.
10. **Altrichter**, Karl, Gerichtssecretär, Wusterhausen a. d. Dosse.
11. **Andree**, Rich., Dr. phil., Braunschweig.
12. **Andrian-Werburg**, Freih. Ferd. v., Aussee, Steyermark.
13. **Arons**, Alb., Commerzienrath, Berlin.
14. **Arzruni**, Andreas, Prof. Dr., Aachen.
15. **Aschenborn**, Oscar, Dr. med., Berlin.
16. **Ascher**, Hugo, Kaufmann, Berlin.
17. **Ascherson**, F., Dr. phil., Berlin.
18. **Ascherson**, P., Prof. Dr., Berlin.
19. **Aschoff**, L., Dr., Sanitätsrath, Berlin.
20. **Ash**, Julius, Fabrikant, Berlin.
21. **Audouard**, A., Major a. D., Charlottenburg.
22. **Aufsess**, Freiherr von und zu, Kaiserl. Ober-Regierungsrath, Berlin.
23. **Awater**, Ad., Dr. med., Berlin.
24. **Bär**, Adolf, Dr. med., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
25. **Bärthold**, A., Prediger, Halberstadt.
26. **Bässler**, Arthur, Dr. phil., Dresden, z. Z. auf Reisen.
27. **Barchewitz**, Victor, Dr., Hauptmann, z. D., Berlin.
28. **Bardeleben**, v., Professor Dr., Geh. Ober-Med.-Rath, Berlin.
29. **Bardeleben**, Karl v., Prof. Dr. med., Jena.
30. **Barschall**, Max, Dr. med., San.-Rath, Berlin.
31. **Bartels**, Max, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
32. **Bastian**, A., Geh. Reg.-Rath, Professor Dr. med. et phil., Director des Kgl. Museums f. Völkerkunde, Berlin.
33. **Bauer**, Fr., Baurath, Magdeburg.
34. **Behla**, Robert, Dr., Kreiswundarzt, Luckau.
35. **Behrend**, Adolf, Verlags-Buchhändler, Berlin.
36. **Belli**, Ludwig, Dr. phil., Frankfurt a. M.
37. **Benda**, C., Dr. med., Berlin.
38. **Benda**, v., Rittergutsbesitzer, Berlin.
39. **Bennigsen**, R. von, Oberpräsident, Exc., Hannover.
40. **Berendt**, G., Prof. Dr., Berlin.
41. **Bergmann**, Ernst v., Geh. Medicinalrath, Prof. Dr., Berlin.
42. **Bernhardt**, Prof. Dr. med., Berlin.
43. **Bertram**, Alexis, Dr., Sanitätsrath, Berlin.
44. **Beuster**, Dr., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
45. **Beyfuss**, Gustav, Dr., Eerst- aanwezend Officier van gezondheid, Malang bei Soerabaja, Java.
46. **Beyrich**, Prof. Dr., Geh. Bergrath, Berlin.
47. **Bibliothek**, Grossherzogliche, Neustrelitz.
48. **Bibliothek**, Stadt-, Stralsund.
49. **Bibliothek**, Universitäts-, Greifswald.
50. **Bindemann**, Hermann, Dr. med., Berlin.
51. **Binzer**, Ludwig von, Forstmeister a. D., Berlin.
52. **Blasius**, Wilhelm, Prof. Dr., Braunschweig.
53. **Blell**, Theodor, Gross-Lichterfelde bei Berlin.
54. **Blumenthal**, Dr. med., San.-Rath, Berlin.
55. **Boas**, Franz, Dr. phil., Worcester, Massachusets, Amerika.
56. **Böninger**, M., Rentier, Berlin.
57. **Boer**, Dr., Königl. Hofarzt, Berlin.
58. **Borghard**, A., Fabrikbesitzer, Berlin.
59. **Born**, L., Prof. Dr., Berlin.

60. **Bornemann** sen., Dr., Eisenach.
61. **Bracht**, Eugen, Landschaftsmaler, Professor, Berlin.
62. **Bramann**, v., Professor Dr. med., Halle a. S.
63. **Brand**, E. von, Major a. D., Wutzig bei Woldenberg in der Neumark.
64. **Brandt**, von, kaiserl. deutscher Gesandter, Peking, China.
65. **Bredow**, v., Rittergutsbesitzer, Berlin.
66. **Bredow**, Ernst von, Berlin.
67. **Breslauer**, Heinrich, Prof. Dr., Berlin.
68. **Brösike**, G., Dr. med., Berlin.
69. **Bruchmann**, K., Dr. phil., Berlin.
70. **Brückner** sen., Dr. med., Rath, Neu-Brandenburg.
71. **Brünig**, Max, Kaufmann, Berlin.
72. **Brugsch**, Heinr., Prof., Legationsrath, Berlin.
73. **Brunnemann**, Karl, Justizrath, Stettin.
74. **Buchholz**, Rudolf, Custos des Märkischen Provinzial-Museums, Berlin.
75. **Bürgerschule**, staatliche, höhere mit Latein-Abtheilung, Cuxhaven.
76. **Bütow**, H., Geh. Rechnungsrath, Berlin.
77. **Busch**, Dr., Kaiserl. deutscher Gesandter, Bern, Schweiz.
78. **Buschan**, G., Dr. med. et phil., Kaiserl. Marine-Assistenzarzt a. D., Stettin.
79. **Cahnheim**, O., Dr. med., Dresden.
80. **Castan**, Gustav, Berlin.
81. **Castan**, Louis, Besitzer des Panopticums, Berlin.
82. **Chlingensperg-Berg**, M. von, Dr., Kirchberg bei Reichenhall.
83. **Christeller**, P., Dr. med., Berlin.
84. **Cohn**, Alexander Meyer, Banquier, Berlin.
85. **Cordel**, Oskar, Schriftsteller, Halensee.
86. **Cremer**, Chr. J., Redacteur, Abgeordneter, Berlin.
87. **Croner**, Eduard, Geh. Sanitätsrath, Dr., Berlin.
88. **Daffis**, Ludwig, Kaufmann, Berlin.
89. **Dames**, W., Prof. Dr., Berlin.
90. **Dammann**, C. W., Kew, London, England.
91. **Davidsohn**, H., Dr. med., Berlin.
92. **Deegen**, Hermann, Geh. Ober-Reg.-Rath, Berlin.
93. **Delorme**, D., Minister der Republik Haiti, Berlin.
94. **Dengel**, A., Dr. med., Berlin.
95. **Dernburg**, Bernhard, Bankdirector, Berlin.
96. **Diercks**, Gustav, Dr. phil., Steglitz.
97. **Dönhoff-Friedrichstein**, Graf, Friedrichstein bei Löwenhagen, Ostpreussen.
98. **Dönitz**, W., Prof. Dr. med., Berlin.
99. **Dörpfeld**, Wilh., Dr. phil., Athen.
100. **Dotti**, Regierungs-Baumeister, Berlin.
101. **Drawe**, Rittergutsbesitzer, Saskozin bei Praust, Westpreussen.
102. **Dümichen**, Prof. Dr., Strassburg im Elsass.
103. **Dzieduczìecky**, Graf, Lemberg, Galizien.
104. **Ebell**, A., Sanitätsrath, Dr. med., Berlin.
105. **Ehlers**, Dr. med., Berlin.
106. **Ehrenhaus**, S., Sanitätsrath, Dr., Berlin.
107. **Eisel**, Robert, Gera.
108. **Eisenmann**, Dr. jur., Rechtsanwalt, Berlin.
109. **Ellis**, Havelock, London, England.
110. **Ende**, H., Königl. Baurath, Geh. Regierungsrath Prof., Berlin.
111. **Engel**, Hermann, Dr. med., Berlin.
112. **Eperjesy**, Albert von, K. K. Oesterr. Kammerherr, Brüssel.
113. **Erckert**, Roderich von, Generallieutnant a. D., Exc., Berlin.
114. **Erdmann**, Max, Gymnasiallehrer, München.
115. **Ewald**, Ernst, Professor, Director des K. Kunstgewerbe-Museums, Berlin.
116. **Eyrich**, Emil, Maler, Berlin.
117. **Falb**, Rudolf, Berlin.
118. **Fasbender**, H., Prof. Dr. med., Berlin.
119. **Felber**, Emil, Verlagsbuchhändler, Berlin.
120. **Felkin**, Robert W., Dr. med., Edinburgh.
121. **Feyerabend**, Dr. phil., Görlitz.
122. **Finckh**, Theodor, Kaufmann, Stuttgart.
123. **Finn**, W., Kön. Translator, Berlin.
124. **Fischer**, Karl, Dr. med., Lenzen a. E.
125. **Fischer**, Wilhelm, Dr., Realgymnasialdirector a. D., Bernburg.

126. **Fischer**, Louis, Rentier, Berlin.
127. **Flaeschendraeger**, Fabrikdirector, Demmin.
128. **Förtsch**, Major a. D., Halle a. S.
129. **Fraas**, Professor Dr., Stuttgart.
130. **Fränkel**, Bernhard, Prof. Dr., Berlin.
131. **Freund**, G. A., Dr. phil., Berlin.
132. **Friedel**, Ernst, Stadtrath, Berlin.
133. **Friederich**, Dr., Ober-Stabsarzt a. D., Dresden.
134. **Friedländer**, Heinr., Dr., Berlin.
135. **Friedländer**, Immanuel, stud. min., Berlin.
136. **Friedmann**, Paul, Privatgelehrter, Berlin.
137. **Friedrich**, Woldemar, Prof., Berlin.
138. **Frisch**, A., Druckereibesitzer, Berlin.
139. **Fritsch**, Gustav, Geh. Medicinalrath, Prof. Dr. med., Berlin.
140. **Fritsch**, K. E. O., Architect, Berlin.
141. **Fürstenheim**, Ernst, Dr., Sanitätsrath. Berlin.
142. **Furtwaengler**, Dr. phil., Prof., Berlin.
143. **Gericke**, Wilhelm, Dr. med., Berlin.
144. **Gesenius**, F., Stadtältester, Director des Berl. Pfandbriefamts, Berlin.
145. **Giebeler**, Carl, Ingenieur, Gross-Lichterfelde.
146. **Glogner**, Dr. med., Padang, Sumatra.
147. **Görke**, Franz, Kaufmann, Berlin.
148. **Goës**, Apotheker, Soldin.
149. **Götz**, G., Dr., Obermedicinalrath, Neustrelitz.
150. **Götze**, Alfred, Dr. phil., Jena.
151. **Götze**, Hugo, Bürgermeister a. D., Zossen.
152. **Goldschmidt**, Leo B. H., Banquier, Paris.
153. **Goldschmidt**, Heinr., Banquier, Berlin.
154. **Goldschmidt**, Levin, Prof. Dr., Geh. Justizrath, Berlin.
155. **Goldstücker**, Eug., Verlagsbuchhändler, Berlin.
156. **Gottschalk**, Sigismund, Dr. med., Berlin.
157. **Grawitz**, Paul, Professor, Dr. med., Greifswald.
158. **Grempler**, Wilhelm, Dr., Geh. Sanitätsrath, Breslau.
159. **Grossmann**, Adolf, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
160. **Grubert**, Dr. med., Falkenberg, Pommern.
161. **Grünwedel**, Albert, Dr. phil., Prof., Directorial-Assistent am Königl. Museum f. Völkerkunde, Friedenau b. Berlin.
162. **Grunow**, A., Buchhalter, Berlin.
163. **Gubitz**, Erich, Dr. med., Breslau.
164. **Günther**, Carl, Photograph, Berlin.
165. **Günther**, Max, stud. med., Berlin.
166. **Güterbock**, Bruno, Dr. phil., Berlin.
167. **Güterbock**, Paul, Dr. med., Medicinalrath, Berlin.
168. **Gusserow**, A., Geh. Med.-Rath, Prof. Dr., Berlin.
169. **Guttmann**, S., Dr. med., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
170. **Gymnasium**, Königl. Luisen-, Berlin.
171. **Haacke**, Dr. med., Sanitätsrath, Stendal.
172. **Hagenbeck**, Karl, Hamburg.
173. **Hahn**, Eduard, Dr. phil., Berlin.
174. **Hahn**, Eugen, Geh. San.-Rath, Prof. Dr., Dir. am allgem. städt. Krankenhause Friedrichshain, Berlin.
175. **Hahn**, Dr. med., Stabsarzt, Spandau.
176. **Handtmann**, E., Prediger, Seedorf bei Lenzen a. Elbe, Westpriegnitz.
177. **Handtmann**, Dr. med., Charlottenburg.
178. **Hansemann**, David, Dr. med., Berlin.
179. **Hansemann**, Gustav, Rentier, Berlin.
180. **Harck**, F., Dr. phil., Berlin.
181. **Hardenberg**, Freiherr von, Majorats-Herr in Schlöben bei Roda, S.-Altenburg.
182. **Harseim**, Wirkl. Geheimer Kriegsrath, Berlin.
183. **Hartmann**, Herm., Dr., Oberlehrer, Landsberg a. W.
184. **Hartmann**, Rob., Professor Dr., Geh. Med.-Rath, Berlin.
185. **Hartwich**, Karl, Professor Dr. phil., Zürich.
186. **Haselberg**, Rudolf v., Dr., Regierungs- und Medicinalrath, Stralsund.
187. **Hattwich**, Emil, Dr. med., Berlin.
188. **Hauchecorne**, W., Dr., Geh. Bergrath, Dir. d. K. Bergakademie, Berlin.
189. **Heck**, Dr., Director des zoologischen Gartens, Berlin.
190. **Heimann**. Ludwig, Redacteur, Berlin.

191. **Heintzel**, C., Dr., Lüneburg.
192. **Hellmann**, Gustav, Professor Dr. phil., Berlin.
193. **Henning**, R., Prof. Dr., Strassburg im Elsass.
194. **Hermes**, Otto, Dr. phil., Director des Aquariums, Berlin.
195. **Herter**, E., Dr. med., Docent an der Universität Berlin, z. Z. Neapel.
196. **Herzberg**, Ph., Dr. med., Berlin.
197. **Hesselbarth**, Georg, Dr. med., Berlin.
198. **Heyden**, August von, Prof., Berlin.
199. **Hilgendorf**, F., Dr. phil., Berlin.
200. **Hille**, Dr. med., Strassburg im Elsass.
201. **Hirschberg**, Julius, Dr. med., Professor, Berlin.
202. **Hirschfeld**, Ernst, Dr. med., Oberstabs- und Regimentsarzt, Berlin.
203. **Hirschfeld**, Paul, Schriftsteller, Berlin.
204. **Hirschfeld**, Dr. phil., Prof., Königsberg i. Pr.
205. **Hitzig**, Dr., Prof., Geh. Med.-Rath, Halle.
206. **Hölder**, von, Ober-Medicinalrath, Dr., Stuttgart.
207. **Höner**, F., Zahnkünstler, Berlin.
208. **Horn**, O., Dr., Kreisphysicus, Tondern.
209. **Horwitz**, Dr., Justizrath, Berlin.
210. **Hosius**, Geh. Regierungsrath, Prof. Dr., Münster in Westfalen.
211. **Humbert**, Wirkl. Geh. Legationsrath, Berlin.
212. **Ideler**, Geh. Sanitätsrath, Dr., Wiesbaden.
213. **Israel**, Oskar, Dr. med., Privatdocent, Berlin.
214. **Itzig**, Philipp, Berlin.
215. **Jacobsthal**, E., Prof., Charlottenburg.
216. **Jacubowski**, Stud. pharm., Lissa, Posen.
217. **Jänicke**, Ernst, Kaufmann, Berlin.
218. **Jaffé**, Benno, Dr. phil., Berlin.
219. **Jagor**, Fedor, Dr., Berlin.
220. **Jahn**, Ulrich, Dr. phil., Charlottenburg.
221. **Jannasch**, R., Dr. jur. et phil., Berlin.
222. **Jaquet**, Dr., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
223. **Jensen**, Christian, Lehrer, Oevenum, Föhr.
224. **Jentsch**, Hugo, Prof. Dr., Guben.
225. **Jolly**, Dr. med., Geh. Med.-Rath, Professor, Berlin.
226. **Joseph**, Max, Dr. med., Berlin.
227. **Jürgens**, Rud., Dr. med., Berlin.
228. **Kärnbach**, L., Neu-Guinea.
229. **Kahlbaum**, Dr. med., Director, Görlitz.
230. **Kalischer**, G., Dr. med., Berlin.
231. **Kaufmann**, Richard v., Prof. Dr., Berlin.
232. **Keller**, Jean, Weingrosshändler, Berlin.
233. **Keller**, Paul, Dr., Berlin.
234. **Kerb**, Moriz, Kaufmann, Berlin.
235. **Kirchhoff**, Prof. Dr., Halle a. S.
236. **Klaar**, W., Kaufmann, Berlin.
237. **Knesebeck**, Baron von dem, Landrath, Karwe bei Neu-Ruppin.
238. **Koch**, R., Prof. Dr., Geh. Med.-Rath, Berlin.
239. **Köhl**, Dr. med., Worms.
240. **Köhler**, Dr. med., Posen.
241. **Körte**, Dr., Geh. San.-Rath, Berlin.
242. **Kofler**, Friedrich, Rentier, Darmstadt.
243. **Kollm**, Hauptmann a. D., General-Secretär der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin.
244. **Konicki**, Julius, Rentier, Berlin.
245. **Korth**, Karl, Hotelbesitzer, Berlin.
246. **Krause**, Aurelius, Dr. phil., Berlin.
247. **Krause**, Eduard, Conservator am Königl. Mus. f. Völkerkunde, Berlin.
248. **Krause**, Hermann, Prof. Dr. med., Berlin.
249. **Krause**, Wilhelm, Prof. Dr. med., Göttingen.
250. **Krehl**, Gustav, Kaufmann, Berlin.
251. **Krien**, F., Consul, Söul, Korea.
252. **Kroner**, Moritz, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
253. **Kronthal**, Karl, Dr. med., Berlin.
254. **Krzyžanowski**, W. von, Probst, Kamieniec bei Wolkowo, Prov. Posen.
255. **Kuchenbuch**, Franz, Amtsgerichtsrath, Müncheberg.
256. **Künne**, Karl, Charlottenburg.
257. **Kuhn**, M., Dr. phil., Friedenau b. Berlin.
258. **Kuntze**, Otto, Dr. phil., Kew, London.
259. **Kurtz**, F., Prof. Dr., Córdoba, República Argentina.
260. **Kusserow**, H. von, Kön. Preuss. Gesandter, Hamburg.
261. **Kuttner**, Ludwig, Kaufmann, Berlin.
262. **Lachmann**, Georg, Kaufmann, Berlin.

263. **Lachmann**, Paul, Dr. phil., Fabrikbesitzer, Berlin.
264. **Lähr**, Geh. San.-Rath, Prof. Dr. med., Schweizerhof bei Zehlendorf.
265. **Landau**, H., Bankier, Berlin.
266. **Landau**, W., Freiherr von, Dr. phil., Berlin.
267. **Lange**, Henry, Prof. Dr., Berlin.
268. **Lange**, Julius, Versicherungs-Director, Potsdam.
269. **Langen**, Königl. Landbau-Inspector, Berlin.
270. **Langen**, A., Captain, Mannheim.
271. **Langenmayr**, Paul, Rechtsanwalt, Pinne, Prov. Posen.
272. **Langerhans**, P., Dr. med., Berlin.
273. **Langerhans**, Robert, Dr. med., Privatdocent, Berlin
274. **Langhoff**, Eduard, stud. theol., Berlin.
275. **Langner**, Otto, Dr. med., Berlin.
276. **Lasard**, Ad., Dr., Director, Berlin.
277. **Lassar**, O., Dr. med., Privatdocent, Berlin.
278. **Lazarus**, Moritz, Prof. Dr., Berlin.
279. **Le Coq**, A. v., Berlin.
280. **Le Coq**, Albert v., Dr., Darmstadt.
281. **Lehmann**, Karl F., Dr. jur. et phil., Berlin.
282. **Lehnebach**, Adolf, Kais. Oberlehrer, Mülhausen i. Elsass.
283. **Lehnerdt**, Geh. Sanitätsrath, Dr. med., Berlin.
284. **Leiningen-Neudenau**, Graf Emich zu, Hauptmann im Garde-Füsilier-Reg., Spandau.
285. **Lemcke**, Dr. phil., Gymnasial-Director, Prof., Stettin.
286. **Lemke**, Elisabeth, Berlin.
287. **Leo**, F. A., Professor, Dr., Berlin.
288. **Lessler**, Paul, Consul, Dresden.
289. **Lewin**, Georg, Geh. Med.-Rath, Prof. Dr., Berlin.
290. **Lewin**, Leop., Geh. Sanitätsrath, Dr. med., Berlin.
291. **Lewin**, Moritz, Dr. phil., Berlin.
292. **Liebe**, Th., Professor Dr., Berlin.
293. **Liebe**, Professor, Gera.
294. **Liebermann**, F. von, Dr. med., Berlin.
295. **Liebermann**, B., Geh. Commerzienrath, Berlin.
296. **Liebermann**, Felix, Dr., Berlin.
297. **Liebermann**, Karl, Prof. Dr., Berlin.
298. **Liebermann**, Louis, Rentier, Berlin.
299. **Liebreich**, Oscar, Geh. Medicinalrath, Prof. Dr. med., Berlin.
300. **Lissa**, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
301. **Lissauer**, Sanitätsrath, Dr. med., Berlin.
302. **Löw**, E., Dr., Oberlehrer, Berlin.
303. **Löwenheim**, Ludw., Kaufmann, Berlin.
304. **Lucae**, Professor Dr. med., Berlin.
305. **Lüdden**, Karl, Dr. med., Wollin, Pommern.
306. **Lühe**, Dr. med., Oberstabsarzt, Königsberg i. Pr.
307. **Lührsen**, Dr., Generalconsul, Odessa.
308. **Luschan**, F. von, Dr. med. et phil., Directorial-Assistent am Kgl. Museum für Völkerkunde, Berlin.
309. **Maas**, Heinrich, Kaufmann, Berlin.
310. **Maas**, Julius, Kaufmann, Berlin.
311. **Maass**, Karl, Dr. med., Oberstabsarzt, Berlin.
312. **Madsen**, Peter, Baumeiser, Berlin.
313. **Magnus**, P., Prof. Dr. phil., Berlin.
314. **Mantey**, Otto, Dr. med., Berlin.
315. **Marasse**, S., Dr. phil., Berlin.
316. **Marcuse**, Geh. San.-Rath, Dr. med., Berlin.
317. **Marcuse**, Louis, Dr. med., Berlin.
318. **Marcuse**, Siegb., Sanitätsrath, Dr. med., Berlin.
319. **Marggraff**, A., Stadtrath, Berlin.
320. **Marimon y Tudó**, Sebastian, Dr. med., Sevilla.
321. **Martens**, E. v., Prof. Dr. phil., Berlin.
322. **Martin**, A. E., Dr. med., Berlin.
323. **Maška**, Karl J., Oberrealschul-Director, Teltsch, Mähren.
324. **Matz**, Dr. med., Stabsarzt, Steglitz.
325. **Meitzen**, August, Geh. Reg.-Rath, Professor Dr., Berlin.
326. **Mendel**, E., Dr. med., Prof., Berlin.
327. **Menger**, Henry, Dr. med., Berlin.
328. **Menzel**, Dr. med., Charlottenburg.
329. **Merke**, Director des städt. Krankenhauses Moabit, Berlin.
330. **Meyer**, Geh. Sanitätsrath, Dr. med., Osnabrück.
331. **Meyer**, Adolf, Buchhalter, Berlin.

332. **Meyer**, Alfred G., Professor Dr., Director, Berlin.
333. **Meyer**, Ferdinand, Bankier, Berlin.
334. **Meyer**, Moritz, Geh. Sanitätsrath, Dr., Berlin.
335. **Meyer**, Richard M., Dr. phil., Berlin.
336. **Mies**, Josef, Dr. med., Heidelberg.
337. **Minden**, Georg, Dr. jur., Syndikus des städt. Pfandbriefamts, Berlin.
338. **Möbius**, Geh. Regierungsrath, Prof. Dr., Berlin.
339. **Möller**, H., Professor Dr., Berlin.
340. **Möser**, Hofbuchdrucker, Charlottenburg.
341. **Morgen**, Kurt, Premier-Lieutenant, Berlin.
342. **Morwitz**, Martin, Rentier, Berlin.
343. **Moses**, S., Dr. med., Sanitäts-Rath, Berlin.
344. **Much**, Matthäus, Dr., Wien.
345. **Müller**, Erich, Geh. Regierungsrath, vortragender Rath, Berlin.
346. **Müller**, Friedrich, Dr. phil., Berlin.
347. **Müller-Beeck**, Georg, Kais. Deutscher Consul, Nagasaki, Japan.
348. **Mützel**, Gustav, Thiermaler, Berlin.
349. **Munk**, Hermann, Prof. Dr., Berlin.
350. **Museum**, Bernstein-, Stantien und Becker, Königsberg i. Pr.
351. **Museum**, für Völkerkunde, Leipzig.
352. **Museum**, Provinzial-, Halle a. S.
353. **Muth**, Julius, Lieutenant, Bern.
354. **Nathanson**, F., Dr. med., Berlin.
355. **Nehring**, A., Prof. Dr., Berlin.
356. **Neuhauss**, Richard, Dr. med., Berlin.
357. **Neumayer**, G., Professor Dr., Wirkl. Admiralitätsrath, Hamburg.
358. **Nothnagel**, A., Prof., Hofmaler, Berlin.
359. **Oesten**, Gustav, Oberingenieur der Wasserwerke, Berlin.
360. **Ohnefalsch-Richter**, Max, Dr. phil., Berlin.
361. **Olshausen**, H. D., Dr. med., Marine-Stabsarzt. Berlin.
362. **Olshausen**, Otto, Dr. phil., Berlin.
363. **Oppenheim**, Max, Freiherr von, Dr. jur., Regierungsassessor, Cöln a. Rhein.
364. **Orth**, A., Prof. Dr., Berlin.
365. **Osborne**, Wilhelm, Rittergutsbesitzer, Dresden.
366. **Oske**, Ernst, Vereidigter Makler, Berlin.
367. **Ossowidzki**, Dr. med., Oranienburg, Reg.-Bez. Potsdam.
368. **Osswald**, Paul, Stadt-Archivar, Nordhausen.
369. **Pätsch**, Johannes, Prof. Dr. med., Berlin.
370. **Palm**, Julius, Dr. med., Berlin.
371. **Pander**, Prof. Dr. phil., Berlin.
372. **Papendieck**, Rittergutsbesitzer, Dalheim b. Gutenfelde, Ost-Preussen.
373. **Pauli**, Gustav, Berlin.
374. **Peiser**, Felix, Dr. phil., Privat-Docent, Breslau.
375. **Pflugmacher**, E., Dr. med., Oberstabsarzt, Brandenburg a. H.
376. **Pfuhl**, Fritz, Dr., Königl. Gymnasial-Oberlehrer, Posen.
377. **Philipp**, Paul, Dr. med., Kreisphysikus, Berlin.
378. **Pippow**, Dr., Regierungs- und Medicinalrath, Erfurt.
379. **Polakowsky**, Dr. phil., Berlin.
380. **Ponfick**, Geh. Med.-Rath, Prof. Dr. med., Breslau.
381. **Popovici**, G., stud. chem., Berlin.
382. **Pringsheim**, N., Geh. Reg.-Rath, Prof. Dr., Berlin.
383. **Prochnow**, Apotheker, Gardelegen.
384. **Pudil**, H., Baudirector, Prag.
385. **Rabl-Rückhard**, H., Prof. Dr. med. Oberstabsarzt, Berlin.
386. **Reich**, Max, Dr. med., Marine-Assistenzarzt I. Classe, auf See.
387. **Reichenheim**, Ferd., Berlin.
388. **Reinecke**, Paul, stud. med., Berlin.
389. **Reinecke**, Major a. D., Berlin.
390. **Reinhardt**, Dr., Oberlehrer, Rector, Berlin.
391. **Reiss**, Wilhelm, Geh. Regierungsrath, Dr. phil., Könitz (Thüringen)
392. **Remak**, E. J., Dr. med., Privatdocent Berlin.
393. **Ribbentrop**, Hans, Amtsrichter, Eschershausen, Braunschweig.
394. **Richter**, Berth., Banquier, Berlin.
395. **Richter**, Isidor, Banquier, Berlin.
396. **Richthofen**, F., Freiherr von, Professo Dr., Berlin.

397. **Rieck**, San.-Rath, Dr. med., Köpenick bei Berlin.
398. **Rieck**, R., Kaiserl. Stallmeister, Berlin.
399. **Riedel**, Bernh., Dr. med., Berlin.
400. **Riedel**, Eugen, Gutsbesitzer, Drebkau, Kr. Calau.
401. **Riedel**, Paul, Kaufmann, Oranienburg.
402. **Rizal**, Don José, Dr. med., Hongkong, China.
403. **Ritter**, W., Banquier, Berlin.
404. **Robel**, Ernst, Dr. phil., Oberlehrer, Steglitz.
405. **Röckl**, Georg, Regierungsrath am Kaiserl. Gesundheitsamt, Berlin.
406. **Rödiger**, Cultur-Ingenieur, Solothurn, Schweiz.
407. **Röhl**, von, Assessor Dr., Berlin.
408. **Römer**, Hermann, Senator, Hildesheim.
409. **Rössler**, E, Gymn.-Lehrer, Schuscha, Kaukasus.
410. **Röstel**, Hugo, Stadtrath, Berlin.
411. **Rohlfs**, Gerh., Dr., Kaiserl. General-Consul, Godesberg.
412. **Rosenberg**, Robert, Director der Dampfziegelei-Werke, Berneuchen, N.-M.
413. **Rosenkranz**, H., Dr. med., Berlin.
414. **Rosenthal**, L., Dr. med., Berlin.
415. **Rümpler**, Alex, Redacteur, Königsberg i. Pr.
416. **Ruge**, Karl, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
417. **Ruge**, Max, Dr. phil., Steglitz bei Berlin.
418. **Ruge**, Paul, Sanitätsrath, Dr. med., Berlin.
419. **Runkwitz**, Dr. med., Marine-Stabsarzt, auf See.
420. **Samson**, Alb., Banquier, Berlin.
421. **Samter**, Dr. med. Berlin.
422. **Sander**, Wilh., Dr. med., Medicinalrath, Dalldorf bei Berlin.
423. **Sarasin**, Fritz, Dr. phil., Berlin.
424. **Sarasin**, Paul, Dr. phil., Berlin.
425. **Sauer**, Hermann, Dr., Rechtsanwalt, Berlin.
426. **Saurma-Jeltsch**, Baron von, Kaiserl. Deutscher Gesandter, Haag, Niederlande.
427. **Schadenberg**, Alex., Manila, Philippinen.
428. **Schedel**, Joseph, Apotheker, Yokohama, Japan.
429. **Schellhas**, P., Dr. jur., Gerichts-Assessor, Berlin.
430. **Schemel**, Max, Fabrikbesitzer, Guben.
431. **Schierenberg**, G. A. B., Luzern, Schweiz.
432. **Schillmann**, R., Dr., Schulvorsteher, Berlin.
433. **Schinz**, Hans, Dr., Seefeld, Zürich.
434. **Schirp**, Freiherr Fritz von, Berlin.
435. **Schlesinger**, H., Dr. med., Berlin.
436. **Schlössingk**, Georg, Dr. jur., Berlin.
437. **Schmidt**, Colmar, Landschaftsmaler, Berlin.
438. **Schmidt**, Emil, Dr. med., Professor, Leipzig.
439. **Schmidt**, Max C. P., Dr. phil., Gymnasiallehrer, Berlin.
440. **Schmidt**, Oscar, Dr. med., Berlin.
441. **Schnell**, Apotheken-Besitzer, Berlin.
442. **Schöler**, H., Dr. med., Prof., Berlin.
443. **Schöne**, Richard, Dr., Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rath, Generaldirector der Königl. Museen, Berlin.
444. **Schönlank**, William, General-Consul, Berlin.
445. **Schötensack**, O., Dr., Heidelberg.
446. **Schröter**, Dr. med., Eichberg, Rheingau.
447. **Schütz**, W., Dr. med., Prof. an der thierärztl. Hochschule, Berlin.
448. **Schütze**, Alb., Academischer Künstler, Berlin.
449. **Schulenburg**, Reinhold von, Lieutenant a. D., Berlin.
450. **Schulenburg**, Wilibald v., Berlin.
451. **Schultze**, Oscar, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
452. **Schultze**, Wilhelm, Dr. med., Sanitätsrath, Stettin.
453. **Schultze**, Rentier, Berlin.
454. **Schumann**, Hugo, prakt. Arzt, Löcknitz in Pommern.
455. **Schwabacher**, Adolf, Banquier, Berlin.
456. **Schwartz**, Albert, Hof-Photograph, Berlin.
457. **Schwartz**, W., Prof. Dr., Gymnasialdirector, Berlin.
458. **Schwarzer**, Dr., Grubenbesitzer, Zilmsdorf bei Teuplitz, Kr. Sorau.

459. **Schweinfurth**, Georg, Prof. Dr., Berlin, z. Z. auf Reisen.
460. **Schweitzer**, Dr. med., Daaden, Kreis Altenkirchen.
461. **Schwerin**, Ernst, Sanitätsrath, Dr. med., Berlin.
462. **Sebes**, Heinrich, Berlin.
463. **Seler**, Eduard, Dr., Steglitz b. Berlin.
464. **Siebold**, Heinrich von, Berlin.
465. **Siegmund**, Gustav, Geh. Sanitätsrath, Dr. med., Berlin.
466. **Siehe**, Dr. med., Kreisphys., Calau.
467. **Siemering**, R., Professor, Bildhauer, Berlin.
468. **Sierakowski**, Graf Adam, Dr. jur., Waplitz bei Altmark, Westpreussen.
469. **Sieskind**, Louis J., Rentier, Berlin.
470. **Simon**, Th., Banquier, Berlin.
471. **Sökeland**, Hermann, Berlin.
472. **Sommerfeld**, Sally, Dr. med., Berlin.
473. **Sonnenburg**, Prof. Dr. med., Berlin.
474. **Spitzly**, John H., Officier van gezondheid 2. Kl., z. Z. London.
475. **Staudinger**, Paul, Naturforscher, Berlin.
476. **Stechow**, Dr., Stabsarzt, Berlin.
477. **Steinen**, Karl von den, Professor Dr. med. et phil., Wannsee b. Potsdam.
478. **Steinen**, Wilhelm von den, Maler, Düsseldorf.
479. **Steinthal**, Leop., Banquier, Berlin.
480. **Steinthal**, H., Prof. Dr., Berlin.
481. **Stoll**, Professor Dr. med., Zürich.
482. **Strassmann**, Maurermeister, Berlin.
483. **Strauch**, Contre-Admiral, z. D., Berlin.
484. **Strebel**, Hermann, Kaufmann, Hamburg, Eilbeck.
485. **Strecker**, Albert, Kreissecretär, Soldin.
486. **Struck**, H., Geh. Ober.-Reg.-Rath, Dr. med., Berlin.
487. **Stucken**, Eduard, Berlin.
488. **Stübel**, Alfons, Dr., Dresden.
489. **Tappeiner**, Dr. med., Schloss Reichenbach bei Meran.
490. **Taubner**, Dr. med., Allenberg bei Wehlau.
491. **Telge**, Paul, Hof-Juwelier, Berlin.
492. **Teschendorff**, E., Prof., Geschichtsmaler, Berlin.
493. **Thorner**, Eduard, Sanitätsrath, Dr. med., Berlin.
494. **Thunig**, Amtsrath, Kaiserhof bei Dusznik, Provinz Posen.
495. **Timann**, F., Oberstabsarzt, Dr. med., Potsdam.
496. **Titel**, Max, Kaufmann, Berlin.
497. **Tolmatschew**, Nicolaus, Prof. Dr. med., Kasan, Russland.
498. **Török**, Aurel von, Prof. Dr., Director d. anthrop. Museums, Budapest.
499. **Treichel**, A., Rittergutsbesitzer, Hoch-Paleschken bei Alt-Kischau, Westpreussen.
500. **Uhle**, Max, Dr. phil., Kötzschenbroda, z. Z. auf Reisen.
501. **Ulrich**, R. W., Dr. med., Berlin.
502. **Umlauff**, J. F. G., Hamburg.
503. **Unruhe-Bomst**, Freiherr von, Landrath, Wollstein, Prov. Posen.
504. **Urach**, Fürst von, Carl, Graf von Württemberg, Stuttgart.
505. **Vater**, Moritz, Dr., Oberstabsarzt a. D., Berlin.
506. **Verein**, anthropologischer, Hamburg-Altona, Hamburg.
507. **Verein der Alterthumsfreunde**, Genthin.
508. **Verein**, historischer, Bromberg.
509. **Verein**, Museums-, Lüneburg.
510. **Virchow**, Hans, Professor Dr. med., Berlin.
511. **Virchow**, Rudolf, Geh. Med.-Rath, Professor Dr. med. (Ehren-Präsident), Berlin.
512. **Vogelgesang**, Dr. med., Dalldorf bei Berlin.
513. **Volborth**, Sanitätsrath, Dr. med., Berlin.
514. **Volmer**, Geh. Sanitätsrath, Dr. med., Berlin.
515. **Vorländer**, H., Rittergutsbesitzer, Dresden.
516. **Voss**, Albert, Dr. med., Director der vaterländischen Abtheilung des Kgl. Museums für Völkerkunde, Berlin.
517. **Wacker**, H., Oberlehrer, Berlin.
518. **Wagner**, Adolf, Fabrikant, Berlin.
519. **Walden**, R., Berlin.
520. **Waldeyer**, Geh. Med.-Rath, Professor Dr. med., Berlin.
521. **Wanjura**, Arthur, Berlin.
522. **Wankel**, Heinrich, Dr. med., Olmütz.
523. **Wattenbach**, Wilhelm, Prof. Dr., Berlin.

524. **Weber**, W., Maler, Berlin.
525. **Weeren**, Julius, Prof. Dr., Charlottenburg.
526. **Wegner**, Fr., Rector, Berlin.
527. **Weidenhammer**, Dr. med., Marinestabsarzt, Wilhelmshafen.
528. **Weigel**, Max, Dr. phil., Direktorial-Assistent am Kgl. Museum für Völkerkunde, Berlin.
529. **Weinhold**, Geh. Regierungsrath, Prof. Dr. phil., Berlin.
530. **Weinitz**, Franz, Dr. phil., Berlin.
531. **Weisbach**, Valentin, Bankier, Berlin.
532. **Weiss**, H., Geh. Reg.-Rath, Professor, Berlin.
533. **Wendeler**, Paul, Oekonom u. Brauereibesitzer, Soldin.
534. **Weisstein**, Hermann, Reg.-Baumeister, Stralsund.
535. **Wensiercki-Kwilecki**, Graf, Wroblewo bei Wronke, Prov. Posen.
536. **Werner**, F., San.-Rath, Dr. med., Berlin.
537. **Werner**, Georg, Dr. med., Assistenzarzt, Frankfurt a. Main.
538. **Werner**, Johannes, Gärtner, Berlin.
539. **Wessely**, Hermann, Sanitätsrath, Dr. med., Berlin.
540. **Wetzstein**, Gottfried, Dr., Consul a. D., Berlin.
541. **Wiechel**, Hugo, Betriebs-Inspector der sächsischen Staatsbahn, Chemnitz.
542. **Wilke**, Theodor, Rentier, Guben.
543. **Wilmanns**, Hilmar, Vice-Consul der Ver. Staaten von Mexico, Berlin.
544. **Wilski**, H., Director, Rummelsburg bei Berlin.
545. **Winkler**, Hugo, Dr. phil., Privatdocent, Berlin.
546. **Witte**, Ernst, Oberstabsarzt, Dr. med., Berlin.
547. **Wittgenstein**, Wilhelm von, Gutsbesitzer, Berlin.
548. **Wittmack**, L., Geh. Regierungsrath, Prof. Dr., Berlin.
549. **Wolff**, Julius, Prof. Dr. med., Berlin.
550. **Wolff**, Max, Prof. Dr. med., Berlin.
551. **Wolter**, Chemulpo, Korea.
552. **Wutzer**, H., Sanitätsrath, Dr. med., Berlin.
553. **Zadek**, Ignaz, Dr. med., Berlin.
554. **Zandt**, Walther, Freiherr von, Hauptmann im Generalstab, Münster, Westf.
555. **Zenker**, Wilhelm, Dr. med., Kreisphysikus a. D., Bergquell-Frauendorf bei Stettin.
556. **Zierold**, Rittergutsbesitzer, Mietzelfelde bei Soldin.
557. **Zintgraff**, Eugen, Dr. jur., Detmold.
558. **Zülzer**, W., Prof. Dr. med., Berlin.

Uebersicht der der Gesellschaft durch Tausch oder als Geschenk zugehenden periodischen Publicationen.

I. Deutschland,

nach Städten alphabetisch geordnet.

1. Berlin. Amtliche Berichte aus den königlichen Kunstsammlungen.
2. „ Veröffentlichungen aus dem königlichen Museum für Völkerkunde (1 und 2 von der General-Direction der königlichen Museen).
3. „ Zeitschrift für Erdkunde.
4. „ Mittheilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten.
5. „ Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde (3—5 v. d. G. f. E.).
6. „ Jahrbuch der königlichen Geologischen Landesanstalt (v. d. G. L.).
7. „ Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie (von dem Hydrographischen Amt der kaiserlichen Admiralität).
8. „ Verhandlungen der Berliner medicinischen Gesellschaft (v. d. B. m. G.).
9. „ Berliner Missions-Berichte (von Hrn. Bartels).
10. „ Nachrichten für und über Kaiser Wilhelmsland und den Bismarck-Archipel (von der Neu-Guinea-Compagnie).
11. „ Die Flamme. Zeitschrift zur Förderung der Feuerbestattung im In- und Auslande (von der Red.).
12. „ Photographisches Wochenblatt (v. d. Photographischen Vereinigung).
13. „ Jahresbericht des Directors des königl. Geodätischen Instituts (v. Hrn. R. Virchow).
14. „ Comptes rendus des séances de la commission permanente de l'association géodésique internationale (von Hrn. R. Virchow).
15. „ Mittheilungen aus der historischen Literatur.
16. „ Verwaltungsbericht über das Märkische Provinzial-Museum.
17. „ Verhandlungen des deutschen Geographentages.
18. „ Sonntags-Beilage der Vossischen Zeitung (16 bis 18 von Hrn. C. Künne).
19. „ Zeitschrift des Vereins für Volkskunde (v. d. V. f. V.).
20. „ Deutsche Colonial-Zeitung (von der deutschen Colonial-Gesellschaft).
21. „ Naturwissenschaftliche Wochenschrift (v. d. Red.).
22. „ Sitzungsberichte der Gesellschaft naturforschender Freunde (von Hrn. M. Bartels).
23. Bonn. Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden (v. d. V. v. A.).
24. Brandenburg a. d. H. Jahresberichte des Historischen Vereins (v. d. H. V.).
25. Braunschweig. Archiv für Anthropologie (von Hrn. Friedr. Vieweg & Sohn).
26. „ Globus. Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde (von Hrn. Künne).

27. Bremen. Deutsche Geographische Blätter.
28. „ Jahresberichte des Vorstandes der Geographischen Gesellschaft (27 u. 28 v. d. G. G.).
29. „ Abhandlungen, herausgegeben von dem naturwissenschaftlichen Verein.
30. Breslau. Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift (v. d. Museum Schlesischer Alterthümer).
31. Cassel. Mittheilungen an die Mitglieder des Vereins für Hessische Geschichte und Landeskunde.
32. „ Zeitschrift des Vereins f. H. G. u. L. (31 u. 32 v. d. V. f. H. G. u. L.).
33. Colmar, Els. Bulletin de la Société d'histoire naturelle (v. d. S.).
34. Danzig. Bericht über die Verwaltung der naturwissenschaftlichen, archäologischen und ethnologischen Sammlungen.
35. „ Schriften der Naturforschenden Gesellschaft (34 u. 35 v. d. N. G.).
36. Dresden. Sitzungsberichte und Abhandlungen der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft Isis (v. d. G. I.).
37. Emden. Jahrbuch der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Alterthümer (v. d. G.).
38. Giessen. Mittheilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins (v. d. O. G.).
39. Görlitz. Neues Lausitzisches Magazin (v. d. Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften).
40. „ Jahreshefte der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz (v. d. G.).
41. Gotha. Dr. A. Petermann's Mittheilungen aus Justus Perthes Geographischer Anstalt (von Hrn. Künne).
42. „ Ergänzungshefte zu 41 (werden angekauft).
43. Greifswald. Jahresberichte der Geographischen Gesellschaft (v. d. G. G.).
44. „ Jahresberichte der Rügisch-Pommerschen Abtheilung der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde (v. d. G. f. P. G. u. A.).
45. Guben. Mittheilungen der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte (v. d. N. G. f. A. u. U.).
46. Halle a. S. Mittheilungen des Vereins für Erdkunde (v. d. V. f. E.).
47. Hamburg. Verhandlungen des Vereins für Naturwissenschaftliche Unterhaltung (v. d. V. f. N. U.).
48. Hannover. Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft (v. d. G. G.).
49. Kiel. Mittheilungen des Anthropologischen Vereins in Schleswig-Holstein.
50. „ Bericht des Schleswig-Holsteinischen Museums vaterländischer Alterthümer (v. d. M.)
51. Königsberg i. Pr. Sitzungsberichte der Alterthumsgesellschaft Prussia (v. d. A. G. P.).
52. „ Schriften der Physikalisch-Oekonomischen Gesellschaft (v. d. Ph.-Oe. G.).
53. Leipzig. Bericht für das Museum für Völkerkunde (v. d. G. f. V.).
54. „ Halbjahrsbericht der deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer (v. d. d. G. z. E. v. S. u. A.).
55. Lübeck. Berichte des Vereins für Lübeckische Geschichte und Alterthumskunde.
56. „ Mittheilungen d. V. f. L. G. u. A.;
57. „ Zeitschrift d. V. f. L. G. u. A. (v. d. V.).
58. Mannheim. Sammlung von Vorträgen, gehalten im Mannheimer Alterthums-Verein (v. d. M. A.-V.).
59. Metz. Jahresberichte des Vereins für Erdkunde (v. d. V. f. E.).

60. München. Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns (v. d. G. f. A. u. U.).
61. „ Jahresberichte der Geographischen Gesellschaft (v. d. G. G.).
62. „ Oberbayerisches Archiv (v. d. hist. Verein von und für Oberbayern).
63. „ Prähistorische Blätter (von Hrn. Dr. J. Naue).
64. Neu-Brandenburg. Jahresbericht über das Museum in Neu-Brandenburg (v. d. M.).
65. Nürnberg. Mittheilungen aus dem Germanischen Nationalmuseum.
66. „ Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums (65 u. 66 v. d. G. N.-M.).
67. Posen. Posener Archäologische Mittheilungen. Herausgegeben von der Archäologischen Commission der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften (v. d. G. d. F. d. W.).
68. „ Zeitschrift der Historischen Gesellschaft für die Provinz Posen (v. d. H. G.).
69. Schwerin. Jahrbücher und Jahresberichte des Vereins für Meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde (v. d. V. f. M. G. u. A.).
70. Stettin. Baltische Studien.
71. „ Monatsblätter. Herausgegeben von der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde (70 u. 71 v. d. G. f. P. G. u. A.).
72. Strassburg. Beiträge zur prähistorischen Archäologie (v. Hrn. Forrer).
73. Stuttgart. Das Ausland. Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde (von Hrn. Künne).
74. „ Jahresbericht des Württemberg. Vereins f. Handelsgeographie (v. d. V.).
75. Trier. Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst.
76. „ Correspondenzblatt für Geschichte und Kunst.
77. „ Limesblatt (75—77 v. d. G. f. n. F.).
78. Weimar. Zeitschrift für wissenschaftliche Geographie (v. Hrn. J. J. Kettler).
79. Wiesbaden. Annalen des Vereins für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung (v. d. V. f. N. A. u. G.).

II. Europäisches Ausland,

nach Ländern und Städten alphabetisch geordnet.

Belgien.

80. Brüssel. Bulletins de l'Académie Royale des Sciences, des Lettres et des Beaux-Arts de Belgique.
81. „ Annuaire de l'Académie Royale des Sciences, des Lettres et des Beaux-Arts de Belgique (80 u. 81 v. d. Ac. R.).
82. „ Bulletin de la Société d'Anthropologie (v. d. S. S. d'A.).
83. „ Annales de la Société d'Archéologie.
84. „ Annuaire (83 u. 84 v. d. S. d'Arch.).
85. Lüttich. Bulletin de l'Institut archéologique Liégeois (v. d. I.).

Dänemark.

86. Kopenhagen. Mémoires de la Société Royale des Antiquaires du Nord.
87. „ Aarböger for nordisk Oldkyndighed og Historie.
88. „ Nordiske Fortidsminder, udgevne af det Kgl. Nordiske Oldskrift Selskab (86—88 von der Gesellsch.).
89. Reikjavik (Island). Arbók til hid Islenzka fornleifafelag (v. d. I. f.).

Finland.

90. Helsingfors. Journal de la Société Finno-Ougrienne. (Suomalais-Ugrilaisen Seuran Aikakauskirja.)
91. „ Mémoires de la Société Finno-Ougrienne. (Suomalais-Ugrilaisen Seuran Toimitukria.)
92. „ Finska Fornminnesföreningens Tidskrift (90—92 durch Hrn. Aspelin).

Frankreich.

93. Lyon. Bulletin de la Société d'Anthropologie (v. d. S. d'A.).
94. „ Archives du Muséum d'histoire naturelle (v. d. M.).
95. Paris. L'Anthropologie. (Matériaux pour l'histoire de l'homme, Revue d'Anthropologie, Revue d'Ethnographie réunis.) [V. d. Verleger.]
96. „ Mémoires de la Société d'Anthropologie.
97. „ Bulletins de la Société d'Anthropologie (v. d. S. d'A.).
98. „ Revue mensuelle de l'École d'Anthropologie (v. d. École d'Anthrop.).
99. „ Annales du Musée Guimet.
100. „ Revue de l'histoire des religions (99 u. 100 v. d. Ministère de l'Instruction publique).

Griechenland.

101. Athen. Δελτιον της ἱστορικης καὶ ἐθνολογικης ἑταιριας της Ἑλλαδος (von der Historischen und Ethnologischen Gesellschaft von Griechenland).
102. „ Mittheilungen des kaiserl. deutschen Archäologischen Institutes (v. d. I.).

Grossbritannien.

103. Edinburgh. The Scottish Geographical Magazine (v. d. Sc. G. Society).
104. „ Archaeologia scotica or Transactions of the Society of Antiquaries Scotland.
105. „ Proceedings of the Society of Antiquaries of Scotland (104 u. 105 v. d. S.).
106. London. The Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland (v. d. A. I.).
107. „ Geographical Journal (v. Hrn. C. Künne).

Italien.

108. Bologna. Atti e Memorie della Reale Deputazione di storia patria per le provincie di Romagna (v. d. R. D.).
109. „ Memorie della R. Accademia delle Scienze.
110. „ Rendiconto delle sessioni della Reale Accademia delle Scienze dell' Istituto di Bologna (v. d. R. A.).
111. Florenz. Archivio per l'Antropologia e la Etnologia (v. Hrn. P. Mantegazza).
112. „ Bullettino della Sezione Fiorentina della Società Africana d'Italia (von d. S. A.).
113. „ Bollettino di Publicazione Italiane.
114. Neapel. Bollettino della Società Africana d'Italia (v. d. S. A.).
115. Parma. Bullettino di Paletnologia Italiana (v. Hrn. L. Pigorini in Rom).
116. Rom. Bullettino dell' Istituto, Mittheilungen des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts (v. d. D. A. I.).
117. „ Atti della Reale Accademia dei Lincei.

118. Rom. Notizie degli scavi di antichità (117 u. 118 v. d. R. A. d. L.).
119. „ Bollettino delle opere moderne e straniere.
120. Turin. Cosmos (von Hrn. G. Cora).

Niederlande.

121. Haag. Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indie (v. d. Koninklijk Instituut voor de T.-, L.- en V. v. N.-I.).
122. Leiden. Internationales Archiv für Ethnographie (von Hrn. P. W. M. Trap).

Norwegen.

123. Bergen. Bergens Museums Aarsberetning (v. d. Mus.).
124. Kristiania. Aarsberetning fra Foreningen til Norske Fortidsmindesmerkers bevaring.
125. „ Kunst og Handverk fra Norges Fortid (124 u. 125 v. d. Universitets Samling af nordiske Oldsager).

Oesterreich-Ungarn.

126. Budapest. Mathematische und naturwissenschaftliche Berichte aus Ungarn (v. d. Akademie).
127. „ Ungarische Revue.
128. „ Archaeologiai Értesitö (v. d. Anthropolog.-archäologischen Gesellschaft).
129. Hermannstadt. Archiv des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde.
130. „ Jahresbericht des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde (129 u. 130 v. d. V.).
131. Innsbruck. Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg (v. d. F.).
132. Krakau. Anzeiger der Akademie der Wissenschaften.
133. „ Zbiór wiadomósci do antropologii krajowej (132 u. 133 v. d. A.).
134. Laibach. Argo, Zeitschrift für krainische Landeskunde (v. d. Red.).
135. „ Mittheilungen des Museal-Vereins für Krain (v. d. M.-V.).
136. Prag. Památky archaeologické a místopisně (v. d. Museum Regni Bohemiae).
137. „ Jahresbericht der Lese- und Redehalle deutscher Studenten (v. d. L. u. R.).
138. „ Český Lid (v. d. Red.).
139. Triest. Atti del Museo civico di storia naturale.
140. „ Bollettino della Società Adriatica di Scienze naturali (v. d. S.).
141. Wien. Annalen des K. K. Naturhistorishen Hofmuseums (v. d. M.).
142. „ Mittheilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft (v. d. A. G.).
143. „ Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik (v. Hrn. C. Künne).
144. „ Mittheilungen der prähistorischen Commission der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften (v. d. Pr. C.).

Portugal.

145. Lissabon. Boletim de la Sociedade de Geographia.
146. „ Actas (145 u. 146 v. d. S.).
147. Porto. Revista de Sciencias Naturaes e Sociaes (v. d. Sociedade Carlos Ribeiro).

Rumänien.

148. Bucarest. Analele Academiei Romane (v. d. A.).
149. Jassy. Archiva d. Societătii sciintifice si Literare (v. d. S.).

Russland.

150. Dorpat. Sitzungsberichte der gelehrten Estnischen Gesellschaft.
151. „ Verhandlungen der gelehrten Estnischen Gesellschaft (150 u. 151 v. d. G.).
152. Kasan. Nachrichten der Gesellschaft für Archäologie, Geschichte und Ethnographie (v. d. G.).
153. Moskau. Tagebuch der anthropologischen Abtheilung. (Nachrichten der kaiserlichen Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften.) (v. Hrn. Anutschin).
154. St. Petersburg. Das lebendige Alterthum. Periodische Schrift der ethnologischen Abtheilung d. k. russ. geogr. Gesellschaft (russisch).
155. „ Sitzungsprotocolle der Russischen Anthropologischen Gesellschaft (russisch) [v. d. G.].
156. Warschau. Wisla: M. Geograficzno-Etnograficzny (v. d. Red.).

Schweden.

157. Lund. Skandinavisches Archiv (v. d. R.).
158. Stockholm. Antiqvarisk Tidskrift for Sverige.
159. „ Teckningar ur Svenska Statens Historiska Museum.
160. „ Akademiens Månadsblad (158—160 v. d. Kongl. Vitterhets Historie og Antiqvitets Akademien).
161. „ Samfundet för Nordiske Museet främjande Meddelanden, utgifna af Artur Hazelius.
162. „ Handlingar angående nordiske Museet (161 u. 162 v. Hrn. Hazelius).

Schweiz.

163. Aarau. Fernschau (v. d. Mittelschweizerischen Geographisch-Commerziellen Gesellschaft).
164. Neuchâtel. Bulletin de la Société Neuchâteloise de Géographie (v. d. S.).
165. Zürich. Anzeiger für Schweizerische Alterthumskunde.
166. „ Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft (v. d. A. G.).

III. America.

167. Boston (Mass. U. S. A.). Proceedings of the Boston Society of Natural History (v. d. S.).
168. Buenos-Aires (Argentinische Republik). Anales del Museo Nacional (v. d. M.).
169. Córdoba (Argentinische Republik). Actas de la Academia Nacional de Ciencias.
170. „ Boletin de la Academia Nacional de Ciencias (169 u. 170 v. d. A.).
171. Halifax (Nova Scotia, Canada). Proceedings and Transactions of the Nova Scotian Institute of Natural Science (v. d. I.).
172. Mexico. Mittheilungen des deutschen wissenschaftlichen Vereins (v. d. V.).
173. Philadelphia (Penn'a U. S. A.). Proceedings of the Academy of Natural Sciences (v. d. A.).
174. „ Proceedings of the American Philosophical Society (v. d. S.).
175. „ Transactions of the Wagner Free Institute of Sciences.
176. Rio de Janeiro (Brasilien). Archivos del Museo Nacional (v. d. M.).

177. San José (Costa Rica). Anales del Museo Nacional (v. d. M.).
178. Santiago (Chile). Verhandlungen des deutschen wissenschaftlichen Vereins (v. d. V.).
179. „ Actes de la Société scientifique du Chili (v. d. S.).
180. Toronto (Canada). Proceedings of the Canadian Institute.
181. „ Transactions of the Canadian Institute.
182. „ Annual Report of the Canadian Institute (180—182 v. d. C. I.).
183. Washington (D. C. U. S.). Annual Report of the Smithsonian Institution.
184. „ Annual Report of the Geological Survey.
185. „ Report of the Geological Survey of the Territories.
186. „ Bulletin of the U. S. Geological and Geographical Survey of the Territories (183—186 v. d. Smithson. I.).
187. „ Annual Report of the Bureau of Ethnology (v. d. Bureau of Ethnol.).
188. „ The American Anthropologist (v. d. Anthropol. Society of Washington).
189. „ Bulletin of the U. S. National Museum.
190. „ Proceedings of the U. S. National Museum.

IV. Asien.

191. Batavia Tijdschrift voor Indische Taal-, Land- en Volkenkunde.
192. „ Notulen van de Algemeene en Bestuursvergaderingen van het Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen.
193. „ Verhandlingen van het Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen (191—193 v. d. G.).
194. Bombay. The Journal of the Anthropological Society (v. d. S.).
195. Calcutta. Epigraphia Indica and Record of the Archaeological Survey of India.
196. Irkutsk. Memoiren der Ostsibirischen Section der kaiserl. Russischen Geographischen Gesellschaft.
197. „ Berichte der Ostsibirischen Section der kaiserl. Russischen Geograph. Gesellschaft (196 u. 197 v. d. O. S.).
198. Shanghai. Journal of the China Branch of the Royal Asiatic Society (v. d. S.).
199. Tokio. Mittheilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ost-Asiens (v. d. G.).
200. „ The Calendar, Imperial University of Japan (199 u. 200 v. d. I. U. o. J.).

V. Australien.

201. Adelaide. Report on the progress and condition of the Botanic Garden (von Hrn. R. Schomburgk).
202. Sidney. Report of the trustees of the Australian Museum.
203. „ Records of the Australian Museum (202 u. 203 v. d. M.).

Ausserordentliche Sitzung vom 14. Januar 1893.

Vorsitzender: Hr. **R. Virchow.**

(1) Hr. E. Friedel macht der Gesellchaft Photographien aus Caracas zum Geschenk. —

(2) Das correspondirende Mitglied, Hr. Fr. Hirth, gegenwärtig zu Chinkiang in China, hat Hrn. R. Virchow eine Anzahl eigener photographischer Aufnahmen übersendet. Dieselben bringen zum Theil landschaftliche Bilder aus der Umgebung von Chinkiang und vom Yangtzekiang, darunter auch von einer Pagode in Yangchow (Marcopolopolis), wo Marco Polo 3 Jahre Gouverneur gewesen sein will, zum Theil Copien chinesischer Gemälde, Vorstudien zu einer Geschichte der chinesischen Malerei, mit welcher Hr. Hirth beschäftigt ist. Unter letzteren ist besonders erwähnenswerth das

Bildniss der Heldin Mu-lan.

„Es ist dies die Photographie einer Copie vom Jahre 1866 nach dem Gemälde des T'ang Yin, alias Liu-ju, eines Zeitgenossen Raphael's (1470—1523).

„Der Vater der Mu-lan, die auf allen Abbildungen als Amazone erscheint, war Soldat, und als er um 500 n. Chr. zum Kriegsdienst einberufen wurde, stand seine ganze militärische Ehre auf dem Spiel, wenn er sich nicht meldete. Dies konnte er jedoch krankheitshalber nicht, weshalb sich Fräulein Mu-lan entschloss, seine Uniform anzuziehen und statt seiner in der Armee zu dienen, wo sie unerkannt 16 Jahre die Stelle ihres Vaters eingenommen haben soll (Vergl. Mayer's, The Chinese Readers Manual, p. 158). Ich habe unter der chinesischen Soldateska von Chinkiang halbwüchsige Jungen gesehen, die nicht halb so tapfer aussahen, wie Mu-lan auf dem Bilde. Interessant sind die Augenbrauen. Man sieht, dass die wirklichen Brauen wegrasirt sind und ein künstliches Paar an der Stelle aufgemalt ist. Ich schicke Ihnen nächstens ein Muster von Brauenschminke.

„Von T'ang Yin besitze ich ein gutes Bild, das jedoch zu dunkel zum Photographiren ist. Vielleicht gelingt es mir durch langes Exponiren.“ —

(3) Hr. F. Grabowsky, Assistent am herzogl. Naturhistorischen Museum in Braunschweig, überschickt unter dem 4. Januar folgende Abwehr in Bezug auf seine Abhandlung über die

Theogonie der Dajaken.

In Heft IV der Zeitschrift für Ethnologie 1892, S. 236 giebt Hr. Dr. F. K. Müller eine Besprechung meiner im „Internationalen Archiv für Ethnographie“, Bd. V. 1892 erschienenen Arbeit: „Die Theogonie der Dajaken auf Borneo“, die ich nicht unbeantwortet lassen darf, um die darin gegen mich gerichtete Anschuldigung zu entkräften. Es ist diese Arbeit einem grösseren Manuscripte entnommen, das in einer Reihe von Capiteln die Ethnographie der Dajaken nur

S. O. Borneos behandelt, worin als erstes Capitel eine sehr ausführliche Aufzählung der benutzten Literatur sich findet, wie mir dies die Redaction des Internationalen Archivs, bei der das Manuscript sich befindet, bestätigen wird. Leider ist es nun bei dem Abdruck dieses einzelnen Capitels des Manuscriptes von mir versäumt, — ohne die mir in der Besprechung zugemuthete Absicht, wie ich hiermit erkläre, — die Quellenangaben, wie ich sie aufgestellt, am Fuss der Seiten zu wiederholen. Ich glaube aber, dass mich in diesem Falle kaum ein Vorwurf treffen kann, weil in der Ueberschrift ausdrücklich bemerkt wurde: „nach eigenen Aufzeichnungen und der vorhandenen Literatur bearbeitet". Wenn ich die Absicht gehabt hätte, die Aufzeichnungen Hardeland's abzuschreiben, ohne ihn zu nennen, so hätte ich ja nicht nöthig gehabt, ihn überhaupt zu erwähnen. Ich glaube, dass meine früheren Arbeiten, die stets volle Literaturangaben enthalten, den Beweis liefern, dass es mir nicht darum zu thun ist, mich mit fremden Federn zu schmücken, wie es Hr. Dr. Müller anzunehmen scheint. Ich habe mich im Gegentheil stets bemüht, wo meine Aufzeichnungen mit denen Hardeland's (oder anderer älterer Autoren) übereinstimmten, diesem selbst dadurch voll und ganz seine Priorität zu wahren, dass ich selbst seine „grammatischen und Stileigenthümlichkeiten" „unbearbeitet" wiedergab. Wenn es Hrn. Dr. Müller endlich unziemlich vorkommt, meine Arbeit „Theogonie der Dajaken" zu nennen, so kann ich mich dafür auf das Urtheil zweier Gelehrten berufen, des Hrn. Prof. Kern und des leider zu früh verstorbenen Prof. Wilken in Leiden, die das Manuscript einer eingehenden Durchsicht unterzogen haben, und die nichts „unziemliches" darin gefunden haben, wenn man ein Capitel, das Alles, was bis jetzt über die Götter und Götterlehre der Dajaken S. O. Borneos bekannt ist, wiedergiebt, eine Theogonie derselben nennt. —

(4) Hr. Dr. Emil Lindemann, Badearzt in Helgoland, bespricht ein

goldenes Armband von Helgoland.

Gestatten Sie mir, Ihnen ein goldenes Armband vorzulegen, welches von der Nordseeinsel Helgoland stammt und der älteste und werthvollste der dortigen Alterthumsfunde ist. Es ward vor 50 Jahren von einem helgoländer Fischer etwa eine englische Meile östlich von der Insel beim Fischfang im Netze aus dem Meere gezogen und ging dann in den Besitz des damaligen verdienstvollen Badearztes von Aschen über, dessen Tochter, Frau Regierungsrath Kelch, es mir gütigst für die heutige Demonstration überlassen hat. Das Armband besteht aus einem geschmiedeten Golddraht von $^1/_2$ *cm* Dicke in der Mitte, welcher sich nach den Enden zu verjüngt. Der goldene Reif ist $1^1/_2$ mal um sich selbst gewunden und schlingen sich die Enden wieder $1^1/_2$ mal um den Hauptstamm. Die Masse des Armbandes besteht aus Hellgold. Auf dem Ringe befinden sich eingestanzte Ornamente von Sanduhrform. Nach Ansicht des Hrn. Dr. Grempler aus Breslau stammt der Schmuck etwa aus dem sechsten Jahrhundert nach Christo. Als einst vom Gewicht desselben die Rede war und man sich nicht genau erinnerte, ob das Armband 49 oder 59 *g* schwer sei, äusserte der gerade anwesende Hr. Dr. Lehmann aus Berlin, ohne es gesehen zu haben: dann sei er überzeugt, dass es 49,1 *g* wöge, — eine Vermuthung, welche sich beim sofortigen Nachwiegen vollkommen bestätigte.

Interessant dürfte noch die Thatsache sein, dass vor etwa 60 Jahren in einem Hünengrabe auf Helgoland und zwar in einem Steinsarge neben einem männlichen

Skelet auch eine goldene Armspange gefunden wurde. Man sandte damals den Fund an ein kopenhagener Museum, welches denselben für beiläufig 1000 Jahre alt erklärte. Leider habe ich für den jetzigen Aufenthaltsort desselben nichts mehr erfahren können, nur erzählte mir mein Gewährsmann, welcher bei der Ausgrabung zugegen war, er erinnere sich bestimmt, dass die Armspange in einer damaligen Zeitschrift für Alterthumskunde abgebildet und beschrieben worden sei.

Sollte für dies Armband die obige Altersbestimmung richtig und die Annahme zulässig sein, dass der Schmuck nicht erst später nach Helgoland gekommen, sondern in alter Zeit sich auf Helgoland befunden habe, — vielleicht in den Händen eines Friesenfürsten, — so würde der Fund als einzige Kunde vom damaligen Culturleben Helgolands besonders werthvoll sein, denn die älteste Chronik, worin Helgoland — als Heiligland — Erwähnung findet, die von „Adam von Bremen", stammt erst aus dem 10. Jahrhundert nach Christo. —

Hr. C. F. Lehmann bemerkt im Anschluss an diese Ausführungen Folgendes

über den Bestand und über das Alter der babylonischen gemeinen Norm.

Dass unter den modernen Repräsentanten der leichten babylonischen Gewichtsmine gemeiner Norm von 491,2 *g*, die als Handelsgewicht unter verschiedenen Namen sich über die ganze antike Welt, über alle Provinzen und die Nachbarländer des römischen Reiches [1]) verbreitet hatte, auch das holländische (492,17 *g*) und das hannöversche Pfund (489,6 *g*) figurirten, habe ich Ihnen früher mittheilen dürfen (Verh. 1889, S. 262 f. S. 268). Ebenso habe ich von vornherein darauf hingewiesen, dass und warum Schmuckstücke aus Edelmetall zur Bestimmung von Gewichtsnormen, bezw. zur Controle von deren Ansätzen, mit Vorsicht herangezogen werden können (Verh. 1889, S. 248, 1891, S. 530).

Auf meine Frage, ob man das Gewicht des goldenen Armbandes, das aus der altfriesischen Zeit stammend, bei Helgoland gefunden war, festgestellt habe, erhielt ich, wie Ihnen Hr. Lindemann mitgetheilt hat, die Antwort: soweit man sich erinnere, wiege es etwa 59 oder 49 *g*. Da erschien es denn naheliegend, dass wir es auf Helgoland, in friesischer Gegend, mit dem Zehntel eben des uralten Gewichts zu thun hatten, das, wie es in niederdeutschen Landen bis vor Kurzem in Geltung gewesen ist, auch im Alterthum und Mittelalter eine bedeutende Rolle im Handelsverkehr gespielt haben muss. Ich sprach daher leichthin die Vermuthung aus, das Stück müsse 49,1 *g* wiegen, als ein Zehntel des, mit der babylonischen Mine gemeiner Norm identischen holländisch-hannöverschen, — man darf nun wohl auch sagen — friesischen Pfundes von (normal) 491(,2) *g*.

Die blosse Thatsache, dass die daraufhin vorgenommene erneute Wägung dieser Erwartung so genau entsprach, überraschte und erfreute mich natürlich. Aber sie hat auch eine weitergehende Bedeutung. Wenn der Armring, woran nach Hrn. Lindemanns Ausführungen und nachdem auch Hr. Grempler sein

1) Vergl. E. Pernice, Rheinisches Museum 1891, S. 631.

sachkundiges Urtheil abgegeben, wohl nicht zu zweifeln ist, aus frühestem Mittelalter stammt, so liegt uns in demselben zum ersten Mal handgreiflich ein Bindeglied zwischen einer der antiken Normen und ihrem modernen Abkömmling vor. Und da es nicht an Stimmen gefehlt hat[1]), die es für möglich halten, dass das Erscheinen eines und desselben Gewichtsbetrages an so vielen verschiedenen Orten des vorderasiatisch-europäischen Culturkreises und zu so gänzlich verschiedenen Zeiten seiner Geschichte, auf Zufall beruhen könne, so leuchtet es ein, von welcher Wichtigkeit die Auffindung derartiger Zwischenglieder ist. Eine Untersuchung über Herkunft und Geschichte der modernen Gewichtseinheiten, die mit antiken Normen übereinstimmen, hatte ich von vornherein als erwünscht und nothwendig bezeichnet (Verh. 1889, S. 263) Dass eine derartige Untersuchung aber in den meisten Fällen nur bis zu einem Punkte zurückgelangen wird, da die betreffende, schon seit langer Zeit im Verkehr übliche Gewichtseinheit gesetzlich in ihrem Betrage festgestellt und normirt wurde, ist vorauszusehen. Die eigentliche Frage nach Herkunft und Vorgeschichte eines solchen Gewichts muss also in der Regel unbeantwortet bleiben, wenn nicht ein glücklicher Zufall, wie der Fund des Helgoländer Armbandes, uns zur Hülfe kommt.

Ferner ist das Fundstück wichtig, weil es unseren Ansatz der babylonischen leichten Gewichtsmine auf 491(,2) *g* zu bestätigen scheint. Die vorhandenen Normalgewichte weisen im Maximum eine Differenz von 1,7 *g* für die leichte Mine auf. Wenn wir nun auch bei der Bestimmung der Norm innerhalb der gegebenen Grenzen mit möglichster Vorsicht verfahren sind und unsere Bestimmung mit den auf ganz anderem Wege gewonnenen Resultaten für das ägyptische und das römische Gewicht zusammentrifft (Verh. 1889, S. 257), so ist doch jede erneute Bestätigung willkommen.

Wir sehen ferner aus dem Befund des helgoländer Armringes, dass die geringfügigen Abweichungen von der ursprünglichen Norm, die das französische, holländische, hannöversche Pfund aufweisen (S. 25), erst in verhältnissmässig späterer Zeit eingetreten sein müssen.

Nachdem so an einem schlagenden Beispiel erwiesen ist, von welcher Wichtigkeit die Feststellung des Gewichtes auch eines einzelnen prähistorischen Fundstückes sein kann, darf ich wohl erneut den Wunsch aussprechen, dass bei Beschreibungen von derartigen Fundstücken in Edelmetall das Gewicht stets möglicht genau angegeben werde, — ein Wunsch, dem ich bereits früher (Verhandl. 1889, S. 327) mit der Begründung Ausdruck gegeben hatte, dass, wenn auch „vereinzelte Angaben nutzlos erscheinen möchten“ (— der vorliegende Fall beweist das Gegentheil —), doch „ihre Zusammenstellung und Vergleichung für die Gewichte der ältesten Handelsbeziehungen und Cultureinflüsse wichtige Resultate ergeben könnte.“ —

Hat so der Helgoländer Armring uns über den Bestand der babylonischen gemeinen Gewichtsnorm in mehrfachem Sinne wichtige Aufschlüsse gegeben, so freut es mich, Ihnen von einem anderen Funde Mittheilung machen zu können, der uns eine urkundliche Nachricht über das Alter und die Herkunft dieser Norm und über verwandte Fragen bringt.

Für die ältesten der steinernen Normalgewichte hatte ich (Verh. 1889, S. 256) nach der Provenienz und dem paläographischen Befund der eingegrabenen keilinschriftlichen Legenden eine sehr alte Zeit in Anspruch genommen: „sie werden mindestens an den Anfang des zweiten vorchristlichen Jahrtausends zu setzen sein,

1) Vergl. Dörpfeld, Zeitschrift für Ethnologie 1890, S. 102.

wahrscheinlich aber nicht später, als in die Periode des Priesterkönigs Gudea" (gegen „Anfang des dritten vorchristlichen Jahrtausends").

Ferner waren die zwei von den drei Steingewichten, die eine Nominalbezeichnung trugen, Theilstücke der leichten Mine.

Als Grundgewicht des einheitlich nach wissenschaftlichen Principien aufgebauten babylonischen Systems musste aber die entsprechende schwere Mine gelten, die sich als Wassergewicht vom Cubus des Zehntels der Doppelelle berechnete (Verh. 1889, S. 306). Das System der schweren Mine war bisher nur in Assyrien — und zwar an königlichem Gewicht — nachgewiesen; auf seine frühere Existenz in Babylonien konnte nur mit, allerdings so gut wie zwingender, Nothwendigkeit geschlossen werden.

Beide Vermuthungen bestätigt nun auf's Schlagendste ein neu gefundenes Gewichtsstück mit altbabylonischer Keilschrift, das aus dem Nachlass des Hrn. Greville Chester in das Eigenthum des britischen Museums übergegangen ist. Es wiegt nach Hrn. Flinders Petrie's gütiger Mittheilung 978,3 *g*, und unter Anrechnung eines Gewichtsverlustes von höchstens 1,2 *g* berechnet sich das ursprüngliche Gewicht auf 979,5 *g*.

Das Stück trägt eine Aufschrift in archaïsch-babylonischer Keilinschrift, die mir Hr. Sayce, der zuerst[1]) auf dieses Document aufmerksam gemacht hat, gütigst in Abschrift mitgetheilt hat. Sie lautet übersetzt[2]): „Eine Mine richtig, Besitz des Marduk-bêl-ilâni (?), Nachbildung der Gewichtsnorm, welche Nabû-kudurruṣur (Nebucadnezar), König von Babylon, Sohn des Nabûbaluṣur (Nabopolassar), Königs von Babylon, nach dem Vorbild der Gewichtsnorm des Dungi, eines früheren Königs, hat anfertigen lassen."

Dungi, König von Gesammtbabylonien, lebte ungefähr gleichzeitig mit Gudea. Das Gewicht bezeichnet sich als eine Mine und wiegt 979,5 *g*, ist also eine schwere Mine gemeiner Norm, die ein wenig höher steht, als das durch die leichte Halbmine von 244,8 *g* (Verh. 1889, S. 256) gebotene Minimum dieser Norm; $4 \times 244{,}8 = 979{,}2$ *g*.

So ist die geforderte schwere Mine gemeiner Norm gefunden und gleichzeitig meine Annahme bestätigt, dass deren Ausbildung in die nahezu älteste uns erreichbare Zeit der babylonischen Geschichte zu setzen ist.

Da Nebucadnezar Gewichte nach dieser uralten Norm des Dungi anfertigen liess, so ist damit, in gewissem Sinne wenigstens, auch die ebenfalls bisher noch offene Frage beantwortet, ob nach Einführung der erhöhten, königlichen Norm neben dieser in Babylonien und Assyrien selbst auch die gemeine Norm in Gebrauch geblieben ist (Verh. 1889, S. 274, S. 643). Dies erschien von vornherein wahrscheinlich. Vollständig erledigt ist die Frage damit freilich noch nicht. Denn es bleibt hier, neben vielem Anderen, noch zu untersuchen, ob Nebucadnezar durch diese neue Normirung eine von Alters her bestehende Einrichtung gesetzlich neu regelte, oder ob er etwa nur eine künstliche Wiederbelebung vergangener Verhältnisse vornahm.

So erwachsen durch drei, ihrer Natur nach so verschiedene Documente, wie das Gewicht des Nebucadnezar, den goldenen Armring aus Helgoland und die Ἀθηναίων πολιτεία des Aristoteles (Verh. 1892, S. 582 f.) den Schlüssen, die ich lediglich aus dem metrologischen Befund der Gewichte und Münzen gezogen hatte, Bestätigungen, die zur Förderung und Kräftigung der Erkenntniss beitragen werden, dass die metrologische Forschung sich auf den richtigen Bahnen befindet. —

1) „The Academy." 19. December 1891.

2) Näheres s.: Actes du neuvième Congrès international des Orientalistes, tenu en 1889 Stockholm et Christiania. Section sémitique (b), p. 178 ss. p. 180, note 1.

(5) Hr. Ulrich Jahn erläutert die im Saale ausgestellten

ausgewählten Stücke aus der für die Weltausstellung in Chicago bestimmten deutsch-ethnographischen Sammlung.

Der Vortragende macht zunächst Mittheilungen über das unter dem Name „deutsch-ethnographische Ausstellung in Chicago“ für die Dauer der World Columbian Exposition von ihm persönlich ins Leben gerufene Unternehmen. Ver- anlasst wurde er zu dem Ganzen durch den unbestrittenen Erfolg, welchen sei schleswig-holsteinsches Bauernhaus, in dessen Innern eine vollständige Sammlun schleswig-holsteinscher Bauernalterthümer Aufstellung gefunden hatte, auf de German Exhibition zu London im Jahre 1891 davontrug. Was dort unter so vie Sympathie der englischen Bevölkerung mit einem kleinen Bruchtheil Deutschland geschehen war, musste, im grossen Style durchgeführt, bei einer Weltausstellun in Chicago, dem Centrum des Deutschthums in America, erst recht einen durch- greifenden Erfolg haben. In seinen Berechnungen wurde der Vortragende nich getäuscht. Im Gegentheil, als er im September 1891 nach Chicago fuhr und dor dem Ausstellungs-Directorium seine Wünsche vortrug, gab man ihm bereitwilligs in vortrefflicher Lage ein 180 000 Quadratfuss engl. grosses Terrain. Bedingun war für den Vortragenden, dass er auf dem überwiesenen Terrain ein Gebäud errichte, welches in seinem Innern mit Museumsobjecten (Originalien, Imitatione und Modellen) angefüllt sein sollte, die in klarer übersichtlicher Weis die kulturhistorische Entwicklung des deutschen Volkes darzustellen im Stand wären. Ausserdem wurde die Errichtung eines deutschen Dorfes gefordert, desse einzelne Häuser aus Vertretern der verschiedenen, in Deutschland vorkommende Haustypen sich zusammensetzten. Um die Ausführung dieses, gewaltige Geldmitte erfordernden Unternehmens zu ermöglichen, wurde eine Anzahl von Concessione (Verkauf von Erzeugnissen deutscher Hausindustrie, Eintrittsgelder, Concerte u. s. w.) bewilligt.

Auf Grund dieser Concessionen fanden sich zwei grosse deutsche Bank- Institute, die Deutsche Bank und die Nationalbank für Deutschland, sowie de Deutsch-Amerikaner H. Villard bereit, das Unternehmen zu financiiren. Sie be- gründeten zu dem Zweck unter dem Namen „deutsch ethnographische Aus- stellung, Gesellschaft mit beschränkter Haftung“ eine besondere Gesell- schaft mit einem Sitz in Berlin und Chicago und übertrugen die baulichen Entwürf dem Architecten Karl Hoffacker hierselbst. Die Ausführung der Bauten über- nahm die bekannte Baufirma Philipp Holzmann & Co. in Frankfurt, während di wissenschaftliche Leitung des ganzen Unternehmens naturgemäss dem Vortragende verblieb.

Nach Fertigstellung des Ganzen wird sich dem Beschauer äusserlich folgendes Bild bieten: In der Mitte des Terrains erhebt sich stolz eine grosse Wasserburg bei deren Entwurf sich Hr. Hoffacker nach gewissen Burganlagen des Lahnthals gerichtet hat, und deren Bau im Style des 16. Jahrhunderts gehalten ist. Das Untergeschoss ist in Stein errichtet, das obere in Fachwerk. Für die reich ge- schmückten und mit Wehrgang versehenen Portale ist rother Sandstein vorgesehen. Zugbrücken führen über die breiten Wassergräben, welche die Burg umgeben, zu den Portalen hin. Mit seinen hohen Dächern, Giebeln, Thürmchen, Zinnen und Erkern gewährt der Bau einen ehrwürdigen, alterthümlichen Eindruck. Ein grosser Hof, der von den Burggebäuden eingeschlossen wird, soll die stattliche Burglinde auf- weisen. Im Burgfrieden zieht sich das Dorf hin. Es ist da ein stattlicher Schwarz- waldhof, der ebenso, wie das gleichfalls unter den Dorfhäusern vertretene Spree-

waldhaus, genau nach den mustergültigen Modellen aufgebaut ist, welche sich in dem Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes zu Berlin befinden. Ferner sind vertreten Niedersachsen und Bayern. Dem in Hessen bestehenden Typus ist das prächtige bäuerliche Rathhaus entnommen, um das sich die verschiedenen Höfe malerisch gruppiren. Die Gebäude auf der andern Seite der Burg sind für die Restaurationen, Concerte u. s. w. bestimmt, um darin die oben erwähnten Concessionen auszunutzen. Während der Contract mit der Worlds Columbian Exposition nur die Ausfüllung eines einzigen Hauses mit Ausstellungsgegenständen vorsah, gelang es dem Vortragenden, werthvolles Material in so grosser Menge zusammenzubringen, dass nicht nur der grösste Theil der Wasserburg, sondern auch das ganze hessische Rathhaus damit angefüllt werden wird. Obendrein erhalten die Bauernhäuser sämmtlich in ihrem Innern originale Einrichtungen, so das bayrische Haus eine gothische Vertäfelung mit dem platten, gothischen Mobiliar. Nicht nur Schränke, Truhen, Bettlade, Waschkasten, auch der Ofen ist Original. Das westfälische Haus wird in seinem Innern eine kleine bürgerliche Wirthsstube mit Schenke enthalten. Die prächtige Vertäfelung trägt, ausser der Hausmarke des Besitzers, die Jahreszahl 1570. Der gleichen Zeit gehört das Mobiliar an; etwas später (1620) ist der Kamin. Nicht minder werthvoll ist die der Mitte des 17. Jahrhunderts angehörige Vertäfelung, welche sich in dem alemannischen Hause befindet. Auch dort ist das Mobiliar derselben Zeit angehörig, wie die Vertäfelung. Der Ofen, welcher diese Stube schmückt, ist aus Kacheln von Wintherthurer Fayence aufgebaut, welche sämmtlich in bunten Farben kulturhistorisch, zumal kostümlich wichtige Bilder tragen. So werden z. B. die zwölf Monate dargestellt, indem der Landmann in seinen, für den betreffenden Monat besonders wichtigen Beschäftigungen vorgeführt wird; andere Kacheln geben die verschiedenen Lebensalter von zehn zu zehn Jahren bis zum hundertsten wieder u. s. w.

Auch die Einrichtung des wendischen Hauses gehört dem 17. Jahrhundert an.

Was nun das Museum selbst betrifft, so zerfällt dasselbe in drei Gruppen: Vor- und Frühgeschichte, Mittelalter, Neuzeit. Gruppe 1 enthält 25 Modelle prähistorischer Grabformen, wie sie in Deutschland gefunden werden. Dieselben sind von dem Conservator des Museums für Völkerkunde in Berlin, Hrn. Ed. Krause, in meisterhafter Weise angefertigt worden und geben mit grösster Anschaulichkeit wieder, was die Wissenschaft des Spatens bisher bei uns geleistet hat. Diesen Modellen reiht sich würdig an eine Mustersammlung aus den Beständen des römisch-germanischen Central-Museums zu Mainz. Ferner sind vertreten die vorzüglichen Bronze-Imitationen von Max Fritze', Berlin, und die Nachbildungen von Edelmetallformen des Hof-Goldschmieds Telge. Neben den Modellen und Imitationen finden sich auch vorzügliche Sammlungen von Originalien: einige tausend Steinwaffen aus Schleswig-Holstein, Pfahlbautenobjecte in gleicher Zahl aus Süddeutschland, vor allem aber die prähistorischen Stücke aus der berühmten Waffensammlung des Stadtraths Richard Zschille in Grossenhain.

Derselbe hervorragende Kunstkenner und Mäcen hat die Sorge auf sich genommen, dass das deutsche Mittelalter in dem Museum in Chicago glänzend vertreten sei, indem er seine gesammte, überaus kostbare Waffen- und Geräthsammlung dort zur Ausstellung bringt. Näheres über diese Sammlung zu sagen vor einer solchen Gesellschaft, hiesse Eulen nach Athen tragen.

Der dritte Theil des Museums umfasst die deutsche Volkskunde. Es wird in dieser Abtheilung den Amerikanern ein Bild geboten, wie es in Deutschland selbst noch nie gezeigt ist. Jeder deutsche Stamm wird in den schönsten und

interessantesten Staatstrachten der bäuerlichen Bevölkerung, die auf, von Louis Castan nach der Natur modellirte Costümfiguren gezogen sind, repräsentirt werden. Drei grosse, bis in das geringste Detail tadellos durchgeführte Modelle von Bauernhäusern, hergestellt von dem durch sein Modell des Spreewaldhauses im Museum für Volkstrachten bekannten Architekten Hrn. A. Klepsch, werden den niedersächsischen, fränkischen und bajuvarischen Haustypus wiedergeben. Von ungemeinem Reichthum werden endlich die ganz Deutschland von der jütischen Grenze bis zum Wallis und Südtyrol, von Westfriesland bis Littauen umfassenden Sammlungen von bäuerlichen Schmucksachen, Schnitzarbeiten, Kopfbedeckungen, Gürteln, Stickereien, volksthümlichen Musikinstrumenten und Tanzmasken sein.

Aus diesen Schätzen legte der Vortragende eine grosse Anzahl von Stücken vor und beschrieb des Näheren ihr Alter, ihre Herkunft und Verwendung. Besonders überraschte die gegen 70 Nummern umfassende Sammlung von Larven, deren Betrachtung allein genügte, um den hohen kulturgeschichtlichen Werth des, unter der Aegide des Hrn. Virchow ins Leben gerufenen Museums deutscher Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes klar zu legen. Bei den Kerbschnitzarbeiten war es interessant zu sehen, wie diese, bisher für specifisch nordisch und friesisch angesehenen Erzeugnisse bäuerlicher Hausindustrie sich in gleich grosser Menge und Mannichfaltigkeit der Ausführung bei den Alemannen und Bajuvaren finden und auch bei den Mitteldeutschen nicht mangeln. Der Vortragende gedenkt, das von ihm für die Chicagoer Ausstellung zusammengebrachte Material demnächst in einer besonderen Arbeit zu verwerthen. Dafür, dass die sämmtlichen für die deutsche Ethnologie so unendlich wichtigen volkskundlichen Sammlungen dem deutschen Vaterlande erhalten bleiben, ist, wie der Vortragende zum Schlusse bemerkte, contractlich Sorge getragen. —

Hr. R. Virchow nimmt von dieser Erklärung Akt und fügt hinzu, dass er und, wie er wisse, ebenso die Herren A. Meyer Cohn und Voss, Bedenken getragen haben würden, in das überwachende Comité einzutreten, falls die Besorgniss bestanden hätte, dass diese Schätze für Deutschland verloren gehen könnten. Nach dem, was er schon in dem letzten Verwaltungsbericht (Verh. 1892, S. 526) geäussert habe, dürfe man sich der Hoffnung hingeben, dass die grossen Erfolge, welche Hr. Jahn schon bei der Erwerbung des Materials davongetragen habe, auch jenseits des Oceans, wo eine solche Sammlung zum ersten Mal erscheine, tiefen Eindruck machen, und dass später, wenn die letztere wieder in die Heimath zurückkehre, ihr in unserer Stadt eine würdige Stätte hergerichtet werden wird. Er dankt Hrn. Jahn, sowie dessen Helfer, namentlich den HHrn. Castan, Skarbina, Klepsch, für den grossen Genuss, den sie der Gesellschaft heute bereitet haben. Schliesslich macht er darauf aufmerksam, dass die unter Leitung des HHrn. E. Krause hergestellte Sammlung von Modellen deutscher Gräber der Vorzeit in den nächsten Tagen in den unteren Räumen des Museums für Völkerkunde zur Besichtigung stehen werden. —

(6) Hr. Maass führt

ein holsteinisches Zwergenpaar

ein.

Hr. R. Virchow, der die kleinen Leute schon vor einigen Tagen auf den Wunsch ihres Begleiters, des Hrn. Joseph Anton Sedlmaier, besucht hat, empfiehlt die

selben besonders wegen der ungewöhnlich proportionirten Entwickelung ihres Körpers und der entsprechend vorgeschrittenen Ausbildung ihres Geistes. Beide stammen aus benachbarten Gegenden von Holstein: der kleine Mann, Hans Hinrichs Drews aus Kükels, Kr. Segeberg, seine Gefährtin Elise (alias Louise) Lohse aus Grossewarpe, Landkreis Kiel. Er ist nach dem Polizeipass 45, sie 33 Jahr alt. Beide sind von sehr heller Complexion und ausgemacht blond, sie etwas grösser und fetter, er kleiner und magerer, jedoch von sehr frischem Aussehen. Beide sind lebhaft, sehr gesprächig und haben sich in ihren vornehmen Anzügen standesgemäss zu benehmen gelernt. Seit 12 Jahren haben sie gemeinsam Kunstreisen unternommen und nicht bloss Europa durchwandert, sondern auch Aegypten und Sibirien besucht. Ueber ihr gegenseitiges Verhältniss schwebt ein gewisses Dunkel. Einmal hiess es, sie hätten sich in Warschau mit einander verheirathet; hier jedoch sind sie angeblich nur in einem bräutlichen Verhältniss. —

(7) Hr. Blumentritt, Leitmeritz in Böhmen, übersendet eine Uebersetzung des von Dr. Pardo de Tavera herausgegebenen Manuscripts des P. Juan de Palensia über

Sitten und Bräuche der alten Tagalen.

Dieselbe wird im Text der Zeitschrift für Ethnologie erscheinen. —

(8) Eingegangene und erworbene Schriften und Geschenke:

1. Virchow, Rud., Lernen und Forschen. Rede beim Antritt des Rectorats an der Fr. Wilh.-Univ. zu Berlin, geh. am 15. October 1892. Berlin 1892.
2. Derselbe, Ueber den troischen Ida, die Skamander-Quelle und die Porta von Zeitunlü. Berlin 1892. (Sep.-Abdr. a. d. Sitzungsb. d. K. Pr. Akad. d. Wissensch.).
   Nr. 1 und 2 Gesch. d. Verf.
3. Böttger, L., Die Bau- und Kunstdenkmäler des Regierungs-Bezirks Köslin. Herausg. v. d. Ges. f. pomm. Gesch. u. Alterthumsk. Stettin 1892, Heft III. Gesch. d. Gesellschaft.
4. Zeitschrift des Ferdinandeum für Tirol und Vorarlberg. Innsbruck 1855—1872. (III. Folge, Heft 5—8, 10—11, 13—17). Im Austausch.
5. van der Chijs, J. A., Nederlandsch-Indisch Plakaatboek. Batavia 1892. Bd. X. 1776—1787. Gesch. d. Gesellschaft in Batavia.
6. Actes de la société scientifique du Chili. Santiago 1892. (Tom II., 2. Livr.). Gesch. d. Gesellschaft.
7. Hamy, E. T., Anthropologie du Mexique. Paris 1891. III. Livr. 4° (Mission scientifique au Mexique). Gesch. d. Verf.
9. de Baye, J., Le trésor de Szilagy-Somlyo. Paris 1892. Gesch. d. Verf.
10. Jahrbuch der Historischen Gesellschaft für den Netzedistrict zu Bromberg. Bromberg 1892. Gesch. d. Gesellschaft.
11. Benedict, M., Die Bennennungsfrage in der Schädellehre. Wien 1892. Gesch. d. Verf.
12. Mestorf, J., Urnenfriedhöfe in Schleswig-Holstein. Hamburg 1886. Gesch. d. Verf.
13. Naue, J., L'âge de bronze dans la Haute-Bavière. Lyon 1892. (Sep.-Abdr. a. d. Bull. Soc. d'anthrop. de Lyon). Gesch. d. Verf.

14. Castelfranco, P., Fondi di capanne e pozzi del Vhò, nel Piadenese. Parma 1892. (Estr. Bull. di paletnol. ital.).
15. Derselbe, Ripostiglio di Soncino. Milano 1892. (Estr. Atti d. Soc. Ital.).
    Nr. 14 und 15 Gesch. d. Verf.
16. Kärnbach, L., Ueber die Nutzpflanzen der Eingeborenen in Kaiser Wilhelmsland. Leipzig 1892. (Sep.-Abdr. a. Engler's Botan. Jahrb.)
17. Derselbe, Eine botan. Weihnachts-Exkursion in Neu-Guinea. Berlin 1893. (Sep.-Abdr. Zeitschr. f. Garten- u. Blumenkunde.)
    Nr. 16 u. 17 Gesch. d. Verf.
18. Chinesische Zeitungen mit deutschen Erklärungen. Hongkong o. J. Gesch. d. Hrn. Dr. Gerlach.
19. Müller, Sophus, Stenalderen. Kjøbenhavn 1888. Gesch. d. Verf.
20. de Clercq, F. S. A. u. Schmeltz, J. D. E., Ethnogr. Beschr. van de West- en Noordkust van Nederl. Nieuw-Guinea. Leiden 1893. Gesch. d. Hrn. Colonial-Ministers der Niederlande.
21. Manouvrier, L., La détermination de la taille d'après les grands os des membres. Paris 1892. (Extr. d. Mém. de la Soc. d'Anthrop.) Gesch. d. Verf.
22. de Milloué, L., Introduction au Catalogue du Musée Guimet. Paris 1891. Gesch. v. Französischen Unterrichts-Ministerium.
23. Catalogue de la Bibliothèque de la Soc. d'anthrop. de Paris. Paris 1891. T. I et II. Gesch. d. anthrop. Ges. in Paris.
24. Serrurier, L., Prof. Schlegel's Kritiek v. h. Jap.-Nederl. e. Jap.-Engl. Woordenboek. Leiden 1892. (Sep.-Abdr. Taal-Land- en Volk. v. Nederl.-Indië.) Gesch. d. Verf.
25. de Baye, J., Rapport sur une miss. archéol. en Autriche-Hongrie. Paris 1892. (Extr. Bull. du Comité d. Travaux. hist. et scientif.) Gesch. d. Verf.
26. Bahnson, K., Etnografien fremstillet i dens Hovedtraek. København 1893. Lief. III. Gesch. d. Verf.
27. Zapf, L., Eine alte Felszeichnung im Fichtelgebirge. o. O. u. J. Gesch. d. Verf.
28. Treichel, A., 11 Separat-Abdrücke a. d. „Nachr. über deutsche Alterth.“, der „Danziger Zeitung“, d. „Mitth. d. Westpr. Fischer.-V.“, d. „N. Westpr. Mitth.“ und aus „Am Urquell“. 1892 u. 1893.
29. Weber, Fr., Bericht über neue vorgeschichtliche Funde in Bayern. München 1891. (Sep.-Abdr. a. Beitr. z. Anthrop. u. Urgesch. Bayern's). Gesch. d. Verf.
30. Ring, H., Skansen o. Nordiska Museets anlägg. å Kgl. Djurgården. Stockholm 1893. Gesch. v. Hrn. A. Hazelius.
31. Pardo de Tavera, T. H., Las costumbres de los Tagalos en Filipinas. Madrid 1892. (J. Revista Contemporánea.) Gesch. d. Hrn. Blumentritt.
32. Kollmann, M. S., Les races humaines de l'Europe et la question arienne. o. O. u. J. Gesch. d. Verf.
33. Alfaro, A., Un proyecto de Ley. Madrid 1892. Gesch. d. Verf.
34. ten Kate, H., Contribution à la Craniologie des Araucans Argentins. La Plata 1893. (Sep.-Abdr. Revista del Museo de La Plata.) Gesch. d. Verf.
35. Spemann, W., Ausgrabungen in Sendschirli. Prospectus. Berlin, 1892. Berlin, 1893. Gesch. d. Hrn. Dr. v. Luschan.
36. Ernst, A., Notes some Stone-Yokes from Mexico. 1891. (Sep.-Abdr. a. Internat. Archiv f. Ethnogr.). Gesch. d. Verf.

Sitzung vom 21. Januar 1893.

Vorsitzender: Hr. **R. Virchow.**

(1) Die statutenmässig ausgeführte

Wahl der Ausschuss-Mitglieder

ergiebt die Wiederwahl der bisherigen Mitglieder, der HHrn. A. Bastian, Olshausen, W. Schwartz, Lissauer, Friedel, Joest, Möbius, Deegen, Steinthal. —

(2) Als neue Mitglieder sind angemeldet:

Hr. Prof. Dr. Julius Wolff, Berlin.
„ Consul F. Krien, Söul (Korea).
„ Wolter, Chemulpo (Korea).
„ Stabsarzt der Marine Dr. Runkwitz (auf See).
„ Redacteur Rümpler, Königsberg i. Pr.

(3) Hr. Dr. med. Rudolf Hartmann in Marne ist nach längerem Leiden am 19. Januar im 77. Lebensjahre gestorben. Er war einer der besten Beobachter und glücklichsten Sammler im westlichen Holstein. —

(4) Die American philosophical Society zu Philadelphia feiert am 22. bis 26. Mai den 150. Jahrestag ihrer Gründung durch Veranstaltung verschiedener Fachversammlungen und ladet zur Beschickung derselben durch einen Delegirten seitens der Gesellschaft ein. —

(5) Die Gesellschaft hat zu dem in Altenburg den drei Naturforschern Brehm, Vater und Sohn, und Schlegel zu errichtenden Denkmal einen Beitrag gesammelt (Verhandl. 1892, S. 346). Die bis jetzt eingegangenen Gelder genügen jedoch nicht für den gedachten Zweck; das Comité bittet daher um weitere Beiträge. —

(6) Hr. Dr. M. Hörnes in Wien theilt in einem Schreiben vom 19. December 1892 mit, dass er sich an der Wiener Universität als Privat-Docent für prähistorische Archäologie habilitirt habe, als erster seiner Art. Unsere Universität hat einigen Antheil an diesem Ereigniss, da Hr. Hörnes vor Jahren zwei Semester hier klassische Archäologie und Philologie studirt hat. —

(7) Die Hof-Buchhandlung Mittler & Sohn zeigt den Beginn des vierten Jahrganges des von ihr verlegten, in der Colonial-Abtheilung des Auswärtigen

Amtes herausgegebenen deutschen Colonialblattes nebst dessen wissenschaftlichen, unter Redaction des Freiherrn v. Danckelmann erscheinenden Beiheften: Mittheilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten an und ladet zum Abonnement auf dasselbe ein. —

(8) Der Hr. Unterrichts-Minister übersendet mittelst Erlasses vom 15. December 1892 für die Bibliothek der Gesellschaft den zwanzigsten Jahresbericht des Westfälischen Provinzial-Vereins für Wissenschaft und Kunst. —

(9) Hr. W. Krause, welcher von der anatomischen Gesellschaft beauftragt ist, für die Reform der anatomischen Nomenclatur Vorarbeiten zu machen, hat zunächst eine Zusammenstellung der Nomenclatur der Hirnwindungen ausgearbeitet, welche der Abstimmung der Sachverständigen unterbreitet wird. —

(10) Hr. Rud. Virchow bespricht das neue

Limesblatt.

Unter der Redaction des archäologischen Dirigenten bei der Reichslimes-Kommission, Hrn. Hettner, erscheint unter dem Namen „Limesblatt. Mittheilungen der Streckenkommissare bei der Reichslimes-Kommission" eine Publication, deren erste Nummer am 15. December 1892 ausgegeben ist und von der in jedem Jahre 5—6 Nummern in der Stärke von $^1/_2$—1 Bogen ausgegeben werden sollen.

Die vorliegende Nummer enthält zunächst den Bericht des Hrn. L. Jacobi von Homburg nebst epigraphischen Erläuterungen des Hrn. Th. Mommsen. Der Bericht bespricht die Ausgrabungen am Taunus auf der Strecke „Grauer Berg bis Feldbergcastell". Dieselben wurden am 27. Juli 1892 vom Zwischencastell Heidenstock begonnen und ergaben die Mauerfundamente eines kleinen an den Ecken abgerundeten Castellchens, ohne Mörtel aus Taunusquarzit errichtet. Im Innern gleichfalls Trockenmauern, wahrscheinlich von einer aus Lehmstaakwerk hergestellten Baracke mit verbrennbarem Dach. Römische Kaisermünzen (Hadrian, Marc Aurel), Gewandnadeln, darunter eine aus Weissmetall in Form eines Hakenkreuzes, eine Lanzenspitze, Bruchstücke von Terra sigillata u. s. w. — Sodann wendete man sich zu dem Castell am Kleinen Feldberg, das 4 Thore und Thürme an den abgerundeten Ecken zeigte. Die sogen. Heidenkirche zwischen Castell und Pfahlgraben erwies sich als eine Villa mit gemauerten Wänden (Mörtel), Hypocaustum, gestempelten Ziegeln und Resten von Fensterglas. Besonders ausgezeichnet ist ein Inschriftblock, der zwischen 222 und 235 der Mutter des Kaisers Alexander Severus gesetzt ist. Auf demselben wird eine Exploratio Halicensis erwähnt, nach der Darlegung des Hrn. Mommsen die Bezeichnung für eine, wahrscheinlich berittene Truppe von Kundschaftern, wie sie auch anderweitig mehrfach erwähnt ist, so namentlich eine Exploratio Seiopensis, wie sie aus dem Jahre 212 von Miltenberg bekannt ist. Hr. Mommsen vermuthet in den Zusätzen die Bezeichnung von Völkerschaften der betreffenden Gegend, — eine Annahme, welche für die Salburg um so mehr bemerkenswerth erscheint, als auf einem Mainzer Inschriftstein Civitates Haliq(ensium?) et Chalitano(rum) vorkommen. Gefunden wurden ausserdem silberne Kaisermünzen, Bruchstücke von Terra sigillata und von Gewandnadeln aus Bronze, wenig Eisen.

Was das Castell selbst betrifft, so wurde constatirt, dass ganz in der Nähe oberhalb mehrere Quellen entspringen, die sich zu einem kleinen Bache, der Weil

vereinigen, der in einen Canal übergeht und in diesem unterirdisch unter dem Castell hingeführt ist. Die Mauern des Castells wurden noch gut erhalten gefunden, so dass Ausdehnung und Einrichtung des letzteren genau bestimmt werden konnten. Auf der Längsaxe desselben, etwa 22 *m* von der Aussenseite der Porta decumana, wurde im Innern des Castells ein kleiner Bau entdeckt, der sacrale Bedeutung gehabt haben muss, und in dem auch der vorher erwähnte Inschriftblock gestanden zu haben scheint. Tiefbrunnen wurden nicht gefunden, auch wenig Waffen, dagegen vielerlei Eisensachen, darunter Hufeisen. Unter den Bronzesachen ist ein Leuchter zu erwähnen, der noch Spuren von gelbem Wachs enthielt. Silber- und Bronzemünzen, Terra sigillata. Von der Porta decumana führte eine 4,50 *m* breite, im Profil stark gewölbte Strasse in gerader Linie auf den Kleinen Feldberg, gabelte sich auf der Höhe und ging einerseits nach Heddernheim, andererseits nach Mainz.

Ueber die Ausgrabungen in Hessen vom Grauen Berge bis Butzbach berichtet Hr. Kofler. Dieselben betrafen das Ockstädter Zwischencastell, das Zwischencastell bei der Kaisergrube, die Burg bei Langenhain, das Zwischencastell Hunnenkirchhof und das Castell Hunnenburg bei Butzbach. Ueberall wurde Mauerwerk und mancherlei Alterthümliches gefunden. Am ergiebigsten war die Untersuchung des Langenhainer Castells, wo unter Anderem ein Siegelstein aus Glasfluss mit Darstellung eines Satyr, eine versilberte Fibula in Form eines Hakenkreuzes, ein Fragment eines Votivsteins und 9 Ziegelstempel zu Tage kamen. Letztere bespricht Hr. Zangemeister; es sind Stempel der XXI. und XXII. Legion, sowie einer belgischen und einer vindelicischen Cohorte. Dazu kommt noch die Inschrift eines Bronzeplättchens (Gürtelbeschlag?), welche die Cohors I Biturigum erwähnt.

Den Schluss des Heftes bildet die Darstellung des Hrn. Wolff von Frankfurt über die Ausgrabungen am Castell Marköbel in der Nähe von Hanau. Letztere waren schon von dem Hanauer Bezirksverein unter Leitung des Hrn. v. Rössler untersucht worden; letzterer betheiligte sich auch diesmal an der Arbeit. Es bestätigte sich, dass das Dorf Marköbel unmittelbar auf den Trümmern des alten Castells erbaut ist und dass die alten Mauern sich bis unter die Häuser und Strassen des Ortes erstrecken. Das Areal des Castells kommt dem der Salburg fast gleich und übertrifft das aller benachbarten Limescastelle. Der Fund einer unterirdischen Wasserleitung führte zu dem Nachweise, dass eine schon 1887 aufgedeckte, ½ Stunde östlich vom Dorfe im Marköbeler Walde, also ausserhalb der ehemaligen römischen Grenze, beginnende Quellwasserleitung römischen Ursprunges ist. Dieselbe erreichte das römische Gebiet gerade da, wo die beiden, vor dem Castell in stumpfem Winkel sich schneidenden Pfahlgrabenstücke einem uralten Verkehrswege Raum gelassen haben dürften, der noch heute unter dem Namen hohe Strasse bekannt ist und von Marköbel westlich über Bergen und Höchst nach Mainz führt; er wurde von den Römern als Militärstrasse ausgebaut, während seine östliche Fortsetzung eine Naturstrasse blieb. Im Innern des Castells wurden die Reste eines massiven Praetoriums aufgedeckt, dessen Mittelbau, abweichend von der Salburg, aber ähnlich, wie in Rückingen und anderen Limescastellen, gegen die Porta decumana geschlossen war, während sich an der Rückseite (dem Hofe) ein langer Flankenbau angliederte, der einstmals eine Säulenhalle mit Statuen oder Inschriftsteinen dargestellt haben muss. Nahe dabei wurde ein überlebensgrosser, massiver Bronzefinger entdeckt. Das Castell scheint Thürme von geringen Dimensionen in Abständen von 25 *m* gehabt zu haben. Der Berichterstatter glaubt, dass das Marköbeler Castell unter den südwetterauischen Be-

festigungen durch seine Grösse und durch die Ausdehnung seiner bürgerliche
Niederlassung den ersten Platz einnahm. —

Hr. Virchow begrüsst diesen viel versprechenden Anfang der Limes-Forschung
mit grosser Freude. Er legt ausserdem ein Kistchen mit einem eigenthümliche
Inhalt vor, der bei der Untersuchung des Limes bei Walldüren zu Tage ge
kommen ist. Hr. Hettner, der dasselbe ihm übersendet hat, schreibt darüber:

„Die Kiste enthält Holzreste und rothgefärbten Lehm, wie sie sich längs de
Limes bei Walldüren und, nach Conrady's Angaben, auch an anderen Stellen de
Limes finden. Conrady gründet hierauf die Meinung, dass auf oder vor dem
Limes Palissaden gestanden hätten, die später durch Feuer vernichtet worde
seien. Diese Ansicht wird ja bekanntlich von den meisten Forschern bestritten
aber nach dem Befunde scheint sie mir doch sehr der Prüfung werth.

„Die stellenweise rothe Färbung des Lehmes schien auch mir am wahrschein
lichsten von Brand herzurühren. Gern wüsste ich nun, ob man mit Bestimmthei
sagen kann, dass das Holz verbrannt ist, oder ob es von verfaulten Bäumen her
rühren kann."

Die Untersuchung hat leider kein sicheres Resultat ergeben. Die Farbe de
noch feuchten und sehr weichen Lehms stammt von Eisen her, welches möglicher
weise durch Brand sichtbar geworden ist, aber auch durch natürliche Zersetzung
ausgeschieden sein kann. In dem Lehm sind zahlreiche, kleine, schwarze Bruch-
stücke enthalten, welche den Eindruck von verkohltem Holz machen. Aber si
waren durch die Feuchtigkeit des Erdreiches so erweicht, dass sich für di
mikroskopische Untersuchung keine brauchbaren Objecte gewinnen liessen. De
Versuch, sie durch Wasser aus dem Lehm auszuschwemmen, lieferte auch nu
weiche, leicht zerdrückbare Stücke, wie sie durch längeren Aufenthalt von Holz i
einem Boden mit wechselnder Feuchtigkeit unter zeitweiligem Luftzutritt ent-
stehen, wie sie aber auch aus wirklicher Kohle unter ähnlichen Verhältnissen z
Stande kommen. Immerhin spricht die Vertheilung so vieler kleiner Stücke i
dem gerötheten Lehm für die Einwirkung von Feuer. —

Hr. Virchow erwähnt schliesslich, dass seine Bemerkung im Reichstage, e
werde erforderlich sein, für die Beurtheilung des Limes auch das jenseits des-
selben gelegene Land in den Kreis der Betrachtung zu ziehen, ihm zahlreiche Zu-
stimmungs-Erklärungen gebracht hat. Er bespricht eine derselben besonders, weil
darin positive Vorschläge gemacht sind, denen er auf Grund eigener Kenntnis
der Gegend gern beitritt. Hr. Sanitätsrath Lotz, gegenwärtig in Meran, macht
speciell auf den Eselsweg im Spessart aufmerksam, zu dessen Untersuchung
ein befähigter Localforscher, Freiherr v. Haxthausen zu Eschau in Franken, gern
seine Kräfte zur Verfügung stellen werde.

Der Eselsweg (via asinina) ist in der örtlichen Tradition immer als ein alte
Römerweg betrachtet worden. Redner hat schon in seiner Abhandlung über die
Noth im Spessart 1852 (wieder abgedruckt in den Gesammelten Abhandlungen aus
dem Gebiete der öffentlichen Medicin und der Seuchenlehre. Berlin 1879. Bd. I.
S. 370) die bezüglichen Notizen zusammengestellt. Die Eselshöhe ist ein fast
continuirlicher Gebirgsgraht, der vom Engelsberg gegenüber von Miltenberg am
Main beginnt und weit nach Norden zieht, bis er in der Gegend von Cassel im
Spessart (Castellum?) auf die Hohe oder Birkenhainer-Strasse führt, die von
Westen nach Osten das Gebirge durchzieht. In der Nähe sollen Spuren des Pfahl-
grabens gefunden sein. Hr. Lotz macht nun darauf aufmerksam, dass westlic

von einer in der Richtung N. S. durch den Spessart gezogenen Linie zahllose Namen vorkommen, welche auf römisches Vorleben hindeuten, während sie östlich ganz fehlen. Er citirt Heidenbach, Ospis-Berg, Hunnenstein, Eselsweg, Polback und Pohlbacksbrunn, Heidenhücken bei Klotzhöfen, Heidenberg bei Fechenbach O. N. O., Pohlhöhe bei Untermispelbrunn, Heidenrain und Eselshöhe beim Dürrenberg. Auch soll, der Volkssage nach, an der Stelle des Klosters Engelsberg früher ein Heidenbau gestanden haben.

Hr. v. Haxthausen führt ausserdem an, dass nach seinen Forschungen der Spessart vor den Römern nur an der Westseite am Main schwach bevölkert, während der Römerzeit eine Wüste, kurz nach den Römern am Südabfall gegen Miltenberg bei Röllbach schwach bewohnt gewesen ist. Südlich der Kinzig finden sich im Innern und an der Ostseite am Main keine Gräber. Er erwähnt zwei Gräber aus dem 2. bis 3. Jahrhundert nach Chr. bei Röllbach und zwei prachtvolle vorhistorische Bronzegräber bei Schippach-Obernburg, bezw. Eichelsbach-Klein-Wallstadt, dazu ein kleines Hügelgrab bei Streit-Klingenberg. Möchte die Gelegenheit, dieses interessante Gebiet im Zusammenhange erschlossen zu sehen, nicht unbenutzt vorüber gehen! —

(11) Hr. C. de Marchesetti bespricht in einem Briefe an Hrn. R. Virchow, d. d. Triest, 29. December 1892, seine weiteren

Ausgrabungen in Caporetto und S. Lucia, in S. Pietro al Natisone, in Castellieri und Höhlen.

„Meine heurigen Grabungen waren leider ziemlich beschränkt, so dass ich nur 60 Gräber in Caporetto und 30 in S. Lucia öffnen konnte. In Folge dessen war auch die Ausbeute keine besonders reiche, obwohl mancher neue Fund gemacht wurde. So erhielt ich eine schöne polychrome Glasperle in Form eines männlichen Kopfes, dessen krauses Barthaar in auffallender Weise an das der assyrisch-babylonischen Figuren erinnert. Die Gesichtszüge sind ächt semitisch, wie Sie aus beiliegender Skizze (s. Abbild.) ersehen werden. — Interessant scheint mir auch eine Gabelnadel, wodurch wir aus S. Lucia bereits vier Beispiele dieser in der Hallstattzeit sowohl in Deutschland als in Italien fehlenden Nadelform (aus der Bronzezeit besitzt man wohl einige analoge Exemplare) kennen, die aber in der Balkan-Halbinsel von Croatien und Dalmatien bis nach Dodona nicht selten ist.

„Eine weitere Grabung unternahm ich heuer in der Nekropole von S. Pietro al Natisone, wo ich 16 Gräber untersuchte, die sich, was Construction und Beigaben betrifft, denen unserer grossen Grabfelder des Isonzothales anreihen. Auch hier fanden sich Ossuarien in Form von grossen, 60—80 *cm* hohen, bereiften Urnen, welche den Leichenbrand, die Kohlen und die Beigaben enthielten. Diese zeigen analoge Formen mit denen von S. Lucia und Caporetto. Die halbkreisförmigen Fibeln sind ebenfalls zweischleifig, — eine Form, die weiter südlich in Italien gänzlich unbekannt ist.

„Andere Forschungen machte ich in mehreren Castellieri in Istrien, wie in S. Spirito, S. Dionisio, Villanova, Leme u. s. w., wo ich auch einige Tumuli öffnete.

„Desgleichen lieferten die Höhlen manchen Beitrag, so besonders jene von

S. Romualdo am Lemecanal und die von S. Canziano bei Triest. In einer bei Permani im oberen Reccathale fand ich Reste von Ursus spelaeus.

„Ich will aber Ihre kostbare Zeit nicht länger in Anspruch nehmen, und erlaube mir nur noch, Ihnen mitzutheilen, dass sich meine Arbeit über S. Lucia bereits im Druck befindet und hoffentlich in einigen Monaten in einem ziemlich dicken Bande mit 30 Tafeln erscheinen wird.“ —

(12) Hr. R. Virchow legt eine grosse Sammlung von

Photographien sibirischer Bronzen

vor, Geschenk eines schwedischen Forschers, des Hrn. F. R. Martin, Assistenten des Hrn. Reichs-Antiquars Hans Hildebrand in Stockholm. Derselbe hat in Sibirien specielle Studien über das dortige Bronzealter gemacht, besonders in dem an Bronzen ausserordentlich reichhaltigen Museum zu Minussinsk, wo Hr. Martianow „ganz kolossale“ Schätze aufgehäuft hat. Obwohl Hr. Martin für diesen Besuch nur eine Woche bestimmt hatte, blieb er über 2 Monate, um nur die Sammlungen des Bronzealters zu studiren. Er beabsichtigt, seine Photographien in Lichtdruck ausführen zu lassen und demnächst zu publiciren[1]).

Für heute möge es genügen, einige Haupttypen zu besprechen, wobei das vorwiegende Interesse auf die Vergleichung der sibirischen Formen mit den kaukasischen fällt. Während beide Gruppen manche auffällige Aehnlichkeit darbieten, treten doch auch durchschlagende Verschiedenheiten hervor, welche es unmöglich machen, einen nahen Zusammenhang zu entdecken, es müsste denn sein, dass innerhalb der sibirischen Gruppe zeitliche Unterschiede bestehen, welche es möglicherweise gestatten könnten, gewisse Unterabtheilungen derselben mit kaukasischen Funden zu parallelisiren.

Die grösste Verschiedenheit zeigt sich darin, dass ein Bronzegeräth in reichster Fülle und Mannichfaltigkeit in Sibirien hervortritt, das im Kaukasus ganz fehlt: der Celt und zwar der Hohlcelt. Wir sehen ihn hier in einer langen Reihe von Entwickelungen von der einfachsten Form bis zu einer recht gefälligen und mit erhabenen Ornamenten besetzten (Fig. 1—4). Gegenüber den sehr charakteristischen Zeichnungen wird eine weitere Beschreibung überflüssig sein.

Figur 1. Figur 2. Figur 3. Figur 4.

1) Nachträgliche Bemerkung. Das schöne Werk ist inzwischen schon erschienen.

Figur 5.

Figur 6.

Figur 7.

Figur 8.

Figur 12.

Figur 13.

Figur 11.

Figur 10.

Figur 9.

Figur 14.

Ganz anders verhält es sich mit den Dolchen (Fig. 5—8), welche eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem noch heute im Kaukasus gebräuchlichen Kinschal darbieten. Von den älteren kaukasischen Formen unterscheiden sie sich hauptsächlich dadurch, dass hier Blatt und Griff aus einem Stück gefertigt sind. Dagegen tritt die Neigung, gerade den Griff künstlerisch zu gestalten, deutlich hervor; sehen wir doch hier schon Thiergestalten in erhabener Ausführung angebracht.

Erhabene Thierfiguren sind auch sonst häufig und gut ausgeführt. So ein Steinbock oder Argali auf einer Glocke (Fig. 9), wo derselbe den Griff darstellt. Ein Schwan auf einem plumpen Fussgestell (Fig. 10), aber sonst sehr wohl nachgebildet. Ein Gürtelschild (Fig. 11) mit Oehsen, welche blattförmige Ornamente tragen.

Sehr primitiv sind die Sichelmesser (Fig. 12), welche den Eindruck machen, als seien sie zum Einklappen in einen Griff bestimmt gewesen.

Andererseits zeigen die Gefässe (Fig. 13 und 14) sehr ausgebildete Formen, welche auf eine höhere Entwickelung der Keramik hinweisen.

Wie im Kaukasus, überrascht nicht nur die grosse Anzahl der Bronzegeräthe, sondern auch, soweit es sich aus den Abbildungen ersehen lässt, die Schwere des Metalls, welche auf eine reiche Bezugsquelle hinweist. —

(13) Hr. R. Virchow zeigt den

Kopf eines menschlichen Anencephalen, der angeblich in Steinkohle gefunden ist.

Ein hiesiger Fabrikbesitzer überbrachte mir Ende des vorigen Jahres einen ganz kleinen, harten, menschlichen Kopf, den seine Arbeiter beim Zerschlagen eines Steinkohlen-Blockes aus demselben herausfallend gefunden haben wollten. Diese Angabe und zugleich die ungewöhnliche Kleinheit des Kopfes hatten begreiflicher Weise in hohem Maasse die Phantasie der Betrachter angeregt. Man hielt das Ding für eine Versteinerung.

Es war in der That ein Stück von sehr sonderbarer Beschaffenheit. Es hatte eine Höhe von 4,5 *cm* und ebenso viel Breite; in seinem oberen Theile war es 3, im unteren 2,5 *cm* dick, also im Ganzen von rundlich abgeplatteter Form. Die eine (vordere) Fläche besass alle Merkmale eines menschlichen Gesichts: unter einer niedrigen Stirn 2 deutliche Augen mit ausgeprägten, wenngleich stark zusammengetrockneten und harten Augenlidern und tief zurückgesunkenen, jedoch erkennbar gewölbten Augäpfeln, eine verhältnissmässig grosse, stark vortretende Nase mit einer tiefen Grube zwischen den weit ausgelegten Flügeln unter der Spitze, einen leicht geöffneten Mund mit etwas aufgeworfenen grossen Lippen, ein zurücktretendes Kinn und zwei grosse, stark angedrückte Ohren. Diese ganze Fläche war überzogen mit einer dicken, weisslich grauen, schwach ins Grünliche schimmernden, fest anhaftenden Paste, nach deren Ablösung ein bräunlich schwarzes Grundgewebe hervortrat.

Die Rückseite bot wenig unterscheidbare Theile dar. Sie war im Ganzen abgeplattet, insbesondere in der Gegend zwischen den Ohren (Hinterkopf), weniger nach oben hin, wo sie in eine dickere, unregelmässige, etwas vortretende Masse überging, die sich weiterhin über die obere Seite des Stückes hinwegzog. An den meisten Stellen sah die Fläche aus, wie wenn sie aus stark zusammengetrockneten fleischigen und häutigen Theilen zusammengesetzt sei, die vorzugsweise in der Richtung von oben nach unten faserig verliefen.

Die Oberseite bildete eine, sowohl nach vorn, als nach hinten rechtwinklig abfallende, etwas unregelmässige Ebene von fast rechteckiger Gestalt, auf der einige stärkere Wülste und Falten hervortraten und deren Ränder leicht erhöht waren. In der Mitte der Depressionsfläche sah man ein Paar kleine, glatte Stellen, die vordere mehr horizontal, die anderen schräg nach hinten abfallend.

Endlich die Unterseite zeigte eine in der Richtung von vorn nach hinten 1,5, in der Querrichtung 2 *cm* messende, in der Mitte stark vertiefte, im Ganzen ziemlich glatte Fläche mit unregelmässig vortretenden Rändern.

Die 3 zuletzt genannten Seiten, die obere, die hintere und die untere, entbehrten jenen weisslich grauen Ueberzug, welcher die vordere Seite deckt, hatten vielmehr eine schwärzlich braune Färbung.

Wenn ich den Gesammteindruck zusammenfasste und eine Deutung versuchte, so musste ich zunächst den Gedanken an eine Versteinerung ablehnen. Das Stück war verhältnissmässig leicht und, wenngleich recht hart, doch mit einem starken Messer zu schneiden. Um ganz sicher zu sein, halbirte ich dasselbe mit einer feinen Säge durch einen Frontalschnitt, der etwas hinter der Mitte von oben nach unten durch die ganze Dicke geführt wurde. Bei dem Sägen stiess ich nirgends auf grösseren Widerstand: das Gefühl dabei erinnerte am meisten an die Beschaffenheit von Hornsubstanz. Als ich die beiden Hälften aus einander klappte, erblickte ich im Innern eine grosse Höhlung mit mehreren Fortsätzen, nach aussen umgeben von einer dicken Schale, die an den meisten Stellen mehr als 1 *cm* stark war und sofort eine grosse Aehnlichkeit mit lamellär geschichtetem Horn darbot. Feuchtete man sie etwas an, so erschien eine mehr zusammengesetzte Zeichnung, indem zwischen den lamellären, braunschwarzen Lagen kleinere, flache Einsprengungen, hie und da auch grössere, längliche oder linsenförmige Inseln einer grünlich grauen, an einzelnen Stellen mehr lockeren, selbst schwammigen Masse sichtbar wurden.

Es würde eine sehr ausgiebige Beschreibung erfordern, alle Einzelheiten in Beziehung auf die Gestalt der Höhlung und ihrer Fortsätze anzugeben; auch ist dies wohl nicht nöthig. Es wird für das Verständniss ausreichen, wenn ich sage, dass hinter dem Obergesicht (Augen und Nase) eine Haupthöhle gelegen war, die sich hauptsächlich in der Richtung nach oben und hinten ausdehnte, und dass von der rechten unteren Ausbuchtung dieser Haupthöhle eine längere Nebenhöhle, man könnte fast sagen, ein starker Canal ausging, der sich halbmondförmig hinter der Mundgegend und dem Untergesicht herumzog. Auch die Haupthöhle war durch eine starke Falte, eine unvollständige Scheidewand, an ihrem vorderen Abschnitte, hinter den Augen, so abgetheilt, dass noch eine besondere, längliche, gebogene Höhle unter der ersteren entstand. An einigen Stellen, so namentlich rechts nach aussen von der Augengegend und nach oben gegen die Stirn näherten sich kleinere Ausläufer der Höhle der Oberfläche. Die innere Fläche dieser Höhlungen war uneben, nicht bloss durch derbere Balken und Vorsprünge, sondern stellenweise, am stärksten in dem unteren halbmondförmigen Ausläufer, durch feinere Fäserchen und Spitzen oder auch durch kleinere Grübchen und schwammige Schichten. Nur der untere Abschnitt der Haupthöhle, der, wie erwähnt, durch eine unvollständige Scheidewand abgetrennt war, hatte eine mehr glatte Oberfläche, und überall, wo diese sichtbar war, erkannte man auch eine besondere Haut, die wie eingetrockneter Knorpel oder wie lederartig gewordenes fibröses Gewebe aussah. Regelrechter Knochen war nirgends vorhanden.

Was war aus diesem Gebilde zu machen? Ich musste nach Abschluss der Untersuchung zu demselben Gedanken zurückkehren, den ich bei der ersten Be-

trachtung gewonnen hatte, nehmlich, dass es sich um den Kopf eines anencephalen, neugebornen, wahrscheinlich nicht ausgetragenen Kindes handelte. Nur so war die vollständige Ausbildung des Gesichts bei vollständiger Störung der Bildung der Schädelkapsel zu begreifen. Mit oberer und seitlicher Acranie war wahrscheinlich ein Fungus proliferans der Basis cranii verbunden und weiterhin Spina bifida cervicalis mit Amyelie. Bei einer solchen Deutung liegt es nahe, die auf dem Durchschnitt gefundenen Höhlen für hydrocephalische zu halten, indess sowohl die Lage derselben, als namentlich ihre Gestalt und ihre Nebengänge lassen eine derartige Deutung nicht zu. Die Höhlen müssen einen Zusammenhang mit der Mund-, Schlund- und Nasenhöhle gehabt haben, mögen aber durch posthume Processe sehr verändert sein. Die glatten Stellen an dem oberen Abschnitt entsprechen dem Planum ethmoideale und dem Clivus Blumenbachii. Die dicke Schale der Höhlungen besteht aus den zusammengetrockneten Weichtheilen (Haut, Muskeln u. s. w.) und den durch Auslaugen der Kalksalze erweichten Knochen.

Es war also kein Proanthropos, nicht einmal ein Petrefakt, sondern ein zusammengetrockneter, wahrscheinlich abgeschnittener Kopf eines neugebornen Acranius. Dass derselbe nicht in dem Steinkohlen-Block enthalten gewesen ist, versteht sich von selbst. Er hat wahrscheinlich zwischen den Steinkohlen-Stücken gelegen und ist hervorgefallen, als man das grösssere Stück zerklopfte. Wer kann ihn aber zwischen die Steinkohlen gelegt oder geworfen haben? Ich vermuthe, ein junger Mediciner. Die ganze Beschaffenheit des Stückes macht den Eindruck, als hätte dasselbe lange Zeit in Chromsäure oder einer damit bereiteten Härtungsflüssigkeit gelegen; ja, ich möchte glauben, dass die weissliche Decke am Gesicht von einer Pilzhaut herrührt, die sich auf dem an die Luft heraustretenden Theile bei der allmählichen Verdunstung des Wassers gebildet hatte.

Um diese Deutung zu prüfen, übergab ich Hrn. Salkowski das bei dem Durchsägen des Kopfes gewonnene Mehl. Seine Analyse ist meiner Deutung günstig, wenngleich sie wegen der geringen Menge des zur Verfügung gestellten Materials nicht entscheidend ist. Er schreibt darüber unter dem 7. December 1892:

„Das Sägemehl verbrennt auf dem Platinblech unter Hinterlassung einer nicht sehr erheblichen Quantität Asche. Dieselbe hat in heissem Zustande eine leicht grünlich-graue Farbe, nach dem Erkalten ist die grünliche Färbung nicht mehr sicher wahrnehmbar. Die Asche ist in Wasser zum grössten Theil unlöslich, auch in Salzsäure löst sie sich nur theilweise. Die Lösung hat eine schwache gelb-grünliche Färbung, welche beim Kochen nach Zusatz von Alkohol mehr grünlich wird. In der Lösung sind geringe Spuren von Phosphorsäure und Kalk nachweisbar. Die Gegenwart von Chrom ist wegen allzu geringer Quantität des durch Ammoniak + Schwefelammon in der Lösung entstehenden Niederschlages, auch mit Hülfe der Phosphorsalzperle, nicht sicher nachzuweisen; die grünliche Färbung der Lösung der Asche spricht indessen für Anwesenheit desselben.“ —

(14) Hr. Bastian hat der Gesellschaft die Mittheilung zugehen lassen, dass im Anschluss an die Vorträge über den Buddhismus im Museum für Völkerkunde noch einmal im Februar Rundgänge durch die Sammlungen der ethnologischen Abtheilung unter sachverständiger Führung stattfinden sollen. —

(15) Hr. Bartels übergiebt im Namen von Fräul. Julie Schlemm fünf von dieser aufgenommene Photographien von Bäuerinnen in Nationaltracht aus Mittelberg im Walserthal im Algäu. —

(16) Hr. Ed. Seler übersendet das Manuscript seines, in der Sitzung vom 18. Juni 1892 gehaltenen Vortrages[1]) über

altmexikanischen Federschmuck.

In der von Frau Nuttall erhobenen Streitfrage, ob der aus der Sammlung des Ambraser Schlosses stammende altmexikanische Federschmuck des k. k. Naturhistorischen Museums in Wien als eine Standarte, wie sie die hervorragenden Krieger der Mexikaner in der Schlacht und beim Tanze auf den Rücken geschnallt trugen, oder als ein Kopfschmuck zu betrachten sei, habe ich insofern Partei ergriffen, als ich, ohne mich in der Sache für die eine oder andere Auffassung zu entscheiden, die Beweise, welche Frau Nuttall dafür angeführt hatte, dass das in Rede stehende Schmuckstück nur ein Kopfschmuck sein könne, und zwar der Kopfschmuck Uitzilopochtli's, der auch zu gleicher Zeit von dem König der Mexikaner getragen worden sei, als auf irrigen Voraussetzungen beruhend zurückweisen zu müssen glaubte.

Was die Sache selbst betrifft, so hat schon Valentini in einer Besprechung im American Antiquarian darauf hingewiesen, dass Kopfschmucke, ähnlich dem Wiener Schmuck, bei Figuren der Maya-Skulpturen hier und da anzutreffen sind. Nachmalen hat Frau Nuttall aus einer Bilder-Handschrift, die sie so glücklich war, in der Biblioteca Nazionale zu Florenz zu entdecken (und die eine ältere und bessere Copie des „Codex attribué à Ixtlilxochitl“ der Aubin-Goupil'schen Sammlung darstellt), eine Götterfigur beigebracht, die mit einem Kopfputz bekleidet ist, der in der That dem Wiener Schmuckstück, sowie dasselbe gegenwärtig bei fehlendem Stirntheil erscheint, auffallend ähnlich ist. Nur ist das nicht der Gott Uitzilopochtli, wie Frau Nuttall behauptete und wie ich ihr auch gläubig nachschrieb, sondern Tezcatlipoca. Davon habe ich mich vor Kurzem überzeugt, als ich das Original in Florenz einzusehen Gelegenheit hatte. Denn die Figur ist umgeben von Fusstapfen, dem in das ausgestreute Mehl eingedrückten Kinderfuss, der das Eintreffen des jungen Gottes Telpochtli Tezcatlipoca, des ersten der in ihre Stadt heimkehrenden Götter, verkündet. Genau so ist im Codex Vaticanus A. der Gott Tezcatlipoca dargestellt, der daselbst das 12. Jahresfest, das Fest Teotl eco („der Gott ist angekommen“) bezeichnet. Endlich habe ich, in meinem zweiten Aufsatz, es wahrscheinlich zu machen gesucht, dass der quetzalapanecayotl, der „Quetzal-Federschmuck der Küstenleute“, der zusammen mit dem xiuh-xayacatl oder coa-xayacacatl der Schlangen-Maske aus Türkis-Mosaik das hervorragendste Stück des Ausputzes des unter dem Namen Quetzalcouatl gehenden Gottes des Sagenkreises von Tollan bildet[2]), ein Kopfschmuck ähnlich dem gewesen ist, den der Gott des Manuscripts der Biblioteca nazionale trägt. Und davon überzeugt, konnte ich mich denn auch der Muthmaassung der Frau Nuttall, dass der obere Theil der Hieroglyphe apanecatl des Codex Boturini ein apanecayotl darstellen solle, anschliessen. Während ich demnach voll anerkannte, dass der von Frau Nuttall aufgebrachten Deutung eine gewisse Berechtigung zukommt, glaubte ich doch die andere, von v. Hochstetter gegebene Deutung, die sich auf ein altes Oelbild der Bilimek'schen Sammlung gründet, nicht fallen lassen zu dürfen.

1) Siehe Verhandl. 1892, S. 313.

2) Diese beiden Stücke werden dem Quetzalcouatl von Tollan nicht nur in der von mir in meiner früheren Arbeit angeführten Stelle der Anales de Quauhtitlan, sondern auch in dem aztekischen Text des XII. Buches des Geschichtswerkes des P. Sahagun zugeschrieben.

Denn ich hatte, ein halbes Jahr zuvor, bei einer Durchsicht der Aubin-Goupil'schen Sammlung, das Urbild des Bilimek'schen Kriegers entdeckt, und zwar in der Gestalt des Königs Axayacatl, der mit dem auf den Rücken geschnallten Banner zum Kampfe gegen den übermüthigen Moquiuix, den König von Tlatelolco, anrückt. Ich konnte in meiner damaligen Mittheilung das nur erwähnen. Denn in der Stunde, die mir zur Durchsicht der Aubin-Goupil'schen Sammlung gegönnt war, hatte ich nicht die Zeit, auch nur die flüchtigste Skizze zu machen. Und dieser ohne Beweis erbrachten Behauptung hatte Hr. Dr. Uhle, der in einer Entgegnung die Vertheidigung der Frau Nuttall'schen Ansichten übernahm, gewiss das Recht, nicht ohne Weiteres Glauben zu schenken. Ich bin glücklicher Weise heute in der Lage, eine photographische Reproduction des betreffenden Blattes (Codex Cozcatzin 14 und 15) vorzulegen, die der von E. Boban herausgegebenen Uebersicht der Aubin-Goupil'schen Sammlung beigegeben ist. Schon der erste Blick lehrt, dass hier derselbe Krieger in demselben Ausputz dargestellt ist, wie nach dem Bilimek'schen Bilde (vergl. die Fig. 1 und 10). Nur ist das letztere nicht eine blosse Copie einer der Figuren des Codex Cozcatzin. Aber verwandte Originale, und jedenfalls die gleiche Tradition, haben hier wie da den Zeichner geleitet.

Figur 1. 1/2

Zur Zeit, als Axayacatl König, d. h. oberster Kriegsführer, der Mexikaner war, hatte das Reich eine schwere Krisis durchzumachen. Nachdem Itzcouatl die Mexikaner von der Hegemonie von Azcapotzalco befreit, und der ältere Motecuhçoma durch die Gründung des Bundes der drei Städte und die gewaltsame Unterwerfung der Chalca die Vorbedingungen für die spätere rapide Ausbreitung der mexikanischen Herrschaft geschaffen hatte, erhob sich gegen Axayacatl der Feind im eigenen Hause. Neben Tenochtitlan bestand, auf derselben Laguneninsel, die Schwesterstadt Tlatelolco, deren Bewohner, obwohl anderen, älteren Stammes als die Tenochca und nach eigenen Gesetzen lebend, doch bisher ihre Interessen mit denen der Mexikaner vereint und Schulter an Schulter neben den Mexikanern, z. B. gegen Azcapotzalco, gefochten hatten. In den ersten Jahren der Regierung Axayacatl's kam nun eine wahrscheinlicher Weise schon lange bestehende Unzufriedenheit zum Ausbruch. Die Historien geben unbedeutende Reibereien als Grund an. Genug, Moquiuix, der König von Tlatelolco, erhob offen die

Waffen gegen Tenochtitlan. Und die Gefahr war eine um so grössere, als auch die benachbarten, den Tlatelolca verwandten Städte, Azcapotzalco, Tenayocan und Quauhtitlan ihre Waffen gegen die Tenochca kehrten. Hier scheint nun der junge Axayacatl, durch eigene kriegerische Tüchtigkeit, die Sache zu Gunsten der Mexikaner entschieden zu haben. Die Tlatelolca wurden von Strasse zu Strasse zurückgedrängt und endlich in dem grossen Marktplatz von Tlatelolco eingeschlossen, neben dem sich, wie eine Citadelle, die Stufen-Pyramide ihres Gottes erhob. Die Krieger der Tlatelolca flüchteten auf die Spitze desselben, und Axayacatl selbst war es, wie die Historien übereinstimmend berichten, der, nachdringend, den König Moquiuix schlug und die Stufen der Pyramide hinabschmetterte. Dieser Vorgang ist es, den das vorliegende Blatt des Codex Cozcatzin zur Anschauung bringt (Fig. 1). Man sieht links den König Moquiuix, in Adlerrüstung und durch seine Namens-Hieroglyphe bezeichnet, von Axayacatl verfolgt, die Stufen der Pyramide hinauf flüchten, rechts den siegreichen Axayacatl auf der Pyramide und Moquiuix zerschmettert am Fusse derselben liegen.

In früheren Arbeiten habe ich hervorgehoben, dass aus den Historien sowohl, wie den Bilderschriften hervorgeht, dass die mexikanischen Könige und Ober-Generale der späteren Zeit im Kriege den Ausputz und die Attribute des Gottes Xipe anlegten, des rothen Gottes der Yopi, der Tlatlauhqui Tezcatl oder Tlatlauhqui Tezcatlipoca genannt wurde, des Gottes, der in eine abgezogene Menschenhaut gekleidet einherging. Es geht dies aus verschiedenen Stellen der Crónica Mexicana des Tezozomoc hervor. Es wird von Sahagun bestätigt, der unter den Kriegsrüstungen der Könige an erster Stelle das tlauhquecholtzontli (die „Krone aus den Federn des rothen Löffelreihers") nennt, die zusammen mit dem coztic teocuitlayo ueuetl (der vergoldeten Handtrommel), dem tlauhquecholeuatl (dem Wams aus Federn des Löffelreihers) und dem tzapocueitl (dem Weiberröckchen oder Hüftenschurz aus dachziegelförmig sich deckenden grünen Federn) — alles Bestandtheile der Tracht Xipe's — getragen worden sei. Und es wird in deutlicher Weise durch eine Stelle des Codex Vaticanus A. vor Augen geführt (Blatt 128), wo wir bei dem Jahre „9 Haus" = A. D. 1501 den späteren König Moteeuhçoma den jüngeren in dem vollen Ausputz Xipe's als Sieger über Toluca dargestellt finden (Fig. 2). — Nun, diese Xipe-Rüstung wird in einer Stelle der Crónica mexicana des Tezozomoc ausdrücklich als die Rüstung genannt, die ehemals der König Axayacatl getragen. Ich copire die Stelle vollständig, weil sie auch für unser Bild von Interesse ist. Es handelt sich um eine Unter-

Figur 2.

nehmung gegen das jenseits der Berge gelegene, der mexikanischen Conföderation feindliche Uexotzinco, zur Zeit der Regierung Motecuhçoma's des jüngeren. Tlacauepan, der jüngere Bruder des Königs, kommt zu Motecuhçoma und spricht: „Herr, ich glaube, dass meine Augen Euch heute zum letzten Male sehen werden, denn ich habe die Absicht, mich an die Spitze der Truppen zu stellen und durchzubrechen oder bei dem Versuche zu sterben." — Darauf antwortet der König: „Wenn das Dein Wille ist, so nimm diese Rüstung, die ehemals dem König Axayacatl gehörte, die goldene Devise teocuitla-tontec mit dem tlauhquechol-Vogel darauf, und das breite, mit breiten Obsidian-Klingen versehene Holzschwert" [pues que asi lo quereis, tomad estas armas que fueron del rey Axayacatl, — una divisa de oro llamado teocuitla tontec, con una ave encima de el tlauhquechol y un espadarte ancho maac cuahuitl de ancha navaja fuerte] [1]).

Diese Xipe-Rüstung ist es nun in der That, in der wir hier auf dem Blatte des Codex Cozcatzin sowohl, wie auf dem Bilimek'schen Bilde, den König Axayacatl dargestellt sehen. Das spricht sich am deutlichsten aus in der abgezogenen Menschenhaut, deren Hände oberhalb des Handgelenks des Königs herabhängen, deren Füsse oberhalb des Knöchels eine Art Manschette bilden. Aber auch das so ganz unmexikanisch, fast nach Theatercostüm aussehende Federröckchen, das die Hüfte des Bilimek'schen Kriegers umgiebt, ist ein Bestandtheil der Xipe-Tracht, das tzapocueitl, das aus spitz zulaufenden und dachziegelförmig sich deckenden Federn gefertigte Weiberröckchen Xipe's. Ebenso weist der Tigerfell-Ueberzug, mit dem in beiden Bildern der Schaft des Obsidian-Schwertes versehen ist, auf Xipe hin. Im Uebrigen freilich weicht die Tracht von den bisher bekannten Darstellungen dieser Gottheit nicht unbeträchtlich ab. Der Gott trägt auf dem Haupte gewöhnlich das yopitzontli, eine spitze, aus den rosarothen Federn des Löffelreihers gefertigte Krone mit schwalbenschwanzartig auseinander gehenden flatternden Bändern. Axayacatl dagegen ist im Codex Cozcatzin

Figur 3.

1) Tezozomoc, Crónica Mexicana, Cap. 91.

einfach mit dem xiuhuitzontli, dem Stirnreif aus Türkis-Mosaik der mexikanischen Könige, dargestellt, und der Bilimek'sche Krieger trägt das quetzallalpiloni, die Bundschnur mit den Quetzal-Federquasten. Der Federbusch, der in den beiden Axayacatl-Figuren (Fig. 1) hinter dem Schilde aufragt, ist ebenfalls nichts weiter, als ein Bestandtheil der mexikanischen Königstracht. Er gehört als Busch zu dem machoncotl, dem Ring aus Muschelschale, den der König am Oberarm trug (vergl. die Abbildung im Atlas zu Durán). Der Schild Xipe's ist der tlauhteuilacachiuhqui, ein mit den rosarothen Federn des Löffelreihers bedeckter Rundschild, der auf seiner Fläche concentrische Kreise dunklerer Farbe zeigt. Nicht selten ist derselbe in senkrechter Richtung halbirt und die eine Hälfte durch eine schräge Theilung in ein grösseres unteres und ein kleineres oberes Fach getheilt. Das erste zeigt Tigerfell-Zeichnung, die letztere die Figur eines Smaragds in von Wellenlinien durchzogenem (blauem) Felde (vergl. Fig. 3). Die Figur des Smaragds habe ich früher als Spiegel erklärt. Das ist nicht ganz correct, obwohl bei der Zeichnung beider (des Spiegels und des Smaragds) derselbe Grundbegriff der glänzenden, nach allen (vier) Richtungen Strahlen werfenden Scheibe zum Ausdruck gekommen ist. Vergl. die Fig. 4, wo *a*, *b*, *c* und *e* den Handschriften,

Figur 4. ²/₃

und zwar ihrem Lautwerth nach bekannten Hieroglyphen, entnommen sind, während Fig. *d*, die auf einem schönen, in der Gegend von Tlaxcala gefundenen Thongefässe, neben Tiger- und Schlangenköpfen, einem Speerbündel und einem Federball, zu sehen ist, vielleicht nur allgemein die brennende, leuchtende Scheibe darstellen soll. Der Smaragd im wässerigen Felde ist chalchiuh-atl zu lesen. Und das kann allgemein das „kostbare Nass" bedeuten. Wahrscheinlicher aber ist es soviel als chalchiuh-uitz-atl, das „kostbare bei der Pönitenz fliessende Wasser", d. h. das Opferblut, das Blut. Auf dem schönen, der Uhde'schen Sammlung angehörigen Federmantel des Königl. Museums für Völkerkunde sehen wir in der That oben den Smaragd in hellgrünem Felde und darunter einen Blutstrom mit einem Schädel auf seiner Fläche dargestellt. Diese charakteristischen Symbole, die auf dem Schilde Xipe's, auf dem Chimalli-Stein von Cuernavaca (Fig. 3) und auch, obwohl nur angedeutet, auf dem Schilde zu sehen sind, den der als Xipe verkleidete Motecuhçoma (Fig 2) trägt, fehlen dem als Xipe auftretenden Axayacatl des Codex Cozcatzin und dem Bilimek'schen Krieger ganz. Bei beiden ist auf der Fläche des Schildes ein Arm gemalt. Das ist als Schild-Emblem nicht gerade häufig. Und die Uebereinstimmung in diesem Punkte — im Verein mit der Identität der Rücken-Devise — ist ein schlagender Beweis dafür, dass der Maler des Bilimek'schen Bildes und der Zeichner des Codex Cozcatzin dasselbe Original, oder zum Mindesten dieselbe Tradition vor Augen hatten. Im Sahagun-Manuscript der Academia de la Historia ist ein Schild mit der Zeichnung einer

Hand unter dem Namen macpallo ehimalli bei den Schilden von Hauptleuten und Kriegern niederen Ranges aufgeführt. Dieser Name aber besagt niehts über die Bedeutung des Emblems. Dagegen finde ieh den Sehild mit der Hand auf einem schön gezeiehneten farbigen Blatt der Aubin-Goupil'sehen Sammlung, welehes der Herausgeber Eug. Boban als „Le eulte rendu à Tonatiuh (le soleil): Document sur la théogonie et l'astronomie des aneiens Mexicains" bezeiehnet, und das, wie er erklärt, vielleieht das Ausschauen naeh einer Sonnen-Finsterniss darstelle[1]). Das Blatt erinnert, was den Stil der Malereien betrifft, an die Wiener Handsehrift und stammt ohne Zweifel aus Gegenden, die der Mixteea baja benachbart liegen. Die Malereien sind ausgeführt auf einem Stüek Leder, das mit einer Art von weissem Stuek überzogen ist, ganz wie es die mixtekisehen Handschriften der Philipp J. Beeker'schen und der Dorenberg'sehen Sammlung zeigen. Das Blatt ist eine Darstellung des Tonalamatl naeh fünf, statt naeh vier Riehtungen. Die betreffenden Tonalamatl-Absehnitte sind merkwürdiger Weise nicht mit den Anfangstagen bezeiehnet, sondern dureh zwei Daten, die, wie es scheint, Namens-Hieroglyphen der den Abschnitt verzierenden Gottheiten darstellen, und von denen das eine mit der Ziffer eins, das andere mit der Ziffer fünf verbunden ist. Die fünf mit der Ziffer eins, und die fünf mit der Ziffer fünf versehenen Daten stehen genau um 51 Tage von einander ab. Und diese fünfmal 51 Zwisehentage sind auf dem Blatte in dem Umkreise der fünf Absehnitte durch kleine Kreise markirt. Hier finden sich in dem ersten (reehts oben gelegenen) Abschnitt, der sieh dureh die Zeichnung des Himmels mit dem Sonnenbilde darauf und ausserdem durch eine aufsteigende Sonne (Fig. 5) als der Region des Ostens zugehörig erweist, eine weibliehe und eine männliche Gottheit einander gegenübergestellt. Neben der ersteren steht als Namens-Hieroglyphe der Tag ce maçatl: „eins Hirseh". Neben der letzteren (Fig. 6) als Namens-Hieroglyphe der Tag maeuilli cuetzpalin: „fünf Eidechse". Der letztere Gott, den ich aus versehiedenen Gründen dem Xolotl des Codex Borgia 29 (Fig. 7) gleichsetzen muss, trägt am linken Arm einen Schild, der als Emblem die Figur einer Hand zeigt, und auch die Enden seiner Schambinde sind mit grossen Händen, in schwarzer Farbe, bemalt. Xolotl ist eine Figur, die aus südlieheren Gegenden stammt, und dürfte das vom Himmel stürzende Feuer, oder das am Himmel aufflammende Licht bezeichnen. In den Handsehriften wird ihm die untergehende, die

Fig. 5.

Figur 6.

Coll. Aubin-Goupil. No: 20.

1) Eine, und zwar recht schlechte, Copie davon ist seiner Zeit von Leon y Gama angefertigt worden, wobei der mittlere Theil ergänzt ist, und zwar sicher unrichtig, wie an mehreren der noch erhaltenen Stellen deutlich erkennbar ist. Diese Copie wurde von Brantz Mayer („Mexico as it was" etc. New York 1844) als Oberseite eines in Mexico vergraben gefundenen Steines wiedergegeben, der zum Sacrificio gladiatorio gedient habe. Und als „Piedra policroma del Sacrificio gladiatorio" wird diese Copie auch von Chavero „México à traves de los siglos", vol. I, abgebildet.

von der Erde verschlungene Sonne gegenübergestellt, ähnlich wie dem Sonnengott der Todesgott. Er dürfte vielleicht als ein Sonnengott der südlichen Stämme (Zapoteken?) bezeichnet werden. In den mexikanischen Sagen er-

Figur 7.

Cod. Borgia. 29.

Figur 9. 1/3

Figur 8.

Figur 10. 1/3

scheint er als Repräsentant des Menschenopfers und als Gott der Missgeburten, vielleicht identisch mit Nauauatzin, dem „armen Aussätzigen", der in das lodernde Feuer springt, sich selbst opfernd, um darnach als Sonne am Firmament emporzusteigen. Der Xolotl-Kopf (quaxolotl) ist deshalb eine der vornehmsten

Kriegerdevisen[1]). Ohne Zweifel ist Xolotl eine dem Gott Xipe verwandte Gestalt und seine Heimath in der nächsten Nähe der Heimath Xipe's zu suchen. Der Schild mit dem Menschenarm als Emblem, den der Axayacatl des Codex Cozcatzin und der Bilimek'sche Krieger tragen, ist daher schwerlich als Irregularität oder etwas dem sonstigen Costüm Widersprechendes zu betrachten.

Ich komme nun zu der Rücken-Devise, der merkwürdigen Standarte, die von v. Hochstetter zur Deutung des Wiener Schmuckes in Anspruch genommen worden ist. Ich habe sie, der Deutlichkeit halber, aus dem Codex Cozcatzin in Fig. 9 noch einmal gezeichnet und dem Bilimek'schen Krieger (Fig. 10) gegenübergestellt. Hier ist zunächst das Gestell zu betrachten, von dem sich anscheinend die Standarte erhebt. Dass das kein Haus ist, wie v. Hochstetter und Frau Nuttall annahmen und zuletzt noch Dr. Uhle „bewies“, liegt auf der Hand.

Hrn. Dr. Uhle ist allerdings zuzugeben, dass in dem Bilimek'schen Bildchen ihn die „dunklen, unterschiedlichen Thür- und Fenster-Ausschnitte“ irreleiten mochten. Im Uebrigen aber sieht das Gestell auch bei dem Bilimek'schen Krieger einem mexikanischen Hause so wenig ähnlich wie möglich. Dass es sich im Gegentheil bei dem hier vorliegenden Gegenstande um ein wahres, auf dem Rücken getragenes Gestell handelt, ist in den Figuren des Codex Cozcatzin an den kreuzweis über die Brust gehenden Tragbändern deutlich zu sehen. Was für eine Art Gestell ist das nun aber? Mit den leiterartigen Traggestellen (cacaxtli), an denen sonst die Rücken-Devisen befestigt werden, hat es natürlich nichts zu thun. Ich schwanke zwischen zwei Annahmen. Das natürlichste wäre mir, anzunehmen, dass es nur ein schlecht gezeichnetes ueuetl, eine Trommel, wäre, wie sie in der Fig. 8 der König Neçaualcoyotl trägt[2]). Denn eine solche, das yopiucuetl, gehört ja zu dem Costüm Xipe's. In der Zeichnung des Codex Cozcatzin könnten die unteren Anhänge sehr wohl die Füsse des ueuetl darstellen sollen. Und die punktirte obere Fläche könnte ein Tigerfell bezeichnen sollen, wie es z. B. im Codex Borgia 55 dem ueuetl als Trommelfell dient, welches

1) Vgl. Zeitschrift für Ethnologie XXIII, 1891, S. 127.

2) In Betreff dieses Porträts haben sich seltsame Widersprüche erhoben. Dasselbe gehört, mit drei anderen, einer Handschrift an, die dem Historiker Don Fernando Alva de Ixtlilxochitl, einem Abkömmling der tetzkokanischen Könige, zugeschrieben wird, jedenfalls später mit dem ganzen Nachlass Ixtlilxochitl's in den Besitz des gelehrten Jesuiten D. Cárlos de Sigüenza y Gongora gelangte und jetzt einen Bestandtheil der Aubin-Goupil'schen Sammlung bildet. Zur Zeit, als sie sich im Besitze Sigüenza's befand, kam der neapolitanische Reisende Gemelli Carreri nach México, der nebst anderen Stücken der Handschrift, diese vier Porträts copirte, um sie in seinem Reisewerke zu verwerthen. Diese vier Porträts stellen, wie die beigeschriebenen Legenden besagen, die tetzkokanischen Könige Neçaualcoyotl und Neçaualpilli und zwei tetzkokanische Edle (Stammhäupter?), Namens Tocuepotzin und Quauhtlatzocuilotzin, dar. Gemelli Carreri aber ordnete dieselben mit einem fünften Porträt, das nach Boturini ebenfalls den König Neçaualpilli darstellt, zusammen und gab ihnen die Namen der mexikanischen Könige, bezw. Tiçoc, Axayacatl, Auitzotl, Motecuhçoma, Quauhtemoc. Nur ist es ihm passirt, dass in der ersten neapolitanischen Ausgabe seines Giro del mundo (Napoli 1699 bis 1701) bei der zweiten Figur der ursprüngliche richtige Name (Neçaualcoyotl) stehen geblieben ist. In den späteren Ausgaben (Venedig 1719, Paris 1719) ist die Reihe der mexikanischen Könige vollständig. Nach der ersten neapolitaner Ausgabe sind die fünf Porträts von Kingsborough reproducirt. Und diesem Umstande verdanke ich es, dass ich in meiner Arbeit den König Neçaualcoyotl (Fig. 8) mit seinem richtigen Namen wiedergeben konnte.

der dort dargestellte coyote-ohrige Gott schlägt. Dem widerspricht allerdings die viereckige Gestalt des Gestells. Denn das ueuetl wird gewöhnlich rund, walzenförmig gezeichnet (vergl. Fig. 11). Will man sich daher zu dieser Deutung nicht entschliessen, so mag man annehmen, dass es ein quetzal comitl, ein Federkorb, sei, mit dem auf dem Rücken z. B. Tezcatlipoca und andere Götter häufig gezeichnet werden.

Figur 11.

Sahagun. MS. Bibl. Laur. — Cod. Borgia 55. — Cod. Vat. B. 86.

Der Schaft der Standarte, der sich über diesem Gestell erhebt, ist im Codex Cozcatzin, wie es scheint, punktirt gezeichnet, ähnlich dem Holzschwert, das der König in der Hand führt. Man muss vermuthen, dass der Schaft auch mit Tigerfell überzogen dargestellt werden sollte. Dasselbe, meine ich, ist bei dem Bilimek'schen Krieger anzunehmen. Der Schaft der Standarte wird bei ihm von drei senkrechten Linien gebildet. Zwischen zweien derselben ist eine schräge Strichelung zu sehen, die Frau Nuttall veranlasste, hier das Wort mecatl „Seil" zu lesen. Ich meine, diese schräge Strichelung bringt, ähnlich wie auf dem Xipe-Schild (Fig. 3), die haarige Bauchseite des Tigerfells zum Ausdruck, das auf der rechten Seite zwischen den beiden anderen senkrechten Strichen durch Flecken angedeutet werden sollte, das aber in dem Vorbilde, nach dem der Maler arbeitete, in Folge einer Vergesslichkeit, wie sie uns häufig in den Handschriften begegnet, nicht zum Ausdruck gebracht worden ist.

Der fächerförmige Schmuck endlich, der diesem Schaft aufgesetzt ist, ist seinem Wesen nach in beiden Abbildungen identisch. Nur dass bei dem Bilimek'schen Krieger (Fig. 10) an der Basis ein Pfeil angebracht ist, der aber schwerlich eine besondere Bedeutung hat, vielleicht nur das Bambugestell, das dem Schmuckstück als Unterlage dient, zum Ausdruck bringen soll.

Als was ist nun diese Devise, die der König Axayacatl des Codex Cozcatzin und der Bilimek'sche Krieger tragen, aufzufassen?

Dass sie nur eine weitere Vervollständigung der Xipe-Attribute sein kann, ist wohl von vorn herein anzunehmen. Leute, die unter Einfluss der von Frau Nuttall aufgebrachten Deutung des Wiener Schmuckes stehen, würden vielleicht zu der Muthmaassung sich veranlasst fühlen, dass hier der Kopfschmuck Xipe's auf der Stange getragen werde, ähnlich wie wir ja in der That die spitze uaxtekische Mütze, die für gewöhnlich wirkliche Kopfbedeckung ist, auch als Rücken-Devise auf einem Gestell befestigt getragen finden[1]). Allein der Feder-Kopfschmuck Xipe's hat, soweit wenigstens die vorhandenen Abbildungen einen Schluss darauf gestatten, eine andere Form (vergl. Fig. 3). Nach der Anordnung des ganzen Schmuckes scheint mir auch hier, wie das v. Hochstetter für den Wiener Schmuck angenommen hat, die Idee eines von oben mit ausgebreiteten Schwingen herabschwebenden Vogels zu Grunde zu liegen, wobei der mittlere höhere, aufgerichtete Theil den Schwanz, die Seitentheile die Flügel zum Ausdruck bringen würden, während Kopf und Schnabel in den vorliegenden Zeichnungen nicht zum Ausdruck gelangt sind. Die Idee, dass die Gottheit in Form eines Vogels vom Himmel herab gekommen, ist eine weit verbreitete Vorstellung und

1) Vergl. Zeitschrift f. Ethnologie XXIII, 1891, S. 132 und 151.

spielt insbesondere auch in den Mythologien der central-amerikanischen Völker eine Rolle. Aus den Xipe-Rüstungen der mexikanischen Könige, die ich in meiner früheren Abhandlung[1]) beschrieben habe, geht hervor, dass der Gott in dreierlei Gestalt gedacht ward: als rother Gott (von der Farbe des tlauhquecholli, des rothen Löffelreihers), als blauer Gott (von der Farbe des xiuhtototl, des blauen Kotinga) und als Tiger (Jaguar, ocelotl), — wohl entsprechend den drei Regionen (Himmel, Erde, Unterwelt) oder den drei Elementen (Feuer, Wasser, Erde). Es sind das übrigens dieselben drei Farben oder Variationen, die auch auf seinem oben beschriebenen dreigetheilten Schilde zum Ausdruck gebracht sind.

In den Handschriften pflegt Xipe selbst nur in einer Form dargestellt zu werden, als der rothe Gott; ähnlich wie Ixcoçauhqui, der Feuergott von Tlatelolco, nur in der einen Gestalt, als das brennende, verzehrende Feuer, in den Handschriften erscheint, obwohl auch er — wie wir aus der Beschreibung seines Festes wissen, — in doppelter Gestalt dargestellt ward, als der lichtblaue mit der Türkis- und Smaragdmaske und als der brennende mit der Maske aus rothen Muschelplättchen und schwarzem Tezcapoctli. Dagegen sehen wir den Gott Tezcatlipoca in den Handschriften bald als rothen, bald als schwarzen dargestellt, und diese beiden, z. B. im Codex Borgia 18, einander gegenübergestellt. Es ist bemerkenswerth, dass der rothe Tezcatlipoca (Tlatlauhqui Tezcatlipoca) nicht nur als einer der Namen des Gottes Xipe angegeben wird, sondern dass gelegentlich auch geradezu, wo Xipe gezeichnet werden sollte, nur ein rother (tlatlauhqui) Tezcatlipoca gezeichnet wird. So im Codex Borgia 28, bei dem fünfzehnten Tageszeichen (quauhtli, „Adler"). Für die Beziehungen, die für diese Göttergestalten in Betracht kommen, scheinen die aus südlicheren Gegenden, der Tzapoteca und Mixteca, stammenden Handschriften wichtiger zu sein, als die eigentlich mexikanischen. Und von ersteren beansprucht den hervorragendsten Platz die in der Wiener Bibliothek aufbewahrte Handschrift. In dem ersten Theile derselben finden wir den Gott Xipe in seiner klassischen Gestalt, in die abgezogene Menschenhaut gekleidet, und durch das Datum chicome quiauitl, „sieben Regen", bezeichnet. Wie im Codex Borgia den rothen und schwarzen Tezcatlipoca, sehen wir aber auch hier einen rothen und einen schwarzen Gott einander gegenübergestellt, bezw. neben oder über einander aufgeführt. Aber derselbe ist ganz anders aufgefasst. Sein wunderlich gestaltetes Gesicht zeigt einen in ein Menschengesicht eingesetzten Tigerrachen und von Schlangenwindungen umränderte Augen. Die rothe Variation dieses Gottes, durch das Datum naui maçatl, „vier Hirsch", bezeichnet, ist in das mit der Farbe des tlauhquechol tingirte, brennende Gewand eines Vogels von adlerartigem Ansehen gekleidet, oder trägt den Kopf eines solchen als Helmmaske (Fig. 13, 15 und Fig. 16, rechts); der andere, durch das Datum naui miquiztli, „vier Tod", bezeichnet, ist in ein ähnliches, aber schwärzliches Vogelgewand gekleidet, oder trägt den Kopf desselben als Helmmaske (Fig. 12, 14 und Fig. 16, links). Ich glaube in diesen beiden Gestalten die südlichen Entsprechungen des rothen und schwarzen Tezcatlipoca zu erkennen. Der Idee nach sind sie es gewiss. Und ich bin sogar versucht, in den Fusstapfen, die unter Fig. 12 angegeben sind, und in dem Spinngewebe unter den beiden Personen in Fig. 16 eine Beziehung auf Tezcatlipoca zu sehen. An einem Spinnwebefaden liess sich Tezcatlipoca vom Himmel hernieder[2]). Und lo-pèyo, „Gesicht oder Abbild des Mondes", heisst das Spinnen-

1) Vergl. Zeitschrift f. Ethnologie XXIII, 1891, S. 133, 134.
2) Mendieta.

gewebe auf zapotekisch. Ich folgere also, dass das mit der Farbe des tlauh-quechol gefärbte Vogelgewand bei den südlichen Stämmen als eine Verkleidung des rothen Tezcatlipoca, d. h. Xipe's, galt.

Figur 12. Figur 14.

Figur 13. Cod. Vienn. 28. Cod. Vienn. 32. Figur 15.

Cod. Vienn. 2.
Figur 16.

Zieht man diese Beziehungen in Betracht, und erwägt man, dass in dem Bilimek'schen Bildchen die Fläche des fächerartigen, auf einer Stange getragenen Schmuckes — in dem ich, wie ich wiederhole, die Idee eines mit ausgebreiteten

Schwingen herabschwebenden Vogels ausgeprägt finde — in einem breiten Streifen mit dunkelrosa und daneben mit weisser Farbe, d. h. den Farben des rothen Löffelreihers (tlauhquecholli) und den Farben Xipe's, gemalt erscheint, erwägt man ferner, dass zu gefährlichen kriegerischen Unternehmungen die mexikanischen Obergenerale die Xipe-Rüstung anzulegen pflegten, die ehemals der König Axayacatl getragen (vergl. die oben citirte Stelle Tezozomoc, Cap. 91), so wird man, glaube ich, mir zugeben müssen, dass es keine leere Muthmaassung ist, wenn ich in der Devise, mit der in unserem Bilde der König Axayacatl abgebildet ist, eine direkte Illustration zu der Beschreibung sehe, die in der Crónica Mexicana des Tezozomoc von der Rüstung gegeben ist, welche Motecuhçoma bei dem Sturm auf Nopallan trägt. Es heisst daselbst (Cap. 84), dass Motecuhçoma die Seinen erwartet — „armado todo de armas, con una divisa muy rica de plumeria, y encima una ave, la pluma de ella muy rica y relumbrante, que llaman tlauhquecholtontec: iba puesto de modo que parecia que iba volando, y debajo un atamborcillo dorado muy resplandeciente, trenzado con una pluma arriba de la ave arriba dicha, y una rodela dorada de los costeanos muy fuerte, y una sonaja omichicahuaz, y un espadarte de fuerte nabaja ancha y cortadora".

Der Wortlaut dieser Stelle ist kaum anders zu verstehen, als dass es sich in diesem Falle um einen combinirten Rückenschmuck handelt, indem an dem Traggestell unten die Trommel und oben (an einer Stange) der mit ausgebreiteten Flügeln (herab?) schwebende Vogel befestigt war[1]).

Es ist mir deshalb, und unter Berücksichtigung unserer Fig. 1, doch zweifelhaft geworden, ob ich nicht dem P. Sahagun Unrecht gethan habe, wenn ich annahm, dass die Stelle (Buch 8, Cap. 9), wo er angiebt, dass das tlauhquecholtzontli eine Rückendevise sei (y trayan un plumage a cuestas que se llamaba tlauhquecholtzontli muy curioso) auf falscher Uebersetzung, bezw. falscher Beziehung, beruhe. Die Stelle steht zwar im Widerspruch zu Buch 8, Cap. 12, wo Sahagun angiebt, dass das tlauhquecholtzontli eine Kopfbedeckung sei (un casquete de plumas muy coloradas, que se llamaban tlauhquecholtzontli[2]), y al rededor del casquete una corona de plumas ricas y del medio de la corona salia un manojo de plumas bellas que llaman quetzal, como penachos). Aber der aztekische Text besagt an letzterer Stelle nicht direct, dass das tlauhquecholtzontli auf dem Kopfe getragen werde, und könnte an ersterer Stelle vielleicht doch so verstanden werden, als ob das tlauhquecholtzontli zusammen mit der Trommel ueuetl die Rückendevise bilde (tlauhquecholtzontli tlaçotlanqui quetzalli ycuecuetlacayo, yuical veuetl coztic teucuitlayo yn tlauiztli yn quimama mitotia, d. h. „die Perrücke aus Löffelreiherfedern, die kostbare, mit dem wallenden Busch von Quetzalfedern. Ihr Appendix die mit Gold überzogene Trommel. Das ist die Devise — oder das sind die Devisen? —, die er beim Tanz auf dem Rücken trägt"). Es wäre daher sehr wohl möglich, dass der Pater hier, wie so oft, nicht direkt übersetzt, sondern nach ihm bekannten Verhältnissen erläutert hat. Wohl verstanden, ich will nun nicht auf einmal behaupten, dass die als tzontli „Perrücke" bezeichneten Federschmucke alle auf der Stange getragen worden seien, — bei dem nächsten, dem xiuhtototzontli, besagt der aztekische Text auch geradezu: y tzontecon conaquia tlatoani, „damit

---

1) Uhle behauptet — mit welchem Rechte, ist nicht wohl einzusehen, — dass es sich hier um einen ausgestopften Vogel handelt.

2) Das Wort nach dem aztekischen Text der Stelle emendirt.

bedeckt der König seinen Kopf“ —, aber es scheint mir doch sehr wohl möglich, worauf ich von Anfang an hingewiesen habe[1]), dass auch dieser Schmuck, gleich der uaxtekischen spitzen Mütze[2]), bald auf dem Kopf, bald als Devise an der Stange getragen wurde[3]).

Ich komme nun noch einmal auf den Wiener Schmuck zurück. Der Versuch der Frau Nuttall, das Bilimek'sche Bildchen zu eliminiren, — ein Versuch, der jedem, mit mexikanischen Dingen Vertrauten allerdings von vornherein im höchsten Grade phantastisch erscheinen musste, — ist durch unsere Figur 1 in allen seinen Voraussetzungen als verfehlt erwiesen. Desgleichen das noch zuletzt von Dr. Uhle betonte Argument, dass — „Krieger, welche im Kampfe stehen, wenn sie, wie es bei den Mexikanern der Fall war, ihr Banner selbst führen, kein durch seine Grösse oder Tragweise im Kampfe hinderliches Banner führen dürfen“. Für die Mexikaner kamen eben dergleichen „praktische Gesichtspunkte“ nicht in Betracht. Die Rüstung, welche die hervorragenderen Krieger für den Kampf anlegten, war die Tracht einer Gottheit, mit deren Kraft sie sich erfüllten, wenn sie diese Rüstung anzogen, — der Kraft dieses Gottes, und ob sie sich deren versichert halten durften, das war vermuthlich für die Mexikaner der erste in Betracht kommende „praktische Gesichtspunkt.“ Und wenn das Kostüm des Gottes erforderte, dass ein Vogel mit ausgebreiteten Schwingen getragen wurde, so wird derselbe getragen worden sein, ohne dass man viel darnach fragte, ob das praktisch war oder nicht. Dass aber, was die Form betrifft, das Banner, das der König Axayacatl und der Bilimek'sche Krieger auf dem Rücken tragen, und der Fledermaustänzer (Fig. 17) aus dem Atlas zu Durán (Tratado 2, Lam. 8), den ich schon in meiner ersten Mittheilung namhaft gemacht habe, für die Deutung des Wiener Schmucks mit demselben Rechte zum Vergleich herbeigezogen werden dürfen, wie der Kopfschmuck apanecayotl des Gottes Tezcatlipoca der Handschrift der Biblioteca Nazionale, liegt auf der Hand. Denn den hufeisenförmigen Ausschnitt, worauf Uhle so besonderes Gewicht legt, zeigt ja doch der Wiener Schmuck vermuthlich nur in Folge seiner unvollständigen Erhaltung, weil ihm der goldene Schnabel, der ursprünglich an der Stirnseite vorhanden war, abhanden gekommen ist. Man kann vielleicht noch weiter gehen. Der jetzt im Wiener Museum aufbewahrte Schmuck hat sich in der Ambraser Sammlung zusammen mit einem Federwamms (ain Mörischer Roekh), einem Federschild (ain Rundell Von Roten federn), einem Federbusch (ein mörischer Feder Puschen, so aim Ross auf die Stirn gehört) und einem Federfächer (ain Wedler von Federn)

Figur 17.

1) Zeitschrift für Ethnologie XXI, 1889, S. 63.

2) Ebend. XXIII, 1891, S. 132. Dr. Uhle führt S. 151 eine Abbildung aus dem aztekischen Text der Florentiner Sahagun-Handschrift an, wo man neben einander den cuextecatl mit seiner spitzen Mütze auf dem Kopfe, und eine solche spitze Mütze, quetzalcopilli, an der Stange auf dem Rücken getragen sieht.

3) Hrn. Uhle gegenüber bemerke ich, dass es mir nicht eingefallen ist, den Ausdruck tzontli „Haare“ auf die patzactli, Devisen, zu beziehen. Ich habe in meiner Abhandlung von 1891 deutlich die tzontli als „Federkronen“, die patzactli als „kammförmige, auf dem Rücken getragene Devisen“ bezeichnet.

befunden, von denen sich der Federfächer und der Federschild nachträglich noch gefunden haben[1]). All das sind Stücke, die zum Ausputz vornehmer mexikanischer Krieger gehörten. Denn der „Federbusch, so einem Ross auf die Stirn gehört", ist ohne Zweifel wohl ein aztaxelli gewesen, — ein Federbusch, den die mexikanischen Krieger, wenn sie zum Tanz gingen, hinten in den Haarschopf steckten. Dieser Federbusch und der Federfächer bildeten gewissermaassen die Civiltracht (Festtracht). Und Rückendevise, Federwamms und Federschild die Militärtracht. Wenn man also mit Muthmaassungen vorgehen will, so ist es zunächst als wahrscheinlich zu bezeichnen, dass der Wiener Schmuck eine Kriegerdevise war. Und ist dies der Fall, so sind gewiss der Axayacatl des Codex Cozcatzin und der Bilimek'sche Krieger mit grösserem Rechte zum Vergleich heranzuziehen, als der Gott der Handschrift der Biblioteca Nazionale.

Indess, wie gesagt, das sind nur Muthmaassungen. Die archäologischen Erwägungen führen nicht zum Ziel. Da es nun an historischen Zeugnissen fehlt, — denn die Catalog-Notiz „ain mörischer Huet" darf doch kaum als ausschlaggebend betrachtet werden, — so ist die Sache an diejenige Instanz zu verweisen, bei der sie, wie ich jederzeit hervorgehoben habe, von Anfang an lag, an die Untersuchung des Gegenstandes selbst. v. Hochstetter ist der einzige gewesen, der den Wiener Schmuck in Bezug auf seine Construction wirklich untersucht hat. Frau Nuttall hat nur mit einem Modell operirt. Gegen v. Hochstetter hat Frau Nuttall geltend gemacht, dass der Bruch der Versteifungen ihn bei seinen Experimenten mit dem Original die Möglichkeit der Verwendung als Kopfaufsatz nicht erkennen liess. Zuzugeben ist der Frau Nuttall, dass die Beschränkung der Querversteifungen auf die Seitentheile ein Umbiegen der letzteren indicirt. Das ist aber auch bei Zugrundelegung der v. Hochstetter'schen Deutung verständlich. Unzweifelhaft liegt dem Schmuck die Idee eines Vogels mit ausgebreiteten Schwingen zu Grunde. Durch diese Art der Versteifung war eine Bewegung der Schwingen ermöglicht. Endlich nimmt Frau Nuttall für ihre Theorie in Anspruch, dass nach v. Hochstetter's eigener Angabe zwischen den Netzen, die die Grundlage der Vorderseite und der Kehrseite des Schmuckes bildeten, eine taschen- oder kapuzenförmige Oeffnung vorhanden war, gerade so gross, dass ein Kopf darin Platz hatte. Aber auch hier giebt v. Hochstetter eine vollständig befriedigende Erklärung, indem er sagt, dass nach seiner Auffassung diese Tasche zur Aufnahme des oberen Theils der Tragstange diente. Während demnach in diesen Verhältnissen keine Gründe liegen, die zur Annahme der Nuttall'schen Deutung nöthigen, sind zwei Umstände vorhanden, die meiner Ansicht nach von Frau Nuttall nicht genügend in Betracht gezogen sind. Das eine ist die Unvollständigkeit des Schmuckes. Nach der ältesten Catalog-Notiz hat sich vorn an der Stirnseite ein goldener Schnabel befunden. So lange man nicht weiss, wie dieser angebracht war, und ob er nicht die ganze Stirnbreite umfasste, haben die Untersuchungen über die Möglichkeit des Umbindens um den Kopf keinen Zweck, sie würden doch nichts wirklich beweisen. Ferner hat v. Hochstetter festgestellt, dass auch die Rückseite des Schmuckes mit Federn bedeckt war, die, gleich denen der Vorderseite, einem feinen Netze eingeknüpft waren. Das ist verständlich, wenn es ein in der Hauptsache flächenartiger Schmuck war. Bei einer um den Kopf gebundenen Krone wäre es zum mindesten ein grosser Luxus gewesen. Vor allem aber müsste man in diesem Falle er-

1) Vergl. Franz Heger. Annalen des K. K. Naturhistorischen Hofmuseums, Bd. VII, Heft 4.

warten, an dem hinteren Netze irgend welche Vorrichtungen anzutreffen, die das Einfalten desselben bei dem um den Kopf Binden regulirten. Das Fehlen solcher spricht gegen die Nuttall'sche Deutung.

Von dem, was auf dem Blatt des Codex Cozcatzin (Fig. 1) zu sehen ist, habe ich ein Stück noch nicht besprochen, das ist der grosse radförmige Schmuck, der hinter dem Rücken der Axayacatl-Figur zur Linken zu sehen ist. Ich halte auch diesen Schmuck für exotischen Ursprungs, für einen mit dem Xipe-Costüm übernommenen Schmuck. Man kann zunächst zweifeln, wie man sich diesen Schmuck getragen vorzustellen hat, ob in senkrechter Richtung am Schaft befestigt, wie eine Art beweglichen Kammes, oder ob er als horizontal über den Rücken fallender Riesenkragen zu denken ist. Ich möchte mich für die letztere Annahme entscheiden. Denn dergleichen horizontale kragenförmige Federschmucke wurden in der Tierra caliente vielfach, und besonders auch in der pacifischen Tierra caliente getragen. Vergl. die Fig. 18 aus Cod. Tell. Rem., die einen Angehörigen der unbezwungenen Stämme von Jalisco darstellt, gegen welche Pedro de Alvarado zu Felde zog. In Oaxaca habe ich ein Paar aus dem Districte Zimatlan stammende Thonfiguren (Mann und Frau) gesehen, die mit einem riesigen aureolenartigen Federkopfputz einen anderen Federschmuck verbinden, der hinten die Lendengegend kragenartig umgiebt (vergl. Fig. 19). Ich möchte diese Figuren um so eher in Vergleich

Figur 18.

Figur 19.

Cod. Boturini.

Hist. Mexic.
Coll. Aubin-Goupil.

ziehen, als beide auf der Mitte des Gürtels eine Maske tragen, und das ist eine Eigenthümlichkeit, die auch der von mir vorhin zum Vergleich herbeigezogene, den macpallo chimalli führende Xolotl [?] (Fig. 5), sowie sämmtliche anderen männlichen und weiblichen Figuren dieses Blattes, zeigen.

Die Frage der Federschmucke ist eine complicirte, ihre Deutung nicht immer eine leichte, weil diese Abzeichen und das ganze politisch-hierarchische System der Mexikaner mit den religiösen Vorstellungen und dem Cultus zusammenhängen und in vielhundertjähriger Entwickelung, unter fortwährender Berührung und im Austausch mit verwandten und fremden Culturen entstanden sind. Für das im engsten Sinne mexikanische Gebiet wird die Basis immer das Sahagun-Capitel bleiben, das ich in meiner vorigen Abhandlung in seinem wesentlichen figürlichen und sonstigen Inhalt wiedergegeben habe. An dem dort Vorgetragenen habe ich bis heute wenig zu ändern gefunden. Aber erweitern würde sich der Ueberblick beträchtlich, wenn über diese Verhältnisse von den anderen Nationen Mexico's Quellen von ähnlicher Zuverlässigkeit und ähnlicher Vollständigkeit vorhanden wären. Dass solche sich finden, ist leider kaum je zu erwarten. —

Hr. R. Virchow erinnert an die in der Sitzung vom 20. Februar 1892, S. 118 vorgelegten Mittheilungen von Burmeister über die altmexikanischen Bildtafeln im National-Museum zu Buenos Aires, aus welchen der bewährte Beobachter den Schluss ableitete, dass der fragliche Federschmuck als Sonnenschirm oder Fliegenwedel gebraucht sei. Bei der weiteren Diskussion dürfte dieser Deutung wohl etwas mehr Berücksichtigung zu schenken sein. Ob sie auf alle erörterten Fälle zutrifft, möge ja zweifelhaft sein, aber die Erfahrung mit den ägyptischen Geräthen ähnlicher Art mache es doch wahrscheinlich, dass sie nicht einfach zu ignoriren sei. —

(17) Hr. Ehrenreich hat in einem Briefe, d. d. Calcutta, 23. September 1892, an Prof. Grünwedel über den bisherigen Verlauf seiner Reise berichtet. Seine Reiseroute war bis jetzt: Bombay, Baroda, Ahmadábád, Dschaipur, Dehli, Agra, Lakhnau, Benares, Calcutta. Von Calcutta aus machte er einen längeren Ausflug nach Dardschiling. Er wollte dann nach Mandalay gehen. —

(18) Das correspondirende Mitglied, Hr. Dr. Gerlach in Hongkong, hat auf Dr. Jagor's Veranlassung eine grössere Anzahl

chinesischer Flugblätter

eingesandt. Es sind meistens bildliche Darstellungen neuer politischer Ereignisse: Angriff der Franzosen auf die Befestigung von Kelung, Formosa; Gefangennahme eines französischen Offiziers; Canton mit den Befestigungen; Karte des Minflusses; Angriff der französischen Kriegsschiffe durch die Feuerflösse der Chinesen; Kriegskarte von Tongking u. s. w.); ferner einige Proclamationen des Vice-Königs der Provinz Canton, darunter eine, in welcher Geldbelohnungen auf die Gefangennahme oder Tödtung französischer Offiziere ausgesetzt sind. —

(19) Hr. Lissauer legt

zwei neolithische Knochengeräthe

vor: ein pfriemenähnliches Geräth (Fig. 1) und eine Nadel (Fig. 2), welche ihm Hr. Rittmeister Retzlaff auf Roschütz, Kreis Lauenburg in Pommern, zur Ansicht

Figur 1.

Figur 2.

und Demonstration freundlichst übersandt hat. Beide Stücke wurden auf dem Gute Roschütz beim Abfahren eines „Mergellagers" in einer Tiefe von 10 Fuss unter der Oberfläche von den Arbeitern neben einander liegend gefunden. Das Mergellager befand sich am Abhange eines Berges und grenzte an ein Torfbruch,

dieses wiederum an den Roschützer See; der „Mergel" erwies sich bei näherer Untersuchung als eine recente Ablagerung von Kalktuff, der nach der gütigen Bestimmung des Hrn. Prof. v. Martens hauptsächlich eine nicht näher zu bestimmende Limnäen-Art einschloss.

Das pfriemenartige Geräth ist aus dem Metatarsus eines Elch, die Nadel aus dem Knochen einer Bos-Art gemacht, wie Hr. Prof. Nehring freundlichst bestimmt hat.

Da nun das Elch noch in historischer Zeit dort gelebt hat, — bekanntlich ist es erst am Ende des vorigen Jahrhunderts aus Preussen verschwunden —, so ist weder aus der Lagerstätte noch aus dem Material dieser Geräthe ein Schluss auf das Alter derselben gestattet. Dagegen spricht die Form und vor Allem die Bearbeitung der Knochen für ihre neolithische Zugehörigkeit.

Die Nadel (Fig. 2), welche der Finder an mehreren Stellen frisch angeschnitten hat, ist spindelförmig, an einem Ende spitz, am andern stumpf, aber nicht drehrund, sondern mehr platt, auf einer Seite sogar kantig und hat eine Länge von 182 *mm*; sie ist schön polirt und zeigt sehr viele, in der Längsaxe verlaufende, mehr oder weniger convergirende Kritze oder „Schabelinien", welche offenbar von der Bearbeitung herrühren. Das grössere Geräth (Fig. 1) ist weniger gut polirt und zeigt noch die natürliche Form eines der Länge nach gespaltenen Metatarsusknochen, so dass auf der einen Seite die halbe Markhöhle, auf der andern die natürliche Vertiefung der äusseren Oberfläche mit einander correspondiren; das eine Ende ist zugeschärft und etwas zugespitzt, das andere zeigt noch die Form und Breite des Gelenkendes; die grösste Länge beträgt 190 *mm*. Auch dieses Geräth ist an mehreren Stellen von dem Finder angeschnitten worden.

Betrachtet man nun sorgfältig die Spaltflächen des grösseren pfriemenartigen Geräthes, so sieht man, abgesehen von den frischen, mit dem Messer abgeschnitzten Stellen längs der Ränder kleine, unregelmässige, absatzweise erzeugte Schnittflächen, welche kleine Vertiefungen bilden, in denen der Knochen wahrscheinlich mit einem Keile gesprengt worden ist; wenigstens sind in der Tiefe zu beiden Seiten der Markhöhle deutlich abgesplitterte Bruchflächen zu erkennen. An dem Ende, an welchem das Geräth zugeschärft worden, sieht man ferner auf beiden Flächen, wie auf den Rändern, eine Reihe unregelmässiger, mehr oder weniger convergirender oder sich kreuzender Schrammen und Striche, wie wir sie an den Werkzeugen und Schmucksachen der Steinzeit durch die Bearbeitung mittelst des Feuersteins erzeugt finden. Diese Zeichen der Feuerstein-Einwirkung, diese Schabelinien, wie Virchow sie nennt, sind besonders deutlich an der Nadel zu erkennen. Wir werden daher wohl annehmen dürfen, dass diese Geräthe aus einer Zeit stammen, in der man noch keine Metallwerkzeuge besass. Was nun ihre Bestimmung betrifft, so erregt der Umstand, dass sie zusammenliegend gefunden wurden, die Vermuthung, dass sie auch zu einem Zweck gedient haben, nehmlich zum Netzstricken. Allein Versuche, die ich damit habe machen lassen, ergaben, dass hierfür die Nadel zwar sehr geeignet, das grössere Geräth aber unbrauchbar sei, weil das Garn daran nicht fest aufgewickelt werden kann; indess schliesst das nicht aus, dass man sich dennoch damit zu helfen verstanden hat. Die zugeschärfte Schneide und Spitze spricht indessen mehr dafür, dass das Werkzeug vorzüglich zum Schaben, wie beim Ablösen der Felle oder des Fettes, als Löser, vielleicht auch als Pfriemen gebraucht worden ist; wahrscheinlich aber hat es zu den verschiedensten Zwecken in jener so werkzeugarmen Zeit gedient.

Ein fast ganz gleiches Geräth hat Virchow vom Rinnekaln in Livland beschrieben (diese Verhandl. IX, S. 405), nur ist dasselbe nach der Abbildung unten

mehr zugespitzt und daher sicher als Pfriemen gebraucht worden. Auch im hiesigen Museum für Völkerkunde befinden sich ähnliche Knochenwerkzeuge aus Alasca, welche sämmtlich als Löser zum Ablösen des Fettes und der Felle von den Indianern gebraucht werden. Endlich sei hier noch auf ein Knochengeräth verwiesen, welches zwar von anderer Form, aber in gleicher Tiefe ebenfalls unter einer Süsswasserablagerung bei Neu-Strelitz gefunden worden ist und wahrscheinlich zum Netzflechten gedient hat: dasselbe ist in diesen Verhandl. 1871, S. 3f. und 1872, S. 4 beschrieben und abgebildet. —

(20) Hr. F. W. K. Müller legt eine

Modellsammlung von Waffen aus Atjeh

vor. Die in Aussicht genommene Beschreibung derselben ist vorläufig zurückgestellt worden, da sich, nach gütiger Mittheilung des Hrn. Sanitätsrathes Dr. Bartels, hier in Berlin eine Sammlung atjehischer Waffen befindet, die berücksichtigt werden muss. —

(21) Hr. F. W. K. Müller bespricht

ein japanisches Saṃsâra-Bild.

Dieses Referat wird in dem in Leiden erscheinenden „T'oung-pao" veröffentlicht werden. —

(22) Es wird das soeben erschienene Werk der HHrn. Schmeltz und Declerq über Neu-Guinea vorgelegt. —

(23) Hr. Waldemar Belck berichtet über

archäologische Forschungen in Armenien.

Hr. Virchow hat während der letzten 4 Jahre, hier sowohl, wie auch auf verschiedenen Wanderversammlungen der deutschen anthropol. Gesellschaft, wiederholt Gelegenheit genommen, über einige der interessantesten Funde, die sich bei den von mir geleiteten Ausgrabungen auf transkaukasischen Gräberfeldern ergeben hatten, zu berichten. Ich darf es demnach vielleicht als Ihnen nicht ganz unbekannt voraussetzen, dass ich vom Sommer des Jahres 1888 ab bis zum Frühjahr 1891 auf Veranlassung des Hrn. Virchow mich, soweit es mein Beruf als Chemiker und Electrotechniker zuliess, der Exploitirung der zahlreichen prähistorischen Gräberfelder befleissigte, welche sich in der Umgebung des Siemens'schen Kupferwerkes Kedabeg (Gouvernement Elisabethpol, Transkaukasien), zumal bei der Zweighütte Kalakent, vorfinden. Im Laufe der Zeit habe ich dort mehr als 300 der jüngeren Bronzezeit, bezw. der älteren Eisenzeit angehörende Gräber freigelegt und ausgeräumt. Ich benutze gern die Gelegenheit es dankbar anzuerkennen, dass mein damaliger Chef, unser verewigter Werner v. Siemens, diese Arbeiten nicht nur bereitwilligst gestattete, sondern auch durch den Kedabeger General-Director, Hrn. William Bolton, in liberalster Weise unterstützen liess. Der frühzeitige Tod des genialen Mannes ist, wie auf vielen anderen Gebieten der Wissenschaft, so auch für die Archäologie um so mehr zu bedauern, als er schon seine Bereitwilligkeit bekundet hatte, die auf Grund der Kedabeger Ausgrabungs-Resultate von dem Vortragenden in Aussicht genommenen, auf eine erschöpfende

archäologische Untersuchung Armenien's abzielenden Forschungen ideell und materiell nach Kräften zu fördern.

Es liegt nicht in meiner Absicht, schon jetzt hier näher auf die Resultate jener Kedabeger Ausgrabungen, deren Bearbeitung in der Hauptsache unser bewährter Altmeister, Hr. Virchow, sich vorbehalten hat, einzugehen; ich komme heute auf dieselben nur deshalb und insoweit zurück, als sie die Veranlassung wurden zu der Reise, die ich Ihnen in kurzen gedrängten Zügen sogleich schildern werde.

Allgemein will ich zunächst bemerken, dass die Form der dortigen Gräber fast ausnahmslos dem Typus der sogen. Steinkisten angehört, deren Grössenverhältnisse ausserordentlich variiren. So wechselt ihre Länge von 1,40—5,50 *m*, die Breite von 0,60—2,80 *m*, die Tiefe von 0,40—3,1 *m*, und der Cubikinhalt von 0,4 *cbm* bis zu mehr als 45 *cbm*! Die Seitenwände, wie auch die Decke der Steinkisten bestehen aus einer oder mehreren Platten, von denen einzelne 8000 bis 10 000 *kg* und noch mehr Gewicht erreichen! Besonders hervorzuheben ist, dass die Himmelsrichtung der Gräber eine durchaus willkürliche ist.

Unter den von mir Hrn. Virchow übersandten, jenen Gräberfeldern entstammenden Fundobjecten war nun von ganz besonderem Interesse eine Reihe schön verzierter Gürtelbleche, welche dort recht häufig vorkamen und als eine besondere Eigenthümlichkeit der Bevölkerung jenes Gebietes erscheinen. Wenngleich es bei dem meist sehr verwitterten Zustande dieser Gürtelbleche mir auch bei äusserster Vorsicht nur selten gelang, grössere Stücke für die Wissenschaft zu retten, so genügen doch die vorliegenden Exemplare, um einen Ausblick in eine hochentwickelte Industrie zu eröffnen. Häufig genug sind es einfache Wellenlinien oder vielfach verschlungene Spiralen, die mit bewundernswerther Genauigkeit und Feinheit auf der Bronze eingravirt sind, so zart und schön, dass das Ganze wie hingehaucht erscheint, und dabei wieder von einer Regelmässigkeit, dass man kaum mit unseren besten heutigen Maschinen etwas Vollkommeneres liefern könnte. Noch weit mehr aber wird die Aufmerksamkeit gefesselt durch solche Gürtel, die bedeckt sind mit zahlreichen, ebenfalls sehr fein ausgeführten Zeichnungen, theils wirklich existirender, theils rein phantastischer Thiere, für deren Formen sich Analoga in den Ausgrabungsfunden des übrigen Kleinasien's bisher nicht gefunden haben. Hr. Virchow hat von einzelnen dieser Gürtelbleche Zeichnungen anfertigen lassen, von denen ich mir erlaube Ihnen einige vorzulegen. Unter den von mir während der letzten Campagne zu Tage geförderten Gürtelblechen befand sich eines, dessen Gravirung eine vollständige Jagdscene, — ein von vielen Hunden umgebener Jäger verfolgt eine Reihe verschiedenartiger, sehr phantastischer Thiere, — vorstellt, worüber Hr. Virchow wohl demnächst Ausführlicheres publiciren wird.

Auch an anderen sehr interessanten und theilweise ganz eigenartig gestalteten Objecten ist die von mir zusammengebrachte Sammlung nicht arm. Ich erwähne u. A. und lege Ihnen zur Ansicht vor mehrere sehr elegant gearbeitete Pferdegebisse aus Bronze (Fig. 1), grosse Email-Knöpfe mit eingelegten, verschiedenfarbigen Feldern, die als Kopfschmuck für Pferde dienten, einen sehr schön verzierten Commandostab (Fig. 2), dessen Metallcomposition noch erst durch Analyse zu eruiren ist, endlich mehrere ganz eigenthümliche Waffen, so z. B. ein zweizinkiges bronzenes Instrument (Fig. 3), das einer Heugabel täuschend ähnlich sieht, und dessen Oeffnung zwischen den Zinken der normalen Halsdicke des Menschen sehr gut entspricht, u. A. mehr (Fig. 4). Wenn ich noch hinzu füge, dass mehrere schön gearbeitete Bronze-Schwerter, -Streitäxte, -Lanzenspitzen und -Pfeile, ferner

Figur 1. 1/3

Figur 2. 1/2

Figur 3. 1/3

Figur 4. 1/1

sehr zahlreiche Bronzedolche — nicht zu gedenken der vielen eisernen Waffen — neben etwa 30 000 der verschiedenartigsten, in mehr als 100 Arten differirenden Perlen, gegen 1000 Armringen (aus Bronze, Silber, Eisen, Kupfer und sogar reinem Zinn) und zahllosen anderen Schmuckgegenständen, sich in jenen Gräbern vorfanden, so werden Sie es begreiflich finden, dass mich die Frage: „Wer waren die Verfertiger aller dieser, fast ausnahmslos sehr schön und elegant gearbeiteten Sachen, welcher Nation gehörten Sie an?" lebhaft beschäftigte.

Ich vermuthete als Träger dieser hervorragenden Cultur die ältesten Bewohner Armenien's, jene sagenhaften Nachkommen des biblischen Haik, welche Moses von Chorene, der älteste armenische Geschichtsschreiber (etwa 440 n. Chr.), zur Zeit des Bel und der Semiramis dort einwandern lässt, und welche die Vorfahren der heutigen Armenier repräsentiren. Und da nun auch Hr. Virchow für die Aufhellung dieser Frage besonders lebhaftes Interesse bekundete, so beschloss ich dieselbe dadurch zu entscheiden, dass ich nach den durch die Ueberlieferung selbst als älteste Wohnsitze dieses Volkes anerkannten Orten hinreiste und dort vorhandene prähistorische Gräber öffnete, um durch Vergleichung der Fundobjecte meine Vermuthung im positiven oder negativen Sinne entscheiden zu können. Als solche uralten Plätze galten vor Allem die Umgebung des Van-Sees und die Stadt Van selbst, dann aber auch die Gegend von Eriwan, speciell Armavir, die angeblich älteste armenische Königsstadt. Ich will gleich vorweg bemerken, dass ich damals — im Jahre 1891 — mit der Keilschriftforschung selbst, zumal aber mit ihren auf das altarmenische Reich, das Van-Reich, oder, wie es assyrisch-babylonisch heisst, Urartu, bezüglichen neueren Ergebnissen gar nicht vertraut war. Somit hatte ich auch keine Kenntniss davon, dass wenige Jahre zuvor durch die Bemühungen Sayce's zum ersten Male ein erfolgreicher Versuch gemacht worden war, die Geschichte jenes Van-Reiches aus dem mehr als $2^1/_2$ Jahrtausende währenden Dunkel auf Grund der vannischen Keilinscriptionen wieder aufzuhellen. Da nun die Armenier, wie aus jenen Inschriften zu folgern ist, nicht gut vor 650 v. Chr. in ihre heutigen Wohnsitze eingewandert sein können, die in Frage stehenden prähistorischen Gräber aber einer weit älteren Zeit angehören, so war meine damalige Vermuthung, sie als die Träger der betr. Cultur anzusehen, naturgemäss eine irrige. Dagegen konnten letztere sehr wohl in den Bewohnern des alten Van-Reiches, den Urartäern, bezw. pontischen Chaldäern, wie Hr. Dr. Lehmann und ich sie anfänglich genannt haben, zu suchen sein, worüber in jedem Falle in der Nähe von Van vorzunehmende Ausgrabungen Aufschluss geben mussten [1]).

Demgemäss traf ich vor meinem Weggange von Kedabeg alle Vorbereitungen für die geplante Bereisung Armenien's, die bei der so sehr gebirgigen Natur des zu erforschenden Gebietes naturgemäss nur zu Pferde erfolgen konnte. Meine Freunde in Tiflis, vor allen Se. Excellenz N. K. v. Seidlitz, der Chef des statistischen Amtes für den gesammten Kaukasus, versorgten mich reichlich mit Empfehlungen für den russischen Theil Armenien's, während der liebenswürdige deutsche Consul daselbst, Hr. v. Saldern, mir für alle Eventualitäten Empfehlungs-

---

1) Da durch die Benennung der Urartäer als „pontischer Chaldäer" leicht die irrthümliche Ansicht hervorgerufen werden könnte, als ob jenes Volk schon zur Zeit der Existenz des Reiches Biaina-Urartu seine Wohnsitze hauptsächlich in der Nähe des Pontus gehabt habe, so will ich fortan, einer Anregung des Hrn. Dr. Lehmann und dem Beispiel u. A. des Hecataeus (s. Stephanus von Byzanz, ed. Meineke, p. 680) folgend, zur Vermeidung von Missverständnissen die alte Van-Bevölkerung und deren Gebiet als „Chalder" und „Chaldia" bezeichnen (vergl. diese Verhandlungen 1892, S. 487).

briefe an den Kronprinzen von Persien beschaffte. Für die Türkei erhielt ich durch die bereitwillige Vermittelung des Hrn. Virchow und unseres Auswärtigen Amtes Teskerés der türkischen Regierung an die in Frage kommenden Walis. Mit allem sonst Nothwendigen, zumal den erforderlichen Pässen, wohl versehen, brach ich am 24. April (6. Mai) 1891 von unserer Zweighütte Kalakent mit 4 Pferden und in Begleitung eines deutschen Dieners und Dolmetschers, Namens Friedrich Bommersheim, auf. Letzterer, ein geborner Hesse, aber seit seinem dritten Lebensjahre im Kaukasus aufgewachsen, sprach nicht weniger als neun Sprachen: georgisch, imeretinisch, tatarisch, farsisch, türkisch, griechisch, armenisch, russisch und deutsch, und leistete mir, zumal im Anfang der Reise, um so wichtigere Dienste, als ich, trotz eines fast dreijährigen Aufenthaltes in Kedabeg, bei dem steten und fast ausschliesslichen Umgange mit Deutschen, kaum mehr als die allernothwendigsten russischen Brocken erlernt hatte.

Wir ritten zunächst nach dem Siemens'schen Kobaltwerk Daschkessan und von dort am anderen Tage zu einem kurzen Besuche des nahe gelegenen, von den Armeniern für ausserordentlich alt ausgegebenen Klosters Kuschy. Ich will hierbei gleich bemerken, dass ich, soweit es der eigentliche Zweck der Reise gestattete, meine Untersuchungen nach Möglichkeit auch auf andere wissenschaftliche Gebiete erstreckte. Ich habe auf diese Weise im Laufe der achtmonatlichen Reise in meinen Tagebüchern ein nicht unbedeutendes geographisch-statistisch-ethnographisches Material zusammengetragen. In den Gebieten nördlich vom Araxes, speciell in den Gouvernements Elisabethpol und Eriwan, verfolgte ich noch zwei besondere, archäologische Zwecke: einerseits suchte ich nach Möglichkeit aus vorhandenen Inschriften das Alter der dort existirenden Klöster zu bestimmen, um daraus eventuell einen Anhalt zu gewinnen für die Zeit, in welcher das Christenthum in diesen Gebieten eine wurzelkräftige Ausdehnung gewonnen hatte; andererseits richtete ich mein Augenmerk auf das Vorkommen von Keilinschriften, um dergestalt die nördliche Verbreitungsgrenze derselben festzustellen.

Bezüglich des ersteren Punktes will ich vorweg mittheilen, dass ich zu irgend welchen definitiven Ergebnissen nicht gekommen bin, auch nach Lage der Sache nicht kommen konnte. Denn entweder schenkt man den erst in weit späterer Zeit niedergeschriebenen, oft mehr als märchenhaften Kloster-Chroniken Glauben, und dann sind weitaus die meisten der armenischen Klöster bereits von den Aposteln, resp. den Apostelschülern gegründet und erbaut worden, wobei die Klosteräbte das auffallend jugendliche Aussehen der Bauten in sehr einleuchtender Weise mit öfterer Zerstörung durch Tataren, Türken, Perser oder gar die gefürchteten Lesghiner, und darauf erfolgten Neubau erklären. Oder man hält sich an die thatsächlich vorhandenen Inschriften, welche alle diese Klöster nördlich vom Araxes zwischen 800 und 1000 nach Chr. erbaut werden lassen. Da nun unzweifelhaft auch schon vorher in diesen Gebieten zahlreiche, in ihren Ruinen mitunter noch nachweisbare Klöster existirt haben, welche augenscheinlich in den Kriegsstürmen des VII. bis X. Jahrhunderts zerstört und später wieder aufgebaut worden sind, so ist an eine authentische Beantwortung der oben erwähnten Frage heute nicht mehr zu denken.

Dagegen empfiehlt sich der Besuch und die genaue Durchforschung dieser Klöster für die Geschichtsforscher aus anderen Gründen ausserordentlich. Die auf der Aussen- und Innenseite derselben angebrachten, sehr zahlreichen und häufig genug sehr langen Inschriften enthalten, trotz ihres lediglich auf das betr. Kloster bezüglichen Inhaltes, eine grosse Fülle historischen Materials, das, in geschickter Weise benutzt, über viele der damaligen armenischen Kleinstaaten, ihre Geschichte,

Verfassung, Herrscher und Feldherren, sowie in mancher Beziehung auch über das culturelle Leben jener Zeit helles Licht zu verbreiten geeignet ist. Die armenischen Gelehrten selbst haben die Wichtigkeit dieser Inschriften längst begriffen und sich schon seit längerer Zeit darum bemüht, dieselben, nach der altarmenischen Provinzial-Eintheilung gesondert, zu sammeln und durch Druckveröffentlichung allgemein bekannt zu machen. Eines der besten derartigen Werke ist das von Léon Alischan, das aber noch bei Weitem an Gründlichkeit und Ausstattung übertroffen wird durch das Prachtwerk des kürzlich verstorbenen Pariser Armenologen Sarkissian; in beiden Fällen ist nur zu bedauern, dass alle Veröffentlichungen lediglich in armenischer Sprache erfolgen, somit für die Mehrzahl der Geschichtsforscher so gut wie unzugänglich sind. So verdienstvoll nun die Arbeiten dieser Gelehrten auch sind, so ist doch von einer erschöpfenden Behandlung des vorhandenen Stoffes keine Rede, namentlich sind die sehr zahlreichen Inschriften der Klöster in Türkisch-Armenien nur zum kleineren Theile oder gar nicht darin enthalten, was sich zur Genüge durch die von der türkischen Regierung solchen Arbeiten bereiteten Schwierigkeiten erklärt.

Aber auch nach einer anderen Richtung hin empfiehlt sich für den Gelehrten der Besuch dieser Klöster, nehmlich wegen der in ihnen aufgespeicherten Schätze der altarmenischen Literatur. Es ist unglaublich, in welch' elendem, gänzlich verwahrlostem Zustande sich fast alle diese mehr oder minder umfangreichen Bibliotheken befinden. Es ist schon als rühmlich hervorzuheben, wenn die kostbaren, unersetzlichen Manuscripte, — denn fast nur um solche handelt es sich hierbei, — nicht in einer abgelegenen dunklen Kammer in wüstem Durcheinander verschimmeln, vermodern und durch den Zahn der Zeit und die noch schärferen Zähne von Mäusen, Ratten oder allerlei schädlichen Insekten einer allmählichen, aber sicheren Zerstörung entgegengehen. Von einer zweckdienlichen Catalogisirung dieser Schätze ist nirgends die Rede, selbst in Etschmiadzin nicht, dessen mehr als 3000 Handschriften sich zwar seit einigen Jahrzehnten in guten Bibliotheksräumen geordnet befinden, anscheinend auch schön catalogisirt, trotzdem aber zum weitaus grössten Theile ihrem Inhalte nach auch heute noch völlig unbekannt sind. Kommt es doch auch dort sehr häufig vor, dass bei besonders dickleibigen Folianten, — wie sie in vielen armenischen Klöstern bis zu 50 und mehr Kilo Gewicht vorhanden sind, — der Catalog nicht einmal die Titel der in diesen Bänden ganz regellos zusammengefassten Manuscripte angiebt! Und dabei befindet sich die berühmte Bibliothek von Etschmiadzin in einem geradezu musterhaften Zustande gegenüber denjenigen anderer Klöster! Dem entsprechend finden sich in diesen Klöstern noch zahlreiche ungehobene und unvermuthete Schätze, deren Bearbeitung den Literarhistorikern und Philologen noch für viele Jahrzehnte lohnende Beschäftigung liefern dürfte. —

Nach dieser kurzen Abschweifung kehre ich zu meiner Reiseroute zurück.

Nachdem ich in Kuschy aus vorhandenen Inschriften festgestellt hatte, dass dieses Kloster erst im Jahre 989 erbaut worden war, ritt ich noch an demselben Abende bis nach Helenendorf weiter. Es ist dieses eine Colonie schwäbischer Bauern, die im Jahre 1818 aus religiösen Gründen ihre deutsche Heimath verliessen, hier, etwa 7 Werst von Elisabethpol entfernt, von der russischen Regierung angesiedelt wurden und es, nach Erduldung vieler Widrigkeiten, jetzt fast ausnahmslos zu blühendem Wohlstande gebracht haben. Ich wurde von Hrn. Ch. Vohrer, dem reichsten der dortigen Besitzer, mit ächt deutscher Gastfreundschaft aufgenommen. Hr. Vohrer ist durch seine glücklichen Handels- und gewerblichen Unternehmungen mehrfacher Millionär und ein Mann von hervor-

ragendem Einfluss geworden. Er war mir in liebenswürdigster Weise bei der Erlangung einer „otkrity list“ (offenes Empfehlungsschreiben an alle Behörden) seitens des Gouverneurs von Elisabethpol behülflich. Da ich mich fünf Tage in Helenendorf aufhielt, fand ich genügende Gelegenheit, den prähistorischen Verhältnissen der dortigen Gegend, der Kura-Ebene, einige Aufmerksamkeit zu widmen. Erst kürzlich hatten dort mehrere Helenendorfer Bauern den Armeniern aus Elisabethpol ein grösseres Stück Land, — zu 500 Rubel pro Dessjatine; als die Schwaben hinkamen, konnten sie jede beliebige Anzahl von Dessjatinen zu 5 Rubel kaufen! — abgekauft und begonnen, das Terrain, welches zahlreiche, niedrige, anscheinend natürliche Hügel aufwies, für die Anlage von Weingärten zu planiren. Dabei hatte sich herausgestellt, dass diese Hügel künstlich angelegt worden waren und in ihrem Innern eine beträchtliche Zahl von Steinkisten-Gräbern beherbergten, die nach ihrem Bau und den darin angeblich gemachten Funden ganz analog den Gräbern des Kedabeger Gebietes waren. Da derartige niedrige Hügel äusserst zahlreich in jenem Theile der Kura-Ebene vorkommen, will ich hiermit die Aufmerksamkeit der Forscher auf dieselben hingelenkt haben.

In einer anderen, nur etwa 30 *km* westlich von Helenendorf belegenen deutschen Colonie, Annenfeld, war vor mehreren Jahren beim Bau eines Hauses von dem dortigen geistlichen Lehrer Koch ein Depotfund von sehr schön gearbeiteten Feuerstein-Messern gemacht worden. Von den ursprünglich vorhanden gewesenen, — angeblich mehrere 100 Stück, — rettete Hr. Koch etwa 40 für die Wissenschaft und schickte ein Exemplar davon auch Hrn. Virchow ein [1]).

Als ich nun auch in Helenendorf nach etwa gemachten Funden von Steinwerkzeugen forschte, präsentirte mir Hr. Lehrer Kirchhofer eine grosse Anzahl von mehr oder weniger gut gearbeiteten Steinhämmern, die er in einem nahe gelegenen, uralten Steinbruch unter dem Schutt gefunden hatte. Er gestattete mir, die besten Exemplare seiner Sammlung für Hrn. Virchow, der, wie ich hier gleich bemerken will, überall, wo ich hinkam, sowohl in russisch wie in türkisch Armenien, von Renommée sehr gut gekannt war, auszuwählen. Bei einem späteren Besuche jenes Steinbruches war ich dann selbst so glücklich, in ganz kurzer Zeit drei dieser Steinhämmer in dem Schutt aufzufinden, und es ist unzweifelhaft, dass sich dieselben noch äusserst zahlreich dort vorfinden werden. Damit ist das Gebiet, in dem nachweislich Steingeräthe aufgefunden werden können, im Kaukasus wieder ein Stück weiter nach Osten gerückt. Ich will hier gleich hinzufügen, dass ich späterhin Gelegenheit hatte, einen ganz vorzüglich gearbeiteten, fast wie polirt aussehenden Steinhammer derselben Form zu besichtigen, der aus den seit den ältesten Zeiten bearbeiteten Stollen des Salzbergwerkes Kulp [2]), einige Kilometer südlich vom Araxes gelegen, stammt und sich jetzt im Besitze des Berg-Ingenieurs Kourmakow in Eriwan befindet.

Nachdem ich meine Reiseausrüstung in Elisabethpol vervollständigt hatte, brach ich mit meinem Diener auf, um am Fusse des kleinen Kaukasus entlang über Karatschinar und Tallisch nach Schuscha zu reiten. Wie auf dem bisherigen Wege, so fand ich auch hier überall die Anzeichen für zahlreich vorhandene prähistorische Gräber, namentlich in der Nähe von Tallisch, wo ich auch einzelne, darin gefundene Waffen und Schmuckgegenstände zu sehen bekam, die nach Form und Ausstattung durchaus mit den Kalakenter Funden übereinstimmten.

1) Verhandl. 1884. S. 195. Taf. III.
2) Vergl. Verhandl. 1882. S. 215. Fig. 1 und 2.

Bei einem mehrtägigen Aufenthalte in Schuscha hatte ich Gelegenheit, den dortigen Oberlehrer an der Realschule, Hrn. Rösler, einen geborenen Deutschen, für archäologische Forschungen zu interessiren. In seiner Begleitung durchstreifte ich die Umgegend der Stadt und fand auch dort schon sehr bald eine Reihe prähistorischer Gräber, von denen späterhin Hr. Rösler einige im Auftrage des Hrn. Virchow geöffnet hat[1]). Nachdem wir noch ein Rendezvous in Deligan zwecks Untersuchung des schon von Fr. Bayern exploitirten Gräberfeldes von Redkin Lager für den Monat Juli verabredet hatten, brach ich nach dem Kreisstädtchen Gerussi auf. Ich passirte auf dem Wege dorthin Lysagorsk mit seinen Sauerquellen und das grosse armenische Dorf Duch, dessen Ställe und zum Theil selbst Wohnungen in die Sandsteinfelsen hineingehauen sind, und in dessen Kirchhofsmauer ich mehrere, laut Inschrift aus der Mitte des VII. Jahrhunderts stammende, christliche Grabsteine entdeckte. Ich bemerke übrigens, dass ich hier, wie überall, nur die Hauptroute angebe, ohne die zahlreichen Abstecher nach rechts und links in das Gebirge hinein zu erwähnen. Auch das in fruchtbarer Ebene gelegene Gerussi weist einen ganzen Stadttheil auf, dessen Wohnungen, Ställe u. s. w. direct in die Felsen getrieben sind; es ist augenscheinlich eine seit uralten Zeiten vorhandene Ansiedelung. Von den vielen hier herum befindlichen prähistorischen Gräbern soll Hr. Chantre eine grössere Anzahl geöffnet haben, ohne freilich irgend etwas besonders Interessantes zu finden. Auf dem Weitermarsche zum Kloster Tatiw passirten wir den reissenden Bergutschewtschai auf natürlicher Felsenbrücke, der sogen. Satanakoerpi oder Teufelsbrücke, auf welcher selbst, wie auch in ihrer Nähe, sehr starke, warme Kohlensäure-Quellen hervorsprudeln. Das altehrwürdige Kloster Tatiw selbst, dessen Gründung die Kloster-Chronik in das Jahr 33 nach Chr. verlegt und dem sagenhaften Apostel Statiem zuschreibt, ist in wildromantischer Lage erbaut an einem steil, wohl an 200 *m* abfallenden Abgrunde, der sich weiterhin noch 400 *m* tiefer zu der vom Bergutschewtschai durchströmten Schlucht senkt, überall umgeben vom herrlichsten Walde. Das Kloster besitzt eine ziemlich umfangreiche, aber gar nicht geordnete Handschriften-Bibliothek und sehr viele Inschriften, von denen leider die auf die Erbauung des Klosters bezügliche fast vollständig zerstört und deshalb nicht mehr zu copiren war. — Die jetzigen Klostergebäude sollen nach der 1294 geschriebenen Chronik im Jahre 896 erbaut worden sein; die älteste, von mir dort aufgefundene Inschrift zeigte die Jahreszahl 991. Im Klosterhofe steht eine angeblich im Jahre 893 errichtete, vom Volke für unzerstörbar und heilig gehaltene, etwa 9 *m* hohe Säule, die aus einzelnen behauenen Steinen ohne Mörtel zusammengesetzt ist und einschliesslich des Fundamentes durch mässiges Stossen eines Menschen in schwingende Bewegung versetzt werden kann.

Auch hier bemerkte ich in der Umgebung des Klosters mehrere Steinkisten-Gräber.

Der weitere Weg führte mich zu den am mittleren Laufe des Ochtschutschai gelegenen Kupfergruben, von denen drei griechischen, zwei armenischen Besitzern gehören. Wie die zahlreichen, dort vorkommenden, alten Stollen und Gänge, sowie die darin gemachten Funde an Werkzeugen u. s. w. beweisen, werden diese Kupfergruben schon seit langer, langer Zeit betrieben. Das vorkommende Erz ist ein sehr reiches und würde, wenn nach europäischer Weise gefördert und verarbeitet, unzweifelhaft grossen Gewinn abwerfen. Die asiatischen Besitzer indessen wissen weder etwas von vernünftigem Abbau, statt dessen sie Raubbau be-

1) Verhandl. 1892. S. 565.

treiben, noch von zweckentsprechender Wasserhaltung und Erzförderung, an deren Stelle sie einen Transport des Grubenwassers und der Erze auf dem Rücken von Menschen eingerichtet haben, noch auch endlich irgend etwas von ökonomischer Verarbeitung der Erze selbst, deren Kupfergehalt zu einem sehr bedeutenden Theile in die Schlacken geht. Da auch die vorhandene enorme Wasserkraft des Ochtschutschai nicht ausgenutzt wird und die Brennmaterialien verhältnissmässig theuer, die Erzgewinnungskosten enorme sind, so verarbeiten jene Hütten überhaupt nur Erze von mehr als 15 pCt. Kupfergehalt, durchschnittlich von etwa 25 pCt., und erzielen trotzdem keinen Gewinn, sondern lediglich Verluste. Die Production aller dieser 5 Hütten zusammen beträgt jährlich 40 000 bis 50 000 Pud Kupfer. — Auf dem Südufer des Ochtschu steigt majestätisch der mehr als 3000 *m* hohe Kustup empor, den die Armenier für heilig halten und zu dessen Gipfel sie deshalb im Laufe des Juni oder Juli alljährlich einmal wallfahrten. Dort oben soll sich das Grab eines Einsiedlers, in dessen Nähe eine grosse Höhle, und in letzterer selbst 3 mächtige, stets mit Wasser (wohl Schneewasser) gefüllte Becken, befinden. Auch in dieser Gegend bemerkte ich wiederholt Steinkisten-Gräber, deren man einige bei der Anlegung eines kleinen Gartens in der Nähe der Gruben freigelegt hatte. Die in ihnen gefundenen Objecte, z. B. ein eisernes Schwert, eine Bronze-Lanzenspitze, ein sehr schöner Bronzedolch und verschiedene Schmuckgegenstände aus Bronze erinnerten durchaus an Kalakenter Sachen.

Von diesen Hütten aus führte mich der Weg über Schachaus auf den Kamm des den Araxes im Norden begrenzenden Gebirgszuges, den wir in etwa 2600 *m* Höhe überschritten. Es war dieses der schwierigste Marsch, den ich auf der ganzen Reise auszuführen hatte. In dichtem, altem Walde, auf ausserordentlich steilen und zum Theil felsigen Fusspfaden erklommen wir die Höhen, nicht ohne dass wir einmal, von der Dunkelheit und einem Gewitter überrascht, uns gründlich verirrt hatten, und ohne Weg und Steg durch den stockfinsteren, dazu sehr sumpfigen Wald stundenlang marschirt waren. Dabei verloren wir einen grossen Theil unseres Gepäckes, das wir trotz aller Nachforschungen am anderen Tage nicht wiederfinden konnten. Und als wir am nächsten Nachmittage schon fast den Kamm des Gebirges erreicht hatten, brach eines unserer Pferde vor Ueberanstrengung zusammen, so dass wir zum grössten Schrecken unserer armenischen Führer und Begleiter, die sich ausserordentlich vor den dort angeblich zahlreich hausenden Räubern fürchteten, an Ort und Stelle, und zwar mit hungrigem Magen, übernachten mussten. Nur mit Gewalt konnte ich damals meine Führer daran hindern, die Flucht zu ergreifen. Fast hinauf bis zur Kammhöhe begleitete uns herrlicher Wald, der, soweit das Auge reichte, den ganzen Nord-Abhang der Gebirgskette bedeckte; um so mehr wirkte der Contrast auf dem Süd-Abhange zum Araxes hin, der, von Bäumen gänzlich entblösst, fast vegetationslos war. Und so wie hier, ist es im ganzen Thal des Araxes: auf beiden Ufern baumlose Gelände; erst 54 Tagereisen weiter sollte ich wieder Wald zu sehen bekommen.

Ueber das Wein und Seide producirende grosse armenische Dorf Astasur stiegen wir hinab in das glühend heisse Thal des Araxes, wo ich auf den Kosackenstationen der russisch-persischen Grenze überall gastfreundliche Aufnahme fand, die nur in Alidara einen etwas gefährlichen Charakter dadurch anzunehmen drohte, dass ein betrunkener Offizier mir durchaus, und zwar in aller Freundschaft, während des Schlafes den Kopf abschneiden wollte. In Migri lernte ich in einem Armenier, Namens Matthewos Schachianz, einen eifrigen Verehrer des Hrn. Virchow kennen, der dort als Amateur etwa ein Dutzend prähistorischer Gräber

geöffnet hatte. In seiner Gesellschaft machte ich einige Steinkisten auf, die leider keine Beigaben aufwiesen.

Ich will mich nicht bei allen Einzelheiten dieser Reise aufhalten, sondern eile mit Ihnen weiter an den imposanten, mehrere Kilometer langen Stromschnellen des Araxes vorbei nach dem fast ganz tatarischen Kreisstädtchen Ordubad, in dessen Nähe ich das durch seine vielen Millionäre, den dort gesprochenen, höchst eigenthümlichen armenischen Dialect und sein uraltes Kloster berühmte armenische Dorf Akuliss besuchte. Als Vorsteher des Klosters lernte ich dort den hochgebildeten Erzbischof Gregorius Agaperiaus kennen, dessen Empfehlungen mir späterhin in Etschmiadzin ausserordentlich werthvoll werden sollten. Etwa 14 Werst westlich von Ordubad besuchte ich die weitausgedehnte Ruinenstätte der ehemaligen, von Schach Abbas zerstörten armenischen Stadt Gilan, heute Charaba (= zerstörtes) Gilan genannt, deren gesammte Einwohnerschaft damals nach Reschd von den Persern verpflanzt wurde. Dort konnte ich ebenfalls das Vorhandensein zahlreicher, zum Theil ausserordentlich grosser Steinkisten-Gräber constatiren; von hier ab aber, mit dem Eintritt in die weitausgedehnte Ebene des mittleren Araxeslaufes, fehlen in letzterer selbst alle derartigen Gräber. Weder bemerkte ich sie selbst, noch auch konnte ich bei meinen unermüdlichen Nachfragen nach deren Vorkommen je eine andere, als eine verneinende Antwort erhalten.

In der Nähe von Dschulfa, der russisch-persischen Grenz- und Zollstation, besuchte ich die Ruinen der ehemaligen armenischen Stadt Dschulfa, die Schach Abbas gleichfalls bis auf den Grund zerstörte, mitsammt der in ihrer Nähe befindlichen Bogenbrücke über den Araxes, während er die Bewohner nach Ispahan verpflanzte. Von der einstigen Grösse und commerciellen Bedeutung des alten Dschulfa zeugt heute nur noch der gewaltige, mit prachtvollen Grab-Monumenten geschmückte Kirchhof. Von dort führte mich der Weg nach Nachichtschewan, der Residenz der ehemaligen gleichnamigen Chane. Von ihrer glanzvollen Herrschaft sind heute nur noch ein paar sehr alte, auf der Aussenseite durchweg mit Mosaik und kufischen Inschriften bedeckte Thürme übrig geblieben, die den Eingang zu ihrem Palaste flankiren. Umfangreiche Trümmer- und Schutthaufen, aus denen eifrige tatarische Schatzgräber genug des Interessanten, sogar vollständige, sehr gut erhaltene Porzellan-Services, wie ich solche, dort gefundene, im Besitze von Rahim Chan Nachichtschewanski gesehen habe, zu Tage fördern, sind stumme Zeugen für die wiederholte vollständige Zerstörung der Stadt, die für eine der ältesten in Armenien gilt. Moses von Chorene lässt schon Tigran I., den Zeitgenossen des Cyrus, hier gefangene Meder ansiedeln. Nur als Curiosum will ich anführen, dass dort auch das Grab des Noah[1]) gezeigt wird, und zwar auf dem gegenwärtigen armenischen Kirchhofe. Es ist dieses eine halb unterirdische, erst in neuerer Zeit erbaute, gemauerte Kammer, deren Bogengewölbe in der Mitte durch einen Pfeiler gestützt wird, welcher genau die Stelle bezeichnen soll, wo Noah begraben liegt. Ich möchte bei dieser Gelegenheit bemerken, dass die Armenier während des I. Jahrtausends, namentlich im 8. Jahrhundert, geradezu einen Sport daraus machten, nachzuweisen, dass sie eines Stammes mit den Juden, dem auserwählten Volke Gottes, seien. Wie sie selbst sich von Haik, einem Urenkel Noah's, ableiten, so beziehen sie auch die wichtigsten Plätze ihres Landes auf Noah selbst und haben zu diesem Zwecke die Ortsnamen in der willkürlichsten Weise verdreht und gedeutet. Ich stütze mich bei den Beispielen, die ich hierfür angeben will, auf die Autorität meines gelehrten armenischen Freundes

1) Verhandl. 1884. S. 131.

Galust Ter Mekertchian in Etschmiadzin. So machten sie z. B. aus dem alten Namen Nachtschwan, der keinerlei Bedeutung hat, Nachitschewan, das sie als aus „nach“ (erste) und „itschewan“ (Station) = erste Station (Noah's!) bestehend, interpretirten, also als den Ort, an dem sich Noah zuerst aufhielt oder wohnte, als er die auf dem Berge Ararat gelandete Arche verliess. Ebenso erklären die altarmenischen Schriftsteller den an und für sich nicht zu interpretirenden Städtenamen Eriwan von dem Verbum Jerivil = erscheinen, als das, was im Gesichtsfelde Noah's lag, als er auf dem Ararat war. Am Nord-Abhange des Ararat liegt ein Dorf, das altarmenisch Akuri oder Agguri heisst, ein Wort, das nach Hrn. Galust bisher nicht weiter erklärt werden kann; spätere Schriftsteller haben daraus Ark-uri = „gepflanzte“ - „Rebe“ gemacht, als Bezeichnung für den Ort, wo Noah seinen Weingarten angelegt hat. Ich meinerseits mache auf die grosse Aehnlichkeit dieses Wortes aufmerksam mit dem in den Annalen Salamanassar's II. vorkommenden Gebirge Adduri, das wir in der Gegend des Ararat zu suchen haben. Dieser assyrische König sagt bei Beschreibung seines Feldzuges gegen Aram, den König von Urartu[1]): „Von Dajáini (i. e. das Gebiet um Delibaba herum) brach ich auf. Arzasku, der Königsstadt des Urartäer's Arramu, näherte ich mich. Der Urartäer Arramu fürchtete sich vor dem Schrecken meiner gewaltigen Waffen und meiner stürmischen Schlacht und verliess seine Stadt. Zu den Bergen Adduri stieg er hinauf; hinter ihm her stieg ich auf die Berge; eine gewaltige Schlacht schlug ich in den Bergen, 3400 Kämpfer warf ich mit den Waffen nieder, wie Rammân liess ich Unwetter über sie regnen, mit ihrem Blute färbte ich (den Berg) wie Wolle, sein Lager nahm ich ihm, seine Wagen, Reiter, Rosse, Farren, Kälber, Habe, Beute und reichen Besitz brachte ich von den Bergen. Arramu war, sein Leben zu retten, auf einen unzugänglichen Berg gestiegen u. s. w.“

Hierzu muss bemerkt werden, dass der Assyrer von Süden kommt, dass somit Arramu nur in den nördlich davon gelegenen Gebirgszügen Zuflucht suchen konnte; letztere aber endigen eben im Osten mit dem „unzugänglichen“ Ararat.

Sollten wir demnach nicht in Akuri, bezw. Adduri die bei den Chaldern übliche Bezeichnung des Ararat, bezw. der ganzen Gebirgskette vor uns haben?

Doch ich kehre zu meinem eigentlichen Thema zurück. Der parallel dem Araxes laufenden Poststrasse folgend, die hier wegen der zahlreichen und äusserst frech ausgeführten Ueberfälle und Räubereien der persischen Kurden nichts weniger als sicher war, eilte ich Eriwan zu, wo ich bei dem Controleur am indo-europäischen Telegraphen, Hrn. Gillner, gastliche Aufnahme fand. Von der früheren Festung dieser ehemaligen Residenz des persischen Serdars sind jetzt nur noch einige höchst zerfallene Mauerüberreste vorhanden; ebenso ist der Palast des persischen Statthalters fast durchweg heute ein Schutthaufen, nur der sogen. Spiegelsaal, von dem aus man eine wundervolle Aussicht auf den Ararat geniesst, steht noch wohlerhalten da, während die Regierung das sehr sehenswerthe Sommerhäuschen in dem alten Serdar-Parke ruhig verfallen lässt. Von Eriwan aus besuchte ich das etwa 30 *km* östlich davon im Gebirge gelegene Baschgarni, wo Tiridates III. im Anfange des 4. Jahrhunderts für sich und seine Schwester in hochromantischer Lage auf steilem Felsabhange am Garnitschai prachtvolle Schlösser erbaute, deren Grundrisse aus den vorhandenen Ueberbleibseln auch heute wohl noch festzustellen sein würden. Von dem berühmten, im Volksmunde

1) Monolith. Inschrift, Col. II, Zl. 47—52; vergl. „Keilinschriftliche Bibliothek“, Bd. I, S. 165 u. 167.

„Thron des Tiridates“ genannten Palaste steht heute nur noch ein Theil des Thoreinganges, aber die zahlreich vorhandenen, sehr schön ornamentirten Quadern lassen auf die Pracht schliessen, mit welcher der Sommeraufenthalt des ersten christlichen Königs von Armenien ausgestattet war. Entgegen den übereinstimmenden Berichten früherer Reisender, denen zu Folge dort keinerlei Inschriften vorkommen sollten, fand ich bei eifrigem Nachsuchen doch 3 arabische Inschriften, davon eine mit der Jahreszahl 171 der Hedschra, — ein Beweis, dass zu jener Zeit der Palast noch erhalten war, — und ich bin überzeugt, dass es wohl noch mehr Inschriften dort geben wird. In der Nähe des Dorfes Baschgarni bemerkte ich zahlreiche Steinkisten-Gräber, wobei ich aber nochmals ausdrücklich darauf aufmerksam mache, dass ich mich bereits wieder in dem, zu den Randgebirgen des Göktschai-Südufer gehörigen Hochgebirge befand. Von glaubwürdigen Personen in Eriwan wurde mir mitgetheilt, dass bei Baschgarni vor längeren Jahren eine goldene Kinderwiege beim Bau eines Hauses gefunden sein solle. Weiterhin besuchte ich noch das etwa 10 *km* nördlich von Baschgarni gelegene Höhlen-Kloster Kjegart, in welchem gewöhnlich die Lanze aufbewahrt wird, mit der angeblich Jesus' Seite durchbohrt wurde. Da gerade der grosse Wallfahrtstag für dieses Kloster war, so hatte ich reichlich Gelegenheit, die von allen Seiten herbeigeströmten Armenier in ihren Sitten und Gewohnheiten bei Begehung solcher Feierlichkeiten zu beobachten; ihre Hauptandacht schien in dem Vertilgen grosser Quantitäten von Speisen und Getränke zu bestehen.

Bis Eriwan hatten mich die Regierungsbehörden in jeder Weise bei meinen Forschungen unterstützt, am Araxes hatte ich mit den Kosacken zusammen gegraben, für Charaba Gilan hatte mir der zuständige Beamte jede erwünschte Anzahl von Arbeitern zu liefern versprochen. Jetzt wurde das anders; nicht nur dass die Behörden sich weigerten, mir dieselbe Unterstützung angedeihen zu lassen, wie es im Gouvernement Elisabethpol geschehen war, sondern ich wurde fortan fast ständig als verdächtige Persönlichkeit insgeheim überwacht, und die untergeordneten Beamten bereiteten mir, wo sie konnten, Schwierigkeiten jeder Art.

Ohne die, bei der in jenen Grenzgebieten herrschenden ausserordentlich grossen Unsicherheit aller Wege so sehr erforderliche Kosacken-, bezw. Gensdarmen-Bedeckung musste ich hinfort weiter reisen. Zunächst ging es zum Kloster Etschmiadzin, dem Sitze des armenischen Katholikos, dessen Stuhl durch den im April desselben Jahres erfolgten Tod des Papstes Makar damals vacant und erst in Jahresfrist neu zu besetzen war. Die warme Empfehlung des Erzbischofs Gregorius von Akuliss verschaffte mir gastfreundlichste Aufnahme beim Erzbischofe Sarkis, der mir schliesslich ein offenes Empfehlungsschreiben an die Geistlichkeit und das gesammte armenische Volk mitgab, dem ich mit in erster Reihe meine späteren Erfolge auf armenischem Boden, zumal in der Türkei, zu verdanken hatte.

Ueber meine Studien in diesem, von Gregor Illuminator, dem Apostel der Armenier, 303 nach Chr. gegründeten Kloster und dessen näherer und weiterer Umgebung, gehe ich, weil deren Besprechung zu zeitraubend sein würde, hinweg und bemerke nur, dass, in geringer Entfernung vom Kloster und dem dazu gehörigen Dorfe Vagharschabad, aus der Ebene kleine, niedrige, zum Theil mit Gras bewachsene Hügel emporragen, von denen einige noch sehr gut erhaltene Gewölbebauten einschliessen, andere, grössere, unstreitig die Schutthaufen umfangreicher Gebäude, bezw. Ansiedlungen darstellen, in denen Urnen, Münzen u. s. w. häufig gefunden werden.

Von hier eilte ich nach dem etwa 35 *km* westlich davon entfernten Ruinenhügel der altarmenischen Königsresidenz Armavir, deren Gründung, wie ich in einem früheren Berichte schon mittheilte[1]), dem chaldischen Könige Argistis I. zuzuschreiben und in den Anfang des VIII. Jahrhunderts vor Chr. zu verlegen ist. Die auf der Spitze eines felsigen, in O.-W.-Richtung streichenden, relativ nur etwa 120 *m* hohen, aber verhältnissmässig steil aufsteigenden Hügels angelegte Burg des Argistis gewährte jedenfalls der lediglich auf den Abhängen des wenig umfangreichen Berges angelegten Ansiedelung hinreichenden Schutz. Von letzterer sind heute nur Trümmerhaufen übrig, in denen die Bewohner der benachbarten Dörfer eifrig nach Gold und anderen Schätzen graben und auch häufig sehr interessante Sachen finden.

Von Armavir zog ich weiter gen Westen, überschritt oberhalb Surmali den stark angeschwollenen, reissenden Araxes, wobei mein Diener mitsammt dem Pferde beinahe ertrunken wäre, und besuchte dann das uralte Salzbergwerk Kulp, wo ich einen angeblich in einem dortigen Grabe gefundenen sehr interessanten Silberschmuck für Hrn. Virchow's Sammlung erwarb. Immer dem Araxes aufwärts folgend, zog ich nach Kagisman und von dort auf dem Hochplateau zwischen dem Arpatschai und Kars in nördlicher Richtung nach Digor, um von dort aus die weitberühmte Ruinenstätte der armenischen Königsstadt Ani zu besuchen. Einstweilen kam ich nicht dazu; der Kreishauptmann von Digor wollte mir, im Hinblick auf die von mir mitgeführten photographischen Apparate, verbieten, dort irgend welche Aufnahmen zu machen, und als ich mich, unter Beilegung meiner Legitimations-Papiere, beschwerdeführend an den Gouverneur des Karser Militärbezirks wandte, forderte mich dieser auf, ihn zunächst in dem, etwa 50 *km* entfernten Kars aufzusuchen. Dagegen war nichts zu machen, ich ritt also nach Kars, wo mir aber alle Welt mehr oder weniger deutlich zu verstehen gab, dass man mich für einen Spion, einen deutschen Officier, halte, der, unter der Maske archäologischer Untersuchungen, lediglich nach Kars gekommen sei, um dort zu spioniren.

Da es mir unmöglich war, dieses Misstrauen zu überwinden, so verliess ich endlich nach vergeblichem, 8 Tage langem Warten Kars, um zunächst Ani zu besuchen. Die Reise wurde mir dadurch sehr verleidet, dass die mich fortan begleitenden Kosacken, bezw. Gensdarmen, den Auftrag hatten, mir die Führung meiner Tagebücher, welche ich stets während des Reitens schrieb, zu verbieten, was auch treulich ausgeführt wurde. Unter so misslichen Verhältnissen durchzog ich das Karser Gebiet natürlich so schnell als möglich. Ich berührte zwar Ani, hielt mich dort aber nur 24 Stunden auf, um nach Alexandropol weiter zu eilen, das bereits wieder im Eriwanschen Gouvernement liegt. Ich unterlasse es, mich hier des Weiteren über Ani und die in der Nähe gelegenen altehrwürdigen Klöster Beschkilissa und Koschawank, sowie die sehr alte Festung Magaspert auszulassen, — das würde in den Rahmen eines besonderen Vortrages gehören. Bemerken will ich nur, dass ich dort zwar nicht wagte, zu photographieren, wohl aber alles Interessante notirte, auch mir von Ani zur Nachtzeit einen Plan machte.

In Anbetracht, dass die Stadt vor etwa 550 Jahren, nachdem sie bei einem Erdbeben zerstört worden war, definitiv verlassen worden ist, haben sich die massiver erbauten Gebäude, wie Kirchen und Paläste, und namentlich auch die durchweg aus behauenen, verschiedenfarbigen Steinen aufgeführten kolossalen Stadtmauern sehr gut erhalten. Nähert man sich Ani von Norden her, so ist der Eindruck

1) Verhandl. 1892, S. 481.

durchaus der einer von hohen, fast unversehrten Mauern und starken Thürmen umschlossenen Stadt, deren Verwüstung man erst bemerkt, wenn man das ausserordentlich stark befestigte Stadtthor durchschritten hat. Für den, der, wie ich es damals that, von Süden kommt, ist dagegen der Anblick nicht so imposant; man erblickt in der Hauptsache nur die mehr oder weniger gut erhaltenen Ueberreste zahlreicher grosser Kirchen und anderer Gebäude und die nach dem Stadtinnern zu sehr stark demolirten Mauern; das Uebrige bildet ein wüstes Trümmerfeld, auf dem die Regierung zwar den europäischen Gelehrten alle Ausgrabungen und Untersuchungen verbietet, den unaufhörlichen Schatzgräbereien der Kurden und Armenier aber keine Schwierigkeiten bereitet. Und gefunden wird dort genug, sowohl an Waffen, wie auch an Münzen, Schmuckgegenständen, Urnen u. s. w. Sehr bedauerlich ist es, dass die russische Regierung nicht allein nichts für die weitere Erhaltung der Ruinen thut, sondern auch dem Vandalismus der umwohnenden Kurden nicht steuert, welche aus den Mauern der Gebäude die schön behauenen Quadern herausbrechen, um sie beim Bau ihrer Häuser zu verwenden, und auf diese Weise die durch den Zahn der Zeit erfolgende Zerstörung mächtig fördern. Es ist aber stark zu vermuthen, dass diese Lässigkeit der Regierung nicht etwa lediglich Gleichgültigkeit, sondern vielmehr bewusste Absicht ist, um mit dem völligen Verfall der einst durch ihre Pracht so hoch berühmten Königsstadt auch die Erinnerung der stark national gesinnten Armenier an die einstige Glanzzeit ihres Volkes zu verwischen.

Nachtragen muss ich noch, dass ich, sobald ich die etwa 700—800 *m* über dem Araxesthale liegende Hochfläche erreicht hatte, wieder das Vorhandensein von zahlreichen Steinkisten-Gräbern constatiren konnte, die von da ab auf dem ganzen gebirgigen Gebiete nördlich vom Araxes überall auftraten, besonders zahlreich in der Nähe von Ani und Alexandropol. Dagegen fand ich dieselben nicht auf dem südlichen Araxesufer, obgleich ich gerade in Kagisman eingehende Forschungen darnach anstellte. — In Alexandropol wurde ich vom General-Lieutenant v. Schack und dem armenischen Lehrer Barsamow auf's Liebenswürdigste aufgenommen und bei meinen Arbeiten direkt und indirekt unterstützt. Von meinen, von dort aus unternommenen Streiftouren erwähne ich hier nur diejenige nach dem 9 Werst N.-N.-W. von Alexandropol gelegenen Dorfe Ganlidscha, in dessen Nähe ich eine auf einem Basaltrücken befindliche, auf die Eroberung dieses Gebietes bezügliche Keilinschrift des Königs Argistis I. copirte. Dann zog ich weiter nach Deligan, wo ich das nahe gelegene Gräberfeld von Redkin Lager auf wiederholten Besuchen, trotz aller mir von der Polizei bereiteten Schwierigkeiten, zusammen mit dem schon genannten Schuschaer Oberlehrer Hrn. Rösler, eingehend untersuchte. Ich constatirte einerseits, dass es auch dort noch mehrere hundert, bisher nicht geöffnete Steinkisten giebt, andererseits dass meine, schon früher Hrn. Virchow gegenüber geäusserte Vermuthung, Fr. Bayern sei bei der Bestimmung der Lage der Gräber nach dem Compass nicht exakt genug vorgegangen, durchaus begründet war. Es stellte sich heraus, dass die Gräber, entgegen der Angabe Bayern's, nicht ausnahmslos in der Hauptrichtung O.-W. angelegt worden waren, sondern dass hier, ebenso wie auf den Kalakenter Gräberfeldern, in dieser Beziehung die grösste Willkür geherrscht hatte, da sich, ganz ebenso wie dort, alle Himmelsrichtungen, ohne Bevorzugung einer speciellen, vertreten fanden.

Hier, in Deligan, musste ich meinen bisherigen Diener, der sich inzwischen als grosser Trunkenbold und als ein ebenso frecher, wie diebischer und verlogener Mensch entpuppt hatte und sich schliesslich sogar zu gefährlichen Bedrohungen meines Lebens verstieg, Knall und Fall fortjagen. Er rächte sich dafür, indem er

eines meiner Pferde mit allem Zubehör und einen Theil meines Gepäckes für ein Spottgeld an ein paar, ihm befreundete, gleichgesinnte Griechen verkaufte. Auf meine Requisition hin liess der Kreishauptmann die ganze Gesellschaft in den Thurm werfen, was mir sehr bald wieder zum Besitze meines sämmtlichen Eigenthums verhalf. Da ich inzwischen auf der Reise genügend russisch gelernt hatte, so engagirte ich mir jetzt einen russisch, tatarisch und türkisch sprechenden Armenier aus Eriwan, Namens Sarkis Iwanow, als Diener und Dolmetscher, mit dem ich auch bis auf einige wenige Vorfälle recht zufrieden war.

Inzwischen hatte ich in Erfahrung gebracht, dass am Südufer des Göktschai-Alpensees mehrere noch unbekannte Keilinschriften existiren sollten. Daraufhin beschloss ich, ehe ich das türkische Armenien aufsuchte, den mächtigen See zu umreiten. Von dem etwa 1400 *m* hoch gelegenen Deligan ging ich über den etwa 2200 *m* hohen, dazwischen liegenden Gebirgsrücken zu dem gegen 2000 *m* hoch gelegenen Göktschai-See und besuchte dort zunächst das auf einer kleinen Insel hart am Westufer des Sees belegene Kloster Sewan. Auf dieser Insel und in unmittelbarer Nähe der ältesten Kirche bemerkte ich die noch heute deutlich erkennbaren Fundamente eines grossen Gebäudes, die, der Klosterchronik zu Folge, die Ueberreste eines Apollo-Tempels darstellen sollen, an dessen Statt der Apostel Gregor Illuminator hier im Jahre 303 nach Chr. eben dieses Kloster erbaut habe.

An der S.-W.-Ecke des Sees copirte ich die beim Dorfe Ordaklu auf einem mächtigen Felsblocke unmittelbar am Seeufer befindliche Keilinschrift des Königs Argistis I. (etwa 770 vor Chr.), der darin über seine Eroberung dieser Gebiete berichtet, und ritt dann weiter nach Nowo Bajazet und Koelaui Girlan. In der Nähe des letzteren Dorfes befindet sich eine grosse Keilinschrift, die, weil unmittelbar von den Wellen des Sees bespült, schon ausserordentlich zerstört ist. Bis zur halben Körperhöhe im Wasser stehend, copirte ich im Laufe von 3 Stunden etwa 1/6 der Inschrift, gab aber dann die äusserst mühselige und langwierige Arbeit auf, weil mir berichtet wurde, der armenische Bischof Mesrop Sempadianz hätte schon vor mehreren Jahren die ganze Inschrift im Laufe von drei Tagen von einem Kahne aus copirt. Leider ist diese Copie fast gänzlich unbrauchbar und ungenau; dagegen ergiebt der von mir copirte Theil mit Gewissheit, dass die Inschrift von Sardur II. (etwa 750 vor Chr.) herrührt und über seine Kriegszüge hier und in den südlicheren Gebieten berichtet. Auf dem Gipfel des diese Inschrift tragenden Bergrückens fand ich die Ruinen einer ausgedehnten Burg, deren Bauart durchaus analog derjenigen der chaldischen Burgen (Armavir, Haikapert u. s. w.) ist, namentlich sind auch die enorm starken, häufig — an zugänglicheren Stellen — drei- und vierfachen Umfassungsmauern und ebenso ein noch ziemlich gut erhaltener viereckiger Thurm lediglich aus behauenen Steinen ohne jeden Mörtel aufgeführt. Da die Burg durchaus die am Seeufer entlang führende Passage beherrschte, so ist es wahrscheinlich, dass Sardur II. dieselbe eroberte und zerstörte und aus dieser Veranlassung die betr. Keilinschrift setzen liess. In der Nähe der Burg fand ich zahlreiche Steinkisten-Gräber.

Beim Dorfe Sagalu an der äussersten S.-O.-Ecke des Sees fand ich ganz ähnliche Verhältnisse; auch dort bemerkte ich auf einem breiten Felsenrücken die Trümmer einer ehemals starken Befestigung, hier fast nur aus rohen Felsblöcken errichtet, in der Nähe zahlreiche Steinkisten-Gräber und auf senkrechter Felsenwand eine ebenfalls sehr stark zerstörte Keilinschrift, die ich leider, auf die Nachricht hin, dass Bischof Mesrop sie bereis copirt habe (was sich späterhin als erfunden herausstellte), und weil sie sehr schwer zugänglich war, nicht

copirte. Ich nehme indessen hohe Wahrscheinlichkeit dafür in Anspruch, dass sie, ebenso wie die (als Inschrift von Nowo Bajazet bekannte) jetzt im Tifliser Museum befindliche Inschrift von Atamchan (zwischen Nowo Bajazet und Koelaui Girlan gelegen) von Sardur II. herrührt[1]).

Nachdem ich mich einige Tage in dem kaum 75 *km* von Sagalu entfernten Kedabeg von den bis dahin ununterbrochenen Strapazen der Reise erholt hatte, kehrte ich am Nordufer des Sees über Nowo Iwanowka und Nowo Michailowka — zwei Duchoboren-Dörfer — und durch das Thal des Tasartschai nach Deligan zurück, nicht ohne dass ich auf diesem Theile des Weges das Vorhandensein fast unzähliger, zum Theil ausserordentlich grosser, prähistorischer Gräber constatirt hätte. In Deligan fand ich bereits von Hrn. Virchow die Nachricht vor, dass die von ihm in meinem Interesse angeregten Reclamationen unseres Botschafters in Petersburg erfolgreich gewesen, und der Statthalter, sowie die Gouverneure angewiesen werden würden, meinen weiteren archäologischen Untersuchungen keine Hindernisse in den Weg zu legen. Ich beschloss indessen, zunächst Türkisch-Armenien zu bereisen, und brach demgemäss sofort nach Eriwan und Etschmiadzin auf, wo mir aber leider wieder ein 14tägiger Aufenthalt dadurch erwuchs, dass sich die Behörden anfänglich weigerten, meinem Diener, wegen der in der Türkei drohenden armenischen Unruhen, einen Pass nach dort auszustellen, und späterhin, als auf meine Vorstellungen beim Gouverneur von Eriwan dieses doch erfolgte, die Angelegenheit aus reiner Willkür ganz ungebührlich in die Länge zogen. Als mildernden Umstand muss ich hierbei freilich anführen, dass ich es den Beamten gegenüber durchaus an den üblichen Trink- und Bestechungsgeldern fehlen liess. Durch diese unliebsame Verzögerung wurde mein Plan, den Ararat zu besteigen, vereitelt, denn inzwischen war dort der erste frische Schnee gefallen, und so machte ich mich denn Anfangs September auf den Weg zur türkischen Grenze, die ich in der Richtung Igdir-Orgow-Bajazet am Mittag des zweiten Tages in einer Höhe von etwa 2300 *m* auf dem Westabhange des grossen Ararat überschritt, um noch an demselben Abend Bajazet selbst zu erreichen.

Von den türkischen Behörden wurde ich hier, wie auch anderwärts, mit Ausnahme einiger weniger Fälle, — man vermuthete z. B. zwei Mal in mir einen russischen Spion! — auf das Zuvorkommendste empfangen und nach jeder Richtung bei meinen wissenschaftlichen Arbeiten unterstützt, in wohlthuendem Gegensatze zu der Indifferenz der russischen Behörden im Kaukasus. Freilich geschah das wohl zum grössten Theile im Hinblick auf die mir von dem türkischen Minister des Innern ausgestellten Teskerés, ohne welche ein Reisender schwerlich in jenen Gebieten unbelästigt reisen, noch auch befriedigend arbeiten kann. Denn der Besitz einfacher Reisepässe, mögen sie sich auch in der schönsten Ordnung befinden und die Reisenden selbst durchaus harmlose und ungefährliche Gelehrte sein, genügt dort absolut nicht, man läuft vielmehr Gefahr, fortwährend als verdächtige Persönlichkeit, bezw. als Spion überwacht, angehalten oder durch Zollplackereien, Gepäckrevisionen u. s. w. in der unerträglichsten Weise belästigt und am Arbeiten behindert zu werden, wie es die HHrn. P. Simonis und P. Hyvernat zur Genüge erfahren haben.

Für meine Reisen und Streifereien stellten mir die General-Gouverneure stets eine genügende Anzahl von Soldaten als Bedeckung zur Verfügung, was um so nöthiger war, als Kurdistan sich durch alles Andere eher, als durch Sicherheit des Lebens und Eigenthums, auszeichnet. In Eriwan und Etschmiadzin hatte man mir

---

1) Diese Vermuthung ist inzwischen vollinhaltlich bestätigt worden.

die in Türkisch-Armenien herrschende Unsicherheit und Gesetzlosigkeit mit den schwärzesten Farben geschildert, und Thatsache war jedenfalls, dass der Dragoman des russischen Consuls, welcher einige Wochen vor mir in Begleitung seiner Kawassen und mehrerer türkischer Soldaten von Eriwan nach Van gereist war, dort von Kurden überfallen, längere Zeit beschossen und schliesslich gänzlich ausgeplündert worden war. Wenn mir trotzdem auf allen meinen Streiftouren in Kurdistan ernstliche Misshelligkeiten erspart blieben, wenn ich im Allgemeinen jene, von Europäern so höchst selten besuchten Gebiete, ohne angehalten oder überfallen zu werden, passiren konnte, so schiebe ich diesen Umstand wesentlich auf Rechnung der Art und Weise, wie ich dort reiste. In je grösserer Begleitung der Europäer dort umherreist, je reicher ihn demnach die eingeborene Bevölkerung taxiren darf, um so sicherer darf er sich auf wiederholte räuberische Ueberfälle gefasst machen; nur wenn man sorgfältig alles vermeidet, was die Habsucht der Kurden und vor Allem ihrer Begs erregen könnte, darf man darauf rechnen, ungefährdet Kurdistan zu passiren. Dem entsprechend bin ich immer mit möglichst wenigen Soldaten, — wiederholt sogar stundenlang ganz allein, — einem Minimum von Gepäck und in einem so ärmlichen Aufzuge dort herumgeritten, dass ein halbwegs fashionabler Räuber auch beim besten Willen grössere Geldsummen oder andere Werthgegenstände bei mir nicht vermuthen konnte. Das unbedachte Vorzeigen grösserer Baarmittel war ja auch seiner Zeit die Veranlassung zur Ermordung des Prof. Schulz, des Entdeckers der vanischen Keilinschriften, in Djulamerk. Möchten künftige Reisende auf diesen wichtigen Punkt doch nur ganz besonders achten!

Ich will mich bei den Einzelheiten meiner Reisen in Türkisch-Armenien um so weniger aufhalten, als ich archäologisch interessante Momente, — abgesehen von den sehr alten Klöstern, — dort nur in der näheren Umgebung des Van-Sees beobachtet habe, und ich begnüge mich deshalb damit, meine Route anzudeuten.

Von Bajazet ging ich nach dem am Quellflusse des Murad gelegenen Diadin, wo der Muschir von Erzingian gerade mit dem Ausheben und Formiren der von der Regierung neu geschaffenen reitenden Kurden-Regimenter, d. h. auf gut deutsch, mit der Schaffung von etwa 150 000 wohl bewaffneten Räubern beschäftigt war. Ganz in der Nähe besuchte ich die Ruinen des altarmenischen befestigten Städtchens Sarewant. Dann eilte ich zu dem etwa 15 *km* weiter westlich am Murad gelegenen Kloster Surp Oannes, oder, wie es die Türken nennen, Uetsch Kilissa = Dreikirchen, von denen heute freilich nur noch eine, die grösste, vorhanden ist. Dort sollten sich nach mir gewordenen Nachrichten Keilinschriften befinden, was sich aber nicht bestätigte; statt dessen copirte und photographirte ich eine lange, aus dem Jahre 634 nach Chr. stammende altarmenische Inschrift, angeblich die älteste jetzt noch existirende, die über den Wiederaufbau dieses im Jahre 303 von Gregor Illuminator gegründeten Klosters durch den byzantinischen Czar Heracleus berichtete. Des Weiteren fand ich eine Reihe von kufischen und anscheinend syrischen Inschriften dort vor. Nach Ueberwindung eines kurzen, aber heftigen Fieberanfalls ritt ich nach Süden weiter, überschritt in Eilmärschen die gebirgige Hochebene zwischen Murad und dem Van-See, auf der es von kurdischen Räubern derart wimmelte, dass meine türkischen Soldaten, ganz im Gegensatz zu ihrer sonstigen Langsamkeit, gar nicht schnell genug vorwärts kommen konnten, und gelangte so zu dem am Nordfusse des Sipan Dagh in fruchtbarer Ebene gelegenen Dorfe Patnotzt, in dem ich drei neue Keilinschriften auffand, zu denen sich noch eine vierte im benachbarten Dorfe Kizilgeia (Gesülgeia) gesellte. Von

dort gelangten wir auf sehr beschwerlichem Gebirgswege, wobei wir uns wiederholt verirrten, zum Kloster Mezhopa Wank, das mir eine weitere Keilinschrift lieferte, und weiterhin, an den Ruinen der altarmenischen Stadt Sariwan vorbei, in denen schon wiederholt Keilinschriften gefunden worden sind, nach dem unmittelbar am Van-See gelegenen Artisch oder, wie die Stadt armenisch heisst, Akanz. Von dort führte unser Weg immer am Gestade entlang, um die Nordost-Spitze des Sees herum, zunächst nach der Insel Lim. Unterwegs besuchte ich die etwa 10—12 Werst N.O. von Artisch gelegenen umfangreichen Ruinen von Arzwapert, dessen benachbartes gleichnamiges Dorf mir zwei grosse, in diesen Ruinen gefundene Keilinschriften lieferte, welche über die Erbauung dieser, ehemals dem chaldischen Gotte Kuera geweihten Stadt durch den König Menuas berichten. Im Dorfe Güsack an der N.-O.-Ecke des Sees fand ich vier weitere Inschriften. In Lim wurde ich vom Erzbischof Bogos auf's Liebenswürdigste aufgenommen und zwei Tage festgehalten, dann wurde die Reise nach Van fortgesetzt. Auf dem Wege dorthin machte ich einen Abstecher zu den Burgruinen von Hamkupert, die sich auf einem steilen, unmittelbar in den See fallenden Felsenrücken befinden, auf dessen senkrechten Wänden ich zahlreiche altarmenische und andere — anscheinend kufische — Inschriften bemerkte, die aber, weil zu hoch angebracht, von mir in Ermangelung einer Leiter nicht copirt werden konnten. In Van wurde ich auf's Zuvorkommendste vom Wali empfangen, der mich bei einem sehr gastfreien Armenier einquartirte, und mir auch sonst in jeder Weise behülflich war. Um so unliebenswürdiger und eigensinniger war der Commandant der sogen. Festung, der mir trotz meiner Teskerés den Besuch derselben verweigerte, so dass ich die hochinteressanten Bauten des Felsschlosses mit ihren bewundernswerthen Inschriften nicht zu sehen bekam. Der Commandant, welcher wahrscheinlich für die Sicherheit der halb zerfallenen Mauern fürchtete, erklärte, nur auf directen Befehl des Padischah den Zutritt zum Castell und damit zu den Felseninschriften gestatten zu wollen. Um so eifriger untersuchte ich die nähere und weitere Umgebung der Stadt, in der ich auch alle mir vorkommenden Keilinschriften copirte. Wenn auch die meisten derselben sich späterhin als bereits bekannt herausstellten, haben sich doch auch einige wichtige neue darunter gefunden, so z. B. die Rusas-Stele, welche über die Gründung der modernen Gartenstadt Van am Fusse des Toprakaleh-Felsens und die Anlage des Keschisch Göll berichtet[1]). Für viele schon bekannte Inschriften ergeben meine Copien auch nicht unwesentliche Correcturen. Durch die tägliche Beschäftigung mit den Keilinschriften und das fortwährende Copiren derselben hatte ich eine solche Uebung erlangt, dass es mir später ohne besondere Schwierigkeit gelang, auch die Charaktere der ausserordentlich stark zerstörten Inschriften am Semiramis-Canal, welche bis dahin für unentzifferbar gegolten hatten, zu erkennen und zu copiren.

Besondere Beachtung schenkte ich den Ruinen von Toprakaleh, eines, wie Hr. Lehmann und ich seitdem zur Evidenz festgestellt haben[1]), vom Könige Rusas (etwa 640 bis?) erbauten grossartigen Tempels, sodann den Ueberresten eines zweiten, wahrscheinlich von Ispuinis (etwa 830 vor Chr.) erbauten Tempels in Kaladschik, der Trümmerstätte von Schuschanz, wo ehemals eine von Menuas angelegte Burg bestanden hat, ferner den Ruinen der Burg Haikapert, dem sogen. Semiramis-Canal, einem grossartigen Aquäduct, den ich schon an Ort und Stelle als von Menuas (etwa 800) erbaut vermuthete u. s. w.

---

1) S. Zeitschr. f. Ethnologie 1892, S. 141ff., 151f. — Diese Verhandl. 1892, S. 486.

Unter den genannten Ruinenstätten sind die von Toprah Kaleh, das die Eng-
länder unter Clayton 1879 bereits zum kleineren Theil aufdeckten, und von Hai-
kapert durch ihre mächtigen, unterirdischen, direct in die Felsen gehauenen
Räume, die heute zum grossen Theil freilich mit Schutt und Steinen ausgefüllt
sind, besonders interessant. Verlockt durch die Berichte der Armenier, denen zu-
folge sich in Zatmanis, Baschkala und anderen Orten zahlreiche, bisher nicht be-
kannt gewordene Keilinschriften befinden sollten, durchstreifte ich in Begleitung
meines Dieners und dreier Soldaten Tage lang das Gebiet zwischen Van und der
persischen Grenze. Am Arschak-See vorbeiziehend, wobei ich im Dorfe Anzaff
drei neue Keilinschriften und die Ruinen einer, jenen Inschriften zufolge von
Menuas erbauten Burg auffand, besuchte ich zunächst Salachanä und die in der
Nähe beim Kurdendorfe Pagan befindliche Felsinschrift auf dem Aschrut Darga,
der die Ueberreste einer, wie die Inschrift besagt, von Ispuinis und Menuas er-
bauten Burg trägt. Von dort eilte ich nach Zatmanis, wo ich aber ebenso ver-
geblich nach Inschriften suchte, wie später im Kloster St. Bartholomeos und in
Baschkala. Was ich aber ganz besonders betonen muss, alle meine unablässigen,
auf das Auffinden, bezw. den Nachweis von Steinkisten-Gräbern gerichteten Nach-
forschungen waren hier sowohl, wie in der Araxes-Ebene absolut vergeblich.
Weder im Gebirge, noch in der Ebene, weder in der Nähe der Dörfer, noch auch
der Städte oder Ruinenstätten konnte ich je etwas derartiges beobachten, obgleich
mein Auge durch die jahrelange Beschäftigung mit solchen Arbeiten gewiss einige
Uebung in der Erkennung auch der kleinsten Merkmale sich angeeignet hatte.
Ebenso wenig Erfolg hatten meine Nachfragen bei der Bevölkerung, die bei ihren,
auch hier zur Genüge betriebenen Schatzgräbereien wohl sehr viele schöne Dinge,
nie aber ein derartiges Grab gefunden hatte.

Es hätte noch genug interessanten Arbeitsstoff für mich in jenen Gebieten ge-
geben, allein die schon weit vorgeschrittene Jahreszeit drängte zur Weiterreise,
und so brach ich denn am 14. October wieder auf, zunächst nach dem nahe ge-
legenen Sewastan und Artamid, wo ich viele neue Keilinschriften fand. Besonders
erwähnen will ich aber noch eines aus cyklopischen Mauern aufgeführten, an-
fänglich am Rande eines Bergrückens, späterhin aber anscheinend unterirdisch ver-
laufenden gewaltigen Ganges, dessen Mündung in einem Seitenthale bei Artamid,
unmittelbar vis-à-vis einer Canalinschrift des Menuas (Nr. 12c meiner Liste in
Heft 2, S. 125, d. Zeitschr. f. Ethnol. 1892), liegt. Die Bestimmung desselben blieb
mir unklar, da eine genaue Untersuchung mir damals sowohl wegen der Kürze der
Zeit, als auch durch mehrere herabgefallene, den Gang versperrende Bausteine un-
möglich gemacht wurde. Sehr wahrscheinlich führt der Gang zu ausgedehnten
Felsenbauten (vielleicht zu Grabkammern), wie sie in grossartigster Weise in Van,
Topra Kaleh, Haikapert u. s. w. vorkommen, für welche die Chalder eine aus-
gesprochene Vorliebe besessen zu haben scheinen. Von dort verfolgte ich den Lauf
des Semiramis-Canals bis zu seinem Anfange, wobei ich in Ischchanikom,
Gämgäm und Meschingert noch drei weitere, auf seine Erbauung bezügliche In-
schriften entdeckte, und ging dann über Vastan zur Insel Agthamar, auf der ich
von dem dort residirenden, übrigens recht einflusslosen, armenischen Katholikos
auf's Freundlichste aufgenommen wurde. Das dortige Kloster, gegründet im
Jahre 922 durch den König Kakig, bietet wenig Interessantes, ausser vielen, aber
recht rohen Friesen mit Darstellungen aus der heiligen Schrift und der nicht un-
bedeutenden, aber sehr unordentlich gehaltenen Handschriften-Bibliothek. Da-
gegen lieferte mir eine genaue Untersuchung der kleinen, aber recht hoch und
im Norden geradezu senkrecht aus dem See aufsteigenden Insel den Beweis für

früher dort vorhanden gewesene bedeutende Ansiedelungen; der Ueberlieferung nach soll auf der Insel zu Kakig's Zeiten noch eine blühende Stadt bestanden haben. Auf dem östlichsten Theile der Insel fand ich Fundamente eines grösseren Gebäudes, das augenscheinlich dieselbe Construktion erkennen liess, wie ich sie in Topra Kaleh, Haikapert und Armavir beobachtet hatte, vermuthlich also ebenfalls die Stelle des ehemaligen Tempels bezeichnete.

Auf dem, Agthamar gegenüberliegenden Festlande entdeckte ich dann noch drei weitere Inschriften, die den Ruinen einer von Ispuinis und Menuas bei dem heutigen Awer (= alt) Muchrapert erbauten Burg entstammen. Von dort an ist das schwer zugängliche Südufer des Sees von neueren Reisenden auf eine sehr ausgedehnte Strecke hin gar nicht besucht und auf das Vorhandensein von Inschriften und prähistorischen Ueberresten hin nicht erforscht worden. Der herannahende Winter gestattete auch mir diese Untersuchung nicht; ich zog vielmehr in Eilmärschen nach Bitlis und von dort nach kurzem Aufenthalte weiter nach Musch und dem in der Nähe gelegenen Kloster Johannes des Täufers, oder, wie es armenisch heisst: „Surp Karapet". Das in der Klosterkirche gezeigte, übrigens sehr schön in Marmor ausgeführte Grab des Johannes erwähne ich nur als Curiosum. In Eilmärschen zog ich sodann über den Bingöl Dagh (Berg der 1000 Seen) nach Hassankala und weiter nach Erzerum. Am Tage meiner Ankunft in letzterer Stadt stellte sich auch der Winter mit Schnee und Kälte ein, so dass an die projectirte Weiterreise nach Erzingian nicht mehr zu denken war. Ich beschloss deshalb, so schnell als möglich nach Transkaukasien zurückzukehren, um eventuell nochmals Ani und die anderen altarmenischen Ruinenstätten am Arpatschai zu untersuchen. Demgemäss ritt ich über Hassankala nach Karaurgan, der türkisch-russischen Grenz- und Zollstation, wo der türkische Zollbeamte in aller Geschwindigkeit noch 24 Rubel Eingangszoll für meine Pferde von mir erpressen wollte, welche angeblich die Zollbeamten in Bajazet seiner Zeit zu fordern vergessen hätten. Meine Drohung, die Sache sofort unserem Botschafter in Constantinopel melden zu wollen und die daraufhin geforderte Quittung über Zahlung dieses Betrages liessen den guten Mann, der die armen Transportanten und Fuhrleute in der unverschämtesten Weise aussaugt, sehr schnell von seinem Plane abstehen. Von dort ging ich nach Sarikamisch, dem russischen Grenzlager, und da in Russisch-Armenien der Winter noch nicht begonnen hatte, die Erde vielmehr noch frei von Schnee war, so schickte ich meinen Diener mit den Packpferden direct nach Kagisman, während ich selbst allein nach dem etwa 60 *km* entfernten Kars ritt, um mir zunächst vom Gouverneur die erforderliche schriftliche Erlaubnissbescheinigung zu holen. Auch diesmal wurde ich 3 Tage in Kars festgehalten und während dieser Zeit auf das Peinlichste überwacht. Endlich konnte ich, mit meinen Papieren in der Tasche, weiter; ganz allein ritt ich in finsterer Nacht auf mir gänzlich unbekanntem Wege dem etwa 30 *km* entfernten Kagisman zu, wobei ich mich noch gründlich verirrte. Dort schickte ich meinen Diener voraus zur Mündung des Arpatschai in den Araxes; als ich aber selbst mit meinen Gensdarmen dort anlangte, stellte es sich heraus, dass er einen anderen Weg gewählt hatte. Obgleich ich ihm späterhin so schnell wie möglich nachsetzte, holte ich ihn doch erst in Alexandropol ein, wo er krank darniederlag. Am Arpatschai besuchte ich zunächst Erowantaschat, eine vom König Erowant von Armenien im II. Jahrhundert nach Chr. erbaute Stadt, welche ebenso, wie die auch von ihm gegründete Götterstadt Bakran, gleich nach seinem Tode von seinem Gegner und Nachfolger bis auf den Grund zerstört wurde. Hier, wie auch in dem nur etwa 12 *km* weiter oberhalb am Arpatschai gelegenen Bakran sind noch bedeutende Ueberreste der alten Gebäude und Burgen

orhanden, ja die aus behauenen Basaltsteinen hergestellten Burgmauern von Bakran, wohin Erowant die bis dahin in den Tempeln Armavirs aufbewahrten dole schleppte, sind auch heute noch fast in ihrem gesammten Umfange eralten und stellenweise wohl an 20 *m* hoch. Als ich von Bakran abritt, begann eider auch hier das Schneetreiben; ich ging zunächst nach Digor und von dort ei heftigem Schneesturm und eisiger Kälte nach Ani, wo unter diesen Umtänden nicht viel zu machen war. So schnell als möglich brach ich deshalb nach lexandropol auf, von wo aus ich mit der Post nach der Bahnstation Akstafa nd von dort am 20. November auf der Eisenbahn nach Tiflis fuhr. Als meine eiden besten Pferde späterhin in Akstafa ankamen, fuhr ich wieder dorthin, sie bzuholen, und ritt dann auch noch diese etwa 100 *km* bis Tiflis, um die Kura-bene genauer kennen zu lernen.

Wenn ich nun aus den Untersuchungen meiner Reise das Resumé ziehe, so uss ich constatiren, dass die von mir gehegte Vermuthung eines ursächlichen usammenhanges zwischen den Chaldern und der uns in den Gräberfunden on Kalakent entgegentretenden Cultur eine irrige war. Weder in der Araxes-bene, noch auch in den südlich und südwestl. davon gelegenen Gebieten, dem alten rartu, dem Lande der Chalder, habe ich das Vorhandensein von Steinkisten-räbern constatiren oder auch nur in Erfahrung bringen können, und ich glaube ehaupten zu dürfen, dass solche dort überhaupt nicht vorkommen, dass vielmehr ie alte Van-Bevölkerung, welche sich, wie wir jetzt aus den armenischen Keil-nschriften wissen, bis eben in die Araxes-Ebene hinein erstreckte, eine andere, anz verschiedene Bestattungsart gehabt haben muss. Die südliche Grenze des orkommens der Steinkisten ist wohl geeignet, uns zugleich die nördliche Grenze es Gebietes jener, ihre Todten anders bestattenden chaldischen Völkerschaften und tämme anzugeben. Diese Grenze aber lässt sich ziemlich genau ver-olgen: sie beginnt im Osten am mittleren Araxes bald oberhalb von Ordubad, eben ort, wo sich das Flussthal zur Ebene zu erweitern beginnt, und hält sich dann auf en diese Ebene im Norden begrenzenden Gebirgsrändern, ohne selbst je in diese inabzusteigen. Westlich von Armavir verengt sich das Flussthal wieder mehr nd mehr, und wenig oberhalb Surmali strömt der Araxes wieder in schmaler chlucht, auf beiden Seiten von steil aufsteigenden Gebirgen begrenzt; dort tritt enn auch jene Grenze wieder fast bis hart an den Fluss heran. Es scheint emnach, als ob die Chalder trotz der inschriftlich bezeugten zeitweiligen, wieder-olten Eroberung der nördlich von der so eben gezogenen Grenze gelegenen Ge-iete sich dort doch nicht endgültig festsetzen konnten, vielmehr von der Berg-evölkerung immer wieder bis in die Araxes-Ebene zurückgedrängt wurden.

Bleibt sonach die Frage nach den Trägern jener Cultur, die wir aus den räberfunden von Kalakent kennen gelernt haben, nach wie vor eine offene, so at die Reise doch nach anderer Seite manche interessante Resultate gezeitigt. Dahin echne ich zunächst die nicht unbedeutende Vermehrung unseres Materials an haldischen (armenischen) Keilinschriften. Ich bedauere es im Interesse er Wissenschaft jetzt sehr, dass ich damals über diese Fragen so ungenügend in-ormirt war und wurde. Hätte ich die grosse Wichtigkeit und Bedeutung dieser nschriften damals gekannt, oder wäre ich von Deutschland aus rechtzeitig darüber nterrichtet worden, ich hätte leichtlich 60 statt 30 neuer Inschriften mitbringen önnen. So hielt ich aber den mir zugekommenen Nachrichten gemäss alle diese nschriften, mit Ausnahme derjenigen vom Göktschai-See, für bekannt, und ich uss es deshalb lediglich als einen glücklichen Zufall bezeichnen, der mich ver-nlasste, einige dieser mir als bekannt bezeichneten, thatsächlich aber in Europa

ganz unbekannten Inschriften zu copiren. Aber ich hätte noch mehr thun können, ich hätte auch, wie ich es zum Theil gethan habe, alle anderen bereits bekannten Inschriften nochmals genau copiren können, und hätte es mit vielem Vergnügen gethan, wenn ich gewusst hätte, dass die meisten der vorhandenen Copien so ausserordentlich schlecht und ungenau sind. In der That muss ich heute, wo ich mich einigermaassen mit diesem schwierigen Gebiete vertraut gemacht habe, sagen, dass eine neue, exacte Collation aller Inschriften dringend wünschenswerth ist.

Als ein weiteres Resultat meiner Nachforschungen bezeichne ich die Feststellung der Thatsache, dass die Keilschrift bei den Chaldern ihre nördlichste Verwendung gefunden hat; keines der noch weiter nördlich wohnenden Gebirgsvölker hat diese Schrift von ihnen weiter übernommen. Die auf den gebirgigen Hochflächen nördlich vom Araxes vorkommenden Keilinschriften stammen entweder von Argistis I. oder seinem Sohne Sardur II., die nördlichste derselben ist die bei Alexandropol vorkommende, welche zugleich die äusserste Grenze des Van-Reiches zur Zeit seiner grössten Blüthe bezeichnet. Es ist höchst unwahrscheinlich, dass die Könige von Van ihre Kriegszüge noch weiter nach Norden in das hohe unzugängliche Lelwar-Gebirge hinein ausgedehnt haben sollten. —

(24) Frl. E. Lemke berichtet über den sogenannten

Räucherboden des Johannis-Klosters in Stralsund.

Die überaus anregenden Untersuchungen unseres verehrten Vorsitzenden, Hrn. Virchow, über Häuser ohne eigentlichen Schornstein, veranlassten den Kgl. Reg.-Baumeister Hrn. Weisstein, eine Skizze des Johannis-Klosters in Stralsund anzufertigen, in der Meinung, dass ein solcher Beitrag nicht unwillkommen sein dürfte. Hr. Weisstein ersuchte mich, diesen Beitrag — im Anschluss an meine Mittheilungen — der Gesellschaft einzureichen.

Ich gebe zunächst einen Auszug aus „Bericht über die Verwaltung der Gemeinde-Angelegenheiten der Stadt Stralsund, während des Jahres 1874“ (S. 41): „Das St. Johannis-Kloster ist nach der in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts verfassten Berckmann'schen Chronik von Stralsund im Jahre 1254 gegründet; urkundlich erwähnt wird es zuerst im ältesten Stadtbuche zwischen 1270 und 1277. Es war ein Bettelmönch-Kloster nach der Regel des heil. Franciscus und hat als solches bis 1525 bestanden, in welchem Jahre es bei Gelegenheit der bilderstürmerischen Unruhen in Stralsund hart mitgenommen und von seinen Mönchen verlassen ward, worauf es der Rath unter städtische Verwaltung stellte und zu einem Armenhause umschaffen liess. Bald nachher richtete man einige Räume der weitläufigen Klostergebäude zu „Prövenerwohnungen“ (Prövener ist eine Umdeutschung von praebendarius), ähnlich denen in [weiter unten zu besprechenden] Hospitälern ein, und in der Folge ward zu gleichem Zwecke noch eine ziemliche Anzahl kleiner Häuser vor dem eigentlichen Kloster auf der Bodenfläche, wo früher das Wirthschaftsgebäude gestanden und der Kirchhof gelegen hatte, aufgeführt“ [1]).

Hr. Weisstein schreibt: „In dem Johannis-Kloster, welches jetzt als Armenhaus, Spital u. s. w. dient, hat sich ein Gebäudetheil erhalten, der sogenannte

1) S. auch A. T. Kruse, Umriss einer Geschichte der Unterstützungsquellen und des Armenwesens in Stralsund, insbesondere des Johannis-Armenhauses, mit einem Grundrisse des Johannis-Klosters. Stralsund 1847. C. Löffler'sche Buchhandlung (C. Hingst).

„Räucherboden", — in den Acten „der schwarze Gang" genannt. Derselbe besteht aus einem etwa 3 *m* breiten Flur, von dessen beiden Längsseiten aus je 4—6 kleine, aus je 2 Räumen bestehende Wohnungen zugänglich sind. Die Oefen dieser Wohnzimmer, sowie die Kochöfen in dem Räucherboden selbst münden mit ihren Rauchabzügen unmittelbar in den Räucherboden, von welchem aus einige Dunstabzüge in dem First den Rauch in die freie Luft abziehen lassen. Um die Mittagszeit ist der von allen Wohnungsinhabern zu benutzende Flur in seinem oberen Theil völlig von Rauch erfüllt. Die Anlage, welche bereits seit alten Zeiten (vielleicht seit der Vertreibung der Mönche) besteht, ist trotz der Feuergefährlichkeit und trotz der gesundheitsnachtheiligen Verhältnisse erhalten geblieben[1])." —

(25) Frl. E. Lemke berichtet über

„Rauchhäuser" im Kreise Schlawe, Pommern.

Indem ich auf Verhandl. 1891, S. 725, d. h. auf die Mittheilung über das Rauchhaus in Jershöft hinweise, erlaube ich mir, Weiteres über das Vorkommen dieser eigenthümlichen Bauten zu berichten; ich beziehe mich damit auf die Angaben von Frl. M. Hobus (Schlawe).

In Rützenhagen, Kr. Schlawe, befinden sich drei Rauchhäuser:

I. Das Haus von länglicher Gestalt hat die Eingangsthür an einer Breitseite. Ueber der Thür befinden sich in Holz geschnittene Zeichen; zwischen zwei Figuren, die man am besten mit dem sogen. Sonnenzeichen (hier drei Kreise um einen Punkt) vergleichen kann, sieht man ein Paar Buchstaben und die Jahreszahl 1768. Durch die Thür kommt man in einen kleinen, gepflasterten Flur, an dessen linker Seite eine kleine Stube liegt, während sich an der rechten Seite die Torfkammer (der ehemalige Kuhstall) und darüber ein Bodenraum befinden. Am Ende des kleinen Flurs ist gleichfalls eine Thür; auf den Balken derselben sieht man, ausser einer langen Reihe von Buchstaben (die sich nicht zu Worten fügen lassen) und der Jahreszahl 1733, rechts und links folgende Figur: ein Kreis ist durch einen sechsstrahligen Stern oder eine sechsblätterige Blume verziert; zwischen den Strahlen, bezw. Blättern befinden sich kleine Dreiecke, wie solche auch an zwei Stellen zwischen die Buchstaben geschoben sind. Stube und Torfkammer sind 1768 angebaut worden; das eigentliche Haus steht seit 1733. Ueber der zuletzt genannten Thür befinden sich zwei Löcher, welche auf den Bodenraum führen, wo Heu aufbewahrt wird. Die Thür führt in einen grossen Raum, der an der gegenüberliegenden Wand, sowie links vom Eingange je einen grossen Heerd aufweist. An den Seiten des grossen Raumes liegen Kammern. Links von dem Heerde, welcher der Eingangsthür gegenüber liegt, befindet sich der Eingang zur Hauptstube, welche die ganze Breite und $1/3$ der Länge des Hauses einnimmt, 7 Fenster und 3 „Bettwinkel" hat.

II. Das Haus (zum Pfarramt gehörig und an arme Leute vermiethet) ist durch eine Wand in zwei ungleiche Abtheilungen gebracht, d. h. in Wohnungen mit je einer langen, schmalen Stube und einem Flur mit Heerd und Kammer.

III. Dieses Haus gleicht dem von Jershöft. Der Flur theilt das Haus in zwei ungleiche Räume und reicht von einer Seite bis zur andern, je mit einer Eingangsthür abschliessend. In dem grösseren Raume sind zwei Stuben; zwischen

1) Der Plan ist nicht eingegangen. Sollte er später noch eintreffen, so kann er nachgeliefert werden. Red.

enselben ist die Küche mit zwei Heerden. In dem kleineren Raume sind Kammern und Verschläge für Hühner, Schweine und Ziegen; früher waren hier die Schlafkammern für das Gesinde. Ueber der Eingangsthür sieht man eine lange Reihe von Buchstaben (darunter den Namen Vanselow), die Jahreszahl 1744 und zu beiden Seiten Figuren, d. h. doppelte Kreise mit Rad-Verzierung. An einer Giebelseite befindet sich ein nach aussen gerichteter „Pferdekopf". — Das Haus gehört dem Dorfschulzen Vanselow. —

(26) Hr. Bartels legt eine von ihm aufgenommene Photographie eines alten Hauses aus St. Johann im Pongau vor, das von dem Zustande des Rauchhauses dadurch in moderne Verhältnisse übergeführt worden ist, dass man aussen, vom Erdboden an, einen Schornstein angeklebt hat. —

(27) Hr. Bartels zeigt, im Anschluss an die Demonstration des Hausmodells aus dem alten Lande durch Hrn. Jahn in der letzten Sitzung, von ihm aufgenommene Photographien von Häusern aus dem Gebiete zwischen der Elbe- und Weser-Mündung. Dieselben gehören dem sächsischen Typus an, sie haben daher unter demselben Dache auf der einen Hälfte die Scheune und die Ställe und auf der anderen Hälfte die Wohnung. Die Aufnahmen zeigen das alte Nachtigal'sche Haus in Ritzebüttel und Häuser aus dem Dorfe Berensch. Die letzteren liegen mit der Scheunenseite der Dorfstrasse zugekehrt, daher ist die Wohnung von der Dorfstrasse abgekehrt. —

(28) Hr. Bartels legt die von ihm aufgenommene Photographie eines steinernen Thürpfostens der alten gothischen Kirche von Dorum, Kreis Lehe, Hannover, vor, welcher sehr lange und deutliche Rillen, aber keine deutlichen Rundmarken führt. Ein anderes Beispiel von Rillen an Kirchenthüren konnte er in der weiteren Umgebung von Cuxhaven nicht auffinden. —

(29) Eingegangene Schriften:

1. Heger, Fr., Altmexikanische Reliquien aus dem Schlosse Ambras in Tirol. Wien 1892. (Sep.-Abdr. Ann. d. K. K. Nat. Hofmus.)
2. Derselbe, Goldgeräthe von den Philippinen. Wien 1892. (Sep.-Abdr. Mitth. d. Anthropol. Ges. in Wien.) Nr. 1 u. 2 Gesch. d. Verf.
3. Kärnbach, L., Die bisherige Erforschung von Kaiser-Wilhelmsland und der Nutzen der Anlage einer Forschungs-Station. Berlin 1893. Gesch. d. Verf.

Sitzung vom 18. Februar 1893.

Vorsitzender: Hr. **R. Virchow.**

(1) Zum ersten Male seit ihrem Bestehen hat unsere Gesellschaft in derselben Sitzung den Tod zweier ihrer Ehrenmitglieder zu beklagen. Schaaffhausen und Lindenschmit sind kurz hinter einander dahingeschieden. Mit ihnen hat die deutsche Anthropologie zwei ihrer grössten Zierden verloren, deren Name weithin den Ruhm unserer Wissenschaft verkündete. Beide haben während eines langen, arbeitsamen Lebens, fast von dem ersten Aufblühen der modernen Anthropologie an, bis in ein hohes Alter durch immer neue Forschungen das früher so dunkle Gebiet erleuchtet.

Hermann Schaaffhausen ist am 26. Januar um Mitternacht in Folge einer Herzlähmung, 76 Jahre alt, gestorben. Er war am 19. Juli 1816 in Coblenz geboren. Seine Universitätsstudien absolvirte er theils in Bonn, theils in Berlin, wo er die Lehren unseres grossen Meisters Johannes Müller, seines Landsmannes, genoss, 1839 die medicinische Doktorwürde erlangte und 1840 die ärztliche Staatsprüfung bestand. Von da an behielt er dauernd eine Vorliebe für anatomische und physiologische Studien. Zunächst vervollständigte er dieselben in Paris und London. Nach seiner Verheirathung (1843) brachte er den Winter in Italien zu. Am 29. October 1844 habilitirte er sich in Bonn als Privatdocent für Physiologie, las jedoch später auch allgemeine und specielle Pathologie, gerichtliche Medicin, Encyklopädie, mikroskopische Anatomie, Anthropologie und Urgeschichte. 1855 wurde er zum ausserordentlichen Professor, 1868 zum Geheimen Medicinalrath, 1889 zum ordentlichen Honorar-Professor ernannt. Seine Neigung führte ihn jedoch vorzugsweise zu den Fragen über die Urgeschichte des Menschen und die Anfänge der menschlichen Cultur. Er war ausgemachter Darwinist und als solcher widmete er sich mit Ausdauer der Untersuchung über die Eigenschaften der Naturvölker. Die 1885 erschienene Sammlung seiner Abhandlungen: „Anthropologische Studien“ gewährt einen Ueberblick über das weite Feld seiner Betrachtungen. Nichts aber hat seinen Namen mehr bekannt gemacht, als die Auffindung des sogen. Neanderthal-Menschen, welche Epoche machend für die Richtung der zeitgenössischen Meinung geworden ist. Auch diejenigen seiner Fachgenossen, welche die Berechtigung seiner Schlussfolgerungen nicht überall anerkannten, waren doch einig in der Anerkennung seines ehrlichen Strebens nach Wahrheit und seines Einflusses auf die sammelnde und forschende Thätigkeit seiner Landsleute. Die Verhandlungen der naturhistorischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde (seit 1853) und die Sammlungen des Provinzial-Museums in Bonn geben reiches Zeugniss dafür. Der Aufenthalt in Italien hatte seinen Sinn für die classische Kunst erschlossen; der an römischen Alterthümern so reiche Boden des Rheinlandes gewährte ihm häufige und erwünschte Gelegenheit, seine Forschungen

auch in dieser Richtung auszudehnen. Als Vorstand des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande, des naturhistorischen Vereins der preussischen Rheinlande und Westfalens, als Vorstandsmitglied der Commission für die Provinzial-Museen hat er anregend und aufbauend nach allen Seiten gewirkt.

So hat ihm auch die Anerkennung in der Ferne und im weitesten Auslande nicht gefehlt. Man suchte seinen Rath in zahlreichen Fällen, wo schwierigste Fragen der Prähistorie zu lösen waren. Man überhäufte ihn mit ehrenvollen Ernennungen. Von Anfang an ein thätiges Mitglied der deutschen anthropologischen Gesellschaft und der prähistorischen Congresse, hat er eine grosse Anzahl der europäischen Sammlungen mit eigenen Augen zu sehen und viele Fundstätten unmittelbar zu prüfen Gelegenheit gehabt. Er hat über die meisten derselben Bericht erstattet und die Ergebnisse derselben kritisch beleuchtet. Die grosse Aufgabe, die Seitens der deutschen anthropologischen Gesellschaft in seine Hand gelegt war, das osteologische Material für Rassenanatomie, welches in deutschen Sammlungen, vielfach ganz verborgen, aufgehäuft lag, zu vereinigen und bearbeiten zu lassen, hat er nicht vollständig lösen können, aber er hat doch die Arbeit so weit geführt, dass eine grössere Reihe von Special-Katalogen veröffentlicht werden konnte, die jetzt als ein bequemes Material für literarische Arbeiten benutzt werden.

Er war gewohnt, in der Arbeit nicht nachzulassen. Aber er schätzte auch den Werth der gesellschaftlichen Erholung im Kreise gebildeter Menschen. Sein gastfreies Haus in Bonn war ein häufiger Sammelplatz der ausgesuchtesten Gesellschaft. Seine Familie, namentlich seit dem Tode seiner Gattin die Schaar seiner lieblichen Töchter, sicherten ihm auch an stillen Tagen das Glück des häuslichen Lebens in einem Maasse, wie es wenigen beschieden wird. Man muss ihn auf seinem reizenden Landgute in Honnef im Kreise der Seinen gesehen haben, um zu ermessen, wie sehr sein Herz für dieses häusliche Glück empfänglich war. Das erhielt ihn frisch und trug ihn hinweg über die bitteren Stunden, welche die Angriffe der Gegner ihm bereiteten. Bis zu den beiden letzten Jahren seines Lebens hielt seine starke Gesundheit alle Schwächen des zunehmenden Alters von ihm ab. Von da an begann ihm selbst die Abnahme seiner Kräfte fühlbar zu werden. Aber trotzdem hielt er mit rastlosem Eifer an der Arbeit fest. Noch bis zum letzten Abende war er in gewohnter Weise thätig. —

Ludwig Lindenschmit ist am 14. Februar, 83 Jahre alt, zu Mainz gestorben. Von kleinen Anfängen an hat er sich durch eigene Kraft zu dem anerkannten Vertreter der vaterländischen Archäologie heraufgearbeitet. Ursprünglich einer rein künstlerischen Laufbahn zugewandt, sah er sich sehr bald durch die Gegenstände seiner täglichen Betrachtung strengeren wissenschaftlichen Studien zugedrängt. Der Zeichner wurde nach und nach Doctor und Professor. Aber zu allen Zeiten seines späteren Lebens treffen wir ihn auf beiden Gebieten thätig: als darstellenden Künstler und als forschenden Gelehrten. Die deutsche Literatur verdankt ihm jene grossen Sammlungen zuverlässiger Bildwerke, welche den Reichthum unserer Vorzeit an werthvollen Altsachen aller Welt vor Augen geführt haben und welche noch für eine lange Zukunft die Grundlage aller Forschungen über die Wege der prähistorischen Cultur und über die Lebensweise unserer „heidnischen Vorfahren“, wie er sie zu nennen pflegte, bilden werden. Er war es, der mit zielbewusster Arbeit die Verbindungen unseres Volkes in jener weit zurückgelegenen Vorzeit, über welche die Geschichte wenig zu berichten hat, insbesondere die Verbindungen mit dem Süden und dem Westen, aufzuklären gewusst hat. Durch ihn sind die Etrusker und die Celten für uns aktive Elemente in dem

Lebensbilde der germanischen Stämme geworden, und er selbst hat als ein internationaler Dolmetsch der Vergangenheit jene maassgebende Stellung erreicht, die ihm auch in Italien, in Frankreich und England die allgemeine Achtung sicherte. Die Fülle von Hinterlassenschaften der römischen Herrschaft, welche gerade in Mainz einen Mittelpunkt dauernder Wirksamkeit gefunden hatte, führte ihm fast täglich neues Material der Untersuchung zu, und mit glücklichster Initiative wusste er dasselbe in einem grossen und vortrefflich geordneten Museum zu vereinigen und dem Verständniss der Nation zu erschliessen. Er nannte sein Museum das „römisch-germanische Centralmuseum“, und mit Recht, denn nirgends in der Welt ist eine so umfassende und so lehrreiche Sammlung geschaffen worden, wie sie uns jetzt in Mainz erhalten ist, eine Sammlung, welche zugleich die Eigenthümlichkeiten der römischen Provinzial-Cultur und das Ergebniss ihres Contaktes mit den einheimischen Barbaren vor Augen führt. So ist ihm auch die schöne Anerkennung zu Theil geworden, dass die deutsche Reichsregierung seiner Anstalt durch die Gewährung materieller Mittel die Möglichkeit einer immer vollständigeren Ausgestaltung geboten hat. Das Mainzer Museum ist selbstverständlich in erster Linie der Repräsentant der Entwickelung von Südwest-Deutschland, aber mit Sorgfalt und tiefem Verständniss hat es von Anfang an auch die Funde aus dem übrigen Deutschland herangezogen, und wo es an Originalstücken fehlte, die fremden Erwerbungen in vortrefflichen Nachbildungen zusammengestellt. Die plastischen Reproductionen, welche in seiner Werkstatt geschaffen wurden, haben zugleich die Gelegenheit gegeben, auch anderen Sammlungen die Erwerbung brauchbarer Vergleichungsobjekte zu ermöglichen, und so ein allgemein verwendbares Material für comparative Archäologie zu bieten. Wer kennt nicht die beiden Hauptleistungen, welche aus dieser Werkstatt hervorgegangen sind: den römischen und den fränkischen Krieger, die zum ersten Male nach den Originalstücken die volle Ausrüstung und Bekleidung in ihrer Gesammtheit zur Erscheinung brachten. In diesen plastischen Gebilden zeigte sich zugleich der Künstler und der objektive Forscher auf der Höhe der Leistung.

Es würde den Rahmen einer Erinnerung, welche sich so unmittelbar an die Nachricht von dem Verluste eines solchen Mannes knüpft, überschreiten, wenn hier eine eingehende Schilderung der fast unerschöpflichen Thätigkeit eines so langen Lebens, wie es unserem Lindenschmit zu Theil geworden ist, versucht werden sollte. Es soll nur darauf hingewiesen werden, in welcher Mannichfaltigkeit und Vollständigkeit gerade die objektive Darstellung der deutschen Vorzeit durch diesen einen Mann gesichert worden ist. Er hat es nicht erlebt, diese Darstellung durch alle Phasen der Entwickelung hindurch zu einem förmlichen Abschluss fortzuführen. Die Geschichte der Steinzeit, so werthvolle Bausteine dazu er auch geliefert hat, ist liegen geblieben. Dafür hat er die grosse Freude erlebt, noch in seinem hohen Alter, als Genesender nach einem schweren Schlaganfalle, seine Schilderung der fränkischen Vorzeit vollendet vor sich zu sehen und den Nachkommen ein so lebensvolles Bild derselben zu hinterlassen, dass alle weitere Darstellung davon wird ausgehen müssen.

Aber Lindenschmit war nicht bloss eine objektive Natur; zu allen Zeiten trat bei ihm das subjektive Urtheil stark in den Vordergrund. Seine warme künstlerische Anschauung erzeugte in ihm eine Stärke der Ueberzeugung, welche ihn nicht selten zu einer fast leidenschaftlichen Heftigkeit der Aeusserung führte. Das ward namentlich ersichtlich in den Erörterungen über den Einfluss des südlichen Importes und über das Maass der einheimischen Kunstfertigkeit, wie er sie im Gegensatz zu den skandinavischen Gelehrten mit Hartnäckigkeit fortgeführt

hat. Dieser Gegensatz hat sich noch im Laufe seines Lebens sehr gemildert, und man wird zugestehen müssen, dass das Urtheil beider Parteien manche Einseitigkeiten gezeigt hat, welche zu Ungerechtigkeit Anlass boten. Wenn wir aber gegenwärtig auf diese Periode der Streitigkeiten, internationaler und nationaler, zurückblicken, so werden wir nicht umhin können zuzugestehen, dass die Schwierigkeiten des Gegenstandes so gross sind, dass eine definitive Grenze zwischen importirten und autochthonen Produkten noch immer nicht gezogen werden kann, aber wir werden auch dem alten Kämpfer die Anerkennung nicht versagen dürfen, dass seine Auffassung von dem Zusammenhange der Bronzecultur in den Hauptstücken berechtigt war.

Für die merovingische Zeit und ihre unmittelbaren Vorläufer blieb eine Seite der Forschung übrig, welcher Lindenschmit seiner besonderen Entwickelung nach nicht gewachsen war. In richtiger Erkenntniss von der Nothwendigkeit des Zusammenwirkens, wie es in segensreicher Weise von Jahr zu Jahr mehr entwickelt worden ist, wandte er sich mit dem Ersuchen einer Bearbeitung des osteologischen Materials, welches die rheinischen und süddeutschen Gräberfelder in grösster Fülle darboten, an Ecker. Die Schilderungen, welche dieser erfahrene Anatom von der physischen Grundlage der Leute der „Reihengräber" geliefert hat, sind der Ausgangspunkt geworden für die endlose Zahl von Detailuntersuchungen über Schädel und Gerippe unserer Vorfahren, welche jedes Jahr vermehrt. Aber dieses Zusammenarbeiten ist auch zugleich das Signal geworden zu der innigen Verbindung von Archäologie und Anthropologie, welche unsere deutsche Wissenschaft gross gemacht und welche nachher in der Gründung der deutschen anthropologischen Gesellschaft, die 1870 unter Lindenschmit's Theilnahme in Mainz beschlossen wurde, ihre hoffentlich dauernde Gestalt angenommen hat. Das Archiv für Anthropologie, welches beide Männer ins Leben riefen und welches alsdann das anerkannte Organ der deutschen Gesellschaft geworden ist, sicherte dieser Richtung auch die publicistische Wirksamkeit.

So dürfen wir hoffen, dass die deutsche Gesellschaft, als deren Glied auch unsere Berliner Gesellschaft ihre Arbeit aufgenommen hat, ein bleibendes Monument für den Mann sein werde, dessen Erinnerung wir heute begehen. So lange sie besteht, wird auch der Dank nicht aufhören für ihre Gründer. —

(2) Als neue Mitglieder werden angemeldet:
Hr. Graf Oppersdorf, Avantageur bei den Garde-Ulanen.
„ Theodor David, vereidigter Makler, Berlin.

(3) Hr. Wattenbach hat seine Photographie für das Album der Gesellschaft eingesendet. Frau General Quedenfeldt übersendet die Photographie ihres verstorbenen Sohnes, unseres früheren Mitgliedes und treuen Mitarbeiters, sowie diejenige seines tatarischen Begleiters in maurischer Tracht, endlich ein Verzeichniss der ethnographischen Hinterlassenschaft ihres Sohnes.

Der Vorsitzende benutzt diese Gelegenheit, um die noch säumigen Mitglieder an die Einsendung ihrer Photographie zu erinnern. —

(4) Das Ehren-Mitglied, Hr. Ober-Kammerherr v. Alten, übersendet d. d. Oldenburg, 11. Februar, ein

Gypsmodell eines Thongefässes aus einem Hügelgrabe bei Lastrup.

„Anliegend sende ich ein eigenthümliches Gefäss, welches in einer leider nicht erhaltenen Urne — auch nicht ein Scherben war zu erlangen — gefunden ist.

„Der Fund geschah in der Gegend von Lastrup, etwa 10 *km* westlich von Cloppenburg in einem Hügelgrabe, welches von den Landleuten abgefahren wurde. Die Gegend ist Haide-Gegend.

„Das übersandte Modell ist durchaus treu, bis auf die Stärke der Wandung, welche im Original etwa 2 *mm* dicker erscheint. Farbe auf dem Bruch schwarz, äusserlich grau, so dass also auch hier ein hellerer Ueberzug erscheint, wie ich es so vielfach beobachtet habe.

„Die Mischung des Thons ist grob und finden sich zahlreiche Körnchen von Granit darin.

„Ebenso ist der Brand locker, wie an allen Gefässen, welche so stark mit Granitstückchen gemischt sind. Die Behandlung ist ebenso rauh, wie der Abguss. Gleiche Formen sind mir bis dahin nicht vorgekommen, so dass ich über eine etwaige Verbreitung derselben im Dunkeln bin.

„Andere Gegenstände wurden in dem Grabe nicht bemerkt.

„Was die Bestimmung dieses Gefässes angeht, so möchte ich dasselbe als ein Trinkgefäss ansprechen. Diese Gefässe waren ja vielfach unten gerundet, so dass sie nur in einem untergelegten Ringe stehen konnten. Dies Gefäss aber kann man legen wie man will, es fällt nie ganz um, wo die Knubben gut erhalten sind.

„Vielleicht also eine Spielerei eines schlauen Töpfers. Das ist so eine Muthmaassung, nicht mehr werth, als 100 andere, bringt die Sache aber doch vielleicht in Fluss.“ —

Hr. Voss glaubt, dies Gefäss einer jüngeren, vielleicht merovingischen Zeit zuschreiben zu müssen. Die älteren Gefässe der Art pflegten sorgfältiger bearbeitet zu sein. —

(5) Hr. O. Olshausen spricht über

die angeblichen Funde von Eisen in steinzeitlichen Gräbern.

Die Veranlassung zur vorliegenden Arbeit gaben zwei Publicationen der letzten Jahre, nehmlich: Chr. Hostmann, Studien zur vorgeschichtlichen Archäologie, Gesammelte Abhandlungen, mit einem Vorworte von Dr. L. Lindenschmit, Braunschweig 1890 (nach dem Tode des Verfassers herausgegeben, — ob vielleicht auf Anregung des inzwischen am 14. dieses Monats verstorbenen Prof. Lindenschmit selbst, ist nicht gesagt) und L. Beck, Geschichte des Eisens, Abtheilung I, 2. Auflage, Braunschweig 1891. — In beiden Schriften wird u. A. die Frage der zeitlichen Aufeinanderfolge der Entdeckung und allgemeinen Verwendung der wichtigsten Nutzmetalle, Eisen und Kupfer, und damit im Zusammenhange auch der Bronze erörtert. Bekanntlich erschien nach Ansicht der skandinavischen und auch vieler deutscher Forscher im mittleren Nord-Europa, d. h. in Skandinavien und Nord-Deutschland, von vereinzelten Kupfergeräthen abgesehen, zuerst die Bronze, darauf das Eisen. Andere dagegen sind der Meinung, dass überall und also auch im Norden das Eisen eher als die Bronze bekannt gewesen und benutzt sei, die „Eisenzeit“ sich daher unmittelbar an die von Allen angenommene Steinzeit anschliesse. Diese schon früher geäusserten Ansichten fanden bei uns während der letzten beiden Decennien ihren Hauptvertreter in dem am 30. August 1889 ver-

storbenen Dr. Hostmann in Celle, dessen diesbezügliche Arbeiten sich finden im Archiv f. Anthropol. 8, 278; 9, 185; 12, 431. Sie wurden, in der Form zwar theilweise umgestaltet, in der Tendenz aber völlig unverändert in den obengenannten Studien wieder abgedruckt. — Hostmann stützte sich mehrfach auf Gymnasialdirektor Dr. K. E. H. Krause in Rostock (gestorben am 28. Mai 1892), der Hierhergehöriges veröffentlichte im Stader Archiv f. Geschichte u. Alterthumsk. von Bremen und Verden[1]). —

Ganz die gleichen Bahnen wandelte der Studienrath Dr. J. H. Müller, Direktor des Provinzial-Museums zu Hannover (gestorben am 31. Mai 1886), wie sich u. A. aus einem Aufsatz im Correspondenzbl. d. D. anthrop. Ges. 1876, S. 50 und 60 und aus einer Mittheilung ebenda 1877, 46 ergiebt (jener Aufsatz ist nur durch einen Druckfehler F. H. M. gezeichnet; vergl. Archiv f. Anthropol. 10, Verzeichniss d. Literatur S. 8). — Zu den unbedingten Anhängern Hostmann's gehört endlich Dr. Beck, Eisengiesserei-Besitzer in Biebrich a. Rh. und Verfasser der Geschichte des Eisens.

Nach Hostmann waren die Erbauer aller unserer nordischen Gräber schon mit dem Eisen bekannt; er giebt eine vormetallische Zeit nur im Allgemeinen zu (Studien S. 221), während nach ihm (ebenda S. 32; vergl. S. 30 und 150) „der Begriff einer factischen Steinzeit für den Bereich unserer heidnischen Gräber vollständig, auch in jenen Fällen, negirt ist, wo keine Spur von Metall in Begleitung der Steingeräthe angetroffen wurde.“ Im Sinne Hostmann's dürfte man daher nur von Eisen in „Gräbern mit sonst steinzeitlichem Inventar“ sprechen; der Kürze halber werde ich aber den Ausdruck „steinzeitliche Gräber“ gebrauchen, obgleich nach meiner Auffassung wohl manches andere Metall, wie Kupfer und Gold, aber gerade das Eisen niemals in Gräbern der reinen Steinzeit ursprünglich beigesetzt sein kann; siehe unten „Metallgewinnung“. Erwähnt sei hier gleich noch, dass H. das „Alter der Felsenbauten“, d. h. der (steinzeitl.) Megalithgräber überhaupt sehr spät setzt, von 500 vor Chr. bis ins 6. Jahrh. nach Chr. (Studien S. 40). — Die näheren Gründe, weshalb H. eine factische Steinzeit für die Gräber leugnet, finden sich Studien S. 22 u. 28—29 ausgeführt: „Nicht nur in Skandinavien, im ganzen nordwestlichen Europa sind eiserne Gegenstände neben der sonst üblichen Ausstattung in Steingräbern gefunden, und zwar unter Umständen, die keinen Zweifel übrig lassen, dass sie gleichzeitig mit jener als Mitgabe niedergelegt waren.“ In der Zusammenstellung von „sicher beglaubigten Funden“ derart, will H. sich „allein auf solche beschränken, die in Folge der sie begleitenden archäologischen Merkmale der frühesten Periode, der Urzeit unserer Steindenkmäler, angehören“. Aus dem uns hauptsächlich interessirenden Gebiet, Nord-Deutschland und Skandinavien, führt er dann eine Reihe von Funden an und bemerkt, dass wegen der meist nicht sachkundigen Eröffnung der Steingräber und der leichten Zerstörbarkeit des Eisens „die einzelnen bekannt gewordenen Funde von Eisen nahezu die Bedeutung einer allgemeinen Regel gewinnen“.

Diesen Ansichten ist nun zwar wiederholt, nicht nur von skandinavischen, sondern auch von deutschen Forschern entgegengetreten. So war es kein Geringerer als Virchow, welcher schon frühzeitig zur Vorsicht mahnte (diese Verh. 1876, S. 175; Correspondenzbl. d. Deutsch. anthrop. Ges. 1877, S. 57) und später in bestimmtester Weise Stellung nahm, indem er auf dem Congresse zu Breslau nach dem Correspondenzbl. d. D. anthrop. Ges. 1884, S. 72 sagte: „Die Thatsache wird

1) Dies Archiv, 1—11, 1862—86, erscheint nicht weiter; Organ des Stader Vereins ist jetzt die Zeitschr. d. histor. Vereins f. Niedersachsen in Hannover.

Niemand in Abrede stellen können, dass in unsern ältesten Gräbern, welche noch unzweifelhaft den Charakter der Steinzeit haben und in denen gelegentlich Metall als erste schwache Beigabe erscheint, entweder Kupfer oder Bronze gefunden wird." Und weiter: „Ich habe nie etwas anderes gesehen, als dass, wenn in einem neolithischen Grabe Metall gefunden wird, es kleine, spärliche Stücke von Kupfer oder Bronze sind." „Mögen sie (die Gegner) doch neolithische Gräber eröffnen und das Eisen nicht bloss zeigen, sondern auch beweisen, dass es von Anfang an da hingelegt wurde. An solchen Nachweisen fehlt es eben." —

Ganz neuerdings hat Hörnes im „Globus", Bd. 59, S. 19 u. 321, sowie in seiner „Urgeschichte des Menschen", Wien 1892, Vorwort, S. 6 u. Text, S. 289 u. 342, sich ebenfalls sehr deutlich ausgesprochen; ihm erscheinen die Hostmann'schen Ansichten vollständig abgethan. So auch M. Much, Kupferzeit in Europa[1]), 2. Aufl., Jena 1893, S. 352, Note. Obgleich auch ich wissenschaftlich denselben Standpunkt einnehme, kann ich doch leider diese optimistische Auffassung nicht theilen, glaube vielmehr, dass die Hostmann'schen Publicationen fortdauernd höchst nachtheilige Wirkungen ausüben. Die Form eines selbstständigen Werkes von dem Umfange eines mässig starken Bändchens ist an sich sehr geeignet, den „Studien" eine weite Verbreitung zu geben und den scheinbar auf den exactesten Forschungen beruhenden, mit grösster Sicherheit vorgetragenen Lehren Hostmann's vielerwärts Eingang zu verschaffen. Die Kritik hat nicht ungünstig über sie geurtheilt (Weigel im „Globus" 1891, Bd. 59, S. 141), und ihre Wirkung, sogar auf's Ausland, beginnt bereits, sich zu zeigen (Orsi in Bullettino di paletn. ital., anno 18, p. 33, Note). Wagte doch schon früher selbst Undset in seinem Werke „Das erste Auftreten des Eisens in Nordeuropa", Hamburg 1882, S. 352—53 den Hostmann'schen thatsächlichen Angaben gegenüber sich nur mit aller Zurückhaltung zu äussern. Am gefährlichsten werden freilich diese Lehren den Neulingen in der Prähistorie, welche dieselben als Grundlage für ihre weiteren Studien in sich aufnehmen. Das grosse, wegen seines übrigen Inhaltes so beachtenswerthe Werk von Beck droht durch seinen, allein den Hostmann'schen Anschauungen Raum gebenden, prähistorischen Theil diese letzteren auch in solche Kreise zu tragen, welche sonst den vorgeschichtlichen Studien ferner stehen (vgl. z. B. Gurlt in „Bonner Jahrbücher", Heft 80, 1885, S. 205), und veranlasste mich daher vor Kurzem zu einer wohl scharfen, aber, wie ich denke, nicht ungerechten Kritik (Zeitschr. f. Ethnol. 1892, S. 248). Nun ist es klar, will man jene Lehren widerlegen, so muss man die angeblich beweisenden Funde beseitigen. Dazu genügt jedoch die blosse Versicherung, dass es sich hier überall um nachträgliche Beimengungen handle, nicht; vielmehr muss jeder Fall für sich in seinen Einzelheiten geprüft werden. Schon gelegentlich meiner Arbeit über die Leichenverbrennung (diese Verhandl. 1892, 129) war mir aber die Beglaubigung mehrerer von Hostmann erwähnter eisenhaltiger Funde nach anderer Richtung sehr zweifelhaft geworden. Ich entschloss mich daher, eine Prüfung, soweit mir bekannt, aller der von Hostmann und Genossen vorgeführten, sowie einiger verwandter Funde anzustellen, und zwar womöglich an Hand der publicirten Originalberichte und, wenn nöthig, auch der Museumsacten. Denn die Fundangaben

---

1) Diese wichtige Arbeit erschien in erster Auflage als Sonderabzug aus Mitth. der K. K. Centralcommission f. Kunst u. hist. Denkm., N. F. 1885 u. 1886, Wien 1886; hier soll aber stets die kurz nach meinem Vortrage herausgekommene, ganz bedeutend erweiterte 2. Aufl. citirt werden.

von Hostmann und Genossen sind viel zu kurz, um eine sichere Beurtheilung zu gestatten.

Das Resultat meiner Arbeit ist nun, dass auch nicht ein einziger sicherer Fall von gleichzeitiger Niederlegung des Eisens mit sonst rein steinzeitlichen Sachen nachweisbar ist. Die weit überwiegende Mehrzahl der Fälle scheidet von vornherein aus. Entweder sind nehmlich genauere Nachrichten überhaupt nicht aufzutreiben, oder es fehlt jeder Anhalt für ein hohes Alter der Gräber, oder die Vermischung des Inhaltes verschiedener Gräber eines und desselben Hügels lässt sich durchaus wahrscheinlich machen, oder man vermengte gar die Angaben über verschiedene Grabhügel mit einander. Endlich rühren die Berichte in mehreren Fällen nur von Steinbrechern her u. dergl. mehr. Sonderbarer Weise zog man für die Priorität des Eisens auch solche Funde heran, die gleichzeitig Bronze enthielten. Wiederholt unterschied man bei den Hünenbetten nicht zwischen der Kammer und dem Erdhügel, auf dem diese steht, dem sogen. „Bett". Beide sind ja gleichaltrig, aber doch nur die Kammer stellt die ursprüngliche eigentliche Grabstätte dar und ist mehr oder minder vor späterem Zutritt und nachträglichen Zuthaten geschützt.

Einige Fälle, die von zuverlässigeren Beobachtern mitgetheilt wurden, sind dennoch wegen des Mangels an detaillirteren Angaben nicht völlig aufzuklären und verlieren dadurch ihre Beweiskraft. — In 2 Fällen unterdrückte man leider in ganz unzulässiger Weise bei der Verwerthung der Fundberichte diejenigen Theile der letzteren, welche unbequem für die aufgestellten Behauptungen erschienen.

Der Grundfehler Hostmann's war, dass er seine Quellen nicht genügend prüfte; mangelhafte Zeichnungen und unbrauchbare Berichte bildeten nur zu oft die Grundlage seiner weitgehenden Schlüsse, obgleich in dieser Beziehung häufig genug gewarnt war, z. B. sehr eindringlich von Wibel, Denghoog, S. 77—79 (Kieler Alterthumsbericht 29, 1869). Hostmann suchte bekanntlich namentlich durch seine technischen Kenntnisse zu imponiren. Allein es lässt sich leicht zeigen, dass auch auf diesem seinem eigensten Gebiete er nicht selten gänzlich fehlgriff. Ich selbst hatte schon zweimal Gelegenheit, Hostmann in rein technischen Fragen Irrthümer nachzuweisen: das erste Mal bezüglich der Deutung gewisser Relieflinien an bronzenen gegossenen Gefässen, die er nach einer nicht ausreichenden Zeichnung beurtheilte (diese Verhandl. 1885, 415); sodann hinsichtlich der zur Verbrennung einer menschlichen Leiche nöthigen Holzmenge, die er nach eigenen Versuchen etwa 60—80 Mal grösser berechnete, als nach den ausgiebigen Erfahrungen in Japan feststeht (Verhandl. 1892, 137—38). Bekannter ist aber seine so gänzlich falsche Beurtheilung der Bronzeschwerter von Mykenae. Von diesen sagte er in seiner Abhandlung über die Metallarbeiten von M., Archiv f. Anthropol. 12 (1880), 431 ff.: „Prüft man sie näher, so stellt sich heraus, dass diese ungeheuren, mehr als 3 Fuss langen Schwerter thatsächlich nichts Besseres sind, als viereckige Bronzestangen von Fingersdicke, die, sehr roh modellirt, mit ihrer völlig rauhen Oberfläche und einer fast 5 *mm* hohen Gussnaht weit mehr Aehnlichkeit mit einem gewöhnlichen Bratspiesse, als einer Waffe, zu haben scheinen. Nur die kürzeren Klingen sind flacher geformt und schwertähnlich. Aber auch bei ihnen zeigt sich, und zwar auf jeder Seite des Rückens, ein rippenartiger Grat, der offenbar nichts anderes sein kann, als die Gussnaht" (S. 443). Wie diese vermeintliche Gussnaht zu Stande kam, wird dann auf's Genaueste auseinandergesetzt; die Verwechselung der charakteristischen Mittelgrate vieler Klingen mit unbeabsichtigt entstandenen Gussnähten aber wirkt in hohem Grade erheiternd. — Hostmann's Urtheil basirte nach seiner eigenen Angabe (S. 432)

lediglich auf den von Schliemann gegebenen Beschreibungen und Zeichnungen, nicht auf eigener Anschauung. Nun waren damals die Bronzen noch nicht genügend gereinigt und die Zeichnungen gaben daher auch nicht entfernt eine Vorstellung von den ausgezeichneten Waffen, mit denen man es in Wahrheit zu thun hatte. Insofern ist Hostmann zu entschuldigen. Bald darauf jedoch wurden die sorgfältig gesäuberten Stücke in vortrefflichen Abbildungen bekannt gegeben, so die prachtvoll profilirten Klingen der Schwerter durch Sophus Müller, Aarböger f. N. O. 1882, 281 ff. und die kürzeren Klingen mit eingelegten Arbeiten in Gold u. s. w. in „Ἀθήναιον“, Tom. 10, 1881, auf der Tafel zu p. 309, ferner in den „Mittheilungen des Deutschen archäolog. Institutes“ zu Athen, VII, 1882, Taf. 8, zu S. 241, endlich, sehr naturgetreu in Farben, im Bulletin de Correspondance Hellénique X, 1886, Paris, Pl. I—III, zu p. 341. Trotzdem ist 1890 in den „Studien“, S. 213—14, der angeführte Passus über die Schwerter wörtlich wieder abgedruckt, ohne dass man es für nöthig gehalten hätte, auch nur mit einer Silbe auf die gänzlich veränderte Grundlage unserer Kenntniss dieser Meisterwerke alter Industrie hinzuweisen. Sollte man von all jenen Publicationen nichts gewusst haben, oder ignorirte man sie absichtlich? Beides wäre ungefähr gleich beklagenswerth. —

Bevor wir zur Untersuchung der einzelnen „Eisenfunde“ schreiten, muss hier noch auf eine von Hostmann und Genossen durchweg beliebte Bezeichnung für die in Frage kommenden Gräber hingewiesen werden, welche nicht wenig geeignet ist, das Urtheil zu verwirren. Die ältesten Gräber des Nordens werden von ihnen „Steingräber“ genannt; sie vermeiden prinzipiell die Bezeichnung „steinzeitliche“ Gräber, weil sie eben die Kenntniss des Eisens schon bei deren Erbauern voraussetzen [„Studien, S. 22, wo unter der neben den Eisensachen „sonst üblichen Ausstattung der Steingräber“ die gewöhnlichen steinzeitlichen Beigaben zu verstehen sind; ferner Hostmann im Archiv f. Anthropol. 8, 283; Brandes im Jahrbuch d. Ges. f. bild. Kunst u. vaterl. Alterth., Emden, Bd. 3, 1 (1879), S. 120; Tewes, Unsere Vorzeit, Hannover 1888, S. 5—6, 19—20]. Steingräber, d. h. Gräber aus Steinen, in der Form mehr oder minder grosser Kammern oder Kisten, kommen aber auch in jüngeren Perioden vor. Da jedoch mit dem Worte „Steingrab“ der Begriff „Grab ältester Art“ so eng verbunden war, musste jenen Forschern jeder Metallfund in einem „Steingrabe“ als etwas ganz Besonderes erscheinen. So kam Beck dazu, ein hannöversches Grab heranzuziehen, welches gar keine steinzeitlichen Dinge enthielt, sondern nur Gold, Bronze und Eisenschlacke, und in einem mir vorgelegten Briefe des Studienraths Müller über dasselbe Grab wird behauptet, Virchow habe in Breslau erklärt: „Eisen komme in Steingräbern nicht vor“. In den oben wiedergegebenen Aeusserungen Virchow's wird aber nicht von Steingräbern, d. h. aus Stein erbauten Gräbern gesprochen, sondern nur von „neolithischen“ oder solchen, „welche noch unzweifelhaft den Charakter der Steinzeit haben“. —

In der nachfolgenden Zusammenstellung werde ich thunlichst eine geographische Anordnung befolgen; ich beginne mit einem, allerdings südlicheren Gegenden angehörigen Falle, der aber von Krause mit herangezogen worden ist. Die Niederlande füge ich bei Deutschland, vor Westfalen, ein. —

Deutschland und die Niederlande.

Bayern. Vasbühl, Unterfranken, Bez.-Amt Schweinfurt: Krause berief sich im „Stader Archiv“, Heft 5 (1875), S. 430 auf das „Ausland“ 1874, S. 374. Der Originalfundbericht von Röder steht aber im Correspondenzbl. d. Deutschen

anthropolog. Ges. 1872, S. 74 und Sandberger knüpfte daran S. 75 einige Bemerkungen, welche eine irrige Auffassung dieses Berichtes erkennen lassen, die dann das „Ausland" wiedergab.

Ein bedeutendes Grabfeld enthielt kleinere und zahlreiche grössere Hügel; von letzteren wurden nur 2 geöffnet. — In den kleineren Hügeln fanden sich Urnen, wie es scheint, ohne Verzierung. Eine derselben enthielt gebrochene Knochen, Asche und eine Menge kleinerer Eisentheile in der Grösse von Schroten, theils rundlich, theils viereckig, wie zerhackte Nägel, die anderen nur Asche und zum Theil kleine gehenkelte Schalen. Bei diesen Hügeln fehlt es somit an jedem Anhalt für Steinzeit, die übrigens auch Sandberger für sie nicht in Anspruch nahm. — Der erste grössere Hügel lieferte in seiner Mitte, 2—5 Fuss tief, in Asche stehend, neben andern Gefässen „rothe, gut gebrannte Schalen, welche sämmtlich Asche und Knochen mit vielen schrotförmigen Eisenstückchen enthielten. Zwischen den rothen Schalen fand sich ein Bruchstück eines Steinbeiles und zwei Bronzestängchen, je 3 Zoll lang und unten 2 Linien breit, wovon eines unten eine ähnliche Biegung zeigte, wie der Arm einer Zuckerzange. Am gleichen Orte lag ein verrosteter eiserner Nagel". Obgleich nun Sandberger bezüglich dieses Nagels sagt: „er regt den Verdacht an, dass der fragliche Grabhügel schon einmal aufgewühlt worden ist," verlegt er doch das Grab in die (jüngste) Steinzeit, „da sonst Bronze gewiss in Form von Waffen oder Schmuck gefunden worden sein würde," und die Eisenstückchen beweisen nach ihm, „dass schon in dieser Periode die Darstellung dieses Metalls aus seinen Erzen bekannt war". Es sind aber Angaben über die Gefässe, welche sie als steinzeitliche erkennen liessen, nicht gemacht; die Bronzestängchen lassen sich als Pincette deuten und man hat es jedenfalls mit einem Begräbniss der Eisenzeit zu thun. Das Bruchstück des Steinbeils kann dagegen nichts beweisen. — Vermuthlich wurde Sandberger zu seiner Annahme hauptsächlich durch den Befund in der Tiefe des zweiten grösseren Hügels veranlasst. Dieser, an Umfang und Höhe hervorragend und in der Form etwas von den andern Hügeln abweichend, lieferte zunächst, 5 Zoll über dem gewachsenen Boden, „zerstreute Stückchen weisser Knochen, mehrere Nester stark eisenhaltiger Erde und eine eiserne Lanzenspitze," also wiederum ein Begräbniss der Eisenzeit; dann aber, $3^1/_2$ Fuss unter dem gewachsenen Boden, neben einander, 2 Gerippe, 2 keilförmige, nicht durchbohrte Steinbeile und „ein kleines, leeres Gefäss mit 2 Henkeln von roher Arbeit," also ein steinzeitliches Doppelgrab. Aber der allgemeine Schluss Sandberger's, dass „die grösseren Gräber bei Vasbühl sicher der Steinzeit angehören", wird eben durch den vorhin beschriebenen grösseren Hügel widerlegt, um so mehr, als die „schrotförmigen Eisenstückchen" sich auch in einem kleinen Hügel fanden, den doch Sandberger selbst keineswegs der Steinzeit zuweist. —

Sachsen-Meiningen. Obernitz, Kreis Saalfeld: „Opferplatz" auf dem Berge Glintsch (Gleitsch). Hostmann, Archiv f. A. 9, 197, „Studien", S. 24. — Nach Adler, Orlagau, Saalfeld 1837, S. 32 lieferte der „Opferplatz" innerhalb eines Steinringes Kohle, Thierknochen, Scherben. Etwas davon entfernt einige Altsachen aus „Metall" und Thon. Ganz nahe beim Steinkranz auch Menschengebeine. „Es scheinen hier Steinhäuser zu sein (Gräber), welche aber durch das Pflügen zerstört worden waren." Hier fanden sich viele Bruchstücke von steinernen Instrumenten, vorzüglich aus Kiesel, eine zerbrochene Handmühle, Stücke von einer Streitaxt mit Loch und Bruchstücke von eisernen Ringen. — Wer

kann hieraus das Zusammenvorkommen von Eisen mit steinzeitlichen Dingen in ursprünglicher Lagerung ableiten?! —

Provinz Sachsen. Oberschmon, Reg.-Bez. Merseburg, Kr. Querfurt; Beck, S. 1022: „man fand in einem Grabhügel Steinwerkzeuge, eine geschliffene Porphyraxt und unter den Skeletten eines mit einem eisernen Nagel durch den Kopf.“ Ein Citat wird nicht gegeben. Trotz grössten Aufwandes an Zeit und Mühe und zahlreicher Anfragen auswärts ist es mir nicht gelungen, die Quelle für diese Mittheilung aufzufinden. Bis auf Weiteres muss ich letzterer jegliche Beweiskraft absprechen. — Nach gef. Auskunft des Hrn. Directors Dr. Julius Schmidt besitzt das Prov.-Museum zu Halle a. S. von Oberschmon 2 durchbohrte Steinhämmer (aus Grauwacke und aus schwarzem Kieselschiefer) und 15 Steinbeile, worunter aber keines von Porphyr. Diese Gegenstände sind nach und nach angekauft und ist über ihre näheren Fundumstände nichts bekannt; vermuthlich sind sie meist ausgepflügt. Im Berliner Königl. Museum f. Völkerk. befinden sich 3 Steinbeile von „Schmon“, II. 6644—46, und 2 von Oberschmon, I. *g* 790—91; auch diese sind angekauft und ihre Fundumstände sind ebenso unbekannt. —

Ebenda, Minsleben, Reg.-Bez. Magdeburg, Kr. Wernigerode; Beck, S. 1021, nach einer Redactions-Mittheilung in der Revue archéologique, Paris 1865, I. p. 406, die einen Auszug bringt aus A. Friederich, Crania Germanica Hartagowensia, Wernigerode 1865, S. 7ff. — Der ausführlichere Bericht über die Grabung ist enthalten in A. Friederich, Beiträge zur Alterthumskunde der Grafschaft Wernigerode, II., W. 1868. — Beck sagt: „In einem Tumulus 46 Skelette neben einander liegend. Dabei fanden sich Urnen und neben deren Scherben fand man eine grosse Zahl Kieselmesser, sowie zwei eiserne Messer auf der Brust zweier Skelette.“ — Der Thatbestand ist nach Friederich folgender: Ein bedeutender Hügel bei M., „Kniggel“ oder „Kniel“ genannt, wurde 1859 untersucht und bis zum 22. October vollständig abgetragen. Er enthielt keine Spur von Megalithbauten; seine Einrichtung ist im Allgemeinen aus den 3 Abbildungen bei Friederich, „Beiträge“, Taf. I, zu ersehen, nur muss man bei der untersten (III, „ideelle Ansicht der Lagerungsverhältnisse der in dem Hügel gefundenen Gegenstände“), beachten, dass in ganz verschiedenen Höhen Gefundenes hier auf die Grundfläche des Hügels projicirt und der Rand des Hügels selbst nicht angedeutet ist, die Zeichnung vielmehr auch das Gelände einbegreift, welches nach S. 3 durch einen um die äusserste Umgrenzung des Hügels gezogenen Graben freigelegt wurde.

Die Gerippe nun lagen keineswegs neben einander, sondern, wie die Zeichnung ergiebt, namentlich ringsum am äusseren Umfange, hier allerdings wiederholt in kurzen Reihen, wenn man sich die Glieder einer solchen projicirten Reihe alle in gleichem Niveau denkt. Friederich sagt S. 3: „Es wurden 46 mehr oder weniger vollständig erhaltene Gerippe[1]) gefunden, meist um den Hügel herum-

---

1) In die Zeichnung sind übrigens 50 Gerippe und ein einzelner Schädel eingetragen. Des besseren Verständnisses halber numerire ich dieselben, mit dem nordöstlichsten beginnend und durch Ost über Süd nach Nord fortschreitend, den einzelnen Schädel als Nr. 33 mitzählend. Auch die Brandplätze mögen ihre Nummern erhalten: der mittelste, grösste sei A^1, es folgen südlich A^2 u. ^{3}, nordwestlich A^4—^{7}, nordöstlich A^8 und östlich A^9. Gerippe 1 liegt dann am Rande von A^8, in normaler Richtung, West-Ost, den Kopf im Westen. Nr. 5, zwischen A^8 und A^9, ist das einzige Gerippe mit dem Kopf im Osten. Gerippe 16, das einzige, welches nach S. 4 in einem förmlichen Grabe, d. h. eingelassen in den gewachsenen Boden, gefunden wurde, liegt innerhalb A^9, durch eine Umrahmung kenntlich und von allen Skeletten am weitesten nach Osten (s. nachstehende Skizze).

gelagert, einige wenige jedoch an dem Hügel selbst eingegraben." Diese wenigen aber, welche mehr nach der Mitte zu lagen, fanden sich, wie Zeichnung II erkennen lässt, jedenfalls zum Theil ganz oberflächlich unter der Grasnarbe (vergl. auch S. 2). Die meisten Skelette waren sehr gut erhalten.

Ostseite des Kniggels bei Minsleben.

Es wurden ferner nach S. 6 „nur bei 3 Gerippen eigentliche Beigaben gefunden", nehmlich bei einem Erwachsenen an der linken Seite der Brust, zwischen Oberarm und Rippe, das eiserne Messer, Taf. 6, 64, sowie ein cylindrisches Stück Eisen von geringem Durchmesser und unbekannter Bestimmung; bei einem Kinde, an gleicher Stelle, das eiserne Messer 6, 65; zu Füssen eines dritten (Nr. 41) ein Pferdeschädel. Letzterer ist in den Grundplan eingezeichnet, die Messer dagegen sind leider nicht angedeutet. „Zuweilen fanden sich in der Nähe von Gebeinen auch Stücke von Urnen, meist jedoch so klein, dass sich über die etwaige Form der Urnen nichts daraus entnehmen liess, und dann fanden sich die Stücke auch niemals an denselben Stellen der Gerippe, sondern zuweilen zu den Füssen, zuweilen an dem oberen Körper." Und S. 15 heisst es von der grossen Menge von Messern und scharfschneidigen Spitzen aus Feuerstein, dass sie niemals so dicht bei und neben den menschlichen Gerippen lagen, dass sie als Mit- oder Beigaben angesehen werden könnten. Gerippe mit steinzeitlichen Beigaben gab es hiernach gar nicht.

Wo die Gerippe mit den eisernen Messern lagen, wird auch im Text nicht mitgetheilt, obgleich Friederich (S. 16) bereits auf die Publication in der Revue archéol. und auf Schaaffhausen's Bemerkung in den Jahrbüchern der Alterthumsfreunde im Rheinlande, Heft 44 u. 45, Bonn 1868, S. 101, Bezug nimmt und also das Interesse kannte, welches die Ausgrabung erweckt hatte. Da nun Friederich leider am 13. November 1892 verstarb, nahm ich die Hülfe des Hrn. Prof. Dr. P. Höfer in Wernigerode in Anspruch, welcher den in Händen von Fräul. M. Friederich befindlichen Nachlass ihres Vaters sorgfältigst prüfte und mir eingehend berichtete. Danach liegen noch folgende ergänzende Materialien zur Beurtheilung des Hügels vor: 1. die Originalzeichnungen zu Taf. I. — 2. ein Notizbuch, offenbar bei der Ausgrabung selbst benutzt, enthaltend a) die Skizze

eines Theiles des Grundplanes, Taf. I III, nehmlich des Südost-Quadranten mit einem Theile des Nordost-Quadranten, neben jedem Skelet das Datum der Auffindung tragend; b) Gerippzeichnungen in Bleistift mit schriftlichen Bemerkungen; c) eine Zusammenstellung der Funde, nach dem Datum geordnet. 3. Tusche- und Thonpapier-Zeichnungen der Gerippe.

1. Die Originalzeichnung des Grundplans. Hr. Höfer entdeckte auf derselben ausser dem Pferdekopf, den auch der gedruckte Plan angiebt, noch 2 (aber auch nur 2) Auszeichnungen, welche dieser nicht enthält, nehmlich je ein Kreuz links neben dem Skelet 3 (hart am Nordostrand) und neben Gerippe 15 (im Osten, aber etwas weiter in den Hügel hinein). Gerippe 15 schneidet den westl. Rand des Brandplatzes *A* 9 und liegt westl. von dem Grab 16. Da nun ausser dem Pferdekopf Beigaben nur bei 2 Skeletten sich fanden, beidemal zur Linken, so ist es höchst wahrscheinlich, dass die Kreuze die Messer bezeichnen sollten. —

2a. Die Skizze stimmt in Bezug auf den grösseren Theil des Südost-Quadranten mit dem gedruckten Plan so gut überein, dass hinsichtlich der Gräber Nr. 17—29 kein Zweifel besteht. Von diesen interessiren uns indess nur Nr. 17 und 18, ganz am Südostrande und, wie aus den beigesetzten Daten zu ersehen, am 18. October geöffnet. Was in der Skizze nördlicher als Nr. 17 liegt, ist mit dem gedruckten Plan nur schwer zu vereinigen, ausgenommen Nr. 5, ebenfalls am 18. October entdeckt, mit dem Kopf im Osten. Die Skizze enthält hier erheblich weniger Gräber, als der gedruckte Plan, die Datirung ist unvollständig und dem Uneingeweihten nicht ganz klar; ob Grab 15 (das eine bekreuzte) und 16 (das Tiefgrab) auf der Skizze eingetragen sind, ist nicht mit voller Sicherheit zu entscheiden; Nr. 3 (das andere bekreuzte) fehlt jedenfalls.

2 b u. c, 3. Die „Bemerkungen" zu den Gerippzeichnungen stimmen mit der „Zusammenstellung" und den Tuschzeichnungen nicht immer überein und weichen in einem Datum auch von dem gedruckten Bericht ab. —

Wir wollen nun von den bekreuzten Skeletten ausgehen. Es findet sich unter einer Tuschzeichnung die Angabe: „17. October, 5′ lang mit Eisenmesser;" das Messer ist in richtiger Lage eingetragen. Bei der Bleistiftzeichnung desselben Skelets steht: „17. X. 59. NO.-Ecke;" ferner in der Zusammenstellung: „17. October, Nordseite, Skelet 5′ lang, nebst Eisenmesser." Im gedruckten Bericht endlich (S. 6) heisst es: „Es fand sich am 18. October bei einem Gerippe eines Erwachsenen ein eisernes Messer." Dass alle diese Angaben sich auf denselben Fund beziehen, ist sicher; nur ein Erwachsener hatte ein Messer bei sich. Da das bekreuzte Skelet Nr. 3 im Nordosten liegt, ferner Notizbuch und Tuschzeichnung grössere Autorität beanspruchen können, als der 9 Jahre später herausgekommene gedruckte Bericht, so muss man sagen: „Am 17. October wurde das Skelet eines Erwachsenen mit Eisenmesser am Nordostrande gefunden; es war das Gerippe 3. — Bleibt noch die Lage des Kinderskelets mit dem zweiten Messer zu ermitteln. Das zweite Kreuz steht bei 15; aber es findet sich keine schriftliche Notiz, die mit Sicherheit auf dies Skelet bezogen werden könnte. Dagegen heisst es zu dem am 20. October gefundenen Gerippe 16 des Tiefgrabes im Notizbuche: „lag unter dem Kinde mit dem Messer." Wir haben also das Kinderskelet bei 16 zu suchen und zwar entweder gerade darüber, wovon aber der gedruckte Grundplan nichts andeutet, oder doch in nächster Nähe, nur in höherem Niveau. 15 würde also gut passen. Dem widersprechen aber andere Aufzeichnungen Friederich's. Im Text (S. 6) wird das Datum der Auffindung des Kinderskelets nicht angegeben; aber ein Blatt des

Notizbuchs, überschrieben: „18. X. 59, Südseite,“ zeigt 2 in Bleistift skizzirte Skelette, eines oben links, das andere weiter unten rechts, so orientirt, dass letzteres nordöstlich von ersterem auf dem Blatt erscheint. Das obere, linke, ist bezeichnet mit: „2 F. 10 Z., Kind mit Messer an der linken Seite,“ das andere mit: „4 F. 11 Z.“ In der „Zusammenstellung“ heisst es ferner: „18. October, Nordseite 4 Skelette; Ostseite 2 Skelette, 5 F. und 2 F. Messer.“ Offenbar sind beide letztere identisch mit den in Bleistift skizzirten; der Widerspruch zwischen Ost- und Südseite weist nach „Südost“. Es würden dann nach Lage und Datum genau den Anforderungen entsprechen die Skelette 17 u. 18, welche auf der Bleistiftskizze des Grundplans im Notizbuche das Datum 18. X. tragen, — aber auch nur diese; denn die benachbarten Gerippe 19—21 und die sonst allenfalls noch in Betracht kommenden 22—26 tragen in der Skizze andere Daten. 18 wäre hiernach das Kind. Die am 18. October an der Nordseite aufgedeckten Skelette müssen wir zum Theil in dem weniger klaren Abschnitt der Skizze suchen, wo in der That 3 oder 2 Skelette und 1 oder 2 Funde anderer Art unter diesem Datum eingetragen sind. Ein Skelet vom 18. October aber lag nach dem Notizbuche in Nordwest. —

Es bleibt also für das Kinderskelet mit Messer die Wahl zwischen 15 und 18, indem die im Notizbuche enthaltenen Aufzeichnungen für 18 entscheiden, während das Kreuzchen auf der Originalzeichnung des Grundplans für 15 zu sprechen scheint. Dass Friederich selbst vermuthlich über die Lage dieses mit Messer versehenen Kindergerippes unsicher geworden ist und wohl deshalb im Druck das Kreuz lieber ganz wegliess, wäre leicht durch die Länge der Zeit zu erklären, die zwischen Grabung und Publication verfloss.

Nimmt man für die Messer Nr. 3 und 18 an, so würden also die Eisensachen ganz am äussersten Rande des Hügels oder gar schon ausserhalb desselben gelegen haben. Aber abgesehen hiervon, können ja die Gerippe überhaupt bei dem Mangel an charakteristischen Beigaben und bei ihrem, trotz oberflächlicher und äusserer Lage guten Erhaltungszustande, nicht als steinzeitliche angesehen werden. Hieran ändert nichts das Vorkommen zahlreicher Flintspähne (wie Fig. 1—7), die sich nach S. 15 im Hügel meist zerstreut und nur an einigen Stellen in grösserer Menge beisammen liegend fanden, sowie der sehr wenigen besser gearbeiteten, meist fragmentarischen Steingeräthe (S. 7), deren eines (Fig. 8) abgebildet ist. Letztere, sowie ein grosser Theil der ersteren, können rein zufällig mit der Erde aufgeworfen sein, aus der man den Hügel errichtete. Das Gleiche dürfte für viele der allerdings massenhaften Thonscherben gelten. Bezüglich der Gefässe heisst es S. 8: „Die meisten Urnen und Gefässe wurden in völlig zerbrochenem Zustande gefunden, und selbst offenbar zusammengehörige Stücke nicht unmittelbar bei einander liegend.“ Ebenso spricht Friederich S. 14, theilweise allerdings in Rücksicht auf die grosse Mannichfaltigkeit an Material, Form, Farbe und Zeichnung der Gefässe, von den in buntem Gemisch oder in chaotischem Durcheinander gefundenen Scherben. Nur 5 Gefässe waren fast vollständig erhalten; diese scheiden aber aus der Betrachtung aus, weil sie sämmtlich ganz oberflächlich oder am äussersten Rande gefunden wurden; es sind die Knochen-Urnen Fig. 10, 11, 12 und die leeren Gefässe Fig. 9 u. 14, alle entschieden jung.

Von den aus ihren Scherben weiter reconstruirbaren 7 Gefässen und den Bruchstücken von mindestens 217, der Form nach nicht mehr bestimmbaren Thongeschirren müssen viele sicher einer früheren Zeit zugeschrieben werden, so die Gefässe Taf. II, 16—18 und alle die Scherben Taf. III—V und Taf. VI, 60—62. Es handelt sich hier wesentlich um Producte der Bandkeramik, welche dem Ende

der Steinzeit angehört (vergl. Götze, Gefässformen und Ornamente der Schnurkeramik, Jena 1891, S. 2—10). Auch die Gefässe Taf. II, 13, 15, 19, 20 können aus der gleichen Zeit stammen. — Die Scherben lagen an den auf dem Grundplan (Taf. I, 3) verzeichneten Stellen *D* besonders zahlreich zusammen, aber diese Stellen hat man sich nach S. 10 „in geringerer und grösserer Tiefe" zu denken, gerade wie es auch S. 4 von den 3 am weitesten nach NW. gerückten der 9 Brandstellen des Hügels ausdrücklich heisst, dass sie nicht an der tiefsten Stelle desselben lagen. Meines Erachtens dürfen wir die Scherben nicht in beabsichtigten Zusammenhang mit den Skeletten bringen. Hiermit stimmt auch sehr gut die von Götze hervorgehobene Thatsache, dass die neolithische Bandkeramik im Flussgebiete der Saale (und also auch der Bode) fast nur in Heerdstellen, nicht in Gräbern vorkommt (a. a. O. S. 8).

Dass die Grabung auch unzweifelhaft jüngere Dinge zu Tage förderte, lehrt ein Knochenkamm, der dem fränkischen, hölzernen, von Lindenschmit bei Selzen gehobenen „sehr ähnlich" (Das Todtenlager von S., Mainz 1848, S. 13 u. Taf. 7), ferner die bronzene Nadel (Fig. 69) und die eiserne Scheere (Fig. 68). — Welches Alter die erste Anlage des Hügels haben mag, bleibe dahingestellt; für die Annahme einer bestimmten Zeitperiode fehlt eine genügende Unterlage und Friederich selbst hat gar nicht behauptet, dass die Gräber steinzeitliche seien; erst der Artikel der Revue hat die Verwirrung verursacht. —

Noch Provinz Sachsen, Altmark-Brandenburg. Hostmann sagt, Archiv f. A. 8, 284: „Dass in sogenannten Hünengräbern der Altmark mehrfach Eisengeräth aufgefunden wurde, ist bekannt genug." (Aehnlich Beck, S. 593.) An beiden dort citirten Stellen (altmärk. Jahresbericht I [1838], 44, VI [1843] 91) handelt es sich aber um einen und denselben Fall, das Grab II zu Mellin, Kr. Salzwedel, wo sich mehrere ganz oberflächlich und nahe am Steinkranz, nicht in der Kammer, beigesetzte Urnen fanden, nach Form und Verzierung jung. Eine derselben enthielt eine eiserne Nadel. Danneil deutete diese Urnen völlig richtig als Nachbegräbnisse, schrieb sie aber den „Slaven" zu, und hieran allein klammerte sich Hostmann, um Danneil zu widerlegen. Das „Nachbegräbniss" bleibt jedoch unzweifelhaft bestehen. —

Die Niederlande wurden von Hostmann und Genossen zwar nicht speciell herangezogen, sollen aber hier doch kurz erwähnt werden. Dass unsere Kenntniss der Niederländischen Megalithgräber wenig befriedigend ist, wurde von mir in diesen Verhandl. 1892, S. 161 gezeigt; wir finden jedoch bezüglich des Eisens mehrere einschlägige Aeusserungen dortiger Forscher. Westendorp, Verhandeling over de Hunebedden, 2. Aufl., Groningen 1822, berührt zwar bei Angabe des Inhaltes der Drentheschen Hünenbetten (S. 81—90) diese Frage nicht, stellt aber S. 101 und 192—94 ausdrücklich fest, dass Metall überhaupt in diesen Gräbern noch nicht vorkomme. — Janssen, Drenthsche Oudheden, Utrecht 1848, führt Eisen nicht unter dem Inhalt der dortigen Hünenbetten auf, obgleich ihm nach S. 179, Note † bekannt war, dass Eisen ausserhalb der Niederlande in solchen Gräbern gefunden sein solle. Pleyte, Nederlandsche Oudheden, Afdeeling Drente, Leiden 1880—83, führt S. 13 ein Eisenstück (von einem grossen Messer oder einem Schwert) an mit dem Zusatz, dass Eisen in der Hünen- oder Steinperiode nicht vorzukommen pflege. Es handelte sich in diesem Falle um 2 Granitblöcke, die P. wegen eines dabei befindlichen Pflasters und wegen der dort gefundenen Scherben für den Rest eines Grabes hielt. Das Eisen lag in dem Pflaster, aber P. meint S. 14, jedenfalls richtig, der ganze Boden sei aufgewühlt in späterer Zeit. Sonst fand ich bei Pleyte nur noch (S. 44) erwähnt den Fund von Eext, wo

1756 durch Landleute beim Steinebrechen angeblich gehoben sein sollen in dem noch mit Erde bedeckten „Grabkeller“, zwischen 2 Pflastern: Knochenurnen, 6 Steinmeissel und ein Stück Eisenerz in Gestalt eines Kügelchens (nicht, wie ich seinerzeit fälschlich übersetzte, ein Eisenrohr). Dies Eisenerz braucht natürlich keineswegs auf eine Eisenindustrie hinzuweisen, kann einfach als Mineral das Interesse der Erbauer des Grabes erweckt haben, falls es nicht überhaupt nur zufällig an Ort und Stelle kam. Uebrigens bieten Datum und Umstände der Oeffnung des Grabes wenig Vertrauenerweckendes. — Dass eisenzeitliche Nachbegräbnisse aussen in den Hügeln und zwischen den Seitensteinen der Hünenbetten gefunden werden, entging natürlich Pleyte nicht; so zu Gieten und Zeijen (Drente, S. 43 und 59—60); vergl. auch Afdeeling Friesland 1877 ff., S. 137—38. —

Westfalen. Westerschulte-Kieslingshucht, Reg.-Bez. Münster, Kreis Beckum. Hostmann, Archiv f. A. 8, 284; 9, 194; Studien, S. 24. Vergl. Olshausen, diese Verhandl. 1892, 160. Megalithgrab mit frei zu Tage liegenden Decksteinen. Einige der letzteren, am westlichen Ende der sehr langen, gangartigen Kammer, waren von dem bäuerlichen Besitzer gesprengt, das Innere darunter war „freilich nicht mit der grössten Behutsamkeit, durchwühlt und völlig zerrüttet“. Erhard untersuchte dann den unberührten Theil des Grabes systematisch und berichtete darüber in einem Vortrage, den der Verein f. Geschichte Westfalen's, Münster, 1836 herausgab als besondere Schrift: „Nachricht von den bei Beckum entdeckten alten Gräbern.“ Ausser Resten hunderter menschlicher Skelette wurden gefunden a) bei der ersten Durchwühlung: ein steinzeitliches Gefäss (Erhard, Taf. II, 3), einige unbedeutende Steingeräthe, eine Bernsteinperle (Fig. 5), Thierzähne und „eine hohle eiserne Kugel, ungefähr einen Zoll im Durchmesser haltend, deren Bestimmung nicht einleuchtet“ (Fig. 6, in natürl. Grösse). Wie tief die Sachen lagen und ob beisammen, ist nicht gesagt und war auch schwerlich zu ermitteln; b) von Erhard: Thierzähne, Scherben (verziert, aber nicht abgebildet), ein Bruchstück eines Steingeräthes, „ein schmaler, gebogener Streifen Kupfer, an dessen einem Ende sich eine kleine, kreisförmige Oeffnung befindet; vielleicht ein Stück irgend eines Schmuckes, oder der Handhabe eines Gefässes“; ein Stück eines eisernen Werkzeugs, an Gestalt einer Messerklinge ähnlich, vielleicht ein Dolch oder ein ähnliches Geräth; ein grosser eiserner Nagel (Fig. 7, in natürl. Grösse). Hierzu heisst es: „Die Tiefe, in welcher diese Gegenstände gefunden wurden, leistet hinlängliche Bürgschaft dafür, dass sie nicht in jüngerer Zeit in die Erde gekommen sein können.“ Andererseits veranlasst die geringe Anzahl und die Beschaffenheit der ausgegrabenen Sachen Erhard zur Annahme, dass letztere nicht absichtlich niedergelegt, sondern nur zufällig beigemengt seien. (Ein benachbartes ähnliches Grab, auf dem Herwskamp, lieferte Erhard gar keine Objecte; erst später fand man darin einige Bernsteinperlen.)

Würde nun Erhard die Tiefenlage und Zusammengehörigkeit seiner Fundstücke genau bezeichnet haben, so hätte er der Wissenschaft einen erheblichen Dienst geleistet. Und dies war hier sehr leicht möglich; denn das 5—6 Fuss tiefe Grab zeigte folgende Schichten: zu oberst Erde, dann eine Steinlage, dann Erde, worin menschliche Knochen, darauf wieder eine Steinlage; und so wechselten Steine und mit Knochen untermengte Erde schichtenweise ab. Lagen also die Eisensachen etwa auf der obersten Steinschicht, wenn auch vielleicht reichlich mit Erde bedeckt, so dürfte mann annehmen, dass sie gelegentlich zwischen den freiliegenden Decksteinen hinabgerutscht und mit nachrieselnder Erde überschüttet seien. Der Fundbericht entbehrt aber hier der unbedingt erforderlichen Genauigkeit.

Die Sachen von der Kieslingshucht befinden sich jetzt im Museum d. histor. Vereins zu Münster; nur die Bernsteinperle, von Erhard als „Ring“ bezeichnet, fehlt. Den „Kupferstreifen“ übersandte mir Hr. Landesrath Plassmann gütigst zur Prüfung. Es liegt hier ein in der That altes Stück und zwar, wie nachstehende Zeichnung ergiebt, ein Messer, mit Loch am einen Ende, vor.

1/1

Das an sich nicht sehr starke Metall ist an beiden Kanten, der convexen und concaven, noch geschärft, vielleicht durch Hämmern. Die Enden sind jetzt gerade abgeschnitten; das gelochte war es auch wohl immer, am anderen kann eine Spitze abgebrochen sein, obgleich ich es nicht für wahrscheinlich halte. Zeitlich sind solche einfachen Stücke nur schwer zu bestimmen. Doch ergab mir die Analyse eines allerdings äusserst kleinen Pröbchens kein Zinn; das Object besteht also wohl in der That nur aus Kupfer. —

Borggreve, welcher das Grab der Kieslingshucht in der Zeitschr. f. vaterl. Gesch. Westfalen's, Bd. 33, Heft 1, Münster 1875, S. 93, ebenfalls bespricht, hält die Eisensachen nur für zufällig und erst in späterer Zeit hineingerathen, wie aus seinen Bemerkungen über das von ihm selbst untersuchte ähnliche Grab zu Wintergalen bei Beckum folgt, ebenda S. 96ff. Hier fand er ausser spärlichen steinzeitlichen Sachen: „2 Stückchen total verrosteten Eisens, ganz formlos“. (Genaueres über die Lage nicht angegeben.) Borggreve sagt nun zwar S. 100: „Die hier aufgeführten Gegenstände können sämmtlich als solche mit Sicherheit angenommen werden, die ursprünglich mit hineinkamen;“ aber S. 107 meint er doch, dass die Eisenstücke, sowohl von Wintergalen, wie von Kieslingshucht, zufällig durch die grossen Fugen in die Gräber gerathen sein könnten „bei einer kleinen Untersuchung aus Neugierde“; „dass sie ursprünglich mit beigegeben, dazu fehlt jede Veranlassung“. — Das Grab von Wintergalen war übrigens bei der Untersuchung schon stark beschädigt; vergl. meine Notizen, Verhandl. 1892, 160. Die Eisensachen aus beiden Gräbern habe ich seinerzeit nicht erwähnt, weil sie für meine Betrachtungen über den Leichenbrand ohne Bedeutung waren. —

Ein bei Beck (S. 593) dem am 26. Januar verstorbenen Prof. Schaaffhausen zugeschriebener Fund ohne Ortsangabe betrifft jenen von Wintergalen und den von Westerschulte-Herwskamp, über die aber Schaaffhausen nur kurz berichtete, die beide er nicht selbst hob. Das von ihm geöffnete Grab bei Lippstadt, Reg.-Bez. Arnsberg, lieferte kein Metall. Was Beck über die Todtenkammern bei Beckum sagt, bezieht sich auf das Grab der Kieslingshucht.

Provinz Hannover. Hostmann weist (Archiv f. Anthr. 9, 196) auf einen Brief des bekannten Forschers v. Estorff an Desor hin: Augsburger Allgemeine Zeitung 1868, Beilagen zu Nr. 319, 320 u. 322 (S. 4842, 4862, 4887). v. Estorff vertritt hierin die Ansicht, dass die Steindenkmale (namentlich mit Rücksicht auf ihren Inhalt, worunter auch Eisen) von der frühesten bis zur neueren Periode vorchristlicher Zeit erbaut wurden und durchaus nicht einer alleinigen Periode, z. B.

der frühesten angehören, sondern allen. Er sagt aber keineswegs, dass Eisen sich auch in den Gräbern der frühesten Periode, d. h. eben der Steinzeit findet, und darauf allein kommt es hier an. Wir glauben nun zwar, dass alle eigentlichen Megalithgräber dieser Zeit angehören und dass Eisen, welches sich in ihnen findet, nachträglich hineingerathen ist; aber die Behauptung v. Estorff's, betreffend Vorkommen von Eisen in solchen hannöv. Gräbern entzieht sich bei dem Mangel aller näheren Angaben vollständig der Discussion. —

Ebenda, Berssen, Reg.-Bez. Osnabrück, Kr. Hümmling; Hostmann, Archiv f. A. 9, 197. — Nach Wigand's Archiv f. Geschichte Westfalen's, Bd. 2, Hamm 1828, S. 189: Megalithgrab „der Berssener Stein"; noch 3 Decksteine auf Trägern ruhend, mehrere entblösste Träger, deren Ueberlieger fort. Der nackte Sandhügel von geringer Höhe, auf dem die Kammer lag, mit Kranz versehen, dessen meiste Steine ebenfalls fort. Dieser Hügel wurde an verschiedenen, nicht näher bezeichneten Stellen aufgegraben; ob auch innerhalb der Kammer, bleibt ganz ungewiss. Es heisst nur: „Bis zu einer Tiefe von 3 Fuss in der Erde waren die Grundsteine mit einer Schichte aufeinander gelegter Kiesel umgeben. Unter einer Menge thönerner Scherben (zum Theil glänzend kohlschwarz im Bruch), welche sich zwischen den Kieseln fanden", wurden entdeckt: 2 Flintkeile, ein steinzeitliches ganzes Gefäss (Fig. 5), ein plattes Stück Metall, ein Paar Zoll lang und halb so breit, stark mit grünem Rost überzogen und an verschiedenen Stellen einen hellen Klang habend, endlich „eine kleine eiserne Kugel oder Knopf, an einer Seite vertieft", 4 Loth wiegend. Hostmann nennt dies Stück „wirtelartig". — Demnach ist anzunehmen, dass der Hügelkörper Dinge verschiedenen Alters barg; über den Inhalt der Kammer selbst wissen wir nichts. Uebrigens haben wir hier Eisen und ein anderes Metall, Kupfer, oder wahrscheinlicher Bronze. Hierüber lässt sich keine Gewissheit mehr erlangen, da in der Sammlung des Vereins zu Münster in Westfalen, wo das Thongefäss aufbewahrt wird, das Stück Metall leider fehlt, wie mir Hr. Plassmann schreibt. Sollte es sich um Bronze handeln, so würde der Fund natürlich schon aus diesem Grunde nicht die Priorität des Eisens beweisen können. —

Ebenda, Stürenburg's Hof in Tannenhausen, Reg.-Bez. und Kr. Aurich; Beck, S. 1022; Tergast, Heidn. Alterth. Ostfriesland's, Emden 1879, S. 13; Catalog der Berliner Ausstellung 1880, S. 151; Olshausen, diese Verhandl. 1892, 159. — Nach Beck wurden neben steinzeitlichen Sachen gefunden „verschiedene eiserne Gegenstände, darunter ein Messer von 14 *cm* Länge, 2—4 *cm* Breite, mit einem Loch, wie das (richtiger die) von Worsaae in den Steingräbern von Veibye gefundene(n)". — Der Berliner Catalog erwähnt 4 Eisenstücke. — Tergast sagt: „Eisentheile an 6 verschiedenen Stellen, deren 3 in dem eigentlichen Grabbette selbst lagen. Da das Eisen in noch nie zuvor berührtem Boden ausgegraben wurde, so vermögen wir mit diesem archäologischen Funde den Beweis zu führen, dass das Alter des Steingrabes nicht über die Eisenzeit hinausreichen kann. Das Tannenhausener Grab bietet also in Bezug auf das graue Alter der Steindenkmäler eine jener Ausnahmen, von denen wir oben bereits gesprochen haben." Nach der von Tergast (S. 11) gegebenen Definition wäre auch unter „Bett" eine Art Kammer zu verstehen, so dass also 3 der Eisenfunde in der Kammer selbst gemacht wären. Indess weiss ich, dass Hr. Tergast auf diese genauere Angabe selbst kein Gewicht mehr legt. — Der kurze Originalbericht von Brandes (jetzt Seminar-Oberlehrer in Verden) erwähnt die Eisenfunde überhaupt nicht (Jahrbuch d. Ges. f. bild. Kunst u. vaterl. Alterth., Emden, Bd. 3, 1 [1879], S. 119). Die in Aussicht gestellte ausführlichere Mittheilung ist nie erschienen,

da das an den Studienrath Müller nach Hannover gesandte Manuscript an den Autor nicht zurückgelangte. Dasselbe soll von Müller an Hostmann weitergeschickt sein, hat sich aber nach von mir eingezogenen Erkundigungen im Nachlasse dieses letzteren nicht vorgefunden. Dagegen hat, laut gef. Auskunft des Hrn. Direktor Dr. Reimers, Müller das Manuscript eines Werkes „Vor- und Frühgeschichtliche Alterth. der Provinz Hannover“ hinterlassen, welches demnächst im Druck erscheinen soll, und hierin ist der Bericht von Brandes benutzt. Hr. Brandes selbst kann mir aus dem Gedächtniss keine genaueren Angaben mehr machen. —

Der Tannenhausener Fund wird jetzt in der Sammlung zu Emden bewahrt; Hrn. Gymnasiallehrer Dr. Ritter, Conservator derselben, verdanke ich über die Eisensachen genauere Nachrichten, beruhend auf eigenhändigen Notizen von Brandes in den dortigen Acten. Aus diesen und den Publicationen lässt sich der Sachverhalt wie folgt feststellen: Die Untersuchung der Anlage durch Brandes geschah im Herbst 1876 und in den Monaten Juni-September 1877. Es war eine viereckige Vertiefung, 15 Schritt breit und von W. nach O. 50 Schritt lang. In der Mitte befand sich eine noch tiefere, ebenfalls von W. nach O. gestreckte Grube, über die quer 2 Blöcke von 3,50 *m* und 3 *m* Länge lagen, 4 *m* von einander abstehend, nicht auf Steinen ruhend, sondern „noch auf und an den Erdschichten, welche bei der Anlage des Grabes aufgeworfen waren“. Brandes bezeichnet den westlicheren Block mit I, den östlicheren mit II. Weiter nach Osten, wenn ich recht verstehe, aber am nördlichen Rande der Grube, also nordöstlich von II, in einem Abstande von 3,25 *m*, lag ein Stein III, 1,40 *m* lang, fast von Erde bedeckt in Folge früherer „Ausgrabungsversuche“. Auch zwischen den Steinen III und II, sowie II und I war schon gegraben; es wurden denn auch Medicinglas-Theile von Brandes zu Tage gefördert. — Brandes hält Stein III für einen „Träger“, I und II für „Decksteine“. Dass aber letztere, wie er ausdrücklich hervorhebt, noch in ursprünglicher Lage sich befinden, ist mir sehr unwahrscheinlich; ich weiss nicht, ob jemals Decksteine, ohne Träger als Stützen, direkt auf Erdmassen ruhend beobachtet sind. Jedenfalls fehlten hier aber ein Theil der Decksteine und fast alle Träger, und die auffallende Form der Gesammtanlage (Vertiefung mit centraler noch tieferer Grube) lässt schliessen, dass hier grosse nachträgliche Veränderungen vorgenommen sind. Das Vorkommen jüngerer Gegenstände, wie die von Brandes ohne jede Bemerkung mit aufgeführte Glasperle und ein Stückchen calcinirten Knochens, kann daher nicht Wunder nehmen. Trotzdem soll hier auf die Eisensachen näher eingegangen werden; nur sei gleich bemerkt, dass die Feststellung ihrer Lage ausser durch sonstige Unvollständigkeit des vorläufigen Berichtes auch noch dadurch auf Schwierigkeiten stösst, dass die genaue Ausdehnung der früheren Kammer nicht sicher festzustellen ist bei der geringen Zahl der verbliebenen Steine und dem Mangel von Angaben über die Dimensionen der „Grube“.

Zu Emden befinden sich 5 Eisenfunde unter Nr. 166, 170, 192, 195, 430. Hiervon wurde 195 im Juli 1877, also im zweiten Ausgrabungsjahr, gehoben, die übrigen 4 erst im April und August 1878, also nach der eigentlichen Untersuchung. Es ist daher verständlich, dass Brandes über letztere schweigt; dass er auch ersteren nicht erwähnt, ist um so mehr zu bedauern, als gerade über die nähere Lage dieses Fundes die Acten nichts angeben und in Müller's Manuscript unter den Funden von 1877 Eisen überhaupt nicht aufgeführt wird. Die Notiz in den Emder Acten steht also in offenbarem Widerspruch mit den sonstigen Aufzeichnungen.

Es stellt nun dar: Nr. 195, platte Eisenstückchen „mit Scherben zusammen gefunden“. — Nr. 166, unkenntliches Stückchen, mit einer halben Bernsteinperle, 1 *m* tief, 10 Schritt östlich von Stein III gefunden. — Nr. 170, Stück eines dickeren, viereckigen Eisenkeiles, 12 *cm* lang, 3 breit, $1^1/_2$ hoch, spitz zulaufend, aber jetzt durch Abbruch ganz stumpf; „westlich von, aber 50 *cm* höher als Scherben gefunden,“ wie es scheint NNO. von Stein II, denn es lag Nr. 192, ein kleineres Stück, ähnlich Nr. 170, „in der Nähe des grössten Stückes Eisen (wohl 170), NNO. von Stein II zwischen der frisch herausgeworfenen Erde“. 1,40 *m* tief fanden sich an derselben Stelle noch Spuren von Eisen. — Nr. 430, mehrere kleine, unkenntliche Stücke mit einem wie ein Keil bearbeiteten Knochen zusammen gefunden, $2^1/_2$ *m* östlich von Stein III.

Hiernach lagen also alle 1878 gefundenen Stücke ausserhalb des Kammerumfanges, soweit er durch die jetzt noch vorhandenen Steine bezeichnet wird. (Auch nach dem Werke Müller's stammen die Eisenfunde von 1878 und wurden ausserhalb der Kammer gemacht.) Aber selbst, wenn das nicht der Fall wäre, würde bei dem Zustande der Zerstörung der ganzen Anlage die auf mündlichen Mittheilungen Brandes' beruhende Angabe Tergast's, dass das Eisen in unberührtem Boden gelegen habe, bedeutungslos sein.

Welches Stück Beck als „Messer“ bezeichnete, weiss ich nicht, vermuthlich aber wohl 195. Beck spricht auch von 15 Steinkeilen, es waren aber im Grabe nur 11. Weitere 6 Keile sind nach Brandes an verschiedenen Stellen in Tannenhausen und Umgegend gefunden (vergl. Emder Jahrb. 6, 1, S. 133). —

Bezüglich Ostfriesland's sagte Hostmann ferner auf der Marburger Versammlung 1878 (Corresp. d. Gesammtvereins, 27, S. 18 [1879]): „Erst kürzlich ist in Ostfriesland in einem Steingrabe (Dolmen) das Stück eines eisernen Schwertes gefunden worden.“ Welches Grab hier gemeint, weiss ich nicht. Tergast berichtet (S. 33) über ein Schwert (Fig. 70) aus dem Upstallsboom-Hügel bei Aurich, gefunden mit einer Urne. Meines Erachtens handelt es sich da um ein Stück aus der Wikingerzeit; vergl. Zeitschr. f. Ethnol. 1890, S. 35. Sonst finde ich bei Tergast noch erwähnt einen eisernen Dolch (Fig. 65) aus einer Steinkiste bei Reersum und ein Schwert (Fig. 69) quer über einer Urne liegend im Galgenberge bei Dornum, beide Kr. Norden, Reg.-Bez. Aurich. Sollte der Reersumer Fund gemeint sein?

Noch Provinz Hannover, Achim, Reg.-Bez. Stade, Kr. Achim; Beck, S. 1022 und wohl damit identisch, S. 593: „Steingrab bei Achim in Ostfriesland“; wenigstens kann ich in Ostfriesland kein Achim ausfindig machen. — Sandhügel mit angeblich 7 Steinkammern, in diesen mehrere polirte Steinkeile und eiserne Nägel, aber weder Kupfer noch Bronze. — Gemeint ist wohl, was im Correspondenzblatt d. D. anthrop. Ges. 1877, S. 46 und im Stader Archiv 8 (1880), S. 47—49 berichtet wird. Danach waren es drei Kammern, deren eine auf geschwärztem Pflaster und in $1^1/_2$ Fuss hoher Aschenschicht enthalten haben soll: Thongefässe, Pferdeknochen, einen Steinkeil und „einige stark oxydirte, mit einer Sandkruste bedeckte, zum Theil grossen Nägeln vergleichbare Eisenstücke“. Das sehr grosse Grab war zerstört, ohne dass irgend ein sachkundiger Mann dabei war; die Gefässe „sind wie gewöhnlich von den Findern zerschlagen“. Was ist da auf den Bericht zu geben!

Ebenda, Wersabe, Reg.-Bez. Stade, Kr. Geestemünde; Hostmann, Archiv f. Anthr. 8, 284, Studien, S. 26; Krause im Stader Archiv 2 (1864), S. 259 u. 280; 5 (1875), S. 429. Eine ganz von Moor umwucherte Steinkammer auf dem „Scharsdamm“, deren Decksteine allein sichtbar waren, offenbar unberührt, wurde durch

Steinschläger zerstört. Pastor Fromme erfuhr von dem Grabe „leider erst nach der Vernichtung". Als er hinzukam, waren bereits sämmtliche Felsen zu Pflastersteinen zerkleinert! Sein Bericht beruht also lediglich auf späteren Aussagen der Arbeiter. Die Kammer, 20—30 Fuss lang, soll nun enthalten haben: 5 Gefässe, mehrere Steinkeile, Knochen (ob gebrannt, ist nicht gesagt) und 2 unkenntlich gewordene, kleine Eisenstücke. — In Krause's erster Mittheilung wird nur angegeben, die Eisenstücke seien eingesandt an das Museum in Stade, und wird gar kein Aufsehens von ihnen gemacht; in der zweiten erst heisst es, sie seien durch Analyse als metallisches Eisen festgestellt und „nach den damaligen Erkundigungen in dem unberührten, ausgepflasterten Steingrabe wirklich gefunden". Was hiervon zu halten ist, wird nach obigen Angaben ein Jeder leicht einsehen; unbegreiflich bleibt aber, wie Hostmann sich auf einen solchen Bericht stützen konnte, da er doch (Archiv f. A. 8, 285) selber sagt: „dass nur in den wenigsten Fällen gerade die Steindenkmäler von sachkundiger Hand eröffnet, dass sie meistens nur, ohne den Inhalt zu beachten, roh niedergerissen werden, um die Felsblöcke verwerthen zu können." Freilich „unbefangen" werden die Arbeiter gewesen sein, da sie von der Dreiperiodentheilung nichts wussten, aber sicher auch ebenso unfähig, zu begreifen, welche Bedeutung den genauen Lagerungsverhältnissen der Fundstücke innewohnt. Auf diese zu achten, lag für sie während der Zerstörung des Grabes nicht der mindeste Anlass vor. — Endlich muss noch die Möglichkeit erwogen werden, dass zwischen den freiliegenden Decksteinen kleine Gegenstände in späterer Zeit hinabrutschen konnten. —

Ebenda, Wiepenkathen und Grundoldendorf (Gut Nottensdorf), Kr. Stade; Hostmann im A. f. A. 9, 197; Krause im Stader Archiv 2, 259 u. 276; 5, 430. — Krause fand bei Wiepenkathen „beim Ausgraben eines Hünengrabes im Sande ein Eisenbruchstück". — Aus einem Hünengrabe bei Grundoldendorf sollen stammen „meist unkenntliche Eisenreste, zum Theil von einer Lanze, auch kettenähnliche; ein Stück ist sehr derb und gut erhalten, fast einer starken Wagenlünz (Lünse) ähnlich". Krause selbst erklärt das Alter beider Funde für zweifelhaft. —

Ebenda, Soderstorf, Reg.-Bez. Lüneburg, Kr. Winsen [a. d. Luhe]; Beck, S. 1022 (Fundort und Finder unrichtig angegeben). Oberlehrer Th. Meyer in Lüneburg fand 1883 in einem Hügel einen Hammer von Gneis, einen Bronze-Armring, eine eiserne Messerangel. Die Sachen sind im Museum zu Lüneburg. (Gef. Mittheilung des Hrn. Director Reimers in Hannover.) Hr. Meyer schreibt mir: „Der Fund ist nicht publicirt. Der Hügel enthielt mehrere Steinsetzungen; unter der zweiten lag der Hammer allein; in der Nähe derselben, aber ausserhalb der Tragsteine, der Ring und dicht dabei das leider zerbrochene Stück Eisen. Auch geringe Spuren von gebrannten Knochen fanden sich in unmittelbarer Nähe dieser beiden Gegenstände. Bisher ist nur ein Querschnitt in der Länge der Steinsetzungen gemacht; an beiden Seiten steht noch der alte Hügel, welcher jetzt der Provinz gehört; ich wollte die weitere Grabung dem Provinzial-Museum überlassen." — Dies das Thatsächliche. Zwei Möglichkeiten liegen nun vor. Entweder es handelt sich bei dem Funde nur um ein Grab; dann ist er für uns ohne Bedeutung; denn da neben Stein und Eisen auch Bronze erscheint, kann er nichts für die Priorität des Eisens beweisen, vielmehr nur die längst bekannte Thatsache von Neuem erhärten, dass Steingeräthe neben den metallenen in Gebrauch blieben. Oder es liegen 2 Gräber vor, eines in, eines neben der Steinsetzung; dann gehörte der Steinhammer überhaupt nicht zu den Metallsachen und jedes weitere Wort ist überflüssig. —

Ebenda, Garlstorf[1]), Reg.-Bez. Lüneburg, Kr. Winsen [a. d. Luhe]. Beck sagt S. 1022: „Oberförster Hilsenberg fand 1885 in einer von ihm geöffneten Grabkammer eine Menge Eisenschlacken." — Dieser „Nachtrag" bezieht sich auf S. 593, wo wesentlich über Eisen in steinzeitlichen Gräbern gehandelt wird. Von Steinzeit kann aber bei dem fraglichen Grabe gar keine Rede sein. Nach gef. Auskunft des Hrn. Director Reimers befindet sich der Fund im Museum zu Hannover und die Inventarnotiz lautet: „Ein Schwert von Bronze, zusammen gefunden mit einem Goldringe und einem Stück Eisenschlacke in einem Steingrabe auf einer Wort bei Garlstorf. Geschenk des Oberförsters Hilsenberg 1884." — Nach brieflicher Mittheilung des Hrn. Hilsenberg, jetzt in Doberschütz, Reg.-Bez. Merseburg, ist der genaue Sachverhalt folgender. Gutsbesitzer Lütgen liess (wohl Anfang der 80er Jahre) einen Hügel hinter seinem Wohnhause abtragen (nicht in der sogen. „Wort", einem mit Eichen bestandenen, nahegelegenen Park, wo ebenfalls Hügel liegen); hierbei wurde gefunden (ob in einer Steinkammer, ist mir nicht mitgetheilt): ein mit Eisenschlacken umpacktes, zerbrochenes Gefäss, darin eine Spirale aus einfachem Golddraht und ein zerbrochenes, etwa 22 *cm* langes Bronzeschwert. — Der Schlacken waren so viele, dass mehrere Beete im Garten damit umrahmt werden konnten; nach Hannover kam also nur ein Probestück. Von der Auffindung gebrannter Knochen ist mir nichts berichtet; das Gefäss wurde aber als „Urne" bezeichnet. Scherben davon scheinen nicht bewahrt zu sein. —

Ob nun die Schlacke durch Analyse als Eisenschlacke wirklich nachgewiesen ist, konnte ich nicht erfahren; aber sie kann unter keinen Umständen die Kenntniss des Eisens vor der Bronze beweisen, da wir hier ein Bronzeschwert vor uns haben. Vermuthlich gehört der Fund in die Hallstattzeit, zu welcher die Kenntniss des Eisens ja von Niemand bestritten wird. — Die Verwendung von Schlacken in der angegebenen Weise bleibt natürlich an sich ganz interessant und ist ähnlich in der Provinz Hannover und Nachbarschaft öfters beobachtet. Schlacken in geringer Menge fanden sich nach v. Estorff, Alterthümer von Uelzen, Hannover 1846, S. 36 u. 37 zu Veerssen bei Uelzen unter 3 Gefässen in der Nähe einer Knochenurne. Dieselben sollen anderen von einer alten Eisengewinnungsstätte im Uelzener Stadtwalde ganz gleich gewesen sein. Eine Analyse (welcher Stücke?) ergab 79 pCt. Eisenoxyd, 21 pCt. Kieselsäure. Zur näheren Bestimmung des Alters dieses Fundes fehlen sichere Anhaltspunkte. — Nach Beck (S. 640) fand man ferner bei Luttmersen, Reg.-Bez. Hannover, Kr. Neustadt am Rübenberge, in einem Hügel bei einem Skelet mit eisernem Schwert eine 50 *kg* schwere Eisenschlacke. — Ein ganz aus Geschieben aufgetragener Hügel im Sachsenwalde in Lauenburg, welcher viele Urnen barg, enthielt auch überall und häufig grosse, bis 3 Pfund schwere Schlacken, anscheinend auch in den Urnen. „Dem Leichenbrande lassen sich die Schlacken ihrer Häufigkeit und Grösse wegen nicht zuschreiben." Einige hundert Schritte westlich vom Hügel lagen zahlreiche Schlacken in der blossen Erde; nach der Analyse war „Eisen in Menge" vorhanden (Kieler Alterthumsbericht 24 [1864], S. 23 mit Tafel). Der Hügel gehört den Urnen nach den ersten Jahrhunderten nach Christus an. — Aus Jütland berichtet Sehested von einer

---

1) Bei Feststellung der genaueren geographischen Lage dieses Ortes Garlstorf fand ich, dass meine Angabe des Fundortes einer Trompete aus dem Kreise Osterholz (Verh. 1891, 853) nicht richtig war. Es giebt in genanntem Kreise kein Garlstorf, die Notiz muss vielmehr lauten „zwischen Garlstedt und Ohlenstedt". Die mir gewordene Auskunft war irrthümlich. —

Eisenschlacke, die sich zwischen den über ein Häufchen gebrannter Gebeine zusammengelesenen Steinen in einem Nachbegräbnisse nahe der Oberfläche eines älteren Hügels fand (Archaeologiske Undersögelser, Kjöbenh. 1884, S. 138).

Noch Provinz Hannover, zwischen Niendorf und Haassel, Kr. Uelzen. Nach Beck (S. 1022) enthielt die Kammer eines Megalithgrabes Lehmsachen (Thongefässe?) und Eisen. Laut gef. Auskunft des Hrn. Dir. Reimers wird zu Hannover bewahrt „eine Gefässscherbe, gefunden in einem Steingrabe zwischen Haassel und Niendorf; Geschenk des Dr. Hostmann in Celle". — Weiteres giebt das Inventar nicht an und mit dieser kurzen Notiz ist natürlich nichts zu machen, selbst wenn die Scherbe wirklich steinzeitlich.

Holstein. Hostmann sagt im Correspondenzbl. d. Gesammtvereins, 27, S. 18: „In Dithmarschen sind Eisenschwerter in den ältesten Grabstätten gefunden worden." Auf welche Funde sich dies beziehen soll, habe ich nicht erfahren können; Rhode, giebt an in seinen Cimbr. Holst. Antiquitäten-Remarques, Hamburg 1720, S. 275, er habe nur einmal ein Stück eines eisernen Schwertes (in einer Urne) gefunden, beschreibt aber das Grab nicht näher, und Frl. Mestorf kennt nichts dergleichen. —

Mecklenburg. Hostmann schildert (A. f. A. 8, 284, Studien, S. 24) die Wandlung der Ansichten Lisch's, wie sie sich in dessen Publicationen darstellt (Andeutungen über die altgermanischen und slavischen Grabalterthümer, Schwerin 1837, mit einigen Zusätzen wieder abgedruckt M. Jahresber. II, 132; Friderico-Francisceum 1837, S. 73; M. Jahrb. 10, 248). Lisch hatte sich nehmlich bald den ihm schon bekannten Anschauungen Danneil's angeschlossen, dachte an Nachbegräbnisse und zwar der „Slaven", und diese Slaven sind es wieder, auf die Hostmann losschlägt. Die Fundberichte selbst prüft er nicht näher. Es handelt sich nach Frid.-Franc., S. 75—77 um folgende Fälle: Greven, „schönes, von gewaltigen Steinen eingeringtes Grab". Eine Kammer wird nicht besonders erwähnt, mag aber vorhanden gewesen sein. „Es fand sich nichts, als einige Urnenscherben im Osten, und an mehreren Stellen Kohlen und zergangenes Eisen." Dass letzteres in der etwaigen Kammer lag, ist durchaus nicht wahrscheinlich; denn man untersuchte jedenfalls den ganzen Hügel, also auch das „Bett", da 60 Arbeitstage auf die Untersuchung verwendet wurden. — Rosenberg; im „Reesen-Heege" oder der „Steenreege", einem Steinkranz von 24′ Länge, 12′ Breite, wie es scheint ohne Kammer („es sollen jedoch in früheren Zeiten schon Steine weggebracht sein"), fanden sich an verschiedenen Stellen zahlreiche steinzeitliche Sachen, aber auch der eiserne „Streithammer", Frid.-Franc., Taf. 7, 3. Ueber seine Tiefenlage ist nichts bemerkt, auch nicht, ob er direct bei anderen Sachen gehoben wurde. War doch etwa eine Kammer vorhanden, so deutet jedenfalls nichts darauf hin, dass er in ihr gelegen. — Schlemmin: in einem Grabe, 100 Fuss lang, 24 breit, also jedenfalls am Steinkranz gemessen, 3 „Urnen", ein eiserner Ring, etwas Ocker und einige gänzlich verrostete Eisenstücke. Eine Kammer nicht erwähnt, also wieder dieselbe Unsicherheit. — Diese ungenügenden Fundberichte können die Annahme von Eisen als ursprünglichem Bestandtheil des eigentlichen Grabinhaltes nicht stützen. Die Funde sind nicht werthvoller, als der von Brüsewitz, wo „2 Stücke Eisen, wie von der dünnen Klinge eines zweischneidigen Schwertes oder Messers, nicht sehr verwittert", dicht unter der Rasendecke lagen; M. Jahresber. 4, 22, das grössere Hünengrab. Dieser Fund aber spielt eine merkwürdige Rolle in Hostmann's Beweisführung.

Hostmann bemerkt nehmlich ferner „Studien“ S. 25 (und ähnlich Archiv f. A. 8, 284): „Lisch selber entdeckte, seiner eigenen Angabe nach, in einem Steingrabe ein eisernes Messer“ (Protok. d. Allgem. Vers. d. deutschen Anthrop. Ges. zu Schwerin vom 22. Sept. 1871, S. 49, im Correspondenzblatt). Der vollständige Passus bei Lisch aber lautet: „Allerdings finden sich in den Gräbern der Steinzeit hin und wieder auch eiserne Geräthe; aber diese rühren von Schatzgräbern her. In einem Grabe der Steinzeit fand ich nur ein Messer von Eisen, aber nach 10 Jahren fand ich in den Acten, dass der Gutsbesitzer das Grab hat aufgraben lassen, aber unter der Bedingung, dass es ebenso wieder gewölbt würde, wie es vorher gewesen war. Die darin befindlich gewesenen Sachen, alle aus Stein, liegen in den Schränken des Antiquariums.“ — Offenbar fehlt es hiernach an jeder Garantie, dass das Eisen zum ursprünglichen Grabinventar gehörte, und Lisch bestreitet dies ja auch bestimmt. Die Worte Hostmann's aber verkehren den Sinn des Ganzen ins Gegentheil und kommen geradezu einer wissenschaftlichen Fälschung gleich, darauf berechnet, alle Diejenigen zu täuschen, welche die citirte Stelle nicht nachlesen.

Da der Standort des Grabes nicht angegeben war, wandte ich mich dieserhalb an Herrn Dr. Beltz, welcher mir zunächst noch einen zweiten Bericht über die Generalversammlung zu Schwerin übersandte (Meklenburgische Zeitung 1871, Nr. 225, Schwerin, 23. September), worin es heisst: (Viele behaupten, es fände sich in Steingräbern doch Metall). „Dem kann ich nun nicht widersprechen, da ich selbst Metall in einem Hünengrabe gefunden habe, aber die Sache hing so zusammen, dass, wie sich aus den Acten ergiebt, der Gutsherr im vorigen Jahrhundert das Grab hat aufdecken und nach Herausnahme der in das Antiquarium abgelieferten Gegenstände genau so wie früher hat herstellen lassen, bei welcher Procedur die Arbeiter theilweise ihre Geräthe an Stelle der herausgenommenen ins Grab gelegt hatten.“ — Also schon im vorigen Jahrhundert fand die erste Oeffnung statt. Herr Beltz sagt nun weiter, es könne sich nur um das grössere Grab von Brüsewitz (früher Klein-Brütz, zwischen Schwerin und Gadebusch) handeln, welches nach Friderico-Franciscceum S. 77 im Jahre 1762 von Evers und nach Jahresber. 4, 22 im Jahre 1839 von Lisch untersucht wurde. Es lieferte bei der ersten Ausgrabung 5 Flintäxte. Lisch erwähnt zwar an letzterem Orte Evers nicht, aber dass das Grab nicht mehr intact war, geht doch aus seinem Bericht hervor. — Nun lag in dem Grab von Brüsewitz, wie angeführt, das Eisen dicht unter der Rasendecke, d. h. ausserhalb der Kammer, so dass Hostmann's Beweisstück nach jeder Richtung alle Bedeutung verliert. — Lisch hat die Erklärung über das Eisen von Brüsewitz auch noch im Jahrb. 12, 423 gegeben, wo er die fraglichen Stücke „Eimerbände oder dergl.“ nennt. Auch diese Stelle war Hostmann bekannt und wiederum citirt er aus dem ganzen Passus nur einzelne Worte, die den Zusammenhang in keiner Weise ahnen lassen (Archiv f. A. 8, 285).

Wenn bei Lisch bald von einer zweischneidigen Klinge, bald von Eimerbänden oder nur von Metall gesprochen wird, so scheint die Erklärung „Eimerband“ der Wahrheit am nächsten zu kommen. Nach Hrn. Beltz's gef. Mittheilung besteht das noch in der Sammlung befindliche Eisen aus 2 nicht zusammen passenden Bruchstücken, ursprünglich ein Band von etwa 22 *cm* Länge bildend, sich von $2^1/_2$ *cm* Breite gleichmässig verjüngend, am breiten Ende mit einem oblongen Loch versehen; beide Seiten gleich scharf. „Zum Messer ist das Ding nicht zu brauchen. Das Ganze ist trotz seiner Dünne noch leidlich erhalten und offenbar jungen Zeiten angehörig.“ —

Lisch macht übrigens wohl Jahrb. 12, 423 ein Versehen, insofern er das Eisen einem im Jahre 1779 eröffneten Grabe zuschreibt. Evers hat nämlich nach Jahresber. 5, 102 noch ein zweites Hünengrab zu Brüsewitz untersucht und zwar 1779; es ist dies die im Jahresber. 4, 23 aufgeführte zerstörte Grabkammer (ohne Hügel); ein Eisenfund wird aber hier nicht erwähnt. A. a. O. resümirte Lisch wie folgt: „Es ist zwar Eisen in Hünengräbern gefunden, aber nicht auf dem Bestattungsraume" (d. h. nicht in der Kammer), und weiter: „Immer ist in Hünengräbern das Eisen dicht unter der Rasendecke gefunden, wenn es vorhanden war."

Insel Rügen: Banzelvitz; Hostm. Archiv f. A. 8, 283; „Studien" S. 23. Beck S. 593. — Vergl. Olshausen, Verh. 1892, 154; dem hier Gesagten ist nur hinzuzufügen, dass Pastor Franck das Grab nicht selbst öffnete, sondern nach dem Bericht des Besitzers, Herrn v. Bohlen, erzählte. Das „Eisen" scheint in der Stralsunder Sammlung nicht (mehr) vorhanden zu sein. Ueber seine Grösse fehlt jede Angabe und was über die Form gesagt wird („geschliffen, übrigens keine Aehnlichkeit mit einem Schwert oder Dolch") ist auch ganz ungenügend. Der Fundbericht, aus dem Jahre 1794, ist ohnehin verdächtig durch die Angabe, dass das Megalithgrab Leichenbrand enthalten haben solle. —

Ebenda. In einer Steinkiste, dem „Pfenningskasten", in der Stubnitz, d. h. an der nordöstlichen Spitze der Insel, „soll" nach Hünefeld u. Picht, Rügens metallische Denkmäler, Leipzig 1827, S. 4, 43—45, gefunden sein: „eine einer Eisenschlacke nicht unähnliche Masse auf den weissgebrannten Knochen in der Urne". H. u. P. deuten die Masse weder als Hüttenproduct, noch als entstanden aus eisernen, dem Leichenfeuer mit ausgesetzt gewesenen Geräthen, und sie ist offenbar an sich von äusserst geringer Beweiskraft. Vollends aber verliert sie jedes Interesse, da man garnicht weiss, was mit ihr zusammen gefunden ist. Denn Hostmann bezieht (Archiv f. Anthr. 8, 284, Studien S. 23—24) nur irrthümlich (allerdings veranlasst durch eine Unklarheit bei H. u. P.) den Fundbericht über ein anderes Grab auf den Pfenningskasten. Ueber letzteren selbst haben wir keinen Fundbericht. Es heisst nehmlich in dem Buche Indigena (d. i. Grümbke), Streifzüge durch das Rügenland, Altona 1805, S. 168: „Den Pfenningskasten, eine mit einem grossen platten Deckelstein verschlossene Steinkiste, die mir vor 14 Jahren in dieser Gegend (nämlich in der Stubnitz, nahe dem Herthasee) gezeigt ward, bemühten wir uns (1803) umsonst, wieder aufzufinden." In der neuen Bearbeitung dieses Werkes, Darstellung von der Insel Rügen, Berlin 1819, II, sagt Grümbke S. 233 auch nur, dass die früher bedeckte Kiste jetzt offen sei. Dagegen wird „Streifzüge" S. 308 über ein Grab bei Krakow, südlich von Bergen, berichtet, mit einem Gerippe, vielen Gefässen und Steinbeigaben, und diesen Bericht benutzten H. u. P. S. 4, ohne das Grab zu nennen, zur allgemeinen Charakterisirung der Steinkisten, und Hostmann bezog ihn dann direct auf den Pfenningskasten. So wurde aus zwei an ganz verschiedenen Orten liegenden Gräbern eines, obgleich selbst ein Analogieschluss hier nicht gestattet ist, da die Kiste in der Stubnitz frei zu Tage lag, wie es scheint, die Krakower aber mit einem Erdhügel überdeckt war. Von letzterer heisst es auch ausdrücklich: „Dinge von Metall fand man nicht". Jene Schlacke ist also für die vorliegende Frage ohne alle Bedeutung. Bei meiner Mittheilung über den Leichenbrand, Verh. 1892, S. 155, war mir dieser Zusammenhang noch nicht bekannt, da ich das Werk von Indigena nicht zu beschaffen wusste; jetzt verdanke ich Einsicht in dasselbe der Güte des Herrn Dr. Baier in Stralsund. Was ich früher als sicheren Inhalt des Pfenningskastens angab, bezieht sich demnach auf das Krakower Grab. —

Dänemark.

Insel Möen; Hostmann im Archiv f. A. 8, 285; Studien S. 26. — Paludan, Prediger zu Phanefiord, fand in den Riesenbetten (Kämpesenge) mit freistehender Kiste oder Kammer bei Sprengungen zum Zweck der Steingewinnung, also nicht bei systematischen Grabungen, Stückchen Eisen und „Malm" (Antiq. Annaler II. (1815), S. 227 u. 264—65). — „Malm" hat meines Wissens dieselbe doppelte Bedeutung, wie unser „Erz", d. h. einerseits „Rohstoff zur Metallgewinnung", andererseits „Bronze" und überhaupt Metall selber. Wenn nun hier „Bronze" im Gegensatz zu „Eisen" gemeint ist, so kann die Paludan'sche Angabe wiederum nicht die Priorität des Eisens vor der Bronze beweisen. Ausserdem aber ist nicht klar, ob die Metallfunde in den Kammern selbst gemacht wurden; vorausgesetzt jedoch, es sei dies der Fall, so ist zu bedenken, dass die Kammern überirdisch waren. Von den mit einem Hügel bedeckten Riesenstuben sagt Paludan ausdrücklich: „ich habe nie gehört, dass Metall in ihnen gefunden worden". In die freistehenden Kammern konnten offenbar leicht nachträglich Dinge gelangen. —

Ebenda, Hjelm-Gangbau. Von Hostmann u. Genossen zwar nicht angeführt, aber hier doch nicht gut zu umgehen. — Worsaae in Oversigt over det Kgl. danske Videnskabernes Selskabs Forhandlinger 1853, S. 95—106; Petersen in Aarböger 1881, 323—24, Archiv f. A. 15, 142. — Nach Worsaae war die Kammer bis nahe unter die Decksteine mit Erde u. s. w. gefüllt, und zwar lag zu unterst eine sehr harte Masse von Thon und kleinen Steinen, während die obere Schicht lockerer war. Letztere enthielt an steinzeitlichen Sachen nur das Bruchstück einer Steinaxt, etwa der Art Sophus Müller, Atlas 82 (ohne Loch, mit Riemenrinne); ausserdem aber fanden sich in ihr: ein verrostetes Stück einer eisernen Brechstange, „die man in späterer Zeit hatte zwischen die Decksteine treiben wollen", und viele Thierknochen, namentlich von Füchsen, aber keine Menschenknochen. Die Hauptmasse der steinzeitlichen Sachen, sowie alle menschlichen Gerippe, lagen in der untersten Schicht. — Undset, Erstes Auftreten des Eisens, Hamburg 1882, S. 353 Note 2, bezeichnet das Eisenstück als „Celt" und Petersen erkennt den Fund an als Beweis nachträglicher Benutzung der Kammer in der Eisenzeit. Nach gef. Auskunft des Herrn Dir. Sophus Müller ist das fragliche Eisenstück im Kopenhagener Museum nicht mehr zu finden; im Bericht des Museums wird es als „Brechstange" bezeichnet; von späterer Hand ist am Rande bemerkt „Celt". Hr. Müller glaubt nicht an einen Celt, lässt allerdings auch die Brechstange zweifelhaft. Eiserne Celte sind in Dänemark überaus selten. Wie dem auch sei, der Befund ist hier so klar, dass das Eisen keinenfalls in die Steinzeit gehört. —

Ebenda, Elmelunde; Hostmann, Archiv f. A. 8, 285; Studien S. 26. — Antiq. Annaler IV. (1827), 489: Der Fund kam 1825 ins Kopenhagener Museum, (MCCCVIII—MCCCXXIV); im Hügel in einer Kammer von 3 Ellen im Geviert ein Skelet; etwa mitten auf dem Leib ein kleiner eiserner Pfriem, ein Stückchen zusammengeschmolzenes „Kupfer" (wohl Bronze), ein thönerner Wirtel, ein Stück Bein mit Loch; an anderen Stellen bei dem Skelet reichlich steinzeitliche Sachen. In der Kammer übrigens auch gebrannte Gebeine (MCCCXXIII). — Das Vorkommen der Metalle bei dem steinzeitlichen Skelet würde allerdings Schwierigkeiten bereiten, und Petersen verlegte (Aarböger 1881, 323, Archiv f. A. 15, 142) die Metalle und den Wirtel neben „ein Häuflein verbrannter Gebeine", so dass es sich hier um ein besonderes eisenzeitliches Begräbniss handeln würde. Obgleich nun das Protocoll und andere Papiere des Museums hierfür keinen An-

halt ergeben, vielmehr wohl nur eine, wie es scheint, sehr mangelhafte Zeichnung des Archivs Petersen's Angabe veranlasste, so hat diese immerhin die innere Wahrscheinlichkeit für sich. Jedenfalls aber lag hier Eisen und ein anderes Metall, wahrscheinlich Bronze, zusammen; mithin kann der Fund wiederum nicht die Priorität das Eisens darthun. Petersen bezeichnet das fragliche Metall als Bronze.

Insel Seeland, Petersgaard (an der Südostküste), südlicher Rödshöi: Beck S. 1022: in einem Grabhügel eine Flintspeerspitze, am unteren Ende mit Eisendraht bewickelt, daneben ein Bronzedolch, Gold-, Silber- und kleine Bronzesachen. — Aus diesem, so verschiedene Metalle enthaltendem Funde würde natürlich weiter nichts zu folgern sein, als dass sich ein Flintspeer neben jüngeren Sachen in Gebrauch erhalten habe. Verschiedene Umstände veranlassen mich aber dennoch, ihn näher zu besprechen. — Nach Antiq. Tidsskrift 1846—48 S. 17 bis 18 fand man mitten im Hügel in einem Steinhaufen einen Bronzedolch auf Holz liegend. Tiefer zwischen den Steinen: einen glatten, goldenen Fingerring und eine Bulla (hohle, runde Kapsel mit Oehse) aus Bronze, darin und darum etwas Wollgewebe. Neben diesen letzteren Sachen 2 sehr kleine, flache, dünne Bronzehaken, deren einer mit durch Pressen verziertem Silberblech plattirt: dabei einen Knochen vom Schenkel oder Arm. Ferner dicht hierneben einen Flintspeer „mit bedeutender Spur von Eisenrost". Endlich, immer noch zwischen den Steinen, 2 kleine Tutuli aus Bronze mit Resten von Wollstoff und 2 vierkantige bronzene Schnallen. Die Bulla und der plattirte Haken waren von äusserst feiner Arbeit. — Herr Dir. S. Müller schreibt mir, dass von dem Funde jetzt nur noch der Bronzedolch vorhanden sei, wie Müller, Atlas, Kopenh. 1891, Fig. 21—22, also der älteren Bronzezeit angehörig. Bruchstücke der Bulla hat Hr. M. vor etwa 18 Jahren noch selbst gesehen und mit Hilfe des Herrn Strunk verificirt; schon damals wurden aber die andern Sachen vergebens gesucht. — Da nun die Bulla und die viereckige Schnalle auf römische oder noch spätere Zeit schliessen lassen (vergl. bezügl. dieser Schnallenform meine Besprechung Verhandl. 1890, 182), so kann der Bronzedolch nicht ursprünglich mit diesen Dingen zusammen niedergelegt sein, und es muss beim Heben des Fundes eine Vermischung älterer mit jüngeren Sachen stattgefunden haben, obgleich der Bericht nicht erkennen lässt, wie dies geschah. Dass Gräber der Eisenzeit in die Bronzealterhügel tiefer sogar hinabgegraben wurden, als deren bronzezeitlichen Gräber selbst, ist nach Hrn. M. nicht selten; er verweist mich auf das Beispiel von Addit in Jütland (Sehested, Archaeologiske Undersögelser, Kjöbenhavn 1884, S. 137, Kjeldehöi, Taf. 33, 7, dessen Grab *i* eisenzeitlich (Taf. 27, 3*a*—*d*), während das dicht dabei, aber höher liegende Grab *k* bronzezeitlich (Tafel 27, 4*a* und *b*). — Stimmt man nun der vorstehend entwickelten Anschauung zu, so bleibt noch der Flintspeer mit dem Eisenrost zu erörtern. Hier ist zunächst die bestimmte Angabe Beck's: „mit Eisendraht am untern Ende bewickelt" ganz willkührlich. Im dänischen Text heisst es: „wenn wir annehmen dürfen, dass der Eisenrost, der freilich auch auf dem Stein sich absetzen konnte, wofern derselbe in eisenhaltiger Erde gelegen, von dem Beschlag herrührt, der den Stein am Schaft festhielt . . . .". Niemand hat also irgend etwas wie einen Eisendraht wirklich gesehen. Bringt man ferner den Flintspeer, wie es doch am natürlichsten scheint, mit dem Bronzedolch in Verbindung, so drängt sich für den Eisenrost eine ganz andere Erklärung auf. Wir wissen, dass in Bronzealtergräbern Bruchstücke von Flintspeeren, oft mit eigenthümlichen Abnutzungsmarken, nicht selten sind (vergl. Müller, Atlas, Text zu Nr. 46); ich besitze ein derartiges Stück aus einem Grabe des Steenodder

Hügels Nr. 4 auf Amrum, Schleswig; auch an diesem Stücke haften Rostspuren, die schwefelsäurehaltig sind, wie man es erwarten muss, wenn sie durch Verwitterung aus Schwefelkies entstanden. Kies mit Flint war aber ein gewöhnliches Feuerzeug der Bronzezeit; ich selbst fand wiederholt noch beide Complemente zusammen. War also vielleicht der Flintspeer von Petersgaard nur Bruchstück, so hätte man für die Rostflecken eine durchaus ungezwungene Deutung. Rostflecken an Dingen aus Bronzealtergräbern beweisen eben an sich durchaus nicht das einstige Vorhandensein von Gegenständen aus metallischem Eisen. Leider ist wegen des Verlustes des Flintobjectes diese meine Erklärung nicht zu prüfen; Hr. Müller aber stimmt mir zu. — Für die Frage des ersten Auftretens des Eisens ist der ganze Fund, wie man sieht, völlig bedeutungslos. —

Ebenda, Amt Frederiksborg, Skolclodden; Beck, S. 1023. — Nach den Acten des Kopenh. Museums handelt es sich um einen Eisencelt, gefunden mit einigen Flintkeilen und -Speerspitzen, sowie einigen anderen Steinaltersachen in einem Grabhügel. Näheres über die Fundumstände ist aber unbekannt, wie auch schon Antiq. Tidsskrift 1846—48, S. 25 bemerkt wurde. — Der „Celt“ ist nicht mehr zu finden; Hr. Müller schreibt mir: „was man damals unter Eisencelt verstand, weiss ich nicht; früher fand man immer „Celte“, jetzt findet man keine; sie gehören zu den grössten Seltenheiten bei uns. Es war gewiss kein Celt.“

Ebenda, Amt Fred., Jägerspriis; Hostmann, Archiv f. A. 8, 284; Studien S. 26; Petersen i. Arch. f. A. 15, 142 Note 1, Aarböger 1881, 324, Note 1. Nordisk Tidsskrift f. Oldkyndighed III. (1836), 301. — In der einen Kammer eines zweikammerigen Hügels fand man 1834 neun Skelette und auf der diese bedeckenden Sandschicht „einen grossen Haufen mit Sand zusammengerosteter Eisensachen, 15 Zoll lang und bis 5 Zoll dick“. 2 Flintspähne und eine -Pfeilspitze lagen tiefer, als das Eisen, — ob in der Sandschicht oder bei den Skeletten, ist nicht gesagt. Es wird schon damals die Vermuthung ausgesprochen, dass das Eisen nicht derselben Zeit angehöre, wie die Steinsachen. Ueber die Zusammensetzung des Eisenhaufens fehlt nach Petersen jede Nachricht. — Bemerkenswerth ist, dass in der andern Kammer des Hügels, die 2 Skelette und einige Steingeräthe barg, sich auch ein weberschiffchenförmiger Quarzit fand (S. 300; näheres über seine Lage wird nicht gesagt). Diese Geräthe („Gürtelsteine“) gelten bekanntlich jetzt im Norden als Theile von Feuerzeugen der Eisenzeit. Das Stück ist noch vorhanden. Hiernach würde auch diese Kammer eine spätere Beimischung enthalten haben.

Noch Insel Seeland, Amt Frederiksborg, Veiby: Hostm., Archiv 8, 284—85; Studien S. 27; Beck S. 594. — Annaler f. n. O. 1838—39, 170—76; 1844—45, 207. — Worsaae untersuchte 1838 den „Isaksdys“, 1839 einen andern grossen Hügel auf dem „Hanebjerg“.

Isaksdys: Deckstein und einige Seitensteine schon früher gesprengt, aber der Kammerinhalt nicht ausgeräumt. Auf einem Pflaster am Boden fand W. nichts mehr von Leichen, aber darauf und daneben steinzeitliche Sachen, u. a. über zwei Ellen tief in der Mitte der Kammer einen Flintspahn $4^1/_2$ Zoll lang (Nr. 21 abgebildet), der, „was der Eisenrost daran zeigt“, niedergelegt war ganz dicht bei einem Stück krummgebogenem Eisen (Nr. 22), $2^1/_2$ Zoll lang, 2 breit, in der Mitte durchbohrt, „dessen Bestimmung man jetzt kaum mehr ausfinden wird.“ Es ist nicht völlig klar, ob Worsaae nur nachträglich aus dem Rost schloss, dass der Spahn unmittelbar am Eisen gelegen haben müsse, oder ob er thatsächlich dies nahe Beisammenliegen beobachtete. —

Hanebjerg-Dys: 2 Kammern, deren nördlichere W. ausgeraubt schien, während bei der südlicheren einige der Seitensteine beim Eingang zusammengestürzt

waren, aber in der Kammer nach Worsaae's Meinung noch nicht gegraben war. S. 175 heisst es: „Nachdem ich eine Oeffnung zwischen den Seitensteinen gegraben, liess ich einen Mann hinunter kriechen in die nicht ganz mit Erde gefüllte Grabkammer." In der Kammer, eine Elle tief, fand man zwei fast ganz vergangene Skelette, steinzeitliche Sachen und, am Kopfende der Leichen, neben einem Flintmesser von 6 Zoll Länge, ein Eisenstück in Form einer Messerklinge, $2^1/_2$ Zoll lang, $^3/_4$ breit, mit Nietnagel und hölzernem Griffrest.

Worsaae sagt nun S. 176: „Zufolge der Lage, welche die Eisenstücke in den Grabkammern hatten, ist es nicht wahrscheinlich, dass sie in späterer Zeit dahinabgekommen sind; über das erstgefundene Stück kann ich dies mit ziemlicher Gewissheit sagen, da ich selbst bei der Ausgrabung zugegen war, aber als das letztere gefunden wurde, war ich unglücklicherweise einen Augenblick fortgegangen und muss mich also an die Aussage des Arbeiters halten, an dessen Glaubwürdigkeit in dieser Hinsicht zu zweifeln ich jedoch durchaus keinen Grund habe." — Offenbar wird man das Eisen aus dem zweiten Dysse wirklich als Messer ansehen müssen und also, wenn man die gleichzeitige Niederlegung dieses und der Steinsachen bestreitet, nur annehmen können, es sei zufällig, etwa durch eine Fuge zwischen den Steinen, dahin gerathen oder erst bei der Ausgrabung selbst aus einer höheren Schicht so tief hinabgesunken. Die Tiefenlage (eine Elle) liesse sich im ersteren Falle durch Nachsickern von Erde erklären. Bei dem Eisenrost an dem Flintspahn aus dem Isaksdys dagegen darf man wiederum, wie bei Petersgaard, an zersetzten Kies denken. Von dem Flintspahn heisst es nehmlich: „Ein krummes, halbrundes und zugeschliffenes Flintstück." Er ist im Museum nicht mehr aufzufinden; die Zeichnung lehrt aber, dass er nicht geschliffen war. Er gleicht vielmehr dem bei Evans, Stone Implements, London 1872, p. 284 abgebildeten Spahn, der Bestandtheil eines Kiesfeuerzeuges war, und einem genau solchen Spahn meiner eigenen Sammlung aus einem Bronzealtergrabe des Hügels 3, Steenodde auf der Insel Amrum, den ich persönlich unmittelbar an einem stark zersetzten Schwefelkiesknollen liegend fand und der ebenfalls mit Rost bedeckt ist. Bezüglich des krummgebogenen Eisens aus dem Isaksdys, für welches Worsaae gar keine Deutung versucht, wäre dann eine ähnliche Annahme zu machen, wie bei dem des Hanebjerg-Dys. In beiden Hügeln lagen nehmlich die Decksteine frei, können also wohl nachträgliche Beimischungen stattgefunden haben. —

Man hat es Worsaae freilich sehr verübelt, dass er, trotz seiner früheren gegentheiligen Aeusserung, später (Annaler 1844—45) eine solche Annahme machte. Man schrieb diesen Wandel der Anschauung lediglich seiner „Systemmacherei" zu. Meines Erachtens war er aber Folge der Thatsache, dass seither geschehene Publicationen und Grabungen in Dänemark für das Vorkommen des Eisens als ursprünglicher Beigabe in derartigen Gräbern keine Bestätigung geliefert hatten. Ueber hierher gehörige Funde war nehmlich in der Zwischenzeit berichtet: Annaler 1838—39, S. 346; 1840—41, S. 137—145 (von Worsaae selbst) und S. 164—66; 1842—43, S. 358; 1844—45, S. 193—206 (wieder von Worsaae). — Immerhin geben die dänischen Funde scheinbar den Hostmann'schen Ansichten noch am meisten Recht. Das Eisen aus dem Hjelm-Gangbau, der eiserne Celt von Skolelodden, der Haufen Eisensachen von Jägerspriis, — sie alle sind im Museum nicht mehr nachzuweisen. Desgleichen fehlt der rostbefleckte Flintspeer von Petersgaard (wie überhaupt fast der ganze Fund) und der Flintspahn aus dem Isaksdys zu Veiby. Von Hostmann und Genossen ist dieses Verschwinden der Beweisstücke als ein beabsichtigtes gedeutet worden. Zu beklagen

ist es ja gewiss, aber sehr leicht erklärlich, ohne dass man die hochverdienten dänischen Gelehrten zu verdächtigen brauchte. Man muss nehmlich die Zeit berücksichtigen, aus welcher die Funde oder Berichte stammen: Hjelm 1853, Skolelodden 1846, Jägerspriis 1834, Petersgaard 1846, Veiby 1838. Damals war die Erkenntniss der Nothwendigkeit, bei den Grabungen auch die geringsten Einzelheiten zu beachten und niederzuschreiben und Alles aufzubewahren, nichts weniger wie allgemein; das weiss ein Jeder, der selbst gegraben und alte Ausgrabungsberichte studirt hat. Auch die besten Forscher, wie Worsaae und Andere, mussten erst Erfahrungen sammeln; es fehlte noch an hinreichenden Beispielen guter Grabungen, an denen man hätte lernen können. Und wie sah es in den Museen aus! bei uns in Deutschland nicht minder, als anderswo. Was wusste man von zweckmässiger Conservirung der Eisensachen?! Man bedenke, wie es damit jetzt noch in vielen Sammlungen bestellt ist. Aber die Flintsachen! wird man entgegnen. Nun, die scheinbar fehlenden Stücke sind höchst wahrscheinlich noch vorhanden, nur nicht zu identificiren. Bekanntlich wurden früher die einzelnen Funde auseinandergerissen und ihre Bestandtheile, geordnet nach dem Material aus dem sie hergestellt, mit Stücken anderer Funde zusammengelegt. Bronze kam zu Bronze, Flint zu Flint, einerlei, was dazu gehörte. In Kopenhagen hat man bis in die sechziger Jahre im Museum nur die grossen und wichtigsten Funde als Ganzes aufgestellt; erst später fing man an, alle Funde ganz beisammenzuhalten. Das war überall so oder noch schlimmer, auch bei uns, und verursachte später unendliche Mühe, als man eingesehen hatte, dass nur Gesammtfunde einen erheblichen Werth beanspruchen könnten, und man sich nun daran machte, das früher Getrennte wieder zu vereinigen. Natürlich gelang dies auch nicht jedesmal, weil durch die damals meist technisch sehr mangelhaft ausgeführte Etikettirung die Erkennung der einzelnen Fundstücke in den Sammlungen oft unmöglich geworden war, wofern nicht genaue Zeichnungen oder Beschreibungen vorlagen. Zeichnungen aber wird man naturgemäss nur von besonders charakteristischen Stücken angefertigt haben und in den Beschreibungen war man zu wenig genau, indem man Bruchstücke als intacte Gegenstände beschrieb u. s. w. Will man den ungeheuren Unterschied zwischen damals und jetzt recht begreifen, so nehme man Einblick in die Kataloge und Schränke der prähistorischen Abtheilung des Königl. Museums f. Völkerkunde zu Berlin, wo jetzt jeder Gegenstand, Bruchstück oder Ganzes, in vortrefflicher Zeichnung abgebildet, und jedes Stück, wenn auch unbekannten Fundorts, mit seiner Nummer in deutlichster Weise versehen wird.

Alle jene Umstände nun lassen das Verschwinden der vielberufenen Beweisstücke durchaus natürlich erscheinen. Hostmann suchte freilich absichtlich solche Funde hervor aus frühester Zeit, „als das absolute Steinalter noch nicht erfunden war“ (Archiv f. A. 8, 285), weil, wie er meinte, man nur damals im Norden die nöthige Unbefangenheit besass. Dafür fehlten aber die durchaus erforderliche Erfahrung und die genaue Kenntniss, welche jetzt durch zahlreiche sorgfältigst ausgeführte Grabungen angesammelt sind und, was den Norden anlangt, den Angaben jener älteren und veralteten Berichte völlig widersprechen. Es ist auch zu berücksichtigen, dass in Megalithbauten ausser Eisen selbst wiederholt andere Dinge gefunden sind, die einer späten Zeit angehören, später als die Bronzezeit. Henry Petersen führt z. B. Aarböger 1881, 323—24 und Archiv f. A. 15, 142 solche Fälle an von Aarby und Aagerup auf Seeland und von Nysted auf Laaland. Das Vorkommen von Eisen in solchen Gräbern kann daher auch vom Standpunkte der nordischen Forschung, die zwischen Stein- und Eisenzeit die Bronzezeit einschiebt, nicht auffallen. —

Schweden.

Hostmann im Archiv f. A. 8, 285; 9, 194; „Studien" S. 28. Beck, S. 595. Hostmann sagt (Archiv 8), dass das Vorkommen von Eisen in den Steingräbern Schweden's keinem Zweifel unterliege, „da wir von Nilsson das mit deutlichen Worten ausgesprochene Zeugniss besitzen, dass er in den meisten von ihm untersuchten Gangbauten ein, selten zwei Stücke Eisen gefunden habe." Aber Archiv 9 bekennt Hostmann: „Bei den von Nilsson in schwedischen Steingräbern gefundenen Eisenstücken haben wir leider übersehen, dass an jener Stelle nur von „offenen Gangbauten" die Rede ist." Der Text bei Nilsson, Skandinaviska Nordens Ur-Invånare, I (Lund 1838—43), Kap. 3, S. 31 lautet in der That: „i de flesta öppna Gångstugor, som jag undersökt." Trotzdem heisst es „Studien", S. 28 im Haupttext, wieder ganz allgemein: „in den meisten der von ihm (Nilsson) untersuchten Gangbauten", und nur in einer Note werden Nilsson's Worte in schwedischer Sprache genau abgedruckt. Warum hat man nicht ehrlicher Weise den Haupttext selbst umgestaltet?

Mit jenen Funden nun verhält es sich folgendermaassen: Nilsson unterschied 2 Arten von Gangbauten, — Ganghäuser und Ganggräber (a. a. O. S. 18). Erstere hielt er für wirkliche alte Wohnungen; S. 14 u. 15 schildert er sie als „aus grossen, aufrechten, mit den Seitenkanten gegen einander gestellten Granitsteinen gebildet, selten mit Steinblöcken als Decke, vielmehr offenstehend, was andeutet, dass sie dieselbe Art Dach aus Holzwerk gehabt haben, wie die Eskimohütten". Schon hieraus folgt, dass sie nicht völlig mit Erde bedeckt gewesen sein können. Bei der Beschreibung einer bestimmten derartigen Gangwohnung heisst es denn auch S. 15: „diese offene Hausruine stand bis zur Hälfte oder etwas mehr über dem Erdboden;" ebenso S. 17 bezüglich einer anderen derartigen Wohnung: „auch hier stand die Ruine unbedeckt bis mehr als die Hälfte ihrer Höhe." Endlich werden S. 16 diese (unbedeckten) Wohnungen in Gegensatz gebracht zu den „mit einem Erdhügel bedeckten Bauten, deren Wände somit besser beschützt waren".

Also diese Gangwohnungen Nilsson's sind fast stets gänzlich unbedeckte Steinumfriedigungen (mit Gang an einer Seite), nur einige haben Decksteine; von einer das Ganze überlagernden Erdmasse ist nirgends die Rede. Freilich giebt Nilsson an, dass das Innere der Wohnungen bis zu einer gewissen Höhe mit Erde angefüllt ist, die eine Grasnarbe trägt, aber er bietet auch gleich eine Erklärung für diese Erdfüllung, indem er sich das Balkenwerk des Daches mit Reisern oder Haide belegt und schliesslich mit Erde bedeckt denkt, so dass beim Zusammenbrechen des verfaulten Holzes letztere ins Innere fiel. Diese Erdfüllung mit ihrem Rasen verleitete Hostmann (Archiv f. A. 9, 194) zu der Ansicht dass die offenen Gangbauten Steinkisten seien, die nicht mit Steinen, in der Regel aber mit Rasen und Erde überdeckt wären. Beck folgt ihm hierin (S. 595) und spricht sogar von „zum Theil sorgfältig verschlossenen Gräbern". — Halten wir uns an Nilsson's genaue Schilderung, so ergiebt sich, dass, wenigstens seit der Zustand jener Ganghäuser im wesentlichen derselbe, wie heute, war, jederzeit Sachen neueren Ursprunges in dieselben gelangen konnten. Nilsson ist daher auch überzeugt, dass die von ihm gefundenen Eisensachen erst später dahin kamen, und betont noch Kap. 3, S. 1 und 4 ausdrücklich, dass die Ganggräber niemals Metalle enthalten. Diese sind aber auch stets allseitig bedeckt, so dass man die Decksteine oben nicht sieht (S. 3). Trotzdem hat man es Nilsson vorgeworfen, dass nur in der ersten Auflage[1]) seines Werkes die Eisenfunde erwähnt

1) Jene Auflage, Lund 1838—43, ist auch nach Montelius' Bibliographie de l'archéologie préhistorique de la Suéde, Stockholm 1875, die älteste. Nach einem (un-

sind, später aber nicht mehr, so nicht in der deutschen Uebersetzung von Frl. Mestorf, nach dem Manuscript zur 3. Auflage, Das Steinalter, Hamburg 1868. Es ist dies allerdings zu bedauern, da Nilsson den Gegnern so eine Handhabe bot; auch giebt er leider nicht an, in welcher Tiefe die Eisensachen lagen, ob oberflächlich oder auf dem Boden, wo sich steinzeitliche Sachen, Scherben, Flintspähne und -Waffen, sowie Bernsteinschmuck fanden. Man sollte aber meinen, dass, wenn die Eisensachen mit diesen letzteren Dingen unmittelbar zusammen getroffen wären, dies einem so ausgezeichneten Forscher auch aufgefallen sein würde, und an eine absichtliche Verschweigung einer derartigen Beobachtung von Seiten Nilsson's glaube ich wenigstens nicht. Montelius versicherte denn auch auf dem Congress in Marburg, dass in Schweden keinerlei Eisenfunde auf dem Boden der Steinkisten gemacht seien, sondern bloss auf der Oberfläche (jener Grabstätten); vgl. Correspondenzbl. d. Gesammtvereins d. D. Geschichtsvereine 27, Darmstadt 1879, S. 26. Auch nimmt dieser Forscher in „Sveriges Forntid“, Text I, Stenåldern, Stockholm 1874, von den Eisensachen, da ihnen ja keine Beweiskraft innewohnt, gar nicht Notiz.

In der deutschen Ausgabe Nilsson's von 1868 heisst es S. 107 u. 109 bezüglich der Hausruinen, dass sie „nur“ zur Hälfte über der Erde standen. Dies „nur“ hat hier keinen Sinn, da ja Nilsson gerade das Freiliegen der Ruinen betont, widerspricht auch den Worten der ersten schwedischen Auflage und entspricht schwerlich dem Originaltext der dritten. Endlich sei bemerkt, dass hier für die Wohnungstheorie Nilsson's nicht eingetreten werden sollte; obige Darlegung bewegt sich nur in seinem Sinne. Die Erdfüllung der Kisten kann auch auf Verwehung zurückgeführt werden, oder, wenn früher Decksteine und ein vollständiger Erdhügel vorhanden waren, auf Hineinsickern. —

Wenn nach unserer Analyse der bisher bekannten Funde das Vorkommen des Eisens als ursprüngliche Beigabe in den Megalithgräbern völlig unerwiesen ist, so darf man auch für die Zukunft kein anderes Ergebniss mehr erwarten. Das Material der Forschung ist äusserst knapp geworden; in den Niederlanden findet sich vielleicht noch ein unberührtes Grab. In Deutschland mag es deren immerhin noch mehrere geben, obgleich sie rasch verschwinden; das Uebelste aber ist, dass wir bei uns zwar viele Liebhaber der Prähistorie, aber verhältnissmässig wenig Fachleute haben, die Gräber daher nur selten von Leuten geöffnet werden, welche hinreichend über die einschlägigen Fragen orientirt sind und im Graben die nöthige Erfahrung besitzen. Die blosse Begeisterung genügt nicht, und gerade die „Freunde“ der Vorgeschichte schaden oft ungemein, indem sie das an sich so spärliche Material ohne genügende Ausbeute für die Wissenschaft zerstören. Günstiger stehen die Sachen im Norden, wo nicht allein noch mehr Material vorhanden ist, sondern auch häufiger Forscher sich mit diesen Gräbern beschäftigen, die, seit lange fachmännisch und praktisch gebildet, nach jeder Richtung geeignet erscheinen, solche Untersuchungen durchzuführen. Ihren Arbeiten dürfen wir, die ganz unnöthiger Weise in die Discussion gezogene „nationale“ Rivalität bei Seite lassend, volles Vertrauen entgegenbringen. Da aber gerade ihre Erfahrungen in den letzten Decennien durchaus gegen Hostmann sprechen, so ist auch künftighin kein anderes Ergebniss vorherzusehen. —

---

vollständigen) Exemplar der hiesigen Königl. Bibliothek konnte ich feststellen, dass die ersten beiden Hefte 1838 in Christianstad erschienen.

Wir können die vorstehende Arbeit nicht schliessen, ohne noch allgemeiner auf

die Metallgewinnung in den Anfängen der Cultur

einzugehen.

Es ist von den Verfechtern der Priorität des Eisens stets geltend gemacht worden, dass es weit leichter sei, Eisen als Kupfer zu gewinnen oder gar die zusammengesetzte Bronze darzustellen, und dass deshalb auch naturgemäss die Erzeugung des Eisens überall der der Bronze vorhergegangen sein werde; ferner dass die Giesskunst überall erst nach der Schmiedekunst sich entwickelt haben könne. Im engsten Zusammenhange mit diesen Anschauungen denkt Hostmann sich die Entwickelung der Metallindustrie („Studien“, S. 193), wie folgt: „Nachdem der Mensch zunächst die glänzenden Stückchen der gediegenen Metalle Gold, Silber, Kupfer in der Kälte, dann die massenhaft auf der Oberfläche auftretenden oxydischen Erze des Eisens in glühendem Zustande unter dem Hammer zu bearbeiten gelernt, war der nächste Schritt das Einschmelzen der gediegenen Metalle; dann die Gewinnung des Kupfers und des Silbers aus den verschiedensten, mehr oder weniger leicht zugänglichen und aufzuschliessenden Erzen, was die Ausbildung der Gold- und Kupferschmiedekunst zur Folge hatte; und endlich die Darstellung der Bronze oder die Entstehung der eigentlichen Formerei und Giesskunst, aber wegen der ausserordentlichen Seltenheit des Zinns nur an sehr vereinzelten Stellen.“ Diese Schilderung enthält zunächst eine wesentliche Lücke: der Sprung vom Kaltschmieden der gediegenen Metalle zum Bearbeiten der Eisenerze in glühendem Zustande unter dem Hammer (richtiger wohl der durch Feuer reducirten Erze) bleibt völlig unerklärt. Wie kam man dazu, ein Erz, d. h. eine Metallverbindung, wie ein Metall zu behandeln, noch dazu nach einer verbesserten Methode?

Man hat neuerdings, namentlich durch das Studium der Kupfergeräthe, bedeutende Fortschritte in der Erkenntniss der Wege gemacht, welche die primitive Metallindustrie wirklich gewandelt ist, und wir kommen darauf zurück. Der möglichen Wege aber gab es mehrere.

So lange der Mensch Metalle überhaupt nicht kannte (also in der unbestreitbaren „Steinzeit“), musste selbstverständlich die allererste Darstellung eines Metalles aus seinen Verbindungen, den Erzen, durchaus Sache des Zufalls sein. Es konnten z. B. von den hier wesentlich in Betracht kommenden Metallen, Eisen und Kupfer, die leicht reducirbaren oxydischen Erze gelegentlich mit einem Feuer in Berührung kommen und Metall liefern, wie Beck es S. 1015—16 vom Eisen erzählt, indem Eisenerzknollen als Unterlage von Kochtöpfen benutzt wurden. Da hier aber der reine Zufall spielt, lässt sich durchaus nicht sagen, dass er überall in gleicher Weise verlaufen musste; in einer Gegend konnte es Eisen, in einer anderen Kupfer sein, das so zuerst gewonnen wurde. Wenngleich hier dem Eisen wegen der grösseren Verbreitung seiner Erze an der Erdoberfläche der Vorrang zu gebühren scheint, namentlich wenn man nur leicht reducirbare Erze in Betracht zieht, so konnten doch Kupfererze durch ihre schönen und auffallenden Farben vorzugsweise die Aufmerksamkeit solcher Leute erregen, die sich mit Prüfung von Steinen für die Zwecke der reinen Steinzeit befassten. Das so vielen primitiven Eisenindustrien zur Grundlage dienende, weit verbreitete und leicht zugängliche Raseneisenerz dagegen ist höchst unscheinbar.

Je mehr aber der Mensch sich mit jenen bunten Erzen beschäftigte, desto häufiger war natürlich Gelegenheit zu zufälligen Reductionen im Feuer geboten, mochten sie nun mit dem Feuer auch nur ganz von ungefähr oder zu irgend einem

beabsichtigten Zweck in Berührung gebracht sein (vergl. Much, Kupferzeit S. 297f. u. 301).

Waren dagegen, entsprechend Hostmann's Annahme, gewisse Metalle bereits in gediegenem Zustande, als Mineralien aufgefunden und dann zunächst allerdings wohl nur durch Hämmern, wie andere Steine[1]), bearbeitet, so blieb zwar auch die Möglichkeit einer rein zufälligen Gewinnung von Metall aus den Erzen bestehen, es konnte aber der Verlauf auch ein etwas anderer sein. Es kommen hier an Metallen wesentlich Kupfer und Gold in Betracht; denn Silber, an gewissen Orten früher sicher ziemlich häufig gediegen vorkommend, gewann doch, wie es scheint, nie eine so allgemeine Bedeutung, und beim Eisen könnte man nur an Meteoreisen denken, welches aber grösstentheils für eine Verarbeitung sehr wenig tauglich und ausserdem doch auch in viel zu geringen Mengen vorhanden ist (Beck, Archiv f. Anthrop. 12, 293).

Nach den Zusammenstellungen von Much findet sich nun verarbeitetes Gold schon in der Kupferzeit (S. 27, 112, 126, 156), und die Frage, ob Gold schon vor dem Kupfer bekannt war, dürfte vielleicht local verschieden zu beantworten sein; für Europa hält aber Much das Kupfer wohl für etwas älter (S. 194). Setzen wir nun einmal die Kenntniss des gediegenen Kupfers oder Goldes, oder beider Metalle voraus. Es konnten alsdann gewisser Erze Eigenschaften, als Schwere, Glanz, Farbe, dazu verleiten, diese Erze ebenfalls für eines jener Metalle zu halten und, vorausgesetzt, dass man schon verstand, die gediegenen Metalle im Feuer zu behandeln, auch wie diese im Feuer zu bearbeiten, wobei dann eine Reduction zu Metall stattfand. Die Annahme, dass man den Nutzen des Feuers bei Bearbeitung der gediegenen Metalle kannte, ist zwar keineswegs selbstverständlich; weiss man doch, dass die Indianer Nordamerica's nie dahin gelangten, das gediegene Kupfer durch Giessen zu formen (siehe unten). Aber die Behandlung im Feuer war doch für damalige Zeiten, wo man andere chemische oder elektrische Methoden noch nicht hatte, nothwendige Voraussetzung für den Uebergang von Erz zu Metall, und es lässt sich denken, dass die Vortheile des Warmschmiedens erkannt waren, ehe sich eine Giessereitechnik ausgebildet hatte. Es konnte also, indem man ein Erz irrthümlich statt eines Metalles in Arbeit nahm, wiederum zufällig ein Metall zum ersten Male dargestellt werden. Hier war also diese Darstellung das Resultat einer Vereinigung von bewusstem Suchen nach einem schon bekannten Metall unter den zur Hand befindlichen Gesteinen und von einem Zufall. Der Begriff des „Erzes“ als einer Metallverbindung, aus welcher sich das Metall selbst beabsichtigtermaassen gewinnen lässt, war bis dahin natürlich noch völlig unbekannt; von einer Verarbeitung eines solchen Erzes auf Metall hatte nicht die Rede sein können. Abgesehen von jener Verwechselung von Erz mit Metall gilt hier also ganz das Gleiche, was Beck, Archiv f. Anthrop. 12, 313 bezüglich des Meteoreisens sagt: „zwischen dem Ausschmieden eines Meteor-

---

1) Die reine Steinzeit war mit Auffindung gediegenen Metalls und Benutzung desselben in der angedeuteten Weise noch nicht beendigt. Dieselbe hörte erst auf, als gediegenes Metall durch Guss verwerthet, oder als Metall aus seinen Erzen gewonnen wurde. Das nur gehämmerte Gediegenmetall war eben selbst nur Stein (Vergl. Wibel, Gangbau des Denghoog [Kieler Alterthumsbericht 29] 1869, S. 80; Emil Schmidt, Archiv f. Anthrop. 11, S. 72, 105, 106; Much, S. 290ff., 295, 302). Spricht man daher von Kupfer oder Gold in „steinzeitlichen“ Gräbern, so kann dies noch buchstäblich richtig sein. Nur für Metalle, die nicht als gediegene in Betracht kommen, ist der Ausdruck stets ungenau, so für Eisen (s. oben S. 90).

eisenstückes und der Auffindung und Verschmelzung der Eisenerze besteht gar kein Zusammenhang. Das Erstere konnte das Letztere nicht bedingen, noch dazu hinführen.“ (Vergl. Much S. 290 u. 295.)

Ganz ohne Zufall war also auch bei Kenntniss eines terrestrischen Metalls der Schritt zur Gewinnung desselben aus seinen Erzen nicht möglich. Man wird aber bei der irrthümlicherweise vorgenommenen Bearbeitung eines Erzes bald bemerkt haben, dass dasselbe im unveränderten Zustande doch andere Eigenschaften hatte, als das Metall, welches man in Händen zu haben glaubte, dass ihm namentlich die Dehnbarkeit des letzteren fehlte. Und als man nun bei dieser Bearbeitung ein Ding entstehen sah, welches (vielleicht!) die erwarteten Eigenschaften besass, so wird man den Versuch zum ersten Male absichtlich und mit Erfolg wiederholt haben, und damit war der Begriff „Erz“ [1]) gegeben, soweit als es für die rein praktischen Zwecke der damaligen primitiven Verhältnisse nothwendig war. Er ging also hervor aus der ersten zufälligen Gewinnung (nicht Auffindung) eines Metalles und der ersten beabsichtigten Wiederholung derselben.

Wenn wir sagen, das erzielte Metall hatte „vielleicht“ die erwarteten Eigenschaften, so deuten wir damit auf ein weiteres Walten des Zufalls hin; denn als man jenes Erz in Bearbeitung nahm, war es doch wiederum nur Zufall, ob daraus das Metall, mit welchem man das Erz verwechselte, zum Vorschein kam, oder ein anderes. Man glaubte vielleicht Gold in Händen zu haben und behandelte thatsächlich ein Kupfererz, oder man bearbeitete gar ein Mineral als Kupfer und erhielt statt dessen eine Substanz, die man bisher noch nie gesehen hatte — Eisen —, deren Dehnbarkeit aber alsbald erkennen liess, dass man es trotz aller äusseren Verschiedenheit mit einem dem Gold und Kupfer verwandten Dinge, d. i. mit einem Metall, zu thun habe. Auch Much lässt solche Möglichkeit zu, indem er S. 126 sagt, dass man bei den ersten Versuchen mit Silbererzen erwarten mochte, von ihnen Kupfer zu bekommen.

Zu den Erzen nun, welche zu solchen Verwechselungen führen könnten, liesse sich allenfalls (!) der Hämatit (Eisenoxyd) zählen, der ein metallisches Aeussere und dabei eine angenähert der des Kupfers entsprechende Farbe hat. Seine Bearbeitung konnte zur Darstellung des Eisens führen, die aber dann in diesem Falle doch sicher der Kenntniss des Kupfers erst nachgefolgt wäre. Mit Gold liesse sich Schwefelkies (Schwefeleisen) verwechseln. Dieser ist aber zur Gewinnung des Eisens gerade sehr wenig geeignet, indem er erst durch einen Röstprocess seines Schwefels beraubt und das in ihm enthaltene Eisen erst oxydirt, dann wieder reducirt werden müsste. — Auch das jetzt am meisten verschmolzene Kupfererz, der Kupferkies, eine Verbindung von Schwefelkupfer mit Schwefeleisen, konnte für Gold gehalten werden. Freilich ergiebt sich bei seiner Bearbeitung dieselbe Schwierigkeit, wie beim Schwefelkies, und zwar noch in verstärktem Maasse. Denn nicht allein ist der Schwefel noch fester an Kupfer gebunden, wie an Eisen, sondern es kommt hier noch hinzu die Trennung des Eisens und auch anderer, als zufällige Beimengungen häufig im Kiese enthaltener Metalle und Halbmetalle vom Kupfer, die sich nur durch eine Reihenfolge von Operationen bewerkstelligen lässt, wenn man Güte und Ausbeute des Kupfers gleichermaassen berücksichtigt und, den modernen Verhältnissen entsprechend, den Betrieb im Grossen ausführt.

1) Der Ausdruck „Erz“ wird hier stets nur für Metallverbindungen gebraucht, obgleich mir wohl bekannt ist, dass in der Vulgärsprache auch Gesteine mit eingesprengten gediegenen Metallen, z. B. goldhaltiger Quarz, als Erze bezeichnet werden.

Eben dieser Schwierigkeiten wegen hat man behauptet, die Gewinnung des Kupfers müsse der leichten Erzeugung des Eisens nachgefolgt sein. Allein Much zeigt, dass, wenn es auf Ausbeute nicht ankommt, aus dem Kupferkies direct in einer einzigen Schmelzung Kupfer erhalten werden kann, und zwar von bemerkenswerther Reinheit[1]), wie auch das Metall vieler prähistorischer Kupfergeräthe auffallend rein ist (S. 298).

Aber abgesehen von solchen Ausnahmefällen, verstand man es nach Much's hochwichtigen Untersuchungen der vorgeschichtlichen Kupferwerke in den österreichischen Alpen (S. 248 ff.) auch schon, mittelst eines zusammengesetzten und wahrscheinlich dem heutigen durchaus ähnlichen Verfahrens, fast das ganze Kupfer aus dem Erze zu scheiden, da die dabei entfallenden Schlacken verschiedener Art nur noch unbedeutende Mengen Kupfer enthielten (S. 265—67), und dies ohne die Qualität des Productes zu beeinträchtigen, — ein Resultat, das, wie Much hervorhebt, gerade der Kleinheit des Betriebes verdankt wird. Diese Bemerkung ist offenbar völlig richtig. Denn die Kleinheit der genau gemessenen Oefen liess glücklich die Nachtheile vermeiden, welche bei dem heutigen Massenbetriebe eine zu hohe Temperatur und ein längeres Verweilen des Schmelzgutes in den grösseren Oefen mit sich bringen kann, nehmlich die Reduction der neben dem Kupfer im Kiese enthaltenen Metalle und die dann erfolgende Verunreinigung des Kupfers durch dieselben. Es ist das ein ganz ähnliches Verhältniss, wie bei dem primitiven Rennfeuer-Eisenprocess, der in Folge der dabei herrschenden niederen Temperatur ebenfalls ein vorzügliches Material giebt, — aber freilich auch eine schlechte Ausbeute, und somit in dieser Hinsicht dem alten Kupferprocess sogar noch nachsteht! Kam man nun gar dazu, vielleicht bewogen durch das Farbenspiel des häufig dem Schwefelkies beigemengten Buntkupfererzes, überhaupt die durch lebhafte Farben ausgezeichneten Kupfererze, auch wenn sie nicht metallisch aussahen, ähnlich zu behandeln, so hatte man sofort eine Reihe von Erzen, die sehr leicht reducirbar waren. Diese oxydischen Erze fanden sich vermuthlich früher noch weit reichlicher als jetzt, gerade wie gediegen Kupfer, überall dort, wo grössere Lager kiesiger Erze waren, und namentlich da, wo diese zu Tage treten, also leicht zugänglich. Denn sie sind Umwandlungsproducte der kiesigen Erze, entstanden unter dem Einflusse der Tagewässer, gerade wie auch das gediegene Kupfer selbst. Heute aber ist in cultivirten Gegenden sowohl das gediegene Kupfer als ein grosser Theil jener Erze schon aufgelesen, soweit es die Oberfläche anlangt.

Aus allem geht hervor, dass es sehr vom Zufall abhing, welches Metall an einem gegebenen Orte zuerst aus seinen Erzen gewonnen wurde. Von einer „naturgemässen“ ersten Gewinnung des Eisens kann da nicht die Rede sein; mit blossen Zufälligkeiten lässt sich nicht bestimmt rechnen. Ausserdem lassen ja auch die Untersuchungen Muchs den thatsächlichen Verlauf der ersten Metallgewinnung in Europa (vom Golde abgesehen) schon mit ziemlicher Sicherheit erkennen.

In Nordamerica bildete bekanntlich das gediegene Kupfer den Ausgangspunkt der Metallindustrie und dieses wurde stets nur durch Hämmern oder in seltenen Fällen vielleicht durch Pressen, niemals aber durch Giessen verarbeitet. Die Kupferzeit war dort mithin nichts als ein Theil der reinen Steinzeit (denn auch

1) Solches Metall ergab sich bei einem fehlerhaft geleiteten Röstprozess, d. h. also bei einer Operation, welche eine Oxydation bezweckt. Die trotzdem erfolgte Reduction eines kleinen Theiles des Erzes zu Metall könnte durch zufällig beigemengtes Brennmaterial oder durch einen Gehalt der Erze an Bitumen bewirkt sein; wahrscheinlicher aber gab ein Theil der schon oxydirten Erze mit einem Theile des noch vorhandenen Sulfurets schweflige Säure und metallisches Kupfer. —

Gold und Silber scheinen in Nordamerica kaum verarbeitet zu sein); es folgte der Kupferindustrie keine weitere Entwickelung. Denn zur Bronze-Industrie war man noch nicht gelangt, als die Europäer erschienen und mit einem Male die ganze ohnehin geringe Cultur jener Gegenden vernichteten. Rau im Archiv f. Anthrop. 5, S. 3. Emil Schmidt im Archiv f. Anthrop. 11, S. 65. Much, S. 289 ff., 302.

Dagegen spricht alles dafür, dass in Europa die Ausbeutung gediegenen Kupfers höchstens eine ganz untergeordnete Rolle spielte, im Wesentlichen vielmehr die Gewinnung des Metalls aus seinen Erzen (und zwar vorwiegend kiesigen Erzen) und also mittelst Feuers stattfand, wie auch die weitere Verarbeitung des Metalls fast ausschliesslich durch Guss erfolgte (Much, S. 195, 238—44, 246, 302).

Dieser grundlegende Unterschied des Beginnes der Metallindustrie ist aber für die Beurtheilung der europäischen Verhältnisse auch in der nachfolgenden Periode von grösster Wichtigkeit. Wie oben erwähnt, behaupten Hostmann u. Genossen, dass die Giesskunst überall erst nach der Schmiedekunst sich entwickelt haben könne. Wenn aber in Europa das Kupfer von Anfang an gegossen und nur nebenbei etwas behämmert wurde, so ist es durchaus verständlich, dass auch die Bronze, die dem Kupfer unmittelbar nachfolgte, sofort durch Giessen geformt wurde, wie es die Gegner Hostmann's, namentlich auch für den Norden, stets behauptet haben. Die europäische Kupferzeit ist nicht ein Theil der reinen Steinzeit, sondern vielmehr eine ächte Uebergangsperiode, insofern sie in und auf Grundlage der Steinzeit beginnend die Bronzezeit vorbereitete. Die Vorstellungen Hostmann's geben wohl an, wie möglicherweise irgendwo eine Metallindustrie hätte verlaufen können, aber sie entsprechen nicht den thatsächlichen Verhältnissen in Europa. Und hierauf allein kommt es an, wie schon so oft von anderer Seite betont ist. —

(6) Das correspondirende Mitglied, Hr. H. ten Kate schickt aus La Plata, 5. Januar, folgenden, an Hrn. Virchow gerichteten

Reisebericht.

Ich theile, wie Ihnen bekannt sein dürfte, Ihre Ansicht über die Rassenpluralität in America. Eine kleine Arbeit von mir, im Compte rendu des 1890 gehaltenen Amerikanisten-Congresses, war eigentlich nur eine Bejahung Ihrer Meinung. Die schönen Abbildungen in Ihren Crania americana bestätigen vollständig diese Ansicht. Ich kann zu meinem Bedauern augenblicklich Ihre Zusendung nicht erwidern, hoffe Ihnen aber sehr bald eine kleine Arbeit über 119 Araucaner-Schädel der Pampa zusenden zu können, sowie auch später die anthropologischen Resultate der Hemenway-Expedition, auf deren Veröffentlichung ich schon über $2^1/_2$ Jahre warte.

Ihnen und der Berliner anthropologischen Gesellschaft gegenüber fühle ich mich einigermaassen schuldig, weil ich, ausser meiner Congratulation von Timor aus, zu Ihrer Feier im Jahre 1891, gar nichts von mir hören liess über meine Reisen und Forschungen. Wenn man aber fortwährend wandert im heissen Klima, viel an Intermittens leidet, und ausserdem an zwei oder drei Gesellschaften periodisch Berichte abstatten muss, so ist es leicht begreiflich und vielleicht zu entschuldigen, dass ich der Gesellschaft nichts zusandte. Vielleicht haben Sie hier und da aus geographischen Zeitschriften schon Einiges über meine 1890/92 ausgeführte Reise erfahren. Dieselbe war die an Resultaten reichste Reise, die ich je gemacht. Nicht nur anthropologisch, sondern auch in manchen anderen Hinsichten hat mein Forschen und Sammeln, nach Aussage sachverständiger Leute,

viel Neues zu Tage gefördert. In Central-Timor (niederl. Theil), Flores und Sumba betrat ich Gegenden, die kaum und niemals von einem Weissen betreten wurden. Mein Aufenthalt in Australien und auf einigen Inselgruppen der Südsee vervollständigte das in Indonesien in ethnologischer Hinsicht Beobachtete. Von Tahiti segelte ich nach Peru und Chile, woselbst ich mich kurze Zeit aufhielt. Die Andes im Mittwinter zu Maulthier überschreitend, kam ich im August nach Argentinien. Ein Zusammentreffen verschiedener, zum Theil recht bedauerlicher Umstände zwang mich im October des vorigen Jahres das Wandern aufzugeben und wenigstens für den Augenblick eine Stelle zu suchen. Und so kam es denn, dass ich jetzt Conservator für Anthropologie des Hrn. Moreno im hiesigen Museum bin. Als solcher hatte ich Gelegenheit, vor Kurzem mehrmals mit Hrn. Dr. Max Uhle zusammenzutreffen. Zufälliger Weise rüstet auch Dr. Moreno eine Expedition aus, um in den Gegenden der Calchaquis archäologische Forschungen anzustellen. Wir reisen in wenigen Tagen ab. Dennoch hoffe ich im Laufe dieses Jahres nach Europa zu reisen, um dort die nöthigen Vorbereitungen zur Publication meiner Reise-Ergebnisse aus Oceanien zu treffen. Ein vorläufiger Bericht über die anthropologischen Resultate (1318 individuelle Aufnahmen) wird, wie ich hoffe, bald in „L'Anthropologie" erscheinen. —

(7) Hr. R. Virchow bespricht die

Einführung arabischer Zahlzeichen in Deutschland.

Unter den Gegenständen, welche in den Verhandlungen der letzten General-Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Ulm besprochen wurden, befand sich auch die Frage nach der Zeit der Einführung arabischer Zahlzeichen in Deutschland. Diese Frage hatte eine gewisse Acuität angenommen durch das Auffinden der Zahl 1346 an dem Thürbalken eines alten schweizerischen Hauses, von der ich vor 6 Jahren (Verhandl. 1887, S. 584) unserer Gesellschaft Kenntniss gab. Diese Zahl gab den schweizer Gelehrten Anlass zu ernsten Bedenken, hauptsächlich deshalb, weil bis dahin keine gleich alte Inschrift in arabischen Zeichen bekannt sei, und es wurde schliesslich der Ausweg gebilligt, dass der Zimmermann sich „verhauen" und 1346 statt 1546 gesetzt habe.

Ich habe mich dieser Deutung niemals gefügt, konnte aber das Bedenken nicht direkt widerlegen. Als die älteste, aus Deutschland bekannte Jahreszahl in arabischen Zeichen hatten die schweizer Gelehrten 1388 angegeben, welche Zahl auf einem Grabstein des Ulmer Kirchhofes eingehauen sei. Ich benutzte daher die Gelegenheit der General-Versammlung, um in Ulm selbst nach diesem Stein zu suchen, und es gelang auch mit Hülfe der Ulmer Freunde, ihn, freilich nicht mehr auf einem Kirchhofe, wohl aber angelehnt an eine Innenwand des Münsters aufzufinden. Das war der erste Grund, die Materie in der General-Versammlung, wo eine Anzahl schweizer Collegen anwesend war, zur Sprache zu bringen. Die Verhandlung ist inzwischen in dem Bericht über die General-Versammlung, Correspondenzblatt 1892, Nr. 11 u. 12, S. 122, veröffentlicht worden und ich kann mich im Allgemeinen darauf beziehen.

Es gab aber noch einen zweiten Grund, der mich bestimmte, gerade in Ulm eine Besprechung anzuregen. Es fand sich nehmlich ein zweiter Stein mit noch älterer Inschrift, 1296, vor. Derselbe ist schon im Jahre 1800 aufgefunden und wird gegenwärtig im Ulmer Archiv aufbewahrt. Es ist ein Consolenartiges Stück aus Kalkstein, das auf dem Michelsberge oberhalb der Stadt zwischen den Trümmern älterer Gebäude gelegen hatte. Hr. Dr. Leube hat die grosse Freund-

lichkeit gehabt, dasselbe photographiren zu lassen; eine darnach angefertigte Autotypie ist dem Sitzungsbericht der General-Versammlung eingefügt.

Damit dürfte wohl auch die Streitfrage wegen des Hauses von Heimenschwand erledigt sein, und wir dürfen vorläufig das letztere, wie ich es von Anfang an aufgefasst hatte, als das älteste bekannte Bauernhaus in deutschen Gegenden bezeichnen.

Einige andere Mitglieder der Gesellschaft brachten in Ulm Beweise bei, dass in Handschriften die arabischen Zeichen schon im 12. Jahrhundert verwendet worden sind. Selbstverständlich mochte es noch einige Zeit dauern, ehe diese Zeichen auch in den Gebrauch der Steinmetzen und Zimmerleute übergingen. Indess hat inzwischen Hr. Mehlis an dem alten Kloster Limburg b. Dürkheim a. H. die Jahreszahl 1158 entdeckt (Verhandl. 1891, S. 464), so dass auch das letztere Bedenken beseitigt ist. —

Hr. E. Friedel: Nachdem mir so eben die Abbildung im Corr.-Blatt 1892, S. 122 zugegangen, möchte ich noch feststellen, dass der dort dargestellte Consolstein zweifellos der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts angehört. Er ist sicher der mittleren Entwickelung der Gothik angehörig, und einen anderen Bau- und Ornament-Styl gab es damals in Deutschland überhaupt nicht. Die Jahreszahl 1296 passt daher zu dem Fundstück recht wohl. —

(8) Hr. C. Mehlis übersendet aus Dürkheim a. H. unter dem 23. Januar, in Vervollständigung seiner früheren Mittheilung (Verhandl. 1892, S. 564), eine verbesserte Copie

der römischen Inschrift am Brunholdisstuhl.

Zur 2. Zeile der Inschrift am Brunholdisstuhl fand ich in den letzten Wochen die 3. Somit lautet die ganze Inschrift:

Nach Prof. Klein (Bonn) ist entweder Flavius Avins oder Flavius zu lesen, während in „O“ wohl der Anfang des Cognomens steckt. Die 2. Zeile enthält den Gott, die 3. den Widmer. Zeile 1 hält Klein für einen gallischen Namen. — Unicum! —

(9) Hr. Pastor Becker berichtet über

eine Hausurne bei Dessau.

Wer mit der Eisenbahn von Dessau nach Cöthen fährt, berührt, — kaum glaubt er die Häuser der Stadt hinter sich zu haben, — eine Kiefernwaldung mit ziemlich altem Bestande. Das ist die Kiehnhaide, auch wohl in ihrer weiteren Ausdehnung nach Kühnau zu, wo das dortige Schloss die Sr. Hoheit dem Herzog von Anhalt gehörige Sammlung vorgeschichtlicher Alterthümer mit bereits 2 Hausurnen aufgenommen hat, die Kühnauer Haide genannt. In den ersten östlichen Anfängen nahe der Stadt reiht sich Hügel an Hügel, hinter denen dann nach Westen zu Wasserbecken auftauchen. Diese Hügel sind so durchweg von Sand aufgebaut, dass seit Jahren vom ersten besten eine Sandgrube angelegt ist. Wie Hr. Sanitätsrath Dr. Fränkel (früher in Bernburg, jetzt in Dessau) in den Mittheilungen d. Ver. f. Anhalt. Gesch. u. Alterthumsk., Bd. V, S. 481ff. berichtet, waren dort schon 1876 bei Gelegenheit eines Chausseebaues „22 Urnen mit Leichenbrand und Bronzegegenständen, auch eine Verbrennungsstätte der Leichen gefunden". Die dabei gefundenen Sachen sind der Kühnauer Sammlung einverleibt. Im Juni 1888 wurde wieder Sand abgefahren und da fanden Arbeiter und Vorübergehende zahlreiche Bruchstücke und auch einige ziemlich gut erhaltene Aschenkrüge unter oder neben einzelnen Feldsteinen, auch in mehreren zur Umfriedigung dienenden Steinsetzungen. Dieser Umstand erweckte die Aufmerksamkeit einiger Mitglieder des Ver. f. Anhalt. Gesch. u. Alterthumsk. und gab Veranlassung zu Nachgrabungen unter der Leitung des Hrn. Dr. Fränkel. Der Sorgfalt dieses Herrn ist denn die Aufbewahrung einer ganzen Reihe von Thongefässen, sowie von metallischen und anderen Beigaben zu danken. Es gab „Bronze- und Eisenbeigaben, und zwar von ersteren in weitaus grösserer Zahl". Aus dem weiteren ausführlichen Bericht, auf den ich im Uebrigen verweise, hebe ich nur noch hervor, dass verschiedenartige Steinsetzungen beobachtet wurden: je 3—4 Steine unter einer Urne, im anderen Falle ein platter Stein oben darüber, und wieder in einem anderen Falle „ein nicht ganz geschlossener elliptischer Steinkranz, an dessen vorderem Ende 2 kleine, unverzierte Töpfe und ein grosses, vasenartiges Gefäss sich befanden". Ferner muss ich erwähnen, dass bei vielen Gefässen gelbe Farbe und schwacher Brand ausdrücklich hervorgehoben wird, sowie dass ein viereckiger Scherben gefunden wurde, den auch ich mit mehreren Herren für eine Hausurnenthür halten musste.

Hr. Dr. Fränkel hatte damals die Liebenswürdigkeit, mich aufzufordern, dass ich einer solchen Nachgrabung beiwohnen möchte. Als ich ihr Folge leistete — es war nach meinen Notizen im August 1888 — hatten wir die Freude, nach mehreren vergeblichen Versuchen, eine Urne auszugraben. Sie stand etwa 1 *m* tief unter der Oberfläche. Ueber dem Deckelgefäss, das einen Henkel hatte und umgekehrt über die Urne gestülpt war, lag noch, und zwar unmittelbar darauf, ein flacher Stein. Eine Steinkiste war nur markirt. Zuerst stiess der Spaten auf einen senkrecht stehenden Stein, dann wurde dahinter die Urne entdeckt, weiter rechts und links davon in Entfernung von etwa 15 *cm* 2 andere, senkrecht stehende Steine und über dem Deckelsteine, ebenfalls in Entfernung von etwa 15 *cm*, ein waagerecht gelegter Stein. Sonst gab es keine Steine. Der Sand war indess in der Nähe der Urne reichlich mit Lehm gemischt, offenbar um das Aufwühlen durch Thiere zu erschweren. Diese lückenhafte Art der Steinsetzung bildet offenbar einen Uebergang (ob auch zeitlichen?) von den sorgfältig ausgeführten Steinkisten, wie ich sie z. B. in Wilsleben beobachtet habe, und die dort nur

Bronzesachen enthielten, zu der Beisetzung im losen Erdreich, wo zugleich Eisen mit der Bronze als Beigabe zum Leichenbrand erscheint.

In dieser Sandgrube ist nun im vergangenen Sommer 1892 nebst anderen Urnen auch eine Hausurne (Fig. 1) ausgegraben. Arbeiter haben sie beim Sand-

Figur 1.

schürfen gefunden und von ihnen hat sie Hr. Prof. Dr. Büttner Pfänner zu Thal mit den anderen Sachen erworben. Leider lässt sich wenig mehr als diese Thatsache feststellen; darum bin ich so ausführlich gewesen über die früheren Funde. Hr. Dr. Büttner hat mir in der liebenswürdigsten Weise so viel Auskunft gegeben, als ihm möglich war, ja behufs Besprechung seiner Hausurne mir mehrere Photographien übersandt, allein vor einigen Wochen, wo ich auf diesen Fund aufmerksam wurde, war es nicht mehr möglich, Genaueres zu ermitteln. Nur das stellte Hr. Dr. Büttner noch fest, dass als Beigaben in dem Leichenbrande der Hausurne 2 Nadeln von gleicher Gestalt und Grösse und ein Drahtring gefunden seien, Alles von Bronze (Fig. 2). Mit den übrigen Urnen hatte er ausser Bronzesachen auch etwas Weniges von Eisen erworben und sorgfältig aufgehoben. Die Nadeln, welche in der Hausurne gefunden waren, hatten eine Länge von 11 *cm*, ziemlich dünnen, geraden Schaft und einen halbkugelförmigen, hohlen Kopf, der die Vermuthung nahe legte, dass darin irgend eine Füllung angebracht gewesen war, die aber der Verwitterung nicht Stand gehalten hatte. Der Ring war gebildet aus einem etwa 3 *mm* starken Bronzedraht — Bronzedraht ist mehrfach auch sonst an der Fundstelle gefunden — in etwa 5, bezw. 4 *cm* Ausweitung. „Es scheint nur ein Theil zu sein, da an den Enden abgebrochen."

Figur 2.

Nun die Urne selbst. Auch dieser neue Fund kann mich nur in der Anschauung bestärken, dass wir in den Hausurnen nicht Gebilde haben, die das alte Wohnhaus Lebender nur nachahmen wollen, sondern es giebt sich darin in mannichfachster Weise ein Ringen kund, das gewohnte Grabgefäss der Urne so zu gestalten, dass beim Andenken daran das Starre des Todes gemildert und eine Beziehung zum Wohnhause Lebender mehr oder weniger eingehend angedeutet wird. Bei der Dessauer Hausurne ist der Töpfer offenbar ausgegangen von jener Urne als Grundform, welche die seitliche Wandung in stumpfem Winkel mit nach aussen weisendem Scheitel zeigt. Diese Form ist ja so häufig. Darum baut sich auch das Ganze auf einer kreisrunden Grundfläche auf, um sich sofort, nur entsprechend der Idee des Hauses, zur Ellipse zu entwickeln. Die Grundfläche hat einen Durchmesser von 10 *cm*, während an dem Knick der Seitenwand die beiden Ellipsen-Durchmesser 22 und 15 *cm* — ungefähr — betragen. (Die Messungen dürfen nicht peinliche Genauigkeit beanspruchen.) Auf diese Wandung ist nun ein Dach gesetzt mit deutlich heraustretender Simsleiste. Die Absicht, diese Leiste heraustreten zu lassen, wird noch besonders markirt durch eine unmittelbar darüber nebenher laufende flache Hohlkehle. Im Uebrigen gipfelt das Dach in klarer Weise in einer Firstlinie, also nicht in einem Mittelpunkt, und reiht sich darum die neue Hausurne in die Unterordnung der eigentlichen Hausurnen als Nr. 6 ein (1. die Königsauer, 2. und 3. die Wilsleber Zwillinge, 4. die Stassfurther, 5. die Hoymer). Merkwürdiger Weise hat sie gerade in Bezug auf das Dach am meisten Aehnlichkeit mit der letztgefundenen, der Hoymer, indem auch hier die Dachsparren, allerdings in vollkommen deutlicher Weise, nur durch hohlkehlenartige Streifen angedeutet sind. Während aber bei der Hoymer Urne der Firstbalken auch an den Giebelwänden sich herunterneigt und die Sparren parallel denen der Vorderseite und, sich verkürzend, in denselben auslaufen, ist hier der Firstbalken nur als die obere waagerechte Linie bildend gedacht und die Giebelsparren münden in seine nach den Giebeln zu liegenden Endpunkte. Die Länge dieses Firstbalkens beträgt 14 *cm*. Leider ist das Dach nicht ohne Beschädigung geblieben, so dass gerade die höchst interessante Frage, ob die Eckpunkte der Firstlinie 2 sich kreuzende Sparrenenden, entsprechend den Pferdeköpfen an altsächsischen Bauernhäusern, hatten, oder der Hoymer Urne ähnliche (s. auch die alten Bauernhäuser der Insel Femarn, Globus 1893, Nr. 6, S. 92, welche eine senkrechte, stangenähnliche Verzierung haben), ungelöst bleiben muss. Wenn Hr. Dr. Büttner in den sehr gelungenen Nachahmungen ein Motiv an der Vorsatzthür, das ich später besprechen werde, benutzt hat, um eine der Hoymer ähnliche Verzierung anzubringen, so ist das zwar ächt künstlerisch, aber es bleibt doch sehr fraglich, ob der Töpfer, der allerdings bei unserer Urne sich als tüchtiger Arbeiter erwiesen hat, auch so gedacht hat. — Sparren sind markirt, wenn ich recht gezählt habe, am Giebel je 3, an der Vorder- und Hinterseite je 11.

Ich komme zur Thür. Dieselbe ist, wie bei allen deutschen Hausurnen, wo Längs- und Giebelseite zu unterscheiden sind, in der Breitseite vorn angebracht. Die Unterkante liegt hart auf der Linie, welche den Knick in der Seitenwand darstellt. Würde die Hausurne eine genaue Copie des wirklichen Hauses sein, so müsste die Thüröffnung flach auf der Erdoberfläche aufgesetzt haben, da der untere schräge Theil nur als unter die Oberfläche gehende Vertiefung aufzufassen wäre, was aber nicht wohl anzunehmen ist — aus verschiedenen Gründen. Die Thüröffnung ist wieder annähernd quadratisch, 7,5 : 7,5 : 8,5 *cm*. Die Erweiterung nach unten, die öfter auftritt, ist wohl allein durch die Schrägheit der Wände bedingt. Neben der Thüröffnung treten rechts und links 2 Leisten hervor, bestimmt, dem

die Thürplatte andrückenden und festhaltenden Querstabe die Löcher darzubieten. Sie sind leider nur noch soweit vorhanden, dass sie bis etwa zur Mitte des Loches aus der Wand hervorragen; das Uebrige ist abgebrochen. Es ist also hier dasselbe Verhältniss, wie bei den Wilsleber Zwillingen, während sonst meist die Leiste auch oben und unten weiter geführt ist und eine vollständige Einfassung bildet. Nur bei der Hoymer Hausurne ist sie ausser zu beiden Seiten nur noch unterhalb ausgeführt, während sie oben aus nahcliegendem Grunde fehlt. Diese seitlichen Leisten hat Hr. Dr. Büttner bei seinen Nachbildungen ebenfalls entsprechend dem Aufsatze der Thürplatte, die ich gleich zu erwähnen habe, nachgebildet, allein es ist doch nicht sicher, ob das das Rechte ist, wenn es auch sehr ansprechend ist.

Die Art, wie nun die Thürplatte sich in die Thüröffnung einfügt, bildet bei unserer Urne eine Besonderheit, und zwar eine solche, deren Zweck allein Befriedigung höherer Ansprüche an Glätte des Aeusseren ist. Die ganze Art der Formengebung zeigt überhaupt eine gewisse Eleganz im Vergleich mit den übrigen Hausurnen. Es ist das sicher ein Moment, das zu beachten ist bei der Frage, ob man diese Hausurne unbesehen mit den übrigen, z. B. den Wilslebern, in eine Zeit zu setzen hat. Die Thürplatte liegt nehmlich nicht auf der Urnenwand auf, sondern bildet, in situ, mit ihr eine Fläche. Das ist dadurch erreicht, dass von innen 2 Zapfen, einer oben und einer unten, mit hornartiger Biegung angebracht waren, die das Hineinfallen nach innen verhinderten, sobald man die Thür andrückte. Der obere Zapfen ist zwar verloren, indem das Stück der Wand, wo er gesessen hat, herausgebrochen ist; er ist aber durch den unten vorhandenen als sicher bewiesen. Ausserdem ist, um das Ausweichen nach aussen zu verhüten, ausser der Einrichtung mit den Seitenleisten, für den Querstab eine Leitung durch eine mit einem Loche versehene senkrechte Leiste in der Mitte der Thürplatte angebracht. Was aber höchst eigenartig ist und unserer Urne besonderes Interesse verleiht, ist der Umstand, dass diese Leiste nach oben zu einen hornartigen Fortsatz hat. Soll das erinnern an etwaige Pferdeköpfe auf dem First? Möglich, aber — leider nicht beglaubigt.

Was aber ausser diesem hornartigen Ansatz der Dessauer Urne noch besonderes Interesse verleiht, ist eine Eigenthümlichkeit, die wahrscheinlich bis jetzt eigenartig dasteht und, wenigstens für Deutschland, kein Gegenstück hat, nehmlich ein breites weisses Band von künstlicher Färbung mit Kreide (oder Kalk) unterhalb des Simses. Dies Band nimmt die grössere Hälfte der oberen Seitenwand in Anspruch und liegt dicht unter der Simsleiste. Plumpe Bandverzierungen erwähnt Dr. Fränkel auch in seinem Berichte bei anderen Urnen. Unsere weisse Bandverzierung schliesst auch nach unten mit gerader Linie ab und hat keine Musterung. Es ist das jedenfalls ein hübscher Beleg für die bekannte Aeusserung des Tacitus, dass die Häuser der Germanen ohne Schmuck seien, dass sie aber doch verständen, die Wände mit weisser Farbe hübsch zu tünchen. (Ich citire nur aus nicht ganz deutlicher Erinnerung). Hr. Prof. Dr. Jentsch in Guben, der allezeit hülfsbereite, hat meine mangelnde Fachkenntniss in verpflichtender Weise ergänzt durch Hinweis auf Wosinszky, Das prähist. Schanzwerk von Lengyel. Die wichtigste Stelle, die sich dort findet, ist II S. 4 ff. Ich ziehe daraus aus: „Die mit Kreideeinlagen verzierten Gefässe, welche von Hissarlik bis Stockholm überall vorkommen — wenn auch gegen Norden in stets geringerer Zahl — zeigen wesentliche Abweichungen. Diese Divergenz ist ebenso auffallend in der Lengyeler Ansiedlung selbst, wie auch zwischen den hier gefundenen Gefässen und jenen aus nördlichen Gegenden. Die Lengyeler Gefässe mit Kreideeinlagen sind entschieden zweierlei: 1. solche von ganz vollkommener Technik,

geschmackvoll verziert und im Allgemeinen Ziergefässe von geringem Rauminhalt, und 2. roh gearbeitete, für Küchenzwecke dienende Gefässe mit primitiven Zierrathen.... Der Haupttypus der Verzierungen ist folgender: breite, weisse, horizontal liegende Bänder, aus denen sich je eine dickere, oder mehrere sehr dünne, nahe an einander liegende, ebenfalls horizontal parallele, schwarze Linien herausheben. Bisweilen zweigen aus diesen Hauptbändern dünnere Bändchen senkrecht gegen den Boden des Gefässes ab. Die ganze Verzierung wird durch eine zickzackförmige, sogenannte Kammverzierung abgegrenzt. ... Diese Gefässe sind in ihrer Form immer dieselben. Ihr Untertheil ist rund, und um sie sicherer stehen zu machen, haben einige am Boden eine schwache Abplattung; der obere Theil des Bauches geht in einen dünneren, kurzen Hals über und endigt in eine sich erweiternde Mündung. Sie haben nur einen Henkel... Neben der gleichen Form ist auch ihr Rauminhalt nur wenig verschieden. ... Die beinahe völlige Gleichheit der vorerwähnten kreidegezierten Gefässe lässt darauf schliessen, dass sie kaum hier verfertigt wurden, sondern fabrikmässig hergestellt, durch Tauschhandel, jedoch aus keiner weiten Entfernung, hierher gelangten. Die gewöhnlichen, zu Küchenzwecken verwendeten, kreidegezierten Gefässe dagegen scheinen ganz ungeschickte Nachahmungen der ersteren. Die Kreidefüllung in den Verzierungen der Gefässe finden wir in den prähistorischen Ansiedelungen Kärnthens, Oberösterreichs, Preussens, Dänemarks und Schwedens, aber diese typische Form jener und der Lengyeler Ansiedelung habe ich in keinem der nördlichen Länder gefunden. Es scheint, dass jede Gegend oder jeder Stamm die Form ihrer eigenen Lieblingsverzierungen auch bei den Kreideeinsätzen verwandte." Soweit ich mich erinnere, sind besonders bei neolithischen Gefässen im Norden dergleichen Kreidefüllungen nachgewiesen. Hr. Dr. Jentsch bemerkt indess: „Ich besitze aber selbst ein Schälchen aus Lessendorf i. Schl., bei dem trotz schlechtester Behandlung noch die schrägen, weiss aufgetragenen Strichgruppen erkennbar sind".

Bei unserer Dessauer Urne mochte wohl besonders die schön gelbliche Farbe des gebrannten Thones, die auch Dr. Fränkel bei mehreren Gefässen erwähnt, Anreiz gewesen sein, den Farben-Eindruck noch durch Gegensatz zu erhöhen. Vielleicht ist diese gelbe Farbe durch schwachen Brand mit begründet.

Jedenfalls hat das Gefäss beim Ausgraben, wenn es auch nicht so beschädigt ist, wie die Hoymer Hausurne, doch durch mancherlei Ursachen gelitten, so dass es Lücken zeigt, die schmerzlich empfunden werden. Wahrscheinlich hat es den meisten Schaden schon beim Einsetzen genommen. Ausser dem Fehlen des Firstbalkens und besonders der Ecken desselben, ist zu beklagen, dass der obere Theil des Daches abgesprengt ist, und dass über der Thür ein Stück der Wand fehlt.

Hrn. Dr. Büttner gebührt Dank für sorgfältige Konservirung und entgegenkommendste Beihülfe bei Untersuchung des Fundes. Derselbe wird zunächst in seinen Händen bleiben und für Jedermann's Betrachtung zugänglich sein, da er in der ständigen Kunst- und Kunstgewerbeausstellung zu Dessau, die Hr. Dr. Büttner leitet, ausgestellt ist. —

Hr. Virchow: Durch das freundliche Entgegenkommen des Hrn. Prof. Dr. Büttner Pfänner zu Thal ist mir unter dem Datum: Dessau, 22. Januar, eine Collektion photographischer Aufnahmen sowohl der Hausurne, als der Beigaben zugegangen, für welche ich bestens danke. Obige Fig. 2 ist nach einem dieser Blätter angefertigt worden. — Was die farbigen Verzierungen an Thongefässen von Lengyel betrifft, so habe ich dieselben früher (Verh. 1890, S. 110) besprochen. Es finden

sich daselbst blosse Bemalungen mit Farbe und weisse Incrustationen tief eingeschnittener Linien, und zwar erstere in Wohnplätzen mit Feuerheerden, letztere in Gräbern. In dem Citat aus Hrn. Wosinszky tritt dieser Gegensatz nicht deutlich hervor. Die Gesichtsurne von Dessau hat nehmlich mit der zweiten Kategorie nichts zu thun und daher passt das Citat nicht. Aber auch die Bemalung von Topfscherben dürfte auf die Bemalung von Hauswänden nur mit grosser Vorsicht zu übertragen sein. —

(10) Der Vorstand der Naturforschenden Gesellschaft (Bail, Semon), zu Danzig übersendet unter dem 20. Januar folgende

Dankadresse.

Die Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte in Berlin hat unserer Naturforschenden Gesellschaft ihre Glückwünsche zum 150jährigen Jubiläum in einer besonderen, herzlichen Adresse übermittelt. Indem die Unterzeichneten im Namen unserer Gesellschaft der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte den wärmsten Dank aussprechen, geben sie sich der Hoffnung hin, dass die freundlichen wissenschaftlichen Beziehungen, die unsere beiden Gesellschaften verbinden, auch in Zukunft dauernd fortbestehen werden. Als Unterpfand dessen und zur Erinnerung an unsere Feier ist die Adresse der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte unserem Archiv einverleibt worden. —

(11) Der Hr. Unterrichtsminister überschickt durch Vermittelung des Direktors der prähistorischen Abtheilung den

Verwaltungsbericht des Westpreussischen Provinzial-Museums für 1892

zur Kenntnissnahme. —

Hr. Lissauer:

Aus dem reichen Inhalt ersehen wir mit Freuden das fortschreitende Wachsthum des Museums, welches — Dank der unermüdlichen Thätigkeit seines vortrefflichen Direktors, des Hrn. Conwentz — bei allen Bevölkerungsschichten ein immer lebhafteres Interesse findet. Wir erfahren, dass die bei der Regulirung der Weichselmündung etwa zu Tage kommenden Funde von kultur- und naturhistorischer Bedeutung dem Museum überwiesen werden sollen; dass Hr. Conwentz die Herstellung vorgeschichtlicher Wandtafeln für die einzelnen Provinzen beim Kgl. Ministerium in Anregung gebracht und bereits ein Exemplar für Westpreussen vorgelegt habe, dass ferner auf seinen Antrag der Hr. Ober-Präsident Erhebungen über das Vorhandensein von Burgwällen, Schlossbergen, Schwedenschanzen u. s. w. veranlasst hat, welche die Grundlage für weitere in Aussicht genommene Maassnahmen bilden sollen.

Von dem Zuwachs der naturwissenschaftlichen Sammlungen interessirt uns hier nur die Vermehrung der Bernsteinsammlung nicht nur durch Succinit, sondern auch durch andere bernsteinähnliche Harze, welche wir nach den bahnbrechenden Untersuchungen Helm's von jenem erst haben unterscheiden lernen, wie den Gedanit, Rumänit, Birmit u. a., welche das Material für vergleichende Studien der Bernsteinarten bilden.

Der Bericht über die vorgeschichtlichen Sammlungen bringt uns eine Menge neuer Thatsachen. So lernen wir neue Fundorte für neolithische Keramik mit

Schnurornament kennen in Jaikowo, Kr. Strasburg, in Friedrichsbruch und Golotty, Kr. Culm; der letztere Ort hat ausserdem so viele Schaber und Pfeilspitzen aus Feuerstein, Meissel und Hämmer aus anderem Gestein ergeben, dass dort eine grössere Station in der jüngeren Steinzeit bestanden haben muss. Ausserdem sind zahlreiche Einzelfunde von Stein-Geräthen aus der ganzen Provinz eingegangen.

Aus der Bronzezeit sind ebenfalls viele wichtige Einzelfunde hinzugekommen, aber auch ein grösserer Depotfund von Carthaus aus der jüngeren Bronzezeit. Ausser den Hügelgräbern von Cettnau und den Steinkistengräbern von Chlapau und Lonk[1]) ist eine grosse Menge von Steinkistengräbern in den verschiedensten Theilen der Provinz untersucht und die darin gefundenen Objecte dem Museum zugewendet worden, darunter besonders 10 Gesichtsurnen.

Von hervorragendem Interesse ist aus der römischen Zeit der Fund einer Zwei-Rollenfibel bei Jaikowo, Kr. Strasburg, wie wir sie von Sackrau in Schlesien her kennen, der erste Fund dieser Art im unteren Weichselgebiete; die Fibel ist zwar defect, der Typus aber nach der Beschreibung unverkennbar.

Aus der späteren Zeit erfahren wir unter vielem anderem von neuen Burgwallfunden, von denen ein Pfahlbau in Verbindung mit einem Burgwall bei Klein-Ludwigsdorf im Kreise Rosenberg unser besonderes Interesse in Anspruch nimmt, weswegen wir seine genaue Beschreibung in den „Nachrichten über d. A.“[2]) mittheilen. —

(12) Hr. Lissauer theilt aus dem Sitzungsberichte der anthropologischen Section der Naturforschenden Gesellschaft zu Danzig vom 13. April 1892

drei Bronze-Analysen des Hrn. Helm

mit. Die erste betrifft einen Flachcelt aus Klanin aus der frühen Bronzezeit (Lissauer, Alterthümer der Bronzezeit in Westpreussen, Danzig 1891, Taf. I, Fig. 10), die zweite ein Schwert von Czapeln aus der alten Bronzezeit (a. a. O. Taf. III, Fig. 1). Das Ergebniss der Analyse war folgendes:

	1. Celt von Klanin	2. Schwert von Czapeln
Kupfer . . .	92,81	86,028
Zinn	5,84	12,17
Silber . . .	0,79	Spuren
Eisen . . .	0,56	0,802
Blei	Spuren	0,024
Arsen . . .	Spuren	Spuren

Den dritten Gegenstand der Untersuchung bildete einer jener breiten Angelhaken aus Putzig (a. a. O. Taf. IV, Fig. 11), welche wir aus räumlichen Gründen ebenfalls auf Taf. IV abgebildet haben, ohne damit über deren Zeitbestimmung etwas aussagen zu wollen, indem ihre, von den sonst bekannten Angelhaken der Bronzezeit so ganz abweichende Form uns von vornherein Bedenken über ihre Zugehörigkeit einflösste. Die Analyse hat diese Bedenken gerechtfertigt, sie ergab nehmlich einen bedeutenden Zinkgehalt und eine merkwürdige Aehnlichkeit der Zusammensetzung mit einer Bronze aus dem bekannten römischen Gräberfelde von Hagenow in Meklenburg (Meklenb. Jahrb. VIII, S. 38), welche v. Fellenberg ebendort XXIX, S. 170 veröffentlicht hat. Ich stelle beide Analysen nebeneinander:

1) Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde, III., S. 82.
2) Ebend. III., S. 81.

	Angelhaken von Putzig Helm	Bronze von Hagenow in Meklenburg v. Fellenberg
Kupfer . . .	88,6	88,37
Zinn	2,5	1,46
Blei	—	0,3
Eisen . . .	0,2	0,19
Zink	8,48	9,60
Silber . . .	Spuren	0,07

Nach Tischler (Ostpreussische Gräberfelder III, Königsberg 1879, S. 188) „tritt zu Augustus Zeit erst, neben der, 6—14 pCt. Zinn enthaltenden Zinnbronze, die 7—16 pCt. Zink enthaltende Zinkbronze auf, bei der das Zinn ganz oder zum grössten Theil durch Zink ersetzt wird, während Blei fehlt oder doch nur in so geringer Quantität vorhanden ist, dass man es als unabsichtliche Verunreinigung ansehen muss. Diese Verhältnisse dauern lange fort, bis erst in späterer heidnischer Zeit Blei oft wieder einen wesentlichen Bestandtheil bildet."

Dagegen zeigen die römischen Funde aus Wiesbaden noch einen viel geringeren Zinkgehalt von 0,073 — 0,74 neben etwa 7 — 12 pCt. Zinn (Virchow, diese Verhandl. XVI, S. 548). —

(13) Hr. P. Staudinger berichtet über

einen Zinnbelag an einer Pfeife aus dem Bali-Lande.

Gelegentlich einiger Vorlagen aus dem Balilande (Verhandl. 1892, S. 506) sprach Hr. Dr. Zintgraff die Vermuthung aus, dass der Verzierungs-Metallbelag bei einer grossen Pfeife Silber sein könnte.

Ich äusserte damals die Ansicht, dass es sich vielleicht um Zinn, bezw. Zinnfolie handeln könnte. Bei dem grossen Interesse, welches die Bearbeitung anderer Metalle, als Eisen, Kupfer, Messing, bei den Binnenvölkern Africa's hat, bat ich einen Freund, Hrn. Docent Dr. Gürich in Breslau, eine mir gütigst zur Verfügung gestellte Probe untersuchen zu lassen.

Die Analyse ergab reines Zinn, ohne Beimischung von anderen Metallen; die feine Auswalzung spricht für eingeführte Zinnfolie. —

(14) Der Prospect einer grösseren Publikation über die Ausgrabungen zu Sendscherli wird vorgelegt. —

(15) Hr. F. Jagor übersendet einen Vortrag des Hrn. John T. Arundel über den

Phönix-Archipel und andere Inseln des Pacific mit Spuren alter Besiedelung.

Der Vortrag ist gehalten in der Geographical Society of the Pacific zu San Francisco am 3. März 1885 und wieder abgedruckt in dem New Zealand Herald zu Auckland vom 5. und 12. Juli 1890. Er giebt zunächst interessante Schilderungen über ganz einsame Korallen-Inseln im süd-östlichen Pacific, namentlich Starbuck und Caroline, sodann über den weiter westlich, nahe dem Aequator gelegenen Phönix-Archipel. Die sehr spärliche Flora und Fauna ist sorgfältig gesammelt und später von heimischen Gelehrten bestimmt worden. Von besonderem Interesse sind die, durch eine Photographie von Marae oder Hull Island in diesem Archipel erläuterten Angaben über menschliche Reste, welche einer längst verschwundenen Rasse angehört haben müssen. Sydney Island, eine etwa 3 miles im Durchmesser

haltende Insel, zeigt allerlei Lagunen, die im Eintrocknen begriffen sind. An der Westseite einer derselben liegt der Fischweiher (Fish Pond), 29 Fuss im Durchmesser, ein kreisförmiger Ring von flachen Korallenblöcken, umgeben von Millionen ausgetrockneter Tridacna-Schalen. Hr. Arundel hält es für sicher, dass diese Muscheln zur Zeit der alten Bewohner hier noch lebten und dass die Lagune damals noch mit der See zusammenhing. Nahe bei dem Fischweiher ist ein altes Wasserloch mit ausgezeichnetem Trinkwasser und $^1/_2$ mile weiter eine grosse Anzahl (large collection) von Gräbern oder Mounds. Nach der Photographie besteht ein solcher Mound aus einer Aufhäufung grosser Platten von Korallen, die mindestens 1 *m* hoch und 4 *m* lang sein muss. An einer anderen Stelle erstreckt sich über $^1/_2$ mile in die Länge eine Masse von ganz runden Aushöhlungen, gegen 6 Fuss tief und an der Mündung 8 Fuss im Durchmesser, vielleicht alte Kochplätze. Auch trifft man kleinere Gruben, oft 20—30 zusammen, scheinbar Kochstellen für 2 oder 3 Personen (like cooking places for two or three people). Genauere Untersuchungen scheinen nicht gemacht zu sein. —

(16) Hr. Bartels legt im Namen des als Gast anwesenden Hrn. Röhl eine Anzahl vorzüglicher photographischer Aufnahmen aus der von dem Süd-Africa-Reisenden Dr. Holub in Wien veranstalteten Ausstellung vor. Der Vortragende hatte selbst im Jahre 1891 diese an naturwissenschaftlichen und ethnographischen Gegenständen wahrhaft überraschend reiche Ausstellung zu sehen Gelegenheit. Eine grosse Zahl lebensgrosser menschlicher Figuren führt uns das Leben, die Sitten und Gebräuche der Matabele und Betschuanen vor. Eine grosse Sammlung von Waffen, Geräthen, Topfwaaren, Schmucksachen u. s. w. der Betschuanen, der Matabele und der Buschmänner schliesst sich an. Von den so interessanten Felszeichnungen der Buschmänner (vergl. Verhandl. 1892, S. 26) sind mehrere Dutzende vorhanden. (Unser Museum für Völkerkunde besitzt ein einziges Exemplar.) In den übrigen Theilen der Sammlung waren in zahlreichen Präparaten Gegenstände aus allen drei Naturreichen vorgeführt. In dem grossen Ausstellungsgebäude im Prater wurden mehrere Säle hiermit angefüllt. Von der Grossartigkeit dieses naturwissenschaftlichen Theiles der Ausstellung mag es eine Vorstellung geben, dass die grossen Säugethiere Süd-Africa's in ganzen Rudeln, die verschiedenen Altersstufen und Geschlechter vorführend, in vorzüglich ausgestopften Exemplaren ausgestellt waren.

Hr. Bartels hebt hervor, wie wünschenswerth es sei, dass diese so überaus lehrreiche und nicht nur für die Fachmänner, sondern für jeglichen Gebildeten hochinteressante Sammlung auch in Berlin zur Ausstellung komme, und macht den Vorschlag, dass die Gesellschaft Hrn. Holub aussprechen möchte, wie sehr sie erfreut sein würde, wenn er es ermöglichen könnte, seine Schätze auch in Berlin zur Ausstellung zu bringen. —

Hr. R. Hartmann erklärt es für sehr wünschenswerth, dass Hr. Holub seine herrlichen Sammlungen aus Süd-Africa auch nach Berlin zur Ausstellung bringe. Es werde sich hier ein sehr dankbares Publikum für die vielen, mit bewundernswerther Energie und Aufopferung zusammengebrachten Schätze finden. —

Hr. Bastian schliesst sich diesen Vorschlägen an und ersucht den Vorstand, die Angelegenheit in die Hand zu nehmen. —

Der Vorsitzende erklärt das Einverständniss der Gesellschaft und beauftragt Hrn. Bartels, Hrn. Holub hiervon in Kenntniss zu setzen. —

(17) Hr. Bartels übergiebt folgenden

Beitrag zur Volksmedicin der Kaffern und Hottentotten.

Vor einiger Zeit hatte ich dem Hrn. Missionar Beste in Stutterheim im Südosten des Caplandes die Bitte übermittelt, mir Nachrichten über die medicinischen Gebräuche der Kaffern seines Missionsgebietes zukommen zu lassen. Er hatte die Güte, mir einige zwanzig Pflanzenproben zu übersenden mit den näheren Angaben, gegen welche Zustände, Beschwerden und Krankheiten die Eingebornen sie anzuwenden pflegen. Durch die freundliche Vermittelung des Hrn. Prof. Ascherson hatte Hr. Prof. Hans Schinz, der erfahrenste Kenner afrikanischer Pflanzen, die Güte, soweit dies nach den übersehickten Stücken ausführbar war, die botanische Bestimmung derselben vorzunehmen. Zu dem medicinischen und ethnographischen Interesse, welches diese Sendung besitzt, gesellt sich auch noch ein linguistisches durch den Umstand, dass wenigstens für einen Theil dieser Dinge Hr. Beste die einheimischen Namen hinzuzufügen im Stande war. Aus den mir auf diese Weise vorliegenden Angaben der genannten Herren vermochte ich das Folgende zusammenzustellen:

Unter dem Namen des Busch- oder Buschmanns-Thees, der namentlich von den Hottentotten, aber auch von den Colonisten als Genussmittel im Aufguss getrunken wird, treten drei Droguen auf:

1. Igqwaka, die grössere Art (Printzia pyrifolia Less.).
2. Umhlwazi, die kleinere Art (Phylica spec.).
3. Buchu, von der es verschiedene gebräuchliche Arten giebt.
4. Das Fleisch von Thieren, welche am Milzbrande gestorben sind, glauben die Kaffern dadurch geniessbar zu machen, dass sie es mit den Blättern einer Pflanze (Kaffername unbekannt) kochen, welche eine Chenopodiaceae (aus der Verwandtschaft von Basella) ist.
5. Wenn sich die Kaffern durch zu reichlichen Fleischgenuss den Magen überladen haben, zerstampfen sie die langen, dünnen Wurzeln der Wasserpflanze Iquili mit Wasser und nehmen diesen Brei ein.
6. Gegen Leibschmerzen trinken sie den Aufguss des wilden Wermuth (Artemisia afra L.); der Kaffername ist Umhlonyana.
7. Auch der Theeaufguss des aromatischen Helichrysum nuaifolium Less. (Kaffername unbekannt) wird gegen Leibschmerzen getrunken.
8. Ein essbarer, wilder Wein, Isaqoni genannt, der sehr viel Gerbsäure enthält, wird gegen Ruhr gebraucht.
9. Um sich von Kopfschmerzen zu befreien, binden sich die Kaffern Stechapfel auf die Stirn. Sie nennen diese Pflanze Umhlawuta (Datura strammonium L. β Tatula).
10. Gegen Bluthusten wenden die Hottentotten der Cap-Colonie die Sutherlandia frutescens R. B. var. communis Harv. an, deren Kaffername Unwele ist.

Auch der Theeaufguss der unter Nr. 6 genannten Umhlonyana ist bei den Kaffern ein Mittel gegen Husten.

Als Mittel gegen den Schlangenbiss liegen 5 Droguen vor. Wir können hieraus wohl entnehmen, dass keine derselben unfehlbar in ihrer heilbringenden Wirkung ist. Hier ist zuerst zu nennen:

11. Die Monsonia ovata Cav., deren eigentlicher Kaffername nicht bekannt ist. Sie geht unter dem Namen Ubuhlungu benyoka, d. h.: „ein Mittel gegen den Schlangenbiss.“ Die ganze Pflanze, mit Einschluss der Wurzel, wird benutzt,

und zwar meistens, indem man sie mit etwas Wasser fein zerreibt. Wahrscheinlich ist der Gebrauch ein innerlicher.

12. Auch Leonotis leonurus R. Br., deren Kaffername ebenfalls unbekannt ist, wird gegen Schlangenbiss angewendet, jedoch erfuhr ich nichts Näheres über die Art der Darreichung.

13. Innerlich gegen den Schlangenbiss eingenommen wird die Idololenkonyana, ein Rumex cf. Meyeri Meissn. Die Kaffern benutzen für diesen Zweck die ganze Pflanze mit Blättern, Blüthe und Wurzel.

14. Von Melianthus comosus Vall., deren Kaffername nicht bekannt ist, werden als Heilmittel gegen den Schlangenbiss einzelne Blätter gekaut und der Saft verschluckt, oder die Blätter werden mit Wasser zerquetscht und der so entstandene Brei innerlich eingenommen. Auch macht man einen Kreuzschnitt über die Bisswunden und legt den so eben erwähnten Brei darauf.

15. Als fünftes Mittel gegen den Schlangenbiss liegt mir die Pflanze Ufincafineane vor. Es ist eine Leonotis cf. nepetaefolia Benth. Auch gebissene Thiere werden damit behandelt, indem man durch Zerquetschen der Blätter in Wasser einen Brei erzeugt, den man die Thiere einnehmen lässt. Für Menschen soll das Mittel sehr stark wirkend sein; drei Blätter, fein zerkaut und verschluckt, sollen schon die gewünschte Heilung erzielen.

Fünf verschiedene Pflanzen sind es auch, welche als Medicament gegen die Gallensucht des Rindviehs gebraucht werden. Diese Krankheit heisst Inyongo, d. h. „Galle". Eines dieser Mittel ist die unter Nr. 11 bereits als Medicin gegen Schlangenbiss genannte Monsonia ovata Cav. Im vorliegenden Falle wird dem Vieh die Wurzel der Pflanze eingegeben.

Von zwei Droguen Nr. 16 und 17 ist weder der botanische noch auch der Kaffername festzustellen gewesen; die erstere Pflanze wird namentlich für Schafe, aber auch für die Rinder gebraucht. Von

18. der Umjane werden die Knollen und von dem niedrigen Baum

19. Umkwenkwe die Blätter, die Frucht und die Rinde in Wasser zerstampft und dem Vieh eingegeben.

20. Die reifen Beeren einer als Strauch wachsenden Nachtschattenart, deren kafferischer Speciesname nicht bekannt, deren allgemeiner Name aber Umtuma ist, werden zerdrückt und die weichen Theile als Salbe oder als Umschlag auf Abscesse und Carbunkel gelegt, die danach bald zur Reife gelangen sollen.

Von der unter Nr. 6 genannten Umhlonyana machen die Kaffern auch Abkochungen, um diese bei Verrenkungen zu Umschlägen zu verwenden. Auch in ihrer Thierheilkunde benutzen sie dieselben in gleicher Weise.

Für das weibliche Geschlechtsleben und für die ersten Tage des kindlichen Lebens sind die folgenden Medicamente von Wichtigkeit:

21. Eine an seichten Ufern und an den Rändern der Flüsse wachsende Iridee, deren einheimischer und Speciesname nicht näher festzustellen war, wird von den Kafferfrauen innerlich gegen Menstruationsbeschwerden eingenommen. Die Blätter der Pflanze werden zu diesem Zwecke zusammen mit etwas Wasser zerstampft.

22. Ein Zwiebelgewächs mit kleinem, rothem Blüthenknöpfchen, das einen starken, aber angenehmen Geruch verbreitet, besitzt eine laxirende Wirkung. Der Kaffername ist Impisa, und ganz besonders machen die Kafferfrauen während der Schwangerschaft davon Gebrauch. Die Anwendung des Mittels ist folgende: Die ganze Pflanze wird von der daran haftenden Erde gereinigt. Darauf setzt man sie in eine mit reinem Wasser gefüllte Schüssel und lässt sie

darin, bis sie Blätter treibt. Das Wasser wird als Abführmittel getrunken und dasselbe wird immer wieder erneuert, sobald es verbraucht ist.

23. Eine sehr häufig vorkommende Immortelle mit feinem, dichtem Laube und mit einem aromatischen Geruch, von den Kaffern Impcpo genannt, dient als Lagerstreu für die Gebärenden und Wöchnerinnen.

24. Zweige des Strauches Umnika mbiba werden grün oder trocken in die Hütte der Wöchnerin gebracht. Dort zündet man sie an und in dem reichlich sich entwickelnden Rauche wird das neugeborne Kind hin und her geschwenkt, damit es auf diese Weise vor bösen Einflüssen und Zauberei gefeit werde.

25. Von einer Salvia, Namens Ujejane, welche der S. rudis Benth. verwandt ist, werden die Blätter mit etwas Wasser zerstampft und der auf diese Weise entstehende Brei etwas verdünnt auf den Nabelstumpf des neugebornen Kindes geträufelt.

26. Aus der Wurzel der unter Nr. 25 genannten Ujejane fertigen die Kaffern ebenfalls einen Brei durch Zerstampfen derselben mit etwas Wasser. Diesen Brei geben sie den neugebornen Kindern innerlich, um den Abgang des Kindspechs zu bewirken.

27. Oxalis corniculata L. brauchen die Kaffern sowohl, als auch die Colonisten, um den Kindern die Schwämmchen zu vertreiben.

28. Die Blätter der unter Nr. 5 aufgeführten Wasserpflanze Iquili werden von den heidnischen Kaffern während eines Gewitters verbrannt, um die Geister der Verstorbenen zu besänftigen und auf diese Weise die Gewalt des Unwetters zu brechen. —

(18) Hr. Bartels legt photographische Aufnahmen von 12 lebensgrossen Nationaltracht-Figuren aus dem Museum in Bozen vor. Dieselben sind von einer ausserordentlichen Naturwahrheit und von ausgezeichneter Arbeit. Sie sind im Grödener Thale in Süd-Tirol in Holz geschnitzt, in den natürlichen Farben gemalt und darauf, ähnlich wie die Wachsfiguren unseres Museums für deutsche Volkstrachten, mit ächten National-Anzügen bekleidet. —

Hr. v. Heyden macht auf die Bedeutung solcher sehr dauerhaften Holz-Darstellungen aufmerksam. —

(19) Hr. Sökeland hat Photographien aus Java, Borneo u. s. w. ausgestellt. —

(20) Hr. Dr. S. Weissenberg übersendet aus Elisabethgrad, 19. Januar, folgende Mittheilung über

Reizringe für den Penis.

In der Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 21. März 1891 (s. Verhand. d. Ges. 1891, S. 351) hat Hr. Staudinger Reizsteine des Penis der Battaker auf Sumatra vorgelegt. Er schloss seine kurze Mittheilung mit den Worten: „es wäre nun interessant, zu erfahren, wie weit die Sitte der Reizsteine verbreitet ist.“ Ich möchte auf die Verbreitung einer ähnlichen Sitte in Russland hinweisen. Nur ist der Europäer dem Battaker, wie auch zu erwarten war, überlegen. Anstatt sich einer schmerzhaften und vielleicht erfolglosen Operation (Einschiebung mehrerer Steinchen unter die Penishaut) zu unterwerfen, hat der Europäer elastische, mit Zähnchen besetzte Ringe erfunden, deren detaillirte Beschreibung mir die zwei beiliegenden Stücke ersparen. Ueber die Eichel auf den

Schaft geschoben, umklammern sie denselben bei eingetretener Erektion fest und erreichen ihr Ziel, beim Coitus die Wollust des Weibes zu steigern, wahrscheinlich besser, als die Reizsteine der Wilden, — jedenfalls sind sie bequemer.

Wer der geniale Erfinder war, weiss ich nicht. Auch ist es für mich dunkel, auf welchem Wege die Sitte nach Russland gelangt ist und ob sie schon lange besteht.

Die Reizringe werden von fast sämmtlichen Gummiwaaren-Fabriken Russland's in verschiedener Form und Grösse fabricirt. Im Preisverzeichniss der russisch-amerikanischen Gummiwaaren-Fabrik vom Jahre 1891 sind 2 Formen abgebildet und unter dem Namen „Zahnringe“ angeführt (Nr. 246 u. 247). —

(21) Hr. Waldeyer zeigt und bespricht einige, nach neuer Methode dargestellte, farbige Gehirn-Photographien, welche die höchste Naturähnlichkeit erreichen. —

(22) Hr. Brückner berichtet über die

Ergebnisse von Schliemann's letzter Ausgrabung auf Hissarlik (März-Juli 1890).

Der Vortragende verglich die beiden Pläne der sogen. zweiten Stadt, den im Buche Troja vom Jahre 1883 und den in dem „Berichte über die Ausgrabungen in Troja im Jahre 1890“. Er ging dabei, im Anschluss an den von Hrn. Dörpfeld gegebenen Bericht, auf das Verhältniss der drei vor einander liegenden Ringmauern und der Thore in ihnen ein und besprach den Plan der Innenbauten (kleines Zwischenthor *C*, Innenhof und die drei grossen Megara *A B E*). Er schloss die Besprechung der Bauwerke: „Man darf wohl sagen, dass durch die letzten Ausgrabungen die Fixpunkte für das Verständniss der Anlage der zweiten Burg von Hissarlik gewonnen sind. Indessen verwickelt genug ist immerhin noch das Netz der Mauern, die sich zu den Seiten jener Bauten hinziehen, und es bedarf zu ihrer Erklärung der Vollendung der Aufdeckung sowohl im NW., um hier Klarheit über die Fortsetzung der Burgmauer zu erlangen, als im NO., wo der Thorabschluss einer theilweise aufgedeckten Rampe sich finden lassen wird, als schliesslich im SO., wo u. A. der Anschluss an die Unterstadt zu ermitteln ist.“

So wohl erhalten der Grundriss dieser zweitältesten Burg im Kerne von Hissarlik nun ist, die Burg war doch bisher für uns zeitlos. An keiner anderen Stelle des griechischen Mittelmeeres ist in solchen Mengen so urthümliches Hausgeräth an's Licht gefördert worden, auch an keiner anderen Stelle eine so einfache Anlage langgestreckter, parallel zu einander geordneter Herrenhäuser. Mit welcher Begeisterung H. Schliemann in diesen auf dem Urboden gegründeten Ringmauern diejenigen erkannte, welche nach Homer Poseidon und Apollon dem troischen Könige gebaut haben, wird Ihnen in persönlicher Erinnerung sein. Nach der Erschliessung des Sitzes des Priamos ging Schliemann an die Aufdeckung der Atridenburg von Mykenae. Aber der überraschende Glanz, die hohe künstlerische Vollendung, welche die mykenischen Funde zeigten, standen in einem merkwürdigen Gegensatz zu der Urthümlichkeit der troischen Funde. Indessen eine zweite Ansiedelung, die den Anspruch machen könnte, als eine Herrenburg zu gelten, schien in dem Schutthügel von Hissarlik nicht enthalten zu sein, und so wandten sich die Blicke immer wieder zurück zu der zweifellos durch einen gewaltigen Brand zerstörten zweiten Stadt.

Da haben nun die Grabungen von 1890 zu einer anderen Schicht geführt, deren Reste vielleicht mit mehr Recht der homerischen Pergamos zuzuschreiben

sind. Man hat im SW. die 13 *m* hohen Schuttwände fortzuräumen begonnen, welche über der Rampe, die hier aus der Burg hinausführt, allmählich sich aufgethürmt haben. Dieser gesammte Schutt mit allen Ansiedelungsresten, die in ihm enthalten waren, musste nothwendig jünger sein, als die zweite Stadt. In ihm fanden sich 7 Ansiedelungen übereinander. Die drei untersten mit dürftigen Hausmauern und im Wesentlichen demselben rohen Hausgeräth, wie die zweite verbrannte Burg, die drei obersten, spätesten, enthielten, von den stattlichen Mauerresten hellenistischer und römischer Zeit abgesehen, Haustrümmer und Thonscherben griechischer bemalter Vasen, Reste geometrischer, rhodischer, korinthischer und attischer Gefässe.

Die vierte Schicht von oben und von unten nun, etwa in gleicher Höhe vor den Ringmauern gelegen, wie das Plateau der zweiten Burg innerhalb der Ringmauern, enthielt die stattlichen Fundamente eines Megaron oder Tempels, aus grossen Steinblöcken in einer Mauerdicke von 1,60 *m* angelegt. Das Gebäude hat eine Länge von nahezu 20 *m* (vergl. Bericht 1890, S. 59). Dicht bei ihm sind noch mächtigere Fundamente sichtbar geworden. Bis auf die Fundamente zerstört, würde der Bau kaum zeitlich bestimmt werden können, wenn nicht zweifellose Erzeugnisse der mykenischen Keramik in ihm und in gleicher Höhe mit ihm vorgekommen wären.

So wurde dort, dicht neben einander eine mykenische Bügelkanne (Bericht, Taf. I, 4) und der Untersatz eines grossen Gefässes, etwa eines Kraters, entdeckt. Der Untersatz ist jener Vasengattung angehörig, welche Schliemann kurz die lydische genannt hat. (Proben anderer mykenischer Gefässe im Bericht, Taf. I u. II.) Auch geringe, aber sichere Reste von Material, dessen Verwendung gerade für die mykenische Zeit charakteristisch ist, fanden sich hier: die Scherbe einer Porzellanschale, ferner ein Stück einer Vase aus Alabaster. Die mykenischen Vasen mit ihrem fein geschlämmten, dichten Thon, ihrem sauberen Farbüberzug und den reich aufgemalten Mustern stehen sehr fremdartig den troischen, monochromen, schmucklosen Gefässen gegenüber; es kann kein Zweifel sein, dass jene eingeführt sind, eingeführt aber doch in der Zeit der mykenischen Cultur, d. h. nach dem, was die Funde ägyptischer Alterthümer neben mykenischen gelehrt haben, in der zweiten Hälfte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends, am wahrscheinlichsten im 14. und 13. Jahrhundert vor Chr. Also ungefähr in die Zeit gehört bereits diese vierte Schicht, die 6—7 *m* höher, als der Grund der Burgmauer der zweiten, gelegen ist. Damit ist ein erwünschter Terminus für die Datirung der trojanischen Schichten erlangt. Schliemann selbst erkannte die Wichtigkeit davon alsbald und hat seinen Freunden sofort den Fund jener Bügelkanne als der „Leitmuschel in der Chronologie der troischen Schichten“ mitgetheilt.

Die mykenische Keramik hat mit ihren bunten Farben in der im Allgemeinen bis dahin monochromen Keramik der Mittelmeer-Völker Epoche gemacht. Wir, die wir hier unter dem Eindrucke stehen, welchen die rohen farblosen Töpfe hervorrufen, die in so reicher Zahl unser Museum enthält, können vielleicht auch den erfreulichen Eindruck ermessen, den das saubere Geschirr des mykenischen Händlers auf den troischen Käufer machen musste. Die Ansiedelung auf der Höhe von Hissarlik war damals nicht geringfügig, das beweist schon die Sorgfalt der Fundamente des besprochenen Baues und die Thatsache des Importes. Ist es also wunderbar, dass auch das troische Töpferhandwerk sich bemühte, seine Erzeugnisse in der Richtung der mykenischen Waare zu vervollkommnen? In der That zeichnet sich das Aussehen der Scherbenmengen, die so zuerst in der

vierten Schicht neben den mykenischen auftreten, vor allen älteren troischen sehr vortheilhaft aus.

Der Vortragende legte Thongeschirrproben aus der vierten Schicht vor, an denen die grössere Reinheit der Farbe zu erkennen war, die man damals dem troischen Thon zu geben gelernt hatte, — eine Reinheit der Farbe, die meist durch einen dünnen Farbenauftrag erzielt ist. Dass es Leute desselben Stammes waren, welche diese vervollkommnete Keramik und jene ältere fertigten, die wir vor allem aus der zweiten „Stadt" kennen, — ist aus der Bewahrung der alten Gefässtypen, z. B. der Gesichtsurne und des „δέπας ἀμφικύπελλον" zu schliessen. Aber auch neue Formen haben sie den Meistern der mykenischen Vasen abgesehen, wie z. B. den Becher mit hohem Fuss. Auch sind in dieser Periode die troischen Töpfer soweit den mykenischen gefolgt, dass sie die Farbe zu aufzumalenden, einfachen Mustern verwendet haben.

Für den keramischen Inhalt der „mykenischen" Schicht von Hissarlik ist schliesslich auf den Fund jenes Untersatzes zurückzukommen, der neben einer Bügelkanne gestanden hat. Er gehört durch seine ausgebildeten Profile und die an ihm eingedrückten Wellenlinien jener umfangreichen Gattung besonders entwickelter monochromer Gefässe an, die Schliemann im Buche Ilios seiner sechsten Stadt zuwies. Die Fundthatsachen ergeben jetzt, dass die Ausbildung dieser Gattung in die mykenische Periode fällt. Diese vervollkommnete monochrome Waare hat sich in der Troas und der Aeolis bis in's 7. und 6. Jahrhundert als die herrschende erhalten, und noch die äolischen Colonisten von Naukratis haben in der Fremde Gefässe entsprechender Art geweiht. Es ist hier einmal zu erkennen, wie die zugewanderten Griechen eine Technik angenommen haben, welche in Asien seit den ältesten Zeiten her sich entwickelt und behauptet hatte.

Meine Absicht war, in der Kürze darzulegen, dass in mykenischer Zeit das troische Handwerk einer mächtigen Anregung fähig war, und dass Spuren einer beträchtlichen Ansiedelung aus dieser Zeit noch im Schuttberge von Hissarlik enthalten sind. Das sind Denkmäler, welche gleichwerthig sind mit der Burg von Mykenae, und also wird man methodisch dieser Ansiedelung nachzugehen haben, wenn man die Burg desjenigen troischen Königs auffinden will, der mit dem Herrn des goldreichen Mykenae Krieg geführt hat. Man hat bisher nur einen geringen Raum von wenigen hundert Quadratmetern daraufhin untersuchen können und ist dabei zu den hier geschilderten Resultaten gekommen. Es ist selbstverständlich, dass die Ansiedelung mykenischer Zeit so gut Festungsmauern, zugleich Stützmauern, gehabt hat, wie die zweitälteste Burg. Mögen sie auch von den Griechen zerstört sein, zum Theil danach auch, wie von Strabo überliefert wird, zum Aufbau von Sigeion gedient haben, so wird sich dennoch ihr Mauerzug und damit die grössere Ausdehnung der Burg in jener Zeit noch feststellen lassen.

Es sind auch Ringmauern durchschnitten worden bei der Anlage der Gräben, die Schliemann von der Peripherie des Schutthügels aus gegen dessen Centrum hin gezogen hat, bis er je auf die Mauer der zweiten Stadt gestossen ist. An einer jener Ringmauern liess sich feststellen, dass vor ihr im Schutte die sogenannte lydische Waare, versprengt mit mykenischen Scherben, sich fand, dahinter aber nur die ältere.

Es bleibt also für eine Fortsetzung der Ausgrabungen in Hissarlik das Problem der Ausdehnung der Burg in mykenischer Zeit, — und ferner, vielleicht näher mit jener Periode verknüpft, als es bisher den Anschein haben mochte, die gründliche Aufdeckung der grossen Hügel an der troischen Küste, in welchen das Alterthum die Gräber der homerischen Heroen gesucht hat. Ihre gewaltige Ausdehnung weist darauf hin, dass sie einer machtvollen Herrschaft über die Skamander-Ebene ihre Entstehung verdanken, und den monochromen Scherben nach, die bei mehreren von ihnen bemerkt worden sind, erscheint es möglich, dass auch sie der mykenischen Periode zugehören. —

Hr. R. Virchow: Als ich, nach der Rückkehr von meinem zweiten Besuche in der Troas im Frühjahre 1890, über den Stand der dortigen Untersuchungen berichtete (Sitzung vom 17. Mai 1890, Verhandl. S. 331), konnte ich schon mittheilen, wie sehr sich das Aussehen der Ausgrabungsfläche gegen früher verändert hatte. Ein Theil dieser Veränderungen, diejenigen namentlich im Inneren des alten Ausgrabungstrichters, datirte schon von der Zeit, wo Hr. Dörpfeld in die Arbeiten eingegriffen und Ordnung in die architektonische Gliederung der tieferen Schichten und der einzelnen Fundamente gebracht hatte. Das Bild dieser Befunde hat auch dem Urtheil der internationalen Sachverständigen-Commission zu Grunde gelegen, die ich bei meiner Ankunft in Hissarlik vereinigt fand. Unmittelbar nach der Abreise der fremden Mitglieder liess Schliemann neue Ausgrabungen beginnen, welche theils die noch in dem Trichter stehen gebliebenen Reste der alten Schuttlagen, theils aber weit über den Rand des Trichters hinausliegende Abschnitte betrafen. Beide lieferten reichliche Ergebnisse, über welche Schliemann selbst, soweit sie nach meiner Abreise stattfanden, in Zuschriften an die Gesellschaft (Verhandl. 1890, S. 349 u. 395) und später in dem, erst nach seinem Tode herausgegebenen, zusammenfassenden Bericht Mittheilung gemacht hat. In diesen Darstellungen tritt ganz besonders die Auffindung von Thongeräth hervor, welches der Periode von Mykenae und Tiryns entsprach und den Gedanken an einen nahen Zusammenhang der trojanischen Cultur mit der archaisch-hellenischen nahe legte.

In dieser Zeit war Hr. Brückner in Hissarlik und sein heutiger Vortrag hat gezeigt, mit welcher Sorgfalt und Umsicht er seine Aufmerksamkeit gerade diesen, für die Beurtheilung des alten Burgberges so wichtigen Funden zugewendet hat. Schliemann selbst wurde durch seinen jähen Tod verhindert, die von ihm bestimmt in's Auge gefasste Vollendung der Ausgrabungen in Angriff zu nehmen, und es ist nicht hoch genug zu würdigen, dass seine Wittwe diesen Gedanken ihres Gatten festgehalten hat und nunmehr zur Ausführung zu bringen gedenkt. Sie hat die Mittel für die Ausgrabungen zur Verfügung gestellt und die preussische Staatsregierung hat ihrem Wunsche entsprochen, die Kosten für die Entsendung von Gelehrten zur Leitung und Beaufsichtigung der Arbeiten zu tragen. Die Leitung wird in der erprobten Hand des Hrn. Dörpfeld liegen; ihm sind die HHrn. Brückner und Weigel, letzterer namentlich für das Studium der prähistorischen Schichten, zur Seite gestellt worden. So steht zu erhoffen, dass die Kenntniss von der Gesammtanlage und den besonderen Verhältnissen der einzelnen Abschnitte der mächtigen Ruinenstätte grosse Fortschritte machen werde.

Die Nothwendigkeit, schnell einzugreifen, ist mir durch Berichte des Hrn. Frank Calvert, unseres treuen Freundes, wiederholt an's Herz gelegt worden. Die Bewohner der Nachbarschaft, namentlich die Bauern des neu entstandenen Dorfes Hissarlik, sind stark an der Zerstörung. Sie schleppen für ihre eigenen Bauten die besten Baustücke hinweg und zerschlagen den Marmor, um davon

Kalk zu brennen. So ist schon ein Theil des kleinen Amphitheaters in der Nähe des Burgberges verwüstet worden. Schliemann hatte, um der Nachwelt eine unmittelbare Anschauung von dem Aufbau des Burgberges zu erhalten, grosse Blöcke des Terrains stehen lassen, deren Spitzen bis zu der alten Höhe des Schuttkegels reichten. Es liess sich freilich voraussehen, dass Stürme und Regen diese Erdkegel allmählich verkleinern und schliesslich unkenntlich machen würden, aber sie hätten doch eine Reihe von Jahrzehnten vorhalten können. Den Angriffen, welche Neugierde und Habsucht und Freude an der Zerstörung gegen sie richten würden, waren sie nicht gewachsen. Vergeblich forderte Mr. Calvert, dass dauernde Wachtposten aufgestellt werden müssten, aber es fand sich niemand, der die Ausgaben tragen wollte. Vielleicht wird die jetzige Campagne diese Forderung zu allgemeiner Anerkenntniss bringen. Jedenfalls soll sie hier auf das Wärmste unterstützt werden. Es handelt sich um eine verhältnissmässig kleine Ausgabe, und man sollte meinen, dass die türkische Regierung, welche die Ausgrabungen auf das Argwöhnischste überwacht, wohl die Mittel flüssig machen könnte, um die Reste, welche nunmehr blossgelegt werden, durch die Bestellung von Wächtern vor den Eingriffen unberufener Personen zu schützen.

Ich selbst hatte mich, als ich die Wiederaufnahme der Ausgrabungen betrieb, der Hoffnung hingegeben, es werde mir möglich sein, mich noch einmal persönlich daran zu betheiligen. Wie es scheint, muss ich darauf verzichten. Meine amtlichen Geschäfte haben einen solchen Umfang angenommen, dass sie mir eine längere Entfernung nicht gestatten. Meine besten Wünsche begleiten die glücklichen Untersucher.

Hr. Dörpfeld hat in einem Briefe aus Athen vom 6. d. M. mir den Wunsch ausgedrückt, dass möglich viele Fachleute diese Gelegenheit benutzen möchten, um Hissarlik zu besuchen. Die Ruinen von Troja würden ihrer einfachen Bauart wegen unbedingt zu Grunde gehen, und es erscheine ihm daher erwünscht, dass sie vorher von möglich vielen Augen gesehen würden. Er hat mich ersucht, auch in der anthropologischen Gesellschaft ausdrücklich zum Besuche der Ruinen während der Dauer der Ausgrabungen einzuladen. Er werde jederzeit bereit sein, allen Mitgliedern der Gesellschaft die Ruinen zu erklären. —

(23) Hr. A. Götze, Weimar, berichtet über einen

neolithischen Grabfund von Vippachedelhausen, Grossh. Sachsen-Weimar.

Einige 100 *m* südlich von Vippachedelhausen erhebt sich eine Terrainwelle, der Petersberg, dessen Spitze durch einen Steinbruch aufgeschlossen ist. Hier wurden im Laufe der letzten Jahre vom Besitzer des Steinbruches, Hrn. Landwirth Ulrich, etwa 15 Skelette in der Richtung von West nach Ost liegend, Kopf im West, gefunden, ohne dass Beigaben bemerkt worden wären. Die meisten dieser Skelette lagen frei in der Erde, während einige mit Steinplatten umsetzt waren.

Im Herbst 1892 kam ein Skelet in gestreckter Lage zum Vorschein, welches in freier Erde, aber mit dem Kopfe nach Norden, mit den Füssen nach Süden gebettet war. Als Beigaben fanden sich 2 Steinbeile und 1 Steinhammer; letzterer lag auf der Brust, die ersteren zu beiden Seiten des Kopfes. Andere Beigaben wurden nicht beobachtet, auch fand ich bei einer nachträglichen Untersuchung der abgeräumten Erde nichts dergleichen, besonders keine Topfscherben oder Kohle, wohl aber noch viele Ueberreste vom Skelet.

Fig. 1. Hammer aus schwarzem Kieselschiefer, 9,6 *cm* lang, 4,7 *cm* breit, mit konisch sich verjüngendem Schaftloch. Bei oberflächlicher Betrachtung scheint

er in die Kategorie der gewöhnlichen Setzkeile zu gehören; dem widerspricht aber, dass der Contour (von oben gesehen) in der Gegend des Schaftloches scharf umbiegt und sich nach dem Bahnende verjüngt. Hierdurch nähert er sich den facettirten Hämmern, allerdings nicht dem schön gegliederten klassischen Typus, wie er z. B. von Dorow (Opferstätten und Grabhügel I. Bd., Taf. I, Fig. 5) abgebildet ist, sondern einer im nördlichen Thüringen häufig vorkommenden Abart, ohne die zierlich vorspringenden Kanten zu beiden Seiten des Schaftloches und ohne die Erweiterung des Schneidetheiles nach unten. In der That kann man auch an unserem Exemplar eine allerdings nur mangelhaft ausgeführte Facettirung erkennen.

Fig. 2. Beil aus dunkelgrauem, festem Schiefer, 11,5 *cm* lang, 5,6 *cm* breit, an der Schneide beschädigt. Auch an diesem Exemplar sind Facetten angeschliffen,

Figur 1. 3/8 Figur 2. 3/8 Figur 3. 3/8

eine bei Steinbeilen ohne Schaftloch seltene Erscheinung. Im Königl. Museum f. Völkerkunde zu Berlin befindet sich nur noch ein in gleicher Weise facettirtes, etwas grösseres Beil aus Thüringen von Braunshain, Kr. Zeitz (Katalog II, 7515).

Fig. 3. Kleines, vorzüglich erhaltenes Beil aus schwarzem, ziemlich schwerem Gestein, 7,5 *cm* lang und 5 *cm* breit. Das Ergebniss der petrographischen Untersuchung wird in der nächsten Sitzung der Gesellschaft von Hrn. Direktor Voss mitgetheilt werden. Bemerkenswerth ist an diesem Stücke die Technik des Schliffes, indem die Oberfläche nicht wie gewöhnlich glatt polirt ist, sondern feine Kritzen, wie von einem groben Sandsteine herrührend, trägt; auch laufen dieselben sowohl parallel zur Längsaxe des Beiles, als auch rechtwinklig zu ihr.

Das Alter des Fundes wird bestimmt durch die Form des Hammers: facettirte Hämmer gehören in Thüringen ohne Ausnahme der Cultur der Schnurkeramik an, mithin ist der Fund in den ersten Hauptabschnitt der jüngeren Steinzeit Thüringens zu setzen. Auffallend ist nur, dass keine Thongefässe beigegeben waren, da solche zu dem stehenden Inventar der Gräber dieser Cultur gehören; entweder ist die Ursache ihres Fehlens eine etwas abweichende Vorstellung vom Leben nach dem Tode, oder es waren Gefässe aus vergänglichem Material, etwa Holz, beigesetzt, welche eben spurlos verschwunden sind. Dass Holzgefässe in der Cultur der Schnurkeramik in Gebrauch waren und auch in Gräbern beigesetzt wurden, lehrt ein durch einen glücklichen Zufall erhaltener Fund, welcher aus einer Steinkiste bei Stedten, Mansfelder Seekreis, stammt und im Provinzial-Museum zu Halle aufbewahrt wird; er besteht in einem schnurverzierten Becher, 2 Steinbeilen, 2 flachen

Holzschalen mit Füssen und einem fragmentirten Beilgriff aus Holz mit eingeschnittenen Ornamenten.

Von irgend welchem Spuk oder Sagen, welche an der Fundstelle von Vippachedelhausen lokalisirt wären, ist nichts bekannt. —

(24) Hr. A. Götze, Weimar, bespricht

Menschenopfer im Bärenhügel bei Wohlsborn, Grossh. Sachsen-Weimar.

Auf dem breiten, waldlosen Rücken des kleinen Ettersberges erhebt sich zwischen den Dörfern Wohlsborn und Liebstedt ein mächtiger, mit hohen Linden bestandener Hügel, welcher weithin sichtbar ist. Dem entsprechend geniesst man auch von ihm bei klarem Wetter eine herrliche Aussicht, einerseits in das Ilmthal mit Weimar und auf die dahinter liegenden Waldhöhen, unter denen besonders der Hexenberg bei Berka hervorragt, andererseits über fruchtbare Gefilde hin nach dem langgestreckten Höhenzuge der Finne und Haynleite mit der Eckartsburg und der Sachsenburg, ja zuweilen blickt auch der Brocken aus seinem Nebelschleier hervor.

Figur 1.

West-Ansicht des Bärenhügels nach photographischer Aufnahme.

Der Hügel selbst erscheint in seiner jetzigen Gestalt als ein abgestumpfter Kegel von 2 *m* Höhe und 24 *m* Durchmesser an der oberen Fläche, deren Rand einen Kranz von 9 grossen Linden trägt, während die Mitte durch 4 Linden bezeichnet ist. Diese Form hat der Hügel allerdings wohl nicht immer gehabt, man muss vielmehr nach Analogie vieler anderer Hügel von ähnlicher Grösse annehmen, dass er ursprünglich als Kugelabschnitt aufgeschüttet war, dass man ihn aber in späterer Zeit köpfte, um mit der damit gewonnenen Erde das Land zu verbessern. Doch auch noch andere Schicksale hat er erfahren müssen. Von jeher hat er als Grabhügel gegolten, und da ist denn schon mehrfach versucht worden, die in ihm verborgen geglaubten Schätze zu heben. Im Geh. Haupt- und Staatsarchiv zu Weimar befindet sich ein Bericht über einen Grabhügel bei

Ködderitzsch aus dem Jahre 1820, in welchem es u. A. heisst: „Auch hier habe ich, wie bei dem Bärenhügel bei Wohlsborn, die Bemerkung gemacht, dass die Bauern aus Habsucht, um die silbernen Särge, die, wie überall gesprochen wird, in den Hügeln gesucht werden sollen, selbst zu heben, unberufene Aufgrabungen unternehmen, auf die Art und Weise aber, wie sie mit einem Schacht unbehutsam auf den Grund des Hügels einfahren, selbst diejenigen darinnen befindlichen Gefässe u. s. w. zerstört oder nur Fragmente davon zu Tage gefördert werden können." Ferner schreibt Vulpius[1]: „Nichts wurde gefunden in dem Hügel bei Pfiffelbach (1817 und 1818) und in dem grossen Hügel bei Guthmannshausen. In den grossen Hügel zwischen Liebstedt und Wohlsborn, in den bei Willerstedt (1819 und 1820), ebenso geformt wie der Romstedter, hatte ich meine Hoffnung ganz gesetzt, aber auch er blieb, bei verdoppelter Sorgfalt, ohne Ausbeute." Die Spuren dieser Grabungen zeigten sich denn auch bei der von mir vorgenommenen Untersuchung, wovon weiter unten die Rede sein wird. Vor einigen Jahren wurde eine Versuchsgrabung von Hrn. Prof. Klopfleisch unternommen, bei welcher Steinsetzungen constatirt wurden.

Trotz dieser nach dem Gesagten wenig versprechenden Aussicht auf grosse Funde unternahm ich im Sommer 1890 eine Untersuchung des Hügels, bei welcher zunächst ein Graben von Norden her nach der Mitte getrieben wurde, um etwaige Schichtungen festzustellen; ferner wurde ein Viereck in der Mitte, sowie der ganze nordöstliche Theil des Hügels bis zu den am Rande stehenden Linden, welche geschont werden mussten, aufgegraben, und zwar überall bis auf den gewachsenen Boden (Lehm), welcher in der Mitte in 2 *m* Tiefe erreicht wurde (Fig. 2). Hierbei zeigte sich nun, dass der ganze Hügel aus fetter, meist ganz steinfreier Erde aufgeschüttet war. Ferner wurden zwei Schichten constatirt: die obere, in der Mitte des Hügels etwa 1 *m* stark, nach den Seiten zu abnehmend, bestand aus ziemlich lockerer Erde mit recenten Einschlüssen (moderne Topfscherben, ein Dreier von 1760 und ein Pfennig von 1788). Dann folgte in der Mitte des Hügels eine Steinlage von lockerem Gefüge, welche sich an zwei Stellen zu compakten Haufen verdichtete, und darunter begann eine äusserst feste, zähe Schicht brauner fetter Erde, welche den Eindruck machte, als ob sie in feuchtem Zustande festgepatscht oder gestampft sei. Da diese Schicht, welche sich bis auf den gewachsenen Boden fortsetzte, keine recenten Einschlüsse mehr enthielt, kann man sie, besonders auch wegen ihrer festen, homogenen Beschaffenheit, wohl mit Recht als einen alten, noch nicht gestörten Theil des Hügels ansehen, während die obere Schicht mit ihrem lockeren Gefüge, mit den recenten Einschlüssen und auch wegen der concaven Biegung — einer in Grabhügeln ganz ungewöhnlichen Art der Schichtung — deutlich die Spuren der oben

Figur 2.

N

S

N.

1) Kruse, Deutsche Alterthümer, I. Bd., 3. Heft, S. 19.

erwähnten früheren Nachgrabungen trägt. Als zum Aufbau des Hügels gehörig erwähne ich noch zwei peripherische Kreise aus faust- bis kopfgrossen Steinen, beide $^1/_2$ *m* tief, der eine 3, der andere 6 *m* vom äussersten Rande der Basis entfernt.

Die Funde. In der unteren festen Schicht wurden folgende Gegenstände vereinzelt gefunden: 1. Ein Stück einer einfachen Bronzenadel (1,9 *cm* lang). 2. Zwei kleine Stückchen geschmolzener Bronze. 3. Zwei horizontal cannelirte Scherben von grossen Gefässen aus schwarzem Thon (Fig. 3). 4. Ein Randstück eines grossen Gefässes mit flach eingefurchten Ornamenten an der Innenseite; auf dem Rande sitzt eine Perlenschnur kleiner Grübchen; der untere Bruchrand zeigt gerade noch den Ansatz zu einer scharf vorspringenden Ausbauchung, so dass die Halshöhe 4 *cm* beträgt (Fig. 4). 5. Ein zerbrannter Thongefäss-Scherben. 6. Einige kleine Thonscherben mit schwarzem Kern und rother Aussen- und Innenfläche. 7. Einige kleine Nester von Holzkohle.

Figur 3. $^1/_2$

Figur 4. $^1/_2$

Der interessanteste Fund war aber eine mit den Skelettheilen von 4 Menschen angefüllte Grube: 7 *m* nördlich vom Mittelpunkt stiess ich in 0,80 *m* Tiefe auf ein unregelmässiges, lockeres Steinlager, dazwischen lagen in fester, grauer Erde menschliche Skelettheile, ein Unterkiefer und zerbrochene Röhrenknochen. In der Meinung, dass ich es mit einem, durch die früheren Untersuchungen gestörten Begräbnisse zu thun habe, ging ich tiefer, aber plötzlich kam in 1 *m* Tiefe ein ganzes Bein horizontal liegend und im Knie rechtwinklig gekrümmt zum Vorschein, und zwar in allen seinen Theilen vollständig und im natürlichen Zusammenhange, auch das halbe Becken sass noch daran; daneben lagen die zerbrochenen Theile eines anderen Beines in buntem Durcheinander. Etwas tiefer fanden sich 4 Schädel in Abständen von ungefähr je $^1/_2$ *m*, von denen nur noch der erste den Unterkiefer besass und aufrecht stand, während die übrigen ohne Unterkiefer auf der Seite, bezw. umgekehrt lagen. Einer dieser Schädel ist wegen eines grossen langen Loches am Hinterhaupt mit vernarbten Rändern, welches wohl durch einen Hieb entstanden ist, bemerkenswerth. Zwischen Schädel 1 und 2 lag ein Ober- und Unterarm in der natürlichen Verbindung, dicht bei Schädel 2 eine Hand, vor Schädel 2 und 3 zwei Becken. Den Schluss bildete in 1,50 *m* Tiefe die ganze untere Hälfte eines Menschen: Becken mit einem Theile der Wirbelsäule, Ober-, Unterschenkel und Füsse, alles im natürlichen Zusammenhange in horizontaler Lage, die Unterschenkel gekreuzt. Die noch nicht erwähnten Skelettheile lagen theils zerbrochen in der Grube zerstreut, ein kleiner Theil mag auch schon bei den früheren Nachgrabungen von oben her entfernt sein, theils waren sie, besonders die weicheren Knochen, wie Rückenwirbel und Rippen, so zermürbt, dass sie aus der überaus zähen Erde nicht gewonnen werden konnten. Zu bemerken wäre noch, dass sich in dieser Grube ziemlich viel faustgrosse Steine fanden, während sonst die Hügelerde, wie schon gesagt, fast ganz frei von Steinen war.

Brandspuren an den Knochen, sowie irgend welche Beigaben waren nicht vorhanden. Um diese eigenthümliche Anlage wenigstens theilweise zu fixiren, habe ich die Schädel und die untere Körperhälfte in situ photographisch aufgenommen.

Wie ist der interessante Fund aber nun zu deuten? Zunächst kann man vielleicht daran denken, dass derartige Hügel früher mit Vorliebe als Hochgericht benutzt wurden, und dass man es hier mit den Opfern einer mittelalterlichen Justiz zu thun habe. Dem widerspricht aber nicht nur der Umstand, dass die Knochen in der festen, unberührten Erdschicht lagen, sondern auch die ganzen übrigen Fundverhältnisse. Man muss sich nur vergegenwärtigen, dass das zuerst angeführte ganze Bein sich nothwendig in primärer Lagerstätte befinden muss, denn sonst könnten die einzelnen Knochen nicht mehr den natürlichen Zusammenhang haben. Daraus folgt aber, dass auch die unter dem Bein und zwischen den anderen zusammenhängenden Körpertheilen liegenden einzelnen, zum Theil zerbrochenen Knochen in primärer Lagerung ruhen. Für die zusammenhängenden Körpertheile muss man nun im Moment der Beisetzung einen Zusammenhalt durch das Muskelfleisch oder mindestens durch die Bänder annehmen, für die einzeln liegenden, zum Theil zerbrochenen und fragmentirten Knochen ist dagegen eine gewisse vorhergegangene Skelettirung die nothwendige Voraussetzung.

Ist es nun etwa eine feierliche Beisetzung von vier Personen? In der Hallstattzeit kommen ja allerdings Gräber vor, in denen man die Leiche in verschiedene Theile zerlegt hatte, welche entweder nur bestattet oder theils bestattet, theils verbrannt wurden, aber hierbei handelt es sich immer um eine Zerlegung der Leiche in wenige grössere Theile, in Kopf und Rumpf, obere und untere Körperhälfte, Rumpf und Extremitäten, aber von einer solchen Zerstückelung, wie im vorliegenden Falle, ist nirgends die Rede. Gerade dieses Moment des Zerstückelns tritt dagegen bei einer anderen Ritualform zu Tage: beim Opfer. Ich denke hier an die bekannten Votivfunde, deren einzelne Theile kurz und klein gehackt und zerbrochen sind, um sie hierdurch vor einer Profanation durch späteren Gebrauch zu bewahren. Wenn dies letztere natürlich nicht bei Menschenopfern direct in Betracht kommt, so konnte sich doch wohl der Opferbrauch des Zerstückelns leicht auf alle Arten von Opfern übertragen. Für die Deutung dieses Fundes als Opfer und nicht als Hauptbegräbniss spricht ausserdem noch die excentrische Lage im Hügel und der gänzliche Mangel an Beigaben. Dass übrigens sogar noch die historischen Germanen Menschenopfer bei Leichenbegängnissen kannten, geht aus der Edda (Sigurdharkvidha Fafnisbana thridhja) hervor, wo dem Sigurd nicht nur die Brynhild, sondern auch noch 5 Mägde und 8 Knechte in den Tod folgen. Aus der Hallstattperiode führt Undset[1]) einen Opferplatz in der Byciskala-Höhle in Mähren an, welcher dem Anschein nach auch die Spuren von Menschenopfern enthielt. Uebrigens halte ich alle die in den älteren Metallperioden, besonders in der Hallstattzeit, nicht eben seltenen Fälle, in welchen mehrere Leichen in einem Grabe liegen, des Menschenopfers für verdächtig.

Zeitliche Bestimmung. Das Hauptbegräbniss des Hügels ist noch nicht gefunden oder schon durch die früheren Grabungen vernichtet, etwas Sicheres über die Zeit der ersten Anlage lässt sich also nicht sagen. Einigen Anhalt gewähren die beiden cannelirten Gefässscherben (Fig. 3). Sie stammen, nach ihrer Rundung zu urtheilen, vom oberen Bauchtheil grosser, amphorenartiger Gefässe, wie sie in Thüringen während der Hallstattzeit üblich waren, und zwar gehören sie besonders dem älteren Theil dieser Periode an; Klopfleisch fand z. B. derartige Gefässe in der III. Schicht des grossen Latdorfer Hügels (Schicht I und II waren neolithisch). Allerdings erstrecken sie sich auch noch bis an's Ende dieser Epoche, wie einige Gefässe vom Gräberfelde bei Wilsleben zeigen (Berliner Museum

1) Das erste Auftreten des Eisens in Nord-Europa, S. 18.

für Völkerkunde I g 29 und I g 400), bei denen freilich die reine Amphorenform schon etwas verwischt ist.

Noch ein Wort wäre über die im Volke fortlebende Tradition von der ursprünglichen Bedeutung des Hügels zu sagen. Der Name „Bärenhügel" ist wohl nicht von „Bär" abzuleiten, sondern reiht sich an die in Nord-Deutschland ziemlich häufigen „Bornhöck's" an, welche meist auch Grabhügel sind. Es liegt hier das Wort „brennen", englich „to burn", angelsächs. „birnan" (intrans.) und „baernan" (trans.), zu Grunde; es sind also Hügel, welche mit grossen Feuern in Zusammenhang gebracht werden. Damit soll aber nicht gesagt sein, dass man es nothwendig mit der Erinnerung an den hier einst brennenden Scheiterhaufen zu thun hat; geschmolzene Bronzestückchen wurden allerdings gefunden, und was die Zähigkeit der Tradition anlangt, so führe ich nur den berühmten Hügel von Pekkatel an, wo eine mit allen Details treu bewahrte Ueberlieferung bis in die Bronzezeit zurückgeht. Es wäre also auch im „Bärenhügel" und in den „Bornhöck's" eine bis in die Zeit ihrer Entstehung zurückreichende Tradition möglich. Ebenso gut kann aber der Name sich auf spätere Feuer, wie Signal-, Wacht-, Oster- und ähnliche Feuer beziehen, für welche ein solcher weithin sichtbarer Hügel sehr geeignet war. Eine solche spätere Benennung wird auch durch die nahe Verwandschaft mit der angelsächsischen Form wahrscheinlich, da man sie mit der angelsächsischen Einwanderung in Thüringen, auf welche man auch die Benennung, bezw. Gründung der auf „-leben" endenden Ortschaften zurückführt. leicht in Zusammenhang bringen kann.

Anders verhält es sich mit der Sage von dem im Hügel verborgenen silbernen Sarge. Der Glaube an ihn war jetzt noch in Wohlsborn so fest gewurzelt, dass bei den an die Erlaubniss zur Ausgrabung geknüpften Bedingungen — der Hügel ist Gemeindebesitz — auch ganz besonders des silbernen Sarges gedacht wurde. Ein Zeugniss aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts für den Glauben an das Vorhandensein silberner Särge habe ich im Anfange meines Berichtes angeführt. Dasselbe wurde mir in Liebstedt von den unten aufgezählten Hügeln erzählt. Von einem goldenen Sarge in einem Berge bei der Reinsburg berichtet Witzschel[1]).

Hierbei ist nun eine Beziehung zwischen den Grabhügeln als solchen und der Tradition nicht zu verkennen; man sieht deutlich, dass noch eine dunkle Erinnerung an die Bestimmung der Hügel zu Grabhügeln fortlebt, nur hat sie sich den modernen Anschauungen angepasst, nach welchen zu einem Grabe nothwendig der Sarg gehört.

Zum Schluss möchte ich noch einige ähnliche grosse Hügel aus der Nachbarschaft des Bärenhügels anführen, welche jetzt sämmtlich durch die Bodencultur vernichtet und spurlos verschwunden sind, ohne dass jemand auf ihren wahrscheinlich werthvollen Inhalt geachtet hätte. Die Kunde von ihrer einstigen Existenz sei nach den Aussagen älterer Leute, welche die Hügel noch sahen, hier aufbewahrt: 1. Hügel an der Grenze zwischen Pfiffelbach, Goldbach und Ossmannstedt, am Wege zwischen Goldbach und Ossmannstedt. — 2. Hügel an der Grenze zwischen Pfiffelbach und Willerstedt an der sogen. Weinstrasse; auf einer Karte vom Jahre 1815 finde ich in dieser Gegend ein Hochgericht angegeben, welches vielleicht, wie in vielen anderen Fällen, auf dem Grabhügel errichtet war. — 3. Hügel bei Willerstedt hinter dem Fuchsholze. — 4. Hügel an der Grenze von Ober-Reissen und Rohrbach an der Weinstrasse. —

1) Sagen aus Thüringen, Wien 1866, S. 171.

Sitzung vom 11. März 1893.

Vorsitzender: Hr. **R. Virchow.**

(1) Der Ausschuss hat sich constituirt und von Neuem Hrn. Schwartz zu seinem Obmanne erwählt. —

(2) Als neue Mitglieder werden angemeldet:
Hr. Oberlehrer Dr. Thomaschky, Berlin.
„ Ingenieur H. E. Wahl, Berlin.

(3) Durch den Tod hat die Gesellschaft zwei Mitglieder verloren, welche in früheren Jahren treue Mitarbeiter an den gemeinsamen Aufgaben waren: den ehemaligen Bürgermeister Götze, der in Zossen, und den Dr. med. Manthey, der in Cairo gestorben ist. Beide sind lange Zeit hindurch von körperlichen Leiden geplagt worden, doch erhielten wir von Zeit zu Zeit immer noch Zeichen ihrer fortdauernden Theilnahme. —

(4) Die Familie Schaaffhausen dankt für die Theilnahme der Gesellschaft an dem Tode des Vaters und für den Namens der Gesellschaft an dem Sarge desselben niedergelegten Kranz. —

(5) Es liegt die Einladung zu dem in Stuttgart vom 5. bis 7. April abzuhaltenden deutschen Geographentage vor. Mit demselben wird eine geographische Ausstellung, die einen speciell württembergischen Charakter tragen soll, verbunden sein. —

(6) In Chicago hat sich unter dem Vorsitz von Mr. Charles C. Bonney eine besondere Abtheilung für afrikanische Ethnologie gebildet, welche zu dem Department of science and philosophy und mit demselben zu The World's Congress Auxiliary of the World's Columbian exposition gehört. Ein ausführliches, von einer Commission unter Vorsitz des Mr. Joseph E. Roy berathenes Programm vom Februar d. J. liegt vor. Der 17. August ist als Colored People's Day bezeichnet. —

(7) Der Vorstand der Alterthums-Gesellschaft Prussia zu Königsberg i. Pr. (Dr. Ehrenberg) übersendet den von ihrem Vorsitzenden, Hrn. Bezzenberger, verfassten I. Theil des Katalogs des Prussia-Museums, umfassend die Steinzeit-, Bronzezeit- und Pfahlbau-Funde. Derselbe ist in dankenswerther Weise mit gut ausgeführten Illustrationen ausgestattet. —

(8) Das correspondirende Mitglied, Hr. G. Radde in Tiflis überschickt den Bericht über das Kaukasische Museum für das Jahr 1892. Er schreibt gleichzeitig in einem Briefe an den Vorsitzenden aus Tiflis vom (26. Febr.) 9. März:

„Ich breche am 23. März mit meinem Conservator H. König auf. Diesma werde ich vornehmlich die colchischen Tiefländer, die Ostküste des Schwarze Meeres, später das Tiefland des Kuban bereisen. Batum und Noworossinsk sin als Hauptpunkte gewählt. 4—5 mal wird das Hauptgebirge durchquert werden Anfang Juli soll es von Psebai am hohen Fischl vorbei nach Sotschi zum Schwarze Meere gehen. Bei dieser Gelegenheit wird über den jetzigen Aufenthalt des Au ganz Ausführliches ermittelt werden. Dann bleibt mir nur noch der Fuss de Dagestan an der Nord- und Ost-Seite und ein Theil des Terekthales zu sehe übrig. Ist das geschehen, so kommt die eigentliche schriftstellerische Arbeit a die Reihe. Bis jetzt gab ich meistens nur „vorläufige Berichte". — Falls ich frisc bleibe, will ich dann im Verlaufe etlicher Jahre alles Material verarbeiten und di einschlägige Literatur dabei verwerthen. — Aber vielleicht kommt es anders." —

(9) Hr. W. v. Schulenburg übersendet unter dem 7. d. M. folgende Mit theilung über das

Spinnen in Ställen zur Winterszeit in Oberitalien.

Vor mehreren Jahren hatte ich Gelegenheit, in Oberitalien eine Volkssitt kennen zu lernen, wie eine solche nach Berichten des Plinius und Tacitu ähnlich bei den Germanen im ersten Jahrhundert nach Chr. bestanden hat. Pliniu sagt (Hist. nat. 19. 2, 1): „In Germania autem defossi atque sub terra id opu agunt [sc. vela texunt]. Similiter et in Italia, regione Alliana, inter Padum Tici numque amnes etc." — Tacitus (Germ. 16): „Solent et subterraneos specu aperire cosque multo insuper fimo onerant, suffugium hiemis et receptaculum frugibus quia rigorem frigorum ejusmodi locis molliunt." Ich glaube (Niederlausitzer Mit theilungen I., S. 145) nachgewiesen zu haben, dass die Webekeller der Germane auch als Spinnten dienten, „Spinnstuben" waren. In Bergdörfern am Westufe des Gardasees herrscht noch eine ähnliche Sitte, auf die mich zuerst Hr. Augus Kübler in München aufmerksam machte, der beste Kenner aller volksthümliche Verhältnisse jener Gegend. Es halten sich nehmlich im Winter die Leute de Kälte wegen vielfach im Stall auf, auch Abends bei Lampenlicht, weil sie in de Wohnungen zu sehr frieren. Die Ställe befinden sich naturgemäss im Erdgeschoss Dort wärmt das Vieh. Auch sah ich darin von Laub eine Art Wand aufgeschichtet wenigstens im Orte Fasano, wo ich mich aufhielt. In diesen Ställen nun komme eben solche Spinn-Gesellschaften von jungen Mädchen zusammen, wie das frühe bei uns in den Dörfern der Brauch war. Ebenso finden sich die jungen Männe aus dem Dorfe da ein, wie bei uns die Burschen (Jungen, Buben). Vermuthlic wird man dort auch nach dem Spinnen zur Unterhaltung Gesellschaftsspiele spielen, wie das in unseren Spinnstuben üblich war und ich sie bis vor fünfzehn Jahren vielfach kennen gelernt habe. In Hinsicht auf jene Sitte soll man in Rede wendungen den Ausdruck gebrauchen alla stalla, ich selbst habe entsprechend vo den Eingebornen al filo gehört. Schon dieser Ausdruck weist auf das Spinne hin. Wo Häuser an Berglehnen oder steileren Hängen in den gewachsenen Boden eingeschnitten sind oder wenigstens die Hinterwand mit Felsgestein abschneidet, wie z. B. öfter in Tirol und Ober-Bayern, sind dann die Räume des Erdgeschosses geradezu Keller, wie es ja auch heute noch in der Schweiz „Webekeller" giebt. —

Hr. Paul Ascherson theilte mir freundlichst mit, dass er in Zelo bei Mailand, dem Besitze des Geographen Manfredo Camperio, gehört habe, dass die Leute sich im Winter dort im Stall aufhalten. Es herrscht also die Sitte allgemeiner. —

(10) Hr. W. v. Schulenburg schickt unter dem 10. d. M. neue Beobachtungen über

Giebelverzierungen in Nord-Deutschland.

Ich überreiche eine Anzahl von Abbildungen von Giebelverzierungen, wie sie mir von Hrn. Hollmann in Berlin (wohl im Jahre 1881 oder 1882), und von Hrn. Johannes Rahn in Pyritz (im Jahre 1883) übergeben worden sind. Von ersterem

rühren her Fig. 1—39, von letzterem der den Giebelverzierungen auf meine Bitte gütigst seine Aufmerksamkeit geschenkt hat, Fig. 40—159. Von mir sind gesammelt Fig. 160—173.

Hr. Hollmann bemerkte zu Fig. 22: „Dorf Seelow bei Colbatz am Madue-See (vergl. das Götzenbild: „die goldene Frau von Colbatz“ im nordischen Museum. H.). Colbatz, altes Kloster, Kirche ähnlich der in Oliva bei Danzig; in der Nähe: Burgwall, keine Henkel, selten Ornament, Form meist schalenartig. Seelow ist dasselbe Dorf, von dem ich Ihnen berichtete, dass von einem Sandberg in der Nacht ein Wagen mit sechs schwarzen Pferden einen Schatz fortgeholt hat und dass im nächsten Dorf die Pferde schon so mit Schaum bedeckt waren, dass sie wie Schimmel aussahen.“ Zu Fig. 23 u. 24: „Dorf Rokitten bei Schwerin a. d. Warthe, meist katholische Bevölkerung.“ Zu Fig. 25: „Ober-Alvensleben, Colonie aus der Zeit Friedrich II. bei Landsberg a. d. W.“ Zu Fig. 26: „Dorf Gollmitz bei Schwerin a. d. W., katholisch.“ Zu Fig. 27: „Dechsel, altes Dorf im Warthebruch bei Landsberg a. d. W.“ Zu Fig. 28 und 29: „Kernein, desgl. wie Dechsel.“ Zu Fig. 32: „Dechsel, das Kleeblatt steht im Wappen der Stadt Landsberg a. d. W.“

Hr. Rahn bemerkte zu seinen Zeichnungen: „Die von mir gezeichneten Giebelverzierungen sind im pommerschen Weizacker und Umgegend gesammelt, wo sie neben der berühmten, leider immer mehr aussterbenden alten Tracht sich noch erhalten haben. Sie sind in der Umgegend von Pyritz, besonders in Bauerndörfern sehr häufig. Sie werden jetzt immer wieder nachgemacht, wenn auch ein allmähliches Verschwinden dieser uralten Wahrzeichen merkbar ist. Ich fand sie auch auf Ziegeldächern. Ueber Bedeutung und Alter scheint im Volke nichts bekannt zu sein. Ein alter Bauer sagte mir: „Joa dat is man blot so, dat dat schier utsieht.“ Ein anderer alter Mann sagte: „Joa dat sünn sun'n ollen Muster, de moaken de Timmermannslüd immer wedder noach.“ Ein dritter: „Joa dat sünn sun'n ollen Taken, de sünn man blot doarto, dat dat'n beten na wat utsieht.“ Ein alter Mann sagte: „Joa dat mutt so sünn, dat dat Dack fest sitt, de Dingers hullen man ganz alleen de Geschicht tosammen.“ Ebenderselbe gab auch als übliche Bezeichnung der Giebelverzierungen den Ausdruck „Windfang“ an, den ich auch an anderen Orten wiedergefunden habe. Ueber eine etwaige bildliche Bedeutung scheint nichts bekannt zu sein. Einige Leute, denen ich dieselben zu erklären suchte, waren ganz erstaunt, als sie durch Verändern oder Hinzufügen einiger Striche aus den todten Holzformen ihnen bekannte Gebilde entstehen sahen. Man findet diese Giebelverzierungen an Wohnhäusern und Scheunen, auch an kleineren Gebäuden, wie Schweineställen u. a. m. Sie sind entweder am Ende der langen Dachlatten ausgeschnitten, so dass sie dann wirklich zum Schutze des Daches dienen, oder auch, in Gestalt eines besonderen, geschnitzten Brettes, oben am Giebel befestigt. Neben dieser Art des Giebelschmuckes, die sich vorzugsweise an kleineren Gebäuden findet, besteht eine dritte, wobei wieder ein besonderes Brett, aber diesmal kreuzweise ausgeschnitten, am Giebel angebracht ist. Diese letztere Art dürfte also gewissermaassen eine Vereinigung der beiden erstgenannten vorstellen. Von den Verzierungen lässt sich nur bei einem Theile die Form mit Sicherheit feststellen; bei vielen derselben muss man sich auf blosse Vermuthungen beschränken. Den Hauptheil stellen Nachbildungen von Hahnen- oder Pferdeköpfen, die öfters in Verzerrungen ausarten, und sich bekanntlich auch in Brandenburg und in der Lausitz wiederfinden. Im Laufe der Zeit haben sich natürlich viele Abarten gebildet, die meist durch Ungenauigkeit oder Versehen beim Ausschneiden entstehen mögen. Man kann daher die allmähliche Abnahme der Aehnlichkeit derselben mit dem Vorbilde in langsamer Abstufung leicht wahrnehmen. Von Figuren, wo die eigenthümlichen Merkmale noch scharf ausgeprägt sind, geht es herab bis zu zwei kreuzweise übereinander gelegten Stäben, die nur an den

Enden etwas rundlich umgebogen sind. Nächst den Hahnen- und Pferdeköpfen finden sich Schwertformen am häufigsten, aber auch wieder in den verschiedensten Abarten. Daneben finden sich dann noch die mannichfachsten Formen. In eigenartiger Weise hat sich oft der Witz und die Laune eines Zimmermanns daran versucht, wie in Fig. 90. Neben den alten heidnischen Abzeichen tritt auch zuweilen das Wahrzeichen christlichen Geistes, das Kreuz, auf, nicht selten in Verbindung mit jenen. Oefter trifft man auch auf rundliche Formen, entweder ganz einfach oder mit einer Art von Blumenkrone geschmückt, vielleicht Blumenformen(?), wie Fig. 110. Vereinzelt treten Hornformen (Fig. 118) auf, und die einfachste Art der Giebelverzierungen, zwei übereinander gelegte Latten." — Soweit Hr. Rahn.

Bezüglich der von mir in Gross-Schwarzlosen in der Altmark (Provinz Sachsen) gezeichneten Fig. 163 bemerke ich, dass sie dort (etwa 1885) allgemeine Form war (vergl. auch Fig. 36, 37 und 38 des Hrn. Hollmann); *a a* sind die Windlatten, *b b b* rothbraun angestrichenes Fachwerk, ebenso angestrichen *c c*. Wie Hr. Rahn Windfang, so habe ich in Hinterpommern bei Rügenwalde den Ausdruck Windberg gehört. Vielleicht wäre es möglich, die von Hrn. Hollmann gegebene Fig. 26 als Kreuz und Mondsichel zu deuten. Zu Fig. 100 bemerkte Hr. Rahn: „Wahrscheinlich wohl Anker, da Horst ein Fischerdorf ist." In der von mir gesammelten Fig. 165 befindet sich auf jedem Pferdekopf ein kleiner Vogel.

Ortschaftsverzeichniss:

Fig. 1, 2. Dorf Gross-Schönbrück. Kreis Graudenz. Westpreussen. H.
„ 3, 4, 5. Dörfer auf dem Wege von Schlobitten nach Wormditt. Ostpreussen. Fig. 5 Kormsitten. H.
„ 6, 7. Behlenhof. H.
„ 8—11. Bordehmen. H.
„ 12—14. Getschendorf. H.
„ 15. Krukehnen. H.
„ 16. Bernhardshof. H.
„ 17—21. Alken. H.
„ 22. Seelow bei Colbatz am Madue-See. H.
„ 23, 24. Rokitten bei Schwerin a. d. W. H.
„ 25. Ober-Alvensleben bei Landsberg a. d. W. H.
„ 26. Gollmitz bei Schwerin a. d. W. H.
„ 27. Dechsel, im Warthebruch bei Landsberg a. d. W. H.
„ 28, 29. Kernein, desgl. wie Dechsel. H.
„ 30—35. Dechsel. H.
„ 36—38. Kläden in der Altmark. H.
„ 39—54. Dorf Altstadt-Pyritz. — Fig. 39, 46, 47, 50, 53, 54 selten; Fig. 40, 41, 43 häufig; Fig. 48, 49, 51, 52 ziemlich häufig; Fig. 41, 42, 44 sehr häufig. R.
„ 55—62. Babin bei Pyritz. R.
„ 67—71. Falkenburg, desgl. R.
„ 72—75. Sabow, desgl. R.
„ 76, 77. Repenow, desgl. R.
„ 78—84. Lettnin, desgl. R.
„ 85—92. Megow, desgl. R.
„ 93—100. Horst, desgl. R.
„ 101—103. Briesen, desgl. R.
„ 104—112. Gross-Rischow, desgl. R.
„ 113—116. Möllendorf, desgl. R.
„ 117—147. Brietzig, desgl. R.

Fig. 148—150. Binow bei Damm. R.
„ 151—159. Flecken Neumark, an der Chaussee zw. Pyritz und Damm. R.
„ 160. Vietz an der Elbe. Provinz Hannover. W. v. S.
„ 161, 162. Gross-Schwarzlosen, Lüderitz i. d. Altmark. Pr. Sachsen. W. v. S.
„ 163, 164. Gross-Schwarzlosen. W. v. S.
„ 165. Mödlich an der Elbe. Kreis Westpriegnitz (angeblich Colonie von Holländern). W. v. S.
„ 166. Mödlich. W. v. S.
„ 167—169. Vietz an der Elbe. W. v. S.
„ 170—172. Gadsdorf u. Christinendorf b. Trebbin. Drewitz b. Potsdam W. v. S.
„ 173. Tegel bei Berlin. W. v. S.

Der Vorsitzende dankt Hrn. v. Schulenburg für die Wiederaufnahme seiner Thätigkeit für die Gesellschaft, und spricht zugleich seine Freude darüber aus, dass bei dieser Gelegenheit die Erinnerung an den unvergesslichen Hollmann, dessen Umsicht und allseitige Aufmerksamkeit viele wichtige Punkte in klares Licht gestellt hat, in so unerwarteter und dankenswerther Weise wieder geweckt worden ist. Seit jener Zeit ist die Aufmerksamkeit auf die Giebelverzierungen in Nord-Deutschland in umfassender Weise erregt worden und jedes Jahr hat neue Thatsachen gebracht. Insbesondere sind in Osnabrück die schon früher erwähnten Untersuchungen stetig gefördert worden, aber die dort aufgeworfene Frage, ob die verschiedenen Arten von Giebelverzierungen auf ursprüngliche Verschiedenheiten der Stämme zurückzuführen seien (Verhandl. 1890, S. 560), hat bis jetzt in anderen Provinzen kein gleich günstiges Ergebniss geliefert. Durch das Auffinden von Hausurnen mit Pferdeköpfen ist die Frage schliesslich auf viel ältere Völkerverhältnisse zurückgeführt worden, als man bis dahin erwarten konnte.

Speciell für Westfalen mag eine Deutung erwähnt werden, welche, wenn sie sich bestätigen sollte, eine ganz veränderte Fragestellung zur Folge haben würde. Der gegenwärtige Finanzminister, Hr. Miquel, der längere Zeit in Osnabrück selbst als Bürgermeister thätig war, hat dem Vorsitzenden mitgetheilt, dass seinen Untersuchungen nach die Giebelverzierung in Westfalen ein äusseres Zeichen für die Belastung zum Kriegsdienst darstellte. Die grösseren Besitzer, welche einen Reiter zu stellen hatten, hätten die Pferdeköpfe geführt; die kleinen, welche zum Fussvolk verpflichtet waren, seien an dem Schwertpfahl kenntlich gewesen. Diese Erklärung, welche an sich sehr plausibel erscheint, wird nun freilich dadurch erschwert, dass in manchen Gegenden, z. B. in der Altmark (Verh. 1891, S. 682), zuweilen dasselbe Haus vorn Pferdeköpfe, hinten einen Schwertpfahl führt, indess wäre auch in diesen Fällen vielleicht eine entsprechende Erklärung zu finden. Allein die Entscheidung wird erst getroffen werden können, wenn die Untersuchung über die blossen architektonischen Formen hinaus bis zu einer Geschichte der Haushaltung fortgeführt wird. Eine solche wird gegenwärtig die Aufgabe aller derer sein müssen, die sich an einer Vertiefung der Frage betheiligen wollen. —

(11) Hr. Bartels überreicht im Namen des Hrn. Franz Görke zwei, von demselben aufgenommene grosse Photographien von Bauernhäusern aus dem Schwarzwalde. —

(12) Frl. E. Lemke berichtet unter dem 4. März über

Wirthschaftsgeräthe in Ostpreussen.

Die nachfolgenden Mittheilungen beziehen sich auf die Gegend bei Gilgenburg.

1. Als Bienenhaus benutzt man dort noch zum grossen Theil ausgehöhlte Baumstämme und zwar Kiefern. Ich sah Stöcke, welche schon 20—30 Jahre lang in Gebrauch waren. Die Höhe des Baumstammes muss ungefähr $1\frac{1}{2}$ *m*, die Dicke der Wand nach vollendeter Aushöhlung ungefähr 4 *cm* betragen. In die grosse, längliche Oeffnung wird entweder ein dickes Brett eingeklemmt, das beim Honig-Ausnehmen entfernt werden muss; oder man hat eine richtige Thür angebracht, die durch einen Holzriegel geschlossen wird. Auf dem Baumstamme oder „Bienenstock", dem ull, ist eine Art von Dach angebracht. Will man den Honig gewinnen, so wird mit Torf und angefaultem Holze geräuchert, was die Bienen veranlasst, unter das Dach zu ziehen.

2. Sehr beliebt ist eine Lampe, die man sich selber anfertigt. In eine viereckige, derbe Holzplatte wird ein langer und dicker, ringsum abgerundeter und oben ein wenig ausgehöhlter Stab getrieben, den die schwere Platte im Gleichgewicht, d. h. aufrecht stehend erhält. In die Höhlung oben wird ein bescheidenes Lämpchen oder vielmehr ein dazu geeignetes Gläschen gesetzt. Dieses Hausgeräth kann man überall umherschieben und z. B. bequem neben dem Spinnrade haben.

(Wie bescheiden oder geschickt das Volk dort ist, beweist auch die Anfertigung eines Nadelkissens. Will man ein solches haben, so kämmt man eine Kuh so lange, bis genügend Haare beisammen sind; dann rollt man die Haare hin und her, um sie zu verfilzen. Diese Arbeit ist nicht leicht, denn das Nadelkissen muss kugelrund, ganz glatt und sehr hart sein.) —

(13) Frl. E. Lemke bespricht in einer Zusendung vom 4. März

die Oster- und Johannisfeuer.

Es war am Ostertage (den 17. April 1892), als ich — auf der Fahrt von Antwerpen nach Berlin — zum ersten Male die Freude hatte, Osterfeuer brennen zu sehen. Etwa von Oberhausen an wurde ich darauf aufmerksam; stundenlang fuhren wir zwischen zahllosen Feuern dahin.

Durch mein Interesse angeregt, erzählte mir eine Russin, dass sie einen ähnlichen Gebrauch von Podolien her kenne. Junge Burschen stecken am Abend des 23. Juni grosse Feuer an, über welche sie in weiten Sätzen hinwegspringen. Eine nähere Beschreibung dieser Sitte konnte ich nicht erhalten. Ich erfuhr aber, dass das Anzünden der Feuer ein Vorspiel hat: die Mädchen ziehen mit einer grossen Strohpuppe umher, welche sie nach einer bestimmten Zeit in's Wasser werfen. —

(14) Hr. G. A. Schierenberg entwickelt in einer Zuschrift eine

neue Ansicht über Entstehung der Schlackenwälle.

Als ich Heft V der Zeitschrift des Vereins für 1892 erhielt, ersah ich daraus, dass die Frage der Schlackenwälle durch Hrn. Feyerabend in der Sitzung vom 9. Juli (Verhandl. S. 414) wieder angeregt worden ist, nachdem sie seit der Generalversammlung in Trier im Jahre 1883 geruht hatte. Da die bisherigen Hypothesen mich nicht befriedigten, habe ich mich nach einer anderen Erklärung umgesehen, und bin auf eine Idee verfallen, die, wie mir scheint, alle Schwierigkeiten auf einfache Weise beseitigt und mit allen bisher gemachten Beobachtungen sich vereinigen lässt. Ich neige mich nehmlich der Ansicht zu, dass sie durch Oster- und Johannisfeuer entstanden sein könnten, welche ja dem heidnischen Cultus entstammen, dem, wie wohl ziemlich allgemein angenommen wird, auch

jene Ringwälle grossentheils angehört oder gedient haben werden. Es ist anzunehmen, dass man dabei das Feuerungsmaterial nicht sparte, und dass vielleicht Jahrhunderte lang diese Feuer an einem und demselben Orte, d. h. in dem nämlichen Ringwalle angezündet wurden. Wenn sich leicht schmelzbare Gestein- oder Erdarten vorfanden, würden sich die Wälle verschlacken, bald mehr bald weniger, und so erklärt es sich auch, dass an den einzelnen Wällen die Verschlackung ungleich sich zeigt, so dass, wie auch Anderson in: „Scotland in pagan times p. 275/280" angiebt, sich in solchen Wällen Stellen finden, die gar nicht vom Feuer berührt zu sein scheinen, wie z. B. das Fort at Finhaven, p. 277, während andere ganz zusammengeschmolzenes Gestein zeigten. Wo nur Sandsteine und Kalksteine vorhanden sind, wird die Verschlackung vielleicht ganz fehlen, weil Sandstein schwer oder fast gar nicht zum Schmelzen gelangt, und der Kalkstein, der durch die Gluth des Feuers seine Kohlensäure verloren hat, dann an der Luft zerfällt und vom Winde verweht werden kann.

Der in Trier auf der Generalversammlung im Jahre 1883 von Hrn. Dr. Köhl zur Sprache gebrachte angebliche Schlackenwall bei Meisenheim ist von uns, Hrn. Dr. Köhl und mir, am Tage nach Ostern 1884, 17. April, gemeinschaftlich untersucht, d. h. quer durchgraben, wobei sich ergab, dass er aus aufgelesenen Steinen bestand, unter denen sich einzelne Schlacken ganz verstreut vorfanden, die anscheinend von einer Glashütte stammten, die dort gestanden hatte. Bei Urbarmachung des Bodens hatte man wohl die Steine am Rande des Bergplateaus aufgeschüttet. Hr. Dr. Köhl war dieser Ansicht, und ich habe es ihm überlassen wollen, einen Fundbericht darüber zu veröffentlichen. —

(15) Hr. A. Grünwedel überreicht eine Abhandlung über die

Zaubermuster der Ôrang Semang, Malacca.

Dieselbe wird in der Zeitschrift für Ethnologie, Heft II, erscheinen.

(16) Hr. A. Nehring spricht über

Bidens Hostia.

In den Werken der römischen Schriftsteller wird nicht selten der Ausdruck: „bidens hostia", wörtlich übersetzt: „ein zweizähniges Opferthier" erwähnt, und im Zusammenhange hiermit stehen die Ausdrücke: „bidental", d. h. ein Blitzmal, das durch Opferung einer bidens hostia entsühnt wurde, sowie „bidentalis", d. h. der Priester eines solchen Blitzmales.

Jener Ausdruck: „bidens hostia" wird in unseren gebräuchlichsten Wörterbüchern und in den mit Anmerkungen versehenen Ausgaben der römischen Classiker durchweg unrichtig erklärt. So z. B. giebt Georges in seinem weitverbreiteten Handwörterbuche, 7. Aufl., Leipzig 1879, folgende Erklärung: „ein doppelt bezahntes, d. h. schon beide Zahnreihen vollständig habendes, ausgewachsenes Opferthier, besonders ein Schaf." In dem grossen Wörterbuche der lateinischen Sprache von W. Freund, Leipzig 1834, Bd. I, S. 553 heisst es: „richtiger versteht man unter bidens ein Opferthier, dessen beide Zahnreihen vollständig sind, das schon alle Zähne hat; vergl. Festus: ambidens sive bidens ovis appellabatur, quae superioribus et inferioribus est dentibus."

Diese Erklärung ist durchaus unrichtig, wie ich beweisen werde.

Man findet zwar bei einigen alten Exegeten der römischen Classiker schon die richtige Erklärung des Ausdrucks: „bidens hostia" angedeutet, aber dieselbe

ist von den neueren Lexikographen und Exegeten durchweg verworfen oder bei Seite geschoben worden. Schon bei Gellius XVI, 6, 14 finden wir folgende auf Julius Hyginus sich stützende Erklärung: „bidentes hostiae, quae per aetatem duos dentes altiores habent; quae bidens est hostia, oportet habeat dentes octo, sed ex his duo ceteris altiores, per quos appareat ex minore aetate in majorem transcendisse.“ Ferner heisst es bei Servius zu Vergil's Aeneis IV, 57: „bidentes dictae sunt quasi biennes, quia neque minores, neque majores licebat hostias dare; sunt enim in ovibus duo eminentiores dentes inter octo, qui non nisi circa binatum apparent; nec in omnibus, sed in iis, quae sunt aptae sacris, inveniuntur.“

Diese Erklärungen des Hyginus und des Servius sind zutreffend, wenn sie sachgemäss aufgefasst werden. Um aber letzteres zu können, muss man die nöthige Kenntniss von dem Gebiss und der Gebiss-Entwickelung des Schafes haben[1]).

Das Schaf, wie alle typischen Wiederkäuer, besitzt im Vordertheile des Unterkiefers 8 Schneidezähne, die in einer gebogenen Reihe stehen. Obere Schneidezähne sind nicht vorhanden, weder bei jungen, noch bei alten Schafen; es kann also von zwei Zahnreihen (einer unteren und einer oberen) in Bezug auf die Schneidezähne gar keine Rede sein!

Was die Backenzähne anbetrifft, so hat ein erwachsenes Schaf in jeder Kieferhälfte deren 6, also in summa 24 aufzuweisen. Die Backenzähne haben aber bei der Altersbeurtheilung der landwirthschaftlichen Hausthiere (namentlich beim Pferd, Schaf und Rind) niemals eine Rolle gespielt, da sie am lebenden Thiere kaum zu beobachten und auch sonst zur Altersbeurtheilung wenig brauchbar sind. Man hat schon seit alten Zeiten erkannt, dass bei jenen Thieren die Schneidezähne die brauchbarste Basis der Altersbeurtheilung bilden, und dass insbesondere der successive Wechsel der einzelnen Schneidezahn-Paare die für die Praxis wichtigsten Altersstufen andeutet.

Die Ausdrücke, welche sich bei den Landwirthen, Hirten und Viehhändlern seit alten Zeiten zur Bezeichnung gewisser Altersstufen der oben angeführten Hausthiere eingebürgert haben, beziehen sich lediglich auf die Schneidezähne, niemals auf die Backenzähne. Und so bezieht sich auch der Ausdruck: „bidens hostia“ lediglich auf eine gewisse Entwickelungsstufe der Schneidezähne des Schafes (seltener des Rindes); auch in den Erklärungen des Hyginus und des Servius sind mit den „dentes octo“ oder den „eminentiores dentes inter octo“ lediglich die Schneidezähne gemeint, und zwar die des Unterkiefers, da obere Schneidezähne, wie oben erwähnt, bei Schaf (und Rind) nicht vorhanden sind.

Es ist nun eine merkwürdige Thatsache, dass der Ausdruck „zweizähnig“ von unseren heutigen Landwirthen, Hirten u. s. w. in Bezug auf das Schaf noch ebenso gebraucht wird, wie der Ausdruck „bidens“ bei den alten Römern angewandt wurde; man versteht aber darunter nicht etwa ein Schaf, das nur 2 Schneidezähne hat (solche giebt es überhaupt nicht!), auch nicht ein Schaf mit unteren und oberen Schneidezähnen (solche giebt es ebenso wenig!), sondern man bezeichnet als „zweizähnig“ ein Schaf, das die beiden mittelsten der 8 zierlichen Milchschneidezähne gewechselt, d. h. mit den entsprechenden beiden Ersatz-Schneidezähnen vertauscht hat. Letztere sind bedeutend breiter und höher, als die benachbarten zierlichen Milchschneidezähne, und fallen daher leicht in's Auge. Mit ihnen beginnt der Zahnwechsel, und zwar erscheinen sie bei den

1) Siehe den Landwirthschaftl. Kalender von Mentzel u. Lengerke, herausg. von H. Thiel und E. v. Wolf, 1891, S. 140ff.

primitiven Schafrassen, welche wesentlich im Freien gehalten werden, etwa im Alter von $1\frac{1}{4}$—$1\frac{1}{2}$ Jahren; man kann also von einem Schafe, welches „zweizähnig“ (bidens) ist, annehmen, dass es im zweiten Lebensjahre steht oder etwa $1\frac{1}{2}$ Jahre alt ist[1].

Dieses ist das Alter, in welchem die Schafe von den Römern als besonders geeignet zum Opfern betrachtet wurden; sie waren dann weder zu jung, noch zu alt, und die Opferpriester hielten mit Strenge darauf, dass gerade solche $1\frac{1}{2}$ bis 2jährige Exemplare den Göttern dargebracht wurden. Um aber das Alter feststellen zu können, sahen sie (ebenso wie unsere Landwirthe) nach den Schneidezähnen der betr. Schafe und acceptirten möglichst nur solche Exemplare, welche „bidentes“ waren, also nur das erste (mittelste) Paar der Schneidezähne gewechselt hatten, während die 3 anderen Paare noch dem Milchgebiss angehören mussten.

Ausführlicheres habe ich über dieses Thema kürzlich in den „Jahrbüchern für class. Philologie“, herausg. v. Fleckeisen und Masius, 1893, Heft I, S. 64—68, mit Fig. 1 u. 2, publicirt, worauf ich hier verweise.

Ich möchte noch hinzufügen, dass die Sitte, bidentes hostias zu opfern, nicht nur bei den Römern, sondern auch bei anderen Völkern verbreitet gewesen zu sein scheint. Auch in Deutschland fehlt es nicht an Gräberfunden, welche die Reste solcher „bidentes hostiae“ (Schafe und Rinder) geliefert haben.

Schliesslich bemerke ich noch, dass in Karl's des Grossen Capitularien bei Aufzählung der Viehbestände die „Zweizähner“ eine wichtige Rolle spielen; der Ausdruck wird hier offenbar auch in dem von mir erläuterten Sinne gebraucht. —

(17) Hr. W. Joest legt eine

zoologisch-ethnographische Curiosität aus Surinam

vor und berichtet darüber:

Allverbreitet ist in meiner rheinischen Heimath der Glaube, der aber mit Religion als solcher nichts zu thun hat, dass im Kopfe des Hechts die Werkzeuge, mit denen Christus gemartert und gekreuzigt wurde, deutlich zu erkennen seien. Ich erinnere mich, dass unsere (katholischen) Dienstboten mich in meiner Jugend mit diesen Knorpel- und Knochenstückchen spielen liessen und mir dabei erzählten, die Juden ässen wegen der engen Beziehung, die zwischen dem Hechtkopfe und der Kreuzigung Christi bestehe, nie Hechte.

Ebenso wurden wir als Kinder auf dem Lande von Bauern, Dienstboten u. dergl. gewarnt, den kleinen, nagelförmigen Keil in den Kernen frischer Walnüsse zu essen, weil derselbe einen der Nägel darstelle, mit denen Christus gekreuzigt worden sei.

Der Volksglaube, dass die Granadilla in ihrer Blüthe die Dornenkrone, die Kreuzesnägel und die 5 Wundenmale darstellt oder symbolisirt, ist überall verbreitet, daher der Name: „Passionsblume“ (Passiflora).

Diese Jugenderinnerungen wurden mir in's Gedächtniss zurückgerufen, als mir in Surinam der leicht bemalte obere Theil eines Fischkopfes verehrt wurde, der durch nur wenige Pinselstriche zu einem wirklich merkwürdigen Crucifix umgewandelt worden war.

Es ist das eine Spielerei der katholischen Neger und Portugiesen Guayana's. Ich erlaube mir 2 Exemplare, ein bemaltes und ein unbemaltes, vorzulegen.

1) Ein „zweizähniges“ Schaf ist keineswegs schon ausgewachsen; die Vollendung des Zahnwechsels und damit im Wesentlichen auch des gesammten Körper-Wachsthums erfolgt erst im 4. Lebensjahre.

Beide sind, nach einer gütigen Mittheilung von Hrn. Hofrath A. B. Meyer in Dresden, Kopfplatten eines Welses (Arius Herzbergii Bloch), wahrscheinlich des „Stachelwelses“, der an der ganzen Küste Guayana's vielfach vorkommt[1]).

Herr Maler G. Meye hatte die Güte, das grössere Stück zu coloriren. Ich wähle absichtlich letzteres Wort, weil wir nur verschiedene Stellen gefärbt oder vergoldet haben, unserer Phantasie aber, wie Sie sich überzeugen können, nur in sehr beschränktem Maasse freien Lauf liessen. Da sehen Sie nun in ganz überraschender Weise Christus am Kreuz dargestellt; zur Linken des nach Labung lechzenden Märtyrers steht seine Mutter, zur Rechten eine andere Heilige. Das Haupt des Sterbenden umgiebt der Heiligenschein, dessen Strahlen sich nach oben fortsetzen. Auf der anderen (oberen) Seite des Stückes sehen wir einen von einer Palme beschatteten Mönch im Bussgewande; auch die nackten, nur mit Sandalen versehenen Füsse fehlen nicht. Schütteln wir das Crucifix, so hören wir darin die 30 Silberlinge rasseln, für welche Judas den Heiland verrieth.

Auch diese Otolithen[2]) erfreuen sich in Guayana grosser Beliebtheit, mit welcher ebenfalls ein gewisser Aberglaube verbunden ist. Sie werden theuer bezahlt. Man trägt sie gern als Manchettenknöpfe, Anhängsel an der Uhrkette u. dgl. Die Neger schätzen sie auch als Amulette und legen den pulverisirten Gehörsteinen heilbringende Kraft bei.

So schreibt P. Gumilla[3]): „La Curbinata est un poisson moyen, dont le plus gros pèse tout au plus 2 livres: il est fort commun dans l'Orénoque, mais on le recherche moins pour son gout, qu'à cause des deux pierres qu'il a dans sa tète. Elles sont de la grosseur d'une amande sans coque et ont la couleur des perles fines. On les appelle „Piedras de Curbinata“ et on les achete à quelque prix que ce soit à cause de leur vertu contre la rétention d'urine. On les pulverise et on en prend le poids de 3 ou 4 grains de blé dans une cuillerée d'eau ou de vin tiède.“ —

Hr. R. Virchow: Die Vergleichung der Hechtknochen mit den Marterwerkzeugen des Heilandes dürfte in Deutschland allgemein verbreitet sein. Ich erinnere mich aus meiner Jugend, dass in Pommern beim Hechtessen regelmässig die einzelnen Kopfknochen herausgesucht und gedeutet wurden.

Exemplare der von dem Herrn Vortragenden erwähnten Welsköpfe aus Guyana sahen wir vor nicht langer Zeit in der schönen, von Hrn. Umlauf in der Hasenhaide veranstalteten Ausstellung von Menschen und Gegenständen aus Surinam. Insbesondere wurden mir die Otolithen von dem Führer genau demonstrirt. —

(18) Hr. Lotz überschickt, im Anschlusse an seine früheren Mittheilungen über die archäologischen Verhältnisse des Spessart (S. 36, 37), von Ober-Mais, Tirol, unter dem 27. Februar, einen kurzen Bericht des Hrn. Hauptmann v. Haxthausen aus Eschau, 22. Februar, nebst Photographie, betreffend

ein Hügelgrab von Schippach, Unterfranken.

Die Photographie giebt in halber Grösse den Inhalt von Bronzen eines im vorigen Jahre auf dem Armberg geöffneten Hügelgrabes bei Schippach-Rück

1) Bloch, Bd. VIII, Taf. 367; Kner, Sitzungsberichte der Wiener Akademie, math. naturw. Classe, Bd. 26, 1857, Taf. 1.

2) Vgl. Retzius: Das Gehörorgan der Fische und Amphibien. Stockholm 1881. S. 76.

3) Jos.: Histoire etc. de l'Orénoque. Avignon 1758. II. p. 55.

(1 Stunde südöstl. von Obernburg): 6 Armringe, 1 Halsring, 1 Fussring, Hohlringe, 1 Gürtelblech. Letzteres, sehr defect, aufgezogen auf eine Unterlage, zeigt neben geometrischen Figuren die Einprägung einer Tänzerin in vielfacher Wiederholung. Lindenschmit constatirt Hallstätter Form. —

Hr. R. Virchow: Das am meisten hervorragende Stück dieses an sich höchst bemerkenswerthen Fundes ist das zuletzt erwähnte Gürtelblech. Obwohl die Photographie nicht deutlich ist[1]), so erkennt man doch das Muster des Reliefs. Es handelt sich zweifellos um ein verhältnissmässig grosses Stück eines Gürtelblechs oder vielleicht besser eines Blechgürtels von der Art, wie sie zuerst in grösserer Zahl aus dem Gräberfelde von Hallstatt bekannt geworden sind. Freiherr v. Sacken hat eine Auslese derselben in seinem berühmten Werke (Das Grabfeld von Hallstatt, Wien 1868. Taf. IX—XI) abbilden lassen. Das ausgebreitete Blech erscheint fast ausnahmslos in der Form eines langen Rechtecks, dessen Ränder durch reiche Bordüren verziert und dessen Fläche durch mannichfache, meist geometrische und construktive, zuweilen jedoch auch figürliche Darstellungen gefüllt ist. So sehen wir auch an dem Blech von Schippach-Rück ausser den mit vorstehenden Buckelchen und gepunzten Sonnenzeichen verzierten Randtheilen die Fläche von 3 langen, parallelen Feldern eingenommen, auf welchen je eine doppelte

1) Ich habe seitdem Gelegenheit gehabt, im römisch-germanischen Museum zu Mainz eine Nachbildung in natürlicher Grösse zu sehen, und kann darnach bestätigen, dass der erste Eindruck ein zutreffender war.

Reihe „tanzender“ menschlicher Figürchen angebracht ist. Diese Felder sind durch breitere Zwischenfelder mit einfachen Längslinien getrennt.

Aehnliche Gürtel sind auch aus verschiedenen Theilen von Deutschland bekannt. Lindenschmit (Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit, Bd. II, Heft II, Taf. 3) hat eine Zusammenstellung davon geliefert. Seine Beispiele stammen sämmtlich aus süddeutschen Hügelgräbern, insbesondere von Württemberg und Rheinhessen; eines darunter (Fig. 5) kommt dem Schippacher darin nahe, dass es gleichfalls Figurenreihen zeigt, jedoch nicht von Menschen, sondern von Pferden. Ein Gürtelblech von Allensbach am Bodensee steht im Album der Ausstellung von 1880. Sect. VII. Taf. 9. Nr. 53. Es giebt jedoch noch ein anderes Gebiet, welches besonders reich an derartigen Funden ist, das von Elsass, wie man es am besten in der schönen, leider noch immer nicht publicirten Sammlung des Hrn. Nessel in Hagenau sehen kann.

Sehr zahlreich sind derartige Stücke in norditalischen Funden, namentlich in denen von Bologna, und es ist für den Nachweis des dort weit verbreiteten Gebrauches der Muster höchst charakteristisch, dass sie auch an Thongefässen angebracht wurden. Ein besonders schönes Stück der Art ist unter den Ausgrabungen von Arnoaldi zu Tage gekommen; an demselben ist oben eine Reihe von Vögeln, darunter eine Reihe „tanzender“ Männchen abgebildet (Conte Gozzadini Intorno agli scavi archeologici fatti dal Sig. A. Arnoaldi Veli presso Bologna 1877. Tav. IV. Fig. 5.) Schon früher (Verhandl. 1881, S. 423) habe ich erwähnt, dass die Zeichnung eines Gürtelblechs von Hagenau genau mit eingepressten Ornamenten auf Thongeräthen von Bologna übereinstimmt.

Der Verbreitungsbezirk dieser Cultur erstreckt sich also von Bologna bis nach Süd-Deutschland und man wird kaum fehlgehen, wenn man sie auf italische Einflüsse bezieht. Der Fund von Schippach ist der erste, welcher so weit nördlich, noch jenseits des Mains, gemacht ist, und er hat eine besondere Bedeutung, insofern die nächst verwandte Art von Bronzegeräthen, die viel besprochenen gerippten Eimer oder Cisten, sich auch räumlich als eine Fortsetzung dieses Imports darstellen. Manche andere Fundstücke dürfen hier angereiht werden, so insbesondere ein „Gürtelband“ von Blankenburg in der Uckermark (Lindenschmit a. a. O., Fig. 1 u. 2), welches sich im Stettiner Museum befindet und welches ich früher (Verhandl. 1882, S. 443), in Verbindung mit einem Bronzegürtel von Labes, kurz besprochen habe. —

(19) Hr. Bartels überreicht im Namen des Hrn. F. Krien in Söul (Korea) zwei Photographien von dort, die Probe für den Trauerzug für die verstorbene Königin darstellend. —

(20) Hr. Bartels legt im Namen des Hrn. Dr. Rennie in Tamsui (Formosa) fünf von ihm gefertigte photographische Aufnahmen von Eingebornen von Formosa vor. Bei den Männern sieht man eine tättowirte Längslinie in der Mitte der Stirn; bei einer Frau ist das Zeichen der Verheirathung kenntlich, nehmlich eine Tättowirung quer über die Wangen von den Mundwinkeln zu den Ohren.

Eine Aufnahme stellt ein am einheimischen Webestuhl arbeitendes Weib der Pepohoans dar. Dieses sind die civilisirten Eingebornen von Formosa, welche sich nicht tättowiren, chinesische Kleidung tragen, aber eine Sprache sprechen, welche derjenigen der anderen Eingebornen ähnlich ist. —

(21) Die Naturwissenschaftliche Rundschau, herausgegeben von Hrn. W. Sklarek, bringt in ihrer Nr. 9 vom 4. März 1893 folgende Mittheilung über

Antimon in prähistorischen Funden von Krain.

Im Jahre 1891 wurde in einem Skeletgrabe nahe Planina in Krain ein Metallkrüglein gefunden. Die von Hrn. Alexander Bauer angestellte qualitative Untersuchung des Metalles hat nun ergeben, dass dasselbe aus Zinn und Antimon besteht und bei 20° C. das specifische Gewicht von 7,223 besitzt. Es ist weich und lässt sich mit dem Messer schneiden. Da Legirungen von Zinn mit 9—12 pCt. Antimon sich durch Ductilität auszeichnen und für eine Legirung von Zinn mit 9—12 pCt. Antimon von Long ein specifisches Gewicht von 7,208 angegeben wird, so kann auch für den vorliegenden Fall mit grosser Wahrscheinlichkeit angenommen werden, dass man es mit einer solchen Legirung zu thun hat, die somit aus Zinn mit etwa 10 pCt. Antimon besteht. Derartige Legirungen sind gegenwärtig: der englische Pewter, sowie manche Sorten von Britannia-Metall. Letzteres enthält allerdings gewöhnlich auch etwas Kupfer. (Mitth. d. k. k. Centralcommission zur Erforsch. u. Erhalt. d. Kunst- u. hist. Denkmale 1892, Bd. XVIII, Heft 1, S. 56.)

Nicht minder interessant, als dieser Fund, ist das Ergebniss der chemischen Untersuchung von zwei im Landesmuseum zu Krain befindlichen Bruchstücken alter Armringe, die aus Gräbern bei Zirknitz stammen. Wie Hr. A. Müllner berichtet, bestehen diese Gegenstände aus reinem Antimon. Da in Krain an vier Orten (Hrastnik, Jesenovo, Kerschstätten, Tufstein) Antimonit vorkommt, so ist es nicht ausgeschlossen, dass die Armbänder aus einheimischem Antimon verfertigt wurden, den man vielleicht für eine Art Blei hielt. (Argo, Zeitschrift für krain. Landeskunde 1892, Jahrg. I, Nr. 5, Sp. 99.) —

Hr. Olshausen: Eine Zinnstange, 4 Zoll lang, $^1/_2$ Unze schwer, nach der Analyse des Prof. Bischoff in Lausanne mit einem Gehalte von angenähert 10 pCt. Antimon, stammt aus einem Pfahlbau zu Estavayer am Neuenburger See (Frédéric Troyon, Habitations lacustres, Lausanne 1860, p. 152). Ein Bronzering von Hageneck am Bieler See enthielt nach v. Fellenberg 3,21 pCt. Zinn, 7,49 pCt. Antimon, 1,63 pCt. Blei; Mitth. d. naturf. Ges. Bern 1861, S. 46 u. 53. —

Hr. R. Virchow: In meinem Vortrage über weisse (graue) Bronze (Verh. 1884, S. 546) habe ich die Zinnbarren von Estavayer und deren ganz ungewöhnliche Zusammensetzung erwähnt. Das Vorkommen von Planina ist der erste neue Fall, welcher die gleiche Zusammensetzung bringt. Mehrere ähnliche Mischungen, jedoch mit geringerem Antimon- und wechselndem Kupfergehalte, habe ich damals zusammengestellt, aber gerade ein stahlgrauer Armring von Görz, der seiner Farbe wegen meine Aufmerksamkeit erregt hatte, erwies sich als eine Kupferbronze mit sehr hohem Zinngehalt. Die Armringe von Zirknitz, die aus reinem Antimon bestanden haben sollen, zeigen recht deutlich, wie nothwendig es ist, in allen solchen Fällen wirkliche Analysen anzustellen, um zu einem sicheren Urtheil zu gelangen. Immerhin kann schon jetzt als dargethan angesehen werden, dass das Antimon in der prähistorischen Metallurgie eine viel wichtigere Stelle einnimmt, als man bisher vermuthen konnte. —

(22) Das correspondirende Mitglied, Hr. Prof. Rygh, Director des Museums zu Christiania, sendet durch Hrn. Voss folgende Mittheilung über den

Fund einer dreifigurigen Gemme vom Alsen-Typus in Norwegen.

Neuerdings ist auch in Norwegen eine der oft in der Zeitschrift für Ethnologie und in den Verhandlungen der Gesellschaft besprochenen räthselhaften Glasgemmen mit eingeritzten menschlichen Figuren aufgetaucht.

2/1

Die Sammlung nordischer Alterthümer der Universität in Christiania erwarb sie durch Tausch von einem Offizier, der im Kirchspiele Vik im westlichen Norwegen wohnt, am Süduſer des Sognefjords, ungefähr mitten in der Länge des Fjords. Der Besitzer des Stückes, der selbst von dessen Bedeutung keine Ahnung hatte, erzählte, dass er es von einem dortigen Bauern gekauft habe, nach dessen Angabe es vor längerer Zeit in einem Acker gefunden war, im Thale aufwärts von der alten Kirche zu Hove, nicht weit vom Hofe Nummedal. An der Richtigkeit dieser Angaben zu zweifeln, liegt nicht der entfernteste Grund vor. Die Gegend um Vik ist an Gräbern aus allen im westlichen Norwegen repräsentirten Zeiträumen der Eisenzeit reich; nach den Umständen hat man aber wohl hier keine Veranlassung, an die Herkunft der Gemme aus einem zerstörten Grabe zu denken. — Das Stück hat jetzt in der Sammlung die Nr. 17 144.

Es hat die gewöhnliche ovale, vorn rund herum abgeschrägte Form und auf der Rückseite eine etwas convexe Fläche. Grösste Länge 2,5 *cm*, Breite 2 *cm*, Dicke 0,5 *cm*. Farbe des Glases anscheinend tiefschwarz, bei durchfallendem Sonnenlicht am Rande aber bräunlich. Die Bildfläche ist eine aufgelegte Schicht von hell-himmelblauem Glase, 2 *cm* lang und 1,6 *cm* breit. Wie die Abdrücke zeigen, hat sie drei menschliche Figuren von gewöhnlichem Aussehen und in gewöhnlicher Anordnung; keine Attribute. Die kleinen, unregelmässig gestellten rundlichen Vertiefungen sind gewiss durch Gussfehler entstanden; später sind viele kleinere Splitter von der Oberfläche abgesprungen. Die Figuren sind nicht bis zur Tiefe der dunkelfarbigen unteren Schicht eingeschnitten. —

Hr. Bartels: Im Anschluss an diesen höchst interessanten Fund, der das Fundgebiet der Gemmen vom Alsentypus um ein erhebliches Stück nach Norden ausdehnt, möchte ich drei dem gleichen Typus angehörende Gemmen in Abdrücken vorlegen, welche hier noch nicht besprochen sind. Sie befinden sich an einem für die Besichtigung sehr ungünstig stehenden Reliquiarium im Dome von Osnabrück, an dem sogenannten Reginenschrein. Zwei derselben sind dreifigurig, die dritte ist zweifigurig. Die eine derselben entdeckte ich zufällig bei Gelegenheit des Ausfluges, welcher während des deutschen Anthropologen-Congresses zu Münster (1890) nach Osnabrück unternommen wurde. Hr. Sökeland hatte später die Freundlichkeit, diese Wachsabdrücke zu fertigen.

Ich lege die Abdrücke hier vor, um ein unbeabsichtigtes Unrecht gegen Hrn. Domprobst Berlage in Cöln gutzumachen. Derselbe hat diese Gemmen bereits im Jahre 1878 in seinen „Mittheilungen über die kirchlichen Alterthümer Osnabrück's" ausführlich beschrieben. Hr. Olshausen und ich haben sie aber in unseren Zusammenstellungen leider nicht mit aufgeführt, da uns die Abhandlung damals nicht bekannt geworden war. Ich hole dieses hiermit nach, indem ich gleichzeitig Hrn. Berlage sein Recht der Priorität wahren möchte. —

(23) Hr. Voss macht folgende Mittheilungen über

petrographische Untersuchungen einiger Steingeräthe aus Thüringen.

Hr. Dr. A. Götze in Weimar hat die Güte gehabt, dem Königl. Museum für Völkerkunde eine Anzahl von Steingeräthen aus dem Weimarischen und aus dem

preussischen Kreise Eckartsberga zum Geschenk zu machen. Dieselben sind hier fast alle schon früher von Hrn. Götze vorgelegt worden. Ich will mir jetzt erlauben, Bericht zu erstatten über die Ergebnisse der petrographischen Untersuchung, welche Hr. Dr. Tenne in dem hiesigen mineralogisch-petrographischen Institut der Universität in dankenswerthester Weise ausgeführt hat.

Nr. 1. Inv. Nr. IIb, 585b. Fundort: Berka a. d. Ilm, Sachsen-Weimar. Spec. Gewicht = 2,941 [1]).

Das graue, dünnplattig schiefernde Gestein ist ein Thonschiefer, wie solche in den älteren Sedimenten und den Phylliten der Gneiss- und Glimmerschiefer-Formation verschiedentlich vertreten sind.

Das mikroskopische Studium eines Dünnschliffes lässt einzelne, grössere Körner von Quarz und kleine Kryställchen von Glimmer neben Erzpartikelchen in eine, für das Mikroskop nicht auflösbare und durch zahlreiche, schmutzig graue (kohlige?) Flocken getrübte Grundmasse eingebettet erkennen.

Aehnliche Gesteine sind weit verbreitet und können auch in den Grauwacken-Gebieten des Thüringer Waldes, südöstlich der Ilm-Quellen, aufgefunden werden. Directes Vergleichs-Material ist mir nicht zur Hand.

Nr. 2. Inv. Nr. Ig, 938. Fundort: Bucha, Kr. Eckartsberga. Spec. Gewicht = 3,062 (Fig. 1).

Figur 1. 1/2

a

b

c

Nr. 3. Inv. Nr. II, 13, 93. Fundort: Vippach-Edelhausen, Sachsen-Weimar [2]). Spec. Gewicht = 3,088 (Fig. 2).

Beide Nummern sind aus sehr ähnlichem Rohmaterial gefertigt, einem schwärzlich-grünen, ziemlich schweren Gestein, das einer Einlagerung in den Hornblendeschiefern der Glimmerschiefer-Formation entstammen wird.

1) Steinhammer, vorgelegt in der Sitzung vom 18. Juni 1892. Verhandl. S. 283.

2) In der Sitzung vom 18. Februar 1893 vorgelegt. Es wurde mit einem Steinhammer und einem anderen Steinbeile zusammengefunden.

Figur 2. 1/3

a

b

c

Unter dem Mikroskop ist die Substanz in der Hauptsache eine gelblich-grünliche Mineralmasse, die in breiten Strähnen durcheinander geflochten ist und bei Nr. 2 etwas mehr, bei Nr 3. etwas weniger häufig Partien eines wasserhellen Minerals einschliesst, in das von den Strähnen her spitzige Krystallnadeln eindringen. Diese Krystallnadeln sind bei Nr. 2 zahlreicher und feiner, bei Nr. 3 weniger zahlreich, aber breiter ausgebildet. Neben diesen beiden Mineralien ist dann noch ein verhältnissmässig grosser Betrag an Erz in dem Gewebe in kleinen Flocken vertheilt.

Zwischen gekreuzten Nicols lösen sich die Strähnen des grünlich-gelblichen Minerals zu einem dichten Filz von in einander verflochtenen, an den Enden ausgefranzten Nadeln einer strahlsteinartigen Hornblende auf, so dass diese Partien, für sich betrachtet, völlig das Bild eines Dünnschliffes von Nephrit geben. Die von den Strähnen ausgehenden Kryställchen sind besser mit Endflächen ausgebildet und ragen in das wasserhelle Mineral hinein, das nach dem optischen Verhalten ein körniges Gemenge von Quarz sein dürfte.

Das specifische Gewicht der Gesteine giebt dem mikroskopischen Befunde in der Weise Recht, dass es die Menge des Quarzes zwischen den nephritartigen Bändern herabdrückt, wodurch Nr. 2 leichter, als Nr. 3, erscheint, dass aber das eingesprengte Erz das specifische Gewicht im Allgemeinen erhöht, wodurch bei beiden Beilen dasselbe über demjenigen für Nephrit (2,97—3,00) gefunden wurde.

Hornblende-Schiefer mit strahlsteinartiger Hornblende sind in jüngerer Zeit namentlich von den sächsischen Geologen mehrfach aus der Glimmerschiefer-Formation ihres Aufnahmegebietes bekannt gegeben. Ob diesen Gebieten, oder denen von Schlesien, vom Fichtelgebirge oder von Thüringen selbst, in der Umgebung von Ruhla, das Rohmaterial der Beile entnommen wurde, ist, bei der Gleichmässigkeit in der Ausbildungsweise derartiger Gesteine, nicht zu entscheiden; es muss sogar dahingestellt bleiben, ob die beiden Beile aus dem Material einer und derselben Einlagerungsmasse verfertigt wurden. —

(24) Hr. Paul Ascherson bespricht im Anschluss an seinen Vortrag in der December-Sitzung 1892 (Verhandl. S. 582) und unter Vorlage der betreffenden Gegenstände

die Sage vom Goldkraut.

In einem grossen Theile des Mittelmeer-Gebietes und des Orients ist im Volke die Sage verbreitet, dass es eine Pflanze gebe, welche auf goldhaltigem Boden wachse, mithin als ein Anzeichen natürlicher Erzadern oder vergrabener Schätze zu betrachten sei; vielfach glaubt man ferner, dass die Blüthe dieser Pflanze bei Nacht leuchte, sowie dass mit Hülfe derselben unedle Metalle oder deren Erze in Gold verwandelt werden können. Als Beweis dieser wunderbaren Wirkung wird fast allgemein die in den erwähnten Gebieten nicht selten wahrzunehmende Erscheinung angesehen, dass sich die Zähne von Wiederkäuern, namentlich von Ziegen und Schafen, mit einem goldglänzenden Ueberzug bedecken, welcher natürlich für wirkliches Gold gehalten und dessen Entstehung dem Genusse des „Goldkrautes“ zugeschrieben wird.

Die älteste Erwähnung dieser nahezu übereinstimmend von Sardinien und icilien über Griechenland und Syrien bis Persien und Aegypten im Volksmunde ebenden Ueberlieferung reicht nahezu ein halbes Jahrtausend zurück. Der Florenner Presbyter Cristoforo Buondelmonti, welcher im Jahre 1422 das Idaebirge, jetzt Sphakia, auf Kreta besuchte, berichtet[1]): „hic ut a Pastoribus dicitur erba lunaria reperitur, isperientia cujus Bestie ibi pascentes dentes semper tenent ureatos . . . .“ Dieselbe Sage wurde auch im gegenwärtigen Jahrhundert Reisenden uf Kreta mitgetheilt. So berichtet unser Sieber[2]), dass ihm ein Einwohner Kreta's nd zwar ein griechischer Mönch [Kaloger][3]) noch auf der Ueberfahrt nach egypten mit Fragen über diesen Gegenstand lästig gefallen sei. „Ein Caloyer, er mit auf dem Schiffe war, und sich von allen übrigen Matrosen durch sein Barett unterschied, wollte allerlei von Kräutern und Curen von mir erfahren, und ehauptete: ich müsste eine grosse Anzahl von Geheimnissen („Segreti“) wissen, nd ich würde ihn, wenn ich ihm nur ein einziges davon mittheilen wollte, ganz ewiss glücklich machen. Er war der Meinung, ich müsste ihm, als einem Caloyer, anz gewiss ein solches Sekret mittheilen, allein wie es sich am Ende zeigte, war s nicht etwa sein Bestreben, Arzneikräuter und ihre Wirkungen kennen zu lernen, ondern ein Kraut zu erhalten, mit welchem man Gold und Silber in Bergen und ergrabenes in alten Ruinen finden könne, vorzüglich aber ein solches, welches lie gewöhnlichsten Dinge in edle Metalle verwandelte. Er schien keine Erbschaft n Gross-Cairo heben, sondern vielmehr jemandem eine zurücklassen zu wollen, o begierig fragte er nach allen diesen eitlen Dingen. Als ich ihm die Unmögichkeit seines Begehrens vorstellte, da ich, im Besitz eines solchen Geheimnisses, m grössten Wohlleben sein und so gefährliche Reisen nicht unternehmen würde, führte er mir die schon oft vernommene Aeusserung der Hirten auf Kreta zu Gemüth, dass es nehmlich ein Kraut gebe, welches die Eigenschaft besitze, die Zähne der Schafe in „Gold zu verwandeln“. Auf die Frage, ob er die Gegend enne, wo dies geschehe, die er mir mit ja beantwortete, gab ihm mein Gärtner, ler mich verstanden hatte, lachend den Rath, dahin zu gehen, den Brakschafen lie goldenen Zähne auszureissen, und immer neue mit frischen Zähnen anzuschaffen, er würde dadurch schnell ein reicher Mann werden und des Geheimnisses, was das für ein Kraut sei, von unserer Seite gar nicht bedürfen. Dieses Argument schien wohl die Hoffnung, von mir etwas zu erfahren, gänzlich niedergeschlagen zu haben, allein nicht die Zuversicht, dass ihm gewiss einst noch das Glück durch einen willfährigen Kräuterkenner, der es ihm mittheilte, dazu verhelfen werde.“

„In der That fehlte noch zum Abschiede aus Kreta diese mir so überlästig gewordene und bis zum Ekel wiederholte Erzählung. Ueberall verlangten die Einwohner, ich sollte ihnen dieses Kraut kennen lehren und erschöpften sich in Muthmaassungen darüber.“

Noch ein halbes Jahrhundert später knüpft Raulin[4]) an die oben mitgetheilte

---

1) Creta sacra auct. Flaminio Cornelio T. I. Venet. 1755. Pars I. Christophori Bondelmontii Presbyteri Florentini Descriptio Cretae p. 105.

2) Reise nach der Insel Kreta. Leipzig und Sorau 1823. I. S. 544, 545.

3) Mönche (man braucht nicht gerade an Pater Aurelian zu denken), Hirten und meist bejahrte Vertreter des schönen Geschlechts, welche in der Heilkunde dilettiren („Kluge“, Kräuter- und Streichfrauen u. s. w.) halten überall am hartnäckigsten am Aberglauben fest oder sind, wem das schöner klingt, die treuesten Bewahrer des Folklore.

4) Description physique de l'île de Crète, Partie botanique (1869), p. 957, Anmerk. (2),

Nachricht des Buondelmonti folgende Bemerkung: „pareille tradition existe aujourdhui dans les montagnes de Sphakia; les bergers désignent sous le nom de „Lampidoni" une herbe merveilleuse, qu'ils ne peuvent montrer, mais à laquelle ils attribuent la même propriété."

Dieselbe Tradition findet sich auch auf Karpathos (Scarpanto), welche Insel ebenso selten von wissenschaftlichen Reisenden besucht worden ist, als dies bei der grossen Nachbarinsel oft der Fall war. Unser gelehrter Landsmann Prof. Ludwig Ross[1]) sagt: „Dann folgt in der Mitte der Insel das bereits erwähnte, mächtige Gebirge Lastos, von welchem das Volk mancherlei fabelt, z. B. dass ein dort wachsendes Kraut, ἡ λαμπιδοῦσσα, welches die Zähne des Viehs golden färbt, in Europa zur Fabrikation des Goldes gebraucht werde." Gleiches berichtet neuerdings der englische Reisende Theodore Bent[2]): „The mountains of Karpathos are exceedingly high, rivalling those of the neighbouring Crete and a story of a golden treasure on the slopes of Mountain Lastos curiously reminds one of a similar legend, told in ancient times in Crete. It is now said there must be gold up there, because the teeth of their flocks are often tinged with gold after browsing on this mountain." — —

Auch auf dem griechischen Festlande ist diese Sage weit verbreitet. Theod. v. Heldreich, der vielerfahrene Naturforscher, der nun schon seit einem halben Jahrhundert die deutsche Wissenschaft auf dem classischen Boden von Hellas so rühmlich vertritt, schreibt mir über die von ihm vielfach vernommene Sage vom Goldkraut Folgendes: „Die Erzählungen über Lampidonia sind mir von meiner ersten Reise auf den Taygetos im Jahre 1844 bekannt und habe ich handschriftliche Notizen darüber aus jener Zeit, speciell jedoch nichts über den Gegenstand veröffentlicht. Ich hatte damals (1844) auch den Kiefer eines Lammes mitgebracht, auf dessen Zähnen der goldglänzende Ueberzug deutlich zu sehen war. Seitdem ist mir die Fabel von der Lampidonia sehr oft von den Hirten auf den meisten Hochgebirgen Griechenland's, die ich besuchte, wieder erzählt worden, so auf dem Parnassos, dem Oeta, dem Tymphrestos (Veluchi), der Dirphys in Euboea, Kyllene im Peloponnes und besonders auf Kreta (1846! u. 1870!). Die Fabel scheint überall bekannt und verbreitet zu sein, soweit die griechische Zunge reicht. Die Erzählung ist immer die gleiche: Es ist eine Pflanze, deren Blüthe (oder Blume) bei Nacht leuchtet, sich aber nicht pflücken lässt, weil, wenn man sich dem Lichtschein nähert, derselbe zu leuchten aufhört. Man muss zu zweien sein, sagen die Hirten, der eine in der Ferne stehen bleiben, der andere mit einem Mantel (sogen. Kappa aus Ziegenhaar) versehen, um denselben auf die leuchtende λαμπηδόνια, auch λαμπηδόνη oder λαμπηδοῦσσα („die leuchtende") zu werfen, sobald ihm der in der Ferne gebliebene Gefährte zuruft, dass er sich nahe genug dabei befinde. Wer die Lampidonia fassen und in Menge sammeln könnte, muss reich werden, weil sie Alles, womit sie in Berührung kommt (nicht nur die Zähne der Schafe) in Gold verwandelt. Geht man der Sache auf den Grund, so hat keiner der Erzähler selbst die Lampidonia gesehen, sondern sein Vater, Grossvater oder ein Dritter, der nicht zugegen ist, hat davon reden gehört."

Ganz übereinstimmend sind die Angaben des verstorbenen griechischen Botanikers Orphanides, der in seinen Γεωπονικά, Bd. I (1872), p. 61 einen kurzen Artikel

---

welche möglicher Weise von Th. v. Heldreich herrührt, der seine botanischen Aufzeichnungen über die auch von ihm mehrmals besuchte Insel Raulin überlassen hat.

1) Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres. III. S. 64.

2) Greek peasant life (Fortnightly Rewiew Aug. 1886, p. 217) und The Greek Islanders (Quart. Journ. 1886, No. 325, p. 205).

unter dem Titel Φυτική μυθολογία τῆς νεωτέρας Ἑλλάδος veröffentlicht hat[1]). Diesen Forscher trieb sein folkloristischer Eifer so weit, dass er auf dem Parnass und Parnon Nachtwache hielt, um unter Anleitung der Hirten die Wunderpflanze zu suchen. Auf dem Parnass sah er gar nichts, auf dem letztgenannten Gebirge aber einmal in grosser Ferne einen weiss phosphorescirenden Lichtschein, der aber bei der Annäherung verschwand.

Auch auf der Insel Sicilien, die ja im Alterthume mit Griechenland durch die innigsten Culturbeziehungen verknüpft war, ist diese Sage bekannt. Sie hatte einmal recht unbequeme Folgen für einen hervorragenden, von dort gebürtigen Botaniker. Wie Prof. Caruel Hrn. Dr. Forsyth Major mittheilte, musste Filippo Parlatore, der hochberühmte Verfasser der Flora Italiana, bei einem Ausfluge in der Nähe von Palermo sein Heil in der Flucht suchen, weil er den dortigen Landleuten nicht das Kraut, welches die Zähne der Ziegen vergoldet, zeigen konnte.

Völlig gleichglautend, wie in Griechenland und auf den Inseln des Archipelagus, ist die Sage vom Goldkraut auch in Syrien bekannt. Dies erfahren wir aus dem Berichte des berühmten Orientreisenden U. J. Seetzen[2]), auf welchen mich Hr. Consul Wetzstein aufmerksam gemacht hat. Also auch diesmal habe ich, wie noch bei jeder irgendwie mit orientalischen Dingen sich befassenden Arbeit, dem umfassenden Wissen dieses meines langjährigen Freundes die wesentlichste Förderung zu danken. Seetzen hielt sich im Juli 1805 zu Beschirra (im Libanon, 5/4 Stunden von dem weltberühmten Cedernwalde gelegen) im Hause eines französischen Kaufmanns Bertrand auf, der dort, seit der Bonaparte'schen Expedition 1799, eine Zuflucht vor dem grausamen Dschesâr-Pascha gefunden hatte. Ueber den uns beschäftigenden Gegenstand berichtet Seetzen folgendermaassen: „Mr. Bertrand theilte mir auch jene berüchtigte Pflanze mit, wonach so viele Levantiner vergeblich suchen und wovon man versichert: sie verwandle unedle Metalle in Gold. Man kam auf diese Idee, weil man bemerkt hatte, dass die Zähne der Ziegen zu gewissen Zeiten mit einem gelblichen Firniss überzogen werden, der einen Metallglanz hat. Auch von diesen Zähnen theilte er mir etliche mit. Er versicherte mir, dass es ihm viele Mühe und Ausgaben gekostet habe, um sich diese merkwürdige Pflanze zu verschaffen. Die Beschreibung und die Eigenschaften nebst dem Standorte derselben habe er in einem europäischen, gedruckten Werke angetroffen, und nach dieser Anleitung sie gesucht und gefunden. Man findet sie hier bei den grossen Cedern, zu welchen man von hier in 5/4 Stunden

---

1) In derselben Abhandlung erwähnt Orphanides auch die weitverbreitete Erzählung vom σιδηρόχορτον, einem Kraute, mit dem man verschlossene Thüren öffnen und verborgene Schätze heben kann, welches schon von Plinius mehrfach (Nat. Hist. X, 20. XXV, 5. XXVI, 9) erwähnt wird, und in dem jeder die Springwurzel unserer deutschen Volksmärchen erkennen wird. Die Sage vom Goldkraut habe ich bei den Schriftstellern des Alterthums vergeblich gesucht, obwohl sie sich nahe mit den Erzählungen von nächtlich leuchtenden Zauberkräutern berührt, die sich bei den Schriftstellern des Alterthums vielfach finden. Ausser auf die Baaras des Josephus und die Aglaophotis des Aelian (vergl. diese Verhandl. 1891, S. 731, Anmerk.) macht Forsyth Major auf Nyctegretos und Nyctalops bei Plinius (Nat. Hist. XXI, 36) aufmerksam. P. Sintenis hörte auch jetzt noch in Pontus bei Sumila unweit Trapezunt von einem bei Nacht leuchtenden Zauberkraut, das ein Kaloyer (s. oben S. 165, Anmerk. 3) entdeckt haben soll und das alle Krankheiten heilt. wenn man sich nackt darauf herumwälzt (vergl. auch S. 171).

2) Reisen durch Syrien und Unter-Aegypten, herausgegeben von Dr. Fr. Kruse. Berlin 1854, Bd. I, S. 160 u. 161.

gelangt. Man findet sie aber blos im Frühlinge, indem sie nachher sogleich von den Ameisen verzehrt wird. Das Merkwürdigste ist, dass diese Pflanze einen phosphorischen Glanz von sich giebt, und daher des Abends und Nachts in Feuer zu stehen scheint. Mr. Bertrand versicherte mir feierlich, er habe sie auch so angetroffen. Diese Pflanze erreicht höchstens die Länge einer Spanne. Die Wurzel ist schwarzbraun, einfach ohne Nebenwurzeln; oben aus derselben kommen viele kleine, sich umfassende und dicht an einander schliessende Blättchen hervor, welche pfriemen- und lanzettförmig sind und auf beiden Rändern einige steife, etwas stechende Härchen haben. Diese Blättchen sitzen so dicht in einander, dass sie zusammen fast das Ansehen eines Kelches von einer Centaurea haben. Aus diesen Blättern kommen kleine, etwas steifhaarichte Stengel hervor, auf welchen oben eine gelbe Blume von vier Blättchen und einem auffallenden Kelche von zwei Blättchen folgt, und die zu der Klasse der Polyandria zu gehören scheint. — Ich habe noch zu sagen vergessen, dass einige von den erwähnten schuppenartigen Wurzelblättchen einen ebensolchen Metallglanz haben als jene Ziegenzähne. Obgleich das Vorgeben, dass diese Pflanze alle Erze in Gold verwandle, lächerlich ist: so verdient sie doch ihrer Phosphorescenz und ihrer firnissgebenden Kraft wegen, unsere Aufmerksamkeit.“

Auch in Kurdistan und Armenien sind ähnliche Sagen nicht unbekannt. Der verdienstvolle botanische Reisende Paul Sintenis schrieb mir (d. d. Kupferberg in Schlesien, 28. November 1892), dass der auch dort bekannte goldglänzende Ueberzug an den Zähnen der Ziegen nach der Volksmeinung durch den Genuss eines Krautes erzeugt werde. Dasselbe berichtet mein verehrter Freund, Prof. K. Haussknecht in Weimar, aus Mesopotamien, wo man ihm sogar eine bestimmte, dort häufige Pflanze, Euphorbia tinctoria Boiss. et Huet, als mit dieser wunderbaren Eigenschaft begabt, bezeichnete. Man glaubt dort (diese Sagen sind bei den Arabern allgemein verbreitet, bei den Persern nach H.'s Meinung nur durch Derwische eingeführt), dass die Pflanze zum Goldmachen benutzt werden könne, und dass diese alchymistische Operation in kupfernen Kesseln vor sich gehe.

Aus Persien haben wir ein literarisches Zeugniss in dem Werke des Engländers Morier[1]), welcher die Kenntniss der Wunderpflanze gleichfalls den aus der Ferne nach dem berühmten Vulkan Demawend pilgernden Derwischen zuschreibt: „I was told at Tabriz, by a man of Mazanderan, that . . .; and, indeed that Derveishes, led by the information of their books, resorted thither from India to cull a certain plant convertible into gold, and tinging with a golden hue the teeth of the sheep that feed upon the mountain.“

Endlich habe ich noch zu erwähnen, dass mir selbst die Erzählung vom Goldkraut zweimal in Aegypten begegnet ist. Am Südrande der ob ihres Möris-Sees seit uralten Zeiten gepriesenen Provinz Fajum, in der, eine Ausbuchtung der Libyschen Wüste füllenden, wenig besuchten Oasenlandschaft Rharaq, hörte ich im März 1876 von Ziegen mit goldenen Zähnen. Die dortigen Beduinen fügten noch hinzu, dass diese Erscheinung vom Genuss eines „Goldkrautes“ herrühre, das mir aber keiner zu zeigen wusste. Noch einmal erfuhr ich davon auf meiner letzten ägyptischen Reise im April 1887, an einer noch bedeutsameren Stelle des Pharaonenlandes, am Ostrande des Delta unweit der Königstadt des grossen Ramses, Tanis, des Zoan der Bibel, in dessen Nähe die Tradition die Königstochter den kleinen Moses im Röhricht auffischen lässt. Auch hier hatte mein

---

1) A Journey through Persia, Armenia and Asia Minor to Constantinople in the years 1808 and 1809 (1812), p. 232.

Gewährsmann, ein alter Beduine aus Salchijeh, die wunderbare „schedjret-ed-dahab"[1]) nicht selbst gesehen.

Es ist überhaupt bemerkenswerth, dass, so weit verbreitet die uns beschäftigende Sage auch ist und so übereinstimmend sie auch berichtet wird, die Kenntniss der wunderbaren Pflanze selbst nur sehr wenigen eigen zu sein scheint[2]). Dass diese Unkenntniss keine bloss vorgeschützte ist, beweisen Vorfälle, wie die oben (S. 166 u. 167) von Sieber und Parlatore berichteten. Auch Sintenis wurde in Pontus nach der alle Krankheiten heilenden Wunderpflanze (S. 167, Anmerk. 1) befragt. Haussknecht war daher besonders vom Glücke begünstigt, als ihm die oben (S. 168) erwähnte Euphorbia tinctoria als das Goldkraut bezeichnet wurde.

Ein ganz besonderes Interesse knüpft sich aber jedenfalls an die von Seetzen gesehene und von diesem, in der Botanik nicht unbewanderten Forscher kenntlich beschriebene Libanonpflanze. Dass die angegebenen Blüthenmerkmale eine Papaveracee charakterisiren, ist so einleuchtend, dass man sich wundern muss, dass Seetzen diese Bestimmung nicht gemacht hat. Die niedrigen, einblüthigen Stengel leiteten mich sofort auf das in Boissier's Flora Orientalis I. p. 111 angeführte Papaver libanoticum Boiss., allein die lanzettlich-pfriemlichen Blätter Seetzen's schienen mit der dort gegebenen Beschreibung unvereinbar. Doch sollte sich sofort zeigen, dass auch hier „Probiren über Studiren" gehe. An einem am 30. August 1880[3]) von G. Schweinfurth in Astragalus-Polstern am Dâr-el-Chedîb oberhalb der Cedern gesammelten Herbar-Exemplare fand ich sofort, dass der Vergleich mit einem Centaurea-Hüll-Kelch gar nicht so unzutreffend ist, da die frischen, tief eingeschnittenen Blätter von trockenen Resten wenig getheilter, bezw. von den Blattstielbasen getheilter dicht umgeben sind. Noch mehr war ich erstaunt, an einigen dieser halb oder ganz vertrockneten Blattstielreste einen schönen Goldglanz zu bemerken, und so konnte ich nicht daran zweifeln, das Seetzen'sche Goldkraut vor mir zu haben. Die einzige Abweichung der Beschreibung unseres Landsmannes betrifft die Blüthenfarbe, welche Schweinfurth als „hell ziegelroth" bezeichnet. Indess hat Seetzen ja die Pflanze nur in einem vermuthlich nicht allzu sorgfältig getrockneten Exemplare gesehen.

Selbst die auf den ersten Blick so unglaubwürdig erscheinende Angabe des nächtlichen Leuchtens, kann möglicherweise einen thatsächlichen Hintergrund besitzen.

Goethe berichtet in seiner Farbenlehre Nr. 54[4]), dass er „am 19. Juni 1799 zu später Abendzeit, als er bei der in eine klare Nacht übergehenden Dämmerung im Garten mit einem Freunde auf und abging, an den Blumen des orientalischen Mohns, die vor allen anderen eine mächtig rothe Farbe haben, etwas Flammenähnliches bemerkt habe, das sich in ihrer Nähe zeigte". Bei directer Fixirung des

---

1) Wörtlich „Goldbaum". Das Wort schedjr (Baum) wird in Aegypten selbst auf ganz kleine Krautgewächse angewendet, sobald sie nur verzweigt sind.

2) Weniger auffällig ist, dass die Fähigkeit des „Goldmachens" mit Hülfe der Pflanze vorzugsweise Fremden, namentlich Europäern, oder wenigstens Stadtbewohnern zugeschrieben wird. Auch unser Landvolk hegt ähnliche Ansichten. Selbst in der Mark Brandenburg glaubt man noch hier und da unter der Landbevölkerung an die Existenz eines sechsten und siebenten Buches Mose, das „in Spandau an einer Kette liege". (W. v. Schulenburg.) Auch der mitteldeutsche Glaube an den goldsuchenden „Walen" und „Venediger" bietet ein Analogon.

3) Die Angabe, dass die Pflanze frühzeitig von den Ameisen verzehrt werde, ist also unbegründet.

4) Ausgabe letzter Hand, Bd. LII (1833), S. 37.

Objects aus der Nähe war nichts zu bemerken, doch gelang es dem grossen Dichter und seinem Freunde nach einigen Versuchen, indem sie beim Vorübergehen seitwärts darauf blickten, das auffällige Phänomen nach Belieben zu erhalten. „Es zeigte sich, dass es ein physiologisches Farbenphänomen, und der scheinbare Blitz eigentlich das Scheinbild der Blume in der geforderten blaugrünen Farbe sei“ [1]).

Es scheint mir nicht unwahrscheinlich, dass ähnliche Augentäuschungen auch den Hirten am Libanon begegneten und von diesen der Pflanze ein wirkliches Leuchten zugeschrieben wurde. Ist doch ein ähnlicher Irrthum auch der Tochter des grossen Linné begegnet, welche in den Schriften der Schwedischen Akademie 1762 über diese merkwürdige, von ihr an Tropaeolum majus L. beobachtete Erscheinung berichtet hat [2]). Bekanntlich beobachtete Haggren dieselbe Erscheinung an Calendula, Pursh an Onothera; überhaupt ist sie nur an lebhaft rothgelben und gelben Blumen wahrgenommen. Wenn sich also auf den Gebirgen Griechenland's gleichfalls eine Pflanze mit ansehnlichen gelben oder rothen Blumen nachweisen liesse [3]), an der allenfalls dieselbe Erscheinung zu beobachten wäre, so würde sich das dort berichtete Erlöschen des Lichtscheins bei der Annäherung ganz natürlich erklären.

Kehren wir indess zu dem Libanon-Mohn zurück. Der an den Grundblättern desselben zu bemerkende, oft recht auffällige Goldglanz würde, auch wenn die obige Vermuthung über den Ursprung des das Leuchten der Pflanze betreffenden Folklore sich nicht bestätigen sollte, genügen, dieselbe bei diesen leichtgläubigen Naturkindern in den Ruf einer Wunderpflanze zu bringen. Die Aehnlichkeit dieses Goldglanzes mit dem an den Ziegenzähnen beobachteten legt es sehr nahe, beide Erscheinungen in causalen Zusammenhang zu bringen; von da ist es nicht mehr weit zu dem Glauben, dass die Pflanze auch andere Gegenstände in Gold verwandeln könne.

Ein lebhafter Metallglanz ist an allen vertrockneten Blattresten zu bemerken, welche besonders reichlich im zweiten Lebensjahre der Pflanze, in dem sie erst zur Blüthe gelangt und dann wohl in der Regel abstirbt, deren Basis umgeben. Besonders goldähnlich erscheint dieser Glanz an Stellen, wo das Gewebe eine lebhaft gelbe Farbe besitzt [4]). Diese Färbung hat nach der von Stud. P. Graebner auf meinen Wunsch vorgenommenen mikroskopischen Untersuchung ihren Sitz in

---

1) Goethe erklärt mithin diese Erscheinung, wie auch schon vor ihm Ingen-Housz und Andere, für eine optische Täuschung, indem das Nachbild der lebhaft gefärbten Blume in der complementären blaugrünen Farbe erscheine. Diese Erklärung wird auch von Treviranus, der diese von ihm selbst mehrfach beobachtete Erscheinung in seiner Physiologie der Gewächse II. S. 70—72 eingehend bespricht, angenommen.

2) Linné selbst gedenkt in der zweiten Ausgabe der „Species plantarum“, p. 490 (1762), dieser Beobachtung mit den Worten: „Flores ante crepusculum fulminant, observante E. C. Linnaea.“

3) Papaver-Arten aus dieser Verwandtschaft kommen dort nicht vor, wohl aber auf den Gebirgen Armenien's (das P. armeniacum) und Persien's, wo gleichfalls der Volksglaube an eine die Metallfärbung der Zähne hervorrufende Pflanze nachgewiesen ist.

4) Diese gelbe Färbung zeigt sich übrigens stellenweise auch an den Kelchblättern, Früchten und besonders an dem an der Basis der letzteren befindlichen Achsentheil, an dem die äusseren Blüthentheile eingefügt waren. Diese gelben Stellen fand ich stets unbereift. Besonders auffällig ist der Goldglanz der reich verzweigten Fruchtstengel von P. armeniacum (L.) Lam., die ich kürzlich von Hrn. P. Sintenis vom Sipikor-Dagh (Iter orient. 1890, No. 3070!) erhalten habe.

den mässig verdickten Zellmembranen der betreffenden Gewebspartien; der Glanz rührt aber, wie es scheint, von einer mächtigen Auflagerung von Wachs her, welche an diesen Stellen auf der Epidermis zu bemerken ist.

Es sei noch bemerkt, dass die Sage vom Goldkraut in nahen Beziehungen zu gewissen Traditionen der mittelalterlichen Alchymie zu stehen scheint. In der wunderlichen kleinen Schrift[1]), in welcher der berühmteste Naturhistoriker des 16. Jahrhunderts, Konrad Gesner, die Nachrichten der Alten über leuchtende Pflanzen und andere Gegenstände, sowie später daran sich knüpfende Ueberlieferungen zusammengestellt hat, wird p. 18 nach einem Manuscript eines unbekannten Verfassers eine „Lunaria"[2]) erwähnt, durch deren Saft, und zwar durch den der Blüthen, Quecksilber in Silber, durch den der Wurzel aber unedle Metalle in Gold verwandelt werden, und die (allerdings nur bei zunehmendem Monde!) leuchtet. Als eine solche „herba lunaria" wird von Buondelmonti das kretische Goldkraut bezeichnet, das auf dem Berge Ida die Zähne der Heerden vergoldet. Es ist aber nur ein zufälliges Zusammentreffen, dass in einer anderen Notiz (l. c. p. 21) über „Lunaria", die bei Glarus, Luzern und auf dem Beatenberge[3]) wachsen soll, dieselbe u. a. mit „Argemone" identificirt wird, wobei man an Argemone alpina, foliis scandicis, lutea des Casp. und Joh. Bauhin, das heutige Papaver alpinum L. denken möchte, dessen Blattstiele einen ähnlichen, wenn auch schwächeren Metallglanz zeigen, als die der syrischen Hochgebirgs-Art. Die hier, wie auch an der ersten Stelle, gegebene quasi-botanische Beschreibung hat mit dieser und überhaupt mit einer wirklichen Pflanze nichts gemein, wie denn Gesner die ganze Abhandlung mit der sicher begründeten These beginnt: „Lunariam, quam recentiores monstrose describunt et noctu lucere aiunt herbam videri fictitiam" und p. 19 und 20 nicht Worte genug finden kann, die Thorheit und Verwerflichkeit des Treibens der Alchymisten, unter denen er ausdrücklich auch seinen Landsmann Theophrastus Paracelsus[4]) nennt, zu geisseln.

Schliesslich noch einige Bemerkungen über die Erscheinung, welche, abgesehen von den oben mitgetheilten, einige orientalische Papaver-Arten betreffenden Angaben, den einzigen thatsächlichen Anhalt für die Sage vom Goldkraut geboten hat; ich meine das Vorkommen des gold- oder überhaupt metallglänzenden Ueberzuges auf den Zähnen von Säugethieren, besonders Wiederkäuern[5]). Dasselbe ist keineswegs so selten, wie man nach den spärlichen und dürftigen Erwähnungen

1) De raris et admirandis herbis, quae sive quod noctu luceant, sive alias ob causas, lunariae nominantur, commentariolus: et obiter de aliis etiam rebus quae in tenebris lucent etc. Tiguri 1555.

2) Als „Kraut des Mondes" wurde schon von Hermes Trismegistos die bei Nacht leuchtende Aglaophotis bezeichnet; vergl. diese Verhandl. 1891, S. 731, Anmerk.

3) P. alpinum L. wächst auf dem Pilatus bei Luzern (Rhiner, Prodrom. Waldst. Gefässpfl., 1870, S. 6), aber nicht im Canton Glarus (Prof. Jäggi, briefl. Mittheilung); auch auf dem Beatenberg ist es von L. Fischer weder in seinem Verzeichniss der Gefässpflanzen des Berner Oberlandes (1875), noch in den beiden Nachträgen (1882 u. 1889) angegeben.

4) Der sprichwörtlich gewordene Name dieses Wundermannes, Bombastus, ist bekanntlich nichts anderes, als die Latinisirung seines eigentlichen Familiennamens Baumast.

5) Von Angehörigen anderer Säugethier-Ordnungen nenne ich den Wildesel, an welchem Geh.-Rath Rob. Hartmann (Sitzung der Gesellschaft naturforschender Freunde vom 21. Februar 1893) die Erscheinung in Nubien 1860 beobachtete. Ferner theilte mir Dr. Jäkel mit, dass er dieselbe an den Zähnen eines fossilen Raubthiers, Hyaenodon, bemerkt habe.

dieser Thatsache in der Fachliteratur glauben sollte. Am ausführlichsten besprach sie, soviel mir bekannt, Hertwig in dem von ihm und Gurlt herausgegebenen Magazin für die gesammte Thierheilkunde XL. (1874), S. 345—350. Der Fall betraf eine in dem niederrheinischen Städtchen Xanten geschlachtete, völlig gesunde Ziege, deren vom Thierarzt van Heil eingesandter Oberkiefer auf Taf. III abgebildet ist[1]). Sämmtliche Molaren sind mit einer stellenweise bis 5 *mm* dicken Kruste überzogen, die einen schönen Silberglanz zeigt. Bei mikroskopischer Untersuchung zeigte sich dieser Ueberzug, der als ein Niederschlag aus dem Speichel, mithin als sogenannter Weinstein zu betrachten ist, aus zahlreichen, sehr feinen, über einander abgelagerten Lamellen zusammengesetzt, und Hertwig nimmt schon mit Recht an, dass diese Structur den Metallglanz bedinge. Ueber die chemische Zusammensetzung werden nur dürftige Andeutungen gegeben, doch ist wohl nicht daran zu zweifeln, dass dieselbe, wie der sogenannte Weinstein überhaupt, grösstentheils aus Calciumcarbonat besteht, mit einem geringen Eisengehalt, der aber auch von Hertwig als unwesentlich für die Hervorrufung des Metallglanzes betrachtet wird, obwohl die von ihm zum Vergleich herangezogenen Nierensteine, die wie vergoldete Pillen erscheinen, ebenfalls etwas Eisen enthalten. Hr. R. Virchow, der dieselbe Erscheinung an Kühen beobachtet hat, äusserte gesprächsweise, dass Ablagerungen von Calciumcarbonat im thierischen Körper in der Regel eine, derartigen Glanz bedingende Structur zeigen. Man wird ja auch, wie Hr. K. Möbius bemerkte, an den durch ähnliche Structurverhältnisse bedingten, bei den Konchylien verbreiteten Perlmutterglanz erinnert.

Uebrigens ist die Farbe des metallglänzenden Ueberzugs nur in seltenen Fällen silberähnlich, wenn nehmlich die abgelagerte Substanz farblos ist. In der Regel besitzt sie aber eine mehr oder weniger gelbliche Farbe, wodurch eine Gold-, Bronze-, oder Messing- ähnliche Farbe des Ueberzugs bedingt wird. Höchst wahrscheinlich ist dies gelbe Pigment organischen Ursprungs; ob dasselbe von Säften der von den Thieren abgeweideten Pflanzen herrührt, wäre noch zu untersuchen.

Nach Ficalbi (Soc. Toscana di scienze naturali. Processi verbali V, p. 252, Adunanza del dì 8 maggio, 1887) soll die Silberfärbung vorzugsweise bei Rindern erscheinen. Schon Hertwig erwähnt eines zu seiner Zeit im Besitz des Zahnarztes Lindener sen. befindlichen Hammelkopfes, dessen Zähne „schwarzen Weinstein mit schönem Goldglanz“ zeigten. In allen folgenden Fällen handelte es sich stets um einen goldglänzenden Ueberzug.

Viel häufiger nehmlich, als an unseren Hausthieren in Mitteleuropa wird ein goldglänzender Ueberzug (ebenfalls wohl ausschliesslich an den Molaren) bei wilden Wiederkäuern, sowie namentlich auch bei den unter dem milderen Himmel des Mittelmeer-Gebiets und des Orients mehr in Freiheit weidenden Ziegen und Schafen beobachtet, an welchen sie an gewissen Oertlichkeiten geradezu typisch auftritt. Von wilden Arten habe ich zuerst den Damhirsch anzuführen, von dem L. Lungershausen im Zoolog. Garten 1866, S. 475 mittheilt, dass er von Hrn. Adolphi in Alt-Kröben (Provinz Posen) einen Schädel erhalten habe, dessen „stark abgeriebene Backenzähne (es handelte sich um einen „Kümmerer“) vom Kieferrande aus mehrere Linien breit goldig glänzten“[2]). Viel häufiger aber, wie

1) Ich konnte diesen, mir von Hrn. Prof. Schütz zu diesem Zwecke gütigst anvertrauten Kiefer in der Sitzung vorlegen.

2) Gleichfalls an Damhirschen, sowie an Antilopen, auch an Ziegen und Schafen

mir Hr. A. Nehring mittheilte, findet sich dieser metallglänzende Ueberzug bei Antilopen, auch bei der einzigen mitteleuropäischen Vertreterin dieser Gruppe, der Gemse. Der genannte Forscher hatte die Güte, mir zur Demonstration ausser dem Unterkiefer einer Gemse auch den einer Saiga-Antilope anzuvertrauen. Namentlich der letztere zeigt die Erscheinung sehr schön. An den Molaren sind die äusseren und namentlich die der Mundhöhle zugewendeten Seitenflächen mit einem dunklen, bei geeigneter Beleuchtung messinggelben, Metallglanz reflectirenden Ueberzug bedeckt, der auf den Kauflächen und in deren Umgebung fehlt, ebenso an den vom Zahnfleisch bedeckt gewesenen Partien, sowie auch die Schneidezähne völlig frei davon sind. Diese Kruste ist ziemlich dünn und rissig, haftet aber fest auf der Unterlage.

Aehnliche Incrustationen lassen sich sogar an den Zähnen vorweltlicher Wiederkäuer nachweisen. Der gefeierte Biologe Forsyth Major sah sie an den Molaren von Samotherium, jenem Vertreter der Giraffiden, in der von ihm entdeckten Miocän-Fauna von Mytilini auf der Insel Samos[1]), die sich so eng an die bekannte von Pikermi annähert.

Ich schliesse mit einem Verzeichniss der Oertlichkeiten Süd-Europa's und des Orients, von denen mir das Vorkommen des goldglänzenden „Weinsteins", meist in Verbindung mit der Sage vom Goldkraut, bekannt geworden ist:

Sardinien: Insel Tavolara (La Marmora, Itinéraire de l'île de Sardaigne 1860, II, p. 191; Forsyth Major, der mir einen von dort stammenden Ziegenkiefer mit goldglänzenden Molaren vorlegte).

Sicilien: Berge von Palermo (Parlatore, s. oben S. 167); Aetna (La Marmora l. c. p. 192).

Griechenland: Parnass (v. Heldreich, Orphanides); Oeta; Tymphrestos [jetzt Veluchi]: Dirphys auf Euboea; Kyllene (v. Heldreich); Parnon [jetzt Malevó] (Orphanides): Taygetos (v. Heldreich, s. oben S. 166).

Kreta: Ida [Sphakia] (Buondelmonti, Sieber, v. Heldreich, Raulin, s. oben S. 165).

Karpathos [Scarpanto]: Lastos (Ross, Th. Bent, Forsyth Major, s. oben S. 166.)

Syrien: Sendschirli (F. v. Luschan, s. oben S. 172, Anm. 2); Libanon (Seetzen, s. oben S. 167; Consul Gays nach Zoolog. Garten 1866 a. a. O.).

Mesopotamien (Haussknecht, s. oben S. 168).

Kurdistan und Armenien (Sintenis, s. oben a. a. O.).

Persien: Demawend (Morier, s. oben a. a. O.).

Aegypten: Rharaq; Tanis [San] (Ascherson, s. oben a. a. O.).

Ausser den oben Genannten, besonders den HHrn. Th. v. Heldreich, Forsyth Major und Wetzstein, bin ich auch den HHrn. Bartels, Thierarzt A. Grimme, P. Matschie, Assistenten am Museum für Naturkunde, und Prof. Schütz für literarische Nachweise verpflichtet. —

---

beobachtete die Erscheinung Hr. F. v. Luschan, nach dessen Mittheilungen sie bei Sendschirli nicht selten ist.

1) Es sei bei dieser Gelegenheit darauf hingewiesen, dass dieser capitale Fund nicht einem glücklichen Zufall, sondern der intelligenten Ausnutzung einer aus dem classischen Alterthum überlieferten Nachricht zu verdanken ist, an der man bisher achtlos vorübergegangen war. Aelian (nach Euphorion) und Plutarch berichten von riesenhaften Gebeinen auf Samos, die der erstere fabelhaften Thieren (Neades oder Neïdes), der letztere gar den Amazonen zuschreibt.

Hr. Rud. Virchow: Der von Hrn. Ascherson besprochene Ueberzug an den Zähnen von Wiederkäuern ist, wie derselbe erwähnt hat, auch mir gelegentlich wegen seines Metallglanzes aufgefallen. Nach meiner Erinnerung war derselbe in seinen reinen Formen mehr dem Silber, als dem Golde ähnlich, indess nicht selten, offenbar durch besondere Beimengungen, verschiedentlich gefärbt, nicht bloss gelblich, sondern auch bräunlich und schwärzlich. Einmal, an einem Ziegenkiefer, war der Metallglanz so auffällig, dass ich eine chemische Analyse vornehmen liess; dieselbe ergab jedoch keine nennenswerthe Metallbeimischung, sondern wesentlich organische Substanz mit Einlagerung von kohlensaurem Kalk. Es darf angenommen werden, dass letzterer, wie bei der Bildung von Weinstein und von Speichelsteinen, aus dem Speichel abgeschieden wird. Die eigenthümliche optische Erscheinung erklärt sich dadurch, dass der Absatz in sehr feinen, über einander gelagerten Blättchen erfolgt. Ein solcher Absatz bedingt, wie das Beispiel der Perlen lehrt, bei einiger Reinheit des Materials den bekannten Silber- oder Perlmutterglanz, offenbar durch Interferenz; es ist bekannt, dass die Perlen gleichfalls sehr verschiedene Farben bis zur völligen Schwärze besitzen können. Zur Erzeugung des Metallglanzes kommt es auf die Natur der abgesetzten Schichten weniger an, als auf die mechanische Anordnung und Feinheit derselben. Daher besitzen gewisse pathologische Gebilde, die gar keinen Kalk enthalten, sondern nur aus sehr dünnen Lagen farbloser, concentrisch (zwiebelartig) geschichteter, ganz feiner Epidermisblättchen bestehen, denselben Perl- oder Silberglanz und sie werden dem entsprechend auch Perlen genannt. Es ist dies eine ganze Reihe von abnormen Bildungen, die von den kleinsten Milien bis zu wirklichen Geschwülsten, den sogenannten Perlgeschwülsten, aufsteigen. Letztere hat Johannes Müller aus Missverständniss, wegen der häufigen Beimischung von krystallinischen Plättchen von Cholestearin, Cholesteatome genannt; ich habe diesen Namen durch Margaritoma ersetzt. Der scheinbar metallische Ueberzug der Zähne von Wiederkäuern hat damit nichts zu thun; er wird am besten unter den Begriff des Weinsteins gebracht.

Handelt es sich um Zähne oder Kiefer, welche längere Zeit in der Erde gelegen haben, z. B. solche aus alten Gräbern und Leichentheilen, so erlangen die Weinsteinüberzüge leicht eine stärkere Färbung durch das Eindringen farbiger Stoffe, wie namentlich von Eisensalzen. Ich besitze Rinds- und Schafkiefer aus verschiedenen alten Plätzen, welche ein mehr gelbes, meist ein röthlich gelbes Aussehen angenommen haben. So namentlich ausgezeichnete Stücke aus dem Hanaï-Tepe, welche nur Eisen-Reaction geben. Die helleren erinnern in der That an die Goldfarbe und man kann sich wohl denken, dass Personen, welche sie zu erklären suchen, darauf verfallen, die Thiere von irgend einer „Goldblume“ (Chryosplenium, Chrysanthemum etc.) fressen zu lassen. Diese Erklärung ist vielleicht ebenso gut, wie die des Namens Xanthos für den Skamander, weil er „die Schafe gelb mache“ (vergl. meine Landeskunde der Troas. S. 112.) —

Hr. v. Luschan bemerkt über das Vorkommen goldglänzender Zähne in Vorder-Asien, dass bei sämmtlichen Gazellen und Damhirschen, die ihm in Sendschirli und sonst in Nord-Syrien zur Beobachtung kamen, die Zähne einen goldig erscheinenden Belag hatten. Auch an einem von zwei dort daraufhin untersuchten Kuhschädeln war eine leicht metallische Färbung des sonst, wie bei uns, braun gefärbten, deutlich geschichteten, stellenweise abblätternden Belages der Zähne wahrnehmbar, die bei dem zweiten völlig fehlte. An Schädeln von Schweinen, Einhufern und Raubthieren wurde eine solche metallische Färbung des Zahnbelags nie beobachtet.

Daraus, dass die aus Smyrna stammenden oder dort wohnhaften griechischen Begleiter der Sendschirli-Expeditionen bei den ab und zu in die Küche gelangten Gazellen und Damhirschen an dem Goldglanz der Zähne Anstand nahmen und zweifelhaft waren, ob das Fleisch solcher Thiere geniessbar sei, wird wohl geschlossen werden dürfen, dass im westlichen Klein-Asien, oder wenigstens in Smyrna selbst, die fragliche Erscheinung nicht so allgemein beobachtet wird, als in Nord-Syrien. —

(25) Hr. R. Virchow bespricht einen neuen

Aino-Schädel.

Hr. Dr. Fr. Grimm, der nach $5\frac{1}{2}$ jähriger Abwesenheit aus Japan zurückgekehrt ist, erinnert mich daran, dass ich ihn bei seiner Abreise dahin beauftragt hatte, Nachrichten einzuziehen über die eigenthümlichen Verletzungen am Hinterhaupt der Aino-Schädel, die von Kopernicki und mir beschrieben worden sind. Er versichert, dass es ihm nicht gelungen sei, etwas Sicheres darüber zu erfahren; dafür hat er mir aber einen Schädel mitgebracht, der eine derartige Verletzung zeigt.

Ich will vorweg bemerken, dass diese Verletzung im Verhältniss zu den früheren ganz minimal ist, indem sie nur den hinteren Rand des grossen Hinterhauptsloches betrifft, und auch diesen nur an seiner äusseren Fläche, so dass die Gestalt des Loches unverändert geblieben ist. Es liegt hier eine abgeschrägte, übrigens sehr glatte und frische Fläche, die mit einem scharfen Instrument unter Anwendung grösserer Gewalt abgeschlagen ist. Dieselbe muss also bei der Tödtung des Mannes oder kurz nach dem Tode hergestellt sein, mit anderen Worten, der Mann muss enthauptet oder sein Haupt bald nach dem Tode abgeschlagen sein. Da andere Verletzungen fehlen, so lässt sich weiter nichts über den Hergang feststellen.

Der Schädel, der leider ohne Unterkiefer ist, erweist sich als ein ungewöhnlich gut entwickelter. Er ist ziemlich schwer, an der Oberfläche glatt, von gelblicher, links lichterer, rechts gelbbrauner Farbe, und vortrefflich erhalten; selbst die Zähne im Oberkiefer, die übrigens stark abgenutzte Schneiden haben, sind ganz vollständig. Seine Capacität ist gross (1451 *ccm*). Dem entspricht die Länge der Durchmesser und der Umfangsmaasse. Von letzteren weist das horizontale 527, das sagittale 366 *mm* auf.

Die Form ist orthodolichocephal (L.-Br.-Index 74,7, L.-H.-Index 72,1). Indess muss besonders angemerkt werden, dass der dolichocephale Index trotz der sehr beträchtlichen Breite (142 *mm*) nur durch die Grösse des Längs-Durchmessers (190 *mm*) zu Stande kommt. Bei der Betrachtung dominirt der Eindruck der Breite, zumal da die minimale Stirnbreite 94 *mm* beträgt. Die stark frontale Entwickelung wird auch erkennbar an den Verhältnissen der sagittalen Umfangsmaasse, denn von der Gesammtsumme derselben entfallen auf das Stirnbein 35,5, auf die Sagittalis selbst 33,0, auf das Hinterhaupt 31,4 pCt. Der Hinterhauptsindex beträgt nur 52, der Basilarindex 54, was sich aus der Länge des Foramen magnum (40 *mm*) erklärt.

Die Schädelkapsel stellt sich daher als ein breites Längsoval dar, dessen grösste Breite sehr tief, an der Schuppennaht, gelegen ist. Die etwas schräge und breite Stirn ist im Ganzen gewölbt, ohne Glabellar-Vertiefung, mit starken Stirnhöhlen und demnach breitem und vorgewölbtem Nasenfortsatz, an dem ein kurzer Rest der Stirnnaht sichtbar ist. Ueber die Mitte der Stirn zieht eine flache Erhöhung, der Ansatz zu einer Crista. Der hintere Theil des Stirnbeins lang und

ansteigend, die Scheitelcurve lang und gleichmässig. In der früheren Fontanellgegend beginnendes Verstreichen der Nähte, wovon sonst keine Spur zu sehen ist. Insbesondere sind die lateralen Abschnitte der Kranznaht erhalten, die Schläfengegend gut ausgebildet, die Alae sphenoid. gross, nur die Schläfenschuppen steil aufgerichtet. Die Sagittalis nach hinten einfach, von den Emissarien nur minimale Spuren erkennbar. Auch die Lambdanaht ist sehr einfach, der Winkel etwas flach, nur in der Mitte der Seitentheile links stärkere Zacken und rechts ein grosses, dreieckiges Schaltbein. Die Oberschuppe gut gewölbt, aber kurz; keine Protuberanz, an ihrer Stelle eine grössere, etwas rauhe Fläche. Auch die Basis ist gross, zumal da wegen der mehr nach vorn gerückten Lage des Foramen magnum das Hinterhaupt verlängert erscheint; das grosse Loch selbst hat einen Index von 72,5 (40 auf 29 *mm* Durchmesser). Warzenfortsätze gross, namentlich dick.

Das Gesicht ist kräftig entwickelt, am meisten in der Breite, jedoch auch in der Höhe. Die Distanz der Jochbogen beträgt 140, die der unteren Wangenbeinfortsätze 101 *mm*. Die Wangenbeine selbst sind gross und vortretend, jedoch ohne eine Spur von Quernaht; selbst die Sutura zygom. temp. ist ganz geradlinig. Die Tuberositas maxillaris ist stark, fast spitzig, mit verhältnissmässig schmaler Basis; sie wird gleichmässig vom Oberkiefer und vom Wangenbein gebildet. Eine Tuberositas temporalis fehlt. — Die Orbitae sind sehr gross, ihr Index mesokonch (83,7); der obere Rand ist mehr gestreckt, der untere, besonders in der Diagonale nach unten und aussen, ausgerundet. — Die knöcherne Nase ist am Ansatz und noch mehr in der Mitte schmal; ihr Querdurchmesser beträgt oben 9, in der Mitte nur 6 *mm*. Die Nasenbeine, welche nach oben etwas in den Nasenfortsatz des Stirnbeins eingreifen, haben einen stark gewölbten, aber wenig eingebogenen, fast geraden Rücken und sind nur wenig vorgestreckt. Apertur gross und schief, links mehr nach unten, rechts mehr nach aussen ausgeweitet. Nasenindex mesorrhin (47,1). Spina stark. — Oberkiefer gross, namentlich der Alveolarfortsatz lang, in der Querrichtung stark gerundet und mässig vortretend. Die grossen Zähne etwas prognath, die mittleren Schneidezähne schief gegen einander gerichtet, indem der Inc. I sin. etwas nach innen verschoben und gedreht ist. Die Molares III viel kleiner, als die übrigen Backzähne. — Der Gaumen sehr tief, kurz, aber nicht breit, Index 69,6, leptostaphylin. Der maxillare Theil des Gaumens sehr unregelmässig, rauh, der palatine glatt[1]). —

Ich habe die Beschreibung des Schädels etwas ausführlicher gegeben, um die Vergleichung mit den früher bekannten zu ermöglichen. Es ist dies der 7. Aino-Schädel, der mir zugeht, aber er verstärkt nur den Wunsch, dem ich bei meiner letzten Besprechung in der Sitzung vom 18. März 1882 (Verhandl. S. 225) Ausdruck gab, dass das thatsächliche Material vermehrt werden möchte, und ich benutze die Gelegenheit, um unsere Freunde in Ost-Asien zu ersuchen, uns noch mehr Aino-Schädel, und zwar gut bestimmte, zu senden. Selbst die bisher gefundenen Indexzahlen weichen so sehr von einander ab, dass sich ein einheitlicher Typus nicht feststellen lässt, und dass es, selbst wenn man zahlreiche Mischungen voraussetzt, nicht mit Sicherheit zu erkennen wäre, welchen Typus die Aino's in die Mischung hineingebracht haben. Die Unsicherheit wurde dadurch gesteigert, dass von den früher besprochenen Schädeln 13 von der Insel Sachalin und nur 8 von Yeso waren, und dass sich unter jeder dieser beiden Abtheilungen einer mit Synostose der Pfeilnaht befand.

Auch der neue Schädel hat eine Synostose der vorderen Fontanellgegend, die

1) Die Tabelle der Maasszahlen am Schlusse des Vortrages.

sich auf den Anfang der Sagittalis erstreckt, und da er auch dolichocephal ist, so könnte man diese Eigenschaft auf die Synostose beziehen. Aber die letztere ist so geringfügig, dass ich den Schluss nicht anzuerkennen vermag. Immerhin bleibt das Gesammtresultat stehen, dass von 9 Yeso-Schädeln 4, von 13 Sachalin-Schädeln 9 dolichocephal befunden sind und dass daneben 4 Yeso-Schädel und nur 3 Sachalin-Schädel mesocephal waren. Bleibt man bei den Schädeln aus Japan stehen, so tritt wiederum der Widerspruch mit den Angaben des Hrn. Scheube hervor, der unter 7 lebenden Aino's 8 mesocephal und nur 1 dolichocephal fand. Ich muss darauf verzichten, diese Widersprüche zu lösen.

Etwas bestimmter lässt sich nur sagen, was durch die bekannten Untersuchungen ausgeschlossen oder wenigstens zurückgedrängt erscheint. Hier ist zunächst die Seltenheit der Brachycephalie zu betonen. Unter sämmtlichen Angaben beziehen sich nur 2 (je 1 für Yeso und für Sachalin) auf brachycephale Personen. Daraus darf wohl geschlossen werden, dass die Brachycephalie nicht zum Aino-Typus gehört.

Was den Höhenindex betrifft, so kann ich hervorheben, dass von meinen 7 Schädeln 5 orthocephal und nur 2 hypsicephal sind, und dass die Hypsicephalie sich je 1 mal bei einem Yeso- und einem Sachalin-Schädel fand. Darnach erscheint die Orthocephalie mehr typisch.

Der Orbitalindex, von dem ich in meiner letzten Besprechung bemerkt hatte, dass er erheblich hinter dem Mittel des japanischen (87,0) zurückbleibe, ist auch in dem neuen Falle nur mesokonch (83,7). Dies ist recht bemerkenswerth.

Der Nasenindex ist unter den 7 Schädeln bei 1 Yeso-Schädel leptorrhin, bei 3 Yeso-Schädeln mesorrhin, bei 1 Yeso- und 2 Sachalin-Schädeln platyrrhin. Somit war Platyrrhinie bei den Yeso-Aino's überhaupt nicht vorhanden, Mesorrhinie vorwaltend. Das entspricht dem, was wir aus den Beschreibungen und Photographien entnehmen konnten, dass die Nase der Aino's sich weit mehr dem europäischen Typus nähert, als man von einem ostasiatischen Stamme erwarten durfte.

Ich will nur noch hinzufügen, dass die Capacität der Schädel von Yeso eine recht geräumige ist. Das Mittel meiner 5 Schädel beträgt 1452 *ccm*, wobei die maximale Zahl 1510, die minimale 1360 ist. Für Sachalin stellen sich viel grössere Differenzen heraus, indem Hr. Anutschin bei 2 männlichen Schädeln 1620 und 1530, ich selbst 1410 und 1350, Kopernicki im Mittel von 5 männlichen 1427, von 3 weiblichen nur 1181 *ccm* erhielt. Trotzdem lässt sich nicht verkennen, dass die Entwickelung des Kopfes im Ganzen und besonders bei dem männlichen Geschlecht eine günstige ist.

Dass der neue Schädel ein Os japonicum nicht besitzt, ist schon erwähnt worden. Dies kann an sich nicht überraschen, nachdem ich schon in meiner akademischen Abhandlung über das Os malare bipartitum (1881) nachgewiesen hatte, dass kaum die Hälfte der Aino-Schädel diese Eigenthümlichkeit besitzt.

I. Kopfmaasse:

Capacität	1451 *ccm*	Basilarlänge: For. magn. bis Spina n. . .	100 *mm*
Grösste horizont. Länge .	190 *mm*	„ For. magn. bis Alveolarrand .	103 „
„ Breite	142 tp. „	„ For. magn. bis Zahnrand . .	108 „
Gerade Höhe	137 „	Horizontalumfang	527 „
Ohrhöhe	121 „	Sagittalumfang d. Stirnbeins	130 „
Hinterhauptslänge . . .	52 „		
Basilarlänge: For. magn. bis Nasen-Wurzel	103 „		

I. Kopfmaasse:

Sagittalumfang der Pariet.	121 *mm*		Orbita, Länge	43 *mm*
„ „ Sq. occip.	115 „		„ , Höhe	36 „
Gesammt-Sagittalumfang	366 „		Nase, Höhe	52 „
Stirnbreite	94 „		„ , Breite	24 „
Gesichtshöhe B	74 „	(Zahnr. 84)	Gaumen, Länge	56 „
Gesichtsbreite a	140 „		„ , Breite	39 „
„ b	101 „			

II. Berechnete Indices:

Längenbreitenindex	74,7 *mm*	Orbitalindex	83,7 *mm*
Längenhöhenindex	72,1 „	Nasenindex	47,1 „
Ohrhöhenindex	63,7 „	Gaumenindex	69,6 „
Hinterhauptsindex	27,3 „		

(26) Hr. E. Seler berichtet, unter Vorlage von zwei durch Hrn. Uhle aus Buenos Aires eingesandten Photographien, über

mexikanische Gemälde.

In der Sitzung vom 20. Februar 1892[1]) kam ein Brief des leider inzwischen verstorbenen correspondirenden Mitgliedes der Gesellschaft, Hrn. H. Burmeister in Buenos Aires, zur Verlesung, in welchem dieser zu der von Frau Nuttall angeregten und auch von mir wiederholt besprochenen Frage des altmexikanischen Federschmucks des Wiener Hofmuseums insofern Stellung nahm, als er auf Grund gewisser spanischer Gemälde, die in dem National-Museum zu Buenos Aires aufbewahrt werden, und die die Begegnung zwischen Cortes und Motecuhçoma und andere denkwürdige Ereignisse der Eroberung darstellen, den fraglichen Schmuck weder als Standarte, noch als Kopfschmuck, sondern als einen auf langer Stange aufgesteckten Fächer, Fliegenwedel oder Sonnenschirm erklärt wissen wollte.

Der Gebrauch des Fächers war den alten Mexikanern bekannt. Sie nannten ihn eca-ceuaztli, was wir etwa mit „Windkühler“ übersetzen können. Dem gewöhnlichen Gebrauch dienten wohl einfache, aus Palmblatt oder aus gewöhnlicheren Federn gefertigte Stücke. Kostbarere Fächer wurden aus verschiedenen Schmuckfedern, den weissen Federn des Reihers (aztatl), den rosenrothen des Löffelreihers (tlauhquecholli), den schwarz und gelben des Çaquan-Vogels, aus den Federn des coxolitl, des Waldhuhns der Tierra Caliente, und aus den glänzenden, goldiggrün schimmernden Federn des Quetzal-Vogels gefertigt (yn ecaceuaztli, aztaecaceuaztli, tlauhquecholecaceuaztli, çaquanecaceuaztli, coxolecaceuaztli, quetzalecaceuaztli — Sahagun. Ms. Academia de la Historia. fol. 49). Diese verschiedenen Arten hatten ohne Zweifel ihre besondere Bedeutung und waren nur gewissen Rangklassen zu führen erlaubt. So wird z. B. der coxolecaceuaztli unter den Trachtabzeichen der grossen Kaufleute, die Karawanen nach der Tierra Caliente ausrüsteten, aufgeführt. Abgebildet sehen wir die Fächer u. a. im Codex Mendoza 67, 15, 19; 68, 1, 9, in der Hand der Gesandten und reisenden Boten des Königs, und im Atlas zu Durán, Trat 2, Lam. 5, in der Hand des Idols Tezcatlipoca's. Und ein Original eines mexikanischen Fächers hat sich in der Ambraser Sammlung erhalten und ist neuerdings von Hrn. Franz Heger in den Denkschriften der K. K. Akademie der Wissenschaften beschrieben worden. Alle diese Stücke sind aber Handfächer. Von auf langer Stange getragenen Fächern, wie sie in Abbildungen der Prunkaufzüge

1) Verhandlungen XXIV, S. 119.

orientalischer Grossen mit Vorliebe dargestellt werden, habe ich weder unter den Originalen, noch in den Abbildungen und Berichten, noch endlich im altmexikanischen Sprachschatz eine Spur gefunden. Deshalb sind mir die von Hrn. Burmeister angezogenen Gemälde von Anfang an verdächtig gewesen. Da ich indess dieselben nicht vor Augen hatte, musste ich mich zunächst bescheiden.

In der Beschreibung der Gemälde führte Burmeister an, dass auf denselben ein Maler, Namens Miguel Gonzales, aber leider kein Datum angegeben sei. Jede Tafel habe aber oben in einem besonderen Medaillon eine Angabe über das, was vorgestellt werde. Die Schrift sei eine reinliche spanische Cursivschrift, welche, dem Charakter der Schriftzüge nach, von Kennern als aus der Zeit Karl's V. stammend gedeutet worden sei. Burmeister nahm denn auch ohne Weiteres an, dass diese Gemälde im Auftrage des Cortes selbst gemalt worden seien.

Eine ganz ähnliche Serie von 22 Bildern existirt in Madrid, im Besitze des Duque de Veragua, wie Burmeister von Hrn. Dr. de Saussure in Genf, der sie vor 12 Jahren in Madrid sah, mitgetheilt wurde. Die letzeren habe ich im vergangenen Jahre in Madrid auf der Ausstellung gesehen. Und die beiden von Dr. Uhle aus Buenos Aires eingesandten Photographien, die ich heute vorlege, machen es mir zur Gewissheit, dass die beiden Serien, die von Buenos Aires und die des Duque de Veragua, in der That identisch sind, dass sie Werke desselben Malers oder eines die Copie des andern ist. Nach dem persönlichen Eindrucke, den ich in Madrid gewonnen, der mir auch von fachmännischer Seite bestätigt wird, sind das aber augenscheinlich Gemälde späteren Ursprungs[1]). Und wie ich bestimmt versichern kann, hat der Maler von der Erscheinung, der Tracht und dem Aufputz mexikanischer Krieger und Edlen nicht die geringste Kenntniss gehabt. Der König Moteeuhçoma erscheint in einem Kostüm, wie Wilde und Indianer auf italienischen Opernbühnen dargestellt zu werden pflegen, unter einem von Sklaven getragenen Baldachin. Den hohen Prunksaal schmückt eine Ahnengallerie. Theater-Requisiten werden demnach wohl auch die hohen Fliegenwedel sein, die der verstorbene Burmeister zum Ausgangspunkt seiner Deutung nahm. —

Der Vortragende legt eine Anzahl von Blättern einer Reproduction des berühmten Lienzo de Tlascala vor, einer Darstellung der Feldzüge, an denen die Tlaxkalteken als Verbündete der Spanier theilnahmen, und erläutert an ihnen die Art und Weise, wie in der Zeit der Conquista die mexikanischen Krieger und Könige wirklich gekleidet gingen. —

(27) Hr. R. Virchow zeigt die Photographie

eines Thürsturzes mit Tafel von 1538 aus Nordhausen mit Inschrift und Eulenspiegelbildern.

Der Bibliothekar am städtischen Museum in Nordhausen, Hr. H. Heineck, theilte mir unter dem 22. Februar Folgendes mit:

„Im hiesigen Museum befindet sich ein geschnitzter Thürsturz mit der Inschrift:

INRI. 1538. Got Hab Lob.

1) In dem spanischen Künstler-Lexikon von Bermudes findet sich, wie ich einer gütigen Mittheilung des Hrn. Dr. v. Tschudi entnehme, ein „Grabador de láminas“ Francisco Miguel Gonzales angegeben, der um 1660—1672 in Sevilla blühte. Es ist nicht unmöglich, dass dies der Maler ist, dessen Handzeichen auf den Gemälden von Buenos Aires zu sehen ist. Denn die Medaillons mit den Inschriften über diesen Gemälden erinnern in der That genau an die in Kupferstich ausgeführten Titelblätter Sevillaner Ausgaben des 17. Jahrhunderts.

„An beiden Enden, in hohem Relief geschnitzt, die Figur Eulenspiegels, auf dem einen Ende mit Schellenkappe und einer Eule auf der rechten Faust, am anderen Ende dieselbe drollige Person, aber von hinten gesehen, den Kopf zwischen den Beinen durchsteckend. Das Bild ist noch nicht edirt.“

Da Hr. Heineck sich anbot, Original-Photographien des merkwürdigen Stückes zu besorgen, so nahm ich das Anerbieten an, und ich bin heute in der Lage, dieselben vorzulegen. Hr. Heineck bemerkt dazu in einem Briefe vom 5. d. M:

„Tafel und Thürsturz gehören zusammen. Sie stammen beide aus einem Hause in der Domstrasse, welches, jetzt abgerissen, da stand, wo sich nunmehr das Mittelschulgebäude befindet. Besitzer dieses Hauses war der Dechant am Stift St. Crucis zu Nordhausen, Melchior von Aachen, urkundlich Aach, Ocha, Achte, de Aquis (so auf der Tafel) 1542 und 1551 nachweisbar. † 23. November 1555. Der Thürsturz lag über dem Hauseingang, die Tafel hing an der Badestube. Die Inschrift lautet: Eximius et egregius dominus Melchior ab Aquis juris licentiatus et decanus hoc aestuarium fieri fecit.“ —

(28) Hr. Emil Selberg erläutert eine grosse Zahl im Sitzungssaale aufgestellter Gegenstände zur

Ausrüstung für Tropenreisen.

Im Jahre 1885 bat mich der mir nahe befreundete Africa-Reisende Flegel, ihm bei seiner für Africa bestimmten Ausrüstung behülflich zu sein. Obgleich die Beziehungen meines Geschäfts mehr nach Nord- und Süd-America, Japan und China gingen, war ich doch gern bereit hierzu, und so stellten wir das Nothwendige zusammen. Es war für heutige Ansprüche eine sehr primitive Ausrüstung, doch entwickelte sich hieraus in unserem Geschäft ein kleiner Zweig, dessen Ergebnisse ich die Ehre habe, heute Abend vorzuführen.

Weitere Fortschritte verdanken wir den Anleitungen fast aller Africa-Reisenden, welche seither hinausgegangen sind: — ich nenne nur den Major v. Wissmann, François, Gravenreuth, namentlich auch den Kaiserl. Bauinspector Schran im Auswärtigen Amt, sowie den Grafen v. Schweinitz, welcher über jedes Stück, das er mitgenommen, sorgfältig berichtete.

Die Ausrüstung, welche heute zur Vorlage gelangt, ist namentlich für tropische Gegenden, im Speciellen für Africa berechnet. Andere Gegenden hereinzuziehen, war leider in Folge des Raummangels nicht möglich.

Gestatten Sie, dass ich kurz die Gesichtspunkte ausspreche, welche bei uns für eine Ausrüstung maassgebend sind. — Dieselben lassen sich in drei Eigenschaften zusammenfassen, und zwar:

1. möglichst einfach,
2. „ wenig,
3. „ gut.

Jedes Stück muss unterwegs reparirt werden können.

Die Trägerlasten müssen, der hohen Kosten wegen, möglichst beschränkt sein; — es kostet z. B. ein Träger von Bagamoyo bis zum Victoria-Nyanza in Ost-Africa etwa 100 Mk.

Eine Expeditions-Ausrüstung zerfällt in:

1. eine allgemeine,
2. „ persönliche,
3. „ wissenschaftliche.

Diese Eintheilung ist natürlich beliebig und hat sich nur bei uns im Laufe der Zeit so entwickelt.

Zur allgemeinen rechnen wir folgende Gegenstände:

1. Das Zelt. Unter den vielen Modellen hat sich das des Grafen Joachim Pfeil am besten bewährt. Es besteht aus 3 Stangen: in die obere Querstange wird das Zelt eingehängt und hierüber das Ueberdach gelegt. Dann wird das Zelt aufgestellt und gespannt. Jetzt füttern wir das Zelt mit gelbem Stoff, der nach indischen Erfahrungen zwei wichtige Eigenschaften haben soll, und zwar:
   1. soll er gegen Sonnenstich schützen,
   2. bringe er bei Fieberkranken eine wohlthätige Wirkung — wohl auf die Augen — hervor.

Es kommt nun der wichtigste Reisebegleiter: das Bett; hierin giebt es eine grosse Anzahl von Modellen, doch führe ich nur das vor, welches sich am besten bewährt hat. Das Gewicht beträgt etwa $8^1/_2$ *kg*, also sehr leicht; es ist fest gearbeitet und lässt sich rasch aufstellen und zusammenlegen. Auch die Mosquitonetz-Einrichtung ist einfach und haltbar.

Als Stühle geben wir gewöhnlich:

1. einen einfach, sehr fest gearbeiteten Feldstuhl,
2. einen bequemeren Lagerstuhl mit.

Der Tisch soll wenig Raum einnehmen und doch haltbar sein; beide Eigenschaften sind bei unserem Modell vertreten. Der eiserne Tisch ist gut, aber schwer zu repariren.

Die Tragbahre ist die auch beim Rothen Kreuz übliche. Auch für Beleuchtung ist gesorgt, und zwar:

1. durch die bekannte Sturmlaterne, die für Lichte und Oel eingerichtet ist,
2. durch die zusammenlegbare Laterne mit Marienglas,
3. durch die kleine Stationslampe,
4. durch den grossen Lampenkoffer, der Lampe, Leuchter, Petroleum, Kerzen und Laterne enthält,
5. durch die Colonial-Lampe, die nur alle 4 Wochen gereinigt zu werden braucht.

Vorzüglich haben sich die

Berkcfeld'schen Filter bewährt. Das Filtrat ganz unreinen Wassers zeigt sich spiegelklar.

Für grössere Expeditionen ist ein

Wasserbehälter, mit Filz umgeben, nicht unwichtig, indem man für wasserarme Gegenden Fürsorge treffen kann.

Es kommt nun ein

Ofen, in dem man selbst bei nassem Wetter backen, braten und kochen kann.

Als Handwerkszeug hat sich die vorliegende Form am besten bewährt, da sie übersichtlich und haltbar ist. Wichtig für den Reisenden ist auch der vorliegende

Löthkasten, der alle Erfordernisse zum Löthen enthält.

Als interessant darf ich ein

Boot aus Elenthierhaar vorführen. Dasselbe wiegt 38 Pfund, trägt 5 cwt. und kann nie untergehen, selbst wenn der Boden herausgeschnitten wird. Da der Tiefgang nur 10 *cm* beträgt, kann man die reissendsten und zugleich ganz flachen Gewässer damit durchschneiden. Das Boot trägt 2 Mann, nöthigenfalls auch 3, mit den entsprechenden Lasten. Nachts ist es ein gutes Bett und kann deshalb für grössere Expeditionen von grosser Bedeutung sein.

In Form eines Polsters dient dasselbe zum Brückenbau, indem man solche in der Entfernung von 5 zu 5 *m* durch Bretter verbindet und dann die schwersten Lasten, Dampfertheile, Geschütze befördern kann.

Wenn Major v. Wissmann dieselben bei sich hätte, würde sein Unternehmen vielleicht schon weiter sein.

Es kommt nun die wichtige Frage der Lebensmittel. Vorliegende Kiste ist eine Trägerlast, etwa 30 *kg* schwer. Die Zusammenstellung richtet sich sehr nach persönlichen Wünschen und Bedürfnissen, sowie nach den vorhandenen Mitteln. Fast stets geben wir mit:

1. Erbswurst,
2. condensirte Suppen,
3. Corned beef. Eine Zusammenstellung, wie sie gern genommen wird, bin ich so frei, cursiren zu lassen.

Unter den Getränken sind: Thee, Cacao, Bouillon-Capseln, Fleischextrakt die wichtigsten.

Als Feldflaschen geben wir eine grössere für Caffee oder Thee, eine kleinere für Spirituosen mit. Vorliegende Flasche ist ein Modell aus Aluminium, von dem wir noch nicht wissen, ob es sich bewährt hat.

Gestatten Sie nun, dass ich zur persönlichen Ausrüstung übergehe und zwar zuerst zur

Kleidung: Dieselbe besteht möglichst aus Baumwolle. Wolle reizt die Haut, verursacht leicht rothen Hund, läuft ein und riecht, während Baumwolle wohlthätig auf die Haut wirkt. Nachts und, wenn man es sich bequem machen will, auch am Tage, trägt man in den Tropen gern die sogenannten

Pyjamas oder Schlafanzüge. Dieselben werden entweder aus Baumwolle oder aus Seide hergestellt. Als Expeditions-Anzüge geben wir gewöhnlich einen starken, baumwollenen, dunkelfarbigen Stoff, sowie für Stationszwecke einen weissen Anzug mit.

Wichtig sind die Hemden: es haben sich hierfür am besten die Dr. Lahmann'schen Unterzeuge bewährt. Jeder, der sie mitgenommen, hat sich befriedigt über sie ausgesprochen.

Die Strümpfe müssen möglichst lang sein zum Schutze gegen Insectenstiche, wie auch gegen dorniges Gestrüpp.

Wir geben weiter eine Leibbinde, die unumgänglich nothwendig, auch aus Baumwolle mit. Als Regenmantel empfiehlt sich der sogenannte Poncho aus wasserdichtem, präparirtem Stoff, der den Körper nicht beengt und auch beim Gehen nicht hindert.

Vorzüglich bewährt haben sich die Kameelhaar-Decken, die leicht, weich und warm sind; bei den oft sehr kühlen Nächten dürfen dieselben nicht fortgelasssen werden.

Als Kopfbedeckung empfiehlt sich entweder ein dicker Tropenhelm oder ein Filzhut mit breitem Rande.

Den Schluss des Anzuges bilden Gamaschen und Stiefel. Letztere sind bei Priestap gearbeitet; sie sind theuer, aber gut.

Als Hängematte empfiehlt sich das Modell unserer Marine, doch geben wir noch ein Sonnensegel dabei, zum Schutz gegen Sonne und Regen.

Als Wasch- und Bade-Einrichtungen haben sich bewährt:

1. eine Gummi-Badewanne,
2. ein Gummi-Waschbecken,
3. eine Brause,
4. „ Wasch-Einrichtung, die auch als Tisch zu verwenden ist.

Unentbehrlich ist noch die

Feldmenage, die alles enthält, was zum Kochen nothwendig ist.

Als Koffer hat sich ein Modell bewährt, dessen Deckel eine Gummi-Einlage hat, die den Inhalt luft- und wasserdicht abschliesst.

Als Waffen geben wir mit:

1. ein Jagd-Gewehr,
2. den Militär-Carabiner,
3. einen einfachen, festen Revolver,
4. ein Jagdmesser; weitere Waffen je nach persönlichen Wünschen.

Als medicinische Ausrüstung empfehlen wir die Kohlstock'sche, die sorgfältig und allen Expeditions-Ansprüchen entsprechend gearbeitet ist und sich in ganz Africa bewährt hat.

Die wissenschaftliche Ausrüstung ist so vielseitig, je nach dem Zweck der Expedition, dass ich davon absehen musste, ausführlich hierauf einzugehen; nur einige Instrumente habe ich aufgestellt, um die sorgfältige und saubere Ausführung zu zeigen. Dieselben sind von der Firma R. Fuess gearbeitet, die auf diesem Gebiete wohl als die leistungsfähigste genannt werden darf.

Zum Schluss gestatte ich mir noch, die Pläne einiger Tropenhäuser, wie wir sie nach Africa gesandt haben, vorzulegen. Dieselben stehen auf einem Unterbau, nach den Angaben des Bauinspectors Schran im Auswärtigen Amt. Der eiserne Pfahl wird in die Erde getrieben, der Teller auf der Erdoberfläche festgeschraubt, die Termitenfalle aufgesetzt und eine Schlussschiene darauf befestigt, auf welcher das Haus ruht.

Es wird mir eine Genugthuung sein, wenn die Vorführung der Gegenstände das Interesse der verehrten Versammlung gehabt hat. —

Der Vorsitzende dankt dem Vortragenden für die lehrreiche Ausstellung, welche in hohem Maasse der Aufmerksamkeit der Reisenden und der Auftraggeber würdig erscheint. —

(29) Eingegangene und erworbene Schriften:

1. Alfaro, A., Catálogo de las antigüedades de Costa Rica. Madrid 1892. Gesch. d. Verf.

2. Macritchie, D., The Aïnos. Leiden 1892. Gesch. d. Verf.
3. Jentsch, A., Führer d. d. geol. Samml. d. Provinzial-Museums d. Phys.-Oek. Gesellsch. z. Königsberg. Königsberg i. Pr. 1892. Gesch. d. Gesellsch.
4. Radloff, W., Atlas der Alterthümer der Mongolei. St. Petersburg 1892. Gesch. d. Verf.
5. Boas, F., Notes on the Chinook language. o. O. 1893. (Sep.-Abdr. Amer. Anthr.) Gesch. d. Verf.
6. Roy, J., The World's Congress Auxiliary. Chicago 1893. Gesch d. Verf.
7. Rennie, A., Report of the Mackay Mission Hospital in Tamsui, Formosa for 1891. Tamsui 1892. Gesch. d. Verf.
8. Margaritow, W. P., Ueber die Orotschen des Kaiserhafens. St. Petersburg 1888. Gesch. d. Hrn. Pastor Rumpeter in Wladiwostok.
9. Sergi, G., Sugli abitanti primitivi del Mediterraneo. Firenze 1892. (Estr. Arch. per l'Antrop. e l'Etnologia.) Gesch d. Verf.
10. Danielli, J., Studio craniologico sui Nias. Firenze 1892. (Estr. Arch. per l'Antrop. e l'Etnologia.) Gesch. d. Verf.
11. Perrot, G., et Chipiez, Ch., Histoire de l'Art. Paris 1893. tome VI. 281 Liv. Angekauft.
12. Sarasin, P., und F. Sarasin. Ergebnisse naturwissensch. Forschungen auf Ceylon in den Jahren 1884—86. Bd. III. Wiesbaden 1893. Text und Atlas. Gesch. d. Verf.
13. Pič, J. L., Archaeol. výzkum ve střednich Čechách. v Praze 1893. Gesch. d. Verf.
14. Köhler, K., und Erzepki, B., Album der im Museum d. Posener Ges. d. Freunde d. Wissensch. aufbewahrt. prähist. Denkmäler d. Gross-Herzogth. Posen. Heft I. Posen 1893. Gesch. d. Gesellsch.
15. v. Hirschfeld, G., Die hervorrag. Alterthümer d. Reg.-Bez. Marienwerder. I. 1. Marienwerder 1881.
16. Zeitschrift des histor. Vereins f. d. Reg.-Bez. Marienwerder. Marienwerder 1876—1886. Heft 1, 3—17, 19—20.

    Nr. 15 u. 16 Gesch. d. Hrn. Oberlehrer Wacker.
17. Marianŭ, S. Fl., Înmormîntarea la Români. Bucuresci 1892.
18. Derselbe, Nascerea la Români. Bucuresci 1892.
19. Urechiă, V. A. Memoriu asupra periódei din Istoria Româniloră de la 1774—1786. Bucuresci 1893.

    Nr. 17—19 Gesch. d. Bukar. Akademie.

Ausserordentliche Sitzung vom 25. März 1893.

Vorsitzender: Hr. **Waldeyer.**

Hr. Stuhlmann spricht über

die Zwergvölker von Africa, besonders über die des oberen Ituri,

welche er auf der Reise mit Sr. Excellenz Dr. Emin Pascha beobachten konnte. Als Demonstration führte er zwei lebende weibliche Wesen dieser Rasse vor, welche, ihrer Zahnbildung u. s. w. nach, wohl 16—18 Jahre alt sein mochten und 1,23 und 1,24 *m* hoch waren. Da diese und ein von ihm ebenfalls mitgebrachtes Skelet und einige Schädel von Hrn. Rud. Virchow ausführlichst untersucht und beschrieben werden, so soll hier nur ganz kurz auf den Inhalt des Vortrages hingewiesen werden.

Nach einer kurzen, historischen Einleitung über die Entwickelung unserer Kenntniss von den Zwergvölkern, von den Ueberlieferungen des Alterthums, den Erkundigungen neuerer Zeit und den Entdeckungen der neuesten Jahre wurden die äusseren anthropologischen Kennzeichen der Rasse näher beleuchtet.

Die Körpergrösse variirt von 1,24—1,50 *m*, doch dürften Individuen über 1,40 *m* nicht als von reiner Rasse anzusehen sein. In den Proportionen macht sich meistens ein Ueberwiegen des Rumpfes gegenüber den Beinen bemerkbar; die Arme sind normal gebildet, Hände und Füsse zierlich. Der Thorax ist ziemlich breit. Die Lendenkrümmung ist bei Männern nicht, bei Weibern auch nur selten in auffälliger Weise vorhanden.

Der Kopf ist runder, als bei anderen Negern, die Stirn ziemlich hoch und senkrecht gestellt. Oft ist ein Ueberwiegen des Oberkopfes gegenüber der Mundpartie zu bemerken. Die Nase ist breit, manchmal stehen ihre Flügel tiefer, als die Scheidewand. Das Untergesicht ist stark prognath, oft schnauzenartig, die Oberlippe eigenartig convex gebildet. Die Lippen haben eine röthliche Färbung. Die Körperfarbe ist hellbraun mit stark gelblich-röthlichem Grundton.

Die Haare sind spiralig-wollig, meistens etwas bräunlich, selten rein schwarz, der Bart war gewöhnlich schwach, Achselhaare aber stark entwickelt. Ein zartes Flaumhaar bedeckt den ganzen Körper, — ein Verhalten, das sonst dem Neger fehlt. Die Hautausdünstung ist sehr penetrant.

Die Pygmäen sind negerartige Wesen, die sich durch ihre geringe Grösse, helle Farbe, röthliche Lippen, bräunliches Haar und Existenz des Flaumhaars vor anderen Negern auszeichnen. Auch im Skelet sind nach R. Virchow manche kindlichen Eigenschaften zu bemerken.

Körperlich sind die Zwerge geschickt und von grosser Sinnesschärfe. Es sind scheue, hinterlistige und rachsüchtige Waldcobolde.

Alle Zwerge sind nomadisirende Jäger, die nur provisorische Hütten bauen, 1 *m* hohe, halbkuglige Gerüste mit Blättern gedeckt. Geräthschaften besitzen sie sehr wenige. Die Männer kleiden sich mit einem schmalen Rindenstoffstreifen, die Frauen mit einigen frischen Blättern; Schmuck und Tättowirung fehlt ebenso, wie „Zahnfeilung". Die Oberlippen werden zweimal fein durchbohrt.

Als Waffen dienen kurze Bogen mit Rottang-Sehnen und Pfeile mit einem Stück Blatt als „Fiederung". Die mit Eisenspitzen versehenen sind eingetauscht, selbst fertigt man nur hölzerne an, die dick mit starkem Gift bestrichen werden.

Als Nahrung dienen, ausser Fleisch, im Walde gefundene Wurzeln und Pilze, sowie Feldfrüchte der Ackerbau treibenden Waldbewohner, die man meistens stiehlt. Anthropophagie wird meistens nicht geübt.

Die gesammelten Sprachproben lassen eine Verwandschaft mit dem Idiom der Wambúba, Walésse und Morufú erkennen. Zahlen sind bis jetzt noch nicht sicher gefunden.

Die Zwerge selbst nennen sich am Ituri Éwe, werden aber von verschiedenen Nachbarvölkern ganz verschieden bezeichnet (Efé, Afé, Wambútti, Babassi, Baisswa, Wansswa, Aú, Wassŭmba, Akka, Batua, Bakke-Bakke u. s. w.).

Die Gemeinschaften sind wenig eng zusammen geschlossen. Der Geschickteste wird zum Führer ernannt; er hat aber keine Gerichtsbarkeit. Familienleben existirt in gewissem Sinne. Die Todten werden in liegender Stellung begraben.

Ueberall sucht man die gefürchteten Pygmäen zu verjagen, um vor ihren Diebereien sicher zu sein.

Eine Reihe von Traditionen spricht dafür, dass die Zwerge einst viel grössere Verbreitungsgebiete einnahmen und von grösseren Negern verdrängt wurden. Es ist wahrscheinlich, dass aus Vermischung dieser Einwanderer mit den Zwergen die kleinen Völker der Wambúba, Walesse und Morufú entstanden; möglicher Weise haben wir in diesen theils auch sesshaft gewordene Zwerge zu erblicken.

Ich glaube, dass die Zwerge nicht durch Degeneration entstanden sind, sondern dass wir in ihnen die Reste einer eigenen Rasse zu erblicken haben, die früher weite Gebiete in Africa, vielleicht auch in Asien einnahm, die aber jetzt durch den Ansturm der Neger zurückgedrängt und vernichtet wird. Es sind negerartige Menschen mit einigen besonderen Eigenschaften, die aber kindliche, primitive Körperverhältnisse aufweisen. —

Sitzung vom 22. April 1893.

Vorsitzender: Hr. **R. Virchow.**

(1) Der Vorsitzende macht der Gesellschaft Mittheilung von dem Tode ihres ältesten Schriftführers, des Hrn. Robert Hartmann:

Erst am 19. d. M. erhielt ich von Frau Hartmann die Anzeige, dass ihr Mann schwer erkrankt sei an einem Carbunkel und sich im katholischen Krankenhause in Potsdam befinde. Schon am Tage darauf, am 20. April, ist er seinem Leiden erlegen. Von dem Arzte erfahre ich, dass er auf seiner Villa in Neu-Babelsberg von einem Carbunkel des Nackens befallen worden ist, der offenbar zuerst von ihm unterschätzt wurde, da derselbe schon bei der ersten Hinzuziehung des Arztes sich fast über die ganze Nackengegend ausgedehnt hatte.

So ist denn wieder einer der wenigen noch übrigen Stifter dieser Gesellschaft, deren Vorstand er von dem Gründungstage an als Schriftführer angehört hat, aus unserer Mitte dahingeschieden. In demselben Jahre 1869, wo die Gesellschaft entstand, hatte er mit Bastian die Zeitschrift für Ethnologie gegründet, an deren Redaktion er bis zu seinem Tode mitgewirkt hat. Er war es, der in den Sitzungen sowohl der Gesellschaft als des Vorstandes das Protokoll führte und auf dessen Aufzeichnungen das urkundliche Material beruht, welches wir über diese lange Zeit von mehr als 23 Jahren besitzen. Wie schmerzlich ist diese unerwartete Lücke, um so schmerzlicher, als er gerade in den letzten Jahren sich mit erneutem Eifer den anthropologischen Untersuchungen hingegeben hatte!

Robert Hartmann ist am 1. October 1831 zu Blankenburg am Harz geboren. Er trug unverkennbar den Typus der niedersächsischen Rasse: gross, kräftig, blond und langköpfig. Seine Universitätsstudien absolvirte er an unserer Universität, wo er schon früh in nähere Beziehungen zu Johannes Müller und Lichtenstein trat, deren Einfluss seine dauernde Richtung auf zoologische, anatomische und ethnologische Forschung bestimmte. Gleich nach meiner Rückkehr nach Berlin 1856 gehörte er neben Häckel zu den fleissigsten Besuchern meiner Curse. Bald nachdem er das ärztliche Staatsexamen bestanden hatte, wurde er dem Sohne des Prinzen Adalbert, dem jungen Freiherrn v. Barnim, der 1860—61 eine weite Reise durch Algier, Nubien und den östlichen Sudan unternahm, als ärztlicher Begleiter mitgegeben. Diese Reise ist entscheidend gewesen für seine spätere Thätigkeit. Mit bewunderungswerthem Scharfblick hat er sich in das bunte Völkergewirr der ostafrikanischen Völker hineingelebt. Immer von Neuem hat er die Gesellschaft in Erstaunen versetzt durch die Fülle des Materials, welches er in der verhältnissmässig kurzen Zeit der Reise in seinen Notizbüchern und Mappen gesammelt hatte. Die grosse Leichtigkeit im Zeichnen und in der Malerei, die er der mütterlichen Erziehung verdankte, hatte ihm gestattet, sowohl die typischen Erscheinungen der Menschen, als die der Thiere des Sudan in charakteristischen Bildern zu fixiren; in der Fähigkeit, momentan mit wenigen Strichen an der Tafel

die unverkennbaren Umrisse, namentlich der Thierköpfe, wiederzugeben, stand e
einzig unter unseren Mitgliedern da.

Die Reise erfuhr einen jähen Abbruch durch die schwere Erkrankung de
Hauptpersonen am Malariafieber. Der Freiherr v. Barnim starb, während Hart-
mann selbst im Delirium lag. Mit Mühe wurde er nilabwärts gebracht und e
dauerte lange, ehe er wieder genas. Nach der Rückkehr in's Vaterland erstarkt
er schnell und nahm seine Studien wieder auf. In zwei grösseren Werken (Reis
des Freihrn. v. Barnim durch Nordost-Africa und Medicinisch-naturgeschichtlich
Skizze der Nilländer) gab er die Erlebnisse und Beobachtungen der Reise wieder
Das literarische Wissen, welches er dabei gewann, war so umfassend, dass er bi
auf die letzten Tage als der gelehrteste Kenner nicht nur der ostafrikanischen
sondern der gesammten afrikanischen Reisebeschreibungen galt. Sein Hauptwerk
das leider unvollendet geblieben ist, „Die Nigritier" (1876), giebt Zeugniss davon

In Berlin war er mehrere Jahre an dem anatomischen Museum als Hülfs-
arbeiter beschäftigt. 1864 habilitirte er sich als Privatdocent, übernahm aber schon
1865 eine Stelle als Lehrer der Naturgeschichte der Hausthiere an der landwirth-
schaftlichen Akademie in Proskau. Mehrere Specialarbeiten, für welche imme
die afrikanische Reise das Material bot, gaben ihm die Gelegenheit, über die Ab-
stammung der Hausthiere bemerkenswerthe Arbeiten zu veröffentlichen und sich
alsbald an den Untersuchungen der darwinistischen Schule zu betheiligen. Nach
dem Tode Schlemm's wurde er durch Reichert nach Berlin zurückberufen: e
erhielt die Prosectur am anatomischen Theater und zugleich eine ausserordentlich
Professur an der Universität (1867), wo er vorzugsweise Osteologie, Anatomie de
Sinnesorgane und topographische Anatomie lehrte. Seine Beschäftigung führte ihn
mehr und mehr zu der physischen Anthropologie, insbesondere zu der Craniologie
der Afrikaner und der Anthropoiden. In diesen Studien lernten wir ihn in den
Verhandlungen unserer Gesellschaft und in den Veröffentlichungen unserer Zeit-
schrift zumeist kennen.

Es würde eine lange Darstellung erfordern, um die Summe aller der Ar-
beiten, namentlich auch der zoologischen über niedere Meerthiere, auch nu
cursorisch aufzuführen, welche er in der Folgezeit unternommen hat. Für uns
war er das Vorbild eines reisenden Ethnologen. Seine besondere künstlerisch
Beanlagung liess jene Seite der Beobachtung immer wieder hervortreten, die leide
so selten unter unseren Landsleuten vertreten ist: er betrachtete Menschen und
Thiere in erster Linie vom künstlerischen Standpunkte aus und gab am liebsten
ihre physiognomische Eigenart wieder. Für die strengere, messende Anthropologie
hatte er wenig Neigung und selbst das beste craniologische Material wandelte sich
in seinen Händen gewöhnlich in Abbildungen um. Und doch haben wir von ihm
viel gelernt und niemand von uns wird es vergessen, dass gerade er es gewesen
ist, der das Bewusstsein geweckt hat, dass neben der Messung und der Einzel-
beschreibung der Blick auf das Gesammte der organischen Bildung gerichtet werden
muss. Inmitten der Mannichfaltigkeit der Bestrebungen, denen unsere Gesellschaft
Raum gewährt, bildete er so ein wichtiges Complement für die zusammenfassend
und im höheren Sinne vergleichende Menschenkunde. Aber auch über die Ge-
sellschaft hinaus machte sich dieser Einfluss geltend. Wie viele Studirende hat
er früh zu anthropologischen Studien herangezogen! Wie vielen Reisenden und
Forschern hat er Rath und Belehrung ertheilt!

Ehre seinem Angedenken!

Die Leiche soll am 24. d. M. auf dem alten Kirchhofe zu Potsdam zur Erde
bestattet werden. —

(2) Als neue Mitglieder sind angemeldet:
Hr. Dr. phil. Adolf Zeeden, Berlin.
„ Dr. med. Gustav Franke, Berlin.
„ Graf Goetzen, Berlin.

(3) Die General-Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Hannover wird voraussichtlich am 6. August beginnen. Hr. Prof. Merkel aus Göttingen wird vorher für diejenigen Mitglieder, welche sich dafür interessiren, die alte Blumenbach'sche Sammlung demonstriren und zwar am 5. August, so dass die Theilnehmer schon am 4. August in Göttingen eintreffen müssen. Am Sonntag den 6. August wird ein Ausflug zu einem der prähistorisch wichtigen Punkte der Provinz gemacht werden. Am Montag, den 7. August, früh, wird die eigentliche Congressarbeit in Hannover beginnen und den 7., 8. und 9. August in Anspruch nehmen. —

(4) Der Direktor der prähistorischen Abtheilung, Hr. Voss, übersendet unter dem 21. d. M. die Abschrift eines Berichts des historischen Vereins für Niedersachsen in Hannover vom 23. Februar über die

Aufnahme und Untersuchung der vorgeschichtlichen Befestigungen in Niedersachsen.

Die Hauptbestandtheile desselben wurden in Nr. II der Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde mitgetheilt. —

(5) Der Präsident des Provinzial-Schulcollegiums der Provinz Westpreussen übersendet unter dem 1. April das Oster-Programm des Real-Progymnasiums zu Elbing, enthaltend eine von Hrn. Dorr verfasste Uebersicht über die

prähistorischen Funde im Stadt- und Landkreise Elbing.

Ein Excerpt wird in Nr. III der Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde mitgetheilt werden. —

(6) In Folge des internationalen zoologischen Congresses zu Moskau ist, unter dem Vorsitze von Hrn. Milne-Edwards, ein Bureau des permanenten Comités des Congresses und der Commission des prix gebildet worden mit dem Sitze in Paris.

Der nächste Congress wird 1895 in Leiden stattfinden. Der Czarewitsch hat einen Preis gestiftet, welcher auf diesem Congress zur Vertheilung kommen soll. Die Aufgabe lautet: „Étude de la faune d'une des grandes régions du globe et relations de cette faune avec les faunes voisines.“ —

(7) Das correspondirende Mitglied, Hr. H. v. Ihering, meldet aus Rio Grande do Sul, 18. Januar, dass er eine Stelle als Direktor des zoologischen Museums in S. Paulo angenommen hat. Er übersendet zugleich

Bemerkungen zur Urgeschichte von Rio Grande do Sul, zumal über die Caximbos.

Es giebt zur Zeit wohl kaum einen anderen Staat in Brasilien, dessen Urgeschichte nach den verschiedensten Richtungen hin gründlicher untersucht wäre, als Rio Grande do Sul, und das literarische Centrum für diese Bestrebungen bildet

die Berliner Anthropologische Gesellschaft, wie denn wohl auch kein europäisches Museum eine vollkommnere Vertretung hiesiger Alterthümer dürfte aufweisen können, als das Berliner Museum für Völkerkunde. Unter denen, welche sich hier die Förderung dieser Studien angelegen sein lassen, zeichnen sich zwei Geistliche aus: der evangelische Pfarrer, Hr. Kunert in Ferro Mecco, und der Jesuiten-Pater, Hr. Ambros Schupp in Porto Alegre. Mit ersterem steht Ihre Gesellschaft bereits in regem Verkehr und es schien mir wünschenswerth, dass dies auch mit Hrn. P. Schupp geschehe. So erlaube ich mir, Ihnen heute eine kürzlich publicirte Arbeit desselben einzusenden: „Die Ureinwohner Brasilien's vom ethnologischen Standpunkte" (Aus Natur und Offenbarung. Münster. Bd. 38. 1892), welche er auf meinen Wunsch mir zur Uebersendung an Ihre Gesellschaft überliess. In Verbindung mit dem von Hrn. Kunert und von mir an Sie früher gerichteten Mittheilungen, bietet Ihnen diese reich illustrirte gediegene Abhandlung, zumal in Verbindung mit den Objecten im Museum, eine gute Uebersicht über die hiesigen Alterthümer. Als allgemeine Einführung kann dann ein Artikel von mir dienen, der 1891 in Nr. 12 und 13 des 60. Bandes des „Globus" publicirt wurde; ich konnte ihn leider nicht einsenden, weil die mir zugesandten Separat-Abdrücke in Verlust geriethen. Dieser Artikel fand in Brasilien viel Beachtung, indem er im Jornal do Commercio erschien; eine von mir ergänzte Erweiterung desselben soll im Laufe des Jahres in Porto Alegre erscheinen. Als ein Nachtrag dazu präsentirt sich mein Artikel über die Calchaqui's im Ausland 1891, Nr. 48 und 49.

Ich habe unterdessen zwar die früher gewonnenen allgemeinen Resultate nicht wesentlich zu ändern gehabt, bin aber doch gewahr geworden, dass mir das Hauptwerk über südamerikanische Archäologie (Florentino Ameghino. La antiguëdad del hombre en el La Plata. Tom. I et II. Paris. Masson 1881) bis dahin leider unbekannt war. Dieses bedeutende Werk hat eine weit über die La Plata-Region hinausreichende Bedeutung, und wir speciell in Süd-Brasilien werden künftighin keinerlei Forschung betreiben können, ohne die parallelen Funde von La Plata in Berücksichtigung zu ziehen. Alle älteren Beiträge von mir, wie von den HHrn. v. Koseritz, Kunert, Schupp, Bischoff u. A. sind nur speciell riograndenser Leistungen und descriptiv. Eine Aenderung hierin hat mein oben citirter Artikel anzubahnen gestrebt und es scheint mir, dass es relativ gut gelingt, die historischen Ueberlieferungen mit den archäologischen Funden in Einklang zu setzen. Jetzt wird es weiterhin nöthig sein, durch Vergleichung mit den entsprechenden Ergebnissen im übrigen Brasilien, wie am La Plata, den hiesigen Funden ihre wahre Bedeutung auf vergleichendem Wege zu erschliessen. Ganz besonders sind es verschiedene Typen von Steinwaffen: die centraldurchbohrten, die mit subterminaler Rinne versehenen, die Anker-Aexte u. a. Typen, deren geographische und späterhin ethnologische Bedeutung festgestellt werden muss. Wohin uns diese vergleichenden Betrachtungen führen werden, lässt sich zur Zeit noch nicht übersehen, doch wird es, nach dem, was ich in dem Calchaqui-Aufsatze mitgetheilt habe, bereits wahrscheinlich, dass die altperuanische, weit nach Argentinien hineinreichende Cultur direkt oder indirekt auch Rio Grande do Sul erreicht hat. Heute ist es eine andere, ebenfalls überraschende Beziehung, die ich klarstellen möchte.

Die anbei mitgetheilten Zeichnungen stellen einige ungewöhnliche Typen von Pfeifenköpfen vor. Fig. 1 ist eine Skizze, die ich aus der Erinnerung entwarf. Sie soll den 1882 mit der deutsch-brasilianischen Ausstellung verbrannten „Caximbo" darstellen, welcher eine Zierde der älteren vom Feuer vernichteten Sammlung des Hrn. v. Koseritz war. So viel ich weiss, enthält die grossartige, noch un-

verkaufte Sammlung, welche Hr. v. Koseritz hinterliess, keine solchen Pfeifen in Kopfform. v. Koseritz bezeichnete diese Pfeife als von Stein, allein ich habe mich davon überzeugt, dass sie, wie alle anderen, aus Thon gefertigt und gebrannt war. An dem Kopfe fiel die fliehende Stirn auf; meine Figur giebt nur ungefähr den Eindruck wieder, den ich noch davon habe.

Figur 1.

$^1/_2$

Dieser eben besprochene, in Fig 1 skizzirte Caximbo ist derselbe, den Hr. v. Koseritz (Bosquejos etnologicos. Porto Alegre 1884, p. 18) bespricht. Er stammte aus der 48er Pikode. Hr. v. Koseritz meinte, in der Figur die Darstellung eines Azteken erkennen zu können und daraus auf weite prähistorische Handels-Verbindungen schliessen zu dürfen. Recht hatte er jedenfalls darin, dass diese Figur schlecht zu den Zügen unserer hiesigen Indianer passt, andererseits aber ist es gewiss misslich, aus solchen primitiven Kunstwerken auf die betreffende Rasse Rückschlüsse machen zu wollen und ihnen eine anthropologische Treue zuzuschreiben, an die wohl kaum gedacht war.

Einen zweiten, wesentlich abweichenden anthropomorphen Caximbo habe ich vor 2 Jahren aus der Colonie Saõ Lourenço erhalten. Ich gebe von demselben eine genaue Abbildung in natürlicher Grösse (Fig. 2), welche eine eingehendere Beschreibung unnöthig macht. Auffallend ist an dieser Pfeife zunächst das Fehlen eines Halses, indess ist derselbe auch bei anderen Exemplaren oftmals verschwindend klein. Die kleine Feuerstelle ist in Fig. 3 durch punktirte Linien an-

Figur 2. $^1/_1$

Figur 3. $^1/_1$

gedeutet. Von ihrem Boden geht der kurze, enge Rauchgang, wie immer, in senkrechter Richtung ab. Schon Hr. v. Koseritz betonte, dass diese Caximbos nur mit Hülfe von irgend welchen hohlen Stengeln oder Halmen können geraucht worden sein, — eine Ansicht, die ich ganz theile. Der Kopf besteht aus einem dunkelgrauen, schlecht gebrannten Thon; er ist oben abgeflacht, unten gewölbt und stellenweise leicht verletzt. Rings um die grosse, obere Oeffnung ist der Rand etwas abgeschrägt. Die Augen sind querstehende Gruben; eine dreieckige Grube unterhalb derselben deutet die Nase an, welche also im Profil nicht oder kaum vorspringt.

Jederseits markirt eine seichte, von verdickten Rändern umgebene Grube die Ohren. Unterhalb der tiefen, in einer flachen Einsenkung gelegenen Mundspalte stehen 3 tiefe, enge Gruben. Letztere sind unzweifelhaft das Interessanteste an diesem Kopfe, denn sie erinnern zu auffallend an die gleiche Ausstattung von nordbrasilianischen Thon-Artefakten, um nicht mit ihnen auf gleiche Stufe gestellt zu werden.

Zum Belege für letztere Angabe theile ich hier in Copie zwei Figuren aus den Archivos do Museu nacional do Rio de Janeiro, vol. VI (1885) mit, und zwar ist Fig. 4 copirt nach Fig. 25, p. 363 und Fig. 5 nach Fig. 19, p. 373. Beide Dar-

Figur 4.

Figur 5.

stellungen sind den reichen keramischen Schätzen entnommen, welche das Rio-Museum von der Marajó-Insel in der Mündung des Amazonas besitzt. In allen diesen Figuren, seien sie eingeritzt oder gemalt, sind Nase, Augen und Mund angedeutet, im Uebrigen aber noch mancherlei kleine Striche vorhanden, die offenbar den Haarbesatz andeuten. Es würden dann die über dem Munde zur Seite der Nase stehenden Striche den Schnurrbart, jene unter dem Munde die Barthaare des Kinnes andeuten. In anderen Figuren stehen solche Striche über und unter dem Auge, genau in der Richtung der Lidhaare, wie denn diese Striche in ihrer Richtung stets jener der betreffenden Haare entsprechen. Ich glaube daher, dass man bei ihnen nicht an Tättowirung zu denken hat, sondern eben an Haare. So finde ich auch an einzelnen der von Marcano und Ernst abgebildeten Petroglyphen von Venezuela über der Stirn kurze Striche in strahliger Anordnung, offenbar als Andeutung des Haupthaars. Auch bei Ameghino sind (l. c. T. I. Pl. 10) einige derartige Figuren abgebildet, welche aus dem Calchaqui-Gebiete in Catamarca stammen. So weit ich aus den betreffenden Abbildungen schliessen kann, handelt es sich dort aber um Striche unter den Augen, je 3 in Fig. 338, je 4 in Fig. 340. Hier liegt es allerdings nahe, an Tättowirung, bezw. Narben-Einschnitte zu denken, es scheint mir aber auch hier wahrscheinlicher, dass die Deutung die gleiche ist, wie in den anderen oben besprochenen Fällen, dass somit diese senkrecht zum unteren Augenlid stehenden Striche Wimpern andeuten. Auffallend ist es nun, wenn auf den Marajó Mounds ganz ähnliche Figuren wiederkehren, wie die eben erwähnten von Catamarca. Man vergleiche die auf p. 431 in den Archivos (vol. VI) abgebildete Thonfigur, an der nur die suboculären 3—4 Striche sich finden, keine anderen. Dies fordert zu genauem Vergleiche der Catamarca- und der Marajó-Keramik heraus [1]).

Wenn es uns überrascht, Namen einheimischer Thiere, z. B. vieler Süsswasser-Fische, vom Süden Brasilien's bis nach Guyana in identischer Weise für identische Fische wiederkehren zu sehen, so ist es wohl nicht in höherem Grade überraschend, wenn wir auch culturelle Einflüsse in gleicher Verbreitung nachweisen können. Die zumeist in der Dreizahl wiederkehrenden Striche oder Grübchen

1) Vergl. Verhandl. 1888. S. 405. Red.

unter dem Munde halte ich für ein solches weit verbreitetes Element in der alten Cultur der Guarani-Tupi-Völker.

Wir werden einen grossen Schritt weiter sein in der Archäologie Süd-America's, wenn wir einmal die zeitliche und räumliche Vertheilung der Pfeifenköpfe übersehen können. Ist es nicht in hohem Grade auffallend, dass nach Hrn. R. A. Philippi bei den chilenischen Indianern der Pfeifenkopf keinen einheimischen Namen hat, sondern den portugiesischen Caximbo? Das Auftreten dieses portugiesischen Wortes im spanisch redenden Chile erweckt eben doch den Gedanken, dass mit dem Worte auch der zugehörige Begriff von Brasilien her, wenn auch auf Umwegen, nach Araukanien kam. Schon früher sprach ich[1]) die Vermuthung aus, dass das Tabakrauchen den Indianern Brasilien's durch die Portugiesen zukam, und wenn es sich bestätigen sollte, dass in den geologisch ältesten Sambaquis, zumal also in den weit von der Küste abliegenden und insbesondere in jenen, die aus Azara prisca v. Mart. bestehen, Caximbos fehlen, so dürften wir diese Ideen wohl als erwiesen ansehen. Bei dieser Gelegenheit möge noch bemerkt sein, dass ich Sambaquis, welche aus der jetzt erloschenen Species Azara prisca, einer zuerst und mit vollem Rechte von v. Martens unterschiedenen guten Art, bestehen, ausser aus St. Catharina nun auch aus S. Paulo kenne. Ueber die dortigen Sambaquis dürfen wir wichtigen Mittheilungen entgegen sehen auf Grund der Forschungen des Dr. A. Loeffgren in S. Paulo. Alles, was ich sonst von dort aus Sambaquis erhielt, gehört Arten an, die noch heute an der Küste von S. Paulo gemein sind und gegessen werden; die Bestimmungen des verstorbenen Ingenieurs v. Rath erweisen sich als völlig verkehrt. Azara prisca aber ist lebend seither trotz allen Bemühens weder in St. Catharina, noch in S. Paulo gefunden worden.

In Argentinien hat man Caximbos gefunden, welche ganz den unsrigen entsprechen, doch sind sie überall selten. Ameghino bildet nur einen ziemlich gut erhaltenen ab, der etwas von unseren abweicht durch parallele Ringwülste, die um den Stiel laufen. Von diesen Wülsten abgesehen, stimmt der Caximbo sehr gut zu einem von Bahia stammenden des Rio-Museum (cf. Archivos, l. c. p. 448). Der Typus ist aber der gleiche, d. h. das Rauchrohr ist eng und geht senkrecht von dem endständigen Feuerloch ab. In Nord-America kommt dieser Typus zwar auch vor, besonders häufig aber doch jener, wo auf der Mitte einer nur in der einen Hälfte vom Rauchgang durchbohrten Unterlage sich der Kopf erhebt. Derartige nordamerikanische Typen hat man in Süd-America ebenso wenig gefunden, als polirte, künstlich aus hartem Stein gearbeitete. Wie es kommt, dass Ladislao Netto in den Archivos (l. c. p. 447) eine der riograndenser Pfeifen als aus Steatit bestehend angiebt, ist mir unklar, und ich setze Zweifel in die Richtigkeit der Angabe. Diese Pfeife muss doch wohl durch mich oder durch Hrn. v. Koseritz an das Rio-Museum gelangt sein, aber weder uns, noch den HHrn. Schupp, Kunert u. A. ist jemals ein steinerner Caximbo vorgekommen; der einzige, den Hr. v. Koseritz als aus Sandstein bestehend angab, erwies sich bei genauerer Untersuchung als gebrannt.

Der Brand ist bei allen Caximbos ein roher, unvollkommener. Nur einmal fand ich in prähistorischen oder sub-prähistorischen Fundstellen bei Rio Grande do Sul einen sehr scharf gebrannten, ähnlich der Masse feinster Backsteine. An jener Stelle fand ich aber neben Urnenscherben und Steinwaffen auch Eisengeräth und Porzellan, und da es feststeht, dass die Stadt Rio Grande zuerst weiter see-

1) Vergl. Verhandl. 1891, S. 811.

wärts angelegt wurde, so mag dieser Kopf dem vorigen Jahrhundert entstammen. In der Culturschicht habe ich bei neuerlicher Nachprüfung aber Urnenscherben gefunden; was lose auf dem Boden gefunden wird, mag ebenso leicht alt, wie jung sein. Bezüglich der Form der Caximbos sei noch nachgetragen, dass es auch kegelförmige giebt, bei denen Rauchrohr und Feuerstelle also in einer Richtung liegen.

Ladislao Netto betont (l. c. p. 446), dass in den Mounds von Marajó Caximbos gar nicht vorkommen. Ein von ihm abgebildetes Gefäss mit hohlem, am Rande abgehendem Stiele (ibid. p. 446), das er, wenn auch mit Zweifel, als Caximbo zu deuten geneigt ist, mag ein Trinkgefäss für Kinder oder ähnliches gewesen sein. Von der Deutung als Caximbo muss man schon wegen der geräumigen Höhlung des Gefässes absehen. Alle Caximbos haben eine sehr kleine Feuerstelle, wenig grösser als das Endglied des Daumens. Das Fehlen der Caximbos in den Mounds steht völlig im Einklang mit allen weiteren Beobachtungen. So fehlen Caximbos ganz unter den Alterthümern von Venezuela und sie fehlen überall in den Sambaquis. Letzteres ist um so mehr überraschend, als nach H. Müller in Santa Catharina in den obersten Schichten, bezw. den jüngsten Lagen der Sambaquis, Pferdeknochen und gebrannte Scherben vorkommen. Hier würde man also auch eventuell Eisen u. s. w. und Caximbos erwarten können. In den Sambaquis von Rio Grande do Sul sind nie Caximbos gefunden worden. Die Verbreitung der Caximbos, so wie wir sie heute kennen, entspricht ziemlich der portugiesischen Cultursphäre, jedoch nicht völlig, da nördlich von Bahia und Alagoas, speciell am ganzen Amazonas, nie Caximbos gefunden wurden. Andererseits hat man solche in den an Brasilien angrenzenden Gebieten von Argentinien gefunden; sie fehlen aber, so viel ich sehen kann, der altperuanischen Cultur, und Wittmack (Congr. internat. des Américanistes, Berlin 1888, p. 345) bemerkt darüber: „Tabak wurde nicht geraucht, sondern diente nur zum Schnupfen und als Medicin.“ Für Chile begegne ich zwar bei Kunert der Angabe, dass dort schon vor Ankunft der Europäer geraucht wurde, allein das dürfte wohl kaum richtig sein. Nach Philippi gleichen die Pfeifenköpfe der älteren chilenischen Cultur ganz jenen Süd-Brasilien's, und die noch bestehende Bezeichnung für sie ist die brasilianische: Caximbo. Dieses Wort findet man zwar in den Wörterbüchern der portugiesischen Sprache, seine Herkunft scheint aber unklar. Nach Martius (Beiträge zur Ethnographie Brasiliens II. Sprachenkunde. Leipzig 1867. S. 424) gehört das Wort Caximbo wahrscheinlich einer Negersprache an, — eine Vermuthung, deren Prüfung Seitens competenter Mitglieder Ihrer Gesellschaft zu wünschen wäre. Hiernach muss man schliessen, dass die Sitte des Tabakrauchens den chilenischen Indianern von Guarani-Stämmen überkommen ist, worauf auch der Umstand hinweist, dass das Wort der Araukaner für Tabak Püthem mit jenem der Guarani-Sprache petum, pety, pytyma etc. identisch ist. Nach Kunert (Caximbos in Süd-Brasilien. Verh. 1891, S. 695) findet R. A. Philippi die riograndenser Caximbos identisch mit jenen aus alten chilenischen Gräbern und mit jenen, welche noch heute im Osten der Anden von den Pehuenchen und Patagonen benutzt werden. Dass Philippi den präcolumbischen Gebrauch von Caximbos für Chile nachgewiesen haben soll, finde ich nicht angegeben, und ich muss auch diese Annahme, so lange sie nicht beweisbar auftritt, für ganz unglaubhaft ansehen.

Alles, was wir historisch über Tabakrauchen wissen, weist zunächst auf West-Indien und Nord-America hin. Nur die nordamerikanischen Indianer benutzten Pfeifenköpfe. Auf den Antillen fanden die Entdecker Tabak in Cultur vor. Die Blätter wurden locker zusammengerollt und mit einem festeren Blatte oder Bast

umwickelt. Diese Cigarette hiess Tabacco und hat dem Tabak den Namen gegeben. Die gleiche Sitte des Rauchens von Tabakrollen fand man nach Humboldt in Guyana bei den Tamanaken und Maypuren, welche die Cigarren mit Mais umwickelten, wie es bereits die Mexikaner vor Cortes Ankunft thaten. Bekanntlich hat sich dieser Gebrauch der Umwickelung der Cigarette mit Maisstroh noch bis auf den heutigen Tag im spanischen und portugiesischen America erhalten[1]). Wo wir in älteren Reisewerken dem Tabakrauchen begegnen bei südamerikanischen Völkern, handelt es sich ebenfalls fast immer um solche Rauchrollen. Ich verweise hier auf das prächtige Werk von v. Martius „Zur Ethnographie America's, zumal Brasilien's". Leipzig 1867. S. 522, 586ff., 639, 719. Unter Bezugnahme auf die Mittheilungen von Hrn. Lery spricht sich v. Martius, S. 722 dahin aus, „dass Süd-America dieses Genussmittel aus der nördlichen Hälfte des Continentes erhalten habe," d. h. den Tabak. Nach Philippi wurde in Chile der doch wohl importirte Bauerntabak (Nicotiana rustica) geraucht, während nach v. Martius in Süd-Brasilien die Indianer ehemals die Nicotiana Langsdorfii rauchten. Wenn aber prähistorische Beziehungen mancherlei Art vom Orinocco bis auf die Antillen reichten, so kann mit der Sitte des Rauchens auch die Pflanze von West-Indien nach Süd-America gelangt sein. Leider scheint man über das spontane Vorkommen der Nicotiana-Arten in Süd-America nur sehr unvollkommen unterrichtet zu sein. Wo aber auch, wie in Peru, schon präcolumbisch die Nicotiana-Arten Verwendung fanden, geschah es zu medicinischen Zwecken, zum Schnupfen oder Kauen, nicht aber zum Rauchen.

Ich komme somit, auch bei weiterer Beschäftigung mit der Frage, doch wieder auf das zurück, was ich Ihnen schon 1891 schrieb, dass die Sitte des Tabakrauchens und vollends jene des Rauchens mittelst Caximbo in Süd-America erst durch die Portugiesen und Spanier verbreitet wurde, und dass somit die Pfeifenköpfe, als post-columbische Leitfossile, enorm wichtige Dienste leisten können. v. d. Steinen vermisste bei den Bakairi des oberen Xingu Tabak ebenso vollständig, wie Bananen oder Metalle.

Vielleicht hilft uns die, wie Hr. Verlagshändler Fernau mir mittheilt, demnächst erscheinende Ploss'sche Monographie weiter. Vielerlei einschlägige Literatur, so auch Tiedemann, „Geschichte des Tabak" 1854, sind mir hier nicht zugänglich, und ich betone dies um so mehr, als ich, vom rein archäologischen Gebiete abgesehen, die Basis meiner bezüglichen Studien noch als eine rechte unvollkommene anerkennen muss. Soweit ich aber bisher sehen kann, stimmen alle Ausweise, die historischen, ethnologischen und archäologischen, darin überein, uns die Sitte des Tabakrauchens in Süd-Amerika und speciell die Verwendung des Caximbo dazu, als eine von den Portugiesen überkommene Einrichtung erscheinen zu lassen. Diese Einführung wird dann kaum in eine frühere Zeit fallen, als die Cultur und Benutzung des Tabaks in Portugal. Als in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Tabakscultur in Portugal sich einbürgerte, wurde der Tabak geschnupft. Die Ausbreitung des Tabakrauchens und die Uebertragung dieser Gewohnheit nach Süd-America dürfte somit erst in den Beginn des 17. Jahrhunderts fallen. Dies ist eine einfache culturhistorische Frage, die, zumal in Portugal, leicht wird zu entscheiden sein. Erweist sich die ganze hier gegebene

1) Das Maisblatt, d. h. das trockene Hüllblatt des Kolbens, wird in viereckige Stücke geschnitten und, wo sorgfältige Behandlung üblich ist, in Milch eine Zeit lang liegen gelassen.

Darstellung weiterhin als richtig, so sind alle prähistorischen Fundstätten, in denen Caximbos vorkommen, weniger als 300 Jahre alt.

Hieraus ergiebt sich zur Genüge die Wichtigkeit der Caximbo-Frage für die gesammte südamerikanische Archäologie, ganz abgesehen von den specielleren hier discutirten Einzelheiten, zumal den Pfeifen in Form von Menschenköpfen. Es sind seither nirgends anders als in Rio Grande do Sul anthropomorphe Caximbos bekannt geworden, und zwar:

1. der hier abgebildete, v. Koseritz'sche,
2. der vorher beschriebene,
3. jener des P. Schupp (l. c. p. 131, Fig. 12).

Der letztere, dem meinen im Allgemeinen ähnlich, ist in der Abbildung so total missrathen, dass eine bessere Darstellung nöthig sein wird. Die Nase scheint, wie an dem hier abgebildeten, beschaffen zu sein, während die Augen nicht quer-, sondern langgestellt scheinen; von einem Munde sehe ich nichts an der Figur. Das Rauchrohr ist, wie an dem meinen, ganz verkürzt und äusserlich nicht mehr vortretend.

Zusammenfassung der Resultate.

Es giebt somit für Caximbos der Indianer zwei, völlig ausser direktem Zusammenhang und wechselseitigem Einflusse stehende Verbreitungscentren:

1. jenes des Mississippi-Gebietes,
2. das brasilianische.

Letzteres ist im Wesentlichen ein süd- und mittelbrasilianisches. Im Amazonasgebiet und im nördlich davon gelegenen Süd-America kennt man keine prähistorischen Pfeifenköpfe, und auch die lebende, bezw. die aus den Berichten der Reisenden bekannte, einheimische Bevölkerung raucht entweder gar nicht, oder nur Cigarren. Die Caximbos von Nord-America bieten nach Form, Material und ethnologisch-cultureller Bedeutung kaum irgend welche Berührungspunkte mit jenen Brasilien's. Bei letzteren fällt jedes symbolische Moment hinweg, wie es in der Friedenspfeife der nordamerikanischen Rothhäute eine so hervorragende Rolle spielt, aber eine medicinische Nebenbedeutung waltet in Süd-America häufig ob. In Nord-America trifft man Caximbos präcolumbisch weit verbreitet an, in Süd-America treten sie postcolumbisch und wohl erst im 17. Jahrhundert auf, von den Portugiesen eingeführt und sammt der Cultur des Tabaks den Indianern zugebracht. —

(8) Hr. R. Virchow hat in Moskau einen Vortrag gehalten über die Reise des Hrn. Vaughan Stevens nach Malacca, über welchen in einer französischen Zeitung ein vortrefflicher Bericht erschienen ist. Letzterer ist dem Vorsitzenden in einem Ausschnitt von Hrn. J. de Morgan mit folgendem Briefe vom 26. März aus Kom Ombos in Ober-Aegypten eingesandt worden:

„Monsieur le professeur!

„Je lis dans un journal un article fort intéressant „l'homme et le singe", dans lequel je vois que vous n'avez pas connaissance de mon expédition de 1884 dans l'intérieur de la presqu'île de Malacca. Je n'en suis pas surpris étant donné que j'ai publié le resultat de mes recherches dans des feuilles et des revues spéciales et que je n'en ai point fait un volume spécial livré au commerce.

„J'ai fait reunir tous les tirages à part sur la presqu'île malaise en un volume que j'ai donné, mais qui n'a jamais été vendu. Je vous en adresse un exemplaire. Vous y trouverez un très grand nombre de renseignements ethnographiques et linguistiques qui je pense vous seront de quelqu' utilité.

„J'ai abandonné aujourdhui mes études sur les peuples et les langues de la Malaisie pour m'attacher plutot à celle des peuples de l'Asie occidentale et centrale, travaux que je ne puis malheureusement que mener fort lentement par suite des occupations multiples auxquelles m'oblige ma situation de directeur général des antiquités de l'Égypte. Toutefois j'espère pouvoir dans quelques mois livrer au public deux volumes sur la Perse occidentale, le Kurdistan et le Louristan. Ils resultent de ma dernière expédition en Perse et vous y trouverez quelques renseignements sur les Négritos de la Suziane dont il reste encore quelques traces aux environs de Dizfoul, de Chouchter et dans les montagnes Loures.“ —

Hr. Rud. Virchow:

Mir waren bisher nur die werthvollen Untersuchungen des Hrn. de Morgan in Transkaukasien bekannt. Dass er in Malacca gewesen ist, davon habe ich durch sein Schreiben zum ersten Male erfahren. Sobald seine Sendung angelangt sein wird, werde ich nicht verfehlen, davon der Gesellschaft Nachricht zu geben. Für heute muss ich mich darauf beschränken, die sonderbare und für den heutigen Verkehr charakteristische Wirkung der Presse hervorzuheben, dass eine von mir in Moskau, allerdings französisch, gehaltene Rede über Malacca eher in Frankreich, als in Deutschland besprochen wird und dass der einzige Mann, der Grund hat, sich über die Nichterwähnung seiner Betheiligung an der Erforschung der malayischen Halbinsel zu beklagen, davon zu Kom Ombos in Ober-Aegypten erfährt. Ich erinnere mich sehr lebhaft der einsamen Ruinen des alten Pharaonenschlosses, die hoch am Nil-Ufer aufragen; ich verbrachte mit Schliemann einige genussreiche Stunden daselbst, hätte mir aber nicht träumen lassen, dass ich jemals von daher einen Brief erhalten würde. Möge dieser Brief die Einleitung guter Beziehungen der deutschen Forscher zu dem neuen Leiter der französischen Schule in Aegypten darstellen! —

(9) Hr. Olshausen übersendet folgende Mittheilung über

Alsengemmen.

Unter dem 16. September 1888 meldete mir Hr. W. Pleyte in Leiden die Auffindung einer neuen Gemme in einer Terpe zu Bessebuuren, Dorf Beetgum, NW. von Leeuwarden. Dieselbe zeigt zu Häupten ihrer 3 Figuren 3 achtstrahlige Sterne. Hrn. Conservator Battaerd vom Museum zu Leeuwarden verdanke ich durch Sendung vom 24. October 1888 Abdrücke dieser Gemme, die nach Angabe meines verstorbenen Freundes Dr. O. Tischler in Königsberg im Katalog des Museums zu Leeuwarden unter Nr. 46 A, 419 verzeichnet ist.

Hr. Battaerd theilte mir ferner mit, dass die in diesen Verhandl. 1887, S. 691 von mir auch aufgeführte Gemme von „Klaerkamp“ (Nr. 38, 1 zu Leeuwarden) bei dem Dorfe Birdaard gefunden wurde, in dessen Nähe früher das Kloster Klaerkamp stand.

Des weiteren übersandte mir Hr. Landesrath Plassmann in Münster, Westfalen, im November 1890 den Abdruck einer neu aufgefundenen zweifigurigen Gemme ohne „Attribute“, die sich an einem Reliquien-Kreuz der Pfarrkirche zu Borghorst bei Burgsteinfurt befindet.

Endlich sind über einige, früher nach der einen oder anderen Richtung hin zweifelhafte Stücke nähere Aufschlüsse erlangt. Nach einem, mir durch den nun schon verstorbenen Prof. Schaaffhausen in Bonn am 29. November 1890 zu-

gegangenen Abguss der Gemme in Aachen handelt es sich hier in der That um eine richtige Alsengemme, wie es scheint, mit Fingern an einer erhobenen Hand; vergl. meine Abhandl. S. 689. Auch das ebenda besprochene Lüneburger Stück halte ich jetzt, nach Kenntnissnahme eines Abdrucks, für sicher hierher gehörig. Dagegen scheidet das Essener Exemplar (S. 690), wie Hr. Bartels feststellen konnte, definitiv aus.

In Bezug auf die Fritzlarer Gemme (S. 692) ist ein Irrthum zu berichtigen, der aus der Mangelhaftigkeit des früher vorgelegenen Abdrucks entsprang. Es fehlte der Figur keineswegs der eine Arm; derselbe ist vielmehr, wie ein von Hrn. Sökeland beschaffter neuer Abdruck erkennen lässt, ganz vorhanden und trägt einen Stab mit Kreuz. Hr. Bartels wird die Gemme genau beschreiben.

Wir kennen jetzt, — die Gemme von Nummedal, die 3 am Reginenschrein in Osnabrück, sowie die Exemplare von Bessebuuren und Borghorst mitgerechnet, — 44 Stücke dieser Gattung.

Hinsichtlich der geographischen Vertheilung der Alsengemmen ist es interessant zu erfahren, dass Hr. Sökeland die Niederlande und Belgien bisher vergeblich durchsucht hat. Nur in Maestricht (Niederländ. Limburg), Tongres (Belgisch. Limburg) und Namur konnte er noch nicht persönlich nachforschen; eine Prüfung von Abbildungen von Kirchenschätzen, sowie Aussagen von Sachkennern ergaben ihm aber auch für Maestricht und Namur ein negatives Resultat. Es bestätigt dies wiederum meine Auffassung, dass die Heimath der Alsengemmen rechts, nicht links des Rheines zu suchen ist. —

(10) Hr. Bartels überreicht folgende Mittheilung über

Alsengemmen.

Durch das vor Kurzem stattgehabte Auffinden einer Gemme vom Alsentypus in Norwegen (vergl. Voss, Verhandl. 1893, S. 161) wird von Neuem die Aufmerksamkeit auf diese merkwürdigen Erzeugnisse frühmittelalterlicher Kunst gelenkt. Da nun dieser Gegenstand hauptsächlich im Schoosse unserer Gesellschaft erörtert worden ist, so mag es gerechtfertigt erscheinen, wenn ich hier noch einige, der gleichen Kunstgruppe angehörige Stücke zur Sprache bringe, von denen bisher entweder noch gar nicht, oder nur andeutungsweise die Rede gewesen ist. Ausser den neulich (S. 162) schon erwähnten 3 Gemmen vom Reginenschrein in Osnabrück (eine zweifigurige, eine dreifigurige ohne „Attribute“ und eine dreifigurige mit einem „Attribut“, einem zwischen den Köpfen der linken und der mittleren Figur schwebenden Vogel), sind es die folgenden Stücke:

Die Gemme von Cöln.

Im Walraff-Richards-Museum in Cöln fand ich bei Gelegenheit des Bonner Anthropologen-Congresses in der Gemmensammlung, zwischen vielen Gemmen römischen Ursprungs, auch eine ungefasste, zweifigurige Gemme vom Alsentypus. Die beiden Figuren reichen sich in gewohnter Weise die Hand, ohne jedoch, wie das auf der Berliner Gemme der Fall ist, mit den Händen etwas zu halten. Die rechte Figur (im Intaglio und vom Beschauer aus gerechnet) berührt einen vom unteren Körperende schräg nach unten gehenden „Körperfortsatz“ an seinem Ende mit der nach hinten gestreckten, linken Hand. Vom obersten Ende des linken Oberschenkels geht, parallel dem so eben genannten, ein zweiter Körperfortsatz nach hinten und unten.

Was diese Körperfortsätze bedeuten, ob es Andeutungen von Waffen oder von sonstigem Beiwerk sein sollen, das wird schwer zu entscheiden sein. Die für Schwerter oder Dolche zu tief am Beine sitzenden Fortsätze sollen vielleicht die flatternden Zipfel eines Mantels vorstellen. Ich vermuthe dieses, weil sich auf einer in Bonn gefundenen, römischen Provinzial-Gemme von sehr roher Arbeit etwas Aehnliches findet.

Der linke Arm der linken Figur läuft in eine dreiseitige Verdickung aus, welche wohl sicherlich nicht die Hand, sondern ein von dieser gehaltener Gegenstand sein soll.

Diese Gemme von Cöln nimmt unter den Alsengemmen eine Sonderstellung insofern ein, als sie bei Weitem das kleinste Exemplar ist, welches bis jetzt aufgefunden wurde. Das beinahe runde Gemmenfeld besitzt einen Höhendurchmesser von nur ganz knapp 10 *mm*, während beispielsweise die zweifigurige Gemme von Oldenburg eine Höhe von 19 *mm* und die dreifigurigen Gemmen von Aagerup und von Jordloese sogar eine Höhe von 27 *mm* besitzen. Die Anzahl der bis heute bekannten, zweifigurigen Alsengemmen beträgt 18. Abgüsse dieser Gemme verdanke ich der Güte des Direktors der archäologischen Abtheilung des Walraff-Richards-Museums, Hrn. Dr. Schmitz in Cöln.

Es bleiben nun noch drei fernere Stücke mit je nur einer Figur zu besprechen übrig:

Die einfigurige Gemme von Utrecht.

An dem Einbande des Evangeliariums des heiligen Ansfried in der erzbischöflichen Bibliothek in Utrecht befindet sich die eine dieser einfigurigen Alsengemmen (Fig. 1). Sie ist leider in der Mitte quer durchgebrochen, so dass ein breiter Spalt durch das unterste Ende des Rumpfes der Figur hindurchgeht. Das Kinn erscheint wie mit einem dichten Barte bedeckt, die Nase ist deutlich ausgesprochen, die Scheitelhöhe von dreieckiger Form. Der Rumpf ist schlank, kielförmig in das Gemmenfeld eingeschnitten; die Beine sind gerade gestreckt und mässig lang, mit deutlich angesetzten Füssen. Die linke Hand hält an seiner oberen Spitze ein grosses, in diagonale Richtung gestelltes Quadrat oder einen „Rahmen“.

Figur 1.

Auch der rechte Arm scheint in einen ähnlichen, viereckigen „Rahmen“ auszulaufen. Ganz deutlich ist dieses aber nicht, denn der erwähnte Sprung, durch welchen die Gemme in zwei Theile gebrochen ist, geht gerade durch die Berührungsstelle der Hand mit dem Rahmen, und der letztere ist nur sehr seicht in die Glaspaste eingeschnitten. Im Gemmenfelde frei schwebend befindet sich in Schulterhöhe rechts vor der Figur ein ganz kurzer, nahezu senkrechter Strich, mit einem kleineren schrägen Strich darüber. Zur Linken der Figur schweben über einander zwei kleinere Gegenstände und zwar in Kopfhöhe ein kleines Viereck und in der Höhe des linken Ellenbogens eine Figur, von der es schwer ist, eine ganz zutreffende Beschreibung zu machen. Sie gleicht am ehesten einem kleinen, seitlich zusammengedrückten Rhombus, an welchem unten zwei Anhänge sind. Noch ein Paar andere, unregelmässige Gravirungen schliessen sich an. Man wird unwillkürlich an die rohen und verstümmelten, ungeschickt nachgebildeten Buchstaben erinnert, wie sie sich auf den nordischen Nachahmungen oströmischer Münzen vorfinden. Vermuthlich ist auch hier irgend ein figürliches Beiwerk der ursprünglichen Vorlage in unverstandener Weise nachgeahmt, verstümmelt und unkenntlich gemacht worden.

Die einfigurige Gemme von Hildesheim.

An dem Sarkophag des heiligen Godehard im Dome von Hildesheim ist unter anderen auch eine einfigurige Alsengemme angebracht (Fig. 2). Sie hat eine hochovale Form und ist bei Weitem die grösste unter den bis jetzt bekannten einfigurigen Stücken. Die Durchmesser ihrer Bildfläche betragen 8 und 21 *mm*. Die Figur nimmt fast das ganze Gemmenfeld ein; sie hat einen kleinen Kopf mit kurzer Nase und kurzem Kinnbart. Der durch einen schrägen Strich angedeutete Hals setzt sich an einen plumpen, unregelmässig conturirten Querstrich an, durch welchen die Schultergegend dargestellt ist. Von jedem Ende dieses Querstriches hängt ein völlig gestreckter Arm nach unten herab. Von der Mitte des Schulter-Querstriches geht ein senkrechter, unregelmässiger Strich nach unten, welcher mit seinem unteren Ende in die Spitze einer unregelmässig vierseitigen Grube einmündet. Der senkrechte Strich bedeutet den Rumpf, die vierseitige Grube bildet die Beckenregion, und von ihren seitlichen Spitzen entspringen die durch je einen geraden, senkrechten Strich zur Darstellung gebrachten Beine; ein unten angesetzter, plumper Querstrich bildet an jedem Beine den Fuss. Diese Füsse erscheinen dicker, als die Oberschenkel. Alle Conturen zeigen Unregelmässigkeiten, welche durch Ausspringen der oberflächlichen Glasschicht entstanden sind. Ein kurzer „Körperfortsatz" entspringt am linken Oberschenkel und zwischen den Oberschenkeln geht von der Beckengegend aus ein feiner Strich nach unten, eine für die Alsengemmen neue Erscheinung. Wahrscheinlich hat er auch nur die Bedeutung eines Mantel- oder Gürtelzipfels.

Figur 2.

An den Armen hat der Künstler sorgfältiger gearbeitet, als an den Beinen; sie sind dicker, als die letzteren, und lassen erkennen, dass das schneidende Instrument mehrmals angesetzt worden ist. Der linke Arm lässt eine Andeutung des Ellenbogen-Gelenkes erkennen; dann läuft er nach unten in ein Dreieck aus, das in seiner Form etwas an einen hohen Steigbügel erinnert, aber sicherlich eine andere Bedeutung besitzt. Von der Spitze desselben verläuft ein feiner Strich nach oben, der wohl nicht auf ein Ausgleiten des gravirenden Instrumentes geschoben werden kann, da an der rechten Hand sich etwas Aehnliches findet. Ein durch den rechten Arm gehender Querstrich soll wohl ebenfalls den Ellenbogen markiren.

Dem Vorderarme liegt die Spitze eines unregelmässigen Vierecks auf, in das der Vorderarm wie hineingesteckt erscheint. Auch von der oberen Spitze dieses Vierecks verläuft, ähnlich wie auf der linken Seite, ein feiner Strich nach oben und aussen. Eine punktförmige Grube vor der unteren Spitze des Vierecks ist sicherlich ein zufälliges Loch in der Glaspaste, eine geplatzte Luftblase, wie sie sich wiederholentlich auch an anderen Alsengemmen finden. Absichtlich eingearbeitet erscheint aber eine kleine, seichte, dreieckige Grube, seitlich von der linken Hand, hart an dem Rande des Gemmenfeldes.

Die einfigurige Gemme von Aachen.

Auf eine einfigurige Gemme am grossen Marienschrein im Dome zu Aachen (Fig. 3) hatte bereits im Jahre 1884 Sophus Müller aufmerksam gemacht, ohne eine Beschreibung des Intaglio zu geben. Es ist eine kurze, plumpe Figur, mit rechteckigem, aber auf der einen Körperhälfte tiefer eingeschnittenem Rumpfe, kurzen, gestreckten Beinen und grossen Füssen, die sich spornenartig nach hinten verlängern. Der Kopf besitzt eine deutliche Nase und einen langgestreckten Kinnbart. Der linke Arm ist kurz und endet in zwei kleinen, ein wenig divergirenden

Figur 3.

Strichen. Der rechte Arm reicht etwas weiter herab, als der linke, und es setzt sich an ihn in spitzem Winkel ein annähernd gleich langer Strich nach oben und aussen an, dessen oberes Ende mit einer knopfartigen Verdickung abschliesst. Man könnte im Zweifel sein, ob hier der im Ellenbogen spitzwinkelig gebeugte Vorderarm mit der Andeutung einer Hand dargestellt werden sollte. Ich glaube das nicht, sondern ich betrachte den aufsteigenden Strich als einen Gegenstand, welcher von der bei gestrecktem Arme ganz nach abwärts gekehrten Hand gehalten wird. Man wird hier an den Zweig erinnert, wie ihn die beiden Figuren der kleineren Berliner Gemme gemeinsam mit ihren Händen halten. Wäre es der Vorderarm, so würde der rechte Arm allein die Länge des ganzen Körpers besitzen und er würde mehr als doppelt so lang, als der linke, sein. Das Gemmenfeld hat eine Grösse von 11 zu 13 *mm.*

Die einfigurige Gemme von Fritzlar.

Ein drittes, einfiguriges Exemplar, auf welches ebenfalls schon Sophus Müller hingewiesen hatte, befindet sich an dem grossen Prachtkreuze im Dom von Fritzlar (Fig. 4). Es ist unstreitig das merkwürdigste von allen. Der Rumpf der Figur ist noch plumper, als bei der vorigen, er wird ebenfalls durch ein Rechteck gebildet, dessen Langseiten aber eine ganz leichte Biegung zeigen, und zwar ist die Rückseite etwas ausgebogen, die Bauchseite ein wenig eingebogen; hierdurch erscheint die Figur, als wenn sie sich etwas vornüber neigte. Die Beine sind kurz und sie verjüngen sich von dem Oberschenkel gegen das Fussgelenk hin; die durch Querstriche dargestellten Füsse lassen deutliche Absätze erkennen.

Figur 4.

Der Kopf zeigt eine weit vorspringende Nase, einen spitzen, gebogenen Kinnbart und einen hornartigen Vorsprung an der Stirn, sowie einen kürzeren am Hinterkopf. Der nach hinten fortgestreckte linke Arm läuft in die Spitze eines Dreiecks (ohne Basis) aus. Die so mit dem unteren Ende des Armes verbundenen beiden Dreieckschenkel könnten im ersten Augenblick als zwei Finger imponiren; da aber an dem freien Ende des vorderen eine ganz kleine, hakenartige Umbiegung sich befindet, so müssen wir diese Figur ohne Zweifel als ein Rudiment des viereckigen Rahmens betrachten, welchen wir bei vier anderen einfigurigen Gemmen ebenfalls in der einen Hand bemerken. Die hakenförmige Umbiegung ist eben die dritte, rudimentäre Seite des Rahmens, dessen vierte Seite gar nicht eingeschnitten ist; jedoch findet sich als ein einzelner Punkt die Ecke angedeutet, in welcher die unvollständige dritte Seite mit der fehlenden vierten zusammentreffen müsste. Und somit werden wir auch die divergirenden, kurzen Striche an der linken Hand der Gemme von Aachen für das Rudiment eines solchen Rahmens erklären dürfen.

Auch die rechte Hand der Gemme von Fritzlar läuft in fingerähnliche Striche aus. Es sind drei an der Zahl, und auch hier entsteht die Frage: sollen es wirklich Finger sein? Unmöglich ist es nicht, denn durch den Verbindungspunkt des mittleren mit dem hinteren Finger geht ein langer Stab hindurch, als wenn er von ihnen gehalten oder gestützt würde. Wir kommen gleich noch auf denselben zurück. Sieht man diese scheinbaren Finger aber genauer an, so bemerkt man, dass der mittlere Finger die direkte Verlängerung des Armes darstellt, und dann erscheint der vordere mit dem hinteren Finger als die obere Hälfte eines solchen viereckigen Rahmens, in welchen die Hand hineingesteckt ist, ganz ähnlich, wie die rechte Hand bei der einfigurigen Gemme von Hildesheim.

Wir haben noch von dem Stabe zu sprechen, welcher von dieser Hand gehalten wird. Er wird durch eine leicht gebogene Linie gebildet, welche in etwas vornüber gebeugter, senkrechter Stellung durch das Gemmenfeld zieht. Das untere Ende ist mit den Füssen, das obere mit dem Scheitel der Figur in gleicher Höhe. In Schulterhöhe wird der Stab durch einen kleinen Querstrich gekreuzt. Es entsteht auf diese Weise eine Art von langgestieltem Kreuz, wie wir es in späteren Jahrhunderten nicht selten in der Hand Johannes des Täufers finden. Am obersten Ende dieses Kreuzstabes befindet sich noch eine ganz kurze, hakenartige Umbiegung.

Ueber der linken Schulter, neben dem Kopfe der Figur, schwebt noch ein zweites Kreuz in der Luft. Dasselbe ist sehr klein und wird einfach durch zwei sich im rechten Winkel kreuzende Linien von gleicher Länge gebildet. Eine runde, punktförmige Grube unterhalb der linken Hand ist sicherlich nur wieder eine fehlerhafte Stelle im Glasfluss. Die Form der Gemme ist hochoval mit Durchmessern von 10 und 13 *mm.* —

Von der Gemme von Aachen erhielt ich durch den verstorbenen Hrn. Schaaffhausen einen Abdruck. Ausserdem hat mir aber auch Hr. H. Sökeland von dieser, sowie von der Fritzlarer, der Hildesheimer und der Utrechter Gemme Abdrücke gefertigt. Die Erlaubniss hierzu verdanken Hr. Sökeland und ich ganz besonders dem liebenswürdigen Entgegenkommen des Hrn. Dompropstes Dr. Berlage in Cöln. Ohne die wirksamen Empfehlungen dieses Herrn würden uns viele Kirchenschätze verschlossen geblieben sein. Zu grossem Danke sind wir auch verpflichtet Sr. Eminenz dem Hrn. Bischof von Hildesheim, dem Hrn. Conservator Bequet vom Museum in Namur, dem Hrn. Apotheker Bohlmann in Hildesheim, dem Hrn. Prof. Julius Lessing in Berlin, dem Hrn. Hofrath Gröbbels in Siegmaringen, den HHrn. Pröpsten Buschmann in Aachen, Lehmkul in Beckum und Paaschen in Hildesheim, den Geistlichen HHrn. Dr. Becker in Trier, Pfarrer Edelmann in Hildesheim, Caplan Giessen in Essen, Pfarrer zum Hasch in Borghorst, Conservator Pfarrer van Heukulum in Jutphas bei Utrecht, Dom-Vicar Koch in Hildesheim, Pfarrer Koch in Siegburg, Dechant Kreisler in Fritzlar, Pfarrer Dr. Lennartz in Aachen, Pfarrer Stiff in Oberwinter, Pfarrer Stein in Trier, den Küstern HHrn. Balke in Essen, Beckers in Cöln, Kortkamp in Osnabrück, Hrn. Architekten v. Fisenne in Gelsenkirchen, Hrn. Castellan Zaal in Utrecht und Hrn. Lehrer Zaal in Haarlem.

Alle die genannten Herren haben uns in unseren Studien wesentlich gefördert, indem sie Hrn. Sökeland gestatteten, von den unter ihrer Obhut stehenden Gemmen Wachsabdrücke zu entnehmen, und ich möchte hierfür auch an dieser Stelle unseren besten Dank abstatten.

Des bequemeren Vergleiches wegen gebe ich nochmals in Fig. 5 und 6 Abbildungen von der einfigurigen Gemme von Lüneburg und von der Gemme von Nürnberg aus meinem Aufsatze: „Die Gemmen von Alsen und ihre Verwandten" (Zeitschr. f. Ethnol. 1882). Das Original von Fig. 5 gehört dem Musealverein in Lüneburg, dasjenige zu Fig. 6 befindet sich im Besitze des Hrn. John Evans, des Präsidenten der Numismatic Society von London. Somit liegt hier die ganze Zahl der bis jetzt bekannt gewordenen, einfigurigen Gemmen vom Alsentypus in Abbildungen vor, und wir erkennen aus diesen 6 Stücken, dass ihnen unter den Alsengemmen eine ganz besondere Stelle gebührt.

Figur 5. Figur 6.

Bei den Gemmen von Lüneburg und Aachen und ganz besonders bei derjenigen von Fritzlar könnte man wohl in Zweifel gerathen, ob man sie dem Alsentypus hinzurechnen soll. Durch die grössere Breite und Plumpheit des Rumpfes unterscheiden sie sich von vielen der übrigen Stücke und schliessen sich, wie schon Hr. Olshausen betonte, an einige andere Gemmen an, welche wohl auch dem frühen Mittelalter entstammen. Wenn wir aber als das Kriterium für die Gemmen vom Alsentypus die eigenthümliche Darstellung des Kopfes gelten lassen, mit deutlich ausgesprochener Nase und dem scheinbar bebarteten Kinn, wie andere rohe Kunstwerke dieses nicht aufweisen (vergl. meine citirte Arbeit, S. 185), so müssen wir die genannten Gemmen auch sicherlich diesem Typus zuzählen. Die Gemmen von Utrecht, Nürnberg und Hildesheim wird aber auch jeder ohne Weiteres als unbestreitbare Alsengemmen anerkennen. Die beiden Stücke von Utrecht und Nürnberg haben eine ganz ausserordentliche Aehnlichkeit mit einander.

Wenn man alle sechs Gemmen überblickt, so muss man doch zu der Vermuthung kommen, dass dasselbe ursprüngliche Modell, das zweifellos der Darstellung zu Grunde liegt, allmählich variirt und abgeändert worden ist; aber die gleiche Vorlage ist doch immer noch zu erkennen. Ich möchte wohl vermuthen, dass die den übrigen Alsengemmen ähnlichsten Stücke, diejenigen von Hildesheim, Nürnberg und Utrecht nehmlich, die ältesten, und die am meisten abgeänderten, die von Lüneburg, Aachen und Fritzlar, die jüngsten sind. Die von Fritzlar nimmt wahrscheinlich die letzte Stelle ein.

Ganz abgesehen von der Darstellung nur einer Figur haben diese Gemmen auch sonst noch mancherlei Uebereinstimmendes. Immer ist die Figur stehend mit leicht aus einander gerückten Beinen, oder, wenn man es lieber will, leicht schreitend eingeschnitten worden. Immer ist sie gegen den vom Beschauer linken Rand des Gemmenfeldes hingekehrt. Bei den Gemmen von Nürnberg, Lüneburg, Utrecht und Hildesheim hält die linke Hand den eckigen „Rahmen“. Die linke Hand der Figuren auf den Gemmen von Aachen und Fritzlar läuft in fingerähnliche Fortsätze aus, die wohl sicherlich nicht als Finger, sondern als der allein zur Darstellung gebrachte, obere Schenkel eines solchen „Rahmens“ zu deuten sind. Was dieser „Rahmen“ vorstellen soll, ob es ein Kranz ist oder etwas anderes, das ist bis jetzt leider unmöglich zu entscheiden.

Die rechte Hand der Figur von Hildesheim erscheint in einen unregelmässig viereckigen Rahmen hineingesteckt, von dessen oberer Spitze ein Fortsatz nach oben verläuft. Die rechte Hand der Figuren von Fritzlar und Lüneburg läuft scheinbar in drei Finger aus; von diesen können aber auch sehr wohl der eine als das unterste Ende des Armes und die beiden anderen als oberes Rudiment solch' eines Rahmens gedeutet werden. Die rechte Hand auf der Gemme von Utrecht ist leider gerade durch den Sprung zerstört, doch ist ein von ihr gehaltener, viereckiger Rahmen, der nur oberflächlich eingeschnitten ist, bei genauerem Hinsehen zu erkennen.

Nun hört aber die Uebereinstimmung auf. Die rechte Hand auf der Gemme von Aachen hält, nach aufwärts gekehrt, einen Gegenstand, der an den Zweig erinnert, welcher von den zwei Figuren der kleinen Berliner Gemme gehalten wird. Die rechte Hand auf der Gemme von Nürnberg hält etwas Aehnliches leicht abwärts gekehrt. In der rechten Hand der Figur von Fritzlar ruht der aufrecht stehende Kreuzstab. Von den Unterschieden in der Darstellung des Rumpfes auf diesen einfigurigen Gemmen ist bereits die Rede gewesen.

Bei vielen der dreifigurigen und auch bei einzelnen der zweifigurigen Gemmen finden sich auch noch neben oder über den menschlichen Figuren im Gemmenfelde Gegenstände dargestellt, welche ich der Kürze wegen als Attribute bezeichnet hatte. Bei den einfigurigen Gemmen finden sich solche Attribute oder solches Beiwerk, wenn man diesen Ausdruck vorzieht, bei der Hälfte der sechs bekannten Stücke; aber keines gleicht dem anderen. Die Gemme von Hildesheim hat eine kleine dreieckige Grube, ungefähr in Beckenhöhe der Figur; die Utrechter zeigt ebenfalls ein Dreieck, aber hinter dem Kopfe der Figur und darunter den buchstabenähnlichen Gegenstand in der Höhe des Ellenbogens. Vor dem Gesicht schweben ausserdem die beiden über einander stehenden Striche. Die Gemme von Fritzlar hat das schwebende kleine Kreuz und ausserdem den geschilderten Kreuzstab.

Hier entsteht nun noch die Frage, ob wir in diesen Kreuzesdarstellungen das Symbol des Christenthums zu erkennen haben. Es ist eine solche Annahme verführerisch, da die Gemme zur Ausschmückung des Prachtkreuzes verwendet worden ist. Und dennoch glaube ich, dass kein christliches Kreuz gemeint sein soll. Solche sich kreuzenden, gleich langen Linien, wie in dem in der Luft schwebenden Kreuz, finden sich mehrfach auf Alsengemmen; es sind aber, ausser den sich rechtwinkelig kreuzenden, noch eine oder mehrere im spitzen Winkel durch den Schnittpunkt verlaufende Linien hinzugefügt, so dass nicht ein Kreuz, sondern ein Stern entstand. So wird auch dieses kleine, schwebende Kreuz nichts anderes sein, als ein unvollständiger, nur vierstrahliger Stern. Die Gemme von Utrecht zeigt diesen Stern noch unvollständiger, denn sie hat an der entsprechenden Stelle nur den senkrechten, schwebenden Strich, und der Querstrich schwebt, anstatt jenen zu schneiden, über demselben frei in der Luft. Für ein christliches Kreuz wäre übrigens auch die Form eine völlig ungebräuchliche, und die beiden Alsengemmen, welche unverkennbare Kreuze tragen, diejenigen von Roden oder Lieveren und die von Spannum, haben ein Kreuz von ganz anderer Form.

Auch für den Kreuzstab möchte ich es ablehnen, dass er die Bedeutung eines christlichen Kreuzes hat, es sei denn, dass der ihn zum Kreuz machende Querstrich erst in späteren Jahrhunderten hinzugefügt sei: für diejenige Periode, welcher übereinstimmend diese Alsengemmen zugewiesen werden, nehmlich dem 7. bis 9. Jahrhundert, ist eine solche Form der Kreuzesdarstellung einfach eine Unmöglichkeit. Auch darf nicht übersehen werden, dass sich am obersten Ende des Stabes noch einmal ein kurzer Querstrich befindet.

Es ist bisher für mich kein Grund vorhanden, meine Meinung über die Herkunft dieser Alsengemmen zu ändern. Ich sehe darin, nach wie vor, wie ich in der December-Sitzung 1887 auseinander gesetzt habe, die Werke einer heidnischen Bevölkerung, welche allerdings wahrscheinlich schon an der Grenze des Christenthums stand.

Von den Gemmen vom Alsentypus kennen wir zur Zeit

mit 4 Personen	1 Stück
„ 3 „	23 „
„ 2 „	18 „
„ 1 „	6 „
	im Ganzen also 48 Stück.

Die Gesammtzahl der auf denselben zur Darstellung gebrachten menschlichen Figuren beträgt 115. —

(11) Der Vorsitzende legt das für die Bibliothek der Gesellschaft angekaufte Werk der HHrn. Cavallari und Orsi: „Megara Hyblaea, storia, topografia, necropoli ed anatemata.“ Roma 1892, vor. —

Hr. Rud. Virchow zeigt bei dieser Gelegenheit einen

restaurirten Schädel von Megara Hyblaea.

In der Sitzung vom 9. Juli 1892 (Verhandl. S. 347) besprach ich zwei Schädel von Megara Hyblaea, welche uns Hr. Orsi zugesendet hatte, welche aber leider so zertrümmert waren, dass ich darüber nur sehr mangelhafte Angaben machen konnte. Insbesondere galt dies von dem mit der Zahl 818 bezeichneten Schädel, von dessen Schädeldach sich nur einzelne Theile hatten zusammenfügen lassen. Seit jener Zeit haben sich mein sehr glücklich combinirender Zeichner, Hr. E. Eyrich, und mein anatomischer Diener Schulz des Schädels angenommen und es ist, nach wiederholtem Zerschneiden des Gypses zwischen den schon zusammengefügten Bruchstücken, endlich gelungen, die Form des wichtigen Stückes so weit zu restauriren, dass meines Erachtens die natürlichen Verhältnisse vollständig wiedergefunden sind. Nur die linke Schläfengegend ist so defect, dass der Versuch einer Restauration unterlassen wurde.

Die einzelnen Angaben, welche ich früher gemacht hatte, können bei allen bestätigt werden. Ich beschränke mich daher auf eine kurze Besprechung der allgemeinen Verhältnisse, insbesondere der neu gewonnenen Maasse.

Zweifellos ist es der Schädel eines jungen Mädchens. Derselbe ist sehr regelmässig und voll gerundet, insbesondere zeigen auch das eigentliche Dach und das Hinterhaupt eine sehr gleichmässige Wölbung. Die Hauptmaasse sind folgende:

Grösste horizontale Länge	181 *mm*
„ Breite	142 „
Gerade Höhe	133 „
Ohrhöhe.	108 „
Halber Horizontal-Umfang	260 „
Sagittal-Umfang	373 „
Gesichtshöhe	114 „

Es berechnen sich daraus ein

Längenbreiten-Index von	78,5 *mm*
Längenhöhen-Index von	73,5 „
Ohrhöhen-Index von	59,6 „

Das ergiebt eine orthomesocephale Form, die sehr gut entspricht den hellenischen Schädeln jener Zeit. Am wenigsten sicher dürfte die Ohrhöhe sein, die im Verhältniss zu der senkrechten Höhe wahrscheinlich etwas zu klein aus-

gefallen ist. Verdoppelt man den halben Horizontal-Umfang, so erhält man die vielleicht etwas zu grosse Zahl von 520 *mm*, die allerdings zu dem Sagittal-Umfang von 373 *mm* in einem guten Verhältniss steht und ein Bild von der schönen Auswölbung der gesammten Schädelcapsel gewährt.

In Beziehung auf das Gesicht ergiebt sich das ziemlich sichere Höhenmaass von 114 *mm*. Da jedoch die Querdurchmesser nicht zu bestimmen sind, so lässt sich der Gesichtsindex nicht berechnen. Derselbe dürfte jedoch als chamaeprosop anzunehmen sein. Sehr deutlich zeigt sich, dass der schon in der früheren Mittheilung als „mässig prognath“ bezeichnete Vorsprung der Kiefergegend vorzugsweise dental ist, dass jedoch auch die Alveolar-Fortsätze beider Kiefer daran betheiligt sind. Viel bestimmter, als nach der Betrachtung der einzelnen Theile erwartet werden konnte, ist die progenaeische Stellung des Kinnes, welches erheblich über den Alveolarrand vorspringt.

Die von mir schon früher angedeutete Aehnlichkeit mit einem Schädel aus einem griechischen Sarkophag von Akragas (Verhandl. 1890, S. 415), der gleichfalls einem jungen Weibe angehört haben muss, kann nunmehr bestimmter ausgesprochen werden. Letzterer war allerdings hypsimesocephal, indess beträgt die Differenz der Längenhöhen-Indices nur 2,2. Eine schwache Aenderung in der sehr schwierigen Anpassung der Apophysis basilaris in dem Megaräer Schädel würde diese Differenz beinahe ganz verschwinden lassen. —

(12) Hr. Bartels legt eine grosse Sammlung von Photographien vor, welche Hr. Dr. Emil Holub, zu einem Album vereinigt, der Gesellschaft zum Geschenk gemacht hat. Sie stellen verschiedene Gegenstände seiner südafrikanischen Ausstellung in Prag dar, theils Gruppen ausgestopfter Thiere, theils Völkertypen Süd-Africa's in ihren verschiedenen Lebensgewohnheiten. Vertreten sind die Buschmänner, Koranna, Ba-Mangwato, Ma-Kalahari, Ma-Schupia, Ma-Schoku, Ma-Bunda, Ma-Rutse, Ma-Nkoja, Ma-Atabele und Ma-Schukulumbe, sowie auch ein Mischling von Ma-Rutse und Araber. —

(13) Hr. Bartels übergiebt im Auftrage des Hrn. Dr. Glogner (Samarang, Java) eine Anzahl von Schmucksachen (Fingerring, Ohrringe, Armringe u. s. w.), welche letzterer aus Padang (West-Sumatra) als Geschenk für das Kgl. Museum für Völkerkunde eingeschickt hat. —

(14) Hr. Bartels legt die photographische Aufnahme eines „Berchten-Tanzes“ vor, der vor einigen Jahren im Pinzgau in Tyrol stattgefunden hat. Diese Tänze sind jetzt eine grosse Seltenheit geworden. —

(15) Hr. Joest überreicht der Gesellschaft im Namen von Hrn. Consul Müller-Beeck in Nagasaki 5 Photographien von zwei mit

Elephantiasis behafteten Japanern.

Der eine ist von Dr. Aumat, einem deutschen Arzt in Nagasaki, anscheinend erfolgreich operirt worden. Zu dem zweiten bemerkt Hr. Joest, dass er in Taiwanfu auf Formosa einen chinesischen Bettler gekannt habe, dessen Scrotum durch Elephantiasis derartig colossale Formen angenommen hatte, dass der Betreffende dasselbe auf einem kleinen Karren vor sich herzuschieben gezwungen war. —

(16) Hr. Lehmann legt das von ihm und Dr. Belek publicirte Werk über Armenische Inschriften vor. —

(17) Hr. Rud. Virchow zeigt

alte Steingeräthe aus England und Irland.

Bei Gelegenheit meines letzten Besuches in England wurde mir der grosse Genuss zu Theil, in Folge einer sehr freundlichen Einladung unseres correspondirenden Mitgliedes, Sir John Evans, dessen einzig schöne Sammlung von Alterthümern zu sehen. Ich besuchte am 25. März den berühmten Forscher auf seiner prächtigen Besitzung in Nashmills und konnte unter seiner Leitung während mehrerer Stunden des Vormittags die überraschende Fülle von Funden aller prähistorischen und protohistorischen Zeiten mustern, welche er zusammengebracht hat. Die Schätze an Edelmetall, die sich in seinem Hause befinden, übertreffen bei Weitem Alles, was ich je in einer öffentlichen Sammlung gesehen habe.

Heute will ich nur einige Steingeräthe vorlegen, welche Sir John Evans die grosse Güte hatte, mir zu schenken. Ich gedenke dieselben später dem Königl. Museum zu übergeben, das an Altsachen aus Grossbritannien recht arm ist.

Das erste ist ein wundervolles paläolithisches Stück aus Feuerstein, das erst 1893 auf dem Barton Cliff bei Lymington aufgelesen ist. Dasselbe ist 14,5 *cm* lang, 10,5 *cm* breit und in der Mitte 3,5 *cm* dick. Es stellt eine biconvexe, etwas platte Scheibe dar, welche an einem Ende einen weit gerundeten Rand hat, an dem anderen in eine Art von stumpfer Spitze ausläuft, sonst aber mehr gestreckte, leicht ausgelegte Seitenränder besitzt. Seine Oberfläche ist fast überall von langen und breiten, grobgemuschelten Absplissen bedeckt, die mehr geschlagen, als gedengelt aussehen.

Figur 1.

a. b. c.

Das andere ist eine kleine Sammlung von Feuerstein-Pfeilspitzen aus Nord-Irland, von sehr verschiedener Grösse und Gestalt, jedoch sämmtlich sehr fein gemuschelt. Darunter treten zwei mehr ausgebildete Formen hervor: die eine breitere und kürzere, am hinteren Ende mit starken Widerhaken und einem

zwischen denselben vortretenden kräftigen Stiel versehen; die andere länger und spitziger, mit kürzeren Widerhaken, ohne Stiel, an seiner Stelle eine flache Ausbuchtung. Die Ränder beider Arten sind verhältnissmässig scharf und leicht sägeförmig.

Was mich aber besonders überraschte, das waren gewisse Stücke, die vielleicht nicht ganz fertig geworden sind, die aber die Art der Herstellung noch ganz deutlich erkennen liessen. Ich erinnere mich nicht, ähnliche Stücke früher gesehen zu haben. Das grössere dieser Stücke (Fig. 1), aus trübem, weisslichem Flint bestehend, 65 *mm* lang, 25 *mm* breit, hat eine lanzettförmige Gestalt mit zwei zugespitzten Enden. Die eine Fläche (*a*) ist convex und dicht gemuschelt bis zu dem ziemlich scharfen Rande hin; die andere (*c*) ist glatt, aber in der Mitte leicht eingebogen, so dass das Ganze, von der Seite gesehen (*b*), eine planconvexe Form besitzt. Die letztere Fläche (*c*) entspricht genau dem Aussehen der „unteren" Absplissfläche, wie sie bei der Herstellung der sog. Messerchen üblich ist. Man sieht am hinteren Ende eine flache Schlagzwiebel (Bulbus) und auf der eingebogenen Fläche schräg liegende Vorsprünge. Es kann somit nicht bezweifelt werden, dass das planconvexe Blatt aus einem gewöhnlichen Längsabspliss hergestellt worden ist.

Figur 2.

a. b. c.

Viel weiter ausgearbeitet ist das andere Stück (Fig. 2). Dasselbe besteht aus einem bernsteinfarbenen, durchscheinenden Flint und hat eine gestreckt rhomboideale Form. Es ist 30 *mm* lang und 28 *mm* breit. Die eine Fläche (*c*) ist schwach convex, an einem Ende in eine Art von Spitze ausgezogen, am anderen etwas mehr in die Breite gearbeitet und ganz fein gemuschelt. Die andere Fläche (*a*) hat in dem mittleren Theile eine fast ebene, nur am Rande deutlich gemuschelte, central gelegene Stelle, welche wiederum der Absplissfläche eines Feuersteinmessers entspricht. Das hintere, verlängerte Ende ist ganz gemuschelt und der stielförmige Fortsatz, der sich nach hinten vorschiebt, ist von einer Art von medianem Graht durchsetzt, der einem dreieckigen Querschnitt entsprechen würde (*b*). Dieses Stück im Ganzen hat schon die blattförmige Gestalt einer Pfeilspitze; die grössere glatte Stelle an der Fläche *a* ist als der letzte Rest der ursprünglichen Schlagfläche zu betrachten, welche später durch marginale Muschelung verkleinert worden ist. —

Schliesslich bespricht Hr. R. Virchow die ethnologische Sammlung in Oxford (Direktor Tylor), die anthropologische in Cambridge (Direktor Macalister) und die vergleichend anatomischen Sammlungen in London (Natur. History Museum und Hunterian Mus.). —

(18) Hr. P. Ascherson legt vor

ein „Allerhühnchen".

Im Anschluss an die von Hrn. v. Luschan in der October-Sitzung 1891 besprochenen orientalischen Alraune[1]) kam unter Anderem, auf die Volkstradition von

1) Verhandl. 1891, S. 726ff.

Alraunen, Galgenmännlein u. s. w. bezüglichen Nachrichten Seitens des Hrn. Oberlehrers R. Beyer, auch das von Th. Fontane in seinen Wanderungen durch die Mark Brandenburg IV. S. 306ff. erwähnte „Allerhühnchen" der Familie v. Beeren zur Sprache[1]). Es war dies ein seit einer langen Reihe von Generationen aufbewahrter Talisman, der Tradition nach ein Geschenk wohlthätiger Hausgeister („Zwerge") an die Ahnfrau, an welchem das Wohl der Familie hing. Als der nicht eben vortheilhaft bekannte „Geist von Beeren" das Familienkleinod in einer lustigen Gesellschaft verspottet und in's Feuer geworfen, brach das Unheil herein und nach seinem 1812 erfolgten Tode erlosch sein Stamm. Dies Allerhühnchen war „eine kleine Bernsteinpuppe mit menschenähnlichem Kopf, etwa zwei Zoll lang und der untere Theil in einem Fischschwanze auslaufend".

Wie schon in manchen früheren Fällen, hat auch hier die Besprechung des Gegenstandes in unserer Gesellschaft zu dem Nachweise geführt, dass das nur aus der Ueberlieferung bekannte „Allerhühnchen" in einem zweiten Exemplare noch gegenwärtig existirt. Ein Abdruck der oben erörterten Mittheilungen über Alraune kam in die Hände von Fräulein Agnes Hilbrecht hierselbst, einer Dame, deren lebhaftes Interesse und eingehende Sachkenntniss auf archäologischem und folkloristischem Gebiete in weiteren Kreisen bekannt ist. Dieselbe theilte denselben ihrer Cousine, Fräulein Valeska v. Witzleben in Brahnow, Kreis Cottbus, mit, welche sich gleichfalls lebhaft für die erwähnte Wissenschaft interessirt. Die angeführte Stelle, und namentlich die Beschreibung des Allerhühnchens, rief bei letzterer eine lange schlummernde Erinnerung aus ihrer Kindheit wach. Ihre Mutter nehmlich, eine geborene v. Schönaich, bewahrte in einer Schublade ihres Nähtisches ein einfaches Kästchen mit aufgeschobenem Deckel, in welchem, in weiche Watte gebettet, ein Figürchen, wie das von Fontane beschriebene, ruhte. Dies Püppchen erregte natürlich den Wunsch des Kindes, damit zu spielen. Dies wurde ihr aber von der Mutter mit den Worten verwehrt: „Das darfst Du nicht haben, das stammt von der Ur-Urgrossmutter." Dies Erlebniss hatte Fräulein v. Witzleben längst vergessen, als sie durch unseren Vortrag wieder daran erinnert wurde. Ihre Nachforschungen führten zur Wiederauffindung des Kästchens, welches die Besitzerin mir gütigst zu näherer Untersuchung und zur Vorlage in unserer Gesellschaft anvertraut hat.

In der That passt das hier abgebildete Figürchen völlig auf die von Fontane überlieferte Beschreibung des v. Beeren'schen Allerhühnchens. Es ist eine weibliche nackte Gestalt, deren Unterleib in einen grausen, roth punktirten Fischschwanz ausläuft. Die Betrachtung derselben, namentlich die Bruchfläche der einen abgebrochenen Hand, zeigt, dass sie aus Glas besteht, und das geringe Gewicht, dass sie hohl ist. Ein angestellter Versuch lehrt, dass das Püppchen im Wasser stets die aufrechte Stellung, mit dem Kopf nach oben annimmt. Kurz, es ergab sich, wie mein verehrter College Prof. P. Magnus zuerst vermuthete, dass hier jene physikalische Spielerei vorliegt, die unter dem Namen des Cartesianischen Teufelchens allgemein bekannt ist, nur in einer wesentlich mehr anmuthenden und für eine Production in Wasser sicher viel mehr passenden Form, als die gewöhnlich beliebte. Die das Einströmen des Wassers zulassenden Oeffnungen sind sehr geschickt an den Ecken des Fischschwanzes versteckt.

1) Verhandl. 1891, S. 743.

Wir werden wohl nicht irren, wenn wir annehmen, dass das Figürchen aus der zweiten Hälfte des 17. oder dem Anfang des 18. Jahrhunderts stammt und mit der dazu gehörigen Flasche als Curiosität aus irgend einer Grossstadt, vielleicht Paris oder Venedig, nach dem einsamen Landsitz eines damaligen Hrn. v. Schönaich mitgebracht wurde. Die Flasche wurde später zerbrochen, das Püppchen aber, dessen eigentliche Bestimmung in Vergessenheit gerieth, wurde aufbewahrt, und avancirte allmählich zum (noch vor einem Menschenalter sorgfältig gehüteten) Familienkleinod, dem vermuthlich ebenfalls geheimnissvolle Kräfte zugeschrieben wurden.

Es sei noch bemerkt, dass das v. Witzleben'sche Haus, damals in Werben bei Burg, vor einigen Jahrzehnten ausser dem hier vorgelegten noch einen anderen Familien-Talisman in Gestalt eines Püppchens besass.

Hr. W. v. Schulenburg theilte mir gleich nach Erscheinen des oben citirten Berichts mit, dass er von der Existenz eines solchen gehört habe. Fräulein v. Witzleben, die ich wiederholt danach befragte, bestätigte diese Angabe, erklärte dies „Allerhühnchen" aber mit aller Bestimmtheit für verschieden von dem ihrigen. Das letztere stammt, wie gesagt, aus der v. Schönaich'schen Familie, das andere aber aus der v. Witzleben'schen, an die es, nach dem Tode ihres Vaters, zurückgefallen ist. Sein Verbleib konnte bisher nicht ermittelt werden. —

(19) Hr. Weigel ist nach Griechenland abgereist, um sich Hrn. Dörpfeld für die bevorstehende Ausgrabungs-Campagne in Hissarlik zur Verfügung zu stellen. —

(20) Hr. Waldeyer demonstrirt das

Skelet eines etwa 50 jährigen Zwerges.

Die Grösse desselben übertrifft nur wenig die eines 5—6 jährigen Kindes, macht jedoch, wie der Vergleich mit normalen Kinder-Skeletten beweist, einen sehr verschiedenen Eindruck. Insbesondere fällt die Grösse des Schädels auf, welche nicht hinter der vieler Erwachsener mittlerer Grösse zurücksteht. Das Hirngewicht des Zwerges betrug etwa 1350 *g* rund.

Die Wirbel sind normal gebildet; an der Grenze zwischen Brust- und Lendenwirbelsäule findet sich eine ausgeheilte cariöse Stelle.

Ferner ist besonders auffällig die ausserordentliche Entwickelung der Muskelmarken, insbesondere am Oberschenkel- und Oberarmknochen. Endlich muss auf die sonderbare Form der Metacarpal-, Metatarsal- und Phalangenknochen aufmerksam gemacht werden; sie sind alle gleichmässig und unter sich harmonisch verkürzt und in die Breite entwickelt.

Zum Vergleich wurde auch eines der im anatomischen Museum vorhandenen Riesen-Skelette vorgezeigt, und der Vortragende bemerkte dazu, dass wohl nur bei sehr wenigen Species eine gleiche Breite der Variabilität bezüglich des Grössenwachsthums vorhanden sein möchte, wie beim Menschen.

Eine genauere Beschreibung und Besprechung des Skelets nebst eingehenden Mittheilungen über den Zwergwuchs sollen später folgen. —

Hr. Fritsch macht darauf aufmerksam, dass sich im anatomischen Museum ein einzelner Buschmannsfuss findet, den er seiner Zeit aus Süd-Africa mitgebracht hat. Derselbe stimmt in seiner Bildung auffallend mit dem Fuss des vorgelegten

Zwergen-Skelets überein. Die Bildung stimmt dagegen nicht überein mit derjenigen an den kürzlich vorgestellten sogenannten Akka-Mädchen. Bei diesen hat die Fussbildung kindlichen Habitus und dies gilt auch vom übrigen Körper, weshalb die Vermuthung berechtigt erscheint, dass diese Akka-Mädchen noch keineswegs vollständig erwachsen sind; diese Ansicht wird von anderen Africa-Reisenden getheilt. Eine genauere wissenschaftliche Untersuchung über das Alter war leider nicht möglich.

Was übrigens Grössenvariation bestimmter Arten betrifft, so ist dieselbe bei den Hunden, unter dem Einfluss der künstlichen Züchtung, wohl noch grösser als beim Menschen. —

Hr. Waldeyer wollte das Skelet nicht direkt zur Vergleichung mit den Akka demonstriren. Er fragt, ob nicht Akromegalie vorliege. —

Hr. R. Virchow zeigt eine Photographie von 3 Skeletten, von denen 2 erwachsenen Negern angehörten, das dritte von dem in Zanzibar gestorbenen Pygmäen des Hrn. Stuhlmann stammt. Weitere Mittheilungen darüber beabsichtige er für jetzt nicht zu machen, da er sich Hrn. Stuhlmann gegenüber verpflichtet habe, den anthropologischen Theil für dessen Reise-Werk zu bearbeiten. Die vorgezeigten Mädchen seien übrigens nicht eigentliche Akka, wie sie im Nilgebiet heimisch seien; der Stamm vom Ituri, zu dem sie gehören, nenne sich selbst „Ew-we". Er habe in seiner Sammlung ebenfalls ein europäisches Zwerg-Skelet, zufälliger Weise auch eines Holsteiners. Dieses zeige jedoch nicht die eigenthümliche Hyperostose der distalen Fussknochen, auf welche Hr. Waldeyer bei seinem Zwerg-Skelet aufmerksam gemacht habe und welche allerdings den Veränderungen bei der Akromegalie nahe komme. Auch das Pygmäen-Skelet hat nichts der Art an sich. —

(21) Hr. Bastian hält einen Vortrag über

die Schöpfungssage der Polynesier.

Die polynesischen Schöpfungslieder, in Geheimtradition bewahrt unter den Priestercollegien und nur den Eingeweihten überliefert, waren zur Zeit der Entdeckung der oceanischen Inseln, damals als sie noch in ihrer vollen Blüthe hätten eingeerntet werden können, der europäischen Kenntnissnahme unzugänglich geblieben.

Lange Zeit hindurch beschränkte sich, was man davon wusste, auf die kurze Aufzeichnung, welche Moerenhout in Tahiti zu machen ermöglicht gewesen war, im ersten Viertel unseres Jahrhunderts, — das Bruchstück eines kurzen Verses, das durch den überraschenden Eindruck als die Veda Polynesien's bezeichnet wurde.

Ausführlicheres kam später durch Taylor hinzu, aus Neu-Seeland, wo die umfassenden Arbeiten John White's (in Ergänzung zu den durch Sir George Grey veröffentlichten) jetzt weiteres Licht verbreitet haben, mit dem gegenwärtig im Erscheinen begriffenen Werke, das auf sechs Bände angelegt ist. Werthvollste Beiträge hat Gill vor einigen Jahren aus der Hervey-Gruppe geliefert, Anderes Turner aus Samoa, und am vollständigsten ist der Zusammenhang bewahrt bei dem in der Familie des Königs Kalakaua vererbten Tempelgedicht (Pule-Heiau), das ich bei meiner Anwesenheit auf Hawaii, im Jahre 1880, dort copiren konnte

und in der „Heiligen Sage der Polynesier" veröffentlicht habe (mit einheimischem Text); vergl. „Heilige Sage der Polynesier", Leipzig 1881, S. 77.

All' diese Kosmogonien des oceanischen Inselreiches beginnen, gleich den orphischen, mit einem uranfänglichen Dunkel, mit dem Kreisen der Po oder der Mutternächte, der Nyx also (bei Damascius), deren weiblicher Fassung Akusilaos die männliche (im Erebos) nebensetzt, in Verbindung beider (wie in Hesiod's Theogonie) zum Ausdruck verschiedener Nuancirungen des Dunkels beim Uebergang durch dämmeriges Halblicht (wie bei den Quichés) zum Licht, als „Ao", im hawaiischen Pule-Heiau, bei der unter der Syzygie von Po-kini-kini und Po-mano-mano gestellten Schöpfungsperiode hervorbrechend (in der Aeonen-Reihe).

Als Erstes erscheint Leoi (in Samoa's Kosmogonie) oder Kore (der Maori), ein Nah-Nicht, im Zwischenzustand zwischen Seiendem und Nichtseiendem, und indem sich hier ein Sehnen regt, in Rapunga, ein Entwickelungtrieb gleichsam, entsteht der Gedanke (Mahara), und in weiterer Reihe psychischer Bildungsprozesse wird schliesslich die Welt fertig gestellt (als Ao teretere noa ana), vergl. Z. K. H. (Tafel).

Diese (eiförmige) Welt, — ein (sidonisches) Weltei, — klafft dann aus einander in obere und untere Schale, für eine mythologisch geläufige Vorstellungsform, aus Vermählung von Himmel und Erde (zum Schöpfungsbeginn), von Rangi und Papa (bei den Maori), und indem die von ihnen gezeugten Kinder sich in Rebellion gegen ihre Eltern erheben, werden diese aus einander gerissen und getrennt, so dass das Himmelsgewölbe oben verbleibt und die Erdenfläche unten (obwohl ursprünglich zusammengehörig).

Nach einer anderen Version ist Rangi's Ehe mit Papa eine buhlerisch illegitime, da diese als rechtmässige Gattin Tangaroa angehört habe und sich während dessen Abwesenheit (auf fernen Reisen) hätte verführen lassen. Bei der Rückkehr von solchem Ehebruch hörend, ergreift Tangaroa (der Gott des Meeres) seinen widerhakigen Speer und ruft den Himmelsgott Rangi (seinen eidbrüchigen Neffen) heraus zum Streit. Sie kämpfen am Strande des Meeres, wo sich dasselbe (am Horizont eines Varuna) mit dem Himmel berührt. Rangi wird verwundet getroffen und erliegt, so dass er niederfällt (bis neu erhoben).

Auf allen Inseln Polynesien's nun erzählt sich solche Mythe, wie durch Rangi oder Langi der Himmel wieder emporgerichtet, durch Tane, Maui, Tikitiki, den Octopus u. s. w., und dann auf Pfosten (als seinen Atlas) gestellt worden sei.

Aus seinem Verwandtschaftsverhältniss als Onkel ergiebt sich Tangaroa als der ältere Vater oder „Ursprung der Götter" (b. Homer), und wird auf Samoa und Tahiti auch selber in den Himmel gesetzt, als der dort weilende Himmelsgott, in Mehrzahl der Tangaroer (je nach der Zahl der Himmelsterrassen).

Aus dem Himmel wirft Tangalaa den Stein, worauf seine über die Urwasser als Vogel dahinfliegende Tochter Turi ein Blatt niedergelegt, aus dessen Verfaulen Maden entstehen, die dann in Menschenform ausgestreckt werden, und eine ausführlichste Evolutionstheorie bietet das hawaiische Tempelgedicht, das an hohen Festen vorgetragen wurde, den Ursprung des königlichen Geschlechts vom Vor-Anfang her darlegend (bis auf den jedesmal regierenden Monarchen).

Nach dem Schöpfungsbericht Mangaia's (in dortiger Genesis) steigt die Schöpfung aus einem unsichtbaren Hades, dem Dunkel „Awaiki's", hervor, und dieses läuft aus in eine letzte äusserste Spitze, in Te-aka-ia-roë, die „Wurzel alles Daseins".

Darüber strömt es aus und ein, im Lebensathmen (Tetaugaengae's oder Te-vaerua's), und dadurch stetigt sich die folgende Schichtung Te-manava-roa (in

Lebensdauer). Hiermit ist nun das Fundament gelegt zur Ausweitung Awaiki's, für den Beginn, in der Vari-ma-te-takere („der eigentliche Anfang") genannten Schicht. Dies symbolisirt sich in dem Bilde einer gebückt hockenden Greisin, im Lande stummen Schweigens (Te-enua-teki).

Mit ihr setzt das Schaffen an, indem sie bald aus der rechten, bald aus der linken Seite ihres Leibes Fleischstücke ausreisst und diese zu Bildungen gestaltet.

Ihr Erstgeborener ist Vatea, ein Fischmensch (gleich Oannes), dann folgen über einander: Moana-Irakau (der Tiefsee), Te-paraitea (die im Echo tönenden Gesteine), Enua-Kura (das Rothfederland) und Motu-Tapu (die heilige Insel), aber über alle diese Nachgebornen wird nun, um die Erstgeburtsrechte zu wahren, Vatea (der Stammherr der Menschen) gestellt, in Te-papa-rairai, auf der Erdoberfläche, um dort, an die äusserste Grenze der Finsterniss hinaufgeschoben, fähig zu sein, das Licht zu erblicken, und Vatea's Auge wandert fortan als Sonnenball, seitdem es ihm gelungen, die Anfangs ihn in täuschenden Spiegeleien umgaukelnde Papa (die Tochter Timatekore's) festzuhalten und sich mit ihr zu vermählen.

Zunächst wird ein Zwillingspaar geboren, aus dem der zum Ehrenrang des Ersten bestimmte Tangaroa denselben seinem Bruder Rongo überlässt, und dieser zeugt mit seiner Tochter Tavake den Sohn Rangi, der (gemeinsam mit seinen Brüdern) das Festland Mangaia's der Unterwelt entreisst und unter die Wölbung des Himmels stellt (um dort seine eigene Behausung einzurichten), vergl. „Ethnologisches Bilderbuch" (Berlin 1887), S. 9 (und Tafel).

Die Stellung Tangaroa's, der von Mangaia nach Rarotonga wandert (während von dort dann wieder Motoro durch Rangi zum Priesterthum berufen wird) verschiebt sich auf den verschiedenen Inselgruppen, und auf Hawaii erhält Kanaloa (Tangaroa) die dunkle Schattirung des vorweltlichen Octopus, dem Gott der Tiefsee (Fee) entsprechend, auf Samoa, wo Tangaloa (der [maorische] Meeresgott) im Himmel weilt, in der Unermessenheit schwebend, als Taaroa (auf Tahiti).

Aus einem bodenlos gähnenden Abgrund, der statt „Kluft der Klüfte" (Gapginnunga) „Wurzel des Abgrunds" (Kumulipo) genannt wird (auf Hawaii) tritt die Welt in der Reihenfolge ihrer Wesenheiten in's Dasein, und zwar vom Dunkel des Unten her, auf den Stufengraden fortschreitender Entwickelung, während die Emanationen (der Gnosis) von der Lichteshelle in das Dunkel herabströmen, indess gleichfalls von einem Bythos (als Urgrund) ausgehen, und, in ruhiger Ausstrahlung der Lichtquelle, die Stille erhalten durch σιγή, syzygische Beiordnung, wie (auf den Marquesas) Mutuhei (Schweigen) dortigem Taaroa zur Seite steht (am Schöpfungsbeginn).

Ebenso in paarweiser Anordnung verlaufen die Aeonen-Reihen des Pule-Heiau unter gedoppelten Dunkelwesen, bis dann, wenn der Barometerstand der Evolution bei der Menschenschöpfung angelangt ist, das Licht hervorbricht (im Ao-no).

Aus Kolpia und Baau (Νύξ, als Χάος ἐρεβῶδες) entstehen (s. Sanchuniathon) Aion und Protogonos (im ersten Menschenpaar). Dunkel deckt den Anfang (in Awidya), und zu weiterer Verschleierung (in Nebular-Hypothesen) steht der phönicische Nebel zur Verfügung (b. Eudemius), mit Ὀμίχλη in Trinität (zusammen mit Χρόνος und Πόθος). Das logische Rechnen thut also bestens bei seiner „Eins" zu verbleiben, bis es sich für „höhere Analysis" befähigt fühlen möchte, durch inductive Behandlung der Psychologie (als Naturwissenschaft auf Grund der ethnischen Thatsachen).

Aehnlich, wie Hesiod's Theogonie die Schöpfungen aus Uranos und Gäa in den nachfolgenden Göttergeschlechtern vorführt, singt die polynesische die Zeugungen aus Rangi und Papa, unter Schilderungen, deren poetischer Schmuck die Be-

wunderung, die ihm gebührt, vielleicht bereits gezollt erhalten hat (nach den aus der Literatur bekannten Aussagen).

Von hier ab war der Schöpfungsbericht populäres Allgemeingut und jedem der einigermaassen Gebildeten bekannt, wogegen die theosophischen Präludien (in psychischen Vorschöpfungen) dem engeren Kreise der Mysten vorbehalten waren und, wie gesagt, neuerdings erst bruchstückweis bekannt geworden sind, als die Pflicht der Geheimhaltung nicht mehr bindend blieb, für diejenigen, die zu einem anderen Glauben übergetreten waren.

Was wir hier also erlangen, ist nur das letzte Aufflackern eines für immer erlöschenden Geisteslebens, das einst über weite Gebiete des Globus dahingeschienen hat, und so in seinem einheitlichen Zusammenhang, als objectives Vergleichungsobject, einen wichtigsten Beitrag für ethnische Ueberschau des Menschengeschlechts zu gewähren im Stande gewesen sein würde (wenn rechtzeitig gesichert).

Bei Betrachtung des polynesischen Völkergedankens handelt es sich um den, nach räumlicher Ausdehnung weitest auf der Erde verbreiteten und um so lehrreicheren, weil er in seinen Differenzirungen nach insular abgeschlossenen Gruppen vielerlei Anhalt gewährt für Rückgang aus den Variationen auf gemeinsam unterliegender Norm (in den Gesetzlichkeiten).

Auf Leai (Noch-Nicht) folgt (nach den Zwischenstufen von Nanamu und Efeefu) die Aufmerksamkeit (Iloa) und das Erlangen (Maua), d. h. es wird aufgemerkt, es wird erlangt (in samoanischer Kosmologie).

Damit soll gesagt sein, dass die bei der Schöpfung thätigen Kräfte sich nur durch diejenigen symbolisiren lassen, die ihr mikrokosmisch angehören, mit dem, was im Psychischen dem Denken vertraut ist, schaffungsfähig (um eine Vorstellungswelt hervorzurufen).

Indem die auf ihr Object (ein Unbekanntes somit) hingerichtete Aufmerksamkeit sich mit demselben identificirt, verwirklicht sich (in wechselwirkender Spannungskraft) das resultirende Product, und zwar bei hier makrokosmischer Schöpfung (zur Weltbegründung), Eleele, der Erdstoff, so dass damit die elementare Unterlage (eines Grundstoffes) gewonnen ist (zum weiteren Aufbau).

Hylozoistisch wird hiervon (von solchem Urstoff nehmlich) überhaupt erst ausgegangen, — die polynesischen Vorfragen, wie solches Didomenon selbst erst geworden, bleiben ausserhalb des Gesichtskreises, — und an den Elementen (den Wurzeln der Dinge, als ῥίζαι oder ἀρχαί), bethätigen sich jetzt Anziehung und Abstossung (Hass oder Liebe, νεῖκος und φιλία oder wie sonst gefasst), also die, für anorganische Erscheinungsformen (in der Physis) wirksamen Kräfte (je nach dem Verständniss oder der Deutungsweise derselben).

Im gegenwärtig naturwissenschaftlichem Zeitalter wissen wir (vorbehaltlich der differenzirenden Erklärungsweisen) mehr von Anziehung und Abstossung, als von Aufmerken und Begreifen (da der Zutritt der Psychologie zu der Naturwissenschaft, für ihre inductive Behandlungsweise, noch in Erwartung steht), aber dem ungeschult primären Denken des Wildstammes lagen die psychischen Kräfte näher (und mehr behandlungsfähig), als die physikalischen, und so beginnen die polynesischen Kosmogonien nun eben mit psychischen Vorschöpfungen (ähnlich wie der Abhidharma, bei seinem Ausgang vom Menschen selbst, als Mittelpunkt des Interesses, das für ihn bei diesen Fragen vorliegt).

Die Atome sind (in ihren Didomena) als gegeben entgegenzunehmen, weil man sonst in (Democrit's) Kenon hinausfallen würde (gegen Parmenides' Protest), und weder Stoff- noch Formgestaltung (in „Energeia“ der Kräfte wirkend) sind geschaffen (b. Aristoteles), so dass sie als τὰ ἔσχατα zu setzen sind (weil

irgendwo ein Stillstand statthaben muss). In Kapila's Sankhya werden die Pradhana (um nicht in den „Regressus ad infinitum“ fortzugleiten) mit dem Machtspruch (wurzelloser) Wurzel (beim Hervortreten Prakriti's aus dem Avyakta) abgeschnitten, während die Kosmologen Mangaia's ihre äusserste Wurzel, als „the root of all existence“ (Te-aka-ia-roë), in feinst subtile Spitzen auslaufen lassen, so dünnfeinig fadenscheinig, dass man schliesslich Nichts mehr sieht, wie bei metaphysisch überspeculirt transcendirenden Subtilitäten, — und sich damit dann zufrieden geben mag (aus den Augen aus dem Sinn).

Bei der psychischen Vorschöpfung (des Avesta) wird die in Ormuzd's idealem Reich (gleich einem Κόσμος νοητός) fertig gestellte Schöpfung in den (leeren) Raumbehälter (des Vai) hinabgelassen, innerhalb welches die platonische Weltbereitung vorgeht (bei der Materie, als δεξαμένη). Brahma's contemplative Schöpfung (in Tapa's Inbrunst-Gluth) senkt sich in die, durch den Goldkern Hiranyagarbha's aufbewahrten, Materialstoffe direkt hinein (aus μίγμα im χάος vereinigt, als Gähnung zur Gährung), während bei den psychologisch ablaufenden Vorgängen (in den polynesischen Kosmogonien) die Materie selbst (mit „temporärer“ Stauung des Zeitlosen) in's Dasein gerufen wird, weder ἐξ οὐκ ὄντων, noch ἐξ ἀμόρφου (in den Controversen über allmächtiges Schöpfungswerk), sondern (das) τὸ μὴ ὄν an den Anfang (des Weder-Sein's noch Nicht-Sein's) setzend (in Kore oder Leai).

Die Materie (γένος τῆς χώρας), als δεξαμενή (πάσης γενέσεως ὑποδοχή οἷον τιθήνη) ist im ἐκμαγεῖον und πανδεχές (κινούμενος καὶ διασχηματιζόμενον ὑπὸ τῶν εἰσιόντων) nur durch einen (unächten) Trug- (oder Falsch-) schluss erfassbar, nicht als ein νοητόν oder αἰσθητόν, wie es die Polynesier versuchen, wenn sie von Kore oder Leai ausgehen als δυνάμει ὂν (in Aristoteles' Sinne), so dass die Frage über ὅθεν ἡ κίνησις (wenn τὸ εἶδος die Hyle gestaltet) psychologisch gelöst wird im Wissensdrang (des Willens aus Manako) nach der Zielrichtung zu: τὸ οὗ ἕνεκα anstrebend (teleologisch) durch Entelecheia, im Wachsthumstrieb psychischer Entwickelung, um die Welt der Vorstellungen auszugestalten (als Anitya, im Gegensatz zu Nitya des Abhidharma).

Wenn wir bei den heimischen, von unseren (oder culturell zugetretenen) Vorfahren überlieferten Schöpfungsmythen (skandinavischen und hellenischen) mehr oder weniger parallele Seitenstücke in den indischen finden, so bliebe hier, für einen gemeinsam arischen Stamm, Entlehnung (innerhalb des Geschichtskreises — soweit nicht über die in Asien trennende Linie nach der turanischen Hälfte hinüberfallend) nicht ausgeschlossen (je nach den Entscheidungen darüber in den Detailforschungen jedesmaliger Fachdisciplinen).

Mit den polynesischen Kosmogonien, wenn sie ohne Verstümmelung erhalten geblieben wären, würden wir reinere Vergleichungspunkte gewonnen haben für die comparativen Inductionsmethoden (zum Aufbau einer naturwissenschaftlichen Psychologie).

Der Gedankengang Polynesien's wächst nach einer anderen Richtung, wie die Pflanzen dortigen Himmelsstriches ihre eigenartig charakteristischen Physiognomien aufweisen (obwohl in gleichen Zellprozessen wurzelnd), und so kehren, bei gleichartiger Unterlage der Elementargedanken, trotz weit auseinander gehender Entfaltung derselben, an den kritischen Entwickelungsknoten die entsprechenden Formgestaltungen in den Symbolbildern wieder, den mythischen sowohl (von Rangi und Papa, mit Uranos und Gäa correspondirend), wie auch den dialektischen, welche — betreffs platonischer Ideale für die äonische Syzygie bei Anticipation der menschlich folgenden in Ao (auf Hawaii) oder das Regen Rapunga's (der Maori), statt vedischen Tad u. dergl. mehr —, im logischen Zusammenhang einander entsprechen (m. m.).

Und wie hier auf dichterischen oder philosophischen Stadien, wiederholt sich der Völkergedanke auf den niedersten (in rohester Unbeholfenheit), wenn durch den (dem durchlöchert auf dem Rücken getragenen Sack entrinnenden) Sand z. B. die Erde gebildet wird, in Yoruba und Mikronesien, nur dass dort die Wanderer im Sumpfe waten, hier dagegen im Meerwasser (der geographischen Provinz gemäss).

Für das, was sich schaffen nennt, war in der oceanischen Sprache kein Aequivalent zu finden, so dass die Missionäre ein ihren Zwecken zusagendes Wort zu erfinden oder zu substituiren hatten, wie „anga“ (auf Samoa), was machen bedeutet, während sich heimisch der Sinn mit „Pua-mai“ (aufblühen) ausdrückt, den vorwiegenden Evolutionstheorien gemäss, so dass im Aufblühen der Welt dieselbe nicht geschaffen, sondern entstanden zu gelten hätte, aus einer Prakriti (in der Sankhya), von wurzelloser Wurzel her (in organischer Ausentfaltung).

Was aus Kore (in Rapunga) sich regt, wäre (im „nisus formativus“) als Entwickelungstrieb (objectiv) oder als Wissensdrang (subjectiv) zu fassen, wie in Identificirung von Denken und Sein (τὸ γὰρ αὐτὸ νοεῖν ἐστιν τε κὰ εἶνα) auch der Schein gestimmt hat („esse est percipi“). Da sich für Ideen, als Erzeugniss denkenden Prozesses, ein solcher voraussetzt, mag derselbe, statt in dem Nous eines (mit keiner Absolutheit absolvirten) Urwesens (als „Hen“, ἐπέκεινα νοήσεως), in den, menschlicher Denkweise mehr vertrauten, versetzt werden, so dass sich nun (unter Festhaltung am Realismus) die „Universalia ante rem“ (nach der ihnen geläufigen Weise) in „Universalia in rem“ umzusetzen hätten, denn die Realisirung selber der Idee (ob makrokosmisch oder mikrokosmisch entsprungen) würde (ob nun so eben oder so) in derselben Weise sich zu realisiren haben (soweit realisirbar, in parenthesi).

Pneuma (αὐτὸ δὲ οὐκ ἐγίνωσκε τὴν αὐτοῦ κτίσιν) leitet die Weltentstehung ein, durch das Verlangen (πόθος) nach den eigenen Urelementen (ἴδιαι ἀρχαί) oder Grundgedanken (b. Sanchuniathon). Was haucht mit Tad (als weder Sein noch Nichtsein war), tritt durch Tapas (im Rig) auf Kama über (Manako der Maori), als der überall schöpferische Eros (in der Liebe Kraft).

Nachdem (durch einen psychologischen Prozess in Vinyana's Rolle der Patitcha-samuppada) die Welt fertig gestellt ist, zum stützenden Fundament (ihres Hypokeimenon), tritt für die Einleitung schöpferischen Vorgehens dasjenige ein, was von Heraklit ein Krieg (πολεμος) genannt wird (ein „struggle for existence“), indem Fee, der Altersgott der Tiefen, mit den Felsen kämpfend, ihnen unterliegt, diese den Steinen (im Kampfe), sie den Pflanzen u. s. w., bis aufwärts — (wie bei der nebenher laufenden Entwickelung aus den Madenwürmern, beim Zerfall des durch Tuli von obenher niedergebrachten Blattes), — zum Menschen hin, welcher, als das Ebenbild Tu's (weil er allein unter seinen Brüdern dem Sturmeswüthen Tawhiri's siegreich widerstanden), diese Welt wildmuthiger Maori von Rechtswegen beherrscht (kraft seiner Karakia), während bei friedlich furchtsamem Stammescharakter (in arktischen Oeden) die Welt durch einen Innerterrisok (Verbieter) dem Niessbrauch des Menschen entzogen ist (wenn nicht durch Sühnungen erkauft).

Die letzte Ausfeilung der Schöpfung, wofür sich demiurgische Architekten (gleich Visvacarman und Consorten) geschickt erwiesen, wird im Kunststyl (des Grossen und Ganzen) durch Tane besorgt, der seinen Vater Rangi mit Sternen schmückt, am Himmel droben, sowie seine Mutter Papa mit einer Pflanzendecke umhüllt, als sie nach der Trennung nackt und bloss dalag, weil die Gewächse durch den gewaltsamen Abstoss meist mit hinaufgerissen waren, mit ihrem Schlinggewande, während das Nachputzen zum Handwerk Maui's (des Feuerbringers) gehört, der unter seinen Ränken manch nützliche Erfindung gelehrt hat (gleich dem Netzestricken, das dem Unterirdischen abgelauscht war).

Hierbei laufen dann die uranographischen Theilungen (des Himmels) und die geographischen Weltscheidungen in einander über, und wenn von den einzelnen Compartimenten des Himmels (in Bekämpfung der Tangaloer) die verschiedenen Culturpflanzen herabgebracht werden, zeigen sich dieselben aus den ferneren oder näheren Inseln eingeführt, im Laufe der Wanderungen (wie von der Schifffahrt berührt).

Weiteres folgt in einer in Vorbereitung begriffenen Publication (auf das hier berührte Thema bezüglich). —

(22) Hr. C. F. Lehmann berichtet über

chaldische Nova.

Hr. Belck und ich haben der Gesellschaft mehrfach über die neuen Ergebnisse berichten dürfen, welche das durch Hrn. Belck so wesentlich vermehrte Material an chaldischen[1]) — bisher sogenannten altarmenischen — Keilinschriften liefert.

Heute möchte ich mir erlauben, zunächst ein neues Werk vorzulegen, welches Zeugniss dafür ablegt, dass sich auf diesem Forschungsgebiete ein lebhafteres Interesse und eine regere Thätigkeit zu entfalten beginnt. Hr. M. W. Nikolsky[2]) hat von den bisher auf russischem Gebiete entdeckten 22 chaldischen Keilinschriften 17 im Originaltext neu herausgegeben und in russischer Sprache übersetzt und erläutert[3]). Von den übrigen stellt er nach Empfang besserer Abschriften ein Gleiches in Aussicht.

---

1) Vergl. diese Verhandlungen 1892, S. 487. 1893, S. 64 und Anmerk. 1.

2) М. В. Никольскій. Клинообразныя надписи Ванскихъ царей открытыя въ предѣлахъ Россіи. Verhandlungen der Moskauer Archäologischen Gesellschaft. 1893.

3) Hierzu bemerkt Hr. Belck: „Von diesen 17 Inschriften ist die von Ordaklu von uns nach meinem Abklatsch und meiner Copie in Autographie veröffentlicht worden. Ztschr. f. Ethnol. 1892, S. 149. Die ziemlich zerstörte Inschrift von Sagalu, deren Copie bei Nikolsky übrigens sehr zu wünschen übrig lässt, wird ebendort S. 123 erwähnt; leider habe ich sie auf die Versicherung der Dörfler hin, dass Bischof Mesrop Sempadianz dieselbe bereits copirt habe, damals nicht weiter untersucht. Jedenfalls hat sich meine Vermuthung (diese Verhandl. 1893, S. 76), dass sie ebenso, wie die Inschriften von Nowo Bajazet (oder richtiger Atamchan) und Koelani Girlan (weniger zutreffend Alutschalu genannt), von Sardur II. herrührt, vollauf bestätigt. Die Inschrift von Atamchan habe ich im Tifliser Museum copirt. Dabei erwies sich die bisherige Publication von Sayce als mehrfach sehr verbesserungsbedürftig. Einen Theil der nöthigen Berichtigungen hat inzwischen Sayce im Journal of the Royal Aciatic Society 1893, p. 32 gegeben, während Nikolsky's Publication mehrere Stellen (z. B. Zeile 2, 6 u. s. w.) ganz falsch wiedergiebt.

Was die fünf weiteren in Russland vorhandenen Inschriften anbetrifft, so habe ich von der Inschrift von Koelani Girlan (Alutschalu) einen Theil copirt, wobei sich als deren Urheber Sardur II. herausstellte (Zeitschr. f. Ethnol. 1892, S. 125f., Nr. 21); eine Photographie, bezw. ein Abklatsch der arg zerstörten Inschrift dürfte für die Publication ohne grossen Werth sein, da nur von einer eingehenden Untersuchung des Originals eine Entzifferung zu erhoffen ist.

Die im Tifliser Museum befindliche Inschrift (Nikolsky, Einl., S. 41 sub 5) ist von mir (Ztschr. f. Ethnol. 1892, S. 125 [vergl. S. 124]) unter Nr. 20 aufgeführt. Sie stammt von Argistis I., der darin über seine Kriegszüge gegen Etius u. s. w. berichtet, und ist höchst wahrscheinlich eben diejenige, welche Argistis nach seiner eigenen Angabe (vergl. Sayce, Nr. XLIII, Z. 52) im Lande des Uidarus errichtet hat. Eine vollständige Entzifferung dieser so ausserordentlich zerstörten Inschrift scheint mir selbst nach dem Original kaum möglich.“

Von diesen war die Mehrzahl (15) bereits bekannt. Doch fehlte bei einigen eine zuverlässige Ausgabe im Originaltext ganz (so von Nr. 7, 10, 12 bei Nikolsky), so dass sie nur in Sayce's Transscription benutzt werden konnten. Andere wieder waren in schwer zugänglichen russischen Zeitschriften veröffentlicht, oder lagen nur in — nicht immer genügender — Reproduction aus älterer Zeit vor.

In der — dem Anschein nach — meist zuverlässigen Herausgabe der keilinschriftlichen Originaltexte liegt der Hauptwerth von Nikolsky's Arbeit. Für fünf Inschriften bietet der Verfasser, was besonders freudig zu begrüssen, ausserdem eine wohlgelungene phototypische Wiedergabe.

Sehr dankenswerth ist ferner die beigegebene Abbildung. Bekanntlich tragen die vor nicht allzu langer Zeit in Balawat[1]) entdeckten und im britischen Museum bewahrten bronzenen Thürbeschläge in getriebener Arbeit Darstellungen der Feldzüge Salmanassar's II. von Assyrien (860—25 v. Chr.). So weit dieselben Urarṭu betreffen (Belagerung der chaldischen Stadt Suguni, Wegführung der Einwohner als Gefangene u. s. w.), sind dieselben hier in vorzüglicher Nachbildung wiederholt.

Die von Nikolsky zum ersten Mal veröffentlichte Inschrift des Menuas von Taschburun (Nikolsky, Nr. 3, S. 8f.) und die schon im Sommer 1892 von ihrem Entdecker Galust Ter Mekertchian in Transcription und Uebersetzung im armenischen Journal Ararat (Nr. 5, 6 u. 7) veröffentlichte Inschrift des Argistis von Sardarapat[2]) (Nr. 9, S. 18f.) liefert eine sehr wichtige Bereicherung unserer Kenntniss des chaldischen Sprachschatzes.

Sie belehren uns mit voller Sicherheit, dass „(Gross-) Bau, **Palast**" chaldisch **inili(s)** hiess. (Näheres in den unten S. 221 beizubringenden Ausführungen von Hrn. Belck.)

Hrn. Nikolsky ist dies entgangen, wie denn überhaupt seine Schrift, bei deren Abfassung ihm unsere, dieser Gesellschaft vorgelegten Arbeiten noch nicht bekannt sein konnten, in der Deutung und Behandlung der Inschriften keine wesentlichen Fortschritte gegenüber Sayce und D. H. Müller aufweisen. Durch inili(s) „Bau, Palast" wird weiter ein schwieriger Passus in den Fluchformeln aufgeklärt, die ständig am Schlusse der chaldischen Inschriften wiederkehren, und in denen mit dem Fluch der Götter jeder Schädiger der Inschrift bedroht wird. Da heisst es u. A.: „alus aïneï inili duli." Diese Worte bedeuten nicht, wie Müller[3]) zuletzt vorgeschlagen: „wer in den Staub dieselbe (nehmlich die Inschrift) thut", sondern: „wer den Stein zum Bau, zum Palastbau verwendet" (oder vielleicht: „wer den Schriftstein als Baustein verwendet"). Dadurch wird die bereits von Guyard vermuthete Bedeutung von **aïneï** als „**Stein**" (Nominativ einstweilen unsicher) festgestellt, und unser chaldischer Wortschatz erhält eine weitere Vermehrung.

Inili hatte man bisher als Pronomen ini „dieser, derselbe", mit dem Suffix li gefasst und als „derselbe, dieselbe" gedeutet, so dass es in dem Zusammenhang, in welchem es vorkommt, nicht mehr als den Werth eines Flickwortes zu haben schien.

Jetzt wissen wir, dass inilis „Palast" mit „ini" (dieser) gerade so wenig zu

---

1) Herausgegeben in dem Prachtwerke „The bronze gates of Balawat". London.

2) Sayce's Uebersetzung dieser Inschrift in der zu Tiflis in armenischer Sprache erscheinenden Zeitung Mschak (s. Nikolsky, p. 19) beruht, was von Sayce nicht erwähnt wird, auf einer ihm von Galust Ter Mekertchian durch Mr. Conybeare übermittelten Photographie. W. B.

3) Die Keilinschrift von Aschrut-Darga, S. 24.

schaffen hat, wie pili(s) „Canal, Wasserleitung“, mit pi „Name“. Hr. Sayce[1]) wird sich daher für die von ihm vertretene Beibehaltung der Uebersetzung von pili durch „Inschrift“ fürderhin nicht mehr auf die vermeintliche Etymologie: pi „Name“[2]) + li Suffix, pili „zum Namen gehörig“, daher „Monument, Inschrift“ stützen können. Wir werden uns vielmehr daran zu gewöhnen haben, dass im Chaldischen, wie in sehr vielen anderen Sprachen, gleichlautende Wörter gänzlich verschiedener Herkunft und Structur vorkommen, — ganz abgesehen davon, dass das Etymologisiren in einer Sprache, deren Lexicon erst Wort für Wort zu erschliessen ist, und über deren Bau wir einstweilen noch sehr unvollkommen unterrichtet sind, als sehr bedenklich bezeichnet werden muss.

Dass in den betreffenden Inschriften des Menuas die Uebersetzung „Monument“ keinen Sinn giebt, weil es ganz undenkbar ist, dass Menuas Inschriften, die eine jede als von ihm herrührend ausdrücklich bezeichnet sind, noch besonders den Namen „Menuas-Inschrift“ beigelegt habe, ist schon früher betont worden[3]).

Die Hauptsache aber bleibt, dass diese Menuas-Inschriften überall in unmittelbarer Nähe des Semiramis-Canals, theils auf den zu seinem Bau verwendeten Steinen, theils auf Felsblöcken oder Felswänden in dessen Nachbarschaft, angebracht sind und dem Laufe des Canals folgen, wie das Hr. Belck[4]), der darnach zuerst die Bedeutung von pili erschlossen hat[5]), ausführlich dargelegt hat (vergl. ferner a. S. 222f., Anmerk. 2).

Wenn Hr. Sayce gegen pili „Canal“ anführt, dass das Wort, auch in der Inschrift Sayce XXIX B vorkomme, die sich zur Zeit auf der Insel Agthamar befindet, wo von einem Canal nicht die Rede sein könne, so hat bereits Hr. Belck darauf hingewiesen, dass man nicht ohne Weiteres den gegenwärtigen Fundort mit dem ursprünglichen Standort dieser Inschriftsteine als identisch betrachten dürfe. Wie der Besitzer der jetzt im Dorfe Ischchanikom befindlichen Keilinschrift Hrn. Belck selbst erklärt hat, er habe sie vor 20 Jahren vom Schamiramsue geholt[6]), ebenso ist die Inschrift von Agthamar nach Hrn. Belck's auf localer Untersuchung begründeter Ueberzeugung[7]) vom Festlande aus nach der Insel Agthamar verschleppt[8]). In der Inschrift von Arzwapert (Belck, Nr. 7) ist dagegen von der Anlage eines anderen Canals durch Menuas die Rede (Verhandl. 1892, S. 479), und über einen von Sardur II. bei Armavir angelegten Canal berichten uns dessen Inschriften Sayce, Nr. 63 u. 64[9]) (Verh. 1892, S. 481).

An pili „Canal, Wasserleitung“ ist also nicht zu rütteln. Und ebenso sicher ist es, dass inilis „Palast, Grossbau“ heisst.

Dies hat zuerst Hr. Belck erkannt und zugleich mit anderen für die chal-

1) The cuneiform inscriptions of Van. Journal of the Royal Asiatic Society. January 1893, p. 9.

2) Dass pi „Name“ heisst, hatte übrigens Sayce (p. 522) zunächst gerade aus dem — fälschlich durch „Monument, Inschrift“ übersetzten — Worte pili geschlossen.

3) Zeitschrift für Ethnologie 1892, S. 136.

4) Ebenda, S. 137 ff.

5) Es ist nicht richtig, wenn Hr. Sayce a. a. O. mich allein als den Urheber der Uebersetzung „Canal, Wasserleitung“ nennt. C. L.

6) Zeitschrift für Ethnologie 1892, S. 139.

7) Diese Verhandlungen 1892, S. 478.

8) In Van z. B. befinden sich viele Inschriften, welche in dem mehr als 20 *km* entfernten Haiotzor (= unteres Koschabthal) gefunden und dann nach der Stadt verschleppt worden sind. W. B.

9) Hiernach ist Abs. 2 (Z. 8—10 v. o.) auf S. 486 des Jahrgangs 1892 dieser Verhandlungen zu berichtigen. — Vergl. ferner u. S. 223. Anmerk. C. L.

dische Forschung wichtigen Mittheilungen ausgesprochen in einem Schreiben, d. d. Giessen im April 1893, das ich mir hiermit der Gesellschaft vorzulegen erlaube:

„Ueber die Untersuchungen, welche Hr. Ingenieur Sester in Van auf meine Veranlassung zur Zeit dort über den Keschisch Göll und seinen Abfluss, sowie nach den noch fehlenden Theilen der Rusas-Stele[1]) angestellt hat und noch weiterhin anstellt, schreibt mir derselbe d. d. Van, den 26. Januar 1893: „„Ich hätte Ihnen schon längst über meine erste Expedition zum Keschisch Göll geschrieben, wenn ich nicht gehofft hätte, in Bälde noch einmal dorthin kommen zu können, was sich indessen bislang nicht ausführen liess. Bei meinem ersten Besuche dort befand ich mich im Gefolge des Wali und einer grossen Commission, ein Umstand, der mich hinderte, die ganz abseits liegende Stele selbst zu besuchen und eventuell dort Arbeiten vornehmen zu lassen, da das nur unnöthig Aufmerksamkeit erregt und unseren Zwecken leicht möglich geschadet hätte. Dagegen benutzte ich die Gelegenheit zur Untersuchung des Keschisch Göll und seines Abflusses, welch' letzteren ich zu Fusse bis nach Toprakaléh und Van verfolgt habe. Ueber Alles habe ich eine genaue topographische Aufnahme gemacht, die ich Ihnen auf Wunsch zuschicken will. Ihre Vermuthung bezüglich dieses Abflusses ist vollständig richtig gewesen, derselbe ist bis zum Fusse des Berges Toprakaléh geleitet und auch noch weiter. 1½ Stunde oberhalb (i. e. östlich) von Toprakaléh wird das Wasser des Abflusses in unterirdische Canäle [nach Art der persischen Wasserleitungen, W. B.] geleitet, die zu den Gärten von Van führen[2]). Auf der Strecke vom Keschisch Göll bis zu diesem Punkte wird der Abfluss rechts noch durch fünf, links durch zwei kleinere und grössere Zuflüsse verstärkt, die alle auf dem Warrak Dagh ihre Quelle haben. Im Hoch-Sommer ist der Göll stets trocken gelegt.

„„Einer der Canäle läuft noch heute um Toprakaléh herum, nach Schach Bar und weiter bis nach Vankaléh[3]) [d. i. die Citadelle mit dem Felsschloss. W. B.] Bei meiner Verfolgung dieses Abflusses des Keschisch Göll habe ich mich auch in den am Fusse des Warrak-Gebirges gelegenen Dörfern danach erkundigt, ob in der Nähe dieses Wasserlaufes Inschriften vorhanden wären. Etwas Bestimmtes war nicht zu eruiren, die einen sagten „ja“, die anderen „nein“; ich selbst konnte dieses Mal bei der Kürze der Zeit noch nicht danach suchen, werde das aber sicher thun, sobald es das Wetter erlaubt.““

„Des Weiteren theilt Hr. Sester mit, dass er viele neue Inschriften gefunden habe, — er hat, wie er mir schon früher schrieb, im vorigen Herbst das ganze türkisch-persische Grenzgebiet, vornehmlich auch Djulamerk, im Gefolge des Wali bereist und reiche Funde gemacht, — und dass er im April (also jetzt) die ganze Grenze von Bitlis bis nach Dhyserri, Khutic Dagh und Amadia bereisen wird. Hoffen wir, dass der thätige Mann noch recht viel Neues und

---

1) Zeitschrift für Ethnologie 1892. S. 141ff. und S. 151f.

2) Vgl. Ztschr. f. Ethnol. 1892, S. 145. Diese Gärten von Van heissen bei der localen Bevölkerung (und auch in meinen Beschreibungen) viel richtiger die „Gartenstadt“; sie ist nur von Armeniern bewohnt und dehnt sich am Fusse des Toprakaléh-Felsens (eines Ausläufers des Zemzem Dagh) aus. Es sind dieses unzweifelhaft dieselben Weingärten und Waldungen, von deren Anlage Rusas in seiner Stelen-Inschrift spricht. W. B.

3) Hr. Sester spricht hier offenbar von einem offenen (nicht unterirdischen) Canal, der höchst wahrscheinlich identisch ist mit dem am Fusse von Toprakaléh sich hinziehenden Bette des periodischen Flüsschens, das bei Van in den See mündet und in der Rusas-Stele Alaïs genannt wird. W. B.

nteressantes für die Wissenschaft in jenem noch so wenig untersuchten Gebiete nden möge.

„Inzwischen sind einige weitere Fortschritte auf dem Gebiete der Entzifferung er vannischen (chaldischen) Keilinschriften zu verzeichnen, welche auch neues ,icht auf den Inhalt der Rusas-Stele werfen.

„Mein gelehrter armenischer Freund, Hr. Galust Ter Mekertchian aus 'tschmiadzin, der zur Zeit in Paris verweilt, hat mir vor wenigen Tagen die 'hotographie einer von ihm selbst im vorigen Jahre in Sardarapat, einem unittelbar neben Armavir gelegenen Dorfe, aufgefundenen neuen Keilinschrift gechickt[1]). Sie stammt unzweifelhaft aus den Ruinen von Armavir[2]) und rührt on Argistis I. (ca. 770 v. Chr.) her, der uns darin berichtet, dass er den verllenen Palast wieder hergestellt und aufgebaut hat, „Palast des Argistis ist er enannt." Zunächst ergiebt sich hieraus, dass die Bauten auf dem Burgberge von rmavir schon zu Lebzeiten des Argistis einmal zerstört worden sind, höchst wahrcheinlich, wie auch späterhin wieder, in Folge eines Aufstandes der dort ansässigen, chon von Ispuinis und Menuas theilweise unterjochten Bevölkerung. Anzunehmen, ass etwa jene Bauten schon von Menuas, des Argistis' Vater, errichtet worden eien, dazu liegt um so weniger Grund vor, als in Armavir bislang zwar zahleiche, von Argistis I. und dessen Sohn Sardur II. herrührende Inschriften geınden worden sind, aber keine einzige des Menuas. Die nördlichsten Inschriften es letzteren sind vielmehr in den am Nordfusse des Ararat (also südlich vom raxes) belegenen Dörfern Daschburun, Zolakert und Karakoinlu zu suchen, nd es scheint fast sicher, dass Menuas den Araxes nicht überschritten, ihn ielmehr als nördliche Grenze seines Reiches festgesetzt hat.

„Aber noch über einen weiteren sehr wichtigen Punkt giebt die obige Inschrift ufschluss. An der ersten Stelle steht nehmlich für „Palast" das betreffende Ideoramm, an der zweiten Stelle aber wird dieses Ideogramm durch das dem Namen les Erbauers, bezw. Wiedererbauers angehängte „ni-li" ausgedrückt. Der trancribirte Text lautet hier:

m. Ar-gi-is-ti-ḥi-ni-li	ti-i-ni
des Argistis	genannt

)ass hier, nachdem in den zwei vorhergehenden Zeilen Argistis erzählt, er habe len verfallenen „Palast" wieder hergestellt und aufgebaut, durch das angehängte ıi-li eben das Ideogramm „Palast" ausgedrückt wird, leuchtet ohne Weiteres ein.)a nun in anderen Worten ähnlicher Zusammensetzung dieses Element auch -ni-li geschrieben wird, so gewinnen wir mit **i-ni-li(s)** das chaldische Wort für **Palast**", im weiteren Sinne vielleicht auch für „Bauwerk" überhaupt, wenngleich s auf der Hand liegt, dass der König nur ein hervorragendes Bauwerk, wie es ben ein Palast ist, mit seinem Namen bezeichnen wird.

„Mit dieser Feststellung der Bedeutung des den Personennamen angehängten „inili" ;ewinnen wir die Möglichkeit, einen Theil der Rusas-Stele zu übersetzen und ;chlüsse auf den Inhalt des verloren gegangenen Anfanges der Inschrift zu ziehen.

---

1) Dies ist die von Nikolsky unter Nr. 9 veröffentlichte Inschrift (s. o. S. 218). Von Nikolsky's Arbeit und somit auch von der darin veröffentlichten Inschrift von Taschourun (Nr. 3 s. o.), die von Arbeiten an einem E. GAL (Ideogramm für „Palast") beichtet (Z. 4), der dann (Z. 6) als Menuaḥinili „Menuas-Palast" bezeichnet wird, hatte Ir. Belck noch keine Kunde. C. L.

2) Dubois de Montpéreux berichtet, dass der Sardar Hassan den grössten Theil ler für die von ihm erbaute Festung Sardarapat (daher wohl der Name, welcher etwa Stadt, bezw. Mauer des Sardar" bedeutet) erforderlichen Bausteine aus den Ruinen von Armavir herbeiholen liess. W. B.

„Zeile 9 und 10 derselben lauten nehmlich in Transcription und Uebersetzung: m· Ru-sa-š(e) a-li i-u m· Ru-sa-ḫi-i-ni-li si-du-u-li i-u i-ni ṣu-e-ta-š(e) te-ru-bi = „Rusas spricht also: Nachdem der Rusas-Palast erbaut, habe ich dann so dieses Staubecken(?) angelegt."

„Da nun Rusas in Z. 1 bis 9 des erhaltenen Theiles der Inschrift von der Wasseranlage spricht, so muss der einstweilen noch nicht wieder aufgefundene Anfang der Inschrift über die Erbauung des Rusas-Palastes berichten, während in der Fortsetzung sowohl über die Anlage der Weingärten und Haine, als auch über den weiteren Ausbau der Bewässerungsanlage mit Zuhülfenahme des Alais-Flusses gesprochen wird.

„Schon in meinem ersten Bericht[1]) habe ich nach dem örtlichen Befunde auf die Möglichkeit hingewiesen, dass auf dem Toprakaléh-Felsen ausser dem Chaldis-Tempel noch sehr wohl ein Palast gestanden haben könnte. Diese Ansicht, für welche sich uns inzwischen bereits anderweitige Bestätigungen ergeben hatten (Verh. 1892, S. 446), wird durch die jetzt festgestellte Bedeutung von inili erheblich wahrscheinlicher, um so mehr, als der Tempel nur einen verhältnissmässig sehr kleinen Raum auf dem östlichsten Theile des schmalen, schwer zugänglichen Plateaus einnahm, während der ganze übrige Theil mit den Mauerüberresten eines umfangreichen, langgestreckten Gebäudes bedeckt war. Es verdient hervorgehoben zu werden, dass diese Mauerreste, im Gegensatze zu den aus schön behauenen Quadern aufgeführten Tempelmauern, lediglich aus lufttrockenen Lehmziegeln bestehen.

„Hat nun, was anzunehmen ist, Rusas seine Bauten chronologisch in derselben Reihenfolge beschrieben, wie er sie ausgeführt hat, so wissen wir jetzt, dass er zuerst den Palast auf Toprakaléh erbaut, dann die grosse, von ihm Rusas-See [Rusaïṣue], heute Keschisch Göll genannte Wasserstauung und schliesslich den Abfluss[2]) desselben, die Canalleitungen und die Gärten bei Toprakaléh an-

1) Zeitschrift für Ethnologie 1892, S. 145.

2) Der Abfluss des Sees (ṣu . . .) hiess vielleicht ṣuëtas (s. Verhandl. 1892, S. 486, Anmerk. 3). „Canal, Wasserleitung" heisst dagegen chaldisch pili. Da Hr. Sayce hartnäckig auf der Wiedergabe von pili durch „memorial" besteht, so will ich dem gegenüber meinerseits (vergl. S. 219) auf folgende, theilweise bereits berührte Punkte nachdrücklich aufmerksam machen. Meine Inschriften Nr. 12a und 12b einerseits, sowie die Inschriften Nr. 12c bei mir, ferner Sayce Nr. 22 und die vier noch weiterhin von Consul Devey aufgefundenen Inschriften (Zeitschr. f. Ethnol. 1892, S. 140) andererseits liegen alle ganz dicht bei einander, zum Theil kaum 10 *m* und im Maximum 50—100 *m* von einander entfernt. Etwa in der Mitte zwischen Nr. 12a, b und 12c liegt meine Nr. 12d, und es ist die allergrösste Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden, dass in und um Artamid mit der Zeit noch eine ganze Reihe gleichartiger Inschriften aufgefunden werden. Bei einem Theil dieser Inschriften findet sich am Schluss die Fluchformel, im Uebrigen aber haben sie alle denselben Text. Ist es nun denkbar, dass ein vernünftiger Mensch, ein mächtiger Fürst, seine Steinmetzen dazu benutzen wird, um sie alle paar Dutzend Schritte in die Steinmauer eines Aquäducts den Satz einmeisseln zu lassen: „Ich, Menuas, habe für die mächtigen(?) Chalder diese Inschrift errichten lassen: Menuas-Inschrift heisst sie."? Wäre das nicht vielmehr äusserst kindisch, etwa gerade so, als wenn ein Knabe in den Wald geht und seinen Namen in jeden zweiten Baum hineinschneidet, um sich zu verewigen? Und würde ein derartiges Benehmen nicht geradezu unverständlich sein bei einem Fürsten, welcher solche Grossthaten, sowohl kriegerische wie friedliche, vollbracht hat, wie eben Menuas? Im Uebrigen müsste man es als eine sonderbare Manie dieses Königs bezeichnen, dass er sich gerade die Ufer des Schamiramsue von seiner Quelle bis fast zu seiner Mündung zu solcher Spielerei ausersehen und seine Menuas-Inschrift nicht weniger als 11 Mal dort habe anbringen lassen (ganz abgesehen von den noch

gelegt hat. Erst nach Beendigung aller dieser Bauten hat dann der König (vielleicht gleichzeitig als Dank für die glückliche Vollendung des Werkes), den Chaldi-Göttern auf Toprakaléh den prachtvollen Tempel erbaut, worüber vielleicht der noch erst aufzufindende Schluss der Inschrift berichtet.

„Es liegt uns also, woran jetzt nicht mehr zu zweifeln ist, in der Rusas-Stele die Urkunde über die Neu-Gründung der Stadt Van mit genauer Angabe aller uns interessirender Einzelheiten vor, — ein Fall, der bezüglich einer so alten und noch heute bewohnten, grossen Stadt in der alten Welt bis jetzt ganz einzig dasteht. Berücksichtigt man dabei, dass die Bewässerungsanlage des Rusas ebenso wie der Menuas-Canal auch heute noch ebenso functioniren, wie zur Zeit ihrer Erbauung, so kann man die solide Bauart der Chalder nur auf's Höchste bewundern. — W. Belck."

Im Einverständniss mit Hrn. Belck füge ich diesen Ausführungen noch Folgendes hinzu:

Wir wissen sicher, dass die Bauten von Toprakaléh aus der Zeit des Rusas herrühren. Damit sind auch die dorther stammenden Fundstücke datirt, die als Bestandtheile oder zur Ausstattung des Tempels, des Palastes und der übrigen Bauten offenbar bei der Gründung neu gefertigt wurden. Rusas war ein älterer Zeitgenosse König Asurbanabal's von Assyrien (668—626 v. Chr.).

An einigen dieser Fundstücke aus Toprakaléh — so an der Bronzeschale des Berliner Museums V. A. 796 — finden sich Zeichen eingegraben, die mit den chaldischen Keilschriftzeichen nichts zu thun haben, vielmehr mit den fälschlich so genannten hethitischen Hieroglyphen verwandt oder identisch zu sein scheinen[1]).

Die in Rusaḫina-Toprakaléh gefundenen hieroglyphischen Inschriften können daher frühestens aus dem 7. Jahrhundert v. Chr. stammen. Damit ist, soviel ich sehe, überhaupt zum ersten Male ein Anhaltspunkt für die chronologische Bestimmung von Inschriften dieser Gattung gewonnen. Und dieses auf dem Wege

---

aufzufindenden Canalinschriften)! Und weiter wäre es doch unter dieser Voraussetzung gewiss mehr als auffällig, dass kein anderer chaldischer König diesem Beispiel gefolgt sein sollte, dass wir vielmehr lediglich von Menuas herrührende Inschriften an den Mauern dieses Canals vorfinden. Ausschlaggebend ist der Umstand, dass wir den Ausdruck „pili" regelmässig nur dort antreffen, wo thatsächlich Canäle sich vorfinden, bezw. nachweisen lassen.

Hr. Sayce nehmlich basirt seine ganze gegentheilige Argumentation auf eine irrthümliche Wiedergabe gerade der hier in Betracht kommenden Stelle der Agthamar-Inschrift. Er transcribirt nehmlich XXIX B, Z. 9: . . . (i)ni pili agu(bi) = „diesen Canal habe ich gebaut." Das von ihm zu Anfang der Zeile ergänzte „i" — existirt nun aber, wie meine Copie zeigt, gar nicht auf der Originalinschrift. Statt dessen finden sich 2 senkrechte und davor oben ein wagerechter Keil, welche Gruppe ungezwungen entweder zu si, oder zu dem Ideogramm für „Stadt" ergänzt werden kann. Letzteres ist vorzuziehen, da an [e-s]i-ni des Raumes wegen nicht zu denken ist. Die Zeile würde dann m. E. bedeuten: „den Stadt-Canal, bezw. den städtischen (i. e. für Van!) Canal erbaute ich." Von dieser grossartigen Canalanlage aber konnte Menuas, wie Hr. Lehmann bereits in unserem ersten Bericht (Zeitschr. f. Ethnol. 1892, S. 140) hervorgehoben hatte, auch in Inschriften, die er nicht gerade in deren unmittelbarer Nähe errichten liess, reden. Hr. Sayce könnte also in der Agthamar-Inschrift, selbst wenn dieselbe nicht aus der näheren Umgebung des Schamiramsue (Haiotzor) nach der Insel verschleppt sein sollte, in keiner Weise eine Stütze für seine Argumentation finden. Jedenfalls ist in Z. 9 der Agthamar-Inschrift das Wort „ini" = „dieser", welches allerdings dem mit den localen Verhältnissen nicht Vertrauten zu missverständlicher Auffassung Veranlassung geben konnte, auszumerzen. Ich denke, all' dies wird genügen, um Hrn. Sayce nunmehr zu einer Aenderung seiner Meinung zu veranlassen. W. B.

1) Vergl. Sayce: The cuneiform inscriptions of Van. 1882. p. 418.

historischer Forschung gewonnene Resultat stimmt auf's Beste zu dem von Puchstein[1]) auf Grund archäologischer Erwägungen erzielten Befunde, dass die Denkmäler, auf denen sich diese hieroglyphischen Inschriften befinden, in die Zeit etwa zwischen 1000 und 600 v. Chr. zu setzen seien.

Die Annahme, dass um diese Zeit die Herrschaft der Hethiter eine Ausdehnung gehabt haben sollte, die dem Verbreitungsbereich jener hieroglyphischen Inschriften auch nur annähernd entspricht, stünde mit Allem, was uns, namentlich aus den ägyptischen und assyrischen Inschriften, über die Hethiter bekannt ist, in Widerspruch. Eine derartige Ausdehnung der Herrschaft und des Einflusses der Hethiter wäre allenfalls zur Zeit ihrer Machthöhe um die Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr., da sie den Ramessiden ernstlich zu schaffen machten, in Erwägung zu ziehen, nicht aber in der ersten Hälfte des ersten Jahrtausends.

Das ist nur einer von vielen Gründen, die es unmöglich erscheinen lassen, mit Sayce die Hethiter als Urheber dieser hieroglyphischen Inschriften anzusehen.

In richtiger Erkenntniss dieser Sachlage haben denn auch Ramsay und Hogart[2]), nicht minder wie Halévy[3]), auf die Verwendung des Hethiternamens für diese Inschriften verzichtet.

Nach Puchstein sind die pseudo-hethitischen Denkmäler Erzeugnisse einer primitiven Kunst. Durch die Berührung mit der hochentwickelten Cultur Klein-Asien's und Syrien's hätte eine bäuerliche Bevölkerung, die zu dem indogermanischen Norden in näherer Beziehung stand, als zu dem semitischen Süden, die Anregung zu eigenen, zunächst höchst unbeholfenen, künstlerischen Versuchen erhalten.

Neuerdings ist Jensen[4]) bei seinen Bemühungen um die Entzifferung dieser vorderasiatischen Hieroglyphen zu dem Resultat gekommen, dass dieselben zum Ausdruck einer indogermanischen Sprache bestimmt waren. Gelingt es ihm, den Beweis für diese Wahrnehmung zu führen, so erschiene der zuerst von Puchstein auf archäologischem Wege ermittelte Befund nunmehr historisch und linguistisch bestätigt.

Die — danach indogermanischen — Horden („Cilicier"(?) vgl. Solinus ed. Mommsen, p. 179, 5 sq.), die unter anderen vorderasiatischen Gebieten auch die Sitze der Hethiter überflutheten, dürfen wissenschaftlich, vom historischen und ethnologischen Standpunkte aus, so wenig als Hethiter bezeichnet werden, wie die West-Gothen als Iberer oder Spanier[5]).

Auch Jensen, der trotz alledem bisher fortfuhr, von diesen Hieroglyphen als von „hethitischen" Inschriften zu sprechen, wird inzwischen, denke ich, zu der Einsicht gelangt sein, dass er damit die historische Tragweite seiner eigenen Entdeckung — deren Bestätigung vorausgesetzt — verkennt und ihre sachgemässe Ausnutzung erschwert.

Nachdem uns die Funde von Rusaḥina-Toprakaléh zum ersten Male zur Bestimmung eines einigermaassen sicheren terminus post quem für die Abfassungszeit gewisser Inschriften dieser Gattung verholfen haben, wird man bei weiteren Bemühungen um die Lösung der „Pseudohethiter"-Frage Armenien und die Trümmerstätten der chaldischen Cultur nicht ausser Acht lassen dürfen. —

1) „Ueber pseudo-hethitische Kunst." Ein Vortrag. Berlin 1890.

2) Pre-Hellenic monuments in Cappadocia. Récueil des travaux relatifs à la philologie et à l'archéologie égyptienne et assyrienne XIV, p. 74 sq., XV, p. 895, namentlich p. 94.

3) Introduction au déchiffrement des inscriptions pseudo-hittites ou anatoliennes. Révue sémitique 1893, p. 55—62.

4) Ztschr. f. Assyriol. VII, S. 357 ff. — The Sunday School Times. March 25. April 1. 1893.

5) Vergl. meine Ausführungen in der März-Sitzung 1893 der Berliner archäologischen Gesellschaft. Wochenschrift für classische Philologie. 31. Mai 1893. S. 614. C. L.

Sitzung vom 27. Mai 1893.

Vorsitzender: Hr. **R. Virchow**, später Hr. **W. Schwartz.**

(1) Der Vorstand hat für die erledigte Stelle eines Schriftführers in statutenmässiger Cooptation Hrn. O. Olshausen erwählt. —

An seine Stelle hat der Ausschuss Hrn. von den Steinen cooptirt. Derselbe hat die Stelle angenommen. —

(2) Der Vorstand des märkischen Provinzial-Museums in Berlin hat den Wunsch ausgesprochen, dass die Gesellschaft die durch den Tod des Hrn. Hartmann vacant gewordene Stelle im wissenschaftlichen Beirath des Museums wieder besetzen möge. Vorstand und Ausschuss haben sich dahin geeinigt, Hrn. Lissauer zu delegiren. —

(3) Zu correspondirenden Mitgliedern sind erwählt worden:

Hr. Edward B. Tylor, Curator des University Museum, Oxford.
„ Alex. Macalister, Professor der Anatomie, Cambridge.
„ Franz Heger, Custos des k. k. naturistorischen Hofmuseums, Wien.

(4) Als ordentliche Mitglieder sind gemeldet:

Hr. Apotheker Diehl, Berlin.
„ Dr. med. W. Benninghoven, Berlin.
„ Dr. phil. Waldemar Belck, Giessen.
„ Carl Eugen Lang, Blaubeuren.
„ Dr. Erasm. Majewski, Warschau.

(5) Gestorben sind die ordentlichen Mitglieder:

Hr. Dr. Nathanson, Berlin.
„ Dr. Heinrich Friedländer, Berlin.
„ Stadt-Archivar Oswald, Nordhausen.
„ Sanitätsrath Dr. Rieck, Cöpenick.

(6) Hr. H. Steinthal, langjähriges Mitglied des Ausschusses, hat am 16. d. M. sein 70. Lebensjahr vollendet.

Der Vorsitzende hat die Glückwünsche der Gesellschaft überbracht, dieselben aber nur der Familie aussprechen können, da der Jubilar selbst in einem zu angegriffenen Zustande sich befand. Derselbe hat jedoch am nächsten Tage schriftlich seinen herzlichen Dank der Gesellschaft gegenüber ausgedrückt zugleich mit dem Bedauern, dass er genöthigt sei, mit dem geringen Rest seiner Kraft streng hauszuhalten. —

(7) Hr. C. Wenzel, Vorsteher der Mainzer Ortsgruppe der deutschen anthropologischen Gesellschaft und gegenwärtig Vorstand des Ausschusses des römisch-germanischen Central-Museums, hat am 14. April sein 50jähriges Doctor-Jubiläum gefeiert. Die Glückwünsche unserer Gesellschaft sind ihm in einer Adresse übersandt worden, in welcher es heisst: „Wir wissen, einen wie grossen und entscheidenden Antheil Sie an der Entwickelung und Sicherstellung der hochwichtigen Anstalt genommen haben, in welcher die bedeutendsten Documente unserer Vorzeit gesammelt sind, und wir geben uns der Hoffnung hin, dass es Ihnen beschieden sein möge, dieselbe in dem Glanze und der Bedeutung zu erhalten, welche sie durch die vieljährige Arbeit unseres unvergesslichen Lindenschmit und durch Ihre stets bewährte Hülfe erreicht hat."

Hr. Wenzel dankt unter dem 26. April in herzlicher Weise dafür.

Inzwischen hat am 23. Mai in Mainz eine Sitzung des Gesammt-Vorstandes des römisch-germanischen Central-Museums zur Berathung über die künftige Organisation dieser Anstalt unter dem Vorsitze des Hrn. Wenzel stattgefunden, an welcher von Berlin die HHrn. R. Virchow und Voss theilgenommen haben. In derselben ist beschlossen worden, an der Organisation augenblicklich nichts zu ändern, insbesondere Hrn. Lindenschmit Sohn mit der provisorischen Fortführung der Geschäfte zu betrauen. Für später ist die Hinzuziehung einer wissenschaftlichen Kraft in Aussicht genommen. Eine Erhöhung des Reichs-Zuschusses soll erbeten werden. —

(8) Hr. Daniel G. Brinton, M. D., correspondirendes Mitglied der Gesellschaft, hat am 10. Mai den Ehrengrad des Doctor of science von der Universität zu Philadelphia empfangen. —

(9) Am 5. Mai ist zu Hottingen, Zürich, der verdiente Archäolog Rob. M. Forrer im Alter von 57 Jahren verstorben. —

(10) Die 65. Versammlung der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte wird in der Zeit vom 11. bis 15. September in Nürnberg abgehalten werden. —

(11) Die Niederrheinische Gesellschaft für Natur- und Heilkunde zu Bonn gedenkt am 2. Juli ihr 75jähriges Bestehen festlich zu begehen. —

(12) Nach einem Briefe des Hrn. F. Boas aus Chicago, 3. Mai, wird die ethnologische und archäologische Abtheilung der Worlds Columbian Exposition wohl nicht vor dem 1. Juni eröffnet werden, da das Gebäude noch nicht ganz fertig ist. —

Von der deutschen Unterrichts-Ausstellung ist die anatomische Abtheilung durch Hrn. Hans Virchow fertig gestellt worden. —

(13) Der Hr. Unterrichts-Minister übersendet den

Jahresbericht der Alterthums-Gesellschaft Prussia für 1892.

Derselbe constatirt die starke Vermehrung der Mitgliederzahl um 224, so dass der gegenwärtige Bestand 517 beträgt. Die Zunahme wird grossentheils dem Umstande zugeschrieben, dass die Gesellschaft die Provinz nach dem Vorbilde der Pflegschaften des germanischen National-Museums mit einem Netz von Vertrauens-

männern überzogen hat. Auch hat der Vorsitzende die Lehrer der Provinz auf einer Lehrer-Conferenz zu Pr.-Eylau über die Behandlung prähistorischer Funde unterrichtet und ihr Interesse für die Gesellschaft zu gewinnen gesucht.

Aus der Zahl der stattgehabten Ausgrabungen ist zu erwähnen, dass Hr. Heydeck Hügelgräber der ältesten Bronzezeit in Grünwalde und in Wormen, Kr. Pr.-Eylau, aufgedeckt hat, und dass durch Hrn. Bezzenberger 3 Grabhügel, einer bei Wermten, Kr. Heiligenbeil, einer in der Pr.-Eylauer Forst und einer bei Gross-Mallinowken, Kr. Lyck, geöffnet wurden, welche etwa dem 5. Jahrhundert v. Chr. zugewiesen werden können.

Der Bericht führt Klage über die rücksichtslose Ausbeutung vorgeschichtlicher Plätze durch militärische und Privatpersonen. Insbesondere seien die steinzeitlichen Fundstellen auf der kurischen Nehrung ausgesetzt. Bei der fortschreitenden Dünen-Cultur werden immer mehr davon freigelegt. Es wird daher gebeten, dass die Förster solche Stellen markiren und alle Fundstücke abzuliefern verpflichtet werden. —

(14) Die neuen Ausgrabungen in Hissarlik haben unter Leitung des Hrn. Dörpfeld und unter Theilnahme der HHrn. Brückner und Weigel begonnen. —

(15) Die Verlags-Buchhandlung Alexius Kiessling in Berlin übersendet den Prospekt eines in 2 Bänden erscheinenden Wanderbuches für die Mark Brandenburg von E. Albrecht und B. Graupe. —

(16) Hr. Neuhauss legt eine grössere Reihe seiner photographischen Aufnahmen aus Aegypten vor. —

(17) Hr. W. Joest richtet an den Vorsitzenden folgenden Brief vom 14. April, betreffend den

Tättowirten Costanti.

„Mit ausserordentlichem Vergnügen und Interesse habe ich so eben den Bericht von Dr. Ornstein über unseren gemeinschaftlichen Freund Costanti, bezw. Constantin (Verhandl. 1892, S. 539), gelesen.

„Sollte es sich wirklich um den jetzt einäugigen alten Schwindler handeln, so macht mich dabei nur der Umstand stutzig, dass derselbe am 28. October, wenn auch alten Styls, in Athen war, während ich auf das Bestimmteste weiss, dass er sich bis zum 26. September in Barcelona sehen liess. Leider traf ich ihn selbst nicht mehr dort, wohl aber waren noch seine Bilder an allen Anschlagsäulen zu sehen.

„Wie soll der Mann nun in den 4 oder 6 Wochen, zumal bei den durch die Cholera gänzlich gestörten Schiffsverbindungen, von Barcelona nach Athen gelangt sein? Indessen möglich ist das immerhin.

„Was nun die köstliche Erkennungsscene zwischen C. und seiner, Freudenthränen vergiessenden athener „Schwester" betrifft, so erlaube ich mir, Ihnen noch einmal zu bemerken, dass ich am 15. Mai 1888 in Tatawla (Constantinopel) in Gesellschaft meines Dragoman Vincente Gnallo in dem Hause eines Altersgenossen und genauen Bekannten von Constantin mit dessen Schwester zusammengetroffen bin, die mir seine Lebensgeschichte, soweit ihr dieselbe bekannt war, erzählte (vergl. d. Verh. 1888, S. 319). Jeden Zweifel an der Echtheit dieser Schwester und ihrer Aussagen halte ich für vollkommen ausgeschlossen.

„Ich bin darum ausserordentlich gespannt auf die weiteren Nachrichten über Madame Kalliope Kriezotes.“ —

(18) Hr. Buschan übersendet aus Stettin, 11. April, folgende Notiz über

Chenopodium-Samen als Nahrungsmittel.

Die von Hrn. Rud. Virchow in der November-Sitzung v. J. an die Demonstration des „russischen Hungerbrotes“ geknüpften Betrachtungen dürften für das massenhafte Vorkommen der Samen von Chenopodium album in der Pfahlbaute zu Rothenhausen (vergl. R. Forrer und H. Messikommer. Prähistorische Varia. 1889. S. 9) zur Aufklärung dienen. Die Anhäufungen dieser Samen, sowie die eines anderen Unkrautes (Galium palustre), sind so bedeutende, dass die etwaige Annahme, dieselben könnten durch Zufall dorthin gelangt sein, für absolut ausgeschlossen gelten kann. Ich habe daher schon früher die Vermuthung ausgesprochen, dass diese Samen für irgend einen gewerblichen Zweck von den Pfahlbauern gesammelt worden seien. Das sogenannte russische Hungerbrot scheint eine plausible Erklärung zu bieten. Die Samen des Chenopodium wurden dort zu Brot verbacken. —

Hr. Rud. Virchow verweist auf die früheren Erörterungen über die Samen von Polygonum Convolvulus (Verhandl. 1870, S. 472; 1871, S. 105), welche in Pommern unter dem Namen von „wildem Buchweizen“ zur Herstellung von Mehl verwendet wurden. —

(19) Hr. Franz Boas übersendet die Fortsetzung (zu Verh. 1892, S. 410) seiner

Sagen der Indianer in Nordwest-America.

XVII. Sagen der Kwā'kiūtl.

1. Die Mink-Sage.

1. Einst verspotteten die Leute den Mink, indem sie ihm vorwarfen, er habe keinen Vater und keine Mutter. Da weinte er und sagte: „Die Sonne ist mein Vater. Zu ihm will ich hinaufgehen.“ Die Leute aber lachten ihn aus und sagten: „Wie willst Du denn dort hinkommen? Der Weg zum Himmel ist ja viel zu weit.“ Mink lief zu seinem Onkel Yalamiнomī'k·ē und bat ihn um seinen Bogen und um seine Pfeile. Als er diese erhalten hatte, schoss er den ersten Pfeil ab. Derselbe traf den Himmel, das Haus der Sonne. Dann schoss er den zweiten Pfeil, und dieser traf die Kerbe des ersten und blieb darin sitzen. So fuhr er fort zu schiessen, bis eine Kette gebildet war, die vom Himmel bis zur Erde herabreichte. Er kletterte daran hinauf und gelangte an das Haus der Sonne. Er setzte sich vor der Thür nieder. Bald trat der Sklave der Sonne vor die Thür, und als er den Knaben dort sitzen sah, eilte er zu seinem Herrn zurück und sprach: „Herr, draussen sitzt Dein Kind.“ Da freute dieser sich, und hiess seinen Sklaven Mink hereinrufen. Als dieser kam und sich am Feuer niedergelassen hatte, sprach der Alte: „Mein Herz ist froh, dass Du gekommen bist, mein Sohn. Es wird mir schwer, jeden Tag die Sonne zu tragen, denn ich bin alt und schwach. Fortan sollst Du sie tragen.“ Er hiess Mink baden und gab ihm seinen Ohrenschmuck und seinen Nasenpflock aus glänzenden Haliotisschalen. Der Vater prägte ihm ein, nicht zu rasch zu gehen, damit er die Welt nicht verbrenne. Am folgenden Tage sandte er Mink aus, die Sonne zu tragen. Der Vater sass vor

em Hause und sah seinem Sohne nach, der seinem Befehle folgte und langsam m Himmel emporstieg. Gegen Mittag sammelten sich viele Wolken und verperrten Mink's Weg. Er ward ungeduldig, stiess die Wolken aus dem Wege und ing an rasch zu laufen. Da schien sein Nasenpflock so hell und heiss auf die Erde hinab, dass die Steine zerbarsten und das Wasser anfing zu kochen. Als ein Vater das sah, eilte er herbei, riss ihm den Nasenpflock und Ohrenschmuck b und schleuderte ihn in's Meer. Eine Frau, welche in ihrem Boote ausgefahren var, fand Mink auf dem Meere umherschwimmend. Sie nahm den kleinen Körper n's Boot und sprach: „Der Arme, er muss schon lange todt sein." Da sprang Mink auf, rieb seine Augen und sagte: „O, ich glaube, ich habe lange geschlafen."

2. Mink zog aus, um mit den Lâ'lēnoq (Gespenstern) zu kämpfen. Er schlich ich heimlich in das Haus ihres Häuptlings und raubte dessen Kind aus der Wiege. Als der Häuptling der Lâ'lēnoq seinen Verlust bemerkte, verfolgte er Mink, erreichte ihn aber erst, als er schon in seinem Hause angekommen war und dasselbe verschlossen hatte. Er bat nun Mink: „O, gieb mir mein Kind zurück!" Mink weigerte sich aber, bis der Häuptling ihm als Ersatz das Feuer gab. So bekamen die Menschen das Feuer.

3. Der Wolf hielt Ebbe und Fluth in seinem Besitze und liess das Wasser stets auf gleicher Höhe bleiben. Deshalb zog Tlē'selagyila[1]) aus, um mit ihm zu kämpfen. Nach hartem Strausse besiegte er ihn, schnitt seinen Schwanz ab und nahm ihn mit nach Hause. Dort hing er ihn über der Thür auf. Wenn er ihn herunter liess, so fiel das Wasser und er konnte Muscheln sammeln. Zog er ihn wieder in die Höhe, so stieg das Wasser. So entstand Ebbe und Fluth.

4. Einst sprach Mink zu seiner Mutter: „Ich will nun heirathen. Ich werde den Frosch zur Frau nehmen." Seine Mutter warnte ihn: „Thue das nicht, sonst wird Deine Frau Nachts Lärm im Hause machen." Mink aber hörte nicht. Er ging zu den Fröschen und nahm sich einen zur Frau. Tags über war sie ganz still, und obwohl er sie oft bat, zu sprechen, konnte er sie doch nicht zum Reden bewegen. Als es aber dunkel wurde, fing sie an zu rufen und zu schreien. Mink hielt sich Ohren und Augen zu und starb endlich von dem Lärm, den seine Frau und ihre Verwandten machten. Dann warfen ihn die Frösche zum Hause hinaus.

5. Nach einiger Zeit erwachte er wieder. Er lief zu seiner Mutter und sagte: „Mutter, ich will heirathen." „Wen willst Du denn heirathen?" fragte jene. „Ich will den Tang zur Frau nehmen," erwiderte Mink. Die Mutter warnte ihn vor dem Tang, der bei jeder Fluth untertauchte, aber Mink sagte: er könne den Athem lange anhalten und könne mittauchen. Er ging zum Tang, schenkte ihm seinen Nasenpflock und nahm ihn zur Frau. Er sagte zu seiner Frau: „Nun lass uns niederliegen." Mink umarmte sie und der Fluthstrom fing an stärker zu laufen. Da sagte Mink: „Wenn Du nun tauchst, so achte auf, wenn ich Dich kneife. Mein Athem geht mir dann aus und Du musst mich loslassen." Tang versprach es. Der Fluthstrom lief nun mit voller Kraft, und Tang ging unter. Als Mink sie kniff, liess sie aber nicht los, bis sie glaubte, er sei todt. Dann liess sie ihn los und sein Leichnam trieb auf den Wellen umher. Dort fanden ihn die Menschen und er erwachte zu neuem Leben. (Die langen Blätter des Tangs werden als Frauenhaare gedeutet. Nach einer anderen Version rief Mink den Tang, der seine Frau geworden war, zu sich heran. Da er nur langsam kam,

1) In Mythen heisst der Mink Tlē'selagyila = die Sonne machend.

ward er böse und warf ihn in's Meer. Seitdem liegt er dort mit seinem langen Haare.)

6. Mink war aber noch nicht zufrieden und wollte den Stein (wahrscheinlich Obsidian) heirathen, da dieser nicht viel rede. Eines Tages fragte er seine Frau: „Was machst Du da?“ Sie antwortete nicht. „Antworte doch, wenn ich Dich frage,“ fuhr Mink fort, der nun ärgerlich wurde. Der Stein aber schwieg. Da schlug Mink ihn so, dass seine Hand blutig wurde. „Siehst Du,“ sprach er, „so muss es Dir ergehen. Nun blutet Dein Gesicht.“ In Wirklichkeit hatte er aber nur seine Hand verletzt.

7. Mink sprach einst zum Otter: „Ich bin böse auf Hōstā'lakīmō (oder Hō'stamitl) und Lâ'lēnoq. Lass uns gehen, und mit ihnen kämpfen.“ Der Otter war einverstanden, und sie fuhren in ihrem Boote hinaus. Unterwegs sah Mink See-Igel auf dem Grunde des Meeres. Er sprang in's Wasser und holte einige herauf in's Boot. Als Mink sich daran machte, sie allein aufzuessen, sprach der Otter: „Gieb mir doch auch einige ab, ich bin doch Dein Freund.“ Mink erwiderte: „Nein, Du weisst, wenn man jemandem zürnt, so giebt man niemand etwas zu essen. Du musst selbst nach See-Igeln tauchen, wenn Du welche haben willst.“ Der Otter sprang in's Wasser. Während er unten war, nahm Mink seinen Speer und als er wieder auftauchte, stiess er denselben in seinen Nacken, so dass er an der Brust wieder herauskam. — Er kehrte dann an's Ufer zurück, verrichtete seine Nothdurft und verwandelte seine Excremente in einen jungen Mann. Er befahl ihm, allen Leuten zu sagen, er sei Hōstamitl's Kind und Mink habe ihn geraubt. Um zu versuchen, ob jener ihn verstanden habe, fragte er: „Wer bist Du?“ Jener erwiderte: „Ich bin aus Mink's Excrementen gemacht.“ „Ach, so musst Du nicht reden,“ sprach Mink, „Du sollst sagen, Du seiest Hōstamitl's Sohn.“ Als sie nun an's Dorf kamen, fing Mink an zu schreien und zu weinen und rief: „Mein Freund hat Hō'stamitl's Haus angezündet, und da hat jener ihn getödtet.“ Er ging mit dem jungen Mann an's Ufer und erzählte, jener sei Hō'stamitl's Sohn, den er zum Sklaven gemacht habe. Die Leute fragten denselben, wer er sei. Jener antwortete die Wahrheit. Da wurden alle zornig auf Mink und riefen: „Wie lügst Du, jener ist ja nicht Dein Sklave, sondern Du hast ihn aus Deinen Excrementen gemacht.“

Der Otter hatte aber eine schöne Frau, Namens K·'ōk·ōtsāsemā'lak·a (Merganser serrator). Diese ging zum Ufer herab und dort sah sie Mink. Sie sprach zu ihm: „Sage mir doch offen, wie kam mein Mann um's Leben?“ Mink erwiderte: „Lass uns in Dein Haus gehen, dort will ich es Dir sagen.“ Als sie nun in's Haus gekommen waren, sagte er: „Lass alle anderen hinausgehen, ich muss es Dir ganz allein sagen.“ Als sie nun allein waren, liess Mink sie hinter eine Matte treten und dort sprach er: „einer stiess ihn in den Kopf, einer in die Brust, einer in den Bauch,“ und dabei stiess er sie immer mit dem Finger an die entsprechende Stelle. Plötzlich aber umschlang er sie und rief: „Nein, ich habe ihn todt gemacht, denn ich wollte Dich zur Frau haben.“ K·'ōk·ōtsāsemā'lak·a nahm ihn dann zum Mann.

8. Einst ging Mink's Schwiegervater zum Strande hinab und sammelte viele See-Igel, während Mink und seine Frau noch schliefen. Dann weckte er ihn und sagte, dass die See-Igel bereit seien. Mink aber behauptete, er möge keine See-Igel essen. Da lud der Schwiegervater alle seine Nachbarn ein, mit ihm die See-Igel zu essen. Alle schmückten sich zu dem bevorstehenden Feste und auch Mink legte seinen Feder-Kopfschmuck an. Dann sprach er zu seiner Frau: „Sieh doch, wie Dein Vater hier die See-Igel im Schmutze hat liegen lassen! Trage sie vor die Thür, dort ist es reinlich.“ Die Frau gehorchte; ehe man es sich aber versah,

lief Mink zur Thür hinaus, und frass alle See-Igel auf. Dabei wühlte er mit seinem schönen Feder-Kopfschmuck im Schmutze umher. Sein Schwiegervater ward zornig und warf ihn mit einem Stein, denn er schämte sich seines Schwiegersohnes.

9. Mink ging weiter, eine Frau zu suchen. Da begegnete ihm ein Lachs und er fragte: „Willst Du meine Frau werden?“ Der Lachs willigte ein und verwandelte sich in eine Frau. Einst herrschte grosse Noth im Dorfe, denn die Lachse waren ausgeblieben. Frau Lachs sass am Feuer und stocherte in ihren Zähnen. Sie liess dann ihren Mann Wasser holen, und warf, was sie zwischen den Zähnen gefunden hatte, hinein. Siehe! es verwandelte sich in einen Lachs. Sie sagte zu Mink: „Koche Du ihn! ich mag es nicht, denn es ist gerade, wie wenn ich mein eigen Fleisch kochte.“ Als der Lachs gar war, liess sie ihren Mann denselben essen, hiess ihn aber, die Knochen in's Feuer werfen (wie die Indianer noch heute thun). Mink folgte dem Gebote seiner Frau. Er fragte sie dann: „Wie machst Du denn die Lachse?“ Anfänglich wollte sie nicht antworten, als er aber weiter in sie drang, sagte sie: „Weisst Du nicht, dass ich vom Lachsstamme bin?“ Da bat er sie, Lachse in dem Flusse, an welchem der Ort lag, zu erschaffen. Sie weigerte sich zuerst, auf die dringenden Bitten Mink's ging sie aber zum Flusse hinab und zog ihr Haar viermal gegen den Strom durch das Wasser. Da wimmelte dieser von Lachsen. Mink ward nun ein grosser Häuptling. Sein Herz aber wurde überstolz, und eines Tages vergass er sich so weit, seine Frau zu schlagen. Da sprach sie: „Thue das nicht wieder, Du weisst ich bin von fremdem Stamme und will es nicht dulden.“ Mink wollte nun vor die Thür gehen, aber einige Lachse, die auf dem Trockengerüste lagen, blieben in seinen Haaren hängen. Er zerrte ungeduldig daran, so dass sie zu Boden fielen. Da ward die Frau zornig, weil er ihr Geschlecht so misshandelte. Sie ging aus dem Hause und liess die Lachse ihr folgen. Sie sprang allen voran in den Fluss und verwandelte sich wieder in einen Lachs. Nun hatte Mink keine Lachse und keine Frau mehr.

10. Die Sage, wie Mink das schöne Mädchen gewann, ist identisch mit der weiter unten vom Raben erzählten (siehe Sagen der Awiky'ē'noq).

2. Der Sisiutl.

Einst gingen einige Frauen aus, Fische zu fangen. Unter anderen fingen sie einen kleinen Fisch mit schönen, glänzenden Schuppen, und da sie sehr hungrig waren, kochten sie denselben. Nur eine wollte nicht davon essen, da sie den Fisch nicht kannte. Als die Frauen den Fisch gegessen hatten, platzte ihre Haut und sie starben. Nur die eine kehrte zurück und erzählte, was geschehen war. Kaum aber hatte sie ausgeredet, da fiel auch sie todt nieder. Sie hatten den Sisiutl gefangen und gegessen.

3. Tlema'ē (siehe unten unter den Sagen der Tlakasikoala).

Die Tochter eines Häuptlings war über und über mit Geschwüren bedeckt und verlor endlich ihren Verstand. Da verliessen sie alle ihre Verwandten, und als sie wieder zur Besinnung kam, fand sie sich mit einem Hunde allein. Da weinte sie und kratzte ihre Geschwüre, so dass das Blut zur Erde floss. Plötzlich bemerkte sie, dass eine kleine Hand aus ihrer Brust hervorwuchs. Als sie hinabsah, verschwand dieselbe sogleich wieder. Sie schloss die Augen, und nach einer kleinen Weile erschien die Hand wieder, um wieder zu verschwinden, sobald sie hinabsah. So geschah es dreimal. Da dachte sie: „Ich will meine Augen geschlossen halten

und sehen, was geschieht.“ Da fühlte sie, dass die Hand weiter und weiter herauswuchs und endlich ein ganzer Mensch herauskam. Als dieser ganz herausgekommen war, fühlte sie sich wieder ganz gesund. Sie nannte ihn Tlema'ē. Dieser wurde rasch gross und sprach zu seiner Mutter: „Komm, lass uns zum Flusse hinabgehen und ein Haus aus Zweigen bauen.“ Dann liess er sich von seiner Mutter eine Harpune machen. Als sie ihm dieselbe gab, wollte er zum Flusse hinabgehen, um Lachse zu fangen. Es war aber nicht ein Fisch im Flusse. Da nahm Tlema'ē vier Fichtennadeln. Er warf die erste in den Fluss und sprach zu ihr: „Werde ein Silberlachs.“ Zur zweiten sagte er: „Werde ein dogsalmon.“ Aus der dritten machte er eine Forelle und aus der vierten einen „Humpbacksalmon.“ So wurde der Fluss voller Fische, die er dann fing (u. s. w.; siehe unter den Sagen der Tlatlasikoala. Er geht dann zur Tsonō'k·oa, die ihm ausser dem Todbringer und dem Wasser des Lebens noch alle ihre Tanzsachen giebt und kehrt zurück). Tlema'ē glaubte vier Tage bei Tsonō'k·oa gewesen zu sein, es waren aber in Wahrheit vier Jahre. Er ging zurück zu seiner Mutter, fand aber nur noch ihre Gebeine, denn sie war längst gestorben. Da besprengte er sie mit dem Wasser des Lebens. Sie rieb sich die Augen und stand auf, als habe sie lange geschlafen.

Nach einiger Zeit beschloss Tlema'ē, die Welt zu durchreisen. Er sah Möven auf dem Meere schwimmen und rief ihnen zu: „Wohin geht Ihr?“ Sie erwiderten: „Wir gehen in die weite Ferne.“ „So lasst mich mit Euch gehen!“ „Nein, unser Boot ist nicht gut, sein Bug geht zu tief.“ Da rief Tlema'ē die Gänse an und fragte sie, wohin sie gingen. „Wir wollen Wurzeln graben,“ erwiderten die Gänse. „So lasst mich mit Euch gehen.“ „Nein, unser Boot ist zu schwer beladen.“ Dann rief Tlema'ē den Taucher Kormoran, der auf seine Frage antwortete, er gehe in die weite Ferne. „So lass mich mit Dir gehen.“ „Nein, mein Boot geht zu tief,“ erwiderte jener. Auch die Ente, welche ging, Wurzeln zu graben, und die kleine Ente (Charitonetta albeola, Weibchen), welche weit fortzog, konnten ihn nicht mitnehmen. Er fragte dann den grossen Taucher, welcher auch in die weite Ferne reiste. Dieser fragte Tlema'ē, wohin er wolle. Er antwortete: „Ich will Gyī'k·amē besuchen.“ „Was willst Du dort?“ fragte der Vogel. „Ich will mir eine Frau holen.“ „Gut, so gehe mit mir.“ Sie fuhren eine Strecke lang, da sprach der Taucher: „Wir werden nun gleich ins Meer hinabtauchen. Wenn Du fühlst, dass Du ersticken musst, so kneife mich, damit ich Dich Luft schöpfen lasse.“ Tlema'ē that, wie der Vogel ihn geheissen hatte, und als sie viermal getaucht hatten, gelangten sie in Gyī'k·amē's Land. Dort sahen sie einen Teich, und der Vogel hiess Tlema'ē sich in einem hohlen Stamme verbergen. Dann flog er fort.

Bald kam Gyī'k·amē's Sklave und holte den Stamm, in welchem Tlema'ē verborgen war, als Brennholz, und warf ihn neben dem Feuer nieder. Gyī'k·amē hatte vier Töchter, und Tlema'ē hörte nun, wie er die jüngste schalt, weil sie noch keinen Mann hatte. Er sprach zu ihr: „Ich wollte, Tlema'ē käme und holte Dich.“ Da schlich er heimlich in ihre Kammer. Als das Mädchen hereinkam, gab er sich ihr zu erkennen und sie erzählte ihm, dass Gyī'k·amē ihr schon oft erzählt habe, er werde kommen. Am nächsten Morgen ging sie hinunter und erzählte ihrem Vater, Tlema'ē sei gekommen und habe sie geheirathet. Dieser wollte es zuerst nicht glauben, bis Tlema'ē selbst herunter zum Feuer kam. Vier Tage lang blieb er oben, dann liess er Gyī'k·amē durch seine Frau bitten, ihn wieder hinabzusenden. Dieser willfahrte seiner Bitte; er schenkte ihm das Wasser des Lebens und schickte ihn nach der Erde zurück. Wieder fand er seine Mutter todt, und erweckte sie mit dem Wasser des Lebens. Tlema'ē aber liebte seine zweite Frau mehr als die erste, deshalb war Tsonō'k·oas Tochter eifersüchtig und wollte ihre

Kräfte mit der zweiten Frau messen. Sie verwandelte dieselbe zuerst in den Vogel Colaptes caper saturator. Darauf verwandelte jene sie in einen Raben. Und sie maassen nochmals ihre Kräfte. Die Tochter Tsonō'k'oa's verwandelte die Tochter Gyī'k'amē's in einen Specht. Da frass diese die Hauspfosten auf, so dass das Dach einstürzte. Diese verwandelte dann die erstere in eine Dohle, und beide kehrten in ihre Heimath zurück.

4. Wa'walis.

(Eine vollständigere Form der Sage siehe unter den Sagen der Hēiltsuk' und der Bilqula. Hier sind nur die eigenthümlichen Wendungen der Sage wiedergegeben).

Wa'walis glaubte, seine Frau sei ihm untreu. Er wollte sich vergewissern, ob sein Verdacht begründet sei, und sagte deshalb, er werde für längere Zeit auf Jagd gehen. Er kam aber schon nach zwei Tagen wieder und schlich Abends heimlich an sein Haus heran. Er kratzte ein wenig an der Wand, wo sein Bett stand, und hörte nun, wie seine Frau zu ihrem Buhlen sprach: „Horch, das ist eine Maus. Ich wollte, sie nagte an meines Mannes Maske." Da wusste Wa'walis, dass seine Frau ihm untreu war. Gegen Mitternacht kratzte er wieder an der Wand; es rührte sich nichts. Da schlich er hinein und schnitt dem Buhlen den Kopf ab. Er nahm den abgeschnittenen Kopf und entfloh.

Nach einiger Zeit fühlte Wa'walis' kleiner Sohn, welcher mit im Bette schlief, das Blut und fing an zu schreien. Die Mutter der Frau erwachte davon und rief ihr zu: „Dein Sohn weint." Diese fühlte das Blut ihres Buhlen und sagte noch halb schlaftrunken: „O, er hat das Bett nass gemacht." Sie stiess ihren Buhlen an und sprach: „Steh auf und nimm den Jungen aus dem Bette." Er rührte sich aber nicht. Nach kurzer Zeit schrie das Kind nochmals und ihre Mutter rief sie wieder. Da stand sie auf, und sah, dass ihr Buhle geköpft war. Sie wickelte die Leiche in ein Bärenfell und trug sie vor das Haus, in dem seine Eltern wohnten.

Wa'walis kam nach einigen Tagen zurück und er selbst sowohl, wie seine Frau, thaten, als sei nichts geschehen. Er ging zu Hause hinauf und trug ihr auf, einen Korb voll Seehundsfleisch, der im Boote stand, zu holen und zu kochen. Sie gehorchte. Als sie aber das Fleisch herausnahm, fand sie den Kopf ihres Buhlen, und schrie. Da schlug Wa'walis sie mit demselben auf den Kopf und rief: „Deshalb schreist Du, weil Du den Schädel siehst." Da wussten alle, dass er den jungen Mann erschlagen hatte; man wollte ihn fangen, aber er entfloh. Die Dorfbewohner aber fürchteten sich nun vor ihm und zogen einen Graben quer über die Landspitze, auf der sie wohnten. Dann stiessen sie dieselbe vom Lande ab und seitdem liegt der Ort auf einer Insel mitten im Meere. Wa'walis aber steckte den Kopf seines Feindes und den seiner Frau vor seinem Hause auf.

5. Ōmeatlᴇma'ē.

Omeatlᴇma'ē war von seinem Vater ausgeschickt worden, Eier zu sammeln. Als er seinen Korb gefüllt hatte und zurückkehrte, konnte er der Versuchung nicht widerstehen, davon zu essen. Sein Vater bemerkte es und schlug ihn zur Strafe, als er nach Hause zurückkam. Da lief Omeatlᴇma'ē in den Wald. In jedem Flusse, an den er kam, badete er und wusch seinen Mantel. Endlich gelangte er an einen Berg und setzte sich auf dessen Gipfel nieder. Vier Tage sass er daselbst, da hörte er ein sausendes Geräusch und ein Stück Bergkrystall (der von dem Schamanen gebraucht wird) flog gegen seinen Kopf. So erlangte er die Fähigkeit zu fliegen. Er war aber in Wahrheit vier Jahre auf dem Berge ge-

wesen. Er flog in seine Heimath zurück und setzte sich auf die Dorfstrasse. Dort versuchten die Leute ihn mit grossen Körben zu fangen, aber es gelang ihnen nicht. Endlich stellten sie ein Brett auf seinem Hause auf. Er liess sich darauf nieder und verwandelte sich wieder in einen Menschen.

Am folgenden Tage ging er mit einigen Frauen aus, Wurzeln zu sammeln. Er steuerte das Boot und als sie Abends zurückkehrten, machte er dasselbe umschlagen. Er versank im Meere und sank noch tiefer in den Meeresboden hinein. Dort traf er viele Leute, von denen viele keine Köpfe hatten. Sie tanzten den Tsētsā'ēk·a und versprachen ihm einen der Cederbastringe und eine der Bemalungen, die sie gebrauchten. Zuerst sah er den Hámats'a tanzen. Sie fragten ihn: „willst Du diesen haben?“ Er verneinte. Dann sah er den Nūtlematl tanzen. Auch diesen nahm er nicht, sondern bat um den Lolō'tlalatl, den Tanz der Lâlenoq. Die Geister gaben ihm denselben. Er stieg dann wieder zur Oberwelt auf, und als er anlangte, sassen die Leute in seinem Hause und schlugen Takt. Da tanzte er den Lolō'tlalatl.

6. Qa'nalk·.

In Kwakiū'tis (bei Ft. Rupert) lebte Qa'nalk·, welcher von den Nak·o'mgyilisala und K·osk·ī'mō abstammte. Seine Frau hiess Nā'lagilikya, sein Sohn Nā'lak·anuk. Der letztere ging eines Tages zu dem kleinen Flusse, welcher nahe beim Hause vorbeirauschte, und spielte daselbst. Als er dort umhersprang, kamen plötzlich viele Wölfe aus dem Walde hervor, und fingen an mit ihm zu spielen. Dabei aber zerrissen sie sein Hemd und seinen Mantel. Als er nach Hause zurückkam, fragte die Mutter, wer sein Zeug zerrissen habe. Jener antwortete: „Adler kamen und zerrissen mir Hemd und Mantel.“ In tiefer Nacht, als alle schliefen, kamen die Wölfe. Sie drangen ins Haus, nahmen den Knaben, der zwischen seinen Eltern lag, auf ihren Rücken und liefen davon ins Land der Wölfe. Die Eltern wussten am nächsten Morgen nicht, was aus ihrem Sohne geworden war, und hielten ihn für todt. Die Wölfe aber gaben ihm die Tochter des Häuptlings ihres Stammes zur Frau und zwei Jahre lang blieb er bei ihnen. Da begannen auf seinem Rücken Haare zu wachsen, gerade dort, wo seine Frau ihn immer umschlungen hielt.

Er begann sich nach seinen Eltern zurückzusehnen. Seine Frau merkte seine Gedanken und bat ihren Vater, den Wolfshäuptling, den jungen Mann in seine Heimath zurückkehren zu lassen. Sie selbst aber wollte unter den Wölfen bleiben. Der Häuptling willigte ein und sandte seinen Sklaven Nᴇ'mtsaqtsis, der nur aus einer Körperhälfte bestand, aus, alle Wölfe zusammen zu rufen. Dieser war so rasch, dass er seinen Auftrag ausgeführt hatte, ehe ein Stein, welchen der Häuptling schleuderte, zu Boden fallen konnte. Als alle Wölfe versammelt waren, trug er ihnen auf, den jungen Mann, dem er den Namen Nūn gab, nach Hause zu tragen. Sie gehorchten. Der junge Mann stand auf dem Rücken des grössten der Wölfe und während sie in eiligem Laufe ihn fortbrachten, sangen sie: „Wir laufen und springen und tragen unseren Bruder, den jungen Mann. Und Nūn ist der Name, den wir ihm gaben.“

Nachdem er zu seinem Vater zurückgekehrt war, beschloss dieser, nach Qō'yalis zu wandern. Unterwegs begegneten ihnen viele Feinde, und der Vater wusste nicht, was er thun sollte, um jenen zu entgehen. Nūn aber rieb nur seine Augen und bewegte seine Hände in der Richtung, wo jene waren, da schliefen sie ein, und sie tödteten alle. Die Töchter ihrer Feinde aber luden sie in ihr Boot und nahmen sie mit nach Qō'yalis. Nūn's Sohn hiess K·ak·ā'qoatᴇla. Als er diesem seinen Namen gab, lud er alle Nachbarn zu einem grossen Feste ein und schenkte ihnen alle seine Sklaven. Dann kehrte er in seine Heimath zurück.

7. Kwu'lekum (= der Taube).

Kwu'lekum war ein Häuptling in K·ā'lōkuis. Er war geizig und wenn man ihn aufforderte, Decken zu verschenken, that er, als höre er nicht, oder sagte: „Nein, erst müsst Ihr ein Schenkfest geben, dann werde ich es auch thun.“ Die übrigen Häuptlinge gaben nun der Reihe nach Feste, als aber an Kwu'lekum die Reihe kam, weigerte er sich; er gab kein Fest und verschenkte keine Decke. Darüber wurden alle zornig und der Häuptling K·ē'ʜustâla (der Hirsch) nahm eine Kupferplatte, zerschlug sie auf Kwu'lekum's Kopfe und tödtete ihn so. Bei einem Tanze wird eine Maske gebraucht, die diesen Häuptling darstellt. Die Maske heisst Kwu'lekumqumtl.

8. Baqbakuā'latlē (= der zuerst Menschen auf dem Wasser frass).

Es war einmal eine Frau, die heirathete den Wassergeist Baqbakuā'latlē, mit dem sie in einem See wohnte. Sie hatten einen Sohn, welcher den Namen seines Vaters erhielt. Als er heranwuchs, erschlug er alle Leute, die ihm begegneten, riss ihnen die Augen aus und briet dieselben in Asche. Wenn sie dann platzten, freute er sich und rief: „Ha! ha! wie die Augen platzen!“ Dann warf er sie in seinen Korb. Und er schnitt den Gemordeten die Finger, Zehen und Ohren ab, die er je in einem Korbe sammelte. So tödtete er alle Leute mit Ausnahme seines Onkels und dessen Sohns. Aber auch nach dem Blute verlangte ihn. Eines Abends ergriff er seinen Speer und schleuderte ihn gegen seinen Onkel, der in einer dunkeln Ecke des Hauses stand. Er fehlte, und da nahm der Onkel seine Lanze und stiess sie Baqbakuā'latlē in die linke Brust. Er entfloh schwer verletzt. Der Onkel sprach zu seiner Frau: „Bleibe Du hier, ich will meinen Neffen verfolgen und ihn vollends tödten.“ Er ging der Blutspur nach und gelangte endlich an einen See. Dort fand er den Jüngling sterbend. Der Taucher stand bei ihm und versuchte ihn zu heilen. Der Onkel trat an ihn heran und sprach: „Siehe, Du wolltest mich tödten, aber nun musst Du selbst sterben.“ Als er schon mit der Lanze ausholte, ihm den Todesstreich zu versetzen, bat der Jüngling um einen kurzen Aufschub. Er sprach: „Tödte mich noch nicht, ich will Dir erst alle meine Schätze geben.“ Er sagte ihm, wo er sie verborgen halte, und dann tödtete ihn sein Onkel und verbrannte die Leiche. Als er auf die Asche blies, wurde dieselbe in Moskitos verwandelt. Aus der feinsten Asche entstanden die kleinsten Fliegen („Sunflies“ und schwarze Fliegen).

9. Baqbakuālanuqsī'uaē (= der zuerst an der Flussmündung Menschen frass).

Einst ging Nā'noak·aua (= der Erzweise) in's Gebirge, Bergziegen zu jagen. Plötzlich kam er an ein Haus, welches er früher noch nie gesehen hatte. Eine Frau, Namens K·ōminâ'k·a, stand vor der Thüre und rief ihn zu hereinzukommen. Sie war die Tochter des Berggeistes K·ō'mō'k·oē und ihr Mann war der Menschenfresser Baqbakuālanuqsī'uaē. Er fürchtete sich näher zu treten, aber als sie sagte: „Komm her, ich will Dich lausen“, trat er heran und liess sie seinen Kopf in die Hände nehmen. Da drückte sie ihn aber zu Boden und rief: „Baqbakuālanuqsī'uaē komm und friss ihn!“ Er bemühte sich vergeblich aufzustehen. Als er aber den Menschenfresser laut brüllend heranstürmen hörte, riss er sich los, musste aber alle Haare in den Händen der Frau lassen. Er lief dann, so rasch seine Füsse ihn tragen wollten. Baqbakuālanuqsī'uaē verfolgte ihn bald über, bald unter der Erde. Da schuf Nā'noak·aua einen grossen Wald hinter sich, so dass jener ihm nur langsam folgen konnte, und gelangte glücklich nach Hause. Kaum hatte er die Thür hinter sich geschlossen, da kam Baqbakuālanuqsī'uaē an. Nā'noak·aua

rief ihm zu: „Gehe und hole Deine Frau! Ich habe vier Kinder, die will ich Euch zu fressen geben.“ Jener ging, seine Frau zu holen, und mittlerweile grub Nā'noak·aua ein tiefes Loch, machte ein Feuer darin und warf Steine darauf. Dann tödtete er einen Sklaven und zerschnitt ihn. Seine Kinder liess er sich vor dem Hause verstecken und bedeckte die Grube mit Brettern, die man von aussen fortziehen konnte. Als BaqbakuālanuQsī'uaē und K·ōminâ'k·a kamen, liess Nā'noak·aua sie auf den Brettern Platz nehmen und setzte ihnen den zerschnittenen Sklaven vor. Ehe das Mahl begann, tanzte BaqbakuālanuQsī'uaē, und seine Frau schlug Takt dazu. Er tanzte in hockender Stellung, seine Hände zitterten und er streckte die Arme abwechselnd nach rechts und links aus. Er ward nun begierig, den Sklaven zu fressen. Da, auf ein gegebenes Zeichen, zogen die Kinder die Bretter fort und Mann und Frau fielen ins Feuer und verbrannten. Das Feuer in der Grube flammte hoch auf und ihr Fett spratzelte. Nā'noak·aua blies auf die Asche, dieselbe wurde in Moskitos verwandelt.

10. MātE'm.

Ein junger Mann pflegte seine Zeit bei seiner Geliebten zu vertändeln und trotz des Drängens seiner Mutter verstand er sich nicht dazu, zu heirathen. Deshalb zürnte ihm seine Mutter. Eines Abends kam er von seiner Geliebten nach Hause und bat seine Mutter, ihm zu essen zu geben. Sie aber sprach: „Gehe doch hin, wo Du her gekommen bist, und lass Dir dort Essen geben. Von mir erhältst Du nichts.“ Da wurde der junge Mann traurig. Er legte sich in's Bett und blieb vier Tage liegen, ohne zu essen oder zu trinken. Seine Mutter wurde ängstlich und bat ihn, aufzustehen, er aber hörte nicht auf sie. Da rief sie die Geliebte ihres Sohnes und bat sie, ihren Einfluss auf den jungen Mann geltend zu machen, dass er aufstehe. Aber er hörte nicht auf die Bitten seiner Geliebten. Endlich am vierten Tage erhob er sich und ging in den Wald, ohne zu wissen, wohin er wanderte. Er hatte seinen Verstand verloren. Endlich kam er an einen See. Er warf seine Kleider ab, schwamm in dem See und tauchte. Lange blieb er drunten. Als er wieder zur Oberfläche kam, tauchte ein Wappenpfahl mit ihm auf. Da sprach er: „Dich will ich nicht.“ Und er dachte: „Ich will nun weiter wandern.“ Er that also und nach einiger Zeit kam er wieder an einen See. Er schwamm und tauchte abermals. Aus diesem See brachte er eine Seehunds-Harpune herauf, doch auch diese nahm er nicht. Er wusste, dass der MātE'm, ein schöner Vogel, im Walde wohnte und diesen wollte er finden. Er kam zu einem dritten Teiche und als er auch darin gebadet und getaucht hatte, wusste er, dass er das Haus des Vogels finden würde. Als er seinen Mantel wieder angelegt hatte, erblickte er den Vogel, der nun immer vor ihm her flog. Der Mann warf seinen Mantel ab, um ihm rascher folgen zu können, und endlich fragte ihn der Vogel: „Was willst Du von mir?“ Der junge Mann antwortete: „Ich habe Dich gesucht. Meine Mutter hat mich misshandelt, deshalb suche ich Deine Hülfe.“ Da versetzte der Vogel: „Siehst Du jenen Berg? Dort steht mein Haus. Lass uns hinaufsteigen.“ Er flog weiter voraus und der junge Mann folgte ihm. Auf dem Berge gab der Vogel MātE'm ihm den Bergkrystall und viele schöne Sachen. Den Stein steckte er dem jungen Mann in die Gelenke und so erlangte derselbe die Fähigkeit zu fliegen. Er sandte ihn weiter zum Berge Ts'E'lkyimpaē, wo er sich Vogelfedern holen sollte. Es regnete, schneite und hagelte, als der Jüngling dorthin gelangte, aber unbekümmert ging er weiter. Die Leute, welche dort wohnten, unterhielten ein grosses Feuer, um jeden Fremden zu erblicken und ihn gleich zu fangen. Es gelang ihm aber mit Hülfe des Steines ungesehen vorüber

zu fliegen und die Federn zu bekommen. Nun hatte er die Fähigkeit erlangt, sich in einen Vogel zu verwandeln. Er flog dann nach seinem Heimathdorfe zurück. Als sein kleiner Bruder den schönen Vogel sah, legte er eine Schlinge aus, um denselben zu fangen. Der Vogel warf sie sich selbst über, denn er wollte sich fangen lassen. Er nahm wieder menschliche Gestalt an. Nun war er ein mächtiger Schamane geworden. Sein Vater liess sein Haus fegen und Abends tanzte der junge Mann. Da kam der Vogel MātE'm herbeigeflogen und warf einen Wappenpfahl hinab, der vor dem Hause stecken blieb.

11. WalasnEmō'k·ois (= der grosse Einzige).

WalasnEmō'k·ois kam von der Sonne zur Erde herab und baute sich ein Haus in Tsā'qis (Fort Rupert). Sein Sohn war Ōm'aqtā'latlē. Dieser sah viele Seehunde und Seeottern auf K·'ā'msiqtlē (Shell Island). Er nahm einen Stamm Treibholz, den er als Boot benutzte, fuhr hinüber und fing dieselben. Dann gab er ein grosses Fest und schenkte jedermann Otternfelle und Seehundsthran. Dann fuhr er nach GyōkH und ging den dort mündenden Fluss hinauf. Daselbst traf er den Waldgeist Mā'kakyū, welcher ihm ein Boot schenkte. Alsdann fuhr Ōm'aqtā'latlē gen Osten und traf im Lande der Mamalēlēk·a'la mit K·a'watilek·ala zusammen. Dieser lud ihn ein, mit in seine Heimath, in's Land der TsāwatEē'noq, zu gehen. Om'aqtā'latlē folgte ihm und bekam dort K·a'watilek·ala's Tochter, Häaqk·olā'tlemak·a, zur Frau. Sein Schwiegervater gab ihm ein grosses Haus, dessen Dachbalken doppelköpfige Schlangen (Sī'siutl) waren. Er zog nun mit seiner Frau nach Gy'ā'k·a (nahe Fort Rupert) und baute daselbst ein Haus. Die beiden Pfosten vorn in seinem Hause sind zwei Männer: Yē'k·'ent'Ek·a (etwas, das drinnen spricht) und Wawēqēmitl (der Redner). Die hinteren Pfosten sind ebenfalls Männer: Lēqē'laqsta (der Prahler) und Hasak·awā'sui (versucht, lauter zu sein, als alle übrigen). Die beiden vorderen Pfosten tragen unmittelbar die Längsbalken, welche Sī'siutl darstellen, während die hinteren Pfosten mit einem Querbalken bedeckt sind, der einen Sī'siutl (oder Wolf?) darstellt. Die Thür des Hauses hängt oben in Angeln, und wer nicht schnell herausläuft, wird von ihr erschlagen. Seine Tanzmaske ist ein Wolf, welcher auf dem Kopfe getragen wird, und O'likyen heisst. Der Tanz, welchen K·a'watilek·ala ihm gab, heisst Walas'aqā' (etwas Grosses, von oben Gegebenes). Als er das Haus vollendet hatte, gab er ein grosses Fest und alle Pfosten und Balken wurden lebendig. Die Sī'siutl fingen an, ihre Zunge zu bewegen, und die Männer, welche hinten im Hause stehen, sagten ihnen, wann ein böser Mann hereinkam. Dieser wurde sogleich von den Sī'siutl getödtet.

12. SE'ntlaē.

SE'ntlaē, die Sonne, stieg in Gestalt eines Vogels zur Erde herab, verwandelte sich in einen Menschen und baute ein Haus in Yik·'āmen. Von dort wanderte er nach K·o'moks, besuchte dann die Tlau'itsis, die NE'mkic, die Nā'k·oartok·, und kam endlich nach Tliksī'uaē[1]) im Lande der Kwā'kiūtl, wo er sich in K·'ai'oq niederliess. In jedem Stamme nahm er eine Frau, und sein Geschlecht führt den Namen Sī'sintlē. In Tliksī'uaē beschloss er zu bleiben und nahm eine Frau aus dem Stamme der Kwā'kiūtl. Von ihr hatte er einen Sohn, Namens Tsqtsqâ'lis. Auf jeder Seite seines Hauses ist eine grosse Sonne gemalt. Die Hauspfosten sind Männer, welche Sonnen tragen. Ihr Name ist Lōlō'qt'otpes, und sie waren

1) Tliksī'uaē = Kleewurzeln an einer Flussmündung.

Sklaven Sᴇ'ntlaē's. Die Querbalken über den Pfosten stellen ebenfalls Männer dar, die Längsbalken Seelöwen. Die Stufen zum Hause sind drei Männer, Namens Tlē'nonis. Im Wintertanze gebrauchen die Sī'sintlē die Sonnenmaske, Tlē'selak·umtl, beim Tanze Yā'wiqa die Maske des Hundes, Kuloqsâ', der mit Sᴇ'ntlaē vom Himmel herabgekommen sein soll (der Name soll bedeuten, die roth durch die Wolken scheinende Sonne). Der Wappenpfahl der Sī'sintlē stellt eine Reihe übereinander stehender Kupfer dar. Darüber ist ein Mann, Namens Lā'qt'otpes (Sing. von Lōlō'qt'otpes; der Name soll bedeuten: der nur Fremden etwas Schenkende), welcher den Arm zur Rede erhoben hält; zu oberst ist die Sonnenmaske, von einem Strahlenkranz umgeben.

13. Haialikyā'wē.

Haialikyā'wē stand auf einem Hügel in Tliksī'uaē, wo sein Haus stand. Er war ein mächtiger Schamane und wusste alles, was in Zukunft geschehen würde. Er sprach zu seinen Leuten: „Lasst uns unser Haus bedecken, denn es wird eine grosse Fluth kommen und alles überschwemmen." Die Männer folgten seinem Rath und bedeckten das Haus. Kaum waren sie damit fertig geworden, da fing das Meer an zu steigen und bedeckte alle Lande. Sie aber sassen unversehrt in ihrem Hause. Sie machten ein Feuer und der Rauch stieg durch das Wasser in die Höhe. Ein Jahr lang bedeckte die Fluth die Erde. Da sandte Haialikyā'wē seinen Talisman zu Kuēkuaqā'oē (s. Sagen der Awiky'ē'noq), welcher die Fluth verursacht hatte, und bat ihn, das Wasser wieder fallen zu lassen. Zum Lohne versprach er ihm seine Tochter zur Frau. Kuēkuaqā'oē liess das Wasser wieder fallen und reiste in seinem Sī'siutl-Boote zu Haialikyā'wē. Als er nun ankam und das Mädchen zur Frau haben wollte, gab Haialikyā'wē ihm einen Schädel, der solle seine Frau sein. Kuēkuaqā'oē aber bestand darauf, das Mädchen zu haben, und verlangte ausserdem den Kopfring aus rothgefärbtem Cederbaste, den Haialikyā'wē im Tanze trug. Haialikyā'wē musste ihm endlich seine Tochter geben, und er schenkte ihm eine Hälfte seines Kopfringes. Als Kuēkuaqā'oē auch noch sein Boot verlangte, willigte jener ein, es ihm zu geben, wenn er das Sī'siutl-Boot als Ersatz haben solle. So tauschten sie ihre Boote aus. Kuēkuaqā'oē sprach: „Nimm Dich in Acht und gebrauche mein Boot richtig, sonst wird es Dich verwandeln." Damit reiste er ab. Das Sī'siutl-Boot bestand aus Kupfer. Es ging von selbst, ohne gerudert zu werden, durch's Wasser und über Land und liess sich zusammenfalten. Haialikyā'wē dachte: „Ich werde es zerschneiden und Kupferplatten daraus machen. Erst aber will ich versuchen, wie es geht." Er sprang hinein und rief: „Ich will zum Berge Ts'ī'lkyimpaē (= Federn oben auf) fahren." Derselbe liegt im fernen Norden, und Federn und Quarz, die die Schamanen brauchen, finden sich dort. Vier Tage lang fuhr das Boot gen Norden. Dann erreichte es den Berg Ts'ī'lkyimpaē. Haialikyā'wē sammelte Federn und Steine und kehrte nach Hause zurück.

Unterwegs sah er viele Seehunde. Da sprach er zu dem Boote: „Wie kann ich die Seehunde tödten?" Es antwortete: „Nimm Federn und wirf sie gegen sie!" Haialikyā'wē glaubte, er könne sie so nicht tödten, folgte aber schliesslich dem Rathe des Bootes. Die Federn flogen gerade auf die Seehunde los und tödteten sie, genug um das Boot zu füllen. Er belud dasselbe und rief ihm dann zu: „Gehe voran!" Das Boot rührte sich aber nicht von der Stelle. Da sah Haialikyā'wē zu ihm hinab und fragte: „Warum gehst Du nicht voran, wenn ich es Dir sage?" Es antwortete: „Für wen hast Du die Seehunde getödtet?" Er versetzte: „Für mich. Ich will sie nach Hause nehmen." „Nicht doch! Du musst sie mir

;eben. Mein Vater tödtete immer Seehunde für mich und fütterte mich." „Wie oll ich Dich denn füttern?" „Wirf sie nur über Bord!" Haialikyā'wē gehorchte und las Boot frass alle Seehunde auf. Dann fuhren sie nach Ts'āwa'tē (Olachen-Ort). Er wurde dort nicht freundlich aufgenommen und fragte deshalb sein Boot: „Kannst Du noch einmal eine Fluth machen?" Es versetzte: „Ja, denn ich bin die Kraft Kuēknaqā'oē's, meines Vaters." Und es entstand eine neue Fluth, in der alle Menschen umkamen, ausser einem, der auf den Berg Nō'lē kletterte.

Haialikyā'wē reiste weiter und kam nach Gyīō'kH (= Haus, Winterdorf, 4 *km* östlich von Fort Rupert). Dort fand er einen Mann am Strande, der fragte nach seinem Namen. Als er denselben erfahren hatte, sagte er: „Haialikyā'wē ist ein Schamanenname." „Ja, ich bin ein Schamane," versetzte Haialikyā'wē. „Dann zeige Deine Kunst," versetzte jener, „und verwandle diesen Stein in einen Lachs." Haialikyā'wē warf den Stein in's Wasser und sofort ward derselbe ein Lachs. Er fragte den Fremden dann: „Wer bist Du? Bist Du ein Schamane?" „Ja," versetzte jener, „ich heisse Haialikyumgyilis" und um seine Kraft zu zeigen, verwandelte er Haialikyā'wē in einen Taucher. Viermal verwandelten beide einander gegenseitig in Vögel. Dann sprach Haialikyumgyilis zu Haialikyā'wē: „Mein Lieber, ich sehe, Du bist ein Schamane. Komm in mein Haus, ich will Dich bewirthen." Sie gingen hinein. Er nahm etwas Fisch aus der Kiste und briet ihn am Feuer. Er war sehr fett und sah schön aus. Haialikyā'wē fing nun an zu singen und sang über alles, was geschehen würde. Haialikyumgyilis legte den gerösteten Fisch in eine Schüssel und setzte ihn seinem Gaste vor. Sobald dieser ihn berührte, wurden alle seine Glieder verrenkt und er starb. Da ging sein Boot zu Kuē-kuaqā'oē zurück. Haialikyā'wē hatte all' dieses vorher gewusst.

14. Der Hirsch und der Bär.

Einst heirathete BEtya', der Hirsch, Nē'nEnk'as, die Bärin. Sie hatten einen Sohn, Namens D'ā'pis, und mehrere Töchter. Einst gingen BEtya' und sein Sohn D'ā'pis aus, Seehunde zu fangen. Sie brachten die Beute nach Hause und kochten das Seehundsblut in einem grossen Holzkessel. Dann gab BEtya' seinen Töchtern das gekochte Blut zu essen und alle starben daran. Als Nē'nEnk'as nach Hause kam und ihre Kinder todt fand, ward sie zornig; sie verfolgte BEtya' und D'ā'pis, die entflohen, und zerschlug vor Wuth, was ihr im Wege stand. Endlich entflohen jene aus dem Hause und die Bärin warf nun alle Häuser des Dorfes um. BEtya' und D'ā'pis flohen in den Wald und fragten alle Bäume: „Reichen Eure Wurzeln tief in den Boden hinab?" Alle antworteten: „Gehe nach Norden, dort wirst Du die Eibe finden. Ihre Wurzel dringt tief in den Boden ein." Da liefen die beiden weiter gen Norden. Sie gelangten endlich nach Ts'ōtlnaqsī'uaē, wo sie die Eibe fanden, und kletterten hinauf. Ne'nEnk'as verfolgte die Flüchtlinge und fragte alle Bäume, wohin sie gegangen seien. Diese aber antworteten nicht auf ihre Frage und verspotteten die Bärin. Darüber ward sie zornig und warf sie um. Endlich kam sie zur Eibe, und als auch diese sie verspottete, wollte sie sie umwerfen. Es gelang ihr aber nicht, denn der Baum wurzelte zu tief im Grunde. Da fing sie an zu graben, um sie so umzuwerfen, und als sie tiefer grub, füllte sich das Loch mit Wasser. Da erblickte sie das Spiegelbild von BEtya' und D'ā'pis und sprang in's Wasser, um sie zu tödten. Da rief BEtya' den kalten Wind Yu'yalanuk herbei; sogleich gefror das Wasser und die Bärin war gefangen. Da stiegen BEtya' und D'ā'pis vom Baume herab, häuften Holz auf die Bärin, zündeten es an und so kam sie um's Leben.

Eine Sage der Tlauitsis.

Nōmas (= der Alte), Ōmeatl's Bruder, lud diesen und alle Nachbarstämme zu einem grossen Feste ein (s. Sagen der Tlatlasik·oala). Er gab ihnen Beeren aus einem grossen geschnitzten Löffel zu essen und tanzte dazu mit angedrückten Ellenbogen und erhobenen Fingern. Da das Feuer nicht hell brannte, hiess er Ōmeatl Oel hineingiessen, und nun flammte das Feuer so hoch auf, dass es das Dach ergriff. Nōmas liess seine Gäste hinaufklettern und das Feuer löschen. Dann liess er seinen Bruder zwei Sklaven in's Feuer werfen. Als diese verbrannt waren, warf er zwei grosse Boote, zwei Kupfer, zehn Marderfelle, zehn Otterfelle und hundert Bergziegenfelle in's Feuer. So ward er ein grosser Häuptling. Dann liess er Ōmeatl einen Schlauch Fischöl in's Feuer giessen. Da bedeckte dieses den ganzen Boden des Hauses. Es schwoll mächtig an, so dass die Menschen darin schwimmen mussten. Das Feuer ergriff das Dach und viele Leute kamen um. Nachdem das Haus verbrannt war, setzte Nōmas sich nieder und verhüllte seine Augen, um nachzudenken. Da sprach Ōmeatl zu ihm: „Baue Dir ein neues Haus und schnitze Dir neue Pfosten aus Cedernholz. Lass vier Bären die Dachbalken tragen.“ Nōmas that, wie Ōmeatl ihm gerathen hatte. Seine Söhne hiessen TeimH, I'mk·oas, Ē'wak·itq, K·'ē'k·yena und K·'ōmena'kula. (Der letzte Satz erscheint zweifelhaft.)

Zwei Sagen der Ma'malelek·ala.

Wawikyustâ'lagyilitsuk (der kaum aufstehen könnende).

Wawikyustâ'lagyilitsuk, der Sohn des Häuptlings K·'ōmgyila'gyilis und seiner Frau Tlatlak·oasilaō'k·oa, lebte in Qē'kuikyen (Thompson Sound). Einst ging er aus, Bergziegen zu jagen. Hoch droben im Gebirge sah er eine junge Bergziege und begann sie zu verfolgen. Nachdem er lange ihrer Spur gefolgt war, ohne sie einzuholen, hörte er plötzlich singen und fand sich am Hause der Bergziegen. Diese sangen im Chor und die junge Ziege, welche ihm entflohen war, hatte ihren Kopf mit Federn geschmückt und tanzte. Plötzlich sprang der Mann hervor und rief: „Ich bin Wawikyustâ'lagyilitsuk,“ und nahm ihr die Federn fort. So erhielt er übernatürliche Kräfte. Die Ziegen lehrten ihn nun ihren Tanz, der sich in fünftheiligem Takte bewegte. Dreimal versuchte er den Tanz vergeblich, aber beim vierten Male tanzte er richtig. Die Bergziegen erzählten ihm nun, dass sie eigentlich Menschen seien, und dass sie die Felle als Kleider trügen. Sie gaben ihm ein Fell und sprachen: „Wenn Du dieses Fell am Fusse des Berges K·ak·ō'lema (= Quarzit) halb umwendest, wirst Du so viele Ziegen erhalten, wie Du haben willst.“ Dreimal ging er später zum Berge, drehte das Fell halb um, und erhielt dann viele Ziegen. Er war aber nicht damit zufrieden, und beim vierten Male wendete er das Fell ganz um. Da fiel der Berg nieder und erschlug ihn.

K·ō'stitses.

K·ō'stitses lebte ebenfalls in Qē'kuikyen. Einst ging er zu einem See, in welchem viele Biber waren. Dort hörte er Lärmen und Singen; er versteckte sich und sah nun, dass die Biber ein Haus bauten. Plötzlich sprang er aus seinem Verstecke hervor, gerade auf den Häuptling der Biber zu und nahm demselben sein Fell fort. So erlangte er übernatürliche Kräfte. Er baute ein Haus, das war 30 Klafter lang. Die Pfosten stellten Tsōnō'k·oa dar. Vorn war keine Thür, sondern dieselben waren an beiden Seiten angebracht. Die Längsbalken stellten graue Bären dar. Dann lud er alle Nachbarstämme ein: die Nā'k·oartok·, Quaquā'mic, TsāwatEē'noq, Tlatlasik·oa'la und NE'mkic, und verschenkte Biberfelle an alle.

XVIII. Sagen der Tlatlasik·oala.

1. Die Raben- und Minksage.

1. In Ts'ē'k·ōt lebte ein mächtiger Häuptling. Seine Frau war ihm untreu und trug ein Kind von ihrem Buhlen. Als der Häuptling dieses entdeckte, ward er sehr zornig und sprach: „Warum betrügst Du mich so und entehrst mich? Weisst Du nicht, dass ich ein gewaltiger Häuptling bin? Ich werde meine Ehre zu retten wissen.“ Da fürchtete sich die Frau, und wagte nicht mehr, mit ihrem Buhlen, wie früher, zusammenzukommen. Aber sie erdachte sich eine List und sagte ihm: „Ich werde mich stellen, als sei ich todt, dann wird man mich in ein Todtenhäuschen beisetzen, und dort kannst Du wieder zu mir kommen.“ Und sie stellte sich todt. Da brachte sie ihr Mann in ein Todtenhäuschen, das auf dem Begräbnissplatz der Häuptlinge errichtet wurde. Als es dunkel wurde, kam der Buhle dorhin, und die Frau öffnete ihm das Haus. Erst Mittags verliess sie der Mann und die Leute sahen ihn, als er aus dem Todtenhäuschen herauskam. Da gingen sie zum Häuptlinge und theilten ihm mit, was sie gesehen hatten. Dieser glaubte ihnen zuerst nicht, schickte aber einen Sklaven zu dem Todtenhäuschen, um nach der Leiche zu sehen. Als dieser zurückkam, berichtete er, dass das Haus erbrochen und die Frau lebendig sei. Da ward der Häuptling sehr zornig und beschloss seine Frau zu tödten. Er ging hin und erstach sie mit seinem Messer. Dann nahm er ihr das Kind, das sie von ihrem Buhlen trug, und legte es neben seine Mutter in's Grab, damit es umkommen sollte.

Das Kind aber starb nicht, sondern wuchs wunderbar schnell heran. Einst spielten viele Kinder aus dem Dorfe nahe dem Begräbnissplatze mit Bogen und Pfeilen. Plötzlich kam das Kind jener Frau aus dem Todtenhäuschen heraus und nahm einem der Kleinen seinen Bogen und Pfeil fort. Dann kehrte es dorthin zurück, woher es gekommen war. Die Kinder aber fürchteten sich, liefen zum Häuptling und erzählten ihm, was sie gesehen hatten. Dieser sandte wieder einen Sklaven, um nachzusehen, ob die Kinder Wahres berichtet hatten. Als dieser die Nachricht bestätigte, befahl er, den Knaben zu bringen, und er nahm ihn als seinen Sohn an.

Der Knabe schloss Freundschaft mit einem der Dorfkinder und sie waren Tag und Nacht beisammen. Eines Tages sprach des Häuptlings Sohn zu seinem Spielkameraden: „Willst Du mit mir zu K·ants'ō'ump gehen?“ Da jener einwilligte, verabredeten sie früh Morgens in den Wald zu gehen. Dort schoss des Häuptlings Sohn zuerst einen (Vogel) Tlā'tsem, und dann einen Specht. Er zog beiden den Balg ab und gab den einen seinem Freunde, während er den anderen für sich behielt. Sie legten sie an und flogen in die Höhe.

Endlich kamen sie in Aikyatsaiensnā'laq, dem Himmel, an. Dort fanden sie einen kleinen Teich, der nahe an K·ants'ō'ump's Hause lag und setzten sich an dessen Ufer nieder. Bald kam K·ants'ō'ump's Tochter aus dem Hause, um Wasser zu holen. Als diese die Vögel sah, warf sie Steine nach ihnen, um sie zu verjagen; sie waren aber zutraulich und blieben ruhig sitzen. Da fing das Mädchen die Vögel, verbarg sie unter ihrem Mantel und nahm sie heimlich mit in's Haus. Sie brachte ihrem Vater das Wasser, behielt aber die Vögel für sich und nahm sie mit in ihr Zimmer. Kaum waren sie drinnen, so warfen die beiden den Vogelbalg ab, und sie sah nun, dass sie junge Männer waren. Der Häuptlingssohn aber nahm sie zur Frau.

K·ants'ō'ump hörte sie drinnen im Zimmer sprechen, und fragte seine Tochter, wer bei ihr sei. Sie antwortete: „Hier ist ein junger Mann, der mich zur Frau

haben will;" K·ants'ō'ump hiess sie nun mit ihrem Manne herunter zum Feuer kommen. Sie aber warnte ihn: „Nimm Dich in Acht. Der Boden unseres Hauses ist voller scharfer Nadeln, wenn dieselben Deine Füsse verletzen, musst Du gleich sterben. Ich habe schon viele Männer gehabt, und alle sind auf solche Weise um's Leben gekommen." Der junge Mann verlangte, dass seine Frau vor ihm hinuntersteigen solle; da sie sich aber weigerte, fasste er sich endlich ein Herz, sprang hinab und rutschte so auf das Feuer zu, dass er die scharfen Nadeln mit seinen Füssen niederdrückte. Dann kamen auch die junge Frau und sein Freund herunter und die Frau umarmte ihren Mann voll Freude, dass er glücklich entkommen war. Und die Frau gebar einen Knaben. Dieser aber entglitt ihren Händen und fiel geradeswegs in's Meer hinab.

Um diese Zeit schickte der alte Häuptling, der Vater des jungen Mannes, gerade einen Sklaven aus, um Treibholz zu holen. Dieser sah die Händchen des Kindes im Meere, nahm es in's Boot, und wickelte es in seine Decke. So brachte er es nach Haus und gab es dem Häuptling, der natürlich nicht wusste, dass das Kind sein Enkel war. Er liess seine Schwester kommen und bat sie, das Kleine zu säugen. Es nahm aber die Milch nicht und war schon nach einem Tage gross. Der Häuptling wollte ihm zu essen geben, aber alle Nahrung, die ihm geboten wurde, wies es zurück. Der Alte wurde unruhig darüber und liess alle Leute zusammenberufen, um zu versuchen, ob sie das Kind nicht zum Essen bewegen könnten. Unter anderen kam auch ein alter Mann und rieth dem Häuptling, Seefische fangen zu lassen. Sogleich sandte jener einen Sklaven aus, der bald mit einigen Fischen nach Hause kam. Diesen schnitt der alte Mann die Magen aus und gab sie dem Jungen. Mit Begierde ass dieser sie und schrie gleich nach mehr. Der Häuptling gab ihm eine Kiste Beeren, die ass er auf und schrie nach mehr, und es dauerte nicht lange, da hatte er das ganze Haus leer gefressen. Er rief nun: „Kennt Ihr mich nicht? Ich bin Ō'meatl[1]), der Rabe!" Und er ging hinaus und frass das ganze Dorf leer. Da fürchteten sich alle Leute. Sie zogen fort und liessen ihn allein zurück. Als Ō'meatl nichts mehr zu essen fand, ging er in den Wald, um Leute zu suchen.

2. Einst begegnete er einer Frau, die auf einem Baume sass und Früchte pflückte. Diese fragte er: „Was hast Du in Deinem Hause zu essen?" Sie antwortete: „sie habe alles Mögliche". Da rief er sie herunter und sagte: „er wolle sie zu seiner Mutter haben." Die Frau aber war das Eichhörnchen. Als sie zum Hause kamen, frass der Rabe alles auf und verliess sie. Ebenso machte er es mit dem Adler.

3. Nach einiger Zeit traf der Rabe den Mink Tlē'selagyila. Beide schlossen Freundschaft und beschlossen mit einander durch die Welt zu wandern. Einst begegneten sie einem Wale. Der Rabe rief ihn an: „He, wir wollen über das Wasser fahren, willst Du uns nicht hinüber nehmen?" Der Wal war bereit, öffnete sein Maul und beide krochen hinein. Nach kurzer Zeit kniff der Rabe Tlē'selagyila und dieser schrie. Da fragte der Wal: „Warum schreit der Kleine?" „O", erwiderte Ō'meatl, „er ist hungrig." „Ich habe viel Fleisch," sagte der Wal, „schneide ihm ein wenig ab." Ō'meatl schnitt ein Stück ab und beide assen es auf. Nach kurzer Zeit kniff er Tlē'selagyila wieder, so dass er schrie. Als der Wal fragte, was es nun gebe, und Ō'meatl wieder sagte, der Kleine sei hungrig, erlaubte er ihnen mehr abzuschneiden. Er sagte: „Nehmt nur, so viel Ihr wollt, nur schneidet meine Kehle nicht durch, denn sonst muss ich sterben." Kaum hatte

---

1) Von Ōma, Häuptlingsfrau (??).

er das gesagt, so schnitt Ō'meatl seine Kehle durch; der Wal machte noch ein Paar krampfhafte Bewegungen, dann verendete er und der Leichnam trieb ans Ufer. Ō'meatl und Tlē'selagyila waren nun in grosser Noth, denn sie wussten nicht, wie sie wieder herauskommen sollten. Bald aber fand ein Mann den Wal, rief seine Freunde, und alle machten sich daran, ihn aufzuschneiden. Als sie sahen, dass überall Fleisch abgeschnitten war, wunderten sie sich sehr; als sie endlich den Magen öffneten, flog der Rabe und sprang der Mink hervor. Da wussten sie, dass jene von dem Walfische gefressen hatten. Sie brachten das Fleisch und den Speck ans Land und kochten es.

4. Ō'meatl aber wollte den Speck für sich haben und ersann eine List, denselben zu erlangen. Er verwandelte sich in eine alte einäugige Frau; diese verrichtete ihre Nothdurft und sprach dann zu ihren Excrementen: „Ich gehe jetzt in das Dorf. Rufet gleich Hu! Hu!“ Dann humpelte sie fort. Als sie in's Dorf kam, rief sie, so laut sie konnte: „Feinde kommen, Feinde! Feinde! Sie werden uns alle tödten!“ Und dann hörte man einen Ruf, „Hu! Hu!“, wie von vielen Menschen, und alle fürchteten sich und liefen davon. Das war, was Ō'meatl gewollt hatte, und er frass nun den ganzen Wal auf.

5. Einst kam Ō'meatl zu Fischern, welche damit beschäftigt waren, Heilbutten zu fangen. Ohne Zögern sprang er ins Wasser und frass den Köder von allen Angeln. Die Fischer glaubten, sie hätten etwas gefangen, als sie ihre Angeln sich bewegen sahen. Als sie aber alle ihren Köder abgefressen fanden, glaubten sie, der Hai habe es gethan. Ihr Häuptling wollte diesen fangen und nahm zu dem Zwecke eine besonders lange und starke Leine, an die er eine Federspule band. Als die Leute wieder ausgingen, Fische zu fangen, sprang Ō'meatl wieder ins Meer und frass das Fleisch von allen Angeln ab. Die Federspule konnte er aber nicht durchbeissen. Als der Häuptling merkte, dass etwas an seiner Angel war, zog er sie rasch auf. Ō'meatl konnte sich aber nicht losmachen, und obwohl er mit den Flügeln schlug und sich wehrte, kam er doch näher der Oberfläche. Als er beinahe schon oben war, stemmte er sich mit den Füssen gegen den Boden des Bootes. Als der Häuptling stark zog, riss seine Nase ab. Er floh in den nahen Wald und verwandelte sich wieder in eine alte Frau. Er setzte sich eine künstliche Nase aus Holz an, humpelte in's Dorf und sagte zu dem ersten Manne, der ihm begegnete: „Ich höre, der Häuptling hat heute eine Nase gefangen. Die möchte ich sehen.“ „Da musst Du in des Häuptlings Haus gehen, da ist sie,“ versetzte jener. Die Frau humpelte in des Häuptlings Haus und bat jenen, ihr die Nase zu zeigen, die auf den Trockenstangen über dem Feuer hing. Sie that, als sei sie sehr erstaunt und verwundert; als der Häuptling sich aber gerade einmal umdrehte, nahm sie die Nase, setzte sie sich an und flog als Rabe durch den Rauchfang davon. Fast hätte man ihn da noch gefangen, denn das Loch war so klein, dass er sich kaum hindurchquetschen konnte.

6. Einst suchten mehrere Frauen am Strande Muscheln. Da versteckte sich Tlē'selagyila und sang: „O schlüge doch Euer Boot um!“ Kaum hatte er ausgesungen, da kenterte das Boot und die Frauen fielen ins Wasser. Gleich sprang er ihnen nach, nahm etwas Tannenharz in die Hand und verklebte ihnen unter Wasser die Genitalien. Dann ging er nach Hause zurück. Die Frauen kamen glücklich wieder an's Land und merkten nun, dass ihre Genitalien verklebt waren. Da weinten sie. Als M'hā'yus (der Waschbär) die Ursache ihrer Klage vernahm, ging er zu Tlē'selagyila, erzählte ihm, was geschehen war, und fragte, ob er ihnen nicht helfen könne. „O ja!“ antwortete Tlē'selagyila, „dass kann ich“. Er nahm sie in sein Haus und entfernte einer nach der andern das Harz wieder. Nach

kurzer Zeit wurden alle diese Frauen schwanger. Eine derselben gebar ihm einen Sohn.

7. Mit diesem wollte er in ein fremdes Land ziehen. Er verband zwei Boote mit Brettern und auf diesem Fahrzeuge machte er sich auf die Reise. Plötzlich sagte Tlē'selagyila: „O, ich habe meinen Nasenpflock verloren, ich sehe ihn drunten im Wasser.“ Er sprang ins Wasser. Seine Frau sah ihm nach, und als sie bemerkte, dass er gelogen hatte, und nicht seinen Nasenpflock suchte, sondern Seehunde frass, ward sie zornig und fuhr mit den Booten von dannen. Als Tlē'selagyila wieder auftauchte, sah er das Boot in weiter, weiter Ferne schwimmen. Da rief er seiner fliehenden Frau zu: „Wirf mir meinen Bogen und meine Pfeile zu!“ Sie gehorchte. Tlē'selagyila nahm dieselben und schoss einen Pfeil gen Himmel. Derselbe blieb dort stecken. Dann nahm er einen zweiten Pfeil, der den ersten traf und darin haftete. So fuhr er fort, bis er eine Kette aus den Pfeilen gebildet hatte, die vom Himmel zur Erde herabreichte. Er schüttelte die Kette und fand, dass sie stark genug war, ihn zu tragen. Dann kletterte er hinauf und kam endlich im Himmel an. Dort fand er seinen Vater Amiaē'qet (die Sonne), der vor dem Feuer sass und sich wärmte. Er war alt und schwach und freute sich sehr, seinen Sohn zu sehen. Er sprach: „Es ist gut, dass Du kommst. Du sollst nun an meiner Statt die Sonne tragen.“ Morgens gab er ihm seinen Nasenpflock (die Sonne) und prägte ihm ein, nicht zu hoch und nicht zu tief zu gehen, da es sonst auf der Erde zu kalt oder zu heiss werden würde. Tlē'selagyila versprach zu gehorchen. Gegen Mittag beugte er sich nieder, herabzusehen. Da wurde es heiss auf Erden: das Meer fing an zu kochen, die Steine zersplitterten und die Wälder verbrannten. Als Amiaē'qet sah, was sein Sohn anrichtete, verfolgte er ihn, ergriff ihn und zerriss ihn in Stücke. Dann schleuderte er ihn auf die Erde hinab, und dort ward er als Mink wiedergefunden.

8. Alle Wälder waren aber verbrannt, und nur nackte Felsen bildeten die Oberfläche der Erde. Da beschloss Ō'meatl, Erde und Gestrüpp zu erschaffen. Er ging in sein Boot Tā'tatlta (= es wird gross) und sandte die Lumme in's Meer hinab, dieselben zu holen. Dieser fand aber nichts und ertrank im Meere. Dann schickte er den Podiceps und die Harlekin-Ente aus. Beide ertranken. Endlich sandte er die Oidemia Deglandi aus. Diese tauchte bis auf den Grund des Meeres. Lange blieb sie unten und kam endlich mit einem Tannenzweige wieder herauf. Diesen nahm Ō'meatl und machte Berge, Erde und Bäume daraus. Er erschuf die Ceder und sprach zu ihr: „Du sollst den Menschen zum Hausbau dienen,“ und er erschuf die Tanne und die Hemlocktanne und alle anderen Arten von Bäumen und machte den Sand am Meere.

9. Damals war es noch auf Erden dunkel. Da beschloss Ō'meatl, die Sonne zu rauben. Zu diesem Zwecke versteckte er sich in ein Stück Treibholz und liess sich zu dem Lande des Nā'lanuk (= Tagbesitzer) treiben, der das Tageslicht bewahrte. Als dieser das Holz an's Land treiben sah, sprach er zu seiner Tochter: „Hole doch das Holz zum Hause herauf.“ Sie gehorchte. O'meatl aber, der darin verborgen war, griff sie um den Leib. Darob erschrak sie und warf das Holz weit fort. Er aber schlüpfte in sie hinein und ward nach zwei Tagen als Kind wiedergeboren. Dieses trug die Frau auf ihren Armen herum, und schon Abends konnte es sprechen. Der Junge wollte gern mit der Sonnenkiste spielen und dieselbe im Boote umherfahren und schrie, bis es ihm der Grossvater endlich erlaubte. Da war er froh. Das Boot war aber an dem Pflocke festgebunden. Er machte es nun schaukeln, bis das Wasser hineinlief, schnitt das Seil durch, das es an's Land befestigte, und senkte sein Ruder dreimal in's Wasser: da fuhr das Boot

weit davon und er rief: „Kennt Ihr mich nicht? Ich bin Ō'meatl.“ Da warnte ihn Nā'lanuk: „Oeffne den Kasten nicht. Du weisst, das Tageslicht ist darin.“ Aber kaum war Ō'meatl zu Hause angekommen, da öffnete er die Kiste und befreite das Tageslicht. Aber er verstand nicht, die Nacht zu machen und daher war es immer hell. Deshalb besuchte Nā'lanuk Ō'meatl und fragte: „Warum machst Du nicht, dass es auch Nacht wird?“ O'meatl gestand zu, dass er es nicht verstehe, und Nā'lanuk machte nun den Tag und die Nacht.

10. O'meatl wünschte nun das Süsswasser zu holen, das eine seiner Schwestern sorgsam bewachte. Er nahm etwas Asche und streute dieselbe auf seine Zunge, so dass sein Mund ganz trocken ward. Dann ging er zu seiner Schwester und sprach: „O, Schwester, lasse mich Wasser trinken, ich verdurste sonst.“ Die Schwester gab ihm ein wenig; da streute er sich wieder Asche auf die Zunge und sagte: „Siehe, ich habe gar nichts bekommen, mein Mund ist noch trocken.“ Die Schwester gab ihm nochmals ein wenig, rief aber gleich: „Halt, Du hast jetzt genug!“ O'meatl gebrauchte aber immer wieder dieselbe List, bis der Eimer ganz leer war. Dann lief er hinaus, und sein Bauch war ganz voll Wasser. Da dachte er: „Nun will ich den Menschen das Wasser bringen,“ und er flog über alle Länder, schlug überall sein Wasser ab, und so enstanden die Seen und Flüsse.

11. O'meatl wünschte nun Lachse zu haben, und beschloss, sich dieselben zu verschaffen. Tage lang ass er nichts, sondern sass da, den Kopf in seinen Mantel aus Bärenfell gehüllt und dachte nach. Dann hatte er einen Entschluss gefasst. Er schnitzte einen Fisch aus Holz, warf ihn in's Wasser und befahl ihm, den Fluss hinaufzuschwimmen. Der Fisch ward lebendig, ging aber nicht den Fluss hinauf, wie er ihm geheissen, sondern drehte gleich wieder um und ward eine Heilbutte. Dann nahm er eine Blüthe der Salmonbeeren, um einen Lachs daraus zu machen. Auch diese ward ein Fisch, dem er befahl, den Fluss hinaufzuschwimmen. Aber auch er drehte bald um und ward ein rother Schellfisch. Da ging Ō'meatl zu den Gräbern und fragte die Todten: „Sind keine Zwillinge unter Euch?“ Er fand ein Zwillingspaar, nahm die Frau aus dem Grabe, flösste ihr Leben ein und heirathete sie. Und sie gingen zusammen nach Hause. Am Morgen sprach die Frau: „Hole mir etwas Meerwasser, damit ich mich wasche.“ Er brachte ihr eine Muschel voll Wasser. Nachdem sie sich darin gewaschen hatte, lag ein Lachs darin, den sie ihn in den Fluss werfen hiess. Er gab den Fisch seinem Bruder Mē'mkyulᴇ'mpis, der ihn in den Fluss trug. Den nächsten Morgen liess die Frau ihren Mann wieder Meerwasser holen. Er brachte ihr eine Muschel voll und nachdem sie sich gewaschen hatte, lagen vier Lachse darin. Auch diese musste er wieder in den Fluss werfen lassen. So wurde der Fluss voller Lachse. Als Ō'meatl die zahllosen Fische sah, trug er seinen Sklaven auf, ein Lachswehr zu bauen, und fing viele Fische. Nur der Hirsch K·'ē'nustäel baute nicht das Wehr so, wie Ō'meatl angegeben hatte, sondern machte einen winkeligen Steindamm. Daher fing er nur einen Fisch. O'meatl trug die gefangenen Lachse in's Haus und legte sie auf das Gerüst über dem Feuer, um sie zu trocknen. Als er am Abend einmal hinausgehen wollte, blieben die Lachse in seinen Haaren hängen. Darüber ward er ungeduldig, und zerrte so, dass alle herunterfielen, und rief: „Wie sind doch die Körper der Todten (Lachse) so schwer!“ Da fühlte sich seine Frau tief beleidigt und ging sogleich zu dem Grabe zurück. Mit ihr verschwanden alle Lachse. Ō'meatl bereute nun seine Heftigkeit. Er verhüllte sein Haupt in sein Bärenfell und war sehr betrübt, denn er hatte keine Frau und keine Lachse mehr.

12. Und Ō'meatl dachte nach, wie er wieder Lachse bekommen könne. Endlich entschloss er sich, die Tochter des Mä (des Lachses), Mä'isila zu stehlen. Diese war aber an Halqsēoa'lis (Delphinus Orca) verheirathet. Ō'meatl stieg in sein Boot und senkte zweimal sein Ruder in's Wasser. Da fuhr das Boot von selbst in Mä's Land. Er stieg aus und sah den Sklaven Mä's damit beschäftigt, einen Baum zu fällen. Ō'meatl schlüpfte ungesehen in den Baum und biss die Spitze des Keiles ab, welchen der Sklave in den Baum getrieben hatte. Der Sklave ward ärgerlich und nahm einen neuen Keil. Auch diesen biss Ō'meatl ab, ebenso den dritten und vierten. Da ward der Sklave traurig und weinte, und rief: „O, mein Herr wird mich schlagen, weil ich seine Keile zerbrochen habe!" Ō'meatl kam nun aus dem Baume hervor, trat zu dem Sklaven, als sei er eben angekommen, und sagte: „Weine nur nicht, ich will Dir helfen." Er nahm die Keile, hielt sie an den Mund und setzte so die abgebissenen Spitzen wieder an. Dann schlug er nur einmal gegen den Baum und derselbe fiel um, und zersplitterte im Fallen in Scheite. Er sprach dann zum Sklaven: „Wohnt hier nicht Mä'isila? Ich möchte sie zur Frau haben. Du sollst mir helfen, sie zu erlangen." Der Sklave versprach, ihn heimlich in's Haus zu bringen, während Halqsēoa'lis auf der Jagd sei. Er liess ihn sich im Boote unter den Scheiten verstecken, und fuhr nach Hause. Abends trugen der Sklave und Mä'isila das Holz in's Haus. Ō'meatl schlüpfte in ein Scheit, das die Frau trug, und unterwegs schlang er seine Arme um ihren Leib. Da erschrak sie und warf entsetzt das Scheit fort. Da sie aber niemand sah, glaubte sie, sie habe sich getäuscht, und nahm es wieder auf. Bald aber umschlang Ō'meatl sie wieder und sie warf wieder das Stück Holz fort. Viermal geschah dies, dann ging sie in's Haus und Ō'meatl folgte ihr unbemerkt in ihre Kammer. Als aber am frühen Morgen Halqsēoa'lis von der Jagd nach Hause zurückkehrte, fürchtete er sich, zog sein Rabenkleid an, und flog auf den Wappenpfahl vor dem Hause.

Dort erblickte ihn Halqsēoa'lis und lud ihn ein, herunterzukommen. Ō'meatl folgte seiner Einladung. Als er am Feuer sass, fragte ihn Halqsēoa'lis, wo er herkomme. Er aber beantwortete diese Frage gar nicht, sondern sagte nur: „Was hast Du für einen dicken Bauch, komm her, lass Dich schlank und schön machen." Halqsēoa'lis fürchtete sich und wollte anfänglich nicht zu ihm gehen, aber Ō'meatl wusste so überzeugend zu sprechen, dass er schliesslich einwilligte. Da schnitt Ō'meatl ihm den Bauch auf und nahm den Magen heraus, so dass er starb. Ebenso machte er es mit seinen drei Brüdern, die mit ihm von der Jagd zurückgekehrt waren.

Dann nahm er die junge Frau, setzte sie in sein Boot und fuhr nach seiner Heimath zurück. Mä aber sandte alle seine Boote aus, den Räuber zu verfolgen, sie erreichten ihn aber nicht. Als er nahe seiner Heimath war, verwandelte Ō'meatl alle in Lachse und wies jedem einen Fluss an. So kommt es, dass man heute in allen Gewässern Lachse findet. Und Ō'meatl lehrte die Menschen Lachse fangen und trocknen. Ein kleiner Fisch, Namens hanuq, schwamm, als Ō'meatl entfloh, dicht hinter seinem Boote her. Seine Augen wurden von Ō'meatl ganz dicht zusammengerückt.

13. Zu jener Zeit gab es keine Ebbe und Fluth, und die Menschen konnten keine Muscheln am Strande sammeln. Da beschloss Ō'meatl, die Gezeiten zu erschaffen. Er ging in den Wald, legte sich nieder und stellte sich, als sei er todt. Da kam der Wolf und wollte ihn fressen. Ō'meatl bekam aber seinen Schwanz (in dieser Verbindung Nūn genannt) zu fassen und biss ihn ab. Voll Freude, dass seine List gelungen war, flog er mit dem Schwanze nach Hause. Dort hing

er ihn über das Feuer, um ihn zu trocknen. Da schrie der Wolf: „Bring' meinen Schwanz nicht an's Feuer, bring' meinen Schwanz nicht an's Feuer!“ Als derselbe etwas zu trocknen begann, trat das Meer vier Klafter weit zurück. Ō'meatl war aber noch nicht zufrieden und befahl seinen Sklaven, den Schwanz noch weiter herunter zu lassen. Je niedriger sie ihn hinab liessen, um so tiefer fiel das Wasser, und weit hinaus ward das Meer trocken. Da gingen die Menschen hinaus, und holten, was sie bedurften, Muscheln und Fische. Dann machte Ō'meatl alle Arten von Beeren und gab sie den Menschen. Diese trockneten sie, assen sie und ihr Herz war froh.

14. Einst kämpften der Tintenfisch und der Rabe mit einander. Der Rabe versuchte, den Tintenfisch aus dem Wasser zu heben; aber es gelang ihm nicht, sondern jener zog ihn in's Wasser hinab. Der Rabe schrie, doch der Tintenfisch liess ihn nicht los, bis er fast todt war; dann warf er ihn an's Land. Alle Thiere sahen ihn dort liegen, und sein Bauch bewegte sich nur ein klein wenig, sonst lag er da, wie todt. Der Tintenfisch sprach: „Siehst Du, ich bin stärker als Du,“ und der Rabe bat ihn: „Lass mich in Frieden, ich will auch Dein Sklave sein.“ Und er gab dem Tintenfisch sein Boot und sein Haus. Der Rabe aber wurde von allen ausgelacht.

15. Eines Morgens sass Ō'meatl am Strande, und sah dicht vor sich den Lachs sich im Wasser tummeln. Da rief er: „O, Freund! Komm zu mir und heile mich, mein Rücken schmerzt mich; ich bin sehr krank!“ Der Lachs kam herangeschwommen und fragte, wie er ihm helfen könne. Ō'meatl antwortete: „Wenn Du einmal nach rechts und einmal nach links über mich fortspringst, werde ich gesund sein.“ Der Lachs that, wie Ō'meatl ihn gebeten hatte. Dieser trug aber eine Keule in der Hand und erschlug ihn. Dann trug er ihn nach Hause, zerschnitt ihn und lud alle Thiere ein. Er legte den Lachs in seinen grossen Holzkessel, schüttete Wasser darauf und warf glühende Steine hinein, um ihn zu kochen. Die Thiere aber sassen alle herum und freuten sich auf das kommende Mahl. Endlich war der Fisch gar. Ō'meatl nahm ein Stück aus dem Kessel, reichte es dem Eichhörnchen und sagte: „Siehe her! ist das nicht gut?“ Als dieses eben zugreifen wollte, zog Ō'meatl ihm das Fleisch fort. Da weinte das Eichhörnchen und rieb sich die Augen. „So, das ist recht!“ sprach der Rabe, „reibe noch ein bischen mehr.“ Und da das Eichhörnchen weiter weinte und seine Augen rieb, sprach Ō'meatl: „So, jetzt bist Du hübsch. So sollst Du immer bleiben.“ Es hatte sich die Augenbrauen und die Haare unter den Augen ganz abgerieben. Ō'meatl wandte sich dann zur Drossel (Hesperoeichla naevia), die ungeduldig zu werden anfing. Er sagte: „Sitze doch nicht so weit fort; komm näher an's Feuer, ich will Dir Lachs geben.“ Diese gehorchte und kam so nahe an's Feuer heran, dass ihr Bauch ganz schwarz wurde. Dann reichte er dem Blauhäher ein Stück Fisch und wollte es wieder fortziehen. Dieser war aber zu flink und erhaschte es. Darüber ward Ō'meatl so böse, dass er ihn am Schopfe ergriff und zum Hause hinauswarf. Seitdem hat der Blauhäher seine Haube.

16. Nachdem er so alle Thiere zum Besten gehabt hatte, lud er den Kormoran und den Bären ein, mit ihm fischen zu gehen. Er schnitt ein Stück vom Schwanze des Lachses ab, brauchte dieses als Köder und fing viele Heilbutten, während der Kormoran nur zwei, der Bär aber gar keine fing. Da fragte der letztere: „Was für Köder gebrauchst Du denn?“ „O,“ sagte Ō'meatl, „ich habe meine Hoden abgeschnitten.“ Der Bär versetzte: „Das glaube ich Dir nicht, dann müsstest Du ja sterben.“ „Sieh nur her!“ rief Ō'meatl und hielt sich etwas Lachsfleisch vor, so dass es aussah, als habe er sich wirklich geschnitten. Der

Bär bat nun den Kormoran, ihm seine Hoden auch abzuschneiden, damit er sie als Köder benutzen könne. Der Kormoran willfahrte ihm und so kam der Bär um's Leben. Dann ruderten Ō'meatl und der Kormoran zur Küste und liessen sein Fett aus.

17. Ein anderes Mal luden die Thiere der Reihe nach ihre Freunde zum Gastmahle ein. Nur Ō'meatl wurde nicht eingeladen. Zuerst ging der Eisvogel zum Flusse, fing einen Lachs mit der Harpune und lud dann jedermann ein, zu ihm zu kommen, um mit ihm Lachs zu essen. Als nun die Steine heiss gemacht waren, die Lachse darauf brieten und alle auf das Essen warteten, kam plötzlich Ō'meatl unter der Erde hervorgekrochen und wollte die Lachse fortnehmen. Die Thiere aber entdeckten ihn, warfen die Steine zur Seite und kamen gerade noch rechtzeitig, um ihn zu verhindern, den Lachs aufzuessen. Sie zogen ihn aus der Erde hervor, schlugen ihn, trampelten auf seinem Leibe herum und warfen ihn zum Hause hinaus. Er aber rief: „K·āq, k·āq, ich will Euer Sklave sein. Lasst mich, lasst mich! Ihr seid die Häuptlinge, nicht ich!"

Dann trat Waqwaqō'li in's Haus und lud die versammelten Thiere zum Essen ein. Als alle versammelt waren, schlug er sich viermal hinten vor, setzte sich auf den Kessel und siehe, er ward voller Beeren. Diese gab er seinen Freunden zu essen. Da sagte Ō'meatl: „Das kann ich auch." Er lud alle Thiere zum Essen ein. Er setzte sich an den Kessel und schlug sich viermal hinten vor. Der Kessel ward aber nicht voller Beeren, sondern voll von Excrementen. Da traten alle Anwesenden ihn mit Füssen und hätten ihn beinahe getödtet. Er aber rief: „Hä, hä, hä! Verschont mich, lasst mich. Ich will auch Euer Sklave sein. Ihr sollt Häuptlinge sein."

Darauf lud das Eichhörnchen alle Thiere zum Essen ein und sandte seinen Freund Waschbär zu Ō'meatl, um ihn einzuladen. Er wollte zuerst nicht kommen; als aber jener erzählte, dass das Eichhörnchen viel Gutes zu essen habe, kam Ō'meatl und lugte durch ein Loch in der Wand, um zu sehen, was es gäbe. Dort sah ihn eines der Thiere, das gerade an der Thür stand und rief: „Seht Euren Häuptling Ō'meatl draussen stehen." Da versteckte dieser sich, lief um das Haus herum und lugte an einer anderen Seite hinein. Dort erblickte ihn einer der Gäste, nahm eine glühende Kohle, wickelte sie in Fett und warf sie Ō'meatl gerade in den Hals. Da schrie dieser: „A! a! a!" und lief davon.

Nun lud Kilē'qoitsa (ein Flussvogel) alle Thiere ein. Als sie versammelt waren, schnitt er sich in den Fuss, und siehe, es kamen Lachse heraus, die er in eine Schüssel fallen liess. Diese gab er seinen Gästen zu essen. Ō'meatl glaubte, das auch zu können, lud alle Leute ein und als sie erwartungsvoll vor ihren Schüsseln sassen, schnitt er sich mit einem Stein in den Fuss. Es tropfte aber nur Blut hervor und er schrie vor Schmerz. Die Thiere aber traten ihn mit Füssen und warfen ihn zum Hause hinaus. Er aber schrie: „Hä, hä! Lasst mich! Ich will auch Euer Sklave sein. Ihr sollt Häuptlinge sein."

Endlich lud der Seehund die Leute zum Essen ein. Als alle versammelt waren, hielt er seine Hände an's Feuer und liess Fett daraus in die Schüsseln tropfen. Dieses gab er seinen Gästen zu essen. Wieder glaubte Ō'meatl, er könne das ebenso gut, verbrannte aber nur seine Finger und wurde von den Thieren misshandelt.

18. Eines Tages ging Ō'meatl mit seinen vier Schwestern aus, Beeren zu suchen. Sie fuhren in seinem Boote den Fluss hinauf, und es dauerte nicht sehr lange, da hatten sie ihre Kiste gefüllt. Da ging Ō'meatl an's Ufer, um seine Nothdurft zu verrichten, und sprach dann zu seinen Excrementen: „Wenn ich mich

ein wenig entfernt habe, so schreit!" Er fuhr dann mit seinen Schwestern weiter. Nach kurzer Zeit hörte man lautes Schreien. Da sagte Ō'meatl: „O, wehe! hört Ihr das Schreien? Das sind unsere Feinde, die mit vielen Booten kommen, uns zu tödten. Geht Ihr in den Wald und versteckt Euch, ich will hier bleiben und auf das Boot achten." Kaum waren seine Schwestern ausser Sehweite, da frass er alle Beeren auf. Nach einiger Zeit kamen die Mädchen zurück. Sie sahen Ō'meatl auf dem Rücken im Boote liegen und ihre Kiste leer. Da fragten sie, was geschehen sei. Ō'meatl antwortete: „O, die Leute haben mich geschlagen und alle unsere Beeren aufgegessen." Bald aber sahen die Schwestern, dass seine Zunge ganz schwarz war. Sie sagten: „Woher ist denn Deine Zunge schwarz, und auch Dein Kopf? Du hast unsere Beeren gefressen," und sie traten ihn mit Füssen. Da rief er: „K·āk·, k·āk·! Lasst mich, lasst mich! Ich will Euer Sklave sein!" Und er flog in den Wald und reinigte seine Zunge und seinen Kopf mit Sand. Dann flog er zurück und sprach: „Seht, wie ungerecht ihr mich beschuldigt habt. Ich habe keine Beeren gefressen." Aber sie fanden noch einige Kerne zwischen seinen Zähnen. Und wieder traten sie ihn mit Füssen, bis er sich kaum noch bewegen konnte.

19. Einst that Ō'meatl, als sei er krank. Seine Schwester, die Dohle, war ein grosser Heilkünstler, konnte aber nicht ausfindig machen, was ihm fehle. Er aber schrie: „O, ich bin krank, mein Leib thut mir sehr weh." Die Schwester schalt ihn und warf ihm vor, dass er sich verstelle. Er aber sprang auf, that, als müsse er eiligst hinauslaufen, und beschmutzte dann die Schwelle des Hauses. Da musste jene das Haus wieder reinigen, und während sie so beschäftigt war, frass O'meatl alle ihre Muscheln auf. Als die Schwester wieder zurückkam, rief sie erzürnt aus: „Ō'meatl hat alle meine Muscheln aufgefressen!" und tanzte ihren Zaubertanz. Sie schalt ihn und sagte: „Schämst Du Dich nicht, so gierig zu sein und alles zu fressen?" Er aber schrie nur: „K·āk·, k·āk·!"

20. Einst sass Ō'meatl am Feuer, und ihm gegenüber ein wunderschönes Mädchen, Namens K·ōk·ōtsaqsmā'lek·a (Merganser serrator). Ihre Haut war so weiss wie Schnee. Diese hätte er gern zur Frau gehabt, sie aber wollte nichts von ihm wissen. Da ersann er eine List. Er sagte zu ihr: „Du hast so lange nicht gebadet, nimm doch ein Bad!" „Gut," erwiderte jene, „dann mache Du ein Feuer für mich." Sie ging nun in ihr Zimmer und wusch ihren ganzen Körper. Ō'meatl aber flog in den Wald. Er ging zur Ceder und fragte diese: „Was thust Du, wenn die Leute Dich in's Feuer werfen?" Die Ceder antwortete: „Dann schreie ich. Die Leute nennen es knistern." Der Rabe erwiderte: „Dann kann ich Dich nicht gebrauchen." Er flog zur gelben Ceder und fragte diese, was sie thue, wenn man sie in's Feuer werfe? Sie antwortete: „Ich schreie und springe hoch in die Höhe!" Da sagte der Rabe: „Das ist recht. Ich werde Dich in's Feuer werfen und dicht bei Dir wird ein schönes Mädchen sitzen. Dann springe ihr gerade in den Schooss und verbrenne sie." Der Rabe trug das Holz nach Hause, machte ein Feuer und K·ōk·ōtsaqsmā'lek·a setzte sich daran, sich zu trocknen. Da sprang das Holz in die Höhe und verbrannte ihren Schooss. Der Rabe bedauerte sie sehr und sagte: „Ich weiss ein gutes Heilmittel. Gehe in den Wald, und wenn Du draussen eine Pflanze siehst, einen Stengel ohne Blätter, der sich auf und abbewegt, so setze Dich gerade darauf, dann wirst Du gleich gesund werden." Das Mädchen folgte seinem Rathe. Kaum war sie aus dem Hause getreten, so flog der Rabe in den Wald, versteckte sich unter Laub und liess nur seinen Penis hervorstehen. Das Mädchen kam und that, wie ihr der Rabe geheissen hatte. Da er-

blickte sie aber Ō'meatl's funkelnde Augen und merkte, wie er sie betrogen hatte. Sie ergriff ihn und prügelte ihn, bis er wie todt liegen blieb.

21. Einst nahm Ō'meatl einen kleinen Holzsplitter und legte ihn im Walde zwischen zwei Stückchen Cederrinde unter einen Baum. Dann kehrte er nach Hause zurück. Als er am nächsten Morgen wieder in den Wald ging, um zu sehen, was aus dem Holze geworden war, fand er ein kleines Kind zwischen den Rindenstückchen liegen. Er wusch es mit eiskaltem Wasser, damit es rasch wachsen solle, und nahm nun zwei grössere Stücke Rinde, in welche er es einwickelte. Dann legte er es wieder unter den Baum. Als er am nächsten Morgen wieder nach dem Kinde sah, fand er dasselbe bedeutend gewachsen. Er wusch es wieder mit kaltem Wasser. Dann sagte er zu ihm: „Nun springe einmal, damit ich sehe, wie stark Du bist.“ Das Kind sprang so hoch, wie die höchste Fichte. Da freute sich Ō'meatl und gab ihm die Namen K·ē'qenitl und Tlatlanāitl. Am dritten Tage wusch er es noch einmal und am vierten warf er es in's Wasser. Da wurde es sehr stark. Er hiess es einen grossen Baum aus der Erde drehen, und K·ē'qenitl gelang es, sobald er es versuchte. Da lud Ō'meatl alle Thiere ein, sich mit dem jungen Manne zu messen. Unter diesen war auch Kunkunquli'kya, der Donnervogel. Dieser sprach zu Ō'meatl: „lass doch sehen, wie hoch K·ē'qenitl springen kann.“ Er sprang halb so hoch wie eine Ceder. Da lachte Kunkunquli'kya und sagte: „er ist nicht stark.“ Ō'meatl ermahnte den Jungen, all seine Kraft zusammen zu nehmen. Da sprang er über die Ceder weg. Und als er eben über der Ceder schwebte, ergriff ihn Kunkunquli'kya und flog mit ihm von dannen. Da ward Ō'meatl traurig. Er legte sich in's Bett und wollte nicht wieder aufstehen. Endlich aber beschloss er, sich zu rächen. Er nahm eine mächtige Ceder und schnitzte einen Wal daraus.

22. Er ging dann zum Harze und sagte: „Komm, lass uns gehen und Heilbutten fangen.“ Harz hatte keine Lust zu gehen und sagte, es habe keine Angel. Ō'meatl versprach, ihm seine zu leihen. Dann sagte es, es habe keine Fischleine. Auch diese versprach ihm Ō'meatl. Harz hatte noch keine Lust zu gehen und sagte, es habe keine Fischkeule und keinen Mantel. Da gab ihm Ō'meatl seine Keule und sein Bärenfell, und Harz ging nun endlich mit. Es war aber warmer Sonnenschein. Nach einiger Zeit rief Ō'meatl es an und sagte: „Freund Harz, was machst Du?“ „Hu!“ antwortete jenes. Nach kurzer Zeit fragte Ō'meatl wieder: „Freund Harz, was machst Du?“ Jetzt tönte es leiser: „Hu!“ und als Ō'meatl zum vierten Male frug, erhielt er gar keine Antwort mehr. Da fuhr er zum Boote des Harzes und fand es ganz geschmolzen. Er schleppte dann das Boot nach Hause und bestrich den hölzernen Walfisch mit dem Harze. Dann hiess er alle Thiere in den hohlen Körper desselben gehen. Dem schwarzen Bären befahl er, sich in den Kopf zu setzen, der graue Bär sass in dem Rücken und der Wolf im Schwanze. Nun befahl er ihnen, in dem Wale fortzuschwimmen. Das geschnitzte Thier bewegte sich aber nicht ganz so wie ein Walfisch, und deshalb rief Ō'meatl sie zurück und zeigte ihnen, wie sie sich bewegen sollten. Dann ging er selbst hinein und der Wal schwamm zu der Küste, an welcher Kunkunquli'kya's Haus stand. Dieser sass gerade vor der Thür, als der Wal ankam. Da schickte er seinen jüngsten Sohn aus, der einen Wal heben konnte, denselben zu fangen. Dieser warf sein Federkleid über und flog donnernden Fluges hinaus. Er stürzte sich auf den Wal, konnte ihn aber nicht heben und auch nicht wieder loslassen, denn er klebte an dem Harze fest. Mit seinen Krallen verletzte er Tle'selgyila (den Mink) und dieser schrie. Da nahm die Ente einen Stock und zerschlug seine Flügel, und der braune Bär frass seine Füsse. Da lag er auf dem Meere mit aus-

gebreiteten Schwingen. Und der alte Vogel schickte den nächstjüngsten Sohn aus, seinem Bruder zu helfen. Dieser konnte zwei Wale tragen. Er stürzte sich auf den Wal und hob ihn auf, so dass er senkrecht stand. Aber auch ihm zerschlug die Ente die Flügel und der Bär frass seine Füsse. Da schickte Kunkunquli'kya seinen zweitältesten Sohn aus, welcher drei Wale tragen konnte. Dieser hob ihn ganz aus dem Wasser und O'meatl schrie vor Angst. Aber die Ente zerschlug auch seine Flügel und der Bär frass seine Füsse. Dem ältesten Sohne und dem Alten selbst erging es nicht besser, obwohl sie fast den Wal an's Land getragen hätten. Nur der allerjüngste Donnervogel, welcher noch in der Wiege lag, war übrig geblieben. Da waren alle Thiere und besonders Ō'meatl froh, dass sie die Donnervögel getödtet hatten. Sie gingen in's Haus, holten Tlatlanäitl und kehrten mit ihm in dem Wale heim.

23. Ō'meatl hatte eine Tochter, Namens Hā'tak·a (Ā'tak·a[?] = Liebling). Eines Tages trug er seiner Schwester, der Dohle, und Hā'tak·a auf, Seeigel zu suchen. Beide gingen zur Ebbezeit zum Strande hinunter und hatten bald einen Korb voll Seeigel gefunden. Die Dohle trug dieselben in den Wald, zerbrach sie und machte sie zum Essen fertig. Dann fragte sie Hā'tak·a, ob sie nicht einige nehmen wolle. Jene antwortete, sie wage es nicht, aus Furcht vor ihrem Vater; als aber die Dohle versprach, nichts wieder zu sagen, ass Hā'tak·a einen Seeigel. Kaum hatte sie begonnen zu essen, da flog die Dohle auf einen Stamm Treibholz und schrie: „K·āq, k·āq, k·āq, k·āq! Hā'tak·a stiehlt Seeigel, Hā'tak·a stiehlt Seeigel!" Hā'tak·a sagte: „O bitte, schweige! Ich will Dir auch meinen Mantel schenken." Die Dohle aber liess sich nicht stören, sondern schrie weiter, um allen Leuten zu sagen, dass Hā'tak·a Seeigel ässe. Wieder bat jene sie, stille zu sein, und versprach ihr als Entgelt ihre Armbänder aus Haliotisschalen. Ein Mann hatte aber schon gehört, was die Dohle gesagt hatte, und es Ō'meatl hinterbracht. Da wurde dieser sehr zornig. Er befahl allen Leuten, ihre Sachen zu packen, hiess sie die Feuer auslöschen und liess Hā'tak·a mutterseelenallein im Dorfe zurück. Nur ihre Grossmutter hatte Mitleid mit ihr und hatte ihr heimlich eine glühende Kohle gegeben, die sie in einer Muschel verborgen hatte. Nur ein Hund und eine Hündin waren im Dorfe zurückgeblieben. Als die Boote ausser Sicht waren, zündete Hā'tak·a ein Feuer an und baute sich eine Hütte aus Cederzweigen. Darin wohnte sie mit den beiden Hunden. Am folgenden Morgen sandte sie dieselben in den Wald und hiess sie biegsame Cederzweige holen. Nachdem sie dieselben gebracht hatten, flocht Hā'tak·a sich vier runde Fischkörbe. Diese legte sie auf den Ebbestrand und als nach dem nächsten Hochwasser das Wasser wieder zurücklief, fand sie viele Fische in den Körben. Als sie aber genauer zusah, erblickte sie in einem derselben einen Mann. Dieser war K·omō'k·oa's Sohn, Aikyai'ālisānō. Dieser kam aus dem Korbe, eine kleine Kiste in der Hand tragend, und sagte: „Nimm Du meine kleine Kiste und bringe sie zum Hause hinauf. Ich will Dich heirathen." Hā'tak·a konnte die Kiste aber nicht heben, so dass er sie selbst tragen musste. Vor dem Hause öffnete er sie und siehe, ein Wal lag darin! Dann baute Aikyai'ālisānō ein grosses Haus mit vielen Stufen und heirathete Hā'tak·a. Er sandte die Hunde aus, um Leute herbeizurufen, die ihm helfen sollten, den Wal zu zerlegen. Die Leute kamen, sie zerschnitten den Wal und liessen den Speck aus, den er in Kisten aufbewahrte. Als nun einige Möwen über das Haus hinflogen, rief Hā'tak·a eine derselben herbei, band ihr ein Stück Speck auf den Rücken und trug ihr auf, zu ihrer Grossmutter zu gehen, die ihr einst Mitleid erwiesen hatte. Die Möwe flog fort und kam zu der Grossmutter, welche gerade Muscheln am Strande suchte. Damals herrschte in Ō'meatl's

Dorf grosse Noth und es gab nichts zu essen, als Muscheln. Der Vogel gab ihr das Fleisch und sagte ihr: „Hā'tak·a sendet Dir dieses, aber sie will nicht, dass Ō'meatl etwas davon erfährt; deshalb iss es gleich hier auf." Die Alte ass ein Stück und verbarg den Rest unter ihrem Mantel. Dann ging sie nach Hause und setzte sich an ihre Arbeit. Sie war gerade daran, eine Matte zu flechten. Das Stück Walfischspeck hatte sie vor sich liegen und biss zuweilen heimlich davon ab. Ō'meatl aber merkte es, ging zu ihr hin und fragte sie, was sie esse. Sie leugnete, etwas zu haben, aber bald sah Ō'meatl sie wieder abbeissen. Er sprang auf und rief: „Ich sehe Dich ja essen." Da wurde sie böse und schlug ihn mit mit dem Speck in's Gesicht, indem sie sagte: „Hā'tak·a hat mir dies geschickt. Sie ist jetzt verheirathet und sehr reich!" Da beschloss Ō'meatl sogleich, zu ihr zurückzukehren. Aber er wagte nicht, ohne Geschenk zurückzukommen. Er ging mit seinen Brüdern Mē'mkyulEmpis und HaiE'mkyētliqs zu der Insel Yā'k·olua, wo sie Muscheln sammelten. Diese brachten sie Hā'tak·a. Sie wollte zuerst ihren Vater nicht in ihr Haus einlassen, aber ihr Mann befahl ihr, die Thür zu öffnen. Ō'meatl und seine Brüder setzten sich an's Feuer und Hā'tak·a gab ihnen einen Becher Thran. Ō'meatl wies denselben zurück, indem er sagte: „Ich bin ein grosser Häuptling; mir musst Du mehr geben." Aikyai'ālisānō sprach nun zu dem Becher: „Wenn Ō'meatl aus Dir trinkt, sollst Du nie leer werden." Ō'meatl tauchte nun Lachs in den Thran und liess es sich gut schmecken. Der Becher aber blieb immer voll. Der gierige Ō'meatl frass immer weiter, so dass endlich der Thran einfach durch ihn hindurch lief. Seine Winde machten argen Lärm, aber er entschuldigte sich, indem er sagte, er habe einen neuen Bärenfellmantel um, der knattere. Als er aber gar nicht aufhörte und das Haus und seine Kleider beschmutzte, warfen ihn Hā'tak·a und Aikyai'alisānō zum Hause hinaus.

24. Ō'meatl weinte, legte sich in's Bett und stand vier Tage lang nicht auf. Dann legte er Heilbutten und Seeotterfelle in sein Boot und brachte diese nebst zwei Sklaven Hā'tak·a als Geschenk. Dafür gab sie ihm zwei Kisten voll Thran. Ō'meatl war nun froh, nahm den Thran mit nach Hause und machte dort aus den zwei Kisten sehr viele. Diese lud er in sein Boot und wollte nach einem anderen Platze ziehen. Unterwegs wurde er plötzlich von einem schweren Sturme überfallen, in dem sein Boot umschlug, so dass er allen Thran verlor. Da nahm er eine Schüssel, und schöpfte von dem Oel, das auf dem Meere umher schwamm, so viel auf, als er bekommen konnte. Es war aber nicht mehr als eine halbe Schüssel voll. Hieraus machte er aber wieder ebenso viel, wie er zuvor gehabt hatte.

25. Er baute sich nun ein grosses Haus. Dann rief er zwei braune Bären und hiess sie zu beiden Seiten der Thür stehen und das Haus stützen, und er rief den Tintenfisch, der mit seinen langen Armen die Dachbalken zusammenhalten musste. Und er rief den Wolf, der die Wände unterstützen musste. Er wollte nehmlich Metlā'lanuk, den Herrn der Winde, und alle Thiere einladen; deshalb mussten jene das Haus stützen, damit die Winde es nicht umbliesen. Zuerst kam Metlā'lanuk und mit ihm alle Winde. Als der Westwind eintrat, ward es warmes, schönes Wetter, aber der Nordwind brachte Eis mit sich. Das Haus zitterte und bebte, als die Winde eintraten, aber die Thiere stützten es wohl. Metlā'lanuk und die Winde setzten sich dann an's Feuer; sie hatten alle rothe Augen. Dann kam NEmkyā'likyō, der Iā'kHim von der Gestalt einer riesigen Heilbutte (s. Sagen der Nimkish). Er war zu gross, um in's Haus zu gehen und blieb vor der Schwelle liegen, steckte aber sein Maul hinein, das er weit aufriss. Und das Seeungeheuer Ts'ē'kis kam. Auch dieses musste vor der Thür stehen bleiben, da es zu gross war. Und

Beku's kam, der Wassermann mit langen, fliegenden Haaren, und Pâ'ē, der Meermann mit Heilbuttenaugen; der Kabeljau, der Stör und der Geist des Ts'ētsā'ēk·a, der im Wasser wohnt und einen Kopfring aus rothem Cederbast trägt. Dann kam der Wal, ein riesiger Mann mit dickem Bauche, der ebenfalls nicht zur Thür hinein konnte, und Kyokēkōnutlemā'la, der Wal mit seitwärts stehendem Maule, Atsēk·ē', der Walfisch mit langen Flossen und mit Füssen, sowie T'ōto'sk·amis, ein dritter Wal. Kunkunquli'kya kam auf das Haus herabgeflogen und Feuer sprühte aus seinen Augen. Er zog sein Federkleid aus und ging hinein. Der Kranich kam, der Adler, ein grosser Häuptling, und die Eule, welche wie ein Verrückter ist. Alle Vögel kamen und zuletzt von allen die Wachtel. Sie sagte: „Nun ist es genug, das Haus ist voll!“ Da schloss Ō'meatl die Thür, setzte den Thran auf's Feuer und machte ihn heiss. Dann that er denselben in einen grossen Löffel und fragte Metlā'lanuk, ob er den heissen Thran trinken könne. Dieser konnte es nicht. Aber Ō'meatl leerte den Löffel mit einem Zuge. Hinten lief aber alles ebenso schnell wieder aus ihm heraus, wie er trank. Dann bewirthete er alle seine Gäste mit Oel und Fischen.

26. Ausser Hā'tak·a hatte Ō'meatl noch drei Kinder, einen Sohn Maqmalakyō'te, und zwei Töchter Mamqemā'loq und Maqmalakyutai'oq. Die letztere hatte einen Sohn Namens Wok·'ā's (Kröte). Einst begann das Meer in seinen Tiefen aufgeregt zu werden; das Wasser stieg höher und höher und bedeckte endlich Ō'meatl's Haus, so dass nur der Rauch noch aus dem Dache entweichen konnte. Und auf den Fluthen trieb ein gewaltiger Baumstamm, auf dem viele Leute standen. Ō'meatl holte ihn an's Land und lud die Leute in sein Haus ein. Dieselben redeten aber eine fremde Sprache. Und der Mond Gyā'loyak·amē stieg vom Himmel herab und kam zu Ō'meatl, den er um Wasser bat; denn er selbst hatte keines. Als Gegengeschenk gab er ihn den Schnee.

27. Dann zog Ō'meatl sein Rabenkleid an und flog nach Tlā'laspaa (einer kleinen Bucht auf Hope Island, unmittelbar nördlich von Qumta'spē). Von dort aus besuchte er Haialikyā'wē, der am Flusse Tlalā'tē (in Hardy Bay) wohnte. Er ging in sein Haus und Haialikyā'wē fragte ihn: „Bist Du K·'ōmk·'ōmkī'likya?“ (der zweite Name Ō'meatl's). „Ja, ich bin es,“ erwiderte jener. Haialikyā'wē fuhr fort: „Bist Du stark und mächtig?“ „Ja, ich bin stark,“ erwiderte K·'ōmk·'ōmkī'likya. Um seine Stärke zu beweisen, zeigte K·'ōmk·'ōmkī'likya mit seinem Zeigefinger auf Haialikyā'wē. Der Finger durchbohrte dessen Kopf. Dann wies jener mit seinem Zeigefinger auf K·'ōmk·'ōmkī'likya und durchbohrte so dessen Brust. Jetzt liess dieser das Meer über Haialikyā'wē's Haus steigen, so dass es ganz bedeckt war. Dann hiess er es wieder sinken und Muscheln blieben auf dem Dache liegen. Da nahm Haialikyā'wē eine derselben und warf sie gerade durch den Bauch seines Gegners hindurch, der seinerseits dasselbe zu thun versuchte. Aber es gelang ihm nicht, die Muschel durch Haialikyā'wē hindurchzuwerfen. Sie blieb mitten in dessen Bauche stecken. Er liess dann den Fluss Tlalā'te steigen, bis er Haialikyā'wē's Haus ganz bedeckte. Dieser machte dann, dass der Rauch seines Feuers durch das Wasser gerade in die Höhe stieg. Dann nahm er den Sī'siutl, das Wappen seines Hauses, und warf denselben auf K·'ōmk·'ōmkī'likya. Dieser ward nun zornig und warf Bäume auf Haialikyā'wē's Haus. Da sprach dieser: „Lass es genug sein. Einst wirst Du ebenso stark werden, wie ich, jetzt aber bin ich noch ein wenig mächtiger als Du.“ Sie wurden Brüder und Haialikyā'wē gab ihm seine Tochter Tsā'ēk·is zur Frau. Ō'meatl baute sich dann ein vielstufiges Haus.

2. Hā'tak·a.

Es wurde weiter oben erzählt, wie Hā'tak·a, Ō'meatl's Tochter, von ihrem Vater verlassen wurde. Die Sage erzählt, dass einst Ō'meatl für Hā'tak·a, als ihre Menses nahten, ein Tanzgerüst bauen liess, das von vier Bären getragen wurde. Auf dem Boden desselben war eine riesige Heilbutte gemalt, auf deren Rücken ein Feuer brannte. Darauf stand Hā'tak·a im Hermelin-Kopfschmuck und tanzte den Tanz Nō'ntlem. Plötzlich versank sie in die Erde, der Kopfschmuck aber blieb oben liegen. Sie war von ihrem Vater in einen Wal (Delphinus Orca) verwandelt und während alle Dorfbewohner schliefen, besuchte sie K·ōmō'k·oa am Grunde des Meeres und holte sich von ihm ein Haus. Als am Morgen die Leute erwachten, stand dasselbe vor der Häuserreihe des Dorfes. Zwei Adler sassen darauf und Hā'tak·a stand tanzend vor der Thür, den Hermelinschmuck auf dem Kopfe, und zum Tanze rief sie: „Hm! hm!"

Dann verschwand sie im Walde und besuchte BaqbakuālanuQsī'uaē, und sie kehrte zurück mit dem Kopfe eines Mannes. Sie tanzte den Hā'mats'a-Tanz und ass den Menschenkopf. Mit Mühe brachten die Leute sie in's Haus zurück. Ihr Vater tödtete dann einen Mann und gab ihn Hā'tak·a zu essen. Dann ging sie in ihr Zimmer und bald kam sie wieder heraus, mit einem kleinen Stabe in der Hand und tanzte. Sie warf denselben auf die Zuschauer, und diese kratzten sich am Kopfe, denn der Stab flog um sie herum, wie eine Fliege. Dann warfen sie ihrerseits den Stab auf Hā'tak·a und diese kratzte sich. Endlich fing sie den Stab und warf ihn nun so hoch in die Luft, dass er nicht wieder zurückkehrte. Sie nahm zwei Rasseln, schüttelte dieselben und versank sogleich in die Erde. Unter allen Häusern hörte man sie umhergehen und die Rasseln schütteln. Die Leute gruben nach ihr, um sie zu finden, aber vergebens. Endlich kam sie in ihrem eigenen Hause wieder zum Vorschein und ging in ihr Zimmer zurück.

TsEntsE'nk·atlaqs (Ō'meatl's Bruder) und eine Frau schliefen vier Nächte zusammen auf einem Baume, während in Hā'tak·a's Hause getanzt wurde. Jeden Morgen schrien sie auf dem Baume: „Hā!" und die Leute wussten nicht, wer so schrie. Am vierten Morgen fasste TsEntsE'nk·atlaqs mit seinem Finger in die Scheide der Frau. Darüber ward diese zornig und warf ihn vom Baume herunter, so dass er todt liegen blieb. Die Dorfbewohner fanden ihn, legten ihn in eine Kiste und setzten ihn bei. Dann gingen sie, die Frau zu suchen, und als sie deren nackten Bauch auf dem Baume erblickten, schämten sie sich. Der Todte war inzwischen wieder auferstanden. Er dachte aber nichts als Mord und Raub. Als die Leute aus dem Walde zurückkamen, tödtete er ihrer zwanzig. Als Abends die Jäger heimkamen und die erlegten Hirsche mühsam auf den Schultern trugen, raubte er sie ihnen, und nahm ihnen ihre Boote fort. Da beschlossen die Leute, ihn zu tödten. Er wurde zu einem Feste eingeladen und dort umgebracht, die Leiche aber in Stücke geschnitten. Diese warfen sie in eine Kiste, die sie dann zu dem Begräbnissplatze trugen. Der Todte aber verwandelte sich in einen Walfisch und legte sich auf das Wasser. Als die Leute diesen erblickten, zogen sie ihn an's Land, zerlegten ihn und assen sein Fleisch. Da starben alle, unter ihnen auch Hā'tak·a, und als sie gestorben war, blieb es vier Tage lang dunkel. Nur sieben Menschen hatten nicht an dem Mahle Theil genommen und blieben gesund. Sie wanderten aus von dem Schreckensorte und gingen nach Wā'k·ama. Dort bauten sie sich ein Haus. Einst kam eine Tsōnō'k·oa dorthin und warf alle in ihren grossen Korb, den sie auf dem Rücken trug. Tlā'lawitsē, einer jener sieben Leute, nahm aber einen Keil und zerschlug ihr Bein. Da fiel Tsōnō'k·oa nieder.

Sie krochen aus dem Sack, tödteten sie und bauten an derselben Stelle ein Haus. Sie schnitten ihr den Kopf und die Brüste ab und nagelten dieselben an das Haus.

2. Nahe bei Hā'tak·a's Hause stand eine hohle Ceder. Vor derselben war ein kleiner Teich, aus dem sie Wasser zu schöpfen pflegte. Eines Tages trank sie daraus und schluckte eine Cedernadel mit herunter, welche in das Wasser gefallen war, und die sie nicht aus ihrem Becher entfernen konnte. Davon gebar sie ein Kind, das den Namen Kuē'qagyila (= der Mörder) erhielt. Der Grossvater, O'meatl, machte für diesen ein Boot, das sich ohne Ruder bewegte. Eines Tages fuhr Kuē'qagyila mit seinen Spielgefährten in dem Kahne nach Hauqsâā'o, wo sie einen Lachs am Ufer sahen, der von einem Raben halb aufgefressen war. Nur der Kopf war übrig geblieben und dieser bewegte sich noch. Kuē'quagyila nahm ihn in's Boot und sah nun, dass jener ein Sī'siutl war. Dieser streckte seine Flossen aus und bewegte so das Boot voran. Kuē'qagyila fuhr weiter und fing einen Bären und einen Wolf, die er beide in's Boot nahm. Als er nach dem Lande der Guau'aēnoq ankam, warf er den Bären an's Land. Daher giebt es dort viele Bären. Bei den Tlask·ē'noq (= Volk des Oceans) liess er den Wolf, welcher der Stammvater der zahllosen Wölfe jener Gegend wurde. In Tsēk·tlisatl (Nutka Sund) endlich liess er den Sī'siutl. Daher tanzt jener Stamm häufig den Sī'siutl-Tanz.

3. Kuē'qagyila kehrte dann nach Hause zurück und ging nach Yū'tlē (Cox Island), um sich eine Frau zu nehmen. Dort wohnte Wa'qalala und dessen Tochter Hā'nēus. Wa'qalala hatte einen Wappenpfahl, der voller Läuse sass. Die grösste sass oben darauf. Diese gab er Kuē'qagyila, der nun ganz lausig wurde. Er kehrte zurück und baute ein Haus auf dem Berge Qusēla, wo K·'ā'nigyilak' (s. Sagen der Nak·o'mgyilisala) ihn später traf. Er lebte aber mit all seinen Nachbarn im Streite. Einst tödtete er vier Leute und schnitt ihnen die Köpfe ab, welche er im Flusse Ts'ōqumtā'as wusch. Ein anderes Mal ruderte er ganz allein in seinem Sī'siutl-Boote aus, um seinen Feind Halqalo'ē zu tödten. Dieser hatte aber so viele Freunde, dass Kuē'qagyila vor ihnen entfliehen musste. Er entzog sich ihrer Verfolgung, indem er in dem Innern des Berges Qusēla verschwand und erst am Gipfel wieder zum Vorschein kam. Dort erblickten seine Feinde ihn, konnten ihn aber nicht erreichen.

4. Einst stieg Kuē'qagyila in's Meer hinab, um K·ōmō'k·oa um einen Wappenpfahl zu bitten. Vier Tage blieb er bei jenem, der ihn gut bewirthete und ihn dann mit dem Wappenpfahle wieder zur Oberwelt sandte. Er stellte dann den Pfahl vor seinem Hause auf. Derselbe zeigte zu unterst den Tsōnō'k·oa, dann zwei Bᴇku's, deren einer einen gespaltenen Schädel hat und auf dem Kopfe steht. Darüber sieht man den Wolf, dann den Biber und ganz oben die Heilbutte. Als es Tag wurde, sahen die Leute den Pfahl und Kuē'qagyila gab ein grosses Fest, bei dem er, als Bär verkleidet, Nō'ntlem tanzte. Er hatte viele Kinder, fünf Töchter und drei Söhne. Die Namen der Töchter waren: Hōyakitlanuk, Pâ'ogyilak' (= die zur Heilbutte gemachte), die als Hamats'a tanzte, Wawanᴇmgyīlaō'k·a, Kēlpusla'yok· und Hotlukuī'lak·a. Die Namen der Söhne waren: A'listalis, Tsō'-nok·oatsi und Nank·omā'lis. Der erste und dritte tanzten, wie ihr Vater, als Bären verkleidet, Tsō'nok·oatsi aber trug die Tsonō'k·oa-Maske. Hōtlukuī'lak·a hatte einen Sohn, Namens Nai'nakus, welcher einen neuen Wappenpfahl unter grossen Festlichkeiten, zu denen alle Nachbarstämme eingeladen waren, errichtete. Wawa-nᴇmgyīlaō'k·oa hatte einen Sohn, Namens K·ayū'ya. Dieser baute ein zehnstufiges Haus und machte einen neuen Wappenpfahl. Er schnitzte sich eine Holzfigur, welche er Hō'qk·oa (Fettspeier) nannte. Er stellte dieselbe in seinem Hause dicht

beim Feuer auf und liess sie bei Festen Fett in das Feuer speien, so dass es hell brannte. Von ihm stammt die Häuptlingsfamilie der Tlatlasik·oala ab. Sein Sohn war Tlē'nemitenutl.

5. Einst ging dieser in seinem Boote aus, Seeottern zu jagen. Er sah bald eine grosse Heilbutte, die Feuer auf dem Rücken trug, und warf sie mit der Harpune. Die Harpune haftete und der Fisch zog ihn mit in's Meer hinaus. Endlich, nachdem er ihn vier Jahr lang durch alle Welt geführt hatte, brachte er ihn an's Land. Ein Sklave sah das Boot kommen und ging zu Tā'ltam, seinem Häuptlinge, dem er mittheilte, was er gesehen. Jener liess den Ankömmling einladen, hiess ihn beim Feuer niedersitzen und gab ihm zu essen. Tā'ltam gab ihm seine Tochter Tsōmk·ala'k·s zur Frau. Ein Jahr lang blieb Tlē'nemitenutl bei ihnen, dann aber sehnte er sich nach seiner Heimath. Er nahm Abschied von Tā'ltam, mit dem er seinen Namen austauschte, und kehrte zu seiner Heimath zurück. Dort lud ihn einst der Finnwal ein, mit ihm ihm hinauszufahren und Seehunde zu jagen. Tlē'nemitenutl nahm vier Boote mit und alle wurden voll. Der Wal aber schenkte ihm alle Seehunde, die er selbst gefangen hatte.

6. Tlē'nemitenutl's Sohn war K·ātsq (= Seestern), welcher einen Sohn Namens Nūtlustâ'lē hatte. Dieser zeugte NutsnutlELi'kya, welcher einen neuen Wappenpfahl errichtete. Sein Sohn hiess Nenâ'lēus. Dieser hatte eine Tochter, Namens Hē'kyenitsenk·a, welche wieder einen Wappenpfahl errichtete. Auch deren Sohn Nutlustâ'lē errichtete einen Wappenpfahl. Dessen Sohn Ya'k·atenā'la lebt noch heute. Dieser hatte einen Sohn Namens Nenâ'lēus. Diesem hatte er den Pfahl geschenkt. Als Nenâ'lēus aber starb, erbte ihn seine älteste Tochter, deren Wittwer Ama'qulas er jetzt gehört[1]).

(Ha'inakyalasō war der Sohn Kuē'qagyila's. Er baute sich ein Haus auf der Insel Tsē'kuot [= Vogelhaus] und fing dort Heilbutten und Seehunde. Sein Sohn hiess Nai'nakuas. Dieser zeugte K·ayū'ya. Zu seiner Zeit gab es eine gewaltige Fluth, welche Thäler und Berge bedeckte. K·ayū'ya band sein Boot am Gipfel des höchsten Berges fest, und während alle umliegenden Höhen vom Wasser bedeckt wurden, blieb dieser trocken. So entkam er der Fluth. Sein Sohn hiess Tlē'nemitenutl [siehe oben]. Dieser war der Vater K·oaqi'la's. Dessen Sohn war P'āts's.)

3. K·oaqi'la.

[Die folgende Sage über K·oaqi'la hörte ich in Qumta'spē von zwei Häuptlingen. Es ist zweifelhaft, ob der Held K·oaqi'la derselbe ist, wie der oben erwähnte.)

K·oaqi'la war ein Häuptling in Qumta'spē. Er wanderte von dort aus und zog nach Tsūtsā'tsē, wo er ein grosses Haus baute, in welchem er mit zwei Sklaven wohnte. Er schnitzte sich einen gewaltigen Löffel aus Cedernholz und lud alle Nachbarstämme zu einem grossen Feste ein. Einst sah er viele Leute vom Gebirge herabsteigen und liess sie zu sich in's Haus einladen. Unter ihnen war auch eine Frau, welche kurz nach ihrer Ankunft einem Knaben das Leben gab, der den Namen Nikya'qa erhielt. K·oaqi'la nahm sie zur Frau und sie hatten eine

1) Die Genealogie dieses Stammes erscheint durchaus unsicher. Vor Allem ist es zweifelhaft, ob die 8 Kinder Kuē'qagyila's nicht vielmehr eine Reihe von 8 Generationen darstellen. Ich verstand manchmal das eine, manchmal das andere. Die nachfolgende Genealogie erhielt ich gleichfalls in Qumta'spē, dem Dorfe der Tlatlasik·oa'la, von dem Häuptlinge K·'ōmenak·o'lua, doch ist zu bemerken, dass es mein erster Versuch war, Sagen zu sammeln, und die Verständigung ausserordentlich mangelhaft war.

Tochter, welche sie Tlalisilaō'k·oa nannten. K·oaqi'la wanderte nun nach Qumta'spē zurück. Er war der Häuptling all' jener Männer geworden und liess sie nun ein grosses Haus bauen. Die Pfosten waren in der Gestalt von Seelöwen geschnitzt. Er liess eine grosse Ceder fällen und schnitzte einen Wappenpfahl. Er liess vier Männer ein tiefes Loch vor seinem Hause graben, tödtete dann zwei Sklaven und liess sie in die Grube werfen. Auf ihren Leichen errichtete er den Pfahl.

Als nun Tlalisilaō'k·oa zur Jungfrau heranreifte und (nach ihren ersten Menses) zuerst wieder aus ihrem Zimmer hervortrat, lud er alle Nachbarn zu einem grossen Feste ein. Er schenkte ihnen fünftausend Otterfelle und zerbrach ein Kupfer. Endlich starb er. Nach seinem Tode gab seine Tochter ein grosses Fest. Sie gab den Leuten aus dem grossen Löffel K·oaqi'la's zu essen und ward nun Häuptling. In Qumta'spē wohnte aber ein anderer Häuptling, Namens K·ē'tsis, der wollte Tlalisilaō'k·oa zur Frau haben. Als er kam und um sie werben wollte, erschoss sie ihn mit ihren Pfeilen. Dann verliess sie Qumta'spē, denn sie fürchtete die Rache seiner Freunde und baute sich ein Lachswehr an einem Flusse. Dort besuchte sie ein Wolf, der ihr den Todbringer Halai'ū gab. Da fasste sie wieder Muth. Sie kehrte zurück nach Qumta'spē, schleuderte den Halai'ū auf das Dorf und verbrannte es so. Als alle ihre Feinde so getödtet waren, ging sie an's Land und baute sich ein Haus, dessen Thür immer auf und zu schlug. Sie liess ihre Sklaven viele Seehunde fangen, schüttete den Thran in den grossen Löffel ihres Vaters und lud alle Menschen zu einem grossen Feste ein.

Endlich starb sie. Da legte man sie in eine Kiste, die mit Steinen beschwert wurde, und warf sie nahe der Insel Muqtsâ'lis in's Meer. Dort fand sie K·ōmō'k·oa. Er machte sie wieder lebendig, nahm sie zur Frau und schickte sie auf einem Stamme Treibholz wieder an's Land. Nach einiger Zeit gebar sie einen Sohn, welchem sie den Namen Nā'nakyimgyī'la gab. Dieser erschuf viele Leute aus Steinen. Sobald er seinen Zauberspruch gesungen, erhoben sich die Steine paarweise, jedesmal ein Mann und eine Frau. Er tödtete zwei Sklaven und verzehrte sie. Er liess seine Sklaven vier Hirsche schiessen und verzehrte sie. Aber er ward nicht satt. Er schnitt einem Manne beide Hände ab, aber er ward auch nicht satt, als er diese ass. Und er verschlang zehn Heilbutten und vier Bären. Er bedeckte sein Gesicht mit einer Maske und begann zu tanzen und am Ende des Tanzes ging er zurück zu seinem Vater K·ōmō'k·oa. Am nächsten Morgen aber sandte er den Dorfbewohnern einen Wal, der todt an's Ufer trieb.

Als sie eben beginnen wollten, denselben zu zerlegen, kam Kunkunquli'kya geflogen und raubte ihn. Da sandte Tlalisilaō'k·oa Kutē'na (Glaucionetta clangula Americana) aus, den Wal wiederzuholen. Kutē'na reiste in Begleitung vieler Leute aus, und kam nach langer Wanderung zu Kunkunquli'kya's Haus. Er stellte sich vor die Thür und rief: „O Kunkunquli'kya, komme heraus." Dieser fragte: „Was willst Du hier?" „Mein Häuptling sandte mich zu Dir." Endlich liess Kunkunquli'kya sich bewegen herauszukommen, und sogleich fielen alle über ihn her, erschlugen ihn und zerschnitten seine Leiche. Den Wal aber nahmen sie wieder mit nach Hause. Auf dem Rückwege sah Kutē'na viele Lachse im Wasser umherschwimmen. Diese fing er und brachte sie Tlalisilaō'k·oa.

4. Kutē'na.

1. Damals war es beständig windig und Kutē'na beschloss daher, zu Metlā'lanuk zu gehen und gutes Wetter zu erlangen. Er kam zu seinem Hause und bemerkte, dass die Thür weit offen stand und der Wind mit grosser Gewalt daraus hervorblies. Metlā'lanuk sass nehmlich an der Thür und seine Winde fuhren daselbst

hinaus. Kutē'na sandte zuerst den Mink, um die Thür zu schliessen. Als dieser aber eben über die Schwelle blickte, fiel er wie todt nieder; solchen Gestank machte Metlā'lanuk. Dann sandte er den Waschbären, dem es nicht besser erging. Dasselbe Schicksal widerfuhr dem Marder und der Grasmücke. Der Adler griff mit seinen scharfen Klauen in das Gesäss Metlā'lanuk's, aber dann fiel auch er um. Da befahl Kutē'na der Heilbutte, sich vor die Thür zu legen, und er rief Metlā'lanuk. Als dieser daraufhin aus dem Hause kam, trat er auf den glatten Fisch und fiel zu Boden. Sogleich ergriffen ihn die Thiere und trugen ihn zum Boote. Da Kutē'na dort drohte, ihm den Kopf abschneiden zu lassen, versprach Metlā'lanuk, lange Zeit gutes Wetter werden zu lassen. Daraufhin liess ihn Kutē'na wieder frei.

2. Zu jener Zeit gab es kein Feuer. Deshalb sandte Kutē'na Lē'lek·oista aus, das Feuer zu holen, welches Natlibikā'q versteckt hielt. Dieser nahm eine glühende Kohle in den Mund und wollte davon laufen. Natlibikā'q aber merkte es und fragte: „Was hast Du denn da im Munde?" Da jener nun nicht antworten konnte, schlug er ihn auf den Mund, so dass das Feuer herausfiel. Da sandte Kutē'na den Hirsch aus. Dieser steckte sich trockenes Holz in's Haar, lief zum Hause Natlibikā'q's und sang vor der Thür stehend: „Ich komme, das Feuer zu holen, ich komme, das Feuer zu holen." Dann ging er hinein, tanzte zuerst um das Feuer herum und steckte endlich seinen Kopf hinein, so dass das Holz Feuer fing. Dann lief er davon, aber Natlibikā'q verfolgte ihn, um ihm das Feuer wieder fortzunehmen. Der Hirsch hatte sich für diesen Fall vorgesehen; als Natlibikā'q ihn beinahe eingeholt hatte, nahm er etwas Fett und warf es hinter sich auf den Boden. Sogleich verwandelte sich dasselbe in einen grossen See, der den Verfolger zwang, einen weiten Umweg zu machen. Nichtsdestoweniger setzte Natlibikā'q die Verfolgung fort. Als er den Hirsch beinahe eingeholt hatte, warf derselbe einige Haare hinter sich auf die Erde. Diese verwandelten sich sogleich in einen dichten Wald junger Bäume, in den Natlibikā'q nicht eindringen konnte. Er musste rund herum gehen und so gewann der Hirsch einen Vorsprung. Aber wieder hätte sein Verfolger ihn beinahe erreicht, wenn er jetzt nicht vier Steine hinter sich geworfen hätte, die sich in vier hohe Berge verwandelten. Ehe Natlibikā'q diese übersteigen konnte, hatte der Hirsch Kutē'na's Haus erreicht. Natlibikā'q stand nun vor der Thür und bat: „O, gebt mir wenigstens die Hälfte meines Feuers wieder," aber Kutē'na hörte nicht auf ihn und er musste unverrichteter Dinge zurückkehren. Dann gab Kutē'na den Menschen das Feuer.

5. Hē'likiligyala und Lōtlemā'k·a.

Hē'likiligyala stieg vom Himmel herab zur Erde, einen Halsring aus rothgefärbtem Cederbast tragend. Er baute sich ein Haus und zündete ein Feuer darin an. Als das Haus vollendet war, stieg eine Frau aus der Erde empor, Namens Lōtlemā'k·a. Er sprach zu ihr: „Du sollst hier bei mir bleiben und meine Schwester sein." Beide wohnten fortan an zwei entgegengesetzten Ecken des Hauses. Eines Tages forderte Hē'likiligyala seine Schwester auf, mit ihm in's Freie zu gehen. Dort wollte er seine Kräfte zeigen. Sie setzten sich dort auf zwei grosse Steine, und er hiess Lōtlemā'k·a, ihm einen grossen Stein bringen. Hē'likiligyala ergriff ihn und schleuderte ihn weit fort in einen See. Der Stein aber tauchte bald wieder auf und schwamm auf dem Wasser. Am Abend desselben Tages lud er viele Leute zum Feste ein. Als alle versammelt waren, tanzte er selbst und Lōtlemā'k·a. Zuerst tanzte Hē'likiligyala, und Lōtlemā'k·a schlug Takt dazu. Er trug einen kurzen Stab, den er bald in die Luft schleuderte. Da

traf er zehn Leute, die alle von dem Stabe erschlagen wurden. Die Guats'ē'noq hatten aber von Hē'likiligyala's Halsring gehört und wünschten denselben zu besitzen. Deshalb fuhren sie heimlich zu seinem Hause und kamen an, als jener schlief. Ein junger Mann versuchte, sich in's Haus zu schleichen und den Halsring zu rauben, als er aber eben die Thür öffnete, fiel er nieder, und eine fremde Gewalt zwang ihn, unaufhörlich um das Haus zu laufen und zu schreien. Da erhob sich Hē'likiligyala, trat vor die Thür und sprach: „Warum wollt Ihr meinen Halsring rauben? Bittet mich doch darum, dann gebe ich ihn Euch.“ Und sie baten ihn: „O, heile jenen jungen Mann, lass ihn nicht sterben. Wir sandten ihn, den Ring zu rauben.“ Da ging Hē'likiligyala in's Haus zurück, holte den Ring und gab ihn dem jungen Manne. Nun ward dieser gesund; sein Herz war froh, und die Guats'ē'noq reisten nach Hause zurück. Seitdem tanzen sie den Wintertanz Tsetsā'ek·a, bei dem die Ringe aus rothgefärbtem Cederbast gebraucht werden. Nun begann Lōtlemā'k·a zu tanzen, und Hē'likiligyala schlug den Takt dazu. Sie trug einen ausgestopften Minkkopf auf der Stirn, und plötzlich im Tanze rief sie: „mamamamamamā'!“ Da fiel Hē'likiligyala todt nieder. Das hatte Lōtlemā'k·a gethan. Aber bald erstand er wieder, und nun wechselten sie die Rollen: Hē'likiligyala tanzte und Lōtlemā'k·a schlug den Takt. Da schleuderte er seinen Stab auf sie. Blut strömte sogleich aus ihrem Munde hervor, und sie fiel todt nieder. Hē'likiligyala aber heilte sie wieder. Dann warf er den Stock in die Luft, so hoch, dass er nicht wieder zurückkam.

Hē'likiligyala nahm sich eine Frau Namens Ts'ē'k·amē (Tsaēk·amē). Von dieser hatte er zwei Töchter, Naualakoā'alis und Ts'ē'k·amē. Die letztere ward die Frau von Nᴇmō'k·ois, K·'ā'nigyilak·'s Bruder. Sie hatten einen Sohn, Namens Nᴇmōk·otsâ'lis.

6. Nōmasᴇ'nqilis.

Nōmasᴇ'nqilis stieg vom Himmel herab und baute ein Haus. Auf seinem Wappenpfahle sassen zwei Adler, welche dasselbe bewachten. Er hatte drei Kinder. Das älteste war ein Mädchen, welches den Namen Aikyā'oēk·a (= die Glänzende) erhielt. Sie war blind. Dann folgte ein Sohn Namens Tlēqyā'ligyila und endlich eine Tochter Namens Naqnaisilaō'k·oa.

Einst wollte Aikyā'oēk·a nach Yak·amā'lis (Hope Island) fahren, um Beeren zu sammeln. Sie fuhr mit einem ihrer Sklaven im Boote fort, und da sie lange unterwegs zu sein schienen, fragte sie ihn: „Wo sind wir? Wir sollten doch bald in Yak·amā'lis sein!“ Da sprach dieser: „Ich weiss nicht, wo wir sind, ich sehe nicht mehr Yak·amā'lis und ich sehe nicht mehr die Adler auf Deinem Wappenpfahle.“ Lange fuhren sie umher, ohne Land zu sehen. Endlich tauchte in weiter Ferne eine Insel auf und als sie näher kamen, erblickte der Sklave ein Haus. Dort wohnte Tlā'k·oagyila (= der Kupfermacher). Als dieser das Boot sah, lud er beide ein, in sein Haus zu kommen. Und er nahm Aikyā'oēk·a zur Frau. Nōmasᴇ'nqilis aber betrauerte seine Tochter, als sei sie todt. Sein Herz war betrübt und er liess seine Leute den Wappenpfahl umstürzen und in's Meer werfen. Da trug ihn die Fluth nach Yak·amā'lis und Nōmasᴇ'nqilis baute sich daselbst ein neues Haus.

Aikya'oēk·a aber gebar zwei Kinder, Tlā'k·oagyila und Tlāsutewa'lis. Eines Tages legte sie dieselben an's Feuer nieder und ging zum Strande, Muscheln zu suchen. Die Kinder spielten am Feuer umher und fielen dabei zum öfteren auf die Füsse ihrer Grossmutter. Endlich ward diese ungeduldig und sagte: „Nun lasst das! Stört mich nicht immer! Ich weiss ja nicht einmal, woher Eure Mutter

stammt!“ Die Kleinen wurden betrübt hierüber und fragten ihre Mutter, als sie zurückkam: „Mutter, wo ist Deine Heimath? Grossmutter sagt, sie wisse nicht, woher Du gekommen bist.“ Da sprach die Mutter: „Ich fuhr mit einem Sklaven weit in's Meer hinaus und gelangte nach langen Irrfahrten hierher.“ Da sagten die Kinder: „O, erfreue uns! Lass uns zu unserem Grossvater gehen!“ Da erzählte sie ihnen, dass jener Nōmasᴇ'nqilis heisse und ein mächtiger Häuptling sei. Ihr Vater gab ihnen sein Kupferboot und die Mutter sagte ihnen, ehe sie abfuhren: „Ehe Ihr meine Heimath erreicht, werdet Ihr die Adler auf unserem Wappenpfahle schreien hören.“ Sie fuhren ab und nach langer Fahrt hörten sie zwei Adler schreien. Da wussten sie, dass sie Nōmasᴇ'nqilis' Haus erreichen würden; und als sie ankamen, beschenkten sie ihren Grossvater mit vielen Kupferplatten. Ihr Vater hatte nehmlich ihr Boot mit vielen Kupferplatten beladen. Das Boot, die Ruder und der Schöpfer waren von Kupfer und Nomasᴇ'nqilis verwunderte sich, als er das sah. Nach einiger Zeit sehnten die jungen Männer sich nach Hause zurück und baten ihren Grossvater, sie fortzusenden. Da füllte er ihr Boot mit Pelzdecken, und sie kehrten in ihre Heimath zurück.

Als K·'ā'nigyilak' Nōmasᴇ'nqilis in einen Stein verwandelte (s. Sagen der Nak·omgyilisala), wanderte sein Sohn Tlēqya'ligyila nach ǫu'spalis aus. Dieser hatte einen Sohn, Namens Tsē'selaso. Tsē'selaso hatte drei Söhne: Ō'maliqstē, Wa'lik·ona und Gya'lk·amistal. Ō'maliqstē ward eines Morgens zornig auf die Kröten im Walde, welche ihn jeden Morgen störten. Er befahl ihnen, stille zu sein, und seitdem schreien sie nicht mehr.

Gya'lk·amistal schnitzte sich eine hölzerne, menschliche Figur, die er belebte, indem er mit dem Finger auf sie wies und dabei schrie. Dann ging er zu Baqbakuālanuǫsī'oaē, der im Flusse Malō'pa wohnte, und ward ein Hā'mats'a. Als er zurückkam, traf er Hā'k·oalatl am Ufer des Flusses nnd tödtete ihn. Er hatte eine Tochter, Namens Tlō'nusiqtla. Diese nahm K·ā'qaitē, der Sohn Hā'tak·a's (siehe S. 254), zur Frau. Ausserdem hatte er zwei Kinder, Namens K·ōmenē'tē und Amā'qoagyila.

7. Tlᴇma'ē.

Die Tochter eines Häuptlings erkrankte und ihr Körper war über und über mit Geschwüren bedeckt. Da beschloss ihr Vater, sie zu verlassen. Er befahl allen Leuten, ihre Habseligkeiten zu packen, und früh Morgens beluden sie ihre Boote und fuhren von dannen. Das arme Mädchen blieb ganz allein im Dorfe zurück. Einst kratzte sie ein Geschwür am rechten Oberschenkel, so dass die Kruste sich löste, und siehe, sogleich verwandelte dieselbe sich in einen Knaben. Sie fühlte sich plötzlich wieder gesund, stand auf und legte das Kind in eine Muschel, die sie in einem hohlen Baume verbarg. Täglich ging sie, um nach dem Kinde zu sehen, und bemerkte, dass es rasch heranwuchs. Sie gab ihm den Namen Tlᴇma'ē (Geschwür), da es aus ihren Geschwüren entstanden war. Als das Kind grösser geworden war, kehrte es mit der Frau zum Hause zurück. Der Knabe baute nun ein Lachswehr im Flusse und liess sich von seiner Mutter einen Bogen und vier Pfeile machen. Am ersten Tage fing er einen Lachs im neu erbauten Wehr. Sie schnitten ihn auf und hängten ihn über das Feuer, damit er daselbst trockene. Dann gingen sie wieder zum Wehr hinab und fanden zwei Lachse; als sie aber mit denselben zum Hause zurückkamen, sahen sie, dass der erste gestohlen war. Sie wussten nicht, wer der Dieb war, denn sie hatten niemand kommen sehen. Da ihnen, während sie wieder zum Wehr gingen, auch die neu gefangenen Lachse gestohlen waren, beschloss Tlᴇma'ē aufzupassen und den Dieb

zu ertappen. Er hängte die drei Lachse, welche sie dieses Mal gefangen hatten, über das Feuer, nahm seinen Bogen und die vier Pfeile und versteckte sich im Hause, während er seine Mutter wieder zum Lachswehr hinunter sandte. Es dauerte nicht lange, da hörte er draussen eine Stimme rufen: „Hü! hü!“ und bald trat eine Tsonō'k·oa in die Thür. Sie trug einen grossen Korb auf dem Rücken und streckte ihre langen Arme aus, um die Lachse zu nehmen und in denselben zu legen. Sie hatte riesige Brüste. Da schoss TlEma'ē seine Pfeile auf sie ab. Der erste traf sie in die linke Brust, der zweite in die rechte, der dritte links in die Seite, der vierte rechts. Da schrie Tsonō'k·oa vor Schmerz und lief von dannen und schlug mit den Händen um sich, so dass alle Bäume umfielen. TlEma'ē verfolgte sie, indem er den umgeworfenen Bäumen und der Blutspur nachging, über vier Berge und durch vier Thäler. Endlich kam er zu einem Teiche und setzte sich daselbst nieder, um zu warten, bis jemand käme. Als er daselbst eine kleine Weile gesessen hatte, kam die jüngste Tochter Tsonō'k·oa's, Wälalitliloq, mit einem Eimer aus dem Hause, um Wasser zu holen. TlEma'ē rief sie an: „He! wer bist Du?“ Sie war so erschrocken, dass sie nur rief: „O! o!“ Er fragte nochmals: „Wer bist Du?“ Da antwortete sie: „Ich hole Wasser für meine Mutter, die sehr krank ist.“ „Was fehlt ihr denn?“ fragte TlEma'ē. „Sie ging aus, um Essen für uns zu holen, und kam sehr krank zurück; wir wissen nicht, was ihr fehlt.“ „Ich bin ein Doktor,“ sprach TlEmá'ē, „und kann sie heilen. Sage Deiner Mutter, ein Doktor sässe am Brunnen und wolle ihr helfen.“ Die Tochter kehrte rasch in's Haus zurück und man rief TlEmá'ē dann hinein. Er sah sogleich die vier Pfeile, die für alle anderen unsichtbar waren, und versprach, die Mutter gesund zu machen. Da versprach diese ihm als Lohn ihre jüngste Tochter Wälalitliloq zur Frau. Er hüllte sich dann in einen Mantel und liess sich die Stellen zeigen, an denen die Tsonō'k·oa Schmerzen hatte. Er beugte sich dann über sie und zog mit den Zähnen die Pfeile aus ihrem Körper. Da schrie Tsonō'k·oa vor Schmerz: „ananā'!“ Kaum aber waren die Pfeile entfernt, so war sie wieder gesund. Sie gab ihm zum Lohn ihre Tochter zur Frau und schenkte ihm den Nōntlemgyila (= Närrischmacher) und den Todbringer Halai'ū. Dann kehrte er zu seiner Mutter zurück.

Es war aber die Kunde zu den Verwandten der verlassenen Frau gedrungen, dass sie einen schönen Sohn habe. Eines Morgens sah sie viele Boote kommen. Da schlug TlEma'ē's Mutter Takt mit den Händen und sang dazu, während TlEma'ē die Ankömmlinge den Nōntlemgyila sehen liess. Er rief einen Mann, der immer freundlich gegen seine Mutter gewesen war, an's Ufer und schwang dann den Halai'ū gegen die übrigen Boote. Da starben alle Leute, die in den Booten waren. Diese verbrannten und wurden endlich in Stein verwandelt.

TlEma'ē beschloss nun, die Tochter des Adlers zu heirathen. Er schlüpfte in einen Stamm Treibholz und liess sich vor des Adlers Haus treiben. Als dieser das Stück Holz erblickte, hiess er seine Tochter SEpā'ale'tlilok· zum Ufer hinabgehen und es holen. Sie gehorchte, nahm das Holz unter den Arm und ging zum Hause hinauf. Unterwegs fasste TlEma'ē sie plötzlich um den Leib und erschreckt warf sie das Holz weg. Vier Mal geschah dasselbe. Beim vierten Male gab TlEma'ē sich ihr zu erkennen und sagte, er wolle sie heirathen. Sie warf dann das Scheit in's Feuer. Es verbrannte und TlEma'ē flog in Gestalt einer Flocke weisser Asche unbemerkt in ihr Zimmer und machte sie zu seiner Frau.

8. Der Mond.

Gyā'lōyak·amē, der Mond, stieg zur Erde herab und wohnte auf der Insel Kaya'la. Er fing sich Adler, aus deren Schnäbeln er sich eine Rassel machte.

Ihre Unterkiefer verarbeitete er zu einem Tanzhute. Da wurde er stark und muthig. Da er ganz allein auf der Insel wohnte, verwandelte er die Möwen, die am Strande sassen, in Menschen. Diese bauten ihm ein grosses, vierstufiges Haus, und verrichteten alle Art Arbeit für ihren Häuptling. Einst stand Gyā'lōyak·amē an einer kleinen Landspitze; da öffnete sich plötzlich das Meer, wie ein Rachen, und ein Boot kam aus dem Spalte hervor, in dem ein Mann, Namens Waâ'yagyila, sass. Dieser trug Kopf- und Halsringe aus rothem Cederbast. Er fuhr auf Gyā'-lōyak·amē zu und gab ihm einen grossen Stein, der auf dem Boden des Bootes lag. Dann kehrte er zurück und das Meer schloss sich wieder hinter ihm. Gyā'-lōyak·amē trug den Stein nach Hause. Derselbe war aber so schwer, dass zehn seiner Sklaven mit vereinten Kräften denselben nicht heben konnten.

Gyā'lōyak·amē sprach nun zu seinen Sklaven: „Lasst uns zum See hinaufgehen hinter unserem Hause. Dort wohnt Wā'qaos, der ebenfalls einen grossen Stein hat. Wir wollen sehen, wer von uns der Stärkste ist.“ Sie gingen den Fluss hinauf und als sie bei Wā'qaos angekommen waren, forderte Gyā'lōyak·amē ihn zum Wettkampfe auf. Er fragte: „Kannst Du meinen Stein heben?“ Wā'qaos erwiderte: „Ja, ich kann es, aber kannst Du den meinen heben?“ Auch Gyā'lōyak·amē glaubte dazu im Stande zu sein. Auf Wā'qaos' Verlangen brachte er seinen Stein herbei und dieser hob ihn mit Leichtigkeit. Er selbst aber konnte Wā'qaos' Stein nicht heben. Da sprach er zu diesem: „Ich sehe nun, dass Du stärker bist, als ich. Fortan sollst Du mein Bruder sein.“ Und sie wohnten von nun an gemeinschaftlich in einem Hause und fingen Lachse im Flusse.

9. Der Mond raubt eine Frau.

Eine Frau, Namens Tspilk·ola'k·a, und deren Tochter Tlaluakoagyilaka'sō lebten zusammen in Tlamnos; die Tochter war sehr schön und darum beschloss der Mondmann, sie zu rauben. Er stieg vom Himmel herab und bat Tspilk·ola'k·a um etwas Wasser. Bereitwillig schickte diese ihre Tochter zum Brunnen, um frisches Wasser zu holen. Kaum hatte diese aber den Fuss aus der Thür gesetzt, so ergriff sie der Mondmann und nahm sie mit zum Himmel hinauf. Da ward Tspilk·ola'k·a traurig und zog nach Nauê'tē. Nach einiger Zeit kam der Mondmann wieder herab und bat eine Frau um Wasser. Als Tspilk·ola'k·a ihn kommen hörte, warnte sie jene, nicht hinauszugehen, denn sonst würde der Mondmann sie mitnehmen. Jene hörte aber nicht auf den Rath und als sie vor die Thür trat, entführte sie der Mondmann. Das Mädchen mit dem Eimer kann man noch heute im Monde sehen.

10. Apōtl.

Einst stand Baā'kumi vor seinem Hause und sah einen Seehund im Wasser schwimmen. Da sprach er zu seinem Sohne Apōtl: „Gehe doch und erlege jenen Seehund!“ Dieser gehorchte. Er nahm eine Harpune und ging mit zwei seiner Vettern in sein Boot, um den Seehund zu verfolgen. Vorsichtig ruderte er näher. Als sie nahe herangekommen waren, schleuderte Apōtl seine Harpune und traf den Seehund. Dieser schwamm davon und zog das Boot weit hinaus in die hohe See. Fast war das Land ihren Blicken entschwunden, da sprach der eine der Vettern zu Apōtl: „Zerschneide das Harpunseil, sonst werden wir nie in unsere Heimath zurückkehren.“ Jener ergriff sein Messer und zerschnitt die Leine. Aber vergeblich; das abgeschnittene Ende sprang zurück und haftete fest am Boote. Nun sahen sie nichts um sich als Himmel und Wasser. Lange waren sie herumgetrieben, da erblickten sie in weiter Ferne eine flache Küste. Der Steuermann

sprang, als sie nahe herankamen, an's Land. Dasselbe erwies sich aber als ein Trugbild, und er ging unter. Apōtl und sein Vetter wurden unaufhaltsam von dem Seehunde weitergezogen. Sie kamen an eine Stelle, wo das Meer mit schwarzen Steinen, die wie Holzkohlen aussahen, bedeckt war. Diese liessen sie durch. Ebenso gelangten sie durch einen Haufen von dicht gedrängtem Treibholz. Nach einiger Zeit erblickten sie ein Land und Bäume darauf. Der Seehund schwamm darauf zu, und nun waren sie so nahe, dass sie Häuser und Menschen darauf erblicken konnten. Als sie am Ufer angekommen waren, verwandelte sich der Seehund in einen Mann. Apōtl war sehr hungrig geworden, und da er sah, dass einer der Einwohner viel Fischöl hatte, wollte er denselben bitten, ihm etwas Oel und Fische zu geben. Der verwandelte Seehund sprach: „Bitte jenen Mann um Oel; er wird Dir etwas geben, aber nimm nicht mehr als vier Becher voll, dann komm zum Boote zurück." Apōtl gehorchte. Kaum hatte er einen Fuss in's Boot gesetzt, so verwandelte der Mann sich wieder in einen Seehund und zog sie weiter. Nach einiger Zeit kamen sie an eine Flussmündung. Dort lud der Lachs Apōtl und seinen Vetter zum Essen ein. Wieder warnte der Seehund, der sich in einen Mann verwandelt hatte, die beiden, nicht mehr als viermal zu nehmen; und sie folgten seiner Warnung. Dann fuhren sie weiter und besuchten den Silberlachs und den Fisch hanū'n. Der letztere sprach zu Apōtl: „Ich kann Dir nichts zu essen geben, aber ich warne Dich vor Nᴇmō'k·oak·amē, der an jener Landspitze wohnt. Er ist ein Menschenfresser, und ringsum sind die Knochen von den von ihm Erschlagenen angehäuft." Sie fuhren weiter, und als der Seehund Nᴇmō'-k·oak·amē rufen hörte, schwamm er davon, so rasch er schwimmen konnte. Da riss jener eine Fichte aus und warf sie dem Boote nach. Fast hätte er dasselbe getroffen, und der Seehund beeilte sich nun um so mehr, aus seiner Nähe zu kommen. Da riss Nᴇmō'k·oak·amē eine Tanne aus und versuchte nochmals das Boot zu treffen. Nicht viel fehlte, so hätte er es getroffen. Der Seehund schwamm nun weiter. Nach einiger Zeit sahen sie ein Boot in der Nähe einer kleinen Insel schwimmen. Es war niemand darin, aber im Boote sahen sie zwei Heilbutten liegen. Apōtl nahm diese und ging zur Insel. Bald sah er einen Mann, Namens Gyingyinā'nimis (= Zwerg), aus dem Meere auftauchen, der in jeder Hand eine Heilbutte trug, welche er in's Boot warf. Sogleich sah dieser, dass seine Fische verschwunden waren, und rief: „O, wer hat meine Heilbutten gestohlen!" Apōtl fürchtete sich und brachte ihm die geraubten Fische wieder.

Der Seehund schwamm weiter, und endlich gelangten sie zu Amiaē'qet (K·ants'ō'ump). Dieser gab Apōtl eine seiner Töchter zur Frau und behielt ihn vier Tage bei sich in seinem Hause. Es waren aber in Wirklichkeit vier Jahre, die Apōtl und sein Vetter dort zubrachten. Dann sehnten die beiden Männer sich in ihre Heimath zurück. Apōtl war betrübt, er legte sich in's Bett und wollte nicht mehr aufstehen. Endlich sagte er seiner Frau auf ihr vielfaches Befragen, dass er zurückzukehren wünsche, und diese bat ihren Vater, Apōtl's Wunsch zu erfüllen. Amiaē'qet willfahrte ihrer Bitte. Er ging zu Apōtl und fragte ihn, ob er mit seinem Vetter allein gekommen sei. Dieser erzählte ihm nun, wie ihr Vetter um's Leben gekommen sei. Da nahm Amiaē'qet ein Auge aus einer Kiste, band sich ein Seil um den Leib, das er von seinen Sklaven halten liess, und tauchte in's Meer hinab. Dort holte er die Gebeine des Vetters, die er dann zusammensetzte. Er setzte ihm neue Augen ein und besprengte ihn dann mit dem Wasser des Lebens. Da stand jener wieder auf. Amiaē'qet sprach dann zu Apōtl und seinem Vetter: „Mein Haus steht im äussersten Westen, wenn ihr in eure Heimath

zurückkehren wollt, so reiset immer der aufgehenden Sonne entgegen;“ und er gab ihnen zum Abschiede eine kleine Kiste, in welche er vier Seeotterfelle legte.

Lange, lange fuhren sie der aufgehenden Sonne entgegen. Da sahen sie die Berge ihrer Heimath am Horizonte auftauchen und fanden das ganze Land mit Schnee bedeckt, den Amiaē'qet gesandt hatte. Apōtl ging zum Hause seines Vaters. Zu seinem Erstaunen sah er, dass niemand vor der Thür sass und das Haus ganz schmutzig war. Er trat hinein und fand seinen Vater Baā'kumi am Feuer sitzen. Er rief ihm zu: „He! Ich bin zurückgekehrt von meiner Reise; ich, Dein Sohn Apōtl!“ Der Alte glaubte ihm nicht und erwiderte: „Du lügst, mein Sohn Apōtl ging vor langer Zeit aus, einen Seehund zu jagen, und ist nicht wieder zurückgekehrt.“ Da sah Apōtl, dass jener sehr alt geworden war, und er weinte vor Betrübniss. Er sprach: „Erkennst Du mich nicht wieder, Vater? Ich bin ja Apōtl, Dein Sohn.“ Da erkannte ihn Baā'kumi und sein Herz war froh. Er nahm einen Tanzstab und fing an zu singen, weil sein Sohn zurückgekehrt war. Apōtl aber baute ein neues Haus. Er lud alle Leute ein und beschenkte sie reichlich aus der kleinen Kiste, die ihm Amiaē'qet gegeben hatte. Dieselbe wurde niemals leer.

11. Tikya'.

Tikya' und seine Schwestern Ts'ēqsâ'ke (die Dohle) und Elk·sâ'yuk·a lebten gemeinschaftlich in einem Hause. Eines Tages lieh er sich Ts'ēqsâ'ke's Mantel und machte sich auf, ein benachbartes Dorf zu besuchen. Eine Ceder war aber vor kurzem gerade über den Pfad gesunken. Tikya' hüllte den Mantel fest um sich und versuchte sich durchzuzwängen. Da zerriss derselbe und er kehrte nach Hause zurück. Als seine Schwester sah, dass ihr Mantel zerrissen war, ward sie zornig und schalt ihren Bruder. Dieser ward betrübt und legte sich in's Bett. Vier Tage blieb er liegen, ohne Nahrung zu sich zu nehmen. Dann stand er auf, nahm einen Stock, mit dem er Takt schlug, und sang: „Meine Schwestern zürnen mir, weil ich ihren Mantel zerrissen habe, doch sie werden mir nun einen neuen machen.“ Sogleich setzten dieselben sich an die Arbeit und machten ihm einen neuen Mantel. Sobald er denselben erhalten hatte, machte er sich wieder auf den Weg und es gelang ihm dieses Mal, sich unter der Ceder hindurch zu zwängen. Endlich gelangte er zur Küste. Dort fand er einen Stamm Treibholz, in dem er ein Stück Eisen(?) erblickte. Der Stamm war mit schlüpfrigen Algen bedeckt. Vorsichtig kletterte er hinauf, riss das Eisen heraus und sang: „Nie habe ich früher dergleichen gesehen. Ich will eine Axt aus dem Eisen machen, und niemand wird ein Werkzeug haben, das dem meinen gleichkommt.“ Er ging weiter und gelangte zu einer Landspitze. Dort tödtete er eine Otter mit seinem Eisen. Und nachdem er eine Zeit lang umhergewandert war, kehrte er zu seinen Schwestern zurück. Auf Befragen erzählte er diesen, wo er gewesen sei und was er erlebt habe. Einst sah er Rauch aus dem Dache des Nachbarhauses, in dem Muscheln gekocht wurden, aufsteigen. Er trat an die Thür, aber niemand lud ihn ein, hereinzukommen. Da sprach er: „Ich möchte mit Euch Muscheln essen,“ doch niemand antwortete oder lud ihn ein. Da ward er betrübt, er erhob seinen Tanzstab, um Takt zu schlagen und zu singen; die Leute aber glaubten, er wolle sie erschlagen und entflohen. Er sang: „Alle Leute sind zornig auf mich; ich wünschte mit ihnen Muscheln zu essen, aber sie gaben mir nichts, selbst als ich sie darum bat;“ und er kehrte traurigen Herzens nach Hause zurück. Dort baten ihn seine Schwestern, mit ihnen in den Wald zu gehen, um Cederrinde zu holen. Im Walde verlor er den Weg und fand erst nach langem Umherirren denselben an einer grossen Ceder wieder. Da sang er: „Nun werde ich nicht hier im Walde

verhungern. Die Vögel werden nicht kommen, mich zu fressen. Meine Augen werden nicht aus ihren Höhlen fallen, und ich werde nicht in einen Bären oder Wolf verwandelt werden.“ Endlich gelangte er glücklich nach Hause zurück.

Ein anderes Mal ging er mit seinen Schwestern aus, Muscheln zu sammeln. Sie stiegen in’s Boot, und er steuerte, während seine Schwestern ruderten. Während dieselben nun am Strande Muscheln sammelten, legte er sich auf dem Boden des Bootes nieder und erwartete ihre Rückkunft. Dort schlief er ein und als er sich im Schlafe umdrehte, kenterte das Boot. Er aber richtete es im Wasser wieder auf, stieg hinein und sang: „Wenn ich ertrunken wäre, so wäre ich ein grosser Wal geworden oder ein Finnwal und grüne Algen wären auf meinem Körper gewachsen.“

Einst forderten seine Schwestern ihn auf, mit ihnen zu gehen und Wurzeln zu graben. Sie sahen viele Pflanzen am Rande eines steilen Felsens wachsen und Tikya‘ stieg hinauf, um dieselben auszugraben. Er warf die Wurzeln von oben herab, und seine Schwestern sammelten sie unten in ihre Körbe. Als dieselben voll waren, riefen sie ihrem Bruder zu, herunter zu kommen. Da band derselbe seine Hände mit Flechten zusammen und stürzte sich den Felsen herab. Seine Schwestern glaubten, er sei todt. Er aber schüttelte sich, stand áuf und sang: „Lâ‘lenoq (der Geist des Todten) hat mich getödtet; die Eule hat mich getödtet, sie schreit die ganze Nacht.“ —

(20) Hr. Rud. Virchow macht eine Correctur in Bezug auf die

Capacität des Schädels einer Goajira.

In der Sitzung vom 20. November 1886 (Verhandl. S. 694 u. 703; vergl. 1887, S. 204) machte ich einige Mittheilungen über Goajiro-Schädel. Bei einem derselben, einem weiblichen (Nr. 5), gab ich die Capacität zu 1080 *ccm* an. Als ich vor Kurzem diesen Schädel von Neuem betrachtete, fiel mir auf, dass aus demselben ein gelbes Mehl reichlich herauskam. Es stellte sich heraus, dass dies zerfallende Reste von Gehirnmasse waren, welche der Innenfläche angeklebt waren. Der Schädel wurde daher genau gesäubert und von Neuem gemessen. Dabei ergab sich eine Capacität von 1180 *ccm*, also ein nicht unerheblich grösseres Maass. Trotzdem bleibt der Schädel innerhalb der Nannocephalie. —

(21) Hr. G. Buschan übersendet aus Stettin unter dem 15. April, mit Bezug auf die Mittheilung des Hrn. R. Hartmann (Verhandl. 1892, S. 504), folgende Bemerkungen über die

künstlichen Augen peruanischer Mumien.

Lieutenant Gardner, seiner Zeit auf dem nordamerikanischen Kriegsschiffe „Kearsarge“, machte gelegentlich eines Erdbebens zu Arica im Jahre 1868 die Beobachtung, dass die dabei freigelegten Mumien künstliche Augen besassen. Er bemerkt hierzu in seinem Berichte (Harper’s Monthly, 1869, April), dass diese „Incas eyes“ in der Orbita gefunden wurden, woselbst sie durch ein um den Kopf gebundenes Tuch festgehalten wurden. Er war sich nicht sicher, ob dieselben hier wirklich unterhalb oder ausserhalb des Augenlides sassen; indessen machte es ihm den Eindruck, dass das letztere eher der Fall war, denn die Augen fielen augenblicklich, wenn man die Binde löste, heraus. Diese Beobachtung würde mit der v. Tschudi’s (citirt von Hartmann) übereinstimmen, dass an einzelnen Mumien die Augen bei der geringsten Berührung aus dem Schädel herausfielen. —

W. S. Miller hat diese künstlichen Augen späterhin der chemischen und mikroskopischen Analyse unterzogen (On the so-called Incas-eyes, in Science. Vol. XXI. New York 1893. No. 523) und dabei auch herausgefunden, dass sie der Linse des Octopus entsprechen. Die biconvexe Linse der Cephalopoden setzt sich eigentlich aus 2 Theilen zusammen, die durch eine Membran von einander getrennt sind: einer kleineren, äusseren, und einer grösseren, halbkugligen, inneren Linse. Diese letztere Portion fand bei den Mumienaugen der alten Peruaner Verwendung. —

(22) Hr. Hollub von Wien spricht, unter Vorlegung zahlreicher Photographien und ethnographischer Gegenstände, über die

Ma Atabele.

Der Vortrag wird im Text der Zeitschrift für Ethnologie demnächst veröffentlicht werden. —

Der Vorsitzende spricht dem Vortragenden den wärmsten Dank der Gesellschaft aus. Von mehreren Mitgliedern wird dem Wunsche Ausdruck gegeben, dass Hr. Hollub seine reiche Sammlung in Berlin zur Ausstellung bringen möge. —

(23) Hr. Künne zeigt das Modell einer bei Kühnau in Anhalt gefundenen Hausurne mit Bemalung. —

(24) Hr. Felix v. Luschan spricht über

einen zusammengesetzten Bogen aus der Zeit Rhamses II.

Die meisten der auf uns gekommenen altägyptischen Bogen haben die Form eines drehrunden, an beiden Enden gleichmässig verjüngten, schlanken Stabes und gleichen den modernen afrikanischen Bogen, am meisten denen der Wanyamwesi; zweifellos müssen sie daher als „einfach“ bezeichnet werden. Die nachstehende Abbildung (Fig. 1) nach einem Exemplare der Berliner Sammlung (4709) wird das zur Genüge erläutern.

Figur 1. $^1/_3$

Nun befindet sich aber in der ägyptischen Abtheilung des Königl. Museums unter Nr. 4712 ein grosses Bruchstück eines völlig anders gearteten Bogens, das Hr. C. J. Longman, der bekannte englische Bogenkenner, und ich kürzlich untersucht haben; Dank dem gütigen Entgegenkommen der Direction bin ich in der angenehmen Lage, die vorstehenden Abbildungen (Fig. 2—5) dieses ungemein lehrreichen Stückes mittheilen zu können.

Es ist mehrfach beschädigt, doch lässt sich die ursprüngliche Form und Grösse mit einiger Sicherheit ermitteln; nur über die Gestaltung der Enden ist es schwer, zu einem ganz sicheren Schlusse zu kommen, doch spricht die Beschaffenheit des einen, möglicher Weise vollständig erhaltenen Endes dafür, dass die hier durch punktirte Linien gegebene Ergänzung der ursprünglichen Form entspricht[1]). Das

1) Allerdings ist die Annahme nicht ausgeschlossen, und wird durch die anscheinend recht zuverlässige Abbildung Champ. 189 sogar unterstützt, dass die Enden beiderseits noch durch ein stark abgeknicktes Stück verlängert waren, — genau wie bei den ächten „asiatischen“, i. e. türkisch-persischen Bogen des vorigen Jahrhunderts.

Figur 2. $^1/_6$

A.

B.

Figur 3. $^1/_6$

Figur 4. $^1/_6$

QUERSCHNITT bei A. bei B.

A.

Figur 5.

erhaltene Stück ist 1,025 *m* lang; der vollständige Bogen mag — im ungespannte Zustande — von Ende zu Ende 1,245 *m* gemessen haben.

Auf den ersten Blick fällt eine tiefe Rinne auf, die sich längs der ganze Rückseite des Bogens hinzieht; bei näherem Zusehen ergiebt sich aber auch, das der Bogen, so wie er jetzt vorliegt, aus zwei völlig verschiedenen Bestandtheile zusammengesetzt ist. Nur die beiden Stücke, welche seitlich die Rinne ei schliessen, sind Holz; am Grunde der Rinne erscheint schon der Hauptbestandthe des ganzen Stückes, ein ungemein hartes, glänzend faseriges Gewebe von gelblic weisser Farbe, das seinen thierischen Ursprung nicht verläugnet. Sicher bestel es aus elastischen Fasern, und nur deren Art ist noch etwas unklar; allem A scheine nach aber hat man lange Sehnenfasern grosser Thiere, also wohl d Rindes, im nassen Zustande zu einem langen Stabe zusammengelegt und da durch Pressen und Schnüren in die jetzige Form gebracht. Sonst wäre, der ganze Sachlage nach, höchstens nur noch an die Corpora cavernosa vom Rind zu denke an richtige Ochsenziemer, welche auch durch starkes Verschnüren in die g wünschte Form gepresst worden sein konnten. Die Erlaubniss zu einer mikr skopischen Untersuchung habe ich nicht erbeten, weil vielleicht zahlreiche Stück untersucht werden müssten, bevor mit Sicherheit die Diagnose auf Thiersehne od auf Schwellkörper gemacht werden könnte und weil es auch ohne Mikrosko schon mit freiem Auge, völlig klar ist, dass es sich lediglich um ein fast nur a längsverlaufenden elastischen Fasern bestehendes thierisches Gewebe handelt.

Aber auch die beiden Holzleisten, welche seitlich die Rinne begrenzen, sin nicht einfach; wie aus der Abbildung hervorgeht, besteht jede derselben vielme aus je drei Stücken, die in ganz schrägen Schnittflächen an einander stosse Natürlich würden die sechs Stücke kaum hinreichenden Halt gehabt haben, wen die Rinne nicht mit einem festen, jetzt fehlenden Körper ausgefüllt gewesen wär ebenso muss nach der Form des ganzen Stückes überhaupt noch eine weite Schicht angenommen werden, welche der Rinne, bezw. den hölzernen Theile des Bogens auflag; nach Analogie des homerischen Bogens sowohl, als na modernen asiatischen Stücken können wir für diese dritte Schicht kaum an etw anderes als an Horn denken, und zwar zunächst an das des Steinbockes, das sch wegen seiner ausserordentlichen Härte, Festigkeit und Elasticität hierzu vor alle anderem geeignet sein musste. Ob auch die Rinne selbst etwa mit Hornstäbche oder mit einem Stabe aus Holz ausgefüllt war, bleibt unsicher; für das erste würde vielleicht sprechen, dass von dieser Ausfüllung kein Rest erhalten ist; de gerade von der Hornsubstanz wissen wir, dass sie selbst in Aegypten sich fast n zu erhalten pflegt und fast immer spurlos verschwindet.

Hingegen haben sich noch mehrere Schnürfurchen erhalten, die Eindrüc von gedrehten Sehnen, welche symmetrisch gruppirt an verschiedenen Stellen schmäleren und breiteren Bändern um den Bogen geführt waren, als Schmuck nic nur, sondern auch um seine Theile noch fester zusammenzuhalten und auch a und für sich seine Kraft noch zu erhöhen.

An anderen Stellen ist noch deutlich ein fest angepresster Ueberzug aus feine Leder zu erkennen und — wenn ich nicht irre — auch ein solcher aus Birke rinde; eine leicht vorzunehmende mikroskopische Untersuchung würde das jede falls bald feststellen können.

Unter allen Umständen aber ist es völlig unzweifelhaft, dass das vorliegend Bruchstück einem zusammengesetzten Bogen angehört, der mit modernen asiatische die allergrösste Aehnlichkeit besitzt.

Nun muss aber hervorgehoben werden, wie die moderne Ethnographie anz strenge zwischen einfachen und zusammengesetzten Bogen unterscheidet. In ganz Africa und in ganz Oceanien kennt man nur einfache Bogen; benso sind die Bogen der Negrito's und der Weddah's, sowie die der amerianischen Indianer durchaus einfach, von einzelnen Stücken bei Vancouver- und laska-Stämmen, sowie bei einzelnen Eskimo's abgesehen, welche, entweder us sich selbst heraus und dann wohl durch den Mangel eines für grosse Bogen geeigneten Holzmateriales veranlasst, oder in Folge ihrer, durch einfache eographische Verhältnisse natürlich bedingten Beziehungen zu asiatischen Völkern heilweise auch zusammengesetzte Bogen kennen. Im Uebrigen aber ist das Gebiet lieser letzteren auf einen Theil von Asien beschränkt, von wo sie im Alterthum ind später noch mehrfach auch auf die europäischen und afrikanischen Mittelmeerländer übergriffen.

Zwischenformen sind äusserst selten; im nördlichsten Nord-America sind solche lurch einfache Bogen gegeben, die auf der Aussenfläche durch breite Bündel meist eflochtener Sehnen versteift sind, und in Africa[1]) ab und zu durch Bogen, deren einfacher Stab entweder mit Hautstreifen, Sehnen oder Draht umwickelt oder anz leicht doppelt S-förmig geschweift ist. Solche Bogen mögen in der Form n zusammengesetzte erinnern, aber dem Wesen nach bleiben sie durchaus einfach ind unterscheiden sich ganz schroff von dem kunstvoll und raffinirt aus Horn, Holz ind thierischem Fasergewebe[2]) zusammengesetzten Bogen der Vorder-Asiaten. Von liesem gebe ich hier eine schematische Skizze (Fig. 6) mit zwei Querschnitten Fig. 7), die seinen Bau erläutern sollen.

Figur 6. $^1/_8$

Figur 7. $^1/_1$

QUERSCHNITT bei X bei Y

Ich hoffe, später vielleicht einmal diese zusammengesetzten Bogen und ihre Verwandten ausführlich behandeln zu können, heute möchte ich nur noch darauf hinweisen, lass eine grosse Anzahl von Abbildungen aus den alten Culturländern auf uns gekommen ist, aus denen mit absoluter Sicherheit hervorgeht, dass der dargestellte Bogen kein einfacher, sondern ein zusammengesetzter war. So darf ich vielleicht andeuten, dass wir alle die Bogen, die im gespannten Zustande in der Mitte fast rechtwinklig abgebogen erscheinen, ohne Bedenken als

1) Vergl. Friedrich **Ratzel**, Die afrikanischen Bögen, im XIII. Bd. der Abh. d. ph.-hist. Cl. d. Königl. S. G. d. W. Leipzig, Hirzel. 1891.

2) Vergl. H. **Balfour**, Structure of the composite bow, in Journal of the Anthropol. Institute, Vol. XIX.

zusammengesetzt und daher als asiatisch bezeichnen können, denn nie würde ein einfacher Bogen eine solche Knickung annehmen können, ohne zu brechen. Aber es giebt auch noch einen anderen Gesichtspunkt, unter dem wir den Bogen der Alten betrachten können: vielfach ist in der antiken Dichtung von Bogen die Rede, die nur von besonders starken Männern „gespannt" werden konnten. Dieser Ausdruck ist unverständlich, wenn wir ihn auf den gewöhnlichen einfachen „afrikanischen" Bogen beziehen wollen. Zuerst muss allerdings festgestellt werden, was überhaupt unter „Spannen" in diesem Sinne zu verstehen ist; wir würden darunter zunächst freilich nur ein stärkeres Anziehen der Sehne an dem fertig bespannten Bogen verstehen; aber zu einem solchen Spannen gehört keine besondere Kraft; jedes Kind wird so „spannen" können und es würde sich dabei immer nur um ein mehr oder weniger handeln, keineswegs um spannen oder nicht spannen. Ganz anders aber gestaltet sich die Sache, wenn wir unter Spannen das Anbringen der Sehne, das „Bespannen" verstehen; hier tritt uns sofort ein Gegensatz zwischen afrikanischen und asiatischen Bogen entgegen: den afrikanischen, einfachen Bogen zu bespannen, erfordert keine irgendwie nennenswerthe Kraftanstrengung, — den zusammengesetzten Bogen der Vorder-Asiaten zu bespannen, ist eine Aufgabe, welche die allergrösseste Kraft und Geschicklichkeit bedingt.

Ich möchte also das zuletzt Gesagte dahin zusammenfassen: Alle fast rechtwinklig abgeknickt dargestellten Bogen sind asiatischer Herkunft; ebenso alle solche, von denen erzählt wird, dass ihre „Spannung" schwierig sei.

Unser Stück nun stammt aus einem thebanischen Massengrabe, das nach gütiger Mittheilung der HHrn. Erman und Steindorff zweifellos der Zeit Rhamses II. angehört. Es wurde von Passalaqua gefunden und, weil Saiten-Reste beilagen, nicht etwa als Bogen, sondern merkwürdiger Weise als — Saiten-Instrument gedeutet. Ein dünnes Stäbchen, mit Elfenbeinknopf und mit rothem Leder bezogen, scheint unmittelbar bei dem Bogen gelegen zu haben und wurde von Passalaqua für ein plectrum gehalten; als solches wäre es mir an und für sich völlig unverständlich; ich vermag es aber auch sonst nicht zu erklären. Es kann zu einem Köcher oder zu einer kleinen Matte gehört haben, zu einem grossen Fächer oder zu hundert anderen Dingen, — mit unserem Bogen hat es nichts zu thun. Aus den sonstigen Fundumständen ist (ausser der genauen Datirung) nichts zu erheben, — vor Allem nicht, ob der Bogen von Haus aus einem Aegypter angehört hatte oder von einem Asiaten herstammt. Als Geschenk, als Curiosum, als Kriegsbeute, oder durch einen Reisenden, vielleicht durch einen Gefangenen, am ehesten wohl als Eigenthum eines Söldners mag er einst nach Aegypten gekommen und dort für uns erhalten geblieben sein, während Tausende seines Gleichen in ihrer Heimath den Unbilden eines rauhen Climas längst erlegen sind.

Dass dieser Bogen hethitischer Herkunft sein mag, sei hier mit einem Hinweise auf Rhamses II. wichtigsten Kriegszug nur angedeutet; mit aller Entschiedenheit aber kann ausgesprochen werden, dass er einen durchaus vorderasiatischen Charakter hat.

Ein solches vereinzeltes Vorkommen eines vorder-asiatischen Bogens in Aegypten und speziell in der Zeit des zweiten Rhamses ist nun an und für sich durchaus nicht verwunderlich. Ich möchte aber an diese Mittheilung die Hoffnung knüpfen, dass sie vielleicht einen oder den anderen Aegyptologen veranlassen möchte, solche Bogen auf Bildwerken der älteren Zeit nachzuweisen. Ebenso möchte ich hier auf die so vielfache Verschiedenheit der Bogen-Hieroglyphe [1]) und deren wechselnde

1) Vergl. z. B. in v. Lemm's ägyptischen Lesestücken das etwa dem heutigen Somâl-Bogen vergleichbare Zeichen 554 und das einen urtypischen asiatischen Bogen darstellende Zeichen 556.

phonetische Bedeutung aufmerksam machen. Lepsius[1]) hat die sprachliche Seite dieser hieroglyphischen Bogenformen schon vor 21 Jahren erschöpfend behandelt, die ethnographischen Fragen aber, die sich aus denselben ergeben, nicht berücksichtigt; es scheint mir nicht unwahrscheinlich, dass eine chronologische Untersuchung des Auftretens der verschiedenen Bogen-Hieroglyphen sich auch ethnographisch dankbar erweisen möchte. Vor allem freilich scheint es mir erwünscht, in der von W. Max Müller[2]) angebahnten Weise zu ermitteln, was von ägyptischen Reliquien wirklich der einheimischen Bevölkerung und was fremden Gästen, etwa auch den nubischen und den vorder-asiatischen Söldnern, angehört.

Mir persönlich scheint es gegenwärtig wahrscheinlich, dass alle die „einfachen" Bogen, die wir aus dem alten Aegypten kennen, gar nicht der einheimischen Bevölkerung, sondern lediglich nubischen Söldnern angehören. Ob die erstere überhaupt Bogen von Haus aus gekannt hat, ist einstweilen noch gar nicht ausgemacht, denn die zusammengesetzten Bogen der Monumente könnten auch von vorder-asiatischen Söldnern herrühren oder übernommen sein. In diesem Sinne ist es jedenfalls bemerkenswerth, dass die fremden Nachbarn der Aegypter schon in den Pyramiden-Texten, also in sehr früher Zeit, als „Bogenvölker" bezeichnet werden; freilich ist das Wort vorläufig noch zweideutig; es könnte heissen: „Völker, welche die unägyptische Waffe des Bogens führen;" es kann aber mit W. Max Müller[3]) mindestens ebenso gut auch erklärt werden als „Leute, die von ihrem Bogen leben", also Jäger im Gegensatze zu Ackerbauern, schweifende Barbaren im Gegensatze zu dem ansässigen Culturvolke, Beduinen im Gegensatze zu Fellachen. Immerhin wäre es ethnographisch interessant, wenn aus den Denkmälern ermittelt werden könnte, welche Art von Bogen die Aegypter etwa aus ihrer ersten Heimath mitgebracht haben, — einfache oder zusammengesetzte. Dies würde für die Lage dieser Heimath ebenso schwer in's Gewicht fallen, als nur irgend eine craniologische oder rein sprachliche Untersuchung.

Figur 8.

Die uralte Darstellung eines Kriegers (Lepsius D. II. 115 h), die ich hier nach W. Max Müller entlehne (Fig. 8), ist in dieser Beziehung allerdings nicht sehr aufmunternd, denn die helmartige Kopfbedeckung mit den Straussenfedern und der Lendengurt mit dem hinten herabhängenden Fellbüschel sind so ächt afrikanisch, dass man die Darstellung eines modernen Schuli-Kriegers vor sich zu haben wähnt; der Bogen aber und der spitze Bart sind beide wieder ganz vorder-asiatisch, so dass es sich bei dieser Hieroglyphe anscheinend schon um eine zusammenfassende Darstellung eines „Soldaten" überhaupt handeln könnte und man daher auf noch ältere Formen zurückgreifen müsste. Ueberhaupt aber dürfte das Studium der Realien, dem sich neuerdings die Aegyptologen mehr als früher zuwenden, noch vielfach Licht auf ethnographische Fragen werfen, deren Lösung ohne solche Mithülfe fast unmöglich erscheinen könnte. —

(25) Hr. Felix v. Luschan spricht über

Trinkschalen aus menschlichen Schädeln in Ober-Guinea.

In der October-Sitzung von 1892[4]) habe ich eine Hirnschale und andere menschliche Ueberreste besprochen, die dem Königl. Museum f. Völkerkunde durch das

1) Der Bogen in der Hieroglyphik. Z. f. äg. Spr. u. A. 1872. S 79—88.
2) Asien und Europa nach altägyptischen Denkmälern. Leipzig. Engelmann. 1893.
3) a. a. O.
4) Verhandlungen der Berliner anthropol. Gesellsch. 1892. S. 465.

Auswärtige Amt aus dem Hinterlande von Togo überwiesen worden waren; nähere Angaben, die damals noch ausständig waren, sind inzwischen eingegangen und finden sich in einem Berichte des Hrn. Premier-Lieutenant Herold[1]). Aus diesen geht nun hervor, dass jenes Schädeldach von einem Händler Dosu aus Gridji an der Togo-Küste stammt, der am 20. Februar 1892 von einem sichern Sabai, einem Manne aus Afideinhiban in Atade, nordöstlich von Misa-Höhe, im Streite niedergestochen worden war. Da der Getödtete seine Reise im Auftrage der Stationsleitung ausführte, kam es zu einer sehr eingehenden Untersuchung, bei der Sabai (nach Herold) sehr harmlos erzählte, wie er seinem Opfer erst mit einem Haumesser den Kopf und die Hände abgetrennt und das Herz aus der Brusthöhle herausgenommen hätte, den übrigen Leichnam aber ausserhalb des Ortes am Wege in den Busch werfen liess, und wie er ferner den abgeschnittenen Kopf des Händlers Dosu zunächst einige Zeit in kochendes Wasser gesteckt, um das Fleisch mürbe zu machen, wie er dann mit einem Messer das Fleisch von den Knochen abgeschabt und eine schöne Schale zum Trinken sauber daraus zurecht geschnitten habe. Bezüglich der abgeschnittenen Hände und des Herzens erzählte er, dass er dieselben über dem Feuer und an der Luft getrocknet, was einem Räuchern entspricht, und dann in seiner Hütte als Trophäe aufgehangen habe. Als ich ihn fragte, was aus dem Cadaver des Dosu geworden, berichtete er lachend, dass Leute aus dem Nachbardorfe, da derselbe die Luft zu stark verpestete, ihn eingescharrt hätten, wofür er eine Mark und einen Topf Palmwein gezahlt habe."

Wie Herold weiter ausführlich erzählt, wurden die Schale und die anderen Trophäen 3½ Monate nach der That an ihn ausgeliefert und dem Sabai vorgehalten: „Derselbe zeigte nicht die leiseste Spur von Erregung, sondern lediglich eine gewisse Freude über das Wiedersehen seiner schönen Trinkschale, welche äusserlich weiss betupft war, — ein Zeichen, dass dieselbe zu Fetischzwecken benutzt worden, worüber der Verfertiger jedoch jede Auskunft verweigerte. Die Sitte, erschlagenen Feinden mit Haumessern den Kopf abzuschneiden, ist im Hinterlande Togo's allgemein üblich. Auf Kriegszügen ist diese Thätigkeit der alleinige Vorzug und das traditionelle Recht der Aeltesten der einzelnen Familien. Die Schädel erschlagener Feinde werden zum Schmuck der Kriegstrommeln benutzt, an welchen sie ringsherum befestigt werden. Was den Unterkiefer betrifft, so herrscht allgemein der Glaube, dass Gott jedem Menschen nach dem Tode den Unterkiefer abnimmt, welcher als Ansatz zur Formung eines neuen Menschen dient. Daher gilt es ihnen als grösste Schmach, wenn ein Todter ohne Kopf, bezw. ohne Unterkiefer vor Gott treten muss. Noch aus einem anderen Grunde ist eine Liebhaberei für Menschenschädel in einigen Landschaften vorhanden. In Nkonya, im Otschi-Sprachgebiet, wird zu Wurupong (Gbome) dem Hauptfetisch Yia geopfert. Demselben muss jedes Jahr eine neue, aus einem Menschenschädel gefertigte Trinkschale geopfert werden, weil er aus einer gewöhnlichen Kürbisschale nicht zu trinken pflegt. Naturgemäss wird nun jeder, welcher eine solche Trinkschale bringt, als ein besonders tapferer Mann angesehen, weil er einen Menschen erschlagen hat. Da die Opfer unter den Angehörigen desselben Stammes nicht gesucht werden dürfen, hält man sich an Personen aus entfernten Stämmen, namentlich an einsame Versprengte. Der Mord wird dadurch verlockend, weil das Eigenthum des Ermordeten dem Mörder gehört, welcher am Schlusse der grossen Regenzeit gelegentlich des Festes des grossen Sia, bei welchem die zwei grossen Fetischtrommeln geschlagen werden, die Ehre geniesst, mitzutanzen. Derartige Morde

1) Mittheilungen aus den Deutschen Schutzgebieten. Berlin 1893. VI. S. 61 ff.

verden sehr geheim ausgeführt, erklären aber zur Genüge das Verschwinden von inzelnen Händlern in diesen Gegenden. In der Landschaft Nkonya bringt man lie so entstandenen Trinkschalen dem Fetisch Sia zu Wurupong, die Unterkiefer lem Fetisch Kompi zu Betanase."

Ausserdem wird mehrfach berichtet, dass sowohl ganze Schädel, als auch inzelne Unterkiefer zum Schmucke oder eigentlich als Trophäen an den grossen Kriegstrommeln aufgehängt werden. Die in meiner ersten Mittheilung erwähnten Einschnitte am Unterkiefer hängen wohl mit dieser Sitte des Aufhängens zuammen.

Es ist zu hoffen, dass derartige, mit menschlichen Schädeln und Kiefern geschmückte Trommeln, die bisher noch in kein Museum gelangt sind, ja von denen augenblicklich noch nicht einmal eine Abbildung vorhanden zu sein scheint, bald für unsere Sammlungen gerettet werden, ehe sie dort für immer verschwinden. Aehnliche Gebräuche bestehen ja heute auch noch an der englischen Goldküste, aber auch dort wird ihnen jetzt mit grosser Energie entgegengetreten; dort ist es vor allem der Gouverneur der Goldküste, Sir Brandford Griffith, der, wie u. a. auch die „Deutsche Colonial-Zeitung" vom 1. April 1893 nach dem „Gold-Coast-Chronicle" berichtet, die Gelegenheit eines Thronwechsels in Odumase (Ost-Crobo) benutzt hat, sehr bestimmt gegen verschiedene landesübliche Vorstellungen und Gebräuche aufzutreten und dabei zu erklären, er würde zur Ausrottung derselben künftighin bei jeglicher Art von Menschenopfer ohne Zaudern die Schuldigen an den Galgen bringen lassen. Thatsächlich sind schon mehrere dortige Fetischpriester von diesem Schicksale ereilt worden, während die Könige allmählich missionarisirt werden, aber dafür auch rasch zu blossen Scheinherrschern herabsinken. —

(26) Hr. Felix v. Luschan zeigt photographische Abbildungen

eines Knaben aus Deutsch-Neu-Guinea.

Der besonderen Güte des Hrn. Reg.-Rathes Rose vom Auswärtigen Amt verdanke ich die Möglichkeit, hier Abbildungen eines Knaben aus Jabim in Kaiser-Wilhelms-Land vorlegen zu dürfen, den er kürzlich zur Erziehung hierher bringen liess. Der gegenwärtig etwa neunjährige Junge, Namens Soli, ist meines Wissens der erste Vertreter seiner Rasse, der überhaupt bisher aus Deutsch-Neu-Guinea nach Europa gekommen ist; voraussichtlich wird er hier mehrere Jahre verweilen, so dass Gelegenheit geboten sein wird, ihn auch in seinem Wachsthum zu verfolgen. Einstweilen gebe ich hier nur eine Profil-Ansicht des Kopfes, sowie einige Maasse:

Ganze Höhe	1410 *mm*	Distanz d. inneren Augenwinkel	31 *mm*
Klafterweite	1421 „	Distanz d. äusseren Augenwinkel	94 „
Kopfbreite	136 „	Nasenhöhe	46 „
Kopflänge	172 „	Nasenbreite	40 „
Ohrhöhe des Kopfes	126 „	Mundlänge	49 „
Stirnbreite	99 „	Höhe des Ohrs	61 „
Gesichtshöhe A	164 „	Ohrloch bis Nasenwurzel	103 „
„ B	99 „	Horizontal-Umfang	505 „
Mittelgesicht	70 „		
Jochbogenbreite	129 „		

Die Hautfarbe ist an verschiedenen Stellen des Gesichts und des Körpers sehr verschieden, vor Allem an der Stirn und im Nacken auffallend dunkelbraun,

fast schwarz, in der Jochbeingegend hingegen viel heller, mit einem sehr deut-
lichen rothen Unterton. Die Iris ist tief dunkelbraun, die Conjunctiva aus
gesprochen gelblich, in den Augenwinkeln mit einzelnen, kleinen, unregelmässig
runden Flecken von röthlich brauner Farbe. Das Haupthaar ist rein schwarz, seiden
artig weich, kraus, beiderseits „whisker"-artig bis fast zur Höhe des unteren Randes
der Ohrmuschel herabsteigend. Die Stirn ist mässig hoch, gerade und voll, in
ihrem oberen Theile dicht mit Flaumhaar bedeckt, das allmählich in das Haupt
haar übergeht, so dass es schwer fällt, die genaue Stelle des „Haarrandes" zu er
mitteln. Der Kopf erscheint lang, schmal und hoch, das Gesicht schmal und oval

die Wangenbeine sind angelegt, die Nasenwurzel ist mässig flach, der Rücke
schmal; das Septum nach vorn stark verbreitert, die Flügel dünn. Im Septum
war früher ein etwa 6—7 *mm* im Durchmesser haltendes Stäbchen getragen worden
jetzt ist die durchbohrte Stelle kaum mehr zu erkennen und eben noch für ein
dünne Sonde durchgängig. Auch das linke Ohrläppchen ist durchbohrt. Di
massigen Zähne sind gerade gestellt, ohne Caries, stellenweise, besonders an de
Innenflächen, braun gefärbt. An den Händen ist die ganz helle, fast rosige Färbung
des Handtellers besonders auffallend, sowie die sehr langen, schmalen, aus
gesprochen conisch sich verjüngenden Finger.

Im Uebrigen ist der Junge von grosser Intelligenz; er hat in wenigen Monaten neben seinem, allerdings primitiven Englisch auch recht gut Deutsch gelernt und erweist sich überhaupt sehr aufgeweckt. Seiner guten Kenntniss seiner engeren Heimath, seinem vorzüglichem Gedächtniss und seiner mehrfach auf die Probe gestellten Wahrheitsliebe verdanke ich bereits vielfache Belehrung über verschiedene Stücke unserer Sammlung und geradezu erstaunlich ist die nie fehlende Sicherheit, mit welcher er ihm vorgelegte Photographien von Negern und Melanesiern stets treffend aus einander hält, während er selbst wiederholt sogar auch von erfahrenen Africa-Reisenden, die ihn in meinen Cursen sahen, für einen Neger gehalten wurde! Sehr anerkennenswerth ist auch sein durchaus bescheidenes und höfliches Betragen, das ihn sehr vortheilhaft vor den meisten hierher gebrachten Negerjungen auszeichnet. Allerdings mag dies theilweise auch auf die sehr vernünftige und strenge Behandlung und Erziehung zurückzuführen sein, die ihm hier zu Theil wird. —

Figur 1. Fig. 2.

(27) Hr. Buchholz legt eine Auswahl von Fundstücken aus den neuentdeckten Gräberfeldern von Wilmersdorf, Kr. Beeskow, und Storkow, Kr. Templin, sowie aus dem Burgwall in Treuenbrietzen vor. Die näheren Ausführungen werden in den „Nachrichten über deutsche Alterthümer“ erscheinen. —

Hr. Seler bemerkt, dass er einen Hängeschmuck aus Sandstein (Fig. 1), ganz ähnlich den von Hrn. Buchholz vorgelegten, vor Jahren von einem Spremberger Freund erhalten hat. Das Stück ist in Sellessen bei Spremberg gefunden worden. Gleichzeitig und aus demselben Ort erhielt er die Bronzenadel (Fig. 2). Er ist aber nicht im Stande anzugeben, ob diese beiden Gegenstände zusammen gefunden worden sind. —

Hr. Rud. Virchow erinnert in Bezug auf die Sandsteinplatte an die mehrfach in der Gesellschaft vorgelegten Schrecksteine. —

(28) Hr. Seler zeigt

Gegenstände aus Guatemala.

In der Sitzung vom 21. November 1891 habe ich der Gesellschaft einige Mittheilungen gemacht über Ausgrabungen, die von den HHrn. Erwin P. Dieseldorff und Dr. Karl Sapper an verschiedenen Punkten der Nachbarschaft von Coban vorgenommen worden sind. Ueber die Ergebnisse dieser Ausgrabungen konnte ich damals nur nach flüchtiger Anschauung weniger Stücke urtheilen, die Hr. Dieseldorff zur Ansicht mitgebracht hatte. Aber ein kleines Figurengefäss konnte ich vorweisen, das Hr. Dieseldorff dem Königl. Museum für Völkerkunde geschenkt hatte, und das deshalb besonders interessant ist, weil in seinem, durch einen Deckel verschlossenen Innern ein Obsidianmesser und die Glieder des kleinen

Fingers einer linken menschlichen Hand sich befanden. Hr. Dieseldorff ist jetz dabei, die interessanteren Stücke seiner Sammlung zu beschreiben und zu ver öffentlichen. Hr. Dr. Sapper aber hat hochherziger Weise sich entschlossen, das jenige, was ihm von seinen Ausgrabungen und Sammlungen noch geblieben ist dem Königl. Museum als Geschenk zu überweisen. Da Alles fundortlich wohl be zeugte Stücke sind, so stellt diese Schenkung eine wichtige Bereicherung de Sammlungen des königlichen Museums dar.

Die Sammlung enthält nicht weniger als 9 theils becherförmige, theils krug förmige Gefässe, die, gleich dem Figurengefäss, welches Hr. Dieseldorff vo zwei Jahren dem Museum schenkte, in ihrem Innern ein Obsidianmesser und menschliche Fingerglieder bergen. Alle sind, gleich diesem Figurengefäss und zwei anderen ähnlichen, in der südlichen der drei aus Erde und Steinsetzungen gebildeten Pyramiden (tzak) von Santa Cruz bei Coban gefunden worden. Be den Figurengefässen bildete der abnehmbare Kopf den Deckel. Die einfacheren Gefässe, die ich hier vorlege, waren jedes mit einer flachen, deckelförmigen Schale zugedeckt. Andere becherförmige Gefässe und einzelne Deckel finden sich in der Sammlung, die an derselben Stelle gefunden wurden und vermuthlich einen ähnlichen Inhalt gehabt haben. In meiner früheren Mittheilung habe ich darauf hingewiesen, dass die Sitte des Fingerabschneidens, theils als Opfer für die Gottheit, theils als Ausdruck der Trauer bei dem Tode des Ehegemahls, bei ver schiedenen Stämmen Nord- und Süd-America's bestand. Von den Stämmen Central- America's ist über einen solchen Gebrauch anderwärts noch nichts bekannt ge worden.

Nächstdem enthält die Sammlung eine grosse Zahl von Bruchstücken von Figurengefässen und Thonfiguren, die für das künstlerische Können dieser alten Nationen ein beredtes Zeugniss ablegen und eine Menge Detail in Tracht und Schmuck vor Augen führen. Auch eine grosse Thonform befindet sich darunter deren Ausguss einen prächtig modellirten weiblichen Kopf zeigt, mit fliehender augenscheinlich künstlich deformirter Stirn, grossen viereckigen Ohrplatten und einem Halsband, dessen Mittelstück eine mächtige, viereckig prismatische, quer aufgereihte Perle bildet. Von besonderem Interesse waren mir ein Paar Bruch stücke fein glasirter, grünlich-grauer Gefässe in Thierform. In der alten Uhde'schen Sammlung befinden sich ein Paar vollständige Gefässe dieser Art, deren eine einen Tapir, das andere einen Papagei darstellt. Ueber die Herkunft dieser schönen Gefässe war bisher absolut nichts bekannt. In den Anales del Museo Naciona de México III. p. 273—278 beschreibt der Bischof von Yucatan, D. Crescencio Carrillo y Ancona ein Gefäss, das in einem Grabe bei Puerto Progreso, der Hafenstadt von Mérida, gefunden wurde, das als „fino esmaltado" beschrieben wird und der Zeichnung nach von der gleichen Art, wie die Uhde'schen Gefässe, sein muss. Immerhin blieben gewisse Zweifel übrig, da die Zeichnung nichts von dem Material und der so charakteristischen Glasur dieser Gefässe erkennen lässt. Einen Kopf eines solchen Gefässes sah ich in Madrid in der costaricanischen Abtheilung der historischen Ausstellung. Derselbe sollte bei Cartago in Costa Rica gefunden sein. Der Direktor des Costaricaner Museums selbst hegte aber die ernstesten Zweifel hinsichtlich der Richtigkeit dieser Angabe. Ein schönes, wohlerhaltenes Gefäss dieser Art war in der guatemaltekischen Abtheilung in Madrid ausgestellt Die Sapper'sche Sammlung enthält 4 oder 5 verschiedene Bruchstücke solcher Gefässe, die alle aus der Gegend von Coban stammen. Wenn nun wohl auch nicht diese Gefässe in der Gegend von Coban selber gemacht worden sind, so scheint es doch sicher, dass der Herstellungsort nicht weit entfernt gewesen sein

ann und dass seine Bewohner mit den Bewohnern der Alta Vera Paz in Handels-
erbindung gestanden haben müssen.

In dem Jahrgang 1891 des „Auslandes" hat Hr. Dr. Sapper einen interessanten
ericht über die Reise gegeben, die er zu den Lacantun, einem noch heidnisch
ebliebenen Bruchtheil der Maya-Nation, der in den Wäldern zu beiden Seiten
es Rio Usumacinta haust, gemacht hat. Die Angehörigen dieses Stammes, die
hne Zweifel die in die Wälder geflüchteten Nachkommen der cultivirteren Nationen
ind, die ehemals in diesen Gegenden lebten, kommen noch heute einmal in jedem
ahre in der Stadt Menché am Usumacinta, die von Hrn. Désiré Charnay höchst
berflüssiger Weise Lorillard City getauft worden ist, zusammen und bringen in
em Haupttempel Opfer dar. Zu diesem Opfer bedienen sie sich eigenthümlicher
chalen, deren Rande ein Menschengesicht
ufgesetzt ist. Dr. Sapper konnte ver-
chiedene Bruchstücke solcher Schalen in
iesem Tempel sammeln. Die dem Rande
ufsitzenden Gesichter (vergl. nebenstehende
'igur) zeigen höchst charakteristische Züge.
ie stimmen im Typus genau überein mit
lteren Stücken, die Hr. Consul Sarg aus
erselben Gegend erhielt, und mit einer
Reihe ähnlicher Schalen, die ich in der
Guatemala-Abtheilung in der Madrider Aus-
tellung sah. Nach Hrn. Dr. Sapper bringen
ie Lacantun in diesen Schalen hauptsächlich
Vachs als Opfer dar, von dem Material, das
n Kuchen bestimmter Grösse geformt bei ihnen als eine Art von Tauschmittel
der Geld im Gebrauch ist. Die den Schalen selbst anhaftende Masse ist aber augen-
cheinlich eine Art von Harz, ohne Zweifel wohl Copal, das seit alter Zeit in
Iexico und Central-America zu den Räucherungen für die Götter benutzt wird.

Hr. Dr. Sapper hat endlich in der Sammlung noch ein Paar Halsketten, ein
Iemd und Bogen und Pfeile mitgeschickt, die er bei den Lacantun gesammelt hat.
Die letzteren sind ausnehmend interessant, da Bogen sowohl als Pfeile genau des
leichen Typus sind, wie bei den Wald-Indianern des südamerikanischen Continents.
Die Pfeile bestehen aus einem Rohrschaft, in den ein hölzernes Endstück eingesetzt
st, und dieses wiederum ist mit einer Feuersteinspitze bewehrt. Die hölzernen
Schaftenden sind meistentheils glatt. Bei einzelnen aber sind diese Enden gezackt,
vie es genau in gleicher Weise auch bei den südamerikanischen Stämmen beob-
chtet wird. Statt der Feuersteinspitze trägt einer der Pfeile eine aus einem Stück
Fensterglas gefertigte Spitze. —

Hr. Holub erwähnt in Bezug auf das abgeschlagene Fingerglied, dass ein
Analogon dazu bei dem Stamme der Maruda im südlichen Central-Africa vor-
komme. Hier habe man den Gebrauch, die Fingerglieder von Kindern abzuschlagen
und in Trommeln zu thun, damit sie als Amulette gegen feindlichen Ueberfall
dienten. —

Hr. Bastian weist auf den ethnisch mehrfach vorkommenden Gebrauch des
Fingerabschneidens hin. —

Hr. W. Schwartz kennt Aehnliches aus Europa. —

(29) Hr. W. v. Schulenburg übersendet unter dem 1. Mai folgende Mittheilungen:

1. Kröten an Häusern.

Im Spreewald wusste man noch, dass früher Kröten, auf Stöcke gespiesst, an Kuhställe oder Scheunen gesteckt wurden (vergl. mein Wend. Volksthum S. 47), doch habe ich den Brauch selbst nirgends mehr gefunden. Dagegen kommt er noch in Ober-Bayern vor. In der Zeit von Mariä Himmelfahrt (15. August) bis Mariä Geburt (25. September) sticht man eine Kröte, wo man sie auf dem Felde findet, mit einem spitzen Stock durch und in die Erde fest, bis sie „hin wird, denn vor Sonnenuntergang stirbt sie nicht.“ Dann steckt man die Kröte im Viehstall oder aussen an der Wand ein (Fig. 1), wo sie bis zum nächsten Jahre bleibt.

1

Sie zieht, wie man sagt, die böse Luft, das Gift der Luft, vom Vieh weg. Aus dem gleichen Grunde schlägt man in manchen Orten auch die Schlangen nicht todt, sondern hat sie gern in den Viehställen, weil sie das Gift aus der Luft „anziehen“ und dadurch Krankheit und Seuche vom Vieh abhalten. Die abgebildeten Kröten (Fig. 1) habe ich (1888) in der Gegend vom Brünnstein nach der Natur gezeichnet.

1863

a

2

2. Buntfarbiger Hausschmuck.

An einer Säge (Sägemühle) am Förchenbach bei Brannenburg fand ich (1888) einen Balkenkopf als Schlangen- oder Drachenkopf verziert und, was wohl selten nur noch vorkommt, buntfarbig bemalt (Fig. 2). Die Zunge war roth; die Zähne selbst und die Ein-

ıssung derselben weiss; der Augapfel schwarz, das Auge weiss, die Einfassung esselben schwarz; Kopf und Leib dunkelgrün; die Schuppen (in der Zeichnung urch Punkte angedeutet) bestanden aus runden, weissen Flecken mit schwarzer Cinrahmung. Der schräge Streifen *a*, der das Drachenbild begränzte, war roth emalt. Ob solche Drachenköpfe, die in sehr schöner Ausführung als Holzschnittsverk anderwärts in Ober-Bayern vorkommen, ebenso wie die aufgespiessten Kröten, ur Abwehr dienten, ist nicht erweisbar, erscheint aber, abgesehen von ihrem ünstlerischen Zwecke, wohl denkbar.

3. Wendischer Zauberspruch.

In der preussischen Ober-Lausitz, und zwar im Dorfe Schleife (Kreis Rothenourg), fand ich unter der dortigen lausitz-serbisch redenden Bevölkerung (so-;enannten Wenden) einen Zauberspruch, den Frauen mehrmals hersagen vor der Iaide (Wald), wenn sie nehmlich in die Haide gehen, um Haidekraut (Erica) zu ammeln, damit der Förster sie nicht sieht und zur Strafe pfänden kann (vergl. nein Wend. Volksth. S. 115):

„Perej mjo bydź swětło
A pósled mjo bydź ćma.“
(Vor mir sei Licht
Und hinter mir sei Finsterniss.)

Dieser Zauberspruch wurde in den streng volksgläubigen Kreisen der Bevölkerung als Geheimniss bewahrt. Wo man allerdings diesen Glauben nicht hat, ıat er naturgemäss nur den Werth von Worten, wie immer. Ich habe ihn auch n deutsch redender Gegend in Nord-Deutschland gefunden, wenn ich mich recht entsinne, als Schutzmittel für Wilddiebe, finde ihn aber unter meinen Aufzeichıungen nicht heraus. Aehnliche Worte gleichen Sinnes bietet ein Zauberspruch m „Todtenbuch“ der Aegypter. Sie lauten in einer Beschwörung (eines Papyrus), gerichtet an die Göttinnen Isis und Nephthys, nach François Lenormant (La nagie chez les Chaldéens. Paris 1874. p. 88):

„. . . pour me tenir dans l'obscurité; —
pour ne pas me mettre en lumière; . . .“

4. Allerseelen-Gebäck.

In der Zeitschrift f. Ethnol. 1888, Verhandl. S. 156 habe ich hingewiesen auf die Oster-Semmel der evangelischen Bevölkerung in der Nieder-Lausitz und auf den Seelenzopf in Bayern als Pathen-Geschenke. Dagegen erhalten in Unter-Flinsbach am Inn und Umgegend (in Ober-Bayern) am Tage Allerseelen (2. Nov.) die römisch-katholischen Kinder von ihren Pathen ein Gebäck aus Weizenmehl, und zwar das Mädel von ihrer Got (Pathin) ein Hähnel, der Bube von seinem Göt (gesprochen dort auch wie Get) einen Hirsch, beide oft von bedeutender Grösse. Das Hähnel (d. h. die Henne), Fig. 4, soll nach bäuerlicher Erklärung auf die Hauswirthschaft hinweisen, die der Frau obliegt, und auf den Segen des Hauswesens, während der Hirsch (Fig. 3) dann wohl auf das Treiben des Mannes im Wald und auf den Bergen hindeuten würde.

In Hinsicht auf die Seelenzöpfe bemerke ich, dass für die Lausitz Haupt (Sagenbuch der Lausitz. 1862. I. S. 41) „Höllenzöpfe der Christnacht“ erwähnt. Grimm (Mythol. Berlin. I. 1875. S. 384) bemerkt „. . . wie frau Holle gespinst oder haare verwirrt (S. 223), selbst verworrene haare trägt, ein struppiges haar Hollenzopf heisst,“ und in Anmerkung 5: hess. „Hollezaul (= zagel), Hollezopp“, Schmidt, westerw. idiot. 341; bei Adelung steht „Höllenzopf“. In Berliner

Bäckerläden wird ein Gebäck verkauft unter dem Namen „Barchus“ oder „Barchos“ („Berches“, hebräisch). Dieses Gebäck zerfällt nach seiner Zubereitung in zwei Arten — davon die eine mit Mohn bestreut — und besteht aus einem

Geflecht (Fig. 5). Es ähnelt in der Form ganz dem Seelenzopf römisch-katholischer Gegenden und wird in Berlin in jüdischen Familien Freitags und an Festtagen gegessen. —

5. Thonsiebe.

Bezüglich in der Jetztzeit noch üblicher Thonsiebe, in der Form vorgeschichtlichen ähnlich (Zeitschr. f. Ethnol. 1888, Verhandl. S. 156), füge ich hinzu, dass eine Schüssel mit Siebboden aus gebranntem Thon, irdener Durchschlag genannt, bei Brannenburg in Ober-Bayern dazu dient, um von den Nudeln, einem Gebäck aus Mehl und Schmalz, das Fett abträufeln zu lassen.

6. Schmalz, Schmarren, Nudeln.

Da man in anderen Gegenden Deutschland's unter Schmalz, Schmarren und Nudeln etwas anderes versteht und ausserdem Schmarren und Nudeln recht eigentlich Volksgerichte in Ober-Bayern sind, darf ihrer vielleicht eingehender gedacht werden.

Schmalz heisst hier in den Bergen ausgekochte Butter, die, in grossen Gefässen aufbewahrt, Monate lang sich hält und (1888) in allen bäuerlichen Wirthschaften massenhaft zur alleinigen Bereitung aller Speisen dient, da thierische Fette (Nierenfett, Schweineschmalz), soweit ich erfahren, selbst bei den ärmsten Leuten keine Verwendung finden. Schmalz führen die Holzknechte, die die ganze Woche im Holze (Walde) in ihren Holzsilmen (Rindenhütten) zubringen, in runden Holzschachteln, Schmalzspoddeln, bei sich, ebenso wie Mehl, Brod und Salz. Schmarren bilden dort ihre einzige warme Speise, ebenso Morgens, wie Mittags und Abends, — eine Lebensweise, wie sie einfacher in alter Zeit nicht gedacht werden kann.

Schmarren bestehen aus Mehl, Wasser und Salz. Der Teig wird in einer flachen Holzpfanne (Tagkeln oder Taigkeln) angerührt, dann in eine eiserne Pfanne geschüttet, mit Schmalz angebraten und beständig mit dem Muser zerstampft und in Stücke geschnitten. Der Muser ist ein flaches, spatenförmiges, gestieltes, eisernes Kochgeräth. Die erwähnte eiserne Pfanne wird auf den Pfannerhaber (Pfannheber) gesetzt, der am Feuer auf dem Steinheerd der Hütte steht.

Nudeln sind ein fast handgrosses Gebäck aus Mehl und Wasser oder Milch. Der flache Teig, in kochend Schmalz geworfen, geht pufferartig auf, innen hohl. Nudeln wurden hier (1888), soweit ich bemerkte, wo Dienstboten sind, regelmässig Mittwochs und Sonnabends gegessen. Auch sonst leben hier die Bewohner der engeren Umgegend meist von Mehlspeisen. Fleisch wird bei Bauern vielfach nur fünfmal im Jahre gegessen, nehmlich zu Ostern, Pfingsten, Weihnachten, zu Fastnacht und Kirchweih.

7. Steinschlägel.

Kurze, eiserne Hämmer mit engem Stielloch, den kurzen, stumpfen, vorgeschichtlichen Steinbeilen ähnlich, sah ich an langen, dünnen, etwa daumstarken Stielen Arbeiter und Steinhauer an den Kunststrassen zum Zerkleinern der Steine benutzen in Westfalen, in Ober-Bayern, hier Steinschlägel genannt, und in Tirol.

8. Knochen-Werkzeuge.

In Bezug auf die Mittheilungen in dieser Zeitschrift, betreffend die Benutzung von Werkzeugen aus Bein in jetziger Zeit, theile ich mit, dass Schuhmacher in Ober-Bayern noch einen schmalen, meisselförmigen, zugeschärften Knochen (wohl vom Rind) benutzen, um das Oberleder von der Sohle abzudrücken, damit es im Verlaufe der Bearbeitung nicht beschädigt wird. Auch haben sie Rundhölzer von Buchsbaum, um das Oberleder zu glätten, wenn der Stiefel auf dem Leisten sitzt. Statt dieser soll man früher Knochen zum Glätten gehabt haben.

9. Angebliche Wolfsgruben.

Auf dem Wege von der Wachinger Mühle bei Brannenburg nach Unter-Flinsbach (in Ober-Bayern am Inn) liegt (1888) eine scharf trichterförmige Grube mit glatter Wandung, die, bei entsprechender Tiefe, oben eine kreisrunde Oeffnung von etwa 45 Schritt Durchmesser hat. Eine zweite, 30 Schritt unweit dieser, ist fast zugeschüttet, während früher noch zwei andere in der Gegend waren, also vier im Ganzen. Diese Gruben heissen im Volksmunde Wolfsgruben und sollen früher zum Fangen der Wölfe angelegt worden sein. Vielleicht aber handelt es sich um Trichter, die, wie manche „unergründliche“ Löcher in Nord-Deutschland, in der Urzeit das Wasser ausgemahlen hat.

10. Eulenlöcher.

Wie mir Frau Bender aus ihrer Heimath mittheilte, waren im Ober-Bergischen, im Kreise Waldbröhl (Rheinprovinz), auch „Haferspanien“ genannt, Euelslöcher in Scheunen und in Wohnhäusern, besonders in solchen von Fachwerk, damit der Rauch Abzug hätte, denn früher hatte man offene Busen, d. h. Kamine, die nach oben durchgingen, aber auch der Frucht (Roggen, Hafer) und des Heu's wegen, damit die Luft durchziehen konnte und die Frucht trocknete, die sonst stockig wurde. Manche glaubten auch, die Eulenlöcher wären der Eulen wegen, weil sie die Mäuse wegfangen und die Katzen ersparen. Gegen Abend sah man die Eule am Euelsloch sitzen.

11. Rugonen.

In den letzten Jahren hörte ich auf der Insel Usedom (Pommern) von verschiedenen Leuten die Eiländer von Rügen „Rugonen“ nennen und auf meine Nachfragen wurde mir immer der Bescheid, das man so schon seit Alters sage. Wenn also nicht Einfluss von gelehrter Seite hier irgendwie vorliegt, so wäre die Form eines Volksnamens üblich noch in unserer Zeit, wie sie öfter vorkommt bei Tacitus (Germania) in den Namen der germanischen Völkerschaften.

12. Todte Mann, Sprokenkruez.

In der Zeitschrift für Ethnologie 1888, Verhandl. S. 288 berichtet Fräulein Lemke über einen alten Volksgebrauch „zum Gedächtniss“ und wirft Fragen auf über den Zweck derselben. Es werden solche Hügel aber nicht nur zum Gedächtniss und aus Mitleid errichtet, sondern wesentlich aus Furcht vor den Todten, deren Seele keine Ruhe hat, bis ihnen nach Vorschrift eine Ruhestätte bereitet ist. Haupt (Sagenbuch der Lausitz. 1862/63) hat schon in Hinsicht auf das „Reiserlegen“ und „Steinelegen“ mit Recht hervorgehoben, dass man es thut aus Furcht vor der Rache der abgeschiedenen Geister (I. 99). Haupt (II. 65) erwähnt vieler solcher Grabhügel in der Lieberoser Haide, auf der Strasse von Cottbus nach Frankfurt, eines „todten Jungen“ bei Deschkau, sah einen „todten Mann“ bei Tränke zwischen Rothenburg und Muskau. Nach Hrn. Gander (Laus. Mitth. I. 343) entstand einer zwischen Koschen und Breslagk noch 1871, bei Amtitz 1886. Hr. Feyerabend von Görlitz hat (ebend. S. 381) Mittheilungen gemacht über Reisigaufhäufen in sehr alter Zeit unter Bezugnahme auf Lex Rip. 15, 43. Part. Leg. Sal. 43, 44, 47. Hr. Jordan in Papitz theilte mir früher, wie erneut, mit, dass er 1860 einen todten Mann sah zwischen Lohsa und Geislitz, einen anderen zwischen Neukolm und Bernsdorf (beide im Kreise Hoyerswerda), und fügte hinzu: „Das Hinlegen eines Zweiges veranlasste auch das Gefühl, dass einem dann nichts Böses widerfahren wird.“ Hr. Hantscho-Hano in Schleife berichtete mir von zweien, einem in der Muskauer Haide zwischen Spremberg und Schleife, einem zweiten zwischen Halbendorf und Cromlau in der Merlakschlucht. Ich selbst sah 1880 in der preussischen Ober-Lausitz in der herrschaftlich Weisskulmer Forst (vergl. mein Wend. Volksth. S. 112) auf den Reisighügel einen grossen Würfel aus Eisenschlacke von einem Fuhrmann zugelegt, aus dem Eisenwerk zu Burghammer, wie sie in der Umgegend zum Bauen verwendet werden. Hr. Johannes Rahn in Pyritz (Pommern) theilte mir (1883) mit: „Auf dem Wege zwischen dem Städtchen Alt-Damm und dem Dorfe Binow liegt mitten im Walde ein Haufen Reisig am Wege. Viele Vorübergehende legen noch, getreu der alten Sitte, ein Reis darauf, so dass der Haufen nie verschwindet. An dieser Stelle, welche Sprokenkruez (= Sprockenkreuz; Sprocken = Reisig) heisst, soll früher ein Wanderer erschlagen sein.“ — Ich fand in den letzten Jahren an der pommerschen Ostsee-Küste auf dem Kirchhof eines Fischerdorfes dem bei Sturm in der See ertrunkenen Fischer von den Seinigen im geweihten Boden ein vollständiges Grab zugerichtet, den Grabhügel aufgeschüttet und daneben ein Holzkreuz errichtet, um dem Todten, der auf dem Grunde des Meeres ruhte, eine Ruhestätte zu geben. —

(30) Eingegangene und erworbene Schriften und Geschenke:

1. Latzina, F., La mortalidad habida en 18 ciudades Argentinas durante el año de 1889. Buenos Aires 1891. Gesch. d. Hrn. Dr. Polakowsky.
2. Schierenberg, G. A. B., Nachtrag zur Varus-Schlacht. o. O. u. J. Gesch. d. Verf.

3. Steenstrup, Japetus. Yak-Lungta-Bracteaterne. København 1893. Gesch. d. Verf.
4. Montelius, O., Om tidsbestämning inom Bronsåldern. Stockholm 1885. (K. V. H. o. Antiq. Ak. Handlingar.) Gesch. d. Verf.
5. Müller, F. W. K., Einige Anmerkungen zu Groeneveldt's: Notes on the Malay Archipelago and Malacca. Leiden 1893. (Sep.-Abdr. T'oung pao Archives.) Gesch. d. Verf.
6. Danielli, J., Studio sui crani Bengalesi. Firenze 1893. (Estr. Arch. p. l'Antrop. e l'Etnologia.) Gesch. d. Verf.
7. Holub, E., Illust. Führer durch die Südafrikanische Ausstellung. Prag 1892. Gesch. d. Verf.
8. Crónica Cientifica. Barcelona 1878/79. Anno I. Num. 13—15. Anno II. Num. 33, 34 et 36.
9. Resumen de las actas de la Acad. R. d. Cienc. de Madrid. Madrid 1848—51. 1853—54. 1857—60. 1863—64.
10. Acta de la R. Academia de Barcelona, sesion del 19. de Octubre de 1884. Barcelona 1884.
11. Colmeiro, M., Curso de derecho politico. Madrid 1873.
12. Iparraguirre, F. F., Discurso sobre la Naturaleza y la Ciencia. Madrid 1884.
13. Aguilar y Vela, A., Breve reseña d. l. hist. d. l. Astronomia. Madrid 1855

    Nr. 8—13 Gesch. d. Hrn. Prof. Magnus.
14. Brinton, D. G., The alphabets of the Berbers. New York 1893. (Science.)
15. Derselbe, Analytical Catalogue. o. O. u. J.
16. Derselbe, The Etrusco-Libyan Elem. i. the Song of the Arval Brethren. o. O. 1892. (Sep.-Abdr. Proc. Amer. Philos. Soc.)
17. Derselbe, Further Notes on the Betoya Dialects. o. O. 1892. (Sep.-Abdr. Proc. Amer. Philos. Soc.)
18. Derselbe, Further Notes on Fuegian Languages. o. O. 1892. (Sep.-Abdr. Proc. Amer. Philos. Soc.)
19. Derselbe, Address delivered on Columbus Day. Philadelphia 1892.
20. Derselbe, Reminiscences of Pennsylvania Folk-Lore. o. O. 1892. (Sep.-Abdr. Journal of Amer. Folk-Lore.)
21. Derselbe, The Anthropologic Sciences. Proposed Classification. o. O. u. J.
22. Derselbe, Current notes on Anthropology XVII—XXIV. New York 1892/93. (Science.)

    Nr. 14—22 Gesch. d. Verf.
23. Perrot, G. et Chipiez, Ch., Histoire de l'Art. Paris 1893. Tome VI. 282—88. Liv. Angekauft.
24. Dorr, R., Uebersicht über die prähistorischen Funde im Stadt- und Landkreise Elbing. Elbing 1893. Gesch. d. Verf.
25. Peixoto, R., A Tatuagem em Portugul. Porto 1892. (Extr. Revista de Sc. Nat e Soc.) Gesch. d. Verf.
26. Congrès internationaux à Moscou 1892. Moscou 1893. I. Gesch. v. Sr. Exc. Hrn. Bogdanow.
27. Boas, Fr., The growth of children. New York 1892. (Science.)
28. Derselbe, Vocabulary of the Kwakiutl Language. o. O. 1892. (Sep.-Abdr. Amer. Phil. Society.)

    Nr. 27 u. 28 Gesch. d. Verf.
29. Petriceicu-Hasdeu, B., Etymologicum magnum Romaniac. Bucuresci 1893. Tomul III. Fasc. 1. Gesch. d. Verf.

30. Bahnson, Kr., Etnografien. København 1893. 4de Lev. Gesch. d. Verf.
31. Ogilby, D. J., Catalogue of Australian Mammals. Sydney 1892. Gesch. d. Museum.
32. Cavallari, Fr. e P. Orsi. Megara Hyblaea. Roma 1892. (Estr. Monumenti antichi.) Angekauft.
33. Bartels, M., Die Medicin der Naturvölker. Leipzig 1893. Erste und zweite Lieferung. Gesch. d. Verf.
34. Nijhoff, M., Bibliotheca Neerlando-Indica. Catalogue No. 236. La Haye 1893. Gesch. d. Verf.
35. Finsch, O., Ethnologische Erfahrungen ..... aus der Südsee. Wien 1893. (Sep.-Abdr. A. d. K. K. Naturh. Hofmuseum.)
36. Mies, Jos., Ueber die Ossicula mentalia. Jena 1893. (Sep.-Abdr. a. d. Anatom. Anz.) Gesch. d. Verf.
37. Bastian, A., Der Buddhismus. Berlin 1893. Gesch. d. Verf.
38. Hettner, F., Die römischen Steindenkmäler des Provinzialmuseums zu Trier. Trier 1893. Gesch. d. Gesellsch. f. nützliche Forschungen.
39. Morse, E. S., A curious Aino Toy. Salem, o. J. (Sep.-Abdr. Bull. of the Essex Inst. vol. XXV.) Gesch. d. Verf.
40. Svenska Landsmålen. Stockholm 1882—92. Heft 10—46. Im Austausch.
41. Hartmann, R., Abyssinien und die übrigen Gebiete der Ostküste Africa's. Leipzig und Prag 1883.
42. Derselbe, Die Nilländer. Leipzig und Prag 1884.
    Nr. 41 u. 42 angekauft.
43. de Mortillet, G., Age du bronze, tourbières et habitations lacustres. Paris 1893. (Extr. Rev. m. de l'école d'anthr.) Gesch. d. Verf.
44. Pigorini, L., La terramara Castellazzo di Fontanellato nel Parmense. Roma 1893. (Estr. Not. d. Scavi.) Gesch. d. Verf.
45. Hirschberg, J., Aerztliche Bemerkungen über eine Reise um die Erde. Leipzig 1893. (Sep.-Abdr. a. d. „Deutsch. Med. Wochenschr.") Gesch. d. Verf.
46. Stern, H., Vom Thurm zu Babel. Milwaukee, Wisc. 1892.
47. Radde, G., Bericht über d. Kaukasische Museum u. d. öffentl. Bibliothek in Tiflis f. d. Jahr 1892. Tiflis 1892.
    Nr. 46 u. 47 Gesch. d. Hrn. Rud. Virchow.
48. Martin, F.-R., L'âge du bronze au Musée de Minoussinsk. Stockholm 1893.
49. Lindenschmit, L., Die Alterthümer unser heidnischen Vorzeit. Mainz 1864—91. Bd. I—III. Bd. IV, Heft 1—8.
    Nr. 48 u. 49 angekauft.
50. Majewski, E., Bocian w mowie i pojęc. ludu naszego. Warszawa 1891.
51. Derselbe, Chmiel ich pochodz. i przedhist. znaczenie. Warszawa 1893.
52. Derselbe, Slownik nazwisk zoolog. i botan. polskich. Warszawa 1892. T. II.
53. Derselbe, O pilniejszych potrzeb. nasz. jezyka naukowego. Warszawa 1886.
    Nr. 50—53 Gesch. d. Verf.

Sitzung vom 17. Juni 1893.

Vorsitzender: Hr. **R. Virchow.**

(1) Der Vorsitzende begrüsst mit warmen Worten die von ihren Reisen aus Africa zurückgekehrten HHrn. Schweinfurth und Missions-Superintendent Merensky, sowie die HHrn. Schlömann, Missionar in Transvaal, Stud. Merensky, Architekt Lucas und Geh. Admiralitätsrath Gurlt. —

(2) Die neugewählten correspondirenden Mitglieder, HHrn. Edw. B. Tylor, Macalister und Heger senden freundliche Dankschreiben. —

(3) Am 29. Mai ist nach längerer Krankheit Prof. Carl Gottfried Semper in Würzburg gestorben.

Der Vorsitzende, der in ihm einen alten Schüler und eine Zierde der Würzburger Studentenschaft betrauert, erinnert daran, dass Semper, nachdem er von seinen Reisen in den Philippinen und in Mikronesien mit reichen zoologischen und ethnologischen Beobachtungen heimgekehrt war, sich mit Eifer den Bestrebungen der neu gegründeten deutschen anthropologischen Gesellschaft anschloss und als erster Generalsecretär die Geschäfte derselben in den Jahren 1870—71 führte. Seine Arbeiten über die Bevölkerung der Philippinen- und Pelew-Inseln werden als grundlegende Werke ihm einen bleibenden Platz unter den Anthropologen jener Zeit sichern. —

(4) Am 3. d. M. ist nach langem schwerem Leiden der Bildhauer Otto Büchting gestorben. Er trat uns zuerst näher durch die Ausführung der jetzt im ethnologischen Museum aufgestellten Büste Nachtigal's, für welche er in der ausgeschriebenen Concurrenz den Preis davongetragen hatte. Nachher wurde ihm durch das Comité, welches zusammengetreten war, um die Erinnerung an Adolf Bastian gleichfalls durch eine Büste im ethnologischen Museum zu sichern, der Auftrag ertheilt, das Bild unseres Freundes in Marmor herzustellen. Wir haben die Freude, die wohlgelungene Büste vollendet zu sehen. Sie wird vorläufig, da Hr. Bastian Bedenken trägt, dieselbe während seines Lebens im Museum selbst aufgestellt zu sehen, in der Bibliothek der Gesellschaft aufbewahrt, um später einen würdigen Platz in der Mitte der reichen Sammlungen, die er zusammengebracht hat, zu finden. —

(5) Als neue Mitglieder sind angemeldet:
Hr. Karl Hülsen, St. Petersburg.
„ Lieutenant Boldt, Posen.
„ Emil Selberg, Berlin.

(6) In Chicago wird im Anschlusse an die World's Columbian Exposition vom 28. August bis zum 2. September ein internationaler anthropologischer Congress stattfinden. Vorsitzender des Localcomités ist Hr. F. W. Putnam, Secretär Hr. C. Staniland Wake; Präsident des Executivcomités Hr. Daniel C. Brinton, Secretär Hr. Franz Boas. Eine herzliche Einladung vom 1. Juni wird vorgelegt. —

(7) Die Niederlausitzer anthropologische Gesellschaft hält am 16. und 17. Juli in Sorau ihre Hauptversammlung ab und ladet dazu ein. Der Vorsitzende fordert zu lebhafter Betheiligung auf. —

(8) Hr. E. v. Tröltsch übersendet unter dem 1. Juni das Programm der von dem Ausschuss des württembergischen anthropologischen Vereins gegründeten „Fundberichte aus Schwaben". Dieselben sollen vom nächsten Jahre ab erscheinen und die vorgeschichtlichen, römischen und merovingischen Alterthümer umfassen, zugleich über die Sitzungen des Vereins Bericht erstatten. —

(9) Der Generalsecretär der hiesigen Gesellschaft für Erdkunde, Hr. G. Kollm, übersendet mit Schreiben vom 13. Juni folgenden Brief des Mr. B. H. Purcell in Melbourne vom 2. Mai und einen von demselben angefertigten Bericht über eine von ihm in der Royal Geographical Society von Sydney im letzten Januar gelesene Abhandlung, betreffend

Rites and customs of Australian Aborigines.

Many persons, even those that have lived amongst them, form and express erroneous ideas concerning the Aborigines of this Continent. Some people are too prone to listen to the half civilised Black, while foreign explorers are not easily impressed with the ways and customs of the natives.

There is a stern secrecy, a freemasonry existing among the natives of this continent, when in the presence of the white man, that has given the latter an inducement of applying to this fast disappearing race the terms: lowest, lazy, and most degraded of mankind.

There are no people in the world so difficult to understand, as the Aboriginals of this Continent; their inner or camp life is different, totally opposite to that, what a white man sees, who is unacquainted with their laws. When a white man does take an interest and gets a glimpse at their inner life, he finds to his astonishment, that their laws are of the highest order. Then he is able to speak with authority of them.

Circumcision is practised in every colony, but New South-Wales and Victoria. In Queensland only the coast tribes beyond Busketown, Gulf of Carpentaria, practise it (the Kaigoolnahs also formerly a little), the Paroo being its most Eastern boundary. Many Blacks circumcise, that do not perform Sturts terrible rite; it is only done for cleanliness.

The operation is performed at 8 years of age, the youth being placed the night before under the charge of his nearest male relative. At daylight the next morning the headman demands the boy and on receiving him, hands him over to the next nearest relative; the first man walks out 50 yards or so from the camp, no gins (women) are present. This man faces the East, a stick is driven into the ground in front of him, other men come out and form a circle round the stick, catching hold of it. The boy is placed on their backs, they catch his legs and arms under

their arms, a man jumps astride the boys chest, the headman of the camp chaunts round the circle, then drawing a flint-knife through the boys foreskin, which is held up by the man astride him with his forefingers and thumb, cuts it off in one thrust. The boy is taken down, stamps his feet, the blood that flows is caught in a cooliman; soft down is put round the wound to stop bleeding. Men of the camp pour more blood out of their own arms in a cooliman; when cold and congealed they toast the boy with it, he drinks the greater part of the blood.

The Kalkadoons of Cloninny, Northern Queensland, string the foreskin on human hair twine and tie it round the mothers neck to keep the devil away.

On Coopers Creek circumcision was practised largely. West of it custom is general. The Mistagoordis of the Gregory-River, Northern Queensland, split the foreskin in four quarters and flayed it off to the butt.

Circumcision laws: No man, woman, or youth, that has been circumcised, will take food from a boy of his own tribe who has not undergone the rite. Should a man from an uncircumcising tribe visit these people, they won't eat in his presence, as they don't consider him clean.

The terrible rite or „Micka" making, as it is known by the Workii Blacks, is either performed on the backs of the men, as in circumcision, or else on the ground. It is done to stop over-population. Before the natives, according to their legends, understood relationships, fathers and daughters cohabited; consequently deformities became numerous and the good spirit angry. The men then established totems, the deformities disappeared, but the people increased. Consulting again the good spirit, they were told, to perform the mutilation. They all refused, but seizing one man, they made a „Micka" of him and the way all the women ran after him, caused the others to become jealous of him.

Operation. On Coopers Creek, Western Queensland: The natives used to make a small hole by cutting the urethra through, just in front of the testicles. Thence west, towards the Diamantina, they cut the urethra clean out, leaving the head of the penis intact.

The photograph forwarded under separate cover shows the general way of proceeding: they place a piece of flat stick on the back of the penis and then pull the loose skin tightly round it, inserting a flint-knife at the head, cut the penis open, down to the testicles; the hole just above the testicles being the one that the man inserts through and passes his semen. The blood that flows is caught in a cooliman. Mortality from this operation none.

In Western Australia, Kimberley District, every useless member of the tribe gets a boy, not a gin, about 5 or 7 years old. They are called Mullawongahs, and are used as follows. The man tickles the boys penis into an erection, then lapping his mutilated one round the boys, has an emission.

Marriage laws. The totems established for the families are as follows: for example — a man of the Kangaroo tribe can marry a woman of the Iguana tribe; the children becoming black snakes, must marry out again. — The children call all men of the Kangaroo family: father, all women of the Iguana: mother. Cousins cannot possibly marry, and a brother must marry a deceased brothers widow. The children by the first husband call the stepfather: father. They change their first names and never mention the dead fathers name. Of course the animals, birds or reptiles, that represent the different families, are never killed and eaten by them. A son-in-law will not speak to a mother-in-law, or show his face to her nor she to him; they never mention each others name.

Eurilthas. This is the operation performed on the women that has been

reputed as spaying. This latter operation requires the ovaries removed, but the females that I examined, showed no sign of the mark on the sides. They undergo a more horrible mutilation, — there are only a few tribes that do this in Central-Australia.

Operation: A young gin of 10 or 12 years is selected, the old men pass a long roll of emu-feathers, with a hair loop fastened round one end, the balance of the string being carried to the end of the roll. The loop is then pushed off into the neck of the womb; it is left that way for a few days, then the old men pull what portion of the womb they have got hold of, away. After 3 weeks they pass a small flint-knife and cut the neck of the womb vertically and horizontally. Down of the duck or eaglehawk is pushed up to keep the womb open. Old women now look after the gin and pass hot lumps of fat to grease and keep clean the wound. When healed, they cut the vagina down to the anus; this is done to admit the „micka“. Having undergone this operation the women, are called Eurilthas. When only half the vagina is cut, without other mutilations, the women are called Woridoh Windees.

Reason: to prevent women from bearing children to outside tribes and being hampered by carrying children through the dry and scantily supplied country.

Adultery. The Mulligan Blacks lay the gins on fires made for the purpose.

The Yanawinyahs get all the young men of the camp other than relatives to cohabit with the gins. The Wakiis kill the man caught or who has run away with a mans wife, they follow him and bring him in; they eat him if hungry. The woman is struck over the head twice with a two-handed waddy, and when she comes to, finds herself covered from head to foot with dogs excrement, their greatest abomination; she is then divorced.

Cannibalism (see Kalkadoons pitching paper): The men and women eat their dead and then burn the bones and crush them to powder; from a stage erected for the purpose, they blow the powder to the four quarters of the heavens. — The gins of nearly all the Australian Aborigines eat their babies occasionally.

The Bora Ceremony: After the third initiation into this remarkable ceremony the youth is made to drink semen that is taken from 6 or as many young clean gins and blacks, as may be in the camp at the bora ground. No gins are admitted to the ceremony other than these. When an old man is dying, they do exactly the same. They hold, that as semen brought them into the world, it should keep them alive and from dying; and when a man dies, they think that the semen germinates and even comes through the earth again and appears in the form of a white man or something else, often a star.

Customs. Should a man be selfish, he only has one chance. They hunt and bring in the game to the old man, who feed the old men, women and cripples first, then the babies and children, then the young girls. The hunter sits away to take what they like to give him. If a man kills another, they watch him for 4 or 8 days and then place his feet on the body of the man he killed, seat him on the side of the grave and kill him; both are buried together.

A Mulcurrie Corroboree always takes place after the mutilation of the young men and girls. They are made to cohabit first; then the whole camp breaks out into one general cohabitation, but only brothers can sleep with brothers wives, the strangers take the prostitutes.

It is my intention, to further pursue my 25 years or more experience with the aboriginals, collecting more of their interesting legends and customs, their weapons and implements of war and peace.

I will at some future date place freely before your honorable Society more of my personal experiences and observations, my initiation with the Bora-ceremony, and I trust, your Society will accept my humble paper and that the photographs may interest many of your scientific members, who may take a kindly interest in the weird savages, birds without wings, mysterious animals of land and water in this weird and „Strange Land of Dawning“. —

Hr. Bartels überreicht im Anschlusse daran drei der Gesellschaft für Erdkunde von Hrn. Purcell eingesendete und von letzterer der anthropologischen Gesellschaft freundlichst überlassene Photographien australischer Eingeborner, deren eine einen Mann vom Cubbie Tribe, am Mary-River in Queensland, mit Körperbemalung, die zweite einen Eingebornen vom Workii Tribe im Northern Territory, mit Schmucknarben, und die dritte einen Australneger vorstellt, an welchem die Mika-Operation ausgeführt worden ist. —

(10) Hr. Bartels macht folgende Mittheilungen aus einem Briefe des Hrn. Missionar C. Beuster in Ha Tsewasse, Nord-Transvaal, vom 3. Mai über die

Ruinen von Zimbabye im Maschona-Lande.

Als ich nach fast viermonatlicher Abwesenheit auf meine Station zurückkehrte und neben den laufenden Arbeiten auch die officiellen Reiseberichte zu erledigen hatte, musste ich alsbald wieder eine längere Reise zur Conferenz antreten, und so ist die Zeit leider schon sehr weit vorgerückt, und bin ich mir nicht gewiss, ob ich Ihnen auch jetzt noch, nachdem vielleicht die Reiseberichte schon der Oeffentlichkeit übergeben sind[1]), noch einen besonderen Dienst mit neuen Mittheilungen werde leisten können. Jedoch die Bemerkung in Ihrem Schreiben, dass Sie auch die kleinste Notiz gern annehmen, ermuthigt mich, Ihnen auch jetzt noch Einiges über die Ruinen von Zimbabye, welche ich am 22. August 1892 besuchte und darin bei afrikanischer Sonnengluth etwa 6 Stunden lang herumwanderte, bezw. herumkletterte, mitzutheilen. Um sogleich den Gesammteindruck und, damit verbunden, meine Ansicht über den Ursprung dieser merkwürdigen uralten Ruinen auf Africa's Boden, wie sich dieselbe mir beim Anschauen aufgedrungen hat, vorwegzunehmen, so kann ich hier nur wiederholen, was ich schon in meinen officiellen Berichten ausgesprochen habe: dass meiner innersten Ueberzeugung nach die Bauwerke von Zimbabye nie und nimmer, weder in geschichtlicher noch in vorgeschichtlicher Zeit, von irgend einem hiesigen afrikanischen Volksstamm herrühren können. Alle Behauptungen entgegengesetzter Art können einfach nur aus Unkenntniss dieser Ruinen oder aus Mangel an Beobachtung und Vergleichung wirklicher Ruinen afrikanischer Stämme mit diesen, in Ausdehnung und Bauart so ganz verschiedenen Ruinen von Zimbabye hervorgehen. Mir war in meinem Arbeitsfelde hinreichend Gelegenheit geboten, wirkliche Steinruinen afrikanischer Völker zu beobachten; die unter den hiesigen schwarzen Völkern rühmlich bekannten Ruinen der Urbewohner des Landes, Dželčle (Dschelele) genannt, befinden sich in meiner Nähe, aber der Vergleich dieser Ruinen mit denen von Zimbabye zeigt auf den ersten Blick, dass jeder Versuch, letztere Ruinen auf dieselbe Stufe mit jenen anspruchslosen Bauten afrikanischer Volksstämme herabzudrücken, als ganz aussichtslos und vergeblich betrachtet werden muss.

Da Ihnen die Mauch'schen Berichte bekannt sind und ich voraussetze, dass Ihnen auch meine Aufzeichnungen, welche ich an das Missionshaus eingesandt

1) Vergl. Berliner Missions-Berichte. Nr. 9 u. 10. 1893. S. 230—33.

habe, werden zugänglich sein, so will ich, um Wiederholungen zu vermeiden, mich nur auf einige Punkte beschränken, wie sie sich mir an der Hand der Mauch'schen Mittheilungen in Sup. Merensky's Buch „Erinnerungen", sowie in einer Verhandlung der anthropologischen Gesellschaft vom 21. December 1889 darbieten.

Wenn Hr. C. Mauch berichtet, dass die Ellipse nur einen Eingang auf der nördlichen Seite hatte, und dann weiter: „ausser dieser Stelle sind noch zwei Oeffnungen, entstanden durch Einfälle," so glaube ich nach meinen Beobachtungen aussprechen zu müssen, dass genannte Ellipse von Anfang an diese 3 Oeffnungen hatte, aber alle 3 Oeffnungen haben dasselbe Schicksal erlebt: der Ueberbau ist bei allen zusammengestürzt.

Ich konnte mit vollkommener Sicherheit die ursprüngliche Anlage dieser Oeffnungen an beiden Stellen beobachten.

Die Holzbalken sind nach Mauch die Ursache des Einsturzes geworden. Ich kann mich dieser Ansicht nur anschliessen. Obgleich in einer Fussnote bemerkt wird, „dass diese Holzbalken ein Beweis seien, dass spätere Veränderungen der Ueberreste versucht sind," so kann ich diesem Urtheil und dieser Schlussfolgerung doch nicht zustimmen, sondern sehe ich mich vielmehr veranlasst, die Anwendung der Holzbalken schon auf die ersten Erbauer zurückzuführen, so auffällig und störend dies auch zunächst erscheinen mag. Auf dem Berge, wo sich hohe Steinmauern befinden, kroch ich in einen derartigen verschütteten Durchgang, der aber oben in seiner breiten Ueberdachung noch gut erhalten war. Auf natürlichen Steinbalken, welche auf der Unterlage ruhten, war der Ueberbau errichtet, aber zwischen diesen Steinbalken fand ich bei genauer Prüfung auch einen Holzbalken, der trotz des hohen Alters auch jetzt noch dem Messer einen grossen Widerstand entgegensetzte. Dieses Holz ist eben von ganz besonderer Härte und Schönheit. Ich habe mir erlaubt, eine kleine Probe davon für Sie beizulegen in der Kiste, welche wahrscheinlich jetzt schon im Missionshause angekommen sein wird. In dieser Tiefe und Verborgenheit, und somit den Einflüssen der Witterung weniger ausgesetzt, als bei den Eingängen der Ellipse im Thal, hat dieses Holz augenscheinlich hier noch mehr Widerstand geleistet, als dort, wo es die Ursache des Einsturzes geworden sein mag.

Es wird aber schwer zu bestimmen sein, zu welcher frühen Zeit sich schon diese Einstürze vollzogen haben. Auch ist zu beachten, dass hier wohl nicht nur Holzbalken zur Anwendung kamen, sondern gewiss auch, wie dort auf dem Berge, nur mit Steinbalken untermischt; mir wollte es scheinen, als ob jener Ueberbau auf dem Berge wohl noch ohne den Holzbalken sich halten könnte, und falls der letztere auch endlich nachgeben sollte, doch noch nicht demselben Schicksal verfallen möchte, welches die genannten drei Eingänge betroffen hat. Ich konnte nur beobachten, dass das ganze Bauwerk wie aus einem Guss gearbeitet ist; über jenem Holzbalken auf dem Berge befanden sich noch 10—15 Fuss ganz gleichartiges Mauerwerk. So werden wir uns zu erinnern haben, wie lange selbst daheim im Norden Eichen- und selbst Tannenholz der Witterung widersteht, wenn wir z. B. das hohe Alter mancher norwegischen Holzkirchen in Betracht ziehen. Jenes Stückchen Holz, welches ich für Sie bestimmt habe, ist sicherlich nach dem Zusammensturz schon Hunderte von Jahren jeder Witterung offen ausgesetzt gewesen.

Die Frage nach dem Zwecke dieser Bauten und in Verbindung damit nach den muthmaasslichen Erbauern derselben wird meines Erachtens ihre Erledigung finden, sobald sich mit Sicherheit wird feststellen lassen, welchen Zweck jenes viel bestrittene thurmartige Gebäude einst gehabt haben mag, denn augenscheinlich ist

hier der Haupt- und Stützpunkt des ganzen Baucomplexes zu suchen. Alle anderen Anlagen stehen sichtbar in Beziehung zu diesem Hauptgebäude.

Als ganz unzutreffend muss hierbei die Vermuthung zurückgewiesen werden, als ob dieses Bauwerk die Bestimmung eines Wachtthurmes gehabt hätte; denn was sollte wohl ein Wachtthurm hier im Thale mit dem etwa 400 Fuss hohen, stark befestigten Berge dicht daneben? Nicht minder unzutreffend würde man an einen „Vertheidigungsthurm" denken. Bei dieser Auffassung scheint man übersehen zu haben, dass der Thurm überhaupt nicht hohl, sondern ganz mit Steinen ausgefüllt ist, und dass er innerhalb einer 25 Fuss hohen Ringmauer steht und diese nur um etwa 5 Fuss überragt, oben auch nur einen Raum von etwa 8 Fuss im Durchmesser aufzuweisen hat. Wenn also der Feind schon so weit, bis zu diesem Thurme, vorgedrungen war, dann wäre jede Hoffnung auf Schutz auf demselben doch wohl eitel gewesen. Ueberhaupt wird man diese Bauwerke im Thal nicht als Schanzen und Befestigungen zu betrachten haben; dies würde viel eher bei den Steinbauten um und auf dem nahen Berge zutreffen. Für ein Monument wird man ihn auch nicht zu halten haben.

Nach Abweisung dieser, durch den Augenschein als hinfällig zu betrachtender Vermuthungen über den Zweck dieses sonderbaren Thurmes will es mir dagegen allein richtig erscheinen, wenn demselben eine Hauptrolle in dem Cultus der Erbauer zugewiesen würde. Und daher schliesse ich mich ganz und freudig der Auffassung des Sup. Merensky an, der diesen sogenannten Thurm als Sonnensäule darstellt und mit dem Baalsdienst in Verbindung bringt[1]). Der runde Aufbau neben dieser Sonnensäule kann nur einen Altar vorstellen. Dazu laufen von hier aus zwei Mauern im Innern, parallel mit der grossen Aussenmauer, bis zu dem Eingang an der Ostseite und im Norden. Sichtlich war für gewisse Personen hier der gesonderte Ein- und Ausgang, etwa für die Priester, welche sich auf diesem Wege, Opfer bringend, dem Altare nahten. Wenn man eine solche Stelle der Bibel, wie 2. Chron. 34, 4, nach der von Sup. Merensky angeführten richtigeren Uebersetzung lesen würde, also: „Und liess vor ihm abbrechen die Altäre Baalim und die Sonnensäulen (holländisch: zonenbelden; englisch: sunimages), oben darauf hieb er oben herab," dann sollte doch wohl die Identität mit den Dingen, die wir hier vor Augen sehen, sich wie von selbst ergeben und über allem Zweifel erhaben sein. Damit wären wir um die Zeit des 7. Jahrhunderts v. Chr. angelangt, und welcher verständige Mensch möchte dann wohl noch im Ernst Opposition machen gegen die Annahme, dass wir es hier bei den Ruinen von Zimbabye wirklich und in der That mit den uralten Ruinen von Ophir zu thun haben, wohin König Salomo seine Schiffe aussandte. An Gold hat es sicherlich in diesen Gegenden nicht gefehlt. Es würde zu weit führen, wollte ich darauf eingehen, wie man jetzt in ganz Maschonaland nach Gold sucht und es auch vielfach schon gefunden hat. Ich traf einen Landsmann, der sich aus eigener Erfahrung sehr befriedigt aussprach. Höchst wahrscheinlich ist auch Alluvialgold vorhanden, jedoch noch nicht genügend entdeckt. Ich erinnere noch daran, dass die Ruinen von Zimbabye nicht die einzigen im Lande sind. Es sollen hier noch viele andere, sogar noch bedeutendere, gefunden sein. Am Lundefluss entlang sollen noch mehrere Forts liegen, ähnlich jenem, welches ich gesehen und beschrieben habe.

---

1) Die gleiche Ansicht vertreten J. Theodore Bent: The ruins of Mashonaland and explorations in the country. Proceedings of the Royal Geographical Society and Monthly Record of Geography, vol. XIV, p. 273 ff., London 1892, und Frederick Courtney Selous: Twenty years in Zambesia. The Geographical Journal. Vol. I. London 1893. (Bartels.)

Dass die Steine, wenigstens so weit sie in den Mauern und in der Sonnensäule und im Altar nach aussen hin zur Verwendung kamen, wirklich behauene Steine sind, mag auch von mir bestätigt werden; nur die Zwischenräume sind mit allerlei Steinabfällen ausgefüllt. Die Kunst, die uns in diesen Mauern vor Augen tritt, ist eine ganz bedeutende, der Verband vorzüglich. Haben diese Bauten schon Jahrtausenden Trutz geboten, so wird der Beobachter sich gestehen müssen, dass sie in dem jetzigen Zustande noch abermals Jahrtausenden Trutz bieten können, wenn nicht etwa in Zukunft besondere Naturereignisse unberechenbare Einflüsse ausüben möchten, zumal da ich beobachtet habe, dass diese 25 Fuss hohen Mauern noch ein tiefes Fundament unter sich haben. Derartige hohe und starke Mauern kann man doch wohl kaum im Ernst als Viehkraale darstellen wollen, zumal da ich noch darauf hinweisen könnte, dass im Innern so viele labyrinthartige Gänge sich befinden; wo bliebe da Raum für das Vieh und was sollte der Thurm und Altar im Viehkraal? Dass afrikanische Völker dergleichen Ornamente in Stein, wie sie in Zimbabye gefunden wurden, angefertigt hätten, wird sich nicht erweisen lassen.

Als mir vor Jahren ein getaufter Farbiger aus dem Volke der Valemba oder Valepa zu erklären versuchte, dass ihre Vorfahren doch wohl Verehrer des Baal gewesen sein müssten, weil sie noch jetzt, nach seiner Aussage, bei den Opferhandlungen, welche sie ihren Göttern darbrächten, den Namen des Gottes Baal anriefen, da erschien mir diese Ansicht recht einfältig und spasshaft, jedoch zeichnete ich dieses sogenannte Gebet mit auf unter meinen Sprüchwörtern im Tschewenda. Nachdem ich die Ruinen von Zimbabye beobachtet und mir meine Meinung darüber gebildet hatte, wie gemeldet, fiel mir dieses uralte Gebet wieder auf, und auf mein Befragen erklärte mir derselbe Mann dasselbe. Ich musste mir nun zu meiner Verwunderung gestehen, dass die Sache nicht so unsinnig ist, als sie mir zuerst erscheinen wollte. Der Anfang dieses Gebetes lautet: A Bāla mina u. s. w. (masala); nach seiner eigenen Auslegung sollen diese Worte in deutscher Uebersetzung lauten: „O, Baal, nimm doch an," Masala: „Preis Dir" u. s. w.

Ich füge noch einige Besonderheiten dieses eigenthümlichen Volkes an, welches in ähnlicher Weise, wie die Juden über den Erdkreis, in Süd-Africa zerstreut lebt, welches sich aber, trotz seiner Zerstreuung unter anderen schwarzen Heidenvölkern, obgleich selbst auch nur ein Heidenvolk, bis auf die Gegenwart von allen hiesigen Völkerschaften ganz unvermischt erhalten hat. Auch alle hiesigen Völker haben eine grosse Scheu, sich mit ihm zu vermengen. Bis auf den heutigen Tag haben sie noch ihre eigene Sprache bewahrt, die sie im Umgange mit ihren Volksgenossen allein anwenden. Als besonders auffällig ist auch zu betrachten, dass sie sich nicht an dem allgemeinen Gebrauch afrikanischer Völker betheiligen, das Fleisch von crepirtem Vieh zu essen. Ausser den Resten von Gebeten, wie sie sich bei anderen heidnischen Völkern hier nicht finden, ist ihnen auch die Beschneidung eigenthümlich, und ist diese Sitte, wenigstens hier bei unserem Volke, soweit sie ausgeübt wird, nachweislich von diesem Volke ausgegangen.

Sonst ähnelt dieses Volk auch darin noch auffällig den Juden, dass sie, besonders in früheren Zeiten, bevor Weisse in's Land kamen, den Handel des Landes fast ausschliesslich in Händen hatten; ihr Ehrenname, mit dem sie hier allein angeredet werden, heisst: „Moschabi" = Handelsmann, Kaufmann. Bekanntlich haben die weissen Bewohner Africa's, um der so in die Augen fallenden Eigenthümlichkeiten willen, dieses Volk als von Muhamedanern abstammend betrachtet und sie „Slams" genannt, von Islam. Nach ihrer eigenen Tradition stammen sie

om Norden her; der Name des Flusses Zambesi ist ihnen sehr wichtig, ehren-
verth.

Wenn ich meine Beobachtungen in Zimbabye, wo nach meiner Ueberzeugung
inst der Baalcultus bestanden hat, mit diesem räthselhaften Volk der Valëmba
n Verbindung bringe, so will mir ein anderer Schluss, obgleich zeitlich weiter
ntfernt, dennoch als näher liegend und wahrscheinlicher erscheinen, dass nehmlich
iieses Volk seine Eigenthümlichkeiten nicht erst von den Muhamedanern her
abe (in diesem Falle würden sie doch gewiss „A Allah", anstatt „A Baal mina",
ufen), sondern dass seine Sitten und Gebräuche aus einer noch viel früheren
leit stammen, und zwar schon aus der Zeit, wo dies Volk, nach seiner eigenen
radition, noch bis zum Zambesi wohnte und der Baalsdienst im Lande Ophir
Sofala) in Blüthe stand. War dieses Volk, wie sehr wahrscheinlich, jenen ihnen
iberlegenen heidnischen Culturvölkern unterthan, so haben sie sich auf sehr er-
lärliche Weise auch deren Götzendienst angeeignet. Als Arbeiter und Handlanger
nögen sie bei der Errichtung jener Bauwerke mitgearbeitet haben. Wie leicht
ann ihre Zerstreuung in alle Lande mit dem Aufgeben von Ophir und dem
Rückzuge jenes Culturvolkes in Verbindung gebracht werden!

Ich habe diese Sache der Erörterung werth gehalten, weil meines Erachtens
adurch wechselseitig Licht fällt auf zwei dunkle Punkte und auf bisher noch nicht
nit Sicherheit gelöste Fragen in der Geschichte Süd-Africa's. Die eine betrifft die
rbauer und den Zweck der Ruinen von Zimbabye, die andere die Abstammung jenes
äthselhaften Handelsvolkes der Valemba (Balämba), Valepa oder Slams genannt.
Die Analogie des jüdischen Volkes würde ich wohl für mich anführen dürfen,
venn meine Auffassung, als zu weit hergeholt, angefochten werden sollte.

Zum Schluss noch einige Bemerkungen. Die Ansicht, dass Sofala aus Ophir
urch Umänderung in den Landesdialect entstanden sein könnte, scheint mir nicht
nwahrscheinlich: „r" geht leicht in „l" über, z. B. Barodzi, ein bekannter afri-
anischer Volksstamm, wird von den Vakalanga Valosi genannt; dadurch hätten
vir nach hiesiger Sprachweise Ofila, — was will man mehr! —

Wie ich aus einer hiesigen Zeitung ersehe, hat jene englische Compagnie,
velcher das ganze grosse Land gehört, Zimbabye mit einem Umkreise von einer
engl.) Meile reservirt für archäologische Forschungen. Ich hätte gute Gelegenheit
ehabt, einige behauene Steine mitzubringen; es ist unterblieben. Nur einen etwa
Fuss langen Steinbalken von schwarzer Farbe, mit metallisch klingendem Ton,
aben wir hier nebst einem anderen Steinchen. Ich will noch bemerken, dass in
er Ellipse unten nicht nur ein Baum, sondern viele sich befinden, und dass alle
twaigen Alterthümer, welche sich noch in einer Höhle befinden sollten, jetzt wahr-
cheinlich schon aufgefunden und ausgeführt sind durch Prof. Bent von Capstadt.
edoch bin ich nicht im Zweifel, dass bei einer gründlichen Untersuchung und
usgrabung sich noch manches möchte entdecken lassen. Wie mir scheint, sind
ie Steintrümmer bei den oder vor den Eingängen noch nicht gründlich genug
ntersucht nach jener Inschrift, welche sich einst über dem Eingange befunden
aben soll. Allerdings soll Hr. Bent eine Steinplatte mit Schriftzeichen entdeckt
aben, aber die Entzifferung soll nicht gelungen sein. Andere behaupten, dass hier
in Betrug vorliegen möchte.

Interessant war mir auch, an Ort und Stelle zu hören, dass die jetzigen Be-
vohner von Zimbabye diese Bauwerke Dželele (Dschelele) nennen, — eben derselbe
Name, welchen unsere Ruinen hier in Vowenda führen, ein Zeichen, dass den Er-
auern dieser Mauern jene nicht unbekannt waren. —

(11) Hr. Bartels legt ein Paar messingene Armringe der Balepa vor, welche er Hrn. Missionar Schloemann in Malakong, Nord-Transvaal, verdankt. Dieselben bestehen aus einer Messingspirale, über welche durchbohrte Messingknöpfe mit kugligem Mitteltheile derartig gezogen sind, dass sie sich dicht berühren und die Spirale gänzlich verdecken. Sie unterscheiden sich deutlich von den bei den Nachbarstämmen gebräuchlichen Armringen. —

(12) Hr. Missions-Superintendent A. Merensky spricht, unter Vorlage von photographischen Aufnahmen und ethnographischen Gegenständen, über

das Kondevolk im deutschen Gebiet am Nyassa-See.

(Hierzu Tafel XIV.)

Das Kondevolk habe ich als Führer einer von der Berliner evangelischen Missions-Gesellschaft ausgehenden Expedition im Jahre 1891 besucht, habe bei dieser Gelegenheit 9 Monate in seiner Mitte zugebracht und stehe seither mit den dort stationirten Missionaren in steter Verbindung. Was ich auf diese Weise von diesem Volk erfahren habe, ist, seinem wichtigsten Inhalt nach, Folgendes:

Der Name Konde ist gebildet von dem Worte Wangonde, welcher Name eigentlich nur dem am südlichsten (in der Nähe von Karonga) wohnenden Theile des Volkes zukommt. Die Leute des in der Mitte wohnenden Hauptstammes nennen sich Wanyakyusa. Die weiter oben am Gebirge sitzenden werden Wakukoe genannt. Das Kondevolk gehört, wie die Sprache zeigt, zu den Amangandya (Anyanya oder Anyassa), d. h. Leuten der Gewässer. Nyassa wird für See und grosse Flüsse gebraucht, wie das arabische Wort Bahr. Stämme, die zu diesen Amangandya zu rechnen sind, finden wir von Senna am Sambesi, am Shire und Nyassa-See bis hinauf an das Livingstone-Gebirge. Verwandt mit dieser Völkerfamilie sind auch die weiter nördlich wohnenden Warori und die in der Nähe des Tanganyika wohnenden Mambue.

Nach ihrer Tradition sind die Konde von Osten her in ihre jetzigen Sitze eingewandert. „Unsere Väter," so sagen sie, „zogen immer der Sonne nach, bis sie in dieses Land kamen. Oft bauten sie Hütten und beackerten das Land, wanderten aber nach der Ernte weiter. Sie wurden überall von den Ureinwohnern aufgenommen, denn sie brachten ihnen das Feuer. Zum Bleiben wurden sie bewogen durch die schönen Bäume, die prächtigen Bananen und den Fischreichthum des jetzt von ihnen besiedelten Gebietes." Dieses Gebiet ist begrenzt im Osten von dem Livingstone-Gebirge, im Westen von dem Buntali-Gebirge und im Norden von den Ausläufern beider Bergketten, während es im Süden an die nordwestlichen Ufer des Nyassa stösst. Der am See gelegene Theil des Landes ist ein vielfach durch Sümpfe unterbrochenes Flachland. Dann hebt das Land sich stufenweise bis an den Fuss der Gebirge, wo sich bis zur Höhe von etwa 1750 *m* noch bewohnte Ortschaften finden. Den Gebirgen entspringen zahlreiche Flüsse und Bäche, welche endlich, zu Strömen vereint, sich in den See ergiessen. Der Nähe des Sees und der Gebirge verdankt das Land häufige Niederschläge, welche sich mehr, als es sonst in Ost-Africa der Fall ist, über das ganze Jahr vertheilen. Auf der Station Wangemannshöhe fielen in den 9 eigentlichen Regenmonaten 1274 *mm* Regen. Hierdurch wird der Baumwuchs und die Landwirthschaft begünstigt, so dass die Production von Nahrungsmitteln verhältnissmässig leicht und reichlich ist.

Obwohl das Malaria-Fieber auch hier endemisch ist, sind die Konde keineswegs degenerirt zu nennen. Die Männer sind häufig von mehr als mittlerer Grösse. Männer und Weiber erscheinen wohlgewachsen; bei den letzteren tritt das Becken

oft stark nach hinten hervor[1]. Die Muskulatur und das Fettpolster sind wenig entwickelt. Plattfüsse sieht man selten. Die in den Tiefebenen wohnenden sind gleichmässig tief dunkel. Weiter nach dem Gebirge zu bemerkt man auch hellere Töne. Ich begegnete einigen scheckigen Individuen, aber keinen Albinos. Die Behaarung des Körpers bestand nur in ganz schwachem Flaum; meist fehlt der Bartwuchs gänzlich. Das Haar ist weich und wollig und steht oft büschelförmig. Der Gesichtswinkel ist grösser, als bei manchen anderen Ost-Afrikanern. Prognathismus sieht man seltener, auch die Lippen sind häufig weniger gewulstet. Missbildungen der Glieder habe ich nicht beobachtet, obgleich krüppelhafte Kinder nicht getödtet werden sollen. Von Krankheiten zeigte sich ziemlich häufig der Aussatz in verschiedenen Formen und eine zu Verschwärungen und Lymphgefässentzündungen führende Hautkrankheit, als deren Ursache die Stiche von winzigen Insekten erkannt wurde; Gelenkrheumatismus, Durchfälle und Ruhren, sowie Bronchial-Erkrankungen fehlten nicht. Das Fieber scheint unter den Eingebornen weniger Opfer zu fordern, als man voraussetzen sollte. Möglich, dass der häufige Genuss von saurer Milch in dieser Beziehung günstig wirkt. Die Beschneidung wird nicht geübt. Tättowirung der Haut findet sich häufiger bei Weibern, wie bei Männern. Sie besteht in quadratisch gemusterten Flecken und Streifen und findet sich am häufigsten um den Nabel, an den Schenkeln und am oberen Theil des Rückens. Das Muster wird hergestellt durch Erzeugung flacher Hautwarzen mittelst chirurgischen Eingriffs. Das Haar wird bei beiden Geschlechtern kurz geschoren. Die Weiber lieben es, das Haar feuerroth einzupudern, mit Hülfe eines Farbstoffs, der einer Wurzel entnommen ist. Die Männer rasiren die Seiten des Kopfes und lieben es, je nach dem individuellen Geschmack, dem behaart bleibenden Theile durch einrasirte Winkel und Streifen eine beliebige, stets wieder veränderte Gestalt zu geben. In Bezug auf Bekleidung ist Folgendes zu bemerken: Die Männer tragen kunstvoll hergestellte Ringe, je 6 oder mehr um die Hüften, an welche zeitweilig ein Schurz von Blättern, neuerdings ein solcher aus Baumwollenstoff, befestigt wird. Daheim gehen sie vielfach ganz unbekleidet. Die Weiber bekleiden sich mit einem Stück Rindenzeug, welches, an einer Schnur befestigt, zwischen den Schenkeln hindurchgezogen wird und endlich schürzenartig herabhängt. Das Fell, in welchem die Frau das Kind auf dem Rücken trägt, ist nur geglättet und zugeschnitten, aber nicht gegerbt. Beide Geschlechter verschmähen jede Art von Kopfbedeckung.

Die psychische Veranlagung des Volkes ist eine günstige zu nennen; selbst ältere Leute machen oft einen recht verständigen Eindruck. Das Gemüthsleben erscheint mehr entwickelt, als bei vielen anderen Afrikanern. Die Begrüssungen, wenn man einander begegnet, einen Gast empfängt, Kranke besucht u. s. w., geben davon Zeugniss. Der gewöhnliche Gruss ist „sokile“, d. h. „Du bist aufgestanden“. Guten Schlaf wünscht man einander immer wieder. Der um eine Gnade bittende legt sich auf die Erde und wälzt sich dankend im Staube fort, wenn er erhört ist. Männer schliessen feste Freundschaftsbündnisse mit einander, gehen dann gern Hand in Hand und streiten im Kriege Seite an Seite. Fällt der eine, so sucht der andere häufig den Tod freiwillig. Selbstmord aus Kummer wegen des Verlustes eines geliebten Weibes, ja selbst eines geliebten Rindes soll vorkommen. Auch bei Kindern soll er vorkommen, die mit den Eltern in Streit gerathen. Es fehlen unter den Konde selbst die gewöhnlichen afrika-

---

1) Erklärung der Abbildungen auf Taf. XIV. Fig. 1 und 3: Konde-Frau Kehaba. Fig. 2: Konde-Frau Gaitoro. Fig. 4: Konde-Mann Molega.

nischen Grausamkeiten. Zwillinge und krüppelhaft geborene Kinder werden nicht getödtet. Ebenso wenig tödtet man Weiber und Kinder im Kriege, behält auch bei Fehden, innerhalb des Stammes, Gefangene nicht als Sklaven, sondern giebt sie wieder frei. Bei Gebrauch des Gifttrankes „Muavi“ soll auch der Schuldige vom Trank nicht sterben. Tritt der Tod ein, so wird der Doktor bestraft, der den Trank mischte. Im Verkehr sind die Leute ernst und ruhig, sobald man sich zu einer wirklichen Besprechung anschickt. Dass die Phantasie mehr entwickelt ist, zeigt die Naturanschauung. Der Himmel gilt als festes Gewölbe (Firmament), an welchem diesseits die Sonne am Tage von Osten nach Westen ihren Lauf vollführt und in der Nacht auf der anderen Seite des Gewölbes, weshalb sie den Menschen dann unsichtbar ist, nach Osten zurückkehrt. Der Mond wächst, dann wird er klein vom Wandern, worauf wieder ein neuer Mond erscheint. Die Sonne ist männlich, der Mond weiblich; die Sterne sind die Kinder beider. Sie erscheinen im Morgenthau, dann im Abendthau, Nachts sind sie oben bei ihren Eltern. Das Gewitter ist ein Kampf der Wolken unter einander. Der Donner ist das Rufen der Streitenden, die Blitze sind ihre Waffen. Trifft ein Blitz nicht sein Ziel, so fährt er auf die Erde und richtet da Unheil an, steigt dann aber wieder hinauf. Wenn es hagelt, sagt man, die Wolken haben Steindurchfall. Erdbeben werden zurückgeführt auf eine Heerschau, welche Gott über die Bewohner der Unterwelt anstellt. Von den Schritten der antretenden Menge bebt die Erde. Auch die religiösen Ideen des Volkes sind nicht arm zu nennen. Gott nennt man „Kiara“, schreibt ihm die Schöpfung, Erhaltung und Regierung der Welt zu, betet zu ihm und bringt ihm Opfer. Ebenso opfert man den Geistern der Abgeschiedenen. Nach dem Tode geht der Mensch in's Todtenreich, wo die Guten belohnt, die Bösen bestraft werden [1]). Eine ausgebildete Schöpfungssage, nach welcher der erste Mann das erste Weib tödtet, verlegt die Schöpfung der Menschen an den Nyassa. Dies wie manches andere, deutet darauf hin, dass die Konde schon lange ihre jetzigen Sitze innehaben.

In Bezug auf die Sitten des Volkes ist zunächst hervorzuheben, dass die Stellung des Weibes eine geachtete ist. Unrecht wiegt schwerer, wenn es einem Weibe, als wenn es einem Manne zugefügt worden ist. Die Mädchen haben in Bezug auf die Wahl ihres Mannes ein entscheidendes Wort mitzureden, und die Männer fragen die Weiber, wenn sie Vieh verhandeln oder Waffen kaufen um ihre Meinung. Der Bräutigam muss indessen auch Vieh für die Frau bezahlen. Der Onkel darf die Nichte nicht heirathen, denn sie ist sein „Kind“. Ebenso dürfen sich Geschwisterkinder nicht heirathen, denn sie sind „Geschwister“. Jeder trachtet danach, möglichst viel Frauen zu erwerben, obwohl die Weiber weniger auf dem Felde arbeiten, als anderwärts. Die Arbeitstheilung unter den beiden Geschlechtern ist die in Africa gewöhnliche, nur betheiligen sich Männer und Knaben fleissiger am Ackerbau. Die Frauen halten sich viel zu Haus und in den Häusern auf. Die Frau darf ihren Schwiegervater niemals sehen und sprechen. Sie versteckt sich vor ihm und darf seinen Namen niemals nennen. In Bezug auf das Begräbniss ist zu bemerken, dass die Leiche gewaschen, gesalbt, rasirt und sonst geschmückt, zuletzt in Bananenblätter gewickelt wird. Dann wird sie von den Verwandten in sitzender Stellung gehalten, bis man sie hinausträgt. Nachdem sie mit Bast umwickelt ist, wird sie, je nach dem Geschlecht, am hellen Tage in's Grab gelegt.

1) Man beachte bei allen Verhandlungen mit Afrikanern über den Zustand nach dem Tode, dass niemals das Wort „Leben“ auf diesen Zustand von ihnen angewendet wird, ebenso wenig, als dieses im alten Testament geschieht.

Dieses ist in der Nähe des Hauses an einem schönen Orte. Die Trauerzeit währt 5 Monate lang und wird durch eine öffentliche Mahlzeit beschlossen. Erst nachdem dies geschehen, spricht man über die Erbschaft. Die Familie erweitert sich und wird zum Stamm, hier, wie überall in Africa, wo man kein Mündigwerden der Kinder kennt. Die Macht der Häuptlinge aber ist im Kondelande sehr beschränkt. Sie erhalten einen Theil der Kriegsbeute und empfangen gelegentlich Abgaben an Naturalien. Wenn ein Häuptling geizig ist, seine Leute schlägt oder sonst sich unliebsam beträgt, wird er von den Grossen, seinen Räthen, gewarnt, ja sogar bestraft.

Ueber Krieg herrscht die merkwürdige Tradition, dass früher Stammesfehden durch eine Art von Gottesurtheil geschlichtet worden seien. Jede Partei musste ein gewaltiges Feuer anzünden, und die hatte gesiegt, welcher es gelang, ihr Feuer zuerst zu löschen. Als aber Menschen dabei im Feuer umgekommen seien, habe man diese Sitte als grausam verlassen. Man habe dann Krieg geführt mittelst hölzerner Spiesse. Als suluartige Raubstämme einbrachen, wurden die hölzernen Spiesse verworfen, weil sie ohne Wirkung gegen die Schilde waren; man lernte Speere schmieden und brachte es in dieser Kunst zu grosser Vollkommenheit. Der alte Schild besteht aus Bambugeflecht, welches mit Rinderfell überzogen ist. Die Gestalt erinnert an indische Formen. Neuerdings wird er hier, wie fast überall in Ost-Africa, durch den Sulu-Schild ersetzt. Begünstigt von dem theils sumpfigen, theils bergigen Terrain des Landes, hat das Volk sich bis jetzt der von benachbarten Raubstämmen (Magwangwara, Warori, Angoni) gemachten Einfälle mit Erfolg erwehren können. Der Abwickelung von Rechtsstreitigkeiten, zu welchen häufige Diebstähle oft genug Anlass geben, wendet man viel Aufmerksamkeit zu. Die Anwendung des Muavi-Trankes wird zum Beweise von Schuld oder Unschuld häufig von beiden Parteien gefordert. Zur Erhärtung der Aussage kann ein Eid geleistet oder gefordert werden. Er lautet: „Ich will noch heute mit den Meinigen in die Unterwelt abgerufen werden, d. h. wenn ich lüge!“ Sklaverei findet sich unter den Konde nicht, indessen werden die Leute des in den Livingstone-Bergen hausenden Wakinga-Stammes von den Konde wie Knechte angesehen und behandelt.

Die materielle Cultur, welche wir bei den Konde finden, ist für Africa bedeutend. Die Wohnhäuser (siehe die umstehende Abbildung), rund oder viereckig mit hohen Thüren, aus Bambu und Lehm hergestellt, sind von schöner Form und gutem Bau, ebenso die Ställe, die oft über 100 Fuss lang sind. Nicht eng stehen die Häuser zusammen, sondern zerstreut in den Bananenpflanzungen, die sich an einer langen Dorfstrasse entlang ziehen. Die Häuser, Ställe und Strassen werden reinlich gehalten. Als Baumaterial dient der starke, indische Bambu, der zu diesem Zwecke in jedem Dorfe reichlich angepflanzt wird. Man pflanzt auch Bäume, des Aussehens, der Früchte und der Rinde wegen. Grösste Sorgfalt wendet man auf den Unterhalt grosser Bananenpflanzungen. Man züchtet sieben Arten dieser Frucht in vortrefflicher Güte. Auch an Ackerfrüchten ist kein Mangel: Mais, Durrha, Pennisetum, Hülsenfrüchte, auch unsere Erbse, Reis, Bataten, Yamswurzel, Arachis, Kassawa und andere werden reichlich geerntet. So fehlt es an vegetabilischen Nahrungsmitteln nicht. In Bezug auf Fleisch ist man wählerisch, z. B. werden Ziege, Zebra, Elen-Antilope und Rhinoceros nicht gegessen. Fische dagegen sind ein beliebtes Nahrungsmittel. Das Konde-Rind gehört der indischen Buckelrasse an und wird sorgfältig gepflegt. Alles Vieh ist in reinlichen Ställen untergebracht. Man wäscht die Kühe und schützt sie durch methodisches Räuchern vor Schmarotzern. Man züchtet auch Fettschwanzschafe, Ziegen und Hühner. Von Gewerben hat sich

nur die Schmiedekunst entwickelt, wogegen mit der Kunst des Webens noch kein Anfang gemacht ist.

Es ist zu wünschen, dass das interessante Kondevolk auch in Zukunft im Besitze seines Landes und seiner Freiheit bleibe. Möge ihm eine glückliche Weiterentwickelung beschieden sein auf Grund der bei ihm bereits vorhandenen Cultur! —

Der Vorsitzende dankt dem Hrn. Vortragenden für die sehr interessanten Mittheilungen, wodurch zum ersten Male auf einem bisher noch fast ganz verschlossenen Gebiete Licht verbreitet wird über eine Bevölkerung, welche der deutschen Herrschaft unterstellt ist und welche hoffentlich den verderblichen Einflüssen der Araber für immer entrissen sein wird. —

(13) Hr. H. Jentsch übersendet aus Guben, 15. Juni, einen Bericht über einen Bronzedepotfund von Sadersdorf. Derselbe ist in den Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1893, S. 59 veröffentlicht worden. —

(14) Hr. C. Künne schickt aus Charlottenburg, 11. Juni, folgende Notizen, betreffend

anhaltische und niedersächsische Alterthümer.

1. Zu Verhandlungen 1892, S. 352. Die Hoymer Hausurne befindet sich in der Herzoglichen Sammlung im Schlosse Gross-Kühnau. Da sie, nicht unter Glas, auf einem hohen Schranke steht, ist sie sehr dem Verderben ausgesetzt; die sogenannten Pferdeköpfe, die angeklebt waren, sind herunter gefallen und liegen daneben. Es wäre sehr zu wünschen, wenn etwas zu ihrer besseren Conservirung geschähe.

Die Tochheimer Urne findet sich ebenfalls in der Sammlung. Sie ist sehr gut erhalten.

Die Kühnauer bemalte Urne, die nach den Prähistorischen Blättern in Thal bei Aken a. E. gefunden sein soll, hat augenblicklich Direktor Voss in Verwahrung.

Die beiden Wulferstedter Hausurnen, die eine 1½ Fuss, die andere 1 Fuss hoch, sind von Cantor Fischer in Minsleben in Steinpackungen gefunden. In der einen befand sich ein zerbrochenes eisernes Messer. Dasselbe wird sich bei der genauen Inventarisirung des Friedrich'schen Nachlasses wohl noch vorfinden.

2. Zu Verhandlungen 1892, S. 357. Pferdezeichnungen auf Urnen. Hr. Dr. Rathmann in Delitzsch erzählte mir, dass beim Bau der Halle-Sorau-Gubener Bahn, dicht bei Delitzsch, eine Urne mit eingeritztem Pferde gefunden worden. Sie wurde auf dem Boden seines elterlichen Hauses aufbewahrt und ist bei der Reparatur des Daches zerstört worden.

3. Die Erben des San.-Rathes Friedrich haben dessen Sammlungen dem Fürsten zu Stolberg-Wernigerode übergeben. Dieselben sollen mit der Augustin'schen und der Sammlung des Harz-Vereins im Alten Gerichtsgebäude in diesem Winter zur Aufstellung gelangen. Später soll auch die Sammlung in Schloss Ilsenburg damit vereinigt werden. Es ist zu erwarten, dass das Museum im nächsten Sommer dem Publikum zugänglich gemacht wird.

4. In der Augustin'schen Sammlung befindet sich ein 1874 von Pastor Niemeyer in Gorenzen bei Mansfeld ausgegrabener Ango (0,78 *m* lang). Wohl der östlichst bekannte? Die Francisca kommt in der Sammlung häufiger vor. —

Hr. Voss glaubt sich zu erinnern, dass auch bei Weimar ein Ango gefunden sei. —

(15) Hr. Rud. Virchow macht Mittheilungen über die

Gesteine der Engelsburg bei Rothenburg an der Tauber.

In der Sitzung vom 28. April 1877 (Verh. S. 209) gab Hr. A. Voss eine Beschreibung der sogenannten Schwedenschanze oder Engelsburg bei Rothenburg an der Tauber, worin die überraschende Mittheilung enthalten war, dass in dem Walle Gesteine vorkommen, welche der Gegend ganz fremd sind, insbesondere Gneiss und Glimmerschiefer, jedoch auch Granit, Syenit, Diorit, Basaltlava und andere Mineralien. Es wurde vermuthet, dass dieselben vom Odenwald und den Rheingegenden herstammen, namentlich die Lava von Andernach; einiges vielleicht vom Fichtelgebirge. Da ich zu Pfingsten in Wiesbaden zufällig Hrn. Florschütz im Augenblicke seiner Abreise nach Rothenburg zu den dortigen Festspielen traf, so ersuchte ich ihn, sich dort umzusehen und über den gegenwärtigen Stand der Frage zu berichten. Er hat mir darüber unter dem 27. Mai Folgendes mitgetheilt:

„Selbstverständlich habe ich die Engelsburg nicht ausser Acht gelassen. Ich habe den Apotheker Pürkhauser, den alten Matador der Stelle, persönlich aufgesucht, mit ihm eingehende Rücksprache genommen und persönlich — wie bereits einmal früher — seine ganze Sammlung durchgemustert. Und da ergab sich denn, dass zur Erbauung des Walles durchaus keine fremden Materialien herbeigeschleppt worden sind; derselbe besteht ausschliesslich aus dem anstehenden jurassischen Gesteine. Die aufgefundenen fremden Gesteinsarten sind durch die Bank Bruchstücke von zerschlagenen Mahlsteinen; unter ihnen ist Sandstein, Dolomit, Porphyr (?), Niedermendiger Lava und auch wirklich ein Stück des hellen, grobkörnigen Granits aus dem Fichtelgebirge bemerkenswerth. Dass einzelne dieser meist kleinen Stücke unter den Trümmern des eingestürzten Walles an seinem inneren Rande aufgelesen wurden, kann nicht Wunder nehmen. Die übrigen Funde

bestehen aus sehr dürftigen Fragmenten einer rohen Töpferei und einer Anzahl geschliffener Steinbeile, wohl aus Kieselschiefer. Von Metallen keine Spur." —

Hr. Voss betont, dass sich in der prähistorischen Abtheilung des hiesigen Museums ein Hammer von der Engelsburg befindet, der zweifellos aus Gestein fremder Herkunft bestehe. —

Hr. Rud. Virchow findet, dass der scheinbare Widerspruch der Beobachtungen sich lösen würde, wenn nachzuweisen wäre, dass die fremden Gesteine nicht zum Aufbau des aus Juragestein errichteten Walles gedient haben, sondern ganze oder zerbrochene Stücke früherer Geräthe, also nur zufällige Bestandtheile des Walles darstellten. Immerhin werde man das Alter der Anlage anerkennen müssen, und daher verdiene dieselbe in hohem Maasse die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher. —

(16) Hr. Rud. Virchow bespricht einen

steinzeitlichen Schädel von Preussisch-Börnecke bei Stassfurt.

Unter dem 5. Juni schrieb mir der Mittelschullehrer Hr. Tepohl zu Stassfurt Folgendes:

„Gestern wurde mir von einem Bekannten ein Menschenschädel gezeigt, der mir namentlich hinsichtlich seiner Zahnbildung auffällig erschien. Trotzdem der Oberkiefer 16 Zähne enthält, befindet sich in der Mitte eine Zahnlücke. Sämmtliche Zähne, sowohl die des Oberkiefers, wie des Unterkiefers sind Mahlzähne. Das Skelet, zu dem dieser Schädel gehört, wurde etwa vor Jahresfrist in sitzender Stellung zugleich mit Urne und Steinbeil bei einer Ausschachtung auf der Jakobsgrube in Preussisch-Börnecke bei Stassfurt gefunden. Nach der Versicherung des Besitzers soll sich dort ein ganzes Gräberfeld befinden.

„Sollte der Schädel, sowie Beil und Urne für Sie von Interesse sein, so würde der Besitzer gern bereit sein, Ihnen dieselben einzusenden, bezw. zu überlassen."

Auf mein Ersuchen um Zusendung ist mir der Schädel alsbald zugegangen, der in der That die Angaben des Hrn. Tepohl als durchaus richtig erweist. Das seltene Stück war allerdings stark verletzt, indem die rechte Schläfengegend und Theile der Basis ganz zertrümmert waren, auch ein langer Sprung von der linken Schuppennaht zur Stirn und quer über diese bis zum rechten Seitenwandbein auslief. Indess waren die Bruchstücke mit grosser Sorgfalt gesammelt worden und es hat sich daraus fast der ganze Schädel in zuverlässiger Weise wieder herstellen lassen, so dass selbst der Rauminhalt desselben bestimmt werden konnte.

Letzterer ergab eine Capacität von 1110 *ccm*, also ein ausgemacht nannocephales Maass. Damit stimmen auch die verhältnissmässig kleinen Umfangsmaasse überein. Um so mehr bemerkenswerth ist die Schwere des Schädels, der mit Unterkiefer 732 *g* wiegt. Dem entsprechend sind die Knochen sehr dicht und fest. Ihre Farbe ist licht gelblichgrau, ihre Oberfläche durch zahlreiche feine Furchen von Pflanzenwurzeln rauh.

Offenbar handelt es sich um den Schädel einer alten Frau. Die Nähte des Schädeldaches sind fast durchweg verwachsen oder im Verstreichen begriffen, nur die unteren Seitenabschnitte der Lambdanaht und die Sut. mast. occipit. sind noch erhalten. Schwache Spuren der Nahtlinien sind sichtbar, zum Zeichen, dass es sich um ein Ereigniss des späteren Lebens handelt. Nur der hintere Theil der Sagittalis ist stärker verstrichen und an seiner Stelle liegt eine längliche Vertiefung. Abweichungen der Form fehlen im Allgemeinen, nur das Hinterhaupt ist von rechts her leicht gedrückt und daher etwas schief. Die Schläfen gut gebildet,

Alae breit. Alle Muskelinsertionen zart oder ganz verwischt. Die Zähne, sowohl im Ober-, als im Unterkiefer ganz vollständig, klein und tief abgenutzt, so dass ihre Kronen eine fast ebene Fläche bilden. Daher wohl die Angabe des Hrn. Tepohl, dass sie sämmtlich „Mahlzähne" waren.

Die Form des Schädels erscheint schon bei der blossen Betrachtung schmal und hoch, das Hinterhaupt vorspringend. Nach den berechneten Indices ist sie hypsidolichocephal (L.-Br.-I. 74,6, L.-H.-I. 76,3). Der Hinterhaupts-Index beträgt 31,9, der Basilar-Index 57,3, was auf eine gute Ausbildung der Vordertheile hinweist. Der horizontale Umfang misst nur 473, der sagittale 344 *mm*. Von letzterem entfallen auf das Stirnbein 34,5, auf die Parietalia 34,8, auf die Hinterhauptsschuppe 30,5 pCt. Das Stirnbein hat eine minimale Breite von 93 *mm*.

Das Gesicht zart und schmal, leptoprosop (Ind. 90). Die Orbitae gross, aber mehr breit, mesokonch (Ind. 82,5), die oberen Ränder etwas niedergedrückt und überhängend. Nase stark vorspringend, der Rücken schmal und schwach eingebogen, die Apertur schief, Index 50,0, mesorrhin. Oberkiefer zart, Fossae caninae tief, Alveolarfortsatz kurz und schwach prognath. Zwischen den medialen Schneidezähnen ein breites, genau medianes Trema[1]). An dieser Stelle ist der Rand des Alveolarfortsatzes ganz dünn, fast scharf, und es beginnt unmittelbar an demselben eine breite, offene Rinne, welche in das grosse Foramen incisivum übergeht.

Der Unterkiefer verhältnissmässig kräftig, namentlich die Aeste breit (33 *mm*). Der mittlere Theil stark eingebogen, das Kinn gerundet, stark vortretend, fast knopfförmig. Die Zähne vollständig, ohne Lücke, dicht aneinander schliessend. Aeste niedrig, der Proc. condyloides 50 *mm* lang, der Proc. coronoides 48 *mm* hoch, die Incisur zwischen beiden weit. Die Winkel abgerundet, ohne alle Vorsprünge.

Der Schädel trägt unverkennbar die Züge des arischen Typus an sich. Durch seine Höhe unterscheidet er sich wesentlich von den friesischen Chamaecephalen, aber auch von den fränkischen Orthocephalen.

Dass ein so wichtiges und so altes Stück so gut erhalten ist, muss Hrn. Tepohl als ein besonderes Verdienst zugeschrieben werden. Ich danke ihm bestens für seine grosse Gefälligkeit.

Die genaueren Maasse sind folgende:

Capacität	1110 *ccm*	Sagittalumfang, Hinterhaupt	105 *mm*
Grösste horizont. Länge	169 *mm*	„ , ganzer	344 „
„ Breite	126 „	Stirnbreite	93 „
Gerade Höhe	129 „	Gesicht, Höhe	108 „
Ohrhöhe	105 „	„ , Breite (jugal)	120 „
Gerade Hinterhauptslänge	54 „	Orbita, Höhe	33 „
Basilare Länge (For. magn. bis Nasenwurzel)	97 „	„ , Breite	40 „
		Nase, Höhe	48 „
Horizontalumfang	473 „	„ , Breite	24 „
Sagittalumfang, Stirnbein	119 „	Gaumen, Länge	52 „
„ , Mittelhaupt	120 „	„ , Breite	37 „

Die berechneten Indices betragen:

Längenbreitenindex	74,6 *mm*	Gesichtsindex	90,0 *mm*
Längenhöhenindex	76,3 „	Orbitalindex	82,5 „
Ohrhöhenindex	62,1 „	Nasenindex	50,0 „
Hinterhauptsindex	31,9 „	Gaumenindex	71,1 „
Basilarindex	57,3 „		

1) Vergl. den Bronzeschädel von Mühlbach, Ober-Bayern, Verhandl. 1891, S. 825.

(17) Hr. W. Krause spricht über

Römerlager in Nieder-Sachsen.

Am 21. Mai 1892 hat Hr. R. Virchow eine Abhandlung des Hrn. v. Stoltzenberg-Luttmersen vorgelegt, die über die Heisterburg im Deister angab, sie sei wahrscheinlich das Standlager des Varus gewesen. Die Abhandlung ist in den Verhandl. 1892, S. 251—265 gedruckt und Hr. R. Virchow hat in derselben Sitzung (S. 266—270) die wissenschaftliche Sachlage erschöpfend beleuchtet.

Nach chronologischer Reihenfolge wäre zunächst der verstorbene General v. Oppermann zu erwähnen, der im Auftrage, bezw. mit Unterstützung des Königl. Cultus-Ministeriums sämmtliche prähistorische Schanzen der Provinz Hannover kartographisch zu fixiren unternommen und auch die Heisterburg vermessen hat. Er hielt sie für eine altgermanische oder altsächsische Erdschanze; Ausgrabungen hat er nicht vorgenommen. Dies holte Schuchhardt, der Direktor des Kestner-Museums in der Stadt Hannover, nach und kam zu dem Resultat, dass am oberen Laufe der Hase eine Reihe von römischen Castellen (z. B. die Wittekindsburg bei Rulle) nachzuweisen sei, die ungefähr in der Distanz eines römischen Tagemarsches von einander liegen. Hr. Schuchhardt stützte sich auf Abmessungen der Wälle und Gräben, wonach die Querschnittsbreite von Wall, ebenem Grabenrand und Graben zusammen der Wurfweite eines Pilum ungefähr gleichkommt. An halbzerstörten Erdwällen bleibt jedoch dem subjectiven Ermessen ein weiter Spielraum, und thatsächlich zeigen die Messungen nichts weiter, als dass die Schanze nicht auf Feuerwaffen berechnet war. Ferner führte Hr. Schuchhardt unter den Fundstücken Scherben ächt römischer Thongefässe auf, die natürlich als Handelswaare dahin gelangt sein können, sodann Schlüssel, die ganz den pompejanischen gleichen, endlich versilberte Bronzesporen, wie sie auf der Saalburg gefunden worden sind. Von anderer Seite wurde jedoch das Alles für frühmittelalterlich, bezw. zu dieser Zeit noch vorkommend, erklärt. Hr. Fricke (Geschichtlich-kritische Feldzüge durch das nordöstliche Westfalen. Minden 1889, Taf. II, Fig. 1) hat die Heisterburg schon früher skizzirt und ihr Mauerwerk für altsächsisch gehalten. Man braucht dabei nicht gleich an Wittekind zu denken: zwischen Varus und Karl dem Grossen liegen lange Zeiträume mit friedlichen Perioden, in denen Cultur vom Rhein her nach der Wesergegend überwandern konnte. Die Anlage der Heisterburg erinnert einigermaassen an die seltenen Burgen aus altsächsischer Zeit in England. Als Standlager oder nur Marschlager einer römischen Armee ist sie keinenfalls zu betrachten. Dagegen spricht das Mauerwerk, welches wenigstens mit den römischen Mauerresten in Wales, am Rhein, in Italien keine Aehnlichkeit zeigt; auf die ebenfalls aufgeworfene Frage, ob Mörtel und welcher Art in den Mauern vorhanden sei, konnte nicht weiter eingegangen werden. Ferner ihre versteckte Lage im Waldgebirge: die Burg beherrscht absolut nichts, keinen Flusslauf, keine Hauptstrasse, höchstens einen schmalen auf der Dammhöhe des Deisters hinlaufenden Weg, der keine altgermanische Heerstrasse, sondern einen höchst modernen Forstweg darstellt. Schliesslich sind die Wasserverhältnisse entscheidend. Es ist eine kleine Quelle vorhanden, die auf der Höhe des Gebirgszuges nur spärlich fliessen kann. Nun umfasste die Armee des Varus nach den niedrigsten Schätzungen etwa 12000 Combattanten, dazu kommen wenigstens 3000 Nichtcombattanten und die nicht zur Armee gehörenden Marketender, Händler, Kundschafter, sowie Alles, was sich einer Armee, die längere Zeit in einem Lager steht, unvermeidlich anhängt, im Ganzen eine Menschenmasse von 20000 Köpfen mit wenigstens 5000 Pferden oder Tragthieren. Hierfür hätte der Wasservorrath

ıuf der Heisterburg nicht während eines Vormittags ausgereicht. Die Burg war ür eine kleine Besatzung von 100—200 Mann berechnet, die sie zu längerem Widerstande befähigen sollte. Will man einmal Hypothesen aufstellen, so wären ogar die Celten in Betracht zu ziehen, die an beiden Ufern der Leine bis zum Meridian von Altona noch fast im 4. Jahrhundert vor Chr. gewohnt haben, wie lie vielen celtischen Flussnamen, vor Allem der Leine selbst und ihrer Nebenlüsse, darthun. Nahe der Heisterburg befindet sich die sogenannte alte Taufe, eine Sandstein-Cisterne, aus der die Sachsen bei ihrem Uebertritt zum Christenthum getauft sein sollen. Die Stelle gleicht einem steinigen Trümmerfelde und sieht nicht echt germanisch aus. Der Name der Burg hat verschiedene Deutungen erfahren. Abgesehen von einer etwaigen Benennung nach dem Erbauer, hat man Heister von „hüten", plattdeutsch „heuen" oder „hoyen", abgeleitet. Das wäre also eine Schutzburg, eigentlich eine Tautologie. Heister bedeutet junge Baumstämme, besonders junge Buchenstämme, am wahrscheinlichsten ist es daher, dass die Benennung aus einer Zeit stammt, als in den Forsten schon systematische Anpflanzungen vorgenommen wurden. — Sehen wir von den Celten ab, so vertheilen sich die übrigen 4 Hypothesen auf einen Zeitraum von 400 vor bis 1200 nach Chr., auf rund 1500 Jahre. Es sind die altgermanische, die römische, die altsächsische und die frühmittelalterliche Hypothese.

Will man die Römerspuren in Nieder-Sachsen einer weiteren Erforschung unterziehen, worauf Hr. R. Virchow in einer Reichstags-Sitzung bei Gelegenheit der Limes-Forschung hingewiesen hat, so wären die Festung Minden, die ein Zwischenglied zwischen dem oberen Laufe der Hase und der Heisterburg bilden würde und woselbst römisches Strassenpflaster aufgedeckt worden ist, ausserdem eine viereckige Schanze bei Nienburg nicht ausser Acht zu lassen. In letzterer Gegend ist ein römisches Schleuderblei mit Legionsstempel vor vielen Jahren gefunden worden, zu Folge der Aussage des Prof. der Zoologie Hrn. Ehlers in Göttingen. Die sogenannten römischen Schleudersteine von Leese dagegen sind theils für mittelalterlich, theils für Handmühlsteine erklärt worden, wie solche noch heute hier und da im Gebrauch sind; jedenfalls dürfte die Schlacht am Angrivarierwall nicht dort stattgefunden haben, was Hr. v. Stoltzenberg schon früher nachgewiesen hat. Alle diese Dinge könnten den Ausgangspunkt fernerer Untersuchungen bilden. —

(18) Hr. Lissauer zeigt einen Schädel mit einem

Os Incae imperfectum.

Die Gesellschaft ist kürzlich in den Besitz eines Schädels gelangt, der angeblich von einem Chinesen aus Canton herstammt und sich durch eine der selteneren Formen des Epactale auszeichnet, nehmlich durch ein Os Incae imperfectum.

Seitdem wir durch die bekannten Untersuchungen unseres Hrn. Vorsitzenden über die Bedeutung der verschiedenen Varietäten der Hinterhauptsschuppe[1] gut unterrichtet sind, ist es leicht, jede einzelne derselben richtig zu würdigen. Es kommt wesentlich darauf an, die Sutura transversa vera von den verschiedenen Suturae intrasquamosae zu unterscheiden. Die erstere bildet bekanntlich die unmittelbare Fortsetzung der Sutura squamosa, bezw. mastoideo-parietalis des Schläfenbeins und stösst mit der Lambdanaht an der hintern Seitenfontanelle, oder etwas darüber zusammen, um dann oberhalb der Linea semicircularis superior und der

1) Virchow, R. Ueber einige Merkmale niederer Menschenrassen am Schädel. Berlin 1875. II. Das Os Incae s. Epactale. S. 60ff.

Protuberantia occipitalis externa zu verlaufen. Gewöhnlich verknöchert sie scho im Fötalleben; bleibt sie aber in ihrer ganzen Ausdehnung erhalten, so bildet si das eigentliche Os Incae seu Epaetale, welches bekanntlich für die Alt-Peruane und einige andere Völker eine gewisse ethnologische Bedeutung hat.

Davon ist nun jede Sutur woh zu unterscheiden, welche an eine höheren Stelle der Lambdanaht ent springt; denn diese ist immer ein Sutura intrasquamosa, hat eine durch aus verschiedene Bedeutung un führt, wenn sie auf beiden Seite auftritt, zur Bildung des Os qua dratum. Soweit ist das Verhältnis ganz einfach. Nun kommt es abe vor, dass auf der einen Seite sic eine Sutura transversa vera erhält – im vorliegenden Falle links, — ge wöhnlich bis über die Mitte hinau und dann in eine Sutura intrasqua mosa übergeht — bei uns rechts, — indem sich der eine laterale Knochen kern des Os Incae getrennt erhalte und mit dem unteren Theile de Hinterhauptsschuppe, der Facie muscularis, vereinigt hat. Es ent steht dann das Os Incae imperfectum. R. Virchow hat auch auf diese Forn aufmerksam gemacht, und zwar zuerst an einem Botokuden-Schädel vom Ri Doce in Brasilien [1]) und dann an einem alt-ägyptischen Schädel von Hawara [2]) im Fayum. Im letzteren Falle befindet sich das Os Incae imperfectum auf de rechten, im ersteren, wie auch bei dem vorliegenden Chinesen-Schädel, auf de linken Seite.

Neuerlich haben dann die HHrn. P. und F. Sarasin diese Varietät zweima beobachtet, und zwar an einem Tamil- und einem Singhalesen-Schädel von Ceylon und in ihrem Prachtwerke über die Wedda's [3]) beschrieben; beide Male lag da Os Incae imperfectum auf der rechten Seite.

Endlich war Hr. Dr. v. Luschan so freundlich, mich auf einen Schädel seine Sammlung, einen Deutsch-Oesterreicher (Nr. 18), aufmerksam zu machen, welche diese Form des Epaetale ebenfalls auf der rechten Seite zeigt.

Was nun die genaueren Verhältnisse an dem vorliegenden Chinesen-Schäde betrifft, so verläuft die Sutura transversa in schwachem Bogen nach rechts bi etwas über die Mitte hin, um dann in ziemlich gerader Richtung als Sutura in trasquamosa zum rechten Schenkel der Lambdanaht aufzusteigen. Im Ganzen sin alle Nähte des Hinterhaupts ziemlich gezackt, nur die obersten Theile der Lambda naht und der Sutura intrasquamosa sind einfacher. Die Entfernung des Ansatz punktes der Sutura transversa an dem linken Schenkel der Lambdanaht von de linken Seitenfontanelle beträgt 11 *mm*, von der Spitze der Lambdanaht 69 *mm*; um-

---

1) Diese Verhandl. 1885, S. 251 u. Crania ethnica Americana. Berlin 1892. Taf. XIII
2) Ebend. 1888, S. 472.
3) Sarasin, P. u. F. Die Wedda's von Ceylon. Wiesbaden 1892—1893. S. 318 u. 334

gekehrt beträgt die entsprechende Entfernung von dem Insertionspunkte der Sutura intrasquamosa an dem rechten Schenkel der Lambdanaht von der rechten Seitenfontanelle 72,5 *mm*, von der Spitze der Lambdanaht 13,5 *mm*; die Sutura transversa selbst ist 54 *mm*, die Sutura intrasquamosa 33,5 *mm* lang, die Höhe des Os Incae imperfectum beträgt 49 *mm*. —

(19) Hr. W. A. G. Bakker hat an Hrn. R. Virchow von Ternate, Molukken, 12. April, eine Sammlung eingesandt von

Photographien von Tidore, Aru und Neu-Guinea.

Dieselben stellen Eingeborne von Dobo (Aru-Inseln) und von Neu-Guinea, insbesondere von der Geelvinks-Bay und von Wagaai, dar und gewähren trotz mancher Fehler doch recht gute Anschauungen. Besonders hebt Hr. Bakker ein Blatt hervor, welches den Sultan von Tidore mit seinen „Reichsgrossen“ in einer Gruppe zeigt. Nach seiner Angabe war es sehr schwer, den Herrscher zu bewegen, sich aufnehmen zu lassen, da er Mohamedaner ist und Zweifel hegte, ob er eine solche Handlung mit den Vorschriften seiner Religion vereinigen könne.

Hr. Bakker theilt mit, dass er als Amateur eine grössere Zahl von Ternatesen, Tidoresen, Alfuren und Papua's, und zwar letztere auch von den weniger bekannten Theilen der West- und Nordküste von Niederländisch-Neu-Guinea und von den Inseln an der Südküste (141° östl. L.) aufgenommen habe. Er erklärt sich bereit, derartige Aufnahmen in grösserer Auswahl herzustellen, wenn ihm ein geeigneter photographischer Apparat mit Zubehör geliefert würde. —

(20) Hr. Grempler übersendet durch Hrn. O. Olshausen als Geschenk an die vorgeschichtliche Abtheilung des Königl. Museums f. Völkerkunde eine

Nachbildung einer „Cicadenfibel“ von Kumbulte in Digorien,

Kaukasus, deren Original sich jetzt in Moskau befindet. Die Fibel, welche ein geflügeltes Insect darstellt, ist ihrer Form nach wohl noch römisch, während die Art der Verzierung mittelst eingelegter Steine (Carneole) bereits an spätere Zeiten gemahnt. Ueber das Gräberfeld von Kumbulte siehe R. Virchow, Verhandl. 1890, S. 417. —

(21) Hr. O. Olshausen zeigt einen

modernen eisernen Radsporn aus Marrokko,

der ihm ebenfalls durch Hrn. Grempler übergeben war. Die beiden geraden, ungleich langen, einander parallelen Schenkel liegen so dicht bei einander, dass sie nicht den Fuss selber umspannen können. Vielleicht wird die Gabel über die Sohle einer Sandale, eines Pantoffels oder eines hinten durchlöcherten Schuhs geschoben, so dass sie diese umklammert. In dieser Stellung würde das Rad des Sporns horizontal liegen; bringt man dagegen den Sporn so an, dass er die eine Seite des Schuhs umfasst, so nimmt das Rad die Lage ein, die es an unseren europäischen Sporen hat. — Da die hiesige ethnologische Sammlung einen gleichen Sporn noch nicht besitzt, so überweist ihr Hr. Olshausen das Object.

Hr. F. v. Luschan hat einen Sporn zur Stelle geschafft, wie er in der Sammlung des Museums mehrfach aus Adamaua und Bornu vertreten ist; dieser stellt aber eine lederne Fersenkappe dar, aus der 4 eiserne Spitzen in Rechteckstellung hervorragen. —

(22) Hr. Max Uhle kündigt in einem Briefe an Hrn. R. Virchow aus Tinogasta, 26. April, eine Sendung an, enthaltend

Schädel und Skelettheile von Medanito, Tinogasta, Aimogasta und Aniyaco-Watungasta.

Da dieselben noch nicht eingetroffen sind, so werden weitere Mittheilungen vorbehalten. Es mag nur erwähnt werden, dass der Reisende sich damals im Lande der Abaucanes befand, welche in den Calchaqui-Kriegen gegen die Spanier immer unter den ersten waren, die die Feindseligkeiten eröffneten. Incaisch sei daselbst unerwartet viel, nicht bloss Ortsnamen, sondern auch Artefakte. Ketschuische Mischsprache finde sich noch zwischen Bolen und Andalgala und weiterhin südöstlich. Reines Ketschua werde noch bei Santiago gesprochen. Unter den angekündigten Schädeln werden zwei von Medanito als deformirt bezeichnet. —

(23) Hr. M. Weigel berichtet in einem Briefe an den Vorsitzenden vom 23. Mai über

die Ausgrabungen in Hissarlik.

„Wir haben bis jetzt hauptsächlich im westlichen Theile der Burg gegraben, wo zuerst das grosse Thor und die Mauer der zweiten Stadt weiter verfolgt wurden. Nicht weit von der Rampe, etwa in südöstlicher Richtung, wurden in ziemlicher Höhe eine eigenartige Treppe mit breiten Stufen und verschiedene Mauern gefunden, die Prof. Dörpfeld ungefähr der mykenischen Zeit zuweist. Derselben Periode dürften ein grosses Megaron und verschiedene kleinere Bauten und Mauern angehören, die noch weiter westlich — in A 5, 6 und 7 des Schliemann'schen Planes — zu Tage kamen. In den letzten Tagen sind wir auch schon auf noch ältere Mauern gestossen.

„Was die Fundstücke anbetrifft, so haben wir bisher hauptsächlich Thonwaaren aufzuweisen. Es befindet sich aber manches hübsche Stück darunter, das von Interesse ist, so ein ziemlich intactes Gefäss mit Fingernagel-Eindrücken und kleinen spiraligen Auflagen, etwa der zweiten Stadt angehörig; zahlreiche „lydische“ Sachen in den verschiedensten Formen und mannichfach ornamentirt; bemalte Scherben von mykenischem und rhodischem Charakter u. s. w. — Zweimal haben wir bereits Vorrathsräume mit grossen Pithoi gefunden, einmal 8 Exemplare in einiger Entfernung vor dem grossen Westthor, leider aber vollständig zerstört und durch die Last der darüber liegenden Mauern und Steine zusammengedrückt; dann 4 Exemplare am mykenischen Megaron; diese standen zwar alle noch aufrecht, waren aber bis auf einen in ihren unteren Theilen ebenfalls sehr zerbrochen und zersprungen. Sie waren je mit einem flachen, breiten Stein bedeckt und einer sogar ausserdem noch in sorgfältigster Weise mit Lehm möglichst luftdicht verschlossen. In einen war durch die weiten Sprünge viel Erde hineingefallen, die anderen waren bis auf einen kleinen Bodensatz vollständig leer. Von diesem letzteren habe ich für Sie einige Proben gesammelt, wenn Sie eine genauere Untersuchung vornehmen wollen. Die Aussenwandung war bei allen diesen, $1\frac{1}{2}$ bis 2 *m* hohen Gefässen vollständig glatt und ohne Ornament, nur einer zeigte die bekannten horizontalen Leisten. Von Interesse war mir ferner eine grosse, sehr dickwandige, aber regelmässig gearbeitete Wanne, die ich in der Nähe der 4 Pithoi fand, da sie oben am Rande zwei parallele Reihen eines zwar groben, aber deutlichen Schnurornamentes zeigte. Das Gefäss war zwar zerbrochen, wird aber wieder zusammengesetzt werden können, da, wie ich hoffe, alle Scherben vor-

handen sind. Ebenfalls ein grobes Schnurornament zeigt ein grosser Scherben vom Charakter der sogenannten lydischen Gefässe, den ich auf dem Schutt früherer Ausgrabungen fand.

„Aus griechischer und römischer Zeit haben wir bisher nur wenig aufzuweisen: ein kleines Thontäfelchen mit einer Reiterfigur, wie sie ähnlich auch Schliemann gefunden hat; einige Köpfe von Terracotten mässiger Arbeit, römische Lampen, Scherben aus verschiedenen Perioden u. s. w.

„Ausser den keramischen Sachen sind zu erwähnen: ein kleines Nephrit-Beilchen, mehrere andere Steinbeile, Pfriemen von Knochen, Bronze-Nadeln, zwei kleine Amulette oder Idole der bekannten Form aus weissem Marmor, Schleifsteine, und schliesslich eine etwa 12 *cm* hohe Büste oder der obere Theil einer Figur aus Marmor, aber so unendlich roh und primitiv, dass man sie getrost den westpreussischen Figuren in unserem Museum an die Seite stellen kann. Sie wurde an der Oberfläche im Schutt gefunden und ist ausserdem sehr schlecht erhalten, so dass ich mir wenigstens kein Urtheil über die Zeitstellung erlauben möchte.

„In der ersten Stadt haben wir erst eine kleine Stelle in Angriff genommen, die nicht viel ergeben hat. Ich wage auch nicht sicher zu entscheiden, ob sie vollständig intact war. Ich fand verschiedene Scherben, von denen einige sicher der zweiten Stadt angehören, einen schönen, durchbohrten Steinhammer und etwa einen Fuss unter diesem eine Nadel aus Bronze oder Kupfer. Bei oder unter der Nadel lagen aber keine Scherben mehr." —

Unter dem 11. Juni schreibt Hr. Weigel:

„Die Ausgrabungen auf dem kleinen Hügel im Westen der Burg, von denen ich Ihnen im vorigen Briefe schrieb, sind jetzt beendet. Wir fanden etwa ein Dutzend eigenthümlicher kreisrunder Gruben von 2—3 *m* Durchmesser, sehr regelmässig und sorgfältig in den Felsen — weiches, thonartiges Gestein — eingehauen. Die Tiefe war sehr verschieden. Die erste, die wir fanden, war etwa 6 *m* tief; sie war mit Schutt, grossen und kleinen Steinen angefüllt und dazwischen lagen vereinzelte Scherben, die, soweit sie zu classificiren waren, grösstentheils den Charakter der sogenannten lydischen Keramik zeigten. Ganz unten lag das Bruchstück einer ausserordentlich grossen mykenischen Bügelkanne und zahlreiche Knochen eines Rindes. In einer anderen Grube von etwa 1,5 *m* Tiefe lagen ebenfalls Thierknochen, die ich, nach dem Kinnbacken zu schliessen, für die eines Schafes oder einer Ziege halten möchte.

„Die sämmtlichen übrigen Gruben, die unregelmässig zerstreut herumlagen, waren bedeutend flacher, durchschnittlich kaum 0,5 *m* tief, und enthielten keine Knochen, sondern nur vereinzelte Scherben von ziemlich grossen, dickwandigen Schalen, die auf der Aussenseite stumpf gelassen waren und etwa den Typus roher römischer Topfwaare zeigen, im Innern aber mit gelblicher oder grünlicher Glasur und mannichfaltigen, arabeskenartigen Ornamenten versehen sind. Ein Bruchstück zeigt auch, was mir besonders interessant war, ein hakenkreuzartiges Muster. Auf jeden Fall haben wir es wohl mit byzantinischen Sachen zu thun, die ich, in Uebereinstimmung mit Dr. Wolters und Dr. Brückner, etwa dem 6. bis 8. Jahrhundert n. Chr. zuweisen möchte. Was würden Sie nun aber überhaupt von diesen Gruben halten? Gräber sind es doch wohl nicht? Ich habe wenigstens keine Spur weder von verbrannten, noch von unverbrannten Knochen in ihnen gefunden. Auch die kreisrunde Form würde doch wohl gegen Gräber sprechen? Wir haben an Reservoirs, Vorrathsräume zum Kühlhalten der Nahrungsmittel, gedacht, aber ich möchte mir vor-

läufig doch noch kein sicheres Urtheil erlauben. — Die erste Grube ist wohl ein Brunnen.

Von der ersten Stadt haben wir im Norden ein weiteres Stück ausgegraben. Wir fanden eine ganze Menge von Thonscherben, aber meist nur klein und unbedeutend, alle immer von der charakteristischen schwärzlich-braunen Farbe, lange, röhrenförmige Henkel mit kleiner Oeffnung, und dann einige Stücke mit Einritzungen, die mit weisser, kreideartiger Masse ausgelegt sind. Daneben fand sich auch ein Steinbeil, etwas massiv, regelmässig geformt und gut abgeschliffen; kein Metall.

„Seit etwa acht Tagen lässt Hr. Dörpfeld hauptsächlich im Osten graben, und auch hier wurden die Fundamente eines etwa der mykenischen Zeit angehörigen Megarons gefunden, in dem sogar noch ein gut ausgearbeiteter Säulenstumpf erhalten ist. Die ungefähr in derselben Schicht gefundenen Scherben sind verschiedenen Charakters; viele sind „lydisch" — nach der Schliemann'schen Bezeichnung —, andere zeigen rhodischen oder korinthischen Styl, und ein kleines, mit einem Hakenkreuz und Zickzacklinien bemaltes Bruchstück gehört sicher zu den bekannten Dipylongefässen. Das wäre also Alles etwa aus dem 7. bis 8. Jahrhundert. Das Lydische wird wohl theilweise noch älter sein.

„Im Schutt haben wir mehrere Steinbeile gefunden, darunter ein sehr hübsches, kleines Jadeit-Beil. Ausserdem habe ich mehrere kleine Steine gesammelt, die ich für Nephrit oder wenigstens für nephritartig halten möchte. Gestern fand ich auch ein unbeachtet im alten Schutt liegendes, schönes, grosses, unbearbeitetes Stück von Bergkrystall." —

(24) Von dem correspondirenden Mitgliede, Hrn. Troll ist aus Kaschgar, 11. Februar, an den Vorsitzenden folgendes Schreiben eingegangen, betreffend seine

Reise nach Kaschgar.

„Durch Güte des russischen Consuls Excellenz Nicolaus Feodorowitsch Petrofsky ist es mir möglich, durch den Postdschigitten des Consulates Briefe nach Osch in Fergana, Russisch-Turkestan, der nächsten russischen Post, zu senden, und ich benutze diese Gelegenheit, um zu berichten, dass ich am Christtage von Osch abgereist bin, am fünften Tage den 12 700′ hohen Terek Dawan überschritten habe (Temperatur − 24° R., in Sakli, wo wir nächtigten, − 12° R.) und am 5. Januar in Kaschgar angekommen bin, wo ich zu überwintern gedenke. Die vor 4 Jahren gemachte Bekanntschaft des hiesigen Consuls erneuernd, erlaube ich mir mit dessen Einwilligung zu übersenden:

1. einen Separat-Abdruck der Mittheilung über die Handschrift Petrofsky;
2. Photographien, darstellend Funde aus der Ruinenstätte Timur am linken Ufer des Tuman, vis à vis von Kaschgar.

„Das Resultat der von Petrofsky vorgenommenen Ausgrabungen wird in einer der nächsten Nummern der Verhandlungen der orientalischen Abtheilung der Kaiserl. archäologischen Gesellschaft besprochen werden."

Der unter 1. erwähnte Separat-Abdruck aus den Schriften der Kaiserl. Akademie über die Handschrift des Hrn. Petrofsky lautet:

„Die orientalische Abtheilung der Kaiserl. archäologischen Gesellschaft hat in der Sitzung vom 28. November 1892 beschlossen, sich an den russischen Consul N. F. Petrofsky zu wenden und um Mittheilung zu bitten: „„Ob es gebe oder ob man beim Consulat durch Nachfragen nicht Kenntniss erlangen könne von Alterthumsresten in Kutscha oder an anderen Plätzen der Kaschgarei.""

„In Beantwortung dieser Frage ging von Hrn. Petrofsky ein Brief ein, in

welchem er Mittheilung machte von anderen, ihm bekannten alten Fundstellen in der Kaschgarei und noch weitere Nachrichten versprach. Diesem Brief schloss er bei eine Handschrift (1 Blatt), welches er vor 2 Jahren von einem Eingebornen erhalten hatte; die getreue Reproduction derselben in der Grösse des Originales ist dieser Notiz beigelegt. Der Charakter der handschriftlichen Buchstaben weist unzweifelhaft auf nordindischen Ursprung derselben und bietet alte Formen; die Handschrift selbst ist auf Papier (von Sandfarbe) und kann deshalb nicht für eine sehr alte gehalten werden. Abgesehen von der Aehnlichkeit der Form der einzelnen Buchstaben mit den uns bekannten Arten der nordindischen Schrift, enthält die Handschrift Petrofsky ein neues, bisher noch nicht bekanntes Alphabet, dessen Entzifferung sich höchst wünschenswerth erweist und zu einem ganz neuen und interessanten Beweisstück im Gebiete der indischen Paläographie führen kann. Da unsere Versuche, die Handschrift zu entziffern, zu keinem befriedigenden Resultat geführt haben, so haben wir uns beeilt, sie in getreuer Copie anfertigen zu lassen, den Specialisten nunmehr zugänglich, und hoffen wir um so eher die Erklärung ihres Inhaltes zu sehen." Mai 1892. C. Oldenburg. —

Das Original mit einem Facsimile der Handschrift ist eingegangen und wird vorgelegt. Keines der anwesenden Mitglieder vermag über die Schrift ètwas Genaueres anzugeben.

Hr. R. Virchow:

Von den in der Ruinenstätte Timur (oben unter 2.) gesammelten Alterthums-Gegenständen sind 3 Blatt Photographien mitgesandt. Die Mehrzahl derselben stellt, soviel zu erkennen ist, Bruchstücke von Thongeräth dar: theils Randstücke mit krempenartig umgelegtem, stellenweise der Länge nach durchbohrtem Rande, theils Flächenstücke mit allerlei, zum Theil vielfach gewundenen, erhabenen Leisten oder mit kleinen, von erhabenen Ringen umgebenen Knöpfen oder Buckeln, theils endlich sonderbare, stempelförmige Stifte mit kugligem Kopf, um welchen die Reste zerbrochener, gewölbter Wandtheile sitzen. Letztere Stifte erinnern an die Füsse von Gefässen, jedoch auch an gewisse, in nordrussischen Fundstellen vorkommende Gebilde, die dort aus Stein hergestellt sind.

Ein besonderes Interesse erregt eine grössere Anzahl durchbohrter Perlen auf Blatt III, von denen einzelne aus Thon oder Stein hergestellt sind, die meisten rundlich, einige länglich und kantig. Ein Paar grössere Stücke (Fig. 8 und 9) gleichen den gebänderten Korallen, welche auch sonst in jüngeren Gräbern und Ruinenstätten gefunden werden; sie sehen wie Glasfluss oder wie gebrannter Thon aus. Eine längliche Koralle (Fig. 9) trägt quere, wellenförmige, weisse Linien; eine andere (Fig. 8), von gedrückt kugliger Gestalt, zeigt, parallel mit den Rändern der durchbohrenden Oeffnung, breite, weisse, umlaufende, einfache Linien und um den Bauch eine breite Wellenlinie mit sehr steilen Windungen. Auch eine (oder zwei) Kauri-Muscheln sind darunter.

Das Ganze dürfte kaum als prähistorisch gedeutet werden können. —

(25) Der Vorsitzende zeigt ein neues Werk des Hrn. Paulitschke über die Rassenkunde von Africa, welches in vorzüglicher Ausstattung die Ergebnisse seiner reichen persönlichen Reisestudien wiedergiebt. —

(26) Neu eingegangene und gekaufte Werke:

1. Bahnson, Kr., Etnografien fremstillet i dens hovedtraek. København 1893. 5. Lev. Gesch. d. Verf.

2. Stieda, L., Der Gaumenwulst (Torus palatinus). Berlin 1893. (Sep.-Abdr. a. d. „Int. Beitr. z. wissensch. Medicin".)
3. Derselbe, Ueber cranio-cerebrale Topographie. Leipzig 1893. (Sep.-Abdr. a. d. „Biolog. Centralblatt".)
   Nr. 2 u. 3 Gesch. d. Hrn. Lissauer.
4. v. Luschan, F., La posizione antropologica degli Ebrei. Firenze 1892. (Estr. Arch. p. l'Antr. e l'Etnologia.) Gesch. d. Verf.
5. Svoboda, W., Die Bewohner des Nicobaren-Archipels. Leiden 1893. (Sep.-Abdr. a. d. „Int. Archiv f. Ethnogr.") Gesch. d. Verf.
6. Hahn, Ed., Zur wirthschaftlichen Stellung des Negers. Berlin 1893. (Sep.-Abdr. a. d. Festschrift: Ferd. v. Richthofen zum 60. Geburtstag.) Gesch. d. Verf.
7. Buschan, G., Referate aus der französischen Literatur. Braunschweig 1893. (Sep.-Abdr. a. d. „Archiv f. Anthropol.") Gesch. d. Verf.
8. Contributions to North American ethnology. vol. I. and VII. Washington 1877 and 1890.
9. Pilling, J. C., Bibliography of the Athapascan languages. Washington 1892.
   Nr. 8 u. 9 Gesch. v. d. Smiths. Institution.
10. Joest, W., Ethnographisches und Verwandtes aus Guayana. Leiden 1893. (Supplement Intern. Arch. f. Ethnogr.) Gesch. d. Verf.
11. Boas, Fr., Zur Mythologie der Indianer von Washington und Oregon. Braunschweig 1893. (Sep.-Abdr. a. d. „Globus".) Gesch. d. Verf.
12. Perrot, G., et Chipiez, Ch., Histoire de l'Art. Paris 1893. tome VI. Liv. 289—92. Angekauft.
13. Tolmatschew, N., Zur Frage über die Desinfection. St. Petersburg 1892. (Sep.-Abdr. a. d. „Boten f. allgem. Hygiene".)
14. Derselbe, Rede zu Ehren des Prof. Rudolf Virchow. Moskau 1892. (Sep.-Abdr. a. d. „Moskauer Illustr. Zeitung".)
   Nr. 13 u. 14 Gesch. d. Verf.
15. Bartels, M., Die Medicin der Naturvölker. Leipzig 1893. (3. Lief.) Gesch. d. Verf.
16. Martin, R., Zur physischen Anthropologie der Feuerländer. Braunschweig 1893. (Sep.-Abdr. a. d. „Archiv f. Anthropologie".) Gesch. d. Verf.
17. Sergi, G., Sugli abitanti primitivi del Mediterraneo. Roma 1892. (Estr. Archivio p. l'Antrop. e l'Etnol.)
18. Derselbe, Varietà umane microcefaliche. Roma 1893. (Estr. Bollet. d. R. Accad. Med. di Roma.)
   Nr. 17 u. 18 Gesch. d. Verf.
19. Serrurier, Uittreksel uit het verslag van den Directeur van's Rijks ethnogr. Mus. te Leiden. Leiden 1892. Gesch. d. Verf.

Sitzung vom 15. Juli 1893.

Vorsitzender: Hr. **R. Virchow.**

(1) Als Gäste sind anwesend Hr. Dr. Livius Fürst, Dr. Krönig und Dr. Posner von Berlin, Prof. Maragliano von Genua und Mr. W. Townsend Porter von St. Louis Mo. —

(2) Durch den Tod hat die Gesellschaft zwei Mitglieder verloren. Dr. Max Ruge, ein durch wissenschaftlichen Eifer, sicheres Urtheil und strenge Charakterbildung ausgezeichneter Mann, ist nach schwerem Leiden in Soden einem langwierigen Nierenleiden erlegen. — Prof. Dr. Zülzer, ein altes Mitglied, in der gelehrten Welt durch zahlreiche medicinische Arbeiten bekannt, ist schnell durch eine acute Krankheit hinweggerafft worden. —

(3) Als neue Mitglieder werden angemeldet:
Hr. Lehrer C. Rademacher, Cöln a. Rh.
„ Oberlehrer Karl Gädcke, Salzwedel.
„ Apotheken-Besitzer Konrad Zechlin, Salzwedel.
„ Sanitätsrath Dr. Livius Fürst, Berlin.

(4) Das Programm der XXIV. allgemeinen Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft, welche am 7. bis 9. August in Hannover stattfinden wird, liegt vor. Am 5. August wird in Göttingen eine Vorversammlung stattfinden, in welcher Hr. Prof. Merkel die Blumenbach'sche Sammlung demonstriren will. —

(5) Das Programm der 8. Haupt-Versammlung der Nieder-Lausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Alterthumskunde, welche am 16. und 17. Juli zu Sorau abgehalten werden soll, wird mitgetheilt. —

(6) Die Jahres-Versammlung des vogtländischen alterthumsforschenden Vereins zu Hohenleuben ist auf den 27. August festgesetzt. —

(7) Der Congress der französischen Archäologen ist in Amiens abgehalten worden.

Es wird bei dieser Gelegenheit mitgetheilt, dass in Amiens von den Arbeitern ein schwunghafter Handel mit gefälschten, aber sehr gut nachgemachten Alterthümern getrieben wird. —

(8) In Moskau wird im Jahre 1895 eine sibirische Ausstellung stattfinden. In der ersten Abtheilung sind neben den Naturwissenschaften und der Geschichte auch die Archäologie, die Anthropologie und Ethnographie untergebracht. —

(9) Die neue Società Romana di Antropologia hat sich am 4. Juni constituirt. Präsident ist Hr. G. Sergi, Vice-Präsident Hr. C. Bonfigli, Beisitzer die HHrn. Ferri, Labanca, Sciamanna und Vaccaro, Schriftführer die HHrn. Moschen und Mingazzini, Schatzmeister Hr. Colini. —

(10) Hr. Emil Holub theilt in einem Schreiben aus Wien vom 11. Juli mit, dass er die von ihm geplante ethnographische Ausstellung in Berlin, für welche er um Ueberlassung des Ausstellungs-Gebäudes vom 1. März, bezw. vom Anfang Juli bis Mitte November gebeten hatte, nicht in Ausführung bringen werde, da ihm das Gebäude nicht bewilligt werden konnte. —

(11) Die freie photographische Vereinigung benachrichtigt die Gesellschaft in einem Schreiben, Berlin, 14. Juli, dass sie in dem Hörsaal des Museums für Völkerkunde im October einen elektrischen Projektions-Apparat aufstellen werde, dessen Benutzung der Gesellschaft gegen Entgelt freistehen soll. —

(12) Hr. Prof. Jentzsch in Königsberg hat unter dem 30. Juni Hrn. Rud. Virchow zur näheren Bestimmung ein

grosses, mehrfach ausgehöhltes Knochenstück

übersandt.

Hr. R. Virchow:

Das mächtige Stück (Fig. 1—3), welches 12 *cm* breit, 6 *cm* hoch und etwas über 8 *cm* dick ist, erschien mir schon bei der ersten Betrachtung als der Wirbelkörper eines Walfisches. Hr. Möbius, den ich um eine weitere Vergleichung desselben ersuchte, theilte mir unter dem 8. Juli mit, dass der Knochen ziemlich gut in Betreff der erhaltenen Oberfläche mit der der Brustwirbel des im Museum für Naturkunde befindlichen Skelets von Hyperodon rostratus (Pont.) übereinstimme, der wiederholt bei Kiel und an der pommerschen Küste gefangen sei.

Figur 1. 1/2

Figur 2. 1/2

Figur 3. 1/2

Sehr sonderbar sind die offenbar von Menschenhand, zum grossen

Theil sehr scharf ausgeführten runden Löcher, welche darin befindlich sind. Keines derselben ist durchgehend. Auf der dem Zwischenknorpel zugewendeten Fläche stehen in einer Reihe 3 grosse Löcher, übrigens von ungleicher Grösse, das mittlere und das marginale grösser, als das dritte, mehr auf der Fläche angebrachte. Kleinere Löcher sieht man an der senkrechten Fläche; sie erreichen zum Theil die grösseren, sehr tiefen Löcher (Fig. 3). Die äussere Oberfläche sieht an den meisten Stellen wie geschält aus; eine glatte Knochenfläche findet sich nur in der Mitte der Seitenfläche (Fig. 1).

Wozu das Stück gedient hat, und in welcher Weise die Löcher benutzt worden sind, ist nicht leicht zu sagen. Da wahrscheinlich Fischer das gestrandete Thier zertheilt haben, so liegt es am nächsten, in dem Manufakt ein zur Fischerei oder zur Einrichtung des Kahns verwendetes Geräth zu sehen. Vielleicht würde eine Musterung der gebräuchlichen Utensilien der Küstenbewohner zu einer Lösung des Räthsels führen. —

(13) Hr. Paul Magnus bringt folgende Mittheilung über

essbare Pilze in Chile.

Von Hrn. Dr. Albert Meyer in Santiago war mir eine werthvolle und interessante Sammlung von Pilzen, die er auf der Hohen Cordillere in Chile gesammelt hat, zugegangen, über die ich schon einzelne eingehendere Untersuchungen veröffentlicht habe. Nachfolgenden Aufsatz hat mir Hr. Prof. Federico Philippi durch Hrn. Dr. Albert Meyer zur Veröffentlichung zukommen lassen. Da Hr. Philippi bei jedem Pilze die gebräuchlichen Namen der Eingebornen und die Art der Verwendung genau schildert, so hat seine Mittheilung auch ein grosses ethnologisches Interesse, weshalb ich mir erlaube sie hier mitzutheilen.

Von ganz besonderem Interesse sind mir seine Mittheilungen über Cyttaria (Nr. 7 u. 8 bei Philippi), einer merkwürdigen, auf Buchen (Fagus) schmarotzenden Pilzgattung, die im südlichen Süd-America und Tasmanien (Vandiemensland) wächst. Zum besseren Verständniss des Interesses der Philippi'schen Mittheilung möchte ich auf das hinweisen, was Charles Darwin in seinem bekannten Werke „Reise eines Naturforschers um die Welt" (Uebersetzung von G. V. Carus. Stuttgart 1875. S. 270) darüber berichtet. Er sagt dort, dass im Feuerlande die auf den dortigen Buchenstämmen (Fagus antarctica und F. betuloïdes) in ungeheurer Menge wachsende Cyttaria (die Berkeley ihm zu Ehren Cyttaria Darwinii benannte) [vergl. nebenst. Abbildung] in ihrem zähen und reifen Zustande von den Frauen und Kindern in grossen Mengen gesammelt und dann ungekocht gegessen wird. Der Pilz hat einen schleimigen, unbedeutend süssen Geschmack; er bildet, mit Ausnahme einiger weniger Beeren, hauptsächlich von einem zwergigen Arbutus, die einzige und hauptsächlichste vegetabilische Nahrung der Eingebornen. Auch in Tasmanien essen ihn die Eingebornen. Auch Spegazzini berichtet aus dem Feuerlande, dass ihn die Eingebornen roh essen. Er beobachtete dort, dass sie ausser der Cyttaria Darwinii noch zwei oder mehrere andere Arten von Cyttaria roh verzehren, und, was uns hier interessirt, dass sie diese verschiedenen Arten durch verschiedene Benennung unterscheiden und sogar die verschiedenen Alterszustände einer Art verschieden benennen (s. P. A. Saccardo Sylloge Fungorum omnium hucusque cognitorum. Vol. VIII. p. 5—7). So nennen sie die eine Art, die Cyttaria Berterii Berk. (die auch in Chile häufig ist und nach

dem in Chile gereisten und gesammelt habenden Bertero benannt ist), im jungen Zustande „Shàshcipu“, im reifen Zustande „Cattörem“, und im alten Zustande „Aussof“. — Die Cyttaria Darwinii Berk. nennen die Feuerländer im jungen Zustande „Asscinik“, im reifen Zustande „Awacik“ und im alternden Zustande, wenn sich der Pilzkörper geschwärzt hat, „Mmáâma“. Eine dritte Art, Cyttaria Hookeri Berk., nennen sie „Assuim“. Spegazzini sah dort noch eine vierte, auf Fagus betuloides wachsende Art, die die Eingebornen „Uaica“ nannten. Alle diese Arten werden in allen Entwickelungs-Zuständen von den Feuerländern roh verzehrt.

Es ist nun recht interessant, dass diese Arten, die im rauhen, pflanzenarmen Feuerlande roh verspeist werden und die wichtigste vegetabilische Nahrung der Eingebornen bilden, in dem nördlicheren, milderen und fruchtbareren Chile zur Bereitung eines alkoholartigen Getränkes verwandt werden.

Von ganz besonderem Interesse ist noch, dass das durch den Pilz verwandelte Buchenholz (von Fagus Dombeyi) den Indianern zur Nahrung dient. Die vom Pilz verdaute und assimilirte Holzfaser ist für den menschlichen Körper assimilationsfähig geworden.

Auch das von Hrn. F. Philippi hervorgehobene Fehlen essbarer unterirdischer Pilzknollen (Sclerotien) [s. diese Verhandl. 1892, S. 196—199] ist bemerkenswerth im Gegensatze zu den Indianern des nördlichen America. Ob solche Bildungen hier ganz fehlen, oder ob sie, weil unterirdisch, nicht von den dortigen Indianern beachtet worden sind, werden erst noch weitere Forschungen entscheiden müssen. —

Die Mittheilung des Hrn. Prof. Federico Philippi (Santiago, Januar 1893) ist folgende:

Die Pilze Chile's, soweit dieselben als Nahrungsmittel gebraucht werden.

Der nördlichere Theil Chile's vom Rio Aconcagua bis zum Rio Camarones ist bei seinem ausgeprägten Wüstencharakter sehr arm an Pilzen überhaupt, und von essbaren Pilzen aus jener Region habe ich nie reden hören.

In Mittel-Chile, wo die Winterregen schon häufiger sind, giebt es mancherlei Pilze, von denen aber, soviel mir bekannt, bloss der in der Provinz Santiago im Winter nicht seltene Agaricus campestris, Callampa oder Callampa blanca (Pilz oder weisser Pilz) genannt, gesammelt und gegessen wird, hauptsächlich von den Fremden.

Von Santiago an nach Süden nimmt die Häufigkeit der Regen wie auch die Menge des Niederschlags allmählich und beständig zu, bis etwa Puerto Montt, auf dem Südende des Festlandes gelegen. Es ist daher sehr schwer, eine genaue Grenze zwischen dem mittleren Chile und dem bewaldeten Süd-Chile zu ziehen, da die Wälder an der Küste, wie am Fusse der Cordillera, schon beim Rio Tinguiririca in kleinen Partien anfangen und je mehr nach Süden dichter und mehr zusammenhängend werden, bis sie ihre grösste Entwickelung in den Provinzen Valdivia, Llanquihue und von da bis zur Magelhaensstrasse erreichen.

Im Zusammenhange mit dieser von Nord nach Süd gleichmässig zunehmenden Feuchtigkeit nimmt auch die Entwickelung der Pilze zu. Während mit Ausnahme von endo- und epiphytischen, meist sehr kleinen Pilzchen, wenig Pilze in den mittleren Provinzen wachsen, ist der Süden, besonders die Provinz Valdivia, sehr reich an solchen, und entwickeln sich diese Pflanzen am stärksten mit den ersten Winterregen.

So oft ich, während eines langjährigen Aufenthaltes in Valdivia, mich nach
zen, und besonders giftigen, erkundigt habe, habe ich gehört, es gäbe keine
tigen; nie hätte man gehört, dass jemand nach dem Genusse solcher krank ge-
rden wäre, und dabei essen die Leute eine Menge verschiedener Arten.

Die bekannteren sind folgende, deren wissenschaftlichen Namen ich leider
ht angeben kann, da mir sowohl die Zeit, wie auch die nöthigen Werke gefehlt
ben, um diesen Zweig der Botanik zu pflegen.

1. Der „Loyo", eine grosse Boletus-Art, mit gelbem Fleisch und braun-
her Oberseite des Hutes, von ausgezeichnetem Geschmack, und deshalb sehr ge-
cht; er wächst hauptsächlich unter „Coihue" (Fagus Dombeyi), und wird
ch oft zum Verkauf nach Valdivia und Unión gebracht.

2. Die „Schandé's", allerlei Arten von Clavaria, welche auch sehr geschätzt
rden, häufig.

3. „Galgal", vielleicht eine Daedalea(?), weiss, blattartig, die am Rande ge-
nlitzten Blätter wie in mehreren Etagen über einander stehend, von Geschmack
vas scharf, wird gern gegessen, ist aber selten.

4. „Callampa" (Agaricus campestris), häufig und viel gebraucht.

5. „Piques", ein kleiner, gelbbrauner Agaricus, der gewöhnlich gesellig auf
em Holz und Baumstümpfen wächst und sehr gut sein soll.

6. Die gemeine Morchel hat keinen einheimischen Namen, kommt nur ab
d zu vor, aber dann zuweilen in Menge, besonders auf gerodetem und dann ab-
orannten Waldboden.

7. „Pinatra" (Cyttaria sp.), ein kugliger, schleimig-süsslicher Pilz, welcher
Frühjahr auf den Zweigen des „Roble" (Fagus obliqua) an knollenartigen,
holzten Auswüchsen sitzt, in denen jedenfalls das Mycel steckt.

8. „Llaullau" (sprich Ljauljau), Cyttaria sp., wächst auf „Coihue"
agus obliqua) an eben solchen Auswüchsen, wie sie auf dem „Roble" als Sitz
„Pinatra's" dienen, die aber bedeutend grösser sind, als vom „Roble". Der Ge-
mack ist wohl derselbe, wie von „Pinatra", allein der „Llaullau" wird auch ge-
cknet, um später gepulvert und mit warmem Wasser aufgegossen zu werden und
ch Gährung der Flüssigkeit als erfrischendes, etwas alkoholhaltiges Getränk zu
nen, welches „Chicha de llaullaues" genannt wird.

Die „Pinatra's" zeigen sich im September (Anfang des Frühjahrs), die „Llaullau's"
de November (Ende des Frühjahrs), und sind jedenfalls zwei verschiedene Species.
ide Pilze kommen oft in grosser Menge vor, so dass die Leute manchmal den
um fällen, um die Pilze zu bekommen, die von den Einheimischen gern ge-
sen werden.

Von unterirdischen Pilzen oder Sclerotien, wie „Tuckahoe", habe ich in
ldivia weder gehört, noch gesehen; zuweilen erhielt ich Knollen, die die Leute
Pilze hielten, es waren aber solche von Tropaeolum tricolor.

Eine merkwürdige Substanz findet sich zuweilen in den Wäldern Valdivia's,
„Huempe", welcher den Indianern als Nahrung dient und seinen Ursprung
hl einem Pilze verdankt. „Huempe" ist eigenartig verwandeltes Holz, besonders
n „Coihue" (Fagus Dombeyi), von rein weissem Ansehen, mit vollkommen
htbarer Holzstructur, sehr wasserhaltig und so weich, dass man mit der Hand
cke losreissen kann, die in der Hand völlig zerkrümeln; es ist beim Kauen
genehm kühl im Munde, sowie sehr fein sandig, ohne besonderen eigenen Ge-
mack; man isst es theils roh, theils, und dies ist das gewöhnlichste, zermahlen,
Milch oder sonstigen Speisen gemengt. Der Geruch dieser Substanz, welche
neswegs häufig ist, erinnert an Pilze, ist aber aber nicht im geringsten faulig.

Das Rindvieh frisst die in „Huempe“ verwandelten Baumstämme bis auf di letzte Spur.

Sollte hier nicht eine durch Pilze verursachte, eigenthümliche chemische Ver änderung des Holzkörpers vorliegen, oder sollte ein bakterienähnliches Wesen die hervorgebracht haben? —

(14) Hr. Georg Ebers übersendet durch Vermittelung des Hrn. Ad. Ermai folgenden Artikel des Prof. W. Max Müller zu Philadelphia Pa.

Aus der Pithomstele.

Die von Naville auf dem Boden des alten Pithom-Heroonpolis ausgegrabene grosse Steintafel giebt eine Art Chronik der für Heroonpolis und seinen Tempel wichtigen Ereignisse unter der Regierung des Königs Ptolemaios II. Phila-delphos. Besonderes Interesse beansprucht darunter die Erwähnung und poetische Beschreibung der von Heroonpolis ausgegangenen Expedition des Admirals Eumedes nach den Küsten des rothen Meeres. Als er „gelangt war nach dem Treppenland den Enden der Afrikanerländer (Z. 22—23), erbat er sich eine (Land-) Ecke in mitten des . . . . . Wassers“ und errichtete darauf eine Colonie, genannt „nach den grossen Namen Sr. Majestät“, nehmlich die Jagdcolonie Ptolemais Theron. Wie der Name besagt und die Alten uns überliefert haben, sollte dieser Platz als Aus-gangspunkt für die regelmässigen Expeditionen zum Einfangen der damals so wichtigen Kriegselephanten dienen. So berichtet auch unser Hieroglyphentext (Z. 28) von Eumedes: „er fing in (Fallen oder Netzen, sẖt) viele Elephanten (dnhr) für den König daselbst, die man brachte dem König auf seinen Schiffen, inmitten des Meeres.“ Ohne auf die vielen, hier ausgelassenen Einzelheiten von Interesse einzugehen, welche die (leider sehr schlecht geschriebene) Inschrift bietet, möchte ich auf das interessante Wort für „Elephant“ aufmerksam machen, welches bisher noch keine Beachtung gefunden hat.

Dieses ἅπαξ λεγόμενον dnhr [hieroglyphs] ist dem Aegyptischen, sowie der Sprachen, aus welchen dieses gewöhnlich Anleihen macht, fremd. Als unflectirbar d. h. ein Fremdwort, kennzeichnet es der Hierogrammat selbst. Praktische Gründe beweisen, dass es nur aus einem afrikanischen Idiom stammen kann, und es is am wahrscheinlichsten, dass die Inschrift mit einem Originalwort der um die neue Colonie wohnenden Barbaren prunken will.

Nun heisst der Elephant in modernen ostafrikanischen Dialecten:

Im Dankali (Afar): dakánō (Plural dåkūn), nach Colizza, Lingua Afar Reinisch giebt in vergleichenden Glossaren bisweilen däkánū. (Isenberg, Vo-cabulary, schrieb: dakkani.)

Im Saho die gleiche Form.

Im Somali: dogon (Schleicher, Somaligr., S. 114, Texte 90).

Galla: ḍolue (Tutschek, Lexikon 115. Seine Beschreibung der Aussprache von ḍ, d', macht es leicht, eine Urform *dholue, *dgolue anzunehmen).

Die Agausprachen des abessynischen Hochlandes haben: Dembea: ǰānā, Bilin desgl., Chamir: ǰān, Quara: gānā, ǰāna. Reinisch in den Glossaren zu Bilin Quara, Chamir nimmt Urformen, wie *jahnā, *ja(h)ûn, an.

Die semitischen Abessynier bewahren das Wort als zĕhôn (schon von Isen-berg citirt) amharisch (ebenso nach Reinisch auch im Chamir-Dialekt), zehô Tigre (Reinisch). Z auch für altsemitisches d ist bei ihnen häufig.

Die Urform des Wortes ist demnach dohon oder dohol. Ich halte das h fü die ursprünglichste Form des zweiten Consonanten, da es von den conservative

nd die Consonanten treu bewahrenden Semiten bezeugt ist. Die Kuschiten haben ıre Gutturalen stets schlecht behandelt; so belegt Schleicher, S. 64, Fälle von omali k, ḳ und g gegen Bedja-Galla h, andererseits aber (61) Fälle, wo k, ḳ, g n Somali selbst zu h geschwächt werden. Unsere k und g sind also wohl Verärkungen.

Bei den im Kuschitischen besonders nahe verwandten[1]) Lauten n und l ist ie Entscheidung zwischen den Dialekten schwerer.

Unser hieroglyphisches dnhr oder dnhl (r und l haben im Aegyptischen beanntlich nur einen Buchstaben) deckt sich mit dem urkuschitischen dhl so vollommen, dass die genaue Wiedergabe jeden überraschen wird, der weiss, in elchen greulichen Verstümmelungen griechische und semitische Wörter in den lieroglyphentexten der Ptolemäerzeit oft erscheinen. Was im Urtext der, wie geagt, höchst fehlerhaft eingemeisselten Inschrift für den n-Strich stand, weiss ich llerdings nicht bestimmt zu sagen; es wird wohl ein missverstandener Schnörkel ir ein Vocalzeichen gewesen sein.

Die hier gewonnene Glosse zu den ostafrikanischen Sprachen im 3. Jahrundert v. Chr. darf gewiss als ein Curiosum Interesse beanspruchen. Sie scheint ber auch nicht ohne praktischen Werth für die Ethnographie der südlichsten 'roglodytenstämme. Dass dieselben in historischer Zeit nie ihre Sitze geändert aben, also die heutigen Bischari-Nomaden ihre directen Nachkommen sind, ist eilich das Natürlichste. Ueber die Zugehörigkeit aller Völker der Westküste des othen Meeres zur osthamitischen (kuschitischen) Familie nach Gesichtstypus und 'racht s. mein „Asien und Europa", S. 112 u. 113. Unser Wort scheint die gleiche 'hatsache für die Sprache zu bestätigen, obwohl ein Substantiv natürlich weniger ewicht besitzt, als etwa eine Verbalform. Ich mache auf S. 112 des erwähnten Verkes und die Gründe aufmerksam, nach denen ich die Gegend des Stadtbaues icht „Negerland" übersetze, wie dies gewöhnlich geschieht, sondern, in Erıangelung eines besseren Ausdruckes, „Afrikanerland"[2]). Negerländer würden ns ja an die Swaheliküste führen.

Bestimmte Schlüsse auf einen der heutigen kuschitischen Stämme erlaubt unser Vort nach der obigen Zusammenstellung nicht, wie auch die geographischen Anaben der Inschrift zu unbestimmt sind, um die umstrittene Lage von Ptolemais 'heron zu sichern. Man sucht es zwischen Sauakin und Massaua, also im Geiete der Hadendoa und Hadareb[3]). —

(15) Hr. Bastian bespricht eine

Maske der Purrah und Vehmgerichte der Naturvölker.

Durch die Güte des Hrn. Consul Vohsen ist dem Museum für Völkerkunde in Sammelstück zugegangen, das neben seiner Seltenheit an sich, einen doppelten Verth dadurch erhält, dass sich an ihm ein Stück Geschichte der Ethnologie chlagend illustriren lässt.

---

1) Vergl. z. B. Schleicher, S. 77, über häufiges Somali n = Galla l. Das semitische aḥan „mahlen" wird im Afar dahal u. s. w.

2) Alle Afrikaner, dunkler als die Aegypter selbst, heissen „Neger", daher sind nur ie Libyer ausgenommen.

3) Das „Terrassenland" ist ein schwer bestimmbarer Ausdruck (Asien u. Europa, S. 118), och deutet er vielleicht auf die Nähe von Massaua. — Die Bischari- oder Bedawiyeтämme haben heut zu Tage jenes altkuschitische Wort verloren (dafür kurb, wie Barea).

Es handelt sich um eine Maske der Purrah, desjenigen Geheimbundes, d
sich bei den gegenwärtigen Stufungen ethnischen Wissens in eine bestimm
Kategorie einordnen lässt (unter den Wandlungen des Völkergedankens), der lang
indess fast isolirt stand, als Räthselfrage, die ihre Beantwortung heischte.

Ende des vorigen und Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts kamen, im Ar
schluss an zerstreute Notizen Dapper's und sonstiger alter Berichterstatter, i
den Nachrichten über die Timmani und anschliessende Stämme Erzählungen zu
Kenntniss über den Purrah, der (ähnlich dem Semo bei den Susu) als eine do
einheimische Institution beschrieben wurde (mit ergänzenden Notizen aus den Reis
büchern Winterbottom's, Laing's, Caillie's u. s. w.).

Was dieses, in dem Dunkel der Jahrhunderte verborgene Schreckensgerich
eigentlich zu sagen hätte, konnte nicht deutlich ausgemacht werden, und als da
heute noch klassische, Fundamentalwerk der Ethnologie, die Gesammtsumme de
damaligen Wissens zusammenfassend, — Waitz's „Anthropologie der Naturvölker
(fortgesetzt von Gerlach) — erschien (1859), wurde das Problem als unzulänglic
bekanntes hingestellt, das weiterer Aufklärung bedürftig sei.

Gerade in den damaligen Jahren, wo die neue Entwickelungsrichtung de
Ethnologie zu keimen begann, traten Analogien aus den Congoländern hinzu, un
ein zu genauerer Kenntniss gelangendes Seitenstück (in Verbindung mit de
Pubertätsweihen) wurde dann im Jahre 1873 am Loango aufgefunden, im Vor
angang (und im Zusammenhang mit) jener Fülle neuer Enthüllungen, die herbei
zuströmen begannen, als Africa's bisher unzugängliches Innere durch die rasc
einander folgenden Entdeckungen erfolgreicher Pioniere aufgeschlossen wurde.

Gleichzeitig liefen Bestätigungen ein aus den in den Bereich deutlicher An
schauungen hineingezogenen Inseln Melanesien's, besonders seit Erforschung de
Bismarck-Archipels (später auch Neu-Caledonien's), und als besonders wichtig fü
die ethnisch leitenden Grundbegriffe hat sich der Aufschluss des australischen Inner
erwiesen, indem hier die im ersten Contact entscheidungsvoll bedeutsame Aufnahm
forterhaltener Originalitäten zu einer Zeit geschah, wo die der Ethnologie gestell
Aufgabe bereits zum Bewusstsein gelangt war, also die zweckentsprechende B
rücksichtigung finden konnte (unter den angezeigten Cautelen).

Mit dem Herauskrystallisiren einfachster Elementargedanken verlor sich nu
der verwirrend störende Eindruck eines Beiwerks im grotesk-phantastischen Aufput
der mitunter zu trügerischen Phantasiegebilden zu verführen drohte, besonders a
der afrikanischen Westküste, wo, nach Unterbrechung des in geregelten Raub
jagden die Schiffe des Assiento-Vertrages befrachtenden Sklavenhandels, derselbe
in die Sumpfdeltas der Biafra-Bay verscheucht, auf seinen Schleichwegen in die
jenige Geheimnisskrämerei verlief, die in den Ordensregeln des Egbo (und seine
Parallelen) mit freimaurerischen Riten (vgl. „Der Fetisch“, S. 12) zusammentreffe
sollte, weshalb z. B. für die, den Capitänen der Handelsschiffe benöthigten Weihe
schon damals (Ende der 60er Jahre) in der Capstadt besonders erleichternde Vor
kehrungen getroffen waren (und dergl. mehr).

All' solche Verirrungen waren leicht abgestreift, als sich, bei genügender An
sammlung des Materials, eine klare Uebersicht eröffnete und so, als „alle Ding
beisammen waren“, die Ordnung von selbst erfolgte (sobald der Nous hinzu
getreten war).

Es handelt sich um eine in dem Volksleben durch Raum und Zeit überal
und immer gleichmässig (je nach den Variationen der Umgebungsverhältnisse
hervortretende Phase des Wachsthums, derjenigen entsprechend, wenn in der pri
mären Horde die naturgesetzlich im Recht des Stärkeren begründeten Regierungs

verhältnisse (nach Altersgliederungen und in Geschlechtsdifferenz) ihre timokratische Lockerung (oder die aufgedrängte durch den Dux ex virtute oder Tau) zu erhalten pflegen, und nun, bis eine, individuell thatkräftig bewährte Obermacht die Herrschaft erzwingt, das Interregnum einer („herren-" oder) „kaiserlosen" Zeit zu überstehen ist, so dass sodann auf demjenigen Boden, wo Tacitus Kunde über heilige Waldestempel erhalten hat, Vehmgerichte ihre Emissäre aussenden mochten (gleich dem durch die Zeichen eines Purrah gefeiten), oder bei einer durch den Reiz des Golddurstes hereinstürzenden Lawine von Abenteurern (welche durch die staatlichen Verfügungsmittel momentan nicht zu bändigen war), ein „Vigilance Committee" mit der Schreckensmacht unbekannten Bundes einzugreifen hatte, um den gesellschaftlichen Verband vor dem Umsturz zu bewahren. Auf offenem Markte wurde der Schuldige an den Laternenpfahl (San-Francisco's) gehängt, — in goldener Zeit (1850) und ähnlich dann später in der Silberstadt —, wie im Machtbereich des Purrah erdolcht, und, nach Brauch der Freischöffen, wurde der Dolch dem Gehenkten nebengesteckt.

Die in der Völkerkunde hierüber gezeichneten Bilder überlebseln in der Volkskunde bei dem Haberfeldtreiben (und anderen Formen der Lynch-Justiz mannichfaltiger Art).

Worin läge nun die Bedeutung einer auf ethnologischem Standpunkt veränderten Auffassungsweise längst bekannter Erscheinungen durch Vergleichung mit neu hinzugewonnenen Erfahrungen?

Das vorliegende Beispiel gewährt einen geeigneten Maassstab dafür, beim Rückgreifen auf die eigene Geschichte.

Eine bei entscheidungsvollem Wendepunkt derselben (aus dem Dunkel wirkungskräftiger Ursächlichkeiten) auftauchende Institution, die, von verschiedenen Richtungen her, zum Gegenstande gelehrter Forschungen genommen, in den aus Archiven und Documenten aller Art aufgestöberten Daten den Wissensschatz mit willkommenen Belehrungen bereichert hat (über Geheim- und Freigerichte), ergiebt sich jetzt als eine im Leben des Geschichts- (oder Gesellschafts-) Menschen überall und immer wiederkehrende Phase des Wachsthums, so dass (wenn socialistische Zustände ähnliche Conjuncturen anzeigen sollten) für ihre Verwerthung (unter dem den Zeitumständen gemäss veränderten Gewande) praktische Winke entnommen werden möchten und jedenfalls die „Lehre des Menschen" in seinen Völkergedanken sich von überraschenden Aufhellungen gefördert finden wird. —

(16) Hr. Bartels legt, im Anschluss an seine in der vorigen Sitzung gemachten Mittheilungen, die von Hrn. Bent in den Proceedings of the Royal Geographical Society of London veröffentlichten Pläne und Zeichnungen von

Zimbabye

vor. In dem in der vorigen Sitzung mitgetheilten Briefe des Hrn. Missionar Beuster erwähnt dieser, dass er in den Ruinen von Zimbabye zwischen den Steinbalken auch Holzstücke gefunden habe, von welchen er annimmt, dass sie von den ursprünglichen Erbauern an die betreffenden Stellen gebracht worden wären. Diese Holzstücke, von welchen er dem Redner eine Probe überschickt hat, welche vorgelegt wurde, sind von ausserordentlicher Härte. Das vorgelegte Stück zeichnet sich auch durch sehr grosse Schwere aus. Es ist ein 31,6 *cm* langes Stück eines in der Längsrichtung halbirten Stammes, an welchem die Rinde noch erhalten ist. Seine Querdurchmesser, entsprechend den Halbmessern des Stammes, betragen 4,7 und 6,6 *cm*; trotz dieser geringen Grösse besitzt es ein Gewicht von 695 *g*, also von beinahe $1^2/_5$ Pfund. —

Hr. R. Virchow fragt, ob die Abstammung des vorgelegten Holzes bereits bestimmt ist, und im Falle dies nicht geschehen ist, ob Hr. Schweinfurth darüber etwas aussagen könne. —

Hr. Bartels erklärt, dass bisher eine Bestimmung nicht vorgenommen ist. —

Hr. Schweinfurth kann sich über die Natur des Holzes nicht äussern. —

Hr. G. Fritsch hält es für das Kernholz einer Mimose. —

(17) Hr. Bartels legt

ethnographische Gegenstände aus Süd-Africa

vor, und zwar

1. von den Fingu, in der Cap-Colonie, einen zierlichen Armring aus Kupferdraht; von den Xosa-Kaffern aus Emsebeni, in der Cap-Colonie, ein als Tabakspfeife benutztes Metallstück europäischer Herkunft, eine Halskette aus Früchten, kleinen Perlen und vielen oberen und unteren Eckzähnen von Wildkatzen, sowie einen Armring aus der Haut von dem linken Vorderfusse einer grossen Landschildkröte (Testudo pardulis);

2. von den Bawenda in Malakong (Nord-Transvaal) einen runden, thönernen Napf für den Mehlbrei, glänzend schwarz graffitirt und sehr schwer;

1/3

3. von den Matabele, ebenfalls aus Malakong, eine kleine, als Schnupftabaksdose benutzte Kalebasse, welche in geometrischen Ornamenten mit Messing- und Eisendraht verziert ist, und einen sehr zierlichen Armring aus gewundenem Eisendraht, wie er ausschliesslich nur von der Frau des Häuptlings getragen werden darf. Er stammt von der Frau des Häuptlings Bakeberg Massebe, dessen Photographie in der December-Sitzung 1891 Redner vorgelegt hat;

4. von den Knopneusen in Bolubedu (am Limpopo) stammt ein Kupfergussbarren von eigenthümlicher Gestalt (vergl. die Abbildung). Man erkennt,

dass das aus dem Schmelzofen ausfliessende Metall in eine trichterartige Oeffnung einfliessen musste, welche von vorn nach hinten zusammengedrückt erscheint. Aus der unteren Spitze dieses Trichters floss das Metall in eine rechtwinklig zur Achse des Trichters, also horizontal verlaufende, cylindrische Röhre. Um aus letzterer und aus dem Trichter ein Entweichen der Luft bei dem Einfliessen des geschmolzenen Metalls zu ermöglichen, war dem trichterförmigen Theile der Gussform jederseits ein feiner Luftcanal angefügt, der sich schliesslich auch mit Schmelzgut anfüllte. Der Gussbarren muss nun natürlicher Weise die Gestalt der Gussform wiedergeben. Entsprechend der cylinderförmigen Röhre bildet er einen drehrunden Stab von 49 *cm* Länge bei nur 1,3 *cm* Durchmesser. Dieser Stab sitzt rechtwinklig an der Ausfüllung des Eingusstrichters, d. h. an einem zusammengedrückt-prismatischen Kupferklumpen, dessen Durchmesser an der Basis 4 und 8,5 *cm* betragen. An diesem Metallprisma befindet sich jederseits ein kurzer, stäbchenförmiger Metallanhang von der ungefähren Dicke eines Taschen-Bleistifts. Diese Anhänge müssen als die Ausfüllungsmasse der Luftcanäle angesehen werden. —

(18) Hr. Voss übersendet einen Bericht über den Fund

eines Nephritbeiles in Berlin.

Derselbe ist in den Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1893, S. 49 abgedruckt. —

(19) Hr. Hrolf C. Vaughan Stevens meldet in einem Schreiben aus Penang, 27. Mai, dass er, von einem harten Anfall von Influenza wiederhergestellt, nunmehr in das Jungle zurückkehren wolle, oder vielmehr, dass er das Jungle umwandern wolle, um zu sehen, ob die hie und da in der Halbinsel auftretenden Epidemien (Pocken und Cholera) nicht eine Anzahl ihm bekannter Personen getödtet haben. —

(20) Hr. Rud. Virchow macht Mittheilungen aus Briefen der HHrn. Dörpfeld und Weigel über die

Ausgrabungen auf Hissarlik.

I. Hr. Dörpfeld schreibt, auf der Rückkehr aus Constantinopel an Bord des „Jupiter“, am 15. Juni:

„1. Zuerst haben wir ein Stück vor dem grossen SW.-Thore von oben ab schichtweise abgetragen und die HHrn. Weigel und Brückner haben dabei alle Funde jeder einzelnen Schicht sorgfältig zusammengestellt. Die Resultate der Ausgrabungen von 1890 sind dabei vollkommen bestätigt worden. Neun Schichten sind im Ganzen zu unterscheiden, und in der 6. von unten kommen neben den sogenannten „lydischen“ Scherben sehr viele Fragmente mykenischer Topfwaare vor. Diese Schicht ist also mit den Burgen von Tiryns und Mykenae gleichzeitig. Die „lydischen“ Scherben bilden die einheimische Waare neben den importirten mykenischen Scherben.

„2. Dies Resultat veranlasste uns, der 6. Schicht unsere besondere Beachtung zu schenken; im Inneren der 2. Burg kann sie nicht mehr untersucht werden, weil sie von Schliemann in früheren Jahren zerstört ist, aber im Westen, Süden und Osten der 2. Burg sind die Gebäude und die Burgmauer der 6. Schicht noch erhalten. Wir deckten dort ausser dem schon in dem „Bericht“, S. 58 veröffentlichten Megaron drei weitere Megara auf, welche in ihren Abmessungen sich dreist neben den Bauten der 2. Schicht und neben den Megara von Tiryns und Mykenae sehen

lassen können. Eines von ihnen ist sogar grösser gewesen, als alle diese anderen Megara. — Ferner fanden wir die zugehörige Burgmauer als eine stattliche Steinmauer von 2,5—5 *m* Dicke. Die 6. Schicht stellt also eine Blüthezeit Troja's dar und mit Rücksicht auf die „mykenischen" Scherben dürfen wir weiter behaupten, dass sie diejenige Schicht gewesen sein muss, um welche der trojanische Krieg geführt worden ist. Die unteren 5 Schichten sind also älter; sie sind wirklich, wie auch Schliemann immer betont hat, prähistorisch. Dass wir jetzt bemüht sind, noch möglichst viel von dieser, bisher sehr wenig beachteten 6. Schicht aufzudecken, werden Sie verstehen und gewiss billigen.

„3. Burgmauer und Thore der 2. Schicht haben wir namentlich im Westen und Norden weiter untersucht und in manchen Punkten aufgeklärt.

„4. Ein Stück der 1. Schicht ist unter der speciellen Aufsicht von Hrn. Weigel untersucht und freigelegt worden.

„5. Nach Gräbern haben wir gesucht, namentlich im Westen der Burg, bisher aber ohne Erfolg. Hoffentlich sind wir im Osten glücklicher." —

II. Hr. M. Weigel berichtet aus Troja, 25. Juni:

„Heute kann ich Ihnen die Mittheilung machen, dass wir einige Gräber gefunden haben. Sie lagen südwestlich vor der Mauer der Unterstadt, also vielleicht 6—8 Minuten und gerade in südlicher Richtung von der Burg.

„Zwei Gräber gehören, nach Form und Material der Urnen zu schliessen, sicher der Zeit der sogenannten lydischen Keramik an. Eine Urne enthielt die unverbrannten Reste eines Kindes, die zweite Leichenbrand und als Beigaben zwei kleine Spinnwirtel und einige ganz oxydirte Bronzereste. Fünf andere Gräber zeigten Leichenbestattung unter grossen Ziegeln und gehören also in die römische Zeit. Als Beigaben fand ich in einem Grabe zwei kleine Glas-Fläschchen einfacher Form und ein ebenfalls sehr einfaches kleines Thongefäss römischer Technik. Leider war von den Skeletten nur sehr wenig, oft fast nichts erhalten, bis auf einen wohl noch ziemlich jugendlichen Schädel, den ich, ebenso wie die ziemlich gut erhaltenen Kinderknochen aus der ersten „lydischen" Urne, für Sie aufbewahrt habe.

„Es sind Alles Flachgräber, die leider sehr vereinzelt und zerstreut herum zu liegen scheinen. Trotzdem soll natürlich in den nächsten Tagen dort weiter gegraben werden.

„Auf der Burg hat Hr. Dörpfeld nun bereits 8 oder 9 grosse Megara in ihren Fundamenten und unteren Mauerresten gefunden, die er alle in die sogenannte mykenische Zeit setzt." —

(21) Hr. Rud. Virchow bespricht drei, ihm von Hrn. J. Naue in München zugesendete

Schädel aus oberbayrischen Gräbern.

1. Ein Schädel nebst Oberschenkel der älteren Bronzezeit von Schöngeising.

Der mir gütigst unter dem 1. Mai zugesendete Fundbericht des Hrn. Naue lautet folgendermaassen:

„Kleiner Friedhof der Bronzezeit, südlich von Schöngeising a. d. Amper (Ober-Bayern).

„Grabhügel Nr. 1: Oben zeigte sich Lehmauffüllung. In der Mitte des Grabhügels war in der Tiefe von etwa 36 *cm* eine grössere, einfache, römische Graburne mit verbrannten menschlichen Knochen und einem Eisennagel, nebst einem kleinen,

dünnen, flaschenartigen Thongefässe und einer kleinen Schale von Thon niedergestellt worden. Wir haben also auch hier wieder eine jener römischen Nachbestattungen, wie ich solche ziemlich häufig in südlicher Richtung des Ammer-Sees (bei Fischen, Wilzhofen und Willenbach) angetroffen habe.

„14 *cm* unter dieser römischen Nachbestattung fanden sich, ebenfalls in der Mitte, Arm- und Schenkelknochen, jedoch in zerstreuter Lage, und daneben einige Gefässscherben und wenige kleine Bronzefragmente, welche Spuren des Feuers zeigen.

„Ein Steinkranz von etwa 4 *m* Länge, 50 *cm* Breite und 70 *cm* Höhe geht von NNO. nach SO. In demselben lag in der Totaltiefe von 1,30 *m* ein, 1,70 *m* langes menschliches Skelet in der Richtung von SW. nach NO. (Rückenlage, die Arme zu beiden Seiten gerade gestreckt.) Schräg auf der Brust des Skelets fand sich eine Bronzenadel mit geschwollenem, verziertem und durchlochtem Halse und kleinem scheibenförmigem Kopfe (dieser war nach rechts gerichtet). Eine kleine, zerbrochene, schwarze Henkelschale lag 2 *m* vom Skelet in der Richtung nach NO. (Länge der Nadel 20 *cm*).

„Unter dem Skelet fanden sich Reste von vermodertem Holze in der Breite von etwa 8 *cm*.

„(Der Schädel hat an der rechten Vorderseite eine alte, flache Wunde und an der linken Seite des Oberkopfes eine tiefe Verletzung, die offenbar von einem Paalstabhieb herrührt. Der Gelenkkopf des einen Oberschenkels zeigt eine grosse Knochenwucherung.)

„Nach den bei dem Skelet gefundenen Beigaben gehört dasselbe der älteren Bronzezeit — höchst wahrscheinlich der Mitte derselben — an.

„Da sich nur eine Bronzenadel auf der Brust des Skelets vorfand und Armringe oder Armbänder fehlen, glaube ich annehmen zu sollen, dass hier eine männliche Leiche bestattet worden ist.“ —

Der Schädel hat einem älteren, an Malum coxae senile leidenden Manne angehört.

Dieses kann eigentlich schon an dem miteingeschickten linken Oberschenkel erkannt werden. Derselbe misst von der Spitze des Trochanter major bis zur Ebene des Condylus externus 465 *mm* und hat in der Mitte einen Umfang von 9, weiter nach oben von 10 *mm*. Es ist der linke Oberschenkel, der in seinem unteren Drittel durch einen, offenbar posthumen Querbruch getrennt worden ist. Dieses Drittel ist stark abgeplattet. An der Bruchstelle zeigt es eine weite Markhöhle und eine mässig dicke Rinde. Die Oberfläche der Condylen ist mehrfach, offenbar auch erst nachträglich zerbrochen, aber die noch erhaltenen Theile derselben zeigen schwache Spuren von Abschleifung im Leben. Das grössere, obere Bruchstück ist sehr schwer; es hat eine sehr dichte Rinde, eine breite und dicke Linea aspera und eine ganz runde Diaphyse. Der Kopf hat eine gewaltige Verunstaltung erfahren: auf den ersten Blick sieht es aus, als sei der Hals gebrochen und bei starker Dislocation nach unten unter mächtiger Callus-Wucherung geheilt. Eine genauere Prüfung ergiebt aber, dass es sich um eine der bekannten Formen der Arthritis chronica deformans handelt. Der Kopf ist durch eine tiefe Abreibung fast ganz zerstört; am lateralen Umfange steht ein dicker, wahrscheinlich auch grösstentheils neugebildeter Randwulst. Dagegen liegt um den ganzen Hals, vorzugsweise in dessen vorderem Umfange, eine mächtige, höckerige Hyperostose, die sich bis nahe an den Trochanter major erstreckt und von da unmittelbar auf den Rest des Kopfes übergreift. Sie bedeckt die ganze vordere Fläche des Halses und bildet hier eine pilzartig gestaltete, schräg von oben und aussen nach unten

und innen gerichtete, gegen das untere Ende konisch verjüngte Masse. Vom Collum selbst ist nur noch hinten etwas zu sehen, wo eine Art von Spalt zwischen der Hyperostose und dem alten Knochen einen schmalen Durchblick gestattet. Beide Trochanteren sind unverändert, nur ist der kleine fast ganz von der Wucherung überlagert. — Der Krankheitsprozess war also, allem Anschein nach, zum Stillstand gekommen, was natürlich nur unter Ausbildung von „freiwilligem Hinken" möglich sein konnte.

Der Schädel ist von gelblich-grauer, an kleinen Stellen fast schwärzlicher Färbung und sehr brüchig. In der That ist von ihm nur der grössere Theil der Calvaria erhalten geblieben; Basis, untere Seitentheile und Gesicht sind gänzlich zertrümmert. Eine Restauration der Basis ist unmöglich; an den Seitentheilen sind die Schläfenbeine erträglich erhalten und anzufügen gewesen. Auch der Unterkiefer ist in der Mitte zerbrochen, und von dem Gesicht ist nur der Oberkiefer in einem grossentheils intacten Zustande geblieben. Auf der linken Seite des Schädeldaches ist ein grosses Stück des Frontale von 10 *cm* Länge und 6,8 *cm* Breite herausgeschlagen, ob schon während des Lebens, ist nicht deutlich. Letzteres könnte wegen der schrägen Richtung der von aussen und links nach innen und rechts sich erstreckenden Trennungsfläche zwischen dem grossen und einem kleineren Bruchstück wahrscheinlich sein, indess machen die meisten Bruchflächen den Eindruck recenter, d. h. posthumer Verletzungen. Die obere Bruchlinie folgt der Sut. coronaria, ist also eigentlich eine Diastase; die rechte geht schräg durch die Mittellinie, die linke ebenso durch den Seitentheil des Stirnbeins. An jeder der Schrägseiten liegt noch ein längliches, abgesplittertes Bruchstück. Ausserdem findet sich weiter nach hinten am linken Parietale, etwas medialwärts vom Tuber, ein länglicher, klaffender, von einer oberflächlichen Rinne umgebener Eindruck von 2,8 *cm* Länge und 1 *cm* Breite, dem an der Innenseite eine ovale, vorspringende Platte von etwa 2 *cm* Durchmesser entspricht, nicht unwahrscheinlich eine im Leben erhaltene Verletzung.

Für Messungen giebt es wenig Gelegenheit. Die grösste horizontale Länge beträgt 203, die Breite 138 *mm*. Obwohl der Gedanke nahe liegt, dass einige Verdrückung stattgefunden hat, und dass der aus den angeführten Zahlen sich ergebende Schädelindex von 67,9 zu klein ist, so kann doch kein Zweifel sein, dass der Schädel ausgemacht dolichocephal war; man darf ihn wohl als ultradolichocephal bezeichnen. Damit stimmt die Grösse des Sagittalumfanges, welche 405 *mm* beträgt. Von diesem Maasse entfallen auf das Stirnbein 35,3, auf die Parietalia 35, auf die Hinterhauptsschuppe 29,6 pCt., also eine vorwiegend sincipitale Entwickelung. Die minimale Stirnbreite erreicht das hohe Maass von 106 *mm*, während der intertuberale Durchmesser des Mittelhaupts nur 123 *mm* beträgt.

Die Stirn ist etwas niedrig, mit kurzen, aber kräftigen Supraorbitalwülsten, die über der Nase fast zusammenlaufen, vertiefter Glabella und abgeflachten Höckern. Dann folgt eine lange, verhältnissmässig flach gewölbte Scheitelcurve, welche sich von der Intertuberallinie an zu dem stark vortretenden Hinterhaupt langsam senkt. Die Tubera parietalia schwer erkennbar. Die Oberschuppe des Hinterhaupts gross und stark gewölbt. Die Lineae semicirculares occip. super. kräftig, mit tiefem Absatz nach unten. Protub. ext. wenig abgesetzt. Ausgeprägte Zeichnung der Facies muscularis.

Die Schädelnähte verhältnissmässig einfach, nur an der temporalen Kreuzung der Sut. coron. zahlreiche kleine Zacken. Der hintere Theil der Sagittalis bis kurz vor dem Lambdawinkel verschmolzen; nur das linke Emissarium ist hier erhalten. Der Lambdawinkel etwas flach. Die ganz losgelösten und zum Theil zer-

brochenen Schläfenbeine sind sehr gross, die Schuppen steil, die Gelenkgruben gross, tief und bis auf das Tuberc. zygom. fortgesetzt. Die Ohrlöcher trichterförmig. Ala temporalis gross.

Von den Gesichtsknochen ist, wie erwähnt, der Oberkiefer grossentheils erhalten; nur der linke obere Abschnitt und der Alveolarfortsatz in seinem mittleren Abschnitte sind zertrümmert; an letzterer Stelle ist nur der linke laterale Schneidezahn noch vorhanden. Ebenso fehlen die Molares II und III rechts. Die Zähne sind tief abgenutzt, insbesondere die Molares I. Dagegen zeigt der linke Molaris III wenig angegriffene Spitzen. Alveolarfortsatz kurz und orthognath. Der Gaumen ist wegen des vorderen Defectes nicht genau messbar, aber er erscheint gross und breit. Die noch zu erlangenden Maasse (55 *mm* Länge, 34 *mm* Breite) würden ein leptostaphylines Maass (Index 61,8) ergeben. Der maxillare Antheil der Gaumenplatte stark verdickt. Nasenfortsätze stark, Nasenbeine zerbrochen. Rechtes Wangenbein noch in situ, gross, mit stark vortretender Tuberositas maxill.

Der Unterkiefer in der Mitte gebrochen unter Verlust des anstossenden Stückes des Alveolarfortsatzes und von 3 Schneidezähnen. Alle übrigen Zähne sind vorhanden, gross, aber stark abgenutzt, besonders die Molares I und II bis auf die Hälfte; nur die inneren Cuspides der Molares III und des Praemol. II sin. sind erhalten und haben eine gerundete, jugendliche Form. Im Allgemeinen liegen die Abnutzungsflächen am Oberkiefer in der Richtung von innen nach aussen, am Unterkiefer umgekehrt. Der Knochen ist gross und schwer. Das vortretende Kinn nach unten dreieckig. Die Aeste breit (38 *mm*) und etwas steil, die Incisur kurz. —

Der Schädel erweist sich also im Ganzen als Zubehör eines kräftig entwickelten Mannes, dessen spätere Arthritis die Bildung des Schädels nicht beeinflusst hat. Seine ausgemacht dolichocephale Form gestattet, ihn mit dem weiblichen Schädel der älteren Bronzezeit von Mühlthal in Ober-Bayern zusammenzustellen, dessen Untersuchung ich gleichfalls Hrn. Naue verdanke (Verh. 1891, S. 822). Auch ein Schädel der jüngeren Hallstatt-Zeit von Parsberg in der Oberpfalz (ebendas. S. 360, Nr. 1) liesse sich hier anreihen. —

2. Ein Schädel aus einem Reihengräberfunde von Bruckmühl, Ober-Bayern.

Dieser, einem sehr alten Individuum angehörende Schädel ist sehr stark zertrümmert, obwohl die Knochen eine grosse Festigkeit haben. Es fehlt die ganze Basis mit der Hinterhauptsschuppe, die linke Seitenwand und der grösste Theil des Gesichts, so dass nur das Schädeldach in seinem vorderen und mittleren Theile mit hinterem und linkem Theilstück und etwas Gesicht (Nase und linker Orbita) im Zusammenhange geblieben ist. Offenbar war es ein sehr altes Individuum, denn an dem sehr verkleinerten Rest des Oberkiefers befinden sich nur die ganz kurzen und dicken Stümpfe der beiden Canini mit ganz abgeschliffenen Kronen, und an dem Unterkiefer-Bruchstück sitzt nur der linke Praemolaris II, während, abgesehen von einer Reihe posthum ausgefallener Zähne, in der Gegend der fehlenden Molares I und II obliterirte Alveolen und ganz atrophische Ränder zu sehen sind.

Ein Maass für die Schädelform kann nicht gegeben werden, da die Squama occip. fehlt. Die horizontale Länge bis zum Lambdawinkel beträgt 183, die Breite 138 *mm*. Da schon diese Zahlen einen Index von 75,4 ergeben würden, so kann der Schädel, wozu sein Aussehen stimmt, ohne Weiteres als dolichocephal gelten.

Der sagittale Umfang des Stirnbeins misst 126, der der Parietalia 127, die minimale Stirnbreite 96, die intertuberale Parietalbreite 129 *mm*.

Alveolarfortsatz des Oberkiefers 21 *mm* lang, kaum vorgeschoben. Die Nase springt stark vor, ihr langer Rücken ist kaum eingebogen, gerundet, im oberen Theile schmal. Die (linke) Orbita sehr gross, namentlich tief, etwas gedrückt und daher mehr breit (39 *mm* breit, 32 *mm* hoch), der obere Rand überragend. Jochbogen angelegt, fast gerade, Wangenbeine nicht stark vortretend. Gaumen scheinbar sehr breit. Das Kinn rundlich, nach unten dreieckig, vorspringend, die Mitte des Unterkiefers stark eingebogen. Das linke Schläfenbein mit sehr grosser Gelenkgrube und von vornher abgeplattetem Meatus audit. —

3. Schädel aus einem frühchristlichen Kirchhofe von Polling, Ober-Bayern.

Der stark gelblich gefärbte Schädel ist sehr brüchig; auch blättert die oberflächliche, mehr bräunliche Rindenschicht vielfach ab. An 3, mehr median gelegenen Stellen, einer am Stirnbein, je einer an jedem Parietale, sieht man durchgehende, kleine Löcher von unregelmässiger Gestalt; dieselben entsprechen grösseren Gruben (Foveae) im Inneren, sind also posthum. Dasselbe gilt von einem vierten, ganz unregelmässigen Loche am linken Stirnhöcker.

Der Schädel stammt von einem alten Manne, dessen Zähne stark abgenutzt sind. Anscheinend ein Kephalone, dessen Schädel durch Grösse, namentlich Breite und volle Wölbung der Seitentheile ausgezeichnet ist. Leider lässt sich die Capacität nicht bestimmen, da die ganze Basis bis in die Seitentheile hinein zerstört ist. Auch von dem Gesicht ist nur der Unter- und zum Theil der Oberkiefer erhalten. Als Anhalt für die Grösse können nur die Umfangsmaasse dienen: das horizontale mit 532, das sagittale mit 398 *mm*; von letzterem entfallen auf das Stirnbein 33,6, auf die Parietalia 36,1, auf das Hinterhaupt 30,1 pCt. Es ist also der Mittelkopf vorzugsweise entwickelt.

Die Grösse des Schädeldaches könnte freilich auch auf die Annahme eines hydrocephalischen Zustandes hinführen. Damit würde die Dünnheit der Knochen, die Existenz der erwähnten Gruben an der inneren Oberfläche, namentlich die ungewöhnliche Grösse der Parietalia und die davon abhängige flache Wölbung des Mittelhauptes recht gut zusammenpassen. Indess pflegt ein chronischer Hydrocephalus doch nicht bis in ein höheres Lebensalter ertragen zu werden, und am wenigsten, wenn er in ein Beharrungsstadium tritt, eine dauernde Verdünnung der Schädelknochen mit sich zu bringen. Auch pflegen sich an den Nähten Zeichen des gesteigerten Wachsthums (Schaltknochen, zackige Vorsprünge u. A.) zu zeigen. Ich bin daher mehr geneigt, einfache Kephalonie anzunehmen. Die Nähte sind fast überall erhalten und mässig gezackt, nur in der Gegend der Emissarien ist die Sagittalis im Verstreichen.

Die Stirn ist hoch, senkrecht, mit kräftigen, über der Nase confluirenden Wülsten, unter denen grosse Stirnhöhlen liegen; die Glabella stark vertieft. In der Höhe der Tuberallinie beginnt die Umbiegung zur Scheitelcurve nach hinten; letztere ist im Ganzen flach, nur hinter der Coronaria leicht vertieft. Das Hinterhaupt sehr gross, Oberschuppe stark gewölbt, Lambdawinkel mit einer weit vorspringenden Schnebbe. Der Index ausgemacht brachycephal, 87,2. Minimale Stirnbreite 101, Coronardurchmesser 135, intertuberaler Parietaldurchmesser 135 *mm*.

Vom Oberkiefer ist nur die Gaumenplatte mit Alveolarfortsatz, Proc. pterygoides und Ansatz des Keilbeins vorhanden. Der Alveolarfortsatz sehr kurz (14 *mm*) und ganz schwach prognath. Von den Zähnen sind nur der Molaris 1 rechts, die Prae-

molares und der Caninus links erhalten, alle stark abgeschliffen und mit verdickten Wurzeln. An der Stelle der linken Molares sind die Alveolen verstrichen; die übrigen Zähne sind frisch ausgefallen. Gaumen 50 *mm* lang, 40 *mm* breit, sehr uneben. An den Schläfenbeinen grosse Gelenkgruben und etwas flach gedrückte Ohrlöcher.

Am vollständig erhaltenen Unterkiefer sind vorhanden links der Caninus, der Praemolaris I und ein Molaris, rechts der Molaris III, letzterer mit noch ziemlich intakter Krone; die Alveolarränder zeigen an den Seitentheilen ausgedehnte synostotische Atrophie. Dagegen sind sämmtliche Schneidezähne, sowie der Caninus und Molaris II rechts frisch ausgefallen. Das Kinn vortretend, etwas dreieckig. Das Mittelstück eingebogen. Winkel stark ausgelegt, Distanz 104 *mm*, an der äusseren Fläche tiefe Muskeleindrücke in der Richtung der Masseteren. Aeste breit (31 *mm*), Proc. condyloides 62 lang, Pr. coron. 68 *mm* hoch.

Unter den früher mir zugegangenen bayrischen Gräberschädeln stehen diesem am nächsten die von Hohenbüchel in der Oberpfalz (a. a. O. S. 363), sonst die heutigen aus Ober-Bayern. —

Schädel aus Ober-Bayern	Schön-geising ♂ *mm*	Bruck-mühl *mm*	Polling ♂ *mm*
Grösste horizontale Länge	203	183[1]	179
„ Breite	138	138	157
Intertuberale Parietalbreite	123	129	135
Coronardurchmesser	—	—	134
Minimale Stirnbreite	106	96	101
Horizontalumfang	—	—	532
Sagittalumfang, Stirnbein	143	126	134
„ , Parietalia	142	127	144
„ , Squama occip.	120	—	120
Ganzer Sagittalbogen	405	—	398
Distanz der Kieferwinkel	—	—	104
		1) bis zum Lambdawinkel.	
Längenbreitenindex	67,9	(75,4)	87,2

(22) Hr. A. Götze legt neue Erwerbungen vor, betreffend

paläolithische Funde von Weimar.

In der Sitzung vom 9. Juli vorigen Jahres konnte ich einige Fundstücke von der paläolithischen Fundstelle von Taubach zeigen. Heute bin ich in der Lage, Mittheilung von anderen Funden zu machen, welche mit denjenigen von Taubach in einem gewissen Zusammenhange zu stehen scheinen. Wie ich damals darlegte, bildete in der letzten Interglacialzeit das Ilmthal von Mellingen bis etwa Weimar einen See von ungefähr einer Stunde Länge. Aus den Niederschlägen des kalkhaltigen Wassers entstanden Tuffschichten, welche das ganze Thal ziemlich ausfüllten. Als dann der See durch Tieferlegung des Abflusses sank und schliesslich

ganz abfloss, nagte sich die Ilm ihr Bett in die Tuffschichten ein und setzte ihr Zerstörungswerk so weit fort, dass jetzt nur noch an einigen Stellen Ueberreste dieser Schichten als Terrassen mit steil abfallenden Rändern stehengeblieben sind. Solche Terrassen finden sich nun auf dem rechten Ilmufer bei Taubach, auf dem linken bei Ehringsdorf unterhalb des Grossherzoglichen Schlosses Belvedere, ferner am südlichen Ausgange Weimar's in der Gegend der Belvederer Allee und des Parkes, welcher seine Romantik nicht zum wenigsten den steilen Abhängen dieser Terrasse verdankt. Hier, im Park und im sogenannten Balzenwäldchen bei der Falkenburg, ist der Tuffkalk von mehreren, sich weithin erstreckenden Höhlen durchzogen.

Alle diese Tuffkalk-Terrassen sind nun durch zahlreiche Stein- und Sandbrüche aufgeschlossen, welche sehr viele diluviale Thier- und Pflanzenreste geliefert haben, während die Spuren des Menschen bisher nur in Taubach beobachtet waren. In der letzten Zeit sind nun auch in der Weimarischen Terrasse Knochen zum Vorschein gekommen, welche die Spuren menschlicher Thätigkeit aufweisen. Sie wurden in den unteren Schichten des 10 *m* tiefen Hirsch'schen Sandbruches in der Belvederer Allee gefunden, dessen Schichtungsverhältnisse denen von Taubach ziemlich analog sind. Die betreffenden Stücke sind folgende:

1. Die Distal-Extremität eines Metacarpal- oder Metatarsalknochens von Bison priscus, welche durch mehrere Schläge — nach Analogie der gleichen Stücke von Taubach, wahrscheinlich vermittelst eines Bären-Unterkiefers — von ihrem Schafte getrennt wurde (Fig. 1); besonders charakteristisch ist die Schlagmarke, welche

Figur 1. 1/2

Figur 2. 1/2

an dem Gefässloche ansetzt. Man würde dieses Stück nicht als einen Beweis menschlicher Thätigkeit anführen können, wenn nicht in Taubach ganze Serien gleicher Knochen mit eben denselben Schlagmarken gefunden worden wären (vergl. Portis, Ueber die Osteologie von Rhinoceros Merkii Jaeg. in Palaeontographica XXV, p. 143 ff.; die betreffende Abbildung bringt auch Ranke, Der Mensch, Bd. II, S. 398). Original im Besitze des Verfassers.

2. Unterer Theil eines mässig starken Hirschgeweihes mit der Augensprosse; lie Stange ist 12 *cm* über der Rose durch mehrere Schläge abgetrennt. Ein Theil ler Stange, sowie die Spitze der Augensprosse ist durch den Gebrauch glatt ge-chliffen. Im Besitze des Hrn. Rechtsanwaltes Mardersteig zu Weimar (Fig. 2).

3. Unterer Theil eines starken Hirschgeweihes mit den benachbarten Theilen les Schädeldaches. Der übrige Theil der Stange ist gleich über der Augensprosse, owie diese selbst, gewaltsam abgetrennt. Im Besitze desselben Herrn.

Wenn man die angeführten Stücke an sich betrachtet, so können ja die geringen Gebrauchsspuren Zweifel erwecken, ob sie wirklich vom Menschen herrühren. Diese Zweifel schwinden aber sofort bei einer Vergleichung mit den vorhandenen Serien analoger Stücke aus Taubach. Hoffentlich kommen in den Weimarischen Tuffkalken noch weitere Funde zu Tage, welche die Anwesenheit des diluvialen Menschen an diesem Theil der ehemaligen Seeufer ebenso klar und deutlich erweisen, wie die Funde von Taubach. —

(23) Hr. Rud. Virchow zeigt drei, ihm durch die Güte des deutschen Gesandten in Peking, Hrn. v. Brandt zugesendete

chinesische Klangplatten.

In der Sitzung vom 18. October 1884 (Verhandl. S. 454, Fig. 4) besprach ich ein schönes, aus Nephrit bestehendes „Lineal" von Venezuela, das ich als eine Klangplatte ansprach. Bei weiterem Nachsuchen in der Literatur stiess ich auf ältere Angaben, die bis auf Alex. v. Humboldt zurückführten und die schon das Klingen des angeschlagenen Minerals hervorhoben. Humboldt hatte sein Stück n Brongniart gezeigt und dieser hatte dasselbe mit den hellklingenden Steinen verglichen, welche die Chinesen für ihre, unter dem Namen King bekannten musikalischen Instrumente gebrauchen. Nach einer Notiz bei H. Fischer hatte auch Hausknecht über Klangsteine der Chinesen gesprochen, welche aus Yü (Nephrit) bestehen; diese Angabe sei durch Abel Rémusat bestätigt worden (s. Verhandl. 1885, S. 128). Bald darauf gab Hr. A. B. Meyer (Verh. 1885, S. 312) nach einer Mittheilung des Hrn. v. d. Gabelentz die Abbildung eines klingenden Steines der Chinesen, wobei als gewöhnliches Material Onyx (Jade), Marmor und „Ochsenfettstein" angegeben wurden. Schliesslich schickte Hr. Ernst (Verh. 1888, S. 467) eine Notiz, wonach es in Venezuela auch Klangplatten aus Serpentin giebt.

Durch das überaus freundliche Entgegenkommen des Hrn. v. Brandt, dem unsere Gesellschaft und das Königl. Museum für Völkerkunde schon so viele werthvolle Geschenke und Aufklärungen verdanken, sind nun zum ersten Mal chinesische Originalplatten hierher gelangt. Das Museum besitzt bis jetzt kein Stück der Art.

Die drei Platten sind unter einander sehr verschieden. Nur eine derselben (Fig. 1) giebt beim Anschlagen mit irgend einem Gegenstande einen hellen, lauten Ton, der in der Höhe und Stärke sehr wechselt, je nachdem man die Mitte oder die Flügel und Fortsätze anschlägt. Der Ton ist wohllautend und in Wirklichkeit musikalisch, wie Glockenton. Bei den beiden anderen (Fig. 2 u. 3) ist dies nicht der Fall. Es bedarf sehr harter und schwerer Körper von Metall oder Stein, um beim Anschlagen einen Ton zu erzielen, und dieser ist nicht eigentlich klingend, sondern mehr klappend und keineswegs musikalisch. Ob irgend ein besonderer Kunstgriff dazu gehört, an diesen Platten einen Klang zu erzielen, muss vorläufig dahingestellt bleiben.

Im Einzelnen habe ich darüber Folgendes zu bemerken:

Figur 1.

Figur 2.

1. Die am meisten künstlerisch ausgeführte, grosse und klingende Platte (Fig. 1) besteht aus einem schön polirten, in der grössten Höhe 28 *cm*, in der Breite fast ebenso viel, in der Dicke etwa 1 *cm* messenden, ziemlich gleichmässig schwarzen Stein, der zwei grosse vorstehende Flügel und einen breiteren, nach oben ausgelegten Fortsatz besitzt. Letzterer ist mit einem durchgehenden Loch versehen, durch welches eine geflochtene Plattschnur aus gelblicher Seide gezogen ist, die am Ende in eine lange Quaste übergeht und ausserdem eine schön rothe Perle trägt. Da die Schnur mehrmals zerrissen ist, so ist es zweifelhaft, ob die Perle an ihrer richtigen Stelle sitzt.

Auf dem oberen Fortsatz steht eine chinesische Inschrift. Der untere Theil, insbesondere die Flügel sind mit einer eingeritzten Zeichnung bedeckt, welche eine felsige, bewaldete Landschaft mit einem See oder Fluss darstellt; links sieht man einen Mann auf einem Kahn, rechts einen, den Abhang herabsteigenden Wanderer.

Hr. Prof. Grube hat die Güte gehabt, diese Inschrift, welche zugleich die Zeichnung erklärt, zu lesen. Er theilt mir darüber Folgendes mit:

„In dem Wunsche, den Verfasser des Gedichtes zu ermitteln, habe ich einige Nachforschungen anstellen müssen und komme dadurch erst heute dazu, Ihnen die gewünschte Mittheilung zugehen zu lassen, was ich freundlichst zu entschuldigen bitte. Leider sind meine Bemühungen nach der erwähnten Richtung erfolglos geblieben, da die einzige mir zu Gebote stehende Sammlung der T'ang-Gedichte unvollständig ist und dieses Gedicht nicht enthält. Ich will mich daher nicht in Vermuthungen über den fraglichen Dichter ergehen, sondern mich lieber auf die Transscription und Uebersetzung des Textes beschränken. Die erstere lautet nach der Aussprache des Pekinger Dialectes folgendermaassen:

„ch'ūn shùi tuán ch'iâo, jên huán tú,
liù yīn ch'āng ch'û siâo chōu lâi.

Deutsch:

„Die Frühlingsgewässer hatten die Brücke zerstört, ein Mensch rief nach einem Fährmann;
Da kam, aus dem Schatten der Weidenbäume abgestossen, ein kleiner Nachen herbei.

„Das Gedicht gehört zu den T'āng-shī, d. h. zu der Sammlung von Gedichten aus der Zeit der T'ang-Dynastie (620—907), welche letztere das goldene Zeitalter der chinesischen Lyrik ist. Diese Gedichtchen sind zum grössten Theil von der Kürze des hier citirten. Inhaltlich beschränken sie sich auch meist, wie das angeführte, auf flüchtig hingeworfene Schilderungen. Es sind gewissermaassen Augenblicksbilder, die den Leser in die vom Dichter gewollte Situation oder Stimmung versetzen sollen, welche jener durch das freie Spiel der eigenen Phantasie beleben und ergänzen mag.

„Die Unterschrift unter dem Texte giebt den Namen des Schreibers (nicht des Dichters) und lautet: Ch'ûng-shān shū, d. h. „„geschrieben von Ch'ûng-shān““.

„Das Bild ist natürlich eine Illustration der Verse.“

Ich habe noch hinzuzufügen, dass Hr. Arzruni das Material für schwarzen Marmor erklärt. Hr. C. Klein, dessen Angabe ich am Schlusse zusammenstelle, bestätigt, dass es sich um kohlensauren Kalk handelt.

2. Eine zweite, gleichfalls ziemlich grosse und sehr schwere Platte (Fig. 2), gleichfalls polirt, jedoch nicht ebenso glatt, ganz schwarz, hat eine Höhe von 25,8, eine Breite von 26,5 und eine Dicke von 1,7 *cm*. In der Form zeigt sie insofern einige Verwandtschaft mit der ersten, als von dem Mittelstück eine Reihe flügelförmiger Fortsätze ausgeht, welche dem Ganzen eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Kopfe eines Tintenfisches geben. Die seitlichen Fortsätze tragen am äusseren Umfange je 2 kleinere, gekrümmte Fortsätze; das obere Stück hat ausser diesen

secundären Fortsätzen noch eine mediane, gerundete Vorwölbung. In diesem Stück befindet sich das Loch zum Aufhängen. Der Rand ist durchweg gerundet und mit 2, dem Rande parallelen, linearen Einritzungen versehen. Das Mittelstück trägt in seinem unteren Theile ein durchbrochenes „Radkreuz", bestehend aus einem breiten Ringe, in welchem eine, in der Mitte von einem viereckigen Loch durchbohrte Scheibe sitzt, von der 4 ausgeschweifte Arme zu dem äusseren Ringe laufen. Unten ist ein kurzer, stielförmiger Ansatz. Anderweitige Verzierungen sind nicht vorhanden. Die Rückseite ist ganz ohne Einritzungen.

3. Eine kleinere, gleichfalls polirte und schwarze Platte von ovaler Form (Fig. 3) ist auf beiden Seiten gleich ausgearbeitet. Sie ist 16 *cm* hoch, 14 breit,

Figur 3.

1,5 dick. An ihrem oberen Abschnitte ist wieder ein Loch, aber darin ist ein eisernes, gebogenes, nach beiden Seiten übergreifendes eisernes Blech durch eine Messingniete befestigt; in der oberen Ausbiegung des Bleches hängt eine lange Schnur, welche an beiden Enden lange Quasten trägt. Jede der beiden Flächen ist in der Art bearbeitet, dass erhabene Balken mit dazwischen liegenden, stark vertieften Zwischenräumen hergestellt sind. Das Ganze erinnert an die eckigen Strassen eines Irrganges, indem die erhabenen Balken bald einfach, bald mit winkligen Ansätzen ausgestattet sind. —

Nach der Mittheilung des Hrn. C. Klein hat sich bei einer Untersuchung im mineralogischen Museum ergeben, dass das Material aller drei Stücke sich in Salzsäure auflöst. Das specifische Gewicht ist nach den Bestimmungen des Dr. Rinne 2,7. Nr. 1 ist selbst im Dünnschliff sehr feinkörnig; sonst folgen sich die Stücke in der Reihenfolge 1, 3, 2 bezüglich der Grobheit des Korns. Alle bestehen im Wesentlichen aus kohlensaurem Kalk. —

(24) Hr. R. Virchow zeigt zwei, am 10. Juni aufgenommene photographische Bilder, betreffend

die Auffindung eines Einbaums in einem verschütteten Rheinarm bei Wesel.

Die Fundstelle des Schiffes war auf der Büdericher Insel bei Wesel, 8 *m* unter der Erdoberfläche und 40 *m* landeinwärts von dem bisherigen Uferrande. Letzterer

wird durch den sogenannten Canal gebildet, der 1784 durch Friedrich dem Grossen gegraben wurde, um das Hochwasser des Rheins nach Möglichkeit für die Festung unschädlich zu machen, und der nunmehr den Hauptarm des Rheinstroms darstellt. Als man zur Verbreiterung desselben den Uferrand abstach, der oben aus Lehm, unten in grosser Mächtigkeit aus Kies bestand, und dann das Baggerschiff arbeiten liess, stiess man in der Tiefe auf den mächtigen Einbaum. Derselbe scheint trotz dieser Tiefe einer jüngeren Zeitperiode angehört zu haben. —

(25) Das correspondirende Mitglied, Hr. Dr. Troll, schreibt in einer an den Vorsitzenden gerichteten Karte aus Urga, Mongolei, vom 24. Juni, dass er in Minussinsk sehr fleissig war, sich aber Berichte bis zu seiner Rückkunft nach Wien vorbehält, da er auf der Reise gern jede Minute zur Information verwende. Ihn interessire höchlichst das Mongolenvolk, und der Buddhismus, den er schon in Ceylon, Indien und Tibet studirt habe, nehme ihn vollauf in Anspruch. —

(26) Hr. Capitän L. J. Bartschewsky theilt auf Wunsch des Hrn. Troll in einem Schreiben aus Samarkand vom 7./19. Juni mit, dass er aus den Ausgrabungen der alten Stadt Afrosiaba (hinter den Trümmern der alten Stadt Samarkand) eine Sammlung von Knochen, Thongeräth, Gläsern, Oellämpchen aus Thon und Kupfer, kupfernen und eisernen Pfeilen, Kupferfiguren u. s. w. besitze. Nach der Anführung von silbernen und kupfernen Münzen, darunter solchen von Timuchan(?). sowie eines ziemlich grossen, aus einem Elephantenzahn gefertigten Elephanten und eines anderen aus Thon, handelt es sich dabei auch um Gegenstände aus späterer Zeit.

Ausserdem besitze er aus Kurganen Geschirre, Waffenrüstungen u. A. —

(27) Hr. F. Jagor überbringt von dem correspondirenden Mitgliede, Hrn. Fr. Hirth

chinesische Aufzeichnungen über die Wilden Formosa's [1]).

Die Ureinwohner sind ihrer Natur nach von uns Chinesen sehr verschieden. Zunächst kennen sie keine Familien-Namen und keine Zeiteintheilung, wie unseren Kalender. Ausser Vater und Mutter erkennen sie keine Verwandtschaftsgrade an, wie Onkel oder Vetter väterlicher- und mütterlicherseits. Sie bringen ihren Vorfahren keine Opfer, auch können sie ihr eigenes Alter nicht angeben. Beide Geschlechter gehen barfuss, doch bedecken sie ihren Körper mit Kleidern, und zwar den Oberkörper mit einem kurzen Hemd (tuan-shan), während sie die unteren Extremitäten mit Zeugwollen (fu-pu) umgeben. Die Weiber umwickeln ihre Beine vom Knie abwärts mit grauem Baumwollzeug und tragen meist Kopfschmuck von natürlichen Blumen, und Knaben und Mädchen im Alter von 14 oder 15 Jahren pflegen ihre Lenden mit einem Gürtel von geflochtenem Rotang festzubinden, wodurch sie erreichen, dass sie von Jugend auf lernen, mit Pfeilesschnelle zu laufen und an Geschwindigkeit es einem rennenden Pferde zuvorzuthun. Wenn ihr Haar seine volle Länge erreicht, schneiden sie es bis auf die Hälfte ab und binden es zusammen. Ihre Zähne färben sie mit frischen Kräutern schwarz. Sie durchbohren ihre Ohren gross genug, um daran vermittelst eines durchgesteckten hölzernen Ringes (mu-huan) ein Stück Elfenbein (hsiang-tzu) zu befestigen. Sie lassen sich

1) Aus den chinesischen Annalen (Tai-wan-fu-chih) des 17. Jahrhunderts, übersetzt von Prof. Dr. Fr. Hirth.

zumeist auf dem Arm oder am Rücken tättowiren, ja, die es lieben, ihre Thaten zu verzeichnen, bedecken sogar den ganzen Körper mit Schriftzeichen, wobei sie sich der holländischen Schrift bedienen. Sie tragen Armspangen (chuo), die aus Bronze oder Eisen gegossen werden, und zwar bis zu einigen Dutzend Paaren. Sie suchen sich gegenseitig durch einen auf die Schultern herabhängenden Federschmuck (niao-ch'ih) und durch Muscheln (Kauri-pei), die auf der Stirn aufgehängt werden, zu imponiren, indem diese Zierrathe ihrem Schönheitsgefühl entsprechen. Nach der volksthümlichen Anschauung wird auf die Geburt einer Tochter mehr Gewicht gelegt, als auf die eines Sohnes, denn der Knabe verlässt früher oder später das Haus, um bei seinen Schwiegereltern zu leben, während die Tochter der Familie einst einen Schwiegersohn zuführt. Wünscht eine Jungfrau sich zu verheirathen, so begiebt sie sich in das Gemeindehaus (kung-chieh). Wer um sie werben will, bringt ihr draussen ein Ständchen auf der Maultrommel (k'ouch'in). Die Jungfrau kommt alsdann heraus, um sich mit ihm zu vereinigen. Ist es ihr angenehm, so werden die Eltern benachrichtigt, ein Trinkgelage wird angerichtet, wozu die Nachbarn eingeladen werden, und somit sind sie ein Paar. Wenn es auf dem Felde zu thun giebt, so steht die Frau hinter dem Pfluge, während der Mann daheim die Kinder versorgt. Wenn Mann und Frau sich des Umganges enthalten, gleichviel ob Kinder vorhanden sind oder nicht, so wird überall und mit jedem Unzucht getrieben. Während der heissen Jahreszeit sieht man Männer und Weiber nackt, in Paaren hockend, den Beischlaf vollziehen, doch vermeiden es Erwachsene, sich dabei von den Jüngeren sehen zu lassen. Neugeborene Kinder werden mit kaltem Wasser gewaschen. Sie kennen weder Aerzte noch Medicin, jedoch nehmen sie ein Fussbad, wenn sie krank sind, in der Meinung, dass sie von der vom grossen Arzt in das Wasser verlegten Heilkraft genesen; überhaupt halten alle Wilden das Baden zu allen Jahreszeiten für zuträglich. Wenn jemand gestorben ist, schmücken sie die Hausthür mit bunten Lappen. Was der Todte an Geräthen, Gefässen und Kleidern zurücklässt, wird unter die Ueberlebenden vertheilt, ebenso Alles, was dem Todten zugehörte. Der Leichnam wird drei Tage lang unter dem Bett aufbewahrt, alsdann versammeln sich die Nachbarn, tragen ihn in's Freie, benetzen ihn mit Wein und scharren ihn tief unter die Erde, ohne ihn in einen Sarg zu legen. Ziehen sie in eine andere Gegend, so graben sie ihn wieder aus, um ihn von Neuem zu begraben. Die Wohnstätten der Wilden erheben sich 4—5 Fuss über die Erde, sie sind tief und eng gebaut, wie Böte; Balken und Pfosten sind bunt bemalt. In der Nähe der Häuser wird beständig der Boden besprengt und gefegt, so dass auch nicht ein Stäubchen haften bleibt. Hinter der Wohnung pflanzen sie meist eine Reihe von Kokosnuss-Bäumen, die durch eine Bambuhecke mit einander verbunden sind, so dass man in der heissen Zeit nicht in die Wohnung gelangen kann. Sie kennen keine Bettdecken, sondern bedecken sich mit Kleidern. Auch haben sie keine Küchen. Als Ofen benutzen sie ein 3 Fuss hohes Gestell, worin eine grosse Pfanne aufgestellt wird. Aus dieser werden flüssige Speisen (Reis- oder Hirsensuppe) von den rings umher Stehenden mit einer ausgehöhlten Kokosnuss ausgelöffelt, während trockener Reis einfach mit den Händen dem Munde zugeführt wird. Vom Reis wird im Mörser (ch'uang) ebenso viel zermahlen, als gerade verzehrt werden soll. Hirse, Weizen und Kleidungsstücke werden in einer Kürbisflasche (hu-lu-hu) aufbewahrt. Sie lieben es, Wein zu trinken; derselbe wird aus Reis bereitet, den sie im Munde zerkauen, worauf sie ihn in einer Bamburöhre mehrere Tage reifen lassen. Wenn ein Gast zu ihnen kommt, so treten sie aus der Wohnung heraus, um sich die gegenseitige Ehrerbietung zu erweisen; dieselbe besteht darin, dass der Gast erst

enen Wein kostet, worauf er eingeführt wird. Zum Reisen bedienen sie sich ·ines mit Rindern bespannten Wagens. Wo der Weg durch eine abschüssige Stelle im Gebirge unterbrochen wird, lassen sie sich an Rotangseilen hinab, während sie tiefe und breite Bäche auf eingelegten Felsblöcken überschreiten. Beförderer von öffentlichen Schreiben sind mit Schellen versehen, die an beiden Enden festgebunden werden und durch Schütteln einen Ton von sich geben; sie aufen so schnell, als ob sie flögen. Die Speere der Wilden sind über 5 Fuss ang. Sie nehmen, ohne zu fehlen, jeden Gegenstand auf 100 Schritte. Sie bedienen sich eines aus Bambu verfertigten Bogens mit einer hänfenen Schnur als Sehne, für den sie lange, spitze, aber ungefiederte Pfeile haben. Feldarbeiter betrachten den Tag, an dem sie ihre Ernte beschliessen, als das Jahresende.

Tief im Innern der Gebirge haust eine affenähnliche Menschenart, nicht ganz 3 Fuss (d. i. 4 Fuss engl.) gross. Wenn sie einen Fremden sehen, so steigen sie auf die höchsten Baumspitzen; will man sie aber einfangen, so ziehen sie sich mit gespannter, auf den Feind gerichteter Armbrust auf die fernsten Schlupfwinkel in den Baumkronen zurück. Es giebt auch eine Rasse, die in Höhlen lebt und so den ältesten Urbewohnern China's gleicht. Sie lieben es, Menschen zu tödten und ihre bis auf den Knochen blosgelegten Schädel, mit Gold verziert, als Zeichen der Tapferkeit in ihren Wohnungen aufzuhängen. Man kennt einen Stamm, wo es Sitte ist, den leiblichen Vater, wenn er zu alt wird, an einem Baume aufzuhängen, um ihn den Stammesgenossen preiszugeben, die ihn tödten und wegschleppen und statt seiner ein Schwein aufhängen. Ihre Beamten unterscheiden sich in wirkliche und Hülfsbeamten. In einer grossen Gemeinde haben sie 5—6, in einer kleinen 3—4 Unterbeamte, je nach der Zahl der den Stamm bildenden Familien. Bei Rechtsfällen dient das Gemeindehaus als Gerichtshalle; kleine Streitigkeiten werden ausserhalb der Halle geschlichtet. Von den Gerichtsschreibern verstehen sich einige auf die holländische Schrift; diese nennt man chiao-ts'ê (Registratoren); alle ein- und ausgehenden Personen werden von ihnen gezählt. Nachdem sie einen beschnittenen Gänsefederkiel in die Tusche getaucht, schreiben sie jene Schrift quer von links nach rechts, nicht von oben nach unten. Man sagt, dass neuerdings die Wilden sich der chinesischen Civilisation annehmen, indem Privatlehrer bemüht sind, die Kinder allmählich in das Verständniss der chinesischen Literatur, der chinesischen Sitten und der Musik einzuweihen. —

(28) Fürst Paul Putjatin zu Bologoje übersendet eine Abhandlung aus den Annales de la Société d'Archéologie de Bruxelles 1893. T. VII, betreffend

Funde aus dem ersten Eisenalter in Bologoje, Russland.

Hr. R. Virchow giebt nachfolgende Besprechung der Schrift:

Derartige Funde sind bisher in Russland wenig beachtet worden. Meist sind die Eisensachen so stark zersetzt, dass ihre ursprüngliche Form schwer erkannt werden kann. Sie finden sich meist in Verbindung mit Schlacken und Eisenerzen, ähnlich wie in Belgien, und der Verf. ist daher geneigt, die Stämme jener weit zurückliegenden Zeit trotz ihrer Entfernung von einander in eine gewisse Verbindung zu setzen. Die von ihm besprochenen und abgebildeten Gegenstände sind an Stellen gesammelt, von denen er annimmt, dass sie von der Steinzeit bis zu dem zweiten Eisenalter continuirlich bewohnt gewesen seien. Auch nähern sich nach seiner Angabe die Gegenstände aus Eisen vielfach denen aus Stein und Knochen. Bei der Aufzählung giebt er zahlreiche literarische Hinweise auf ähnliche, früher und anderswo beobachtete Fundstücke.

Im Einzelnen führt er folgende auf: Eiserne Angelhaken (hameçons) mit abgeplatteter Spitze und einer Schleife, einfache und Spiral-Ringe, eiserne Harpunen mit einem Widerhaken am Ende, Nadeln mit aufgerolltem Ende, Meissel, ähnlich solchen aus Feuerstein, Messer, wie sie zur Oeffnung von Cardium benutzt wurden. Als Feuerstahl (briquet) bezeichnet er ein grösseres, halbmondförmiges Stück mit langen, umgebogenen und am Ende durchbohrten Fortsätzen, wie es die Indianer America's benutzen. Als Messer zur Abschälung der Schuppen von Fischen deutet er ein anderes, umfängliches Stück von glatter Gestalt mit stark convexem Rücken, ähnlich den aus Schiefer gefertigten Geräthen der Eskimo, von denen sich im Kopenhagener Museum auch ein Exemplar aus Eisen befindet.

Leider fehlt es in der kleinen Schrift fast ganz an genaueren Beschreibungen der einzelnen Objekte und die Abbildungen ermangeln vielfach der Anschaulichkeit, welche eine Angabe der Einzelheiten entbehrlich machen könnte. Auch die Citate helfen nicht immer über diese Lücke hinweg, da sie sich gelegentlich auf Gegenstände aus Bronze beziehen, die einer wenig determinirten Zeit angehören. Auch die Uebereinstimmung mit älteren Eisenfunden bleibt öfters zweifelhaft. So wird das Bruchstück eines Torques aus Eisen, dessen Abbildung (Fig. 14) sehr undeutlich ist, nur durch folgenden Hinweis erläutert: Fouille du cimetière gaulois de Chavais (Marne). Bei der Wichtigkeit des aufgeworfenen Problems wäre es gewiss sehr erwünscht, wenn der erfahrene Verf. bei einer künftigen Gelegenheit ausgiebigere Beschreibungen lieferte.

Noch mehr förderlich wäre eine zusammenhängende Schilderung der Fundstellen, in Verbindung mit einer vollständigen Aufzählung sämmtlicher Fundstücke. Ist in der That die betreffende Stelle seit der Steinzeit ununterbrochen bewohnt gewesen, so müsste voraussichtlich eine grössere Zahl von Bronzen gesammelt sein, welche den Uebergang von der Steinzeit zu der ersten Eisenzeit veranschaulichen könnten. Insbesondere sollte man eine gewisse Fülle von Thonscherben erwarten, deren Beschaffenheit einen Anhalt für die chronologische Stellung der einzelnen Schichten ergeben müsste. So scheint es dem Verf., dass das erwähnte Messer zum Abschuppen von Fischen auf Messer der neolithischen Zeit zurückzubeziehen sei. Aber gerade die Wohnplätze der neolithischen Zeit, sowie die dazu gehörigen Gräber, pflegen voll von charakteristischen Thonscherben zu sein. Die in der Sitzung vom 15. October 1892 (Verhandl. S. 461) erwähnte Fundstelle von Wolosowo im Gouvernement Wladimir, die wahrscheinlich nicht fern von Bologoje gelegen ist, kann als Beispiel dafür angeführt werden.

Ob im vorliegenden Falle die Existenz von Gräbern ganz ausgeschlossen ist, lässt sich nicht erkennen. Und doch liegt der Gedanke daran sehr nahe, da gerade in Gräbern sich Metallbeigaben häufiger zu finden pflegen, als an blossen Wohnplätzen. Sollte es sich aber nur um letztere gehandelt haben, so wäre es wünschenswerth zu erfahren, ob die Art der Wohnplätze nicht in irgend einer bestimmten Weise ermittelt werden konnte, insbesondere ob keinerlei Gruben oder Stücke des Lehmbewurfs, Kohlen, Reste von Nahrungsmitteln u. dergl. zu Tage gekommen sind. Die blosse Aehnlichkeit mit Geräthen einer älteren Periode kann nicht wohl entscheiden, denn erfahrungsgemäss erhalten sich manche Formen durch eine ganze Reihe auf einander folgender Perioden, ohne ihren Charakter völlig zu verändern.

Der Verf., dessen sorgfältige Beobachtungen auf seinen, an prähistorischen Resten reichen Landbesitzungen seit vielen Jahren den Alterthumsforschern wohl bekannt sind, mag in früheren Veröffentlichungen über Manches von dem, was hier als Desiderat genannt worden ist, sich ausgelassen haben. Aber seine Be-

richte sind zerstreut in mannichfaltigen Congressverhandlungen und Gesellschaftsschriften, und es ist für einen Fremden schwer, den Faden festzuhalten, den er geboten hat.

Seine Sammlungen haben eine besondere Bedeutung für die Aufklärung der sonst recht armen Vorgeschichte des russischen Nordens, von dem wir allerdings wissen, dass er lange bewohnt gewesen ist; es würde daher für alle Freunde der Alterthumskunde eine grosse Hülfe sein, wenn er sich entschliessen könnte, in zugänglicher Weise seine Schätze vor uns zu eröffnen. —

(29) Hr. W. Townsend Porter aus St. Louis Mo. macht folgende Mittheilungen über

Untersuchungen der Schulkinder in Bezug auf die physischen Grundlagen ihrer geistigen Entwickelung.

Im Verlauf der Monate Januar, Februar und März 1892 wurden von mir und meinen Assistenten 33 500 Knaben und Mädchen in den „Public Schools" von St. Louis gemessen. Es wurden bei dieser Untersuchung folgende Daten festgestellt: Name, Geschlecht, Geburtsort, Alter in Jahren [1]), Schulklasse, Beschäftigung und Geburtsort der Eltern, Farbe der Haare und Augen, Körpergewicht, Länge des ganzen Körpers, Länge des Oberkörpers, Spannweite der Arme, Brustumfang bei Ein- und Ausathmung, Druckkraft der rechten und der linken Hand, Länge und Breite des Kopfes, Höhe des Gesichts von der Spitze des Kinns bis zur Nasenwurzel und bis zur Haargrenze, Breite des Gesichts und die Sehschärfe [2]).

Ich beabsichtige in diesem Aufsatze darzulegen:

1. dass diese Beobachtungen genügend zahlreich und genau sind, um die aus der Statistik sich ergebenden Schlüsse zuverlässig zu machen;

2. dass Schulkinder, die mehr als die durchschnittliche geistige Arbeitskraft besitzen, auch im Mittel ein grösseres Gewicht, Körperlänge, Brustumfang und Breite des Kopfes aufweisen; und

3. dass die folgenden Gesetze in Bezug auf Kinder herrschen, deren geistige Arbeitsleistung über oder unter dem Durchschnittswerthe ihres Alters steht, nehmlich: Der verhältnissmässige Grad der körperlichen Entwickelung von geistig vorgeschrittenen oder zurückgebliebenen Kindern desselben Geschlechts ist der gleiche in allen Altersstufen vom 7. bis zum 17. Lebensjahre; weiter: Die beschleunigte Gewichtszunahme vor der Pubertät beginnt in demselben Alter bei vorgeschrittenen und zurückgebliebenen; und endlich: Der Punkt in der beschleunigten Entwickelung, wo Mädchen schwerer als Knaben werden, ist bei beiden Klassen derselbe.

I. Die Brauchbarkeit des Materials für statistische Untersuchungen.

Quetelet und viele andere haben den Grundsatz aufgestellt, dass anthropologische Messungen mit Sicherheit für statistische Zwecke nur dann benutzt werden können, wenn die Einzelbeobachtungen für irgend eine Dimension (z. B. Grösse)

---

1) berechnet nach dem nächst gelegenen Geburtstage, z. B. 6 Jahre, 5 Monate = 6 Jahre, 6 Jahre, 7 Monate = 7 Jahre.

2) Die Resultate dieser Untersuchung werden in „The Transactions of the Academy of Science of St. Louis" veröffentlicht. Der erste Artikel „The physical basis of precocity and dullness" erschien in Vol. VI, No. 7, 1893; der zweite „The relation between the growth of children and their deviation from the physical type of their sex and age" in Vol. VI, No. 10.

sich symmetrisch um den Mittelwerth[1]) derselben gruppiren. In einem solchen Falle ist der Mittelwerth der Typus der ganzen Beobachtungsreihe und die Einzelbeobachtungen weichen von dem Mittelwerth ab nach Maassgabe des Gesetzes der zufälligen Ursachen. Bei jeder statistischen Untersuchung ist es daher nothwendig, zu wissen, ob solch ein Typus vorhanden ist oder nicht. Die Methode, durch welche man diese Kenntniss erlangt, lässt zugleich erkennen, mit welchem Grade von Genauigkeit die Beobachtungen gemacht waren.

Der erste Schritt bei dieser genügend bekannten Methode ist die Bestimmung der wahrscheinlichen Abweichung, d. h. derjenigen Abweichung von dem Mittelwerthe, innerhalb deren 50 pCt. der Beobachtungen fallen. Dieser wird sich bei einer grossen Zahl von Beobachtungen mit genügender Sicherheit nach der Formel

$$1)\quad r = \pm 0{,}8453 \frac{\Sigma\delta}{n}$$

berechnen lassen. In dieser Formel bedeutet:

$r =$ die wahrscheinliche Abweichung,
$\delta =$ „ Abweichung der einzelnen Messungen vom arithmetischen Mittel,
$\Sigma\delta =$ „ Summe aller δ,
$n =$ „ Anzahl der Einzelmessungen der Beobachtungsreihe.

Ich habe nach dieser Formel die wahrscheinliche Abweichung für jede Dimension und jede Altersstufe in dem ganzen Complex der Messungen berechnet. Die Werthe von r und n für die Maasse, welche wir in dieser Abhandlung gebrauchen werden, sind in Tabelle 1 eingetragen.

Tabelle 1.

Werthe für **r** (wahrscheinliche Abweichung) und **n** (Zahl der Beobachtungen).

Alter	Geschlecht	Gewicht		Grösse		Brust-Umfang b. Ausathmung		Breite des Kopfes	
		n	r kg	n	r cm	n	r cm	n	r mm
Sechs	Knaben[2])	**707**	**1,43**	**709**	**3,40**	**679**	**2,15**	**573**	**2,82**
	Mädchen	798	1,44	780	3,42	743	2,57	609	3,81
Sieben	Knaben	**1814**	**1,68**	**1850**	**3,61**	**1715**	**2,37**	**1571**	**3,58**
	Mädchen	1714	1,88	1791	3,75	1659	2,51	1505	3,86
Acht	Knaben	**2188**	**1,96**	**2223**	**3,89**	**2076**	**2,36**	**1997**	**3,68**
	Mädchen	2147	1,95	2193	3,70	2036	2,40	1985	3,66
Neun	Knaben	**2188**	**2,09**	**2205**	**3,75**	**2121**	**2,60**	**1962**	**3,74**
	Mädchen	2055	2,23	2122	3,01	1967	2,56	1914	3,65
Zehn	Knaben	**2064**	**2,23**	**2087**	**3,98**	**1993**	**2,80**	**1827**	**3,85**
	Mädchen	1947	2,31	2053	4,06	1894	2,71	1803	3,96
Elf	Knaben	**1743**	**2,60**	**1819**	**4,23**	**1732**	**2,52**	**1561**	**3,76**
	Mädchen	1708	2,91	1772	4,48	1664	3,18	1541	3,80

1) In diesem Aufsatze sind öfters die Bezeichnungen „Mittelwerth“ („mittleres Gewicht“ u. s. w.) und „Durchschnitt“ („durchschnittliches Gewicht“) gebraucht. Ich verstehe unter „Mittelwerth“ (englisch: mean) den Werth, über und unter welchen je 50 pCt. der gemachten Beobachtungen fallen. Dem gegenüber bedeutet Durchschnitt (engl.: average) das arithmetische Mittel.

2) Die Zahlen für Knaben sind fettgedruckt.

Alter	Geschlecht	Gewicht n	Gewicht r kg	Grösse n	Grösse r cm	Brust-Umfang b. Ausathmung n	Brust-Umfang b. Ausathmung r cm	Breite des Kopfes n	Breite des Kopfes r mm
Zwölf	Knaben	**1644**	**2,46**	**1653**	**4,47**	**1561**	**3,01**	**1531**	**3,61**
	Mädchen	1676	3,31	1732	5,23	1619	3,33	1460	4,03
Dreizehn	Knaben	**1242**	**3,88**	**1268**	**4,98**	**1215**	**3,08**	**1175**	**3,90**
	Mädchen	1343	4,22	1322	5,46	1311	3,56	1167	3,92
Vierzehn	Knaben	**946**	**4,56**	**925**	**5,58**	**929**	**3,64**	**873**	**3,82**
	Mädchen	1082	4,67	1085	5,15	1018	3,67	927	3,96
Fünfzehn	Knaben	**498**	**5,06**	**490**	**6,33**	**499**	**3,69**	**469**	**4,03**
	Mädchen	690	4,05	680	4,01	657	3,80	658	3,84
Sechszehn	Knaben	**203**	**6,16**	**189**	**5,87**	**204**	**4,01**	**195**	**3,48**
	Mädchen	420	4,24	420	4,05	395	3,51	395	4,17
Siebzehn	Knaben	**71**	**4,38**	**78**	**5,15**	**80**	**3,35**	**75**	**4,21**
	Mädchen	230	3,70	206	3,45	201	3,52	221	3,60
Achtzehn	Knaben	—	—	**29**	**4,98**	**31**	**2,81**	**32**	**3,88**
	Mädchen	155	3,60	164	3,39	160	3,35	165	3,85
Neunzehn	Mädchen	81	3,76	85	4,04	81	3,78	79	4,14
Zwanzig	Mädchen	66	3,76	79	3,08	67	2,84	73	3,64
Einundzwanzig	Mädchen	—	—	43	4,27	32	2,91	—	—

Dem Auge des Fachmanns werden diese Zahlen sofort den Eindruck machen, dass die vorliegenden Beobachtungen hinreichend zahlreich und genau für statistische Zwecke sind, und dieser Eindruck wird bald der Ueberzeugung Platz machen. Denn eine schöne und vielbenutzte Anwendung der Wahrscheinlichkeitsrechnung giebt uns die Möglichkeit, eine Curve zu zeichnen, welche die Vertheilung irgend einer gegebenen Anzahl von Beobachtungen, deren wahrscheinliche Abweichung man kennt, darstellt, sowie sie sich aus der Theorie ergiebt. Vergleicht man aber die so erhaltene Curve mit derjenigen, die aus den hier angestellten Beobachtungen sich ergiebt, so wird man erkennen, dass die Uebereinstimmung in der That eine sehr weitgehende ist. Ein Beispiel ist in Tabelle 2 und auf Tafel I dargestellt. In den Curven der Tafel I sind die wahrscheinlichen Abweichungen die Abscissen, die Zahl der Beobachtungen die Ordinaten. Die Curven entsprechen den Ergebnissen der Tabelle 2, wo die Grösse von 2192 Mädchen (Alter 8 Jahre; arithmetisches Mittel 118,36 *cm*; wahrscheinliche Abweichung 3,70 *cm*) angegeben ist, einmal wie sie beobachtet wurde, und das andere Mal wie sie aus der Wahrscheinlichkeitsrechnung folgt.

Tabelle 2.

Die Vertheilung der Einzelbeobachtungen der Grösse von 2192 8 jährigen Mädchen:

1. nach der Theorie,
2. „ „ wirklichen Beobachtung.

M = 118,36 *cm* **r** (wahrscheinliche Abweichung) = **3,70** *cm*.

		nach der Theorie	nach der Beobachtung
M + 5,0 r	= 136,86 *cm*	2	2
M + 4,5 r	= 135,01 „	6	8
M + 4,0 r	= 133,26 „	12	18
M + 3,5 r	= 131,31 „	27	27
M + 3,0 r	= 129,46 „	54	57

		nach der Theorie	nach der Beobachtung
M + 2,5	r = 127,61 *cm*	93	104
M + 2,0	r = 125,76 „	148	150
M + 1,5	r = 123,91 „	206	209
M + 1,0	r = 122,06 „	259	286
M + 0,5	r = 120,21 „	289	300
M ± 0,0	r = 118,36 „	—	—
M − 0,5	r = 116,51 „	289	272
M − 1,0	r = 114,66 „	259	275
M − 1,5	r = 112,81 „	206	196
M − 2,0	r = 110,96 „	148	126
M − 2,5	r = 109,11 „	93	80
M − 3,0	r = 107,26 „	54	40
M − 3,5	r = 105,41 „	27	26
M − 4,0	r = 103,56 „	12	12
M − 4,5	r = 101,71 „	6	3
M − 5,0	r = 99,86 „	2	2
	Summa	2192	2192

Die wahrscheinliche Abweichung lässt sich auch dazu verwenden, den wahrscheinlichen Fehler (R) des arithmetischen Mittels (M) zu bestimmen:

$$2)\quad R = \pm \frac{r}{\sqrt{n}}$$

R bedeutet den wahrscheinlichen Fehler des Mittels (M),
r die wahrscheinliche Abweichung,
n die Anzahl der Beobachtungen[1]).

R ist für jede Durchschnittszahl in dem ganzen Complexe meiner Untersuchungen berechnet worden und hat sich überall als klein ergeben. Als Beispiele mögen die Werthe von R für Gewicht und Grösse erwähnt sein (s. Tabelle 3).

Tabelle 3.

Der wahrscheinliche Fehler (R) des arithmetischen Mittels (M).

Alter	Gewicht		Grösse	
	Knaben ± *kg*	Mädchen ± *kg*	Knaben ± *cm*	Mädchen ± *cm*
6	0,054	0,051	0,128	0,123
7	0,039	0,045	0,084	0,089
8	0,042	0,042	0,082	0,079
9	0,045	0,049	0,080	0,065
10	0,049	0,052	0,087	0,089
11	0,062	0,070	0,099	0,106
12	0,061	0,081	0,116	0,098
13	0,110	0,115	0,140	0,150
14	0,148	0,142	0,183	0,156
15	0,227	0,154	0,286	0,154
16	0,431	0,207	0,427	0,197
17	0,521	0,244	0,592	0,241
18	—	0,289	0,924	0,265
19	—	0,332	—	0,438
20	—	0,565	—	0,346

1) Diese Formeln sind entnommen dem Aufsatze L. Stieda's: „Ueber die Anwendung der Wahrscheinlichkeitsrechnung in der anthropologischen Statistik.“ Archiv für Anthropologie, Bd. XIV, 1882, S. 167—182.

Tafel I.

Die Vertheilung der Einzelbeobachtungen der Grösse von 2192 8jährigen Mädchen, nach der Theorie (ungebrochene Curve) und nach der Beobachtung (punktirte Curve).

Zahl der Beobachtungen

320 310 300 290 280 270 260 250 240 230 220 210 200 190 180 170 160 150 140 130 120 110 100 90 80 70 60 50 40 30 20 10 0

Wahrscheinliche Abweichung: −5 r, −4 r, −3 r, −2 r, −1 r, 0 r, +1 r, +2 r, +3 r, +4 r, +5 r

Die Kleinheit der wahrscheinlichen Abweichung und des wahrscheinlichen Fehlers des arithmetischen Mittels, und die enge Uebereinstimmung der beobachteten mit der berechneten Vertheilung der Einzelbeobachtungen, sind ein Beweis dafür, dass das vorliegende Material mit Sicherheit bei den statistischen Forschungen verwandt werden kann, die wir jetzt anstellen wollen.

II. Die Beziehung zwischen geistiger Arbeitskraft und körperlicher Entwickelung.

Die Schüler in den „St. Louis Public Schools“ sind in Stufen (engl.: grades) eingetheilt, und zwar ist für die Aufnahme in jede derselben das Bestehen eines Examens erforderlich, das den Maassstab für die betreffende Stufe (Klasse = grade) darstellt. In den unteren Klassen aber sind gewöhnlich, an Stelle des Examens,

die täglichen Leistungen allein maassgebend. Die unterste Stufe ist der „Kindergarten“, auf den acht weitere Klassen folgen, die durch römische Zahlen von I (der untersten) bis VIII (der obersten) bezeichnet werden. Den Schluss bildet die „High School“, eine höhere Schule, die in einigen Beziehungen dem deutschen Gymnasium verwandt ist. So giebt es im Ganzen 10 Klassen.

Kinder desselben Alters finden sich in mehr als einer dieser Klassen oder Stufen. Von 1334 Mädchen im Alter von 13 Jahren waren 6 in Klasse I und 6 in der „High School“, während der Rest sich auf die Zwischenstufen vertheilte.

Tabelle 4.

Die Vertheilung der 13jährigen Mädchen in Schulklassen (grades).

Klassen	Zahl der Schülerinnen
High School	6
VIII	37
VII	121
VI	300
V	331
IV	363
III	129
II	41
I	6
Zusammen	1334

Der mittlere Erfolg im Schulleben von Mädchen dieses Alters ist durch den Mittelwerth dieser neun Stufen angezeigt, der in Klasse V fällt. Die Tabelle besagt, dass die normale Stufe für 13jährige Mädchen innerhalb der Klasse V liegt, und dass viele Mädchen weniger, als die dortigen Schülerinnen, leisteten und sich so in IV, III, II, I finden, während andere mehr leisteten, als in Klasse V verlangt wird, und über dieselbe hinaus bis zur VI., VII., VIII. Klasse und selbst bis zur „High School“ vorgerückt sind. Es giebt also in jedem Alter drei Gruppen von Schülern: eine Normal-Gruppe, deren Arbeitsleistung die mittlere ist; eine zweite, die weniger leistet als die Normal-Gruppe, und eine dritte, die mehr leistet.

Man muss zugeben, dass Schüler, die mehr leisten, als im Mittel in ihrem Alter geschieht, und die in Folge dessen weiter in den Klassen vorgerückt sind, durchschnittlich geistig besser veranlagt sind, als der „mittlere Schüler“: d. h., wenn man sie als Maschinen für Geistesarbeit betrachtet, so bieten sie einen grösseren Nutzeffect, als der Mittelwerth für ihr Alter. Auf der anderen Seite haben diejenigen, welche unter der mittleren geistigen Arbeitsleistung ihres Alters bleiben, im Durchschnitt eine geringere geistige Leistungsfähigkeit [1]).

Vergleicht man die Gewichte einer genügend grossen Zahl von Kindern, die den Klassen nach unterschieden sind, so findet man: dass die Kinder, die am weitesten vorgeschritten sind, d. h. deren geistige Arbeitskraft am höchsten entwickelt ist, im Mittel schwerer als die weniger vorgeschrittenen sind. Die folgende Tabelle 5 giebt einen Beleg dafür [2]).

---

1) Es ist vielleicht unnöthig, zu erwähnen, das ich hier nicht von einzelnen Individuen, sondern von Zahlen spreche, die hinreichend gross sind, um sichere statistische Vergleiche aufzustellen.

2) Die Gewichte am Ende einiger Altersreihen sind auf eine kleine Zahl von Beobachtungen berechnet, und es kommt daher zuweilen vor, dass sie von dem regelrechten Aufsteigen der anderen Gewichte abweichen.

Tabelle 5a.

Gewichte der Kinder in St. Louis, nach den Schulklassen geordnet.

Alter	Geschlecht	Zahl der Beobachtungen	Maass	Mittlere Gewichte, nach den Schulklassen geordnet										Mittel-Gewicht ohne Rücksichtnahme auf die Schulklassen
				Kindergarten	I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	High School	
Sechs	Knaben	**707**	Kilogramm	**19,78**	**20,56**	—	—	—	—	—	—	—	—	**19,85**
	Mädchen	798	"	18,90	20,46	—	—	—	—	—	—	—	—	18,99
Sieben	Knaben	**1814**	"	**20,68**	**22,02**	**23,61**	—	—	—	—	—	—	—	**21,66**
	Mädchen	1714	"	19,92	21,23	22,64	—	—	—	—	—	—	—	20,81
Acht	Knaben	**2188**	"	**21,70**	**23,52**	**24,70**	**25,88**	—	—	—	—	—	—	**23,87**
	Mädchen	2147	"	21,11	22,51	23,65	24,13	—	—	—	—	—	—	22,85
Neun	Knaben	**2188**	"	—	**25,38**	**26,20**	**27,10**	**28,03**	—	—	—	—	—	**26,22**
	Mädchen	2055	"	—	23,86	25,17	25,96	27,24	—	—	—	—	—	25,04
Zehn	Knaben	**2064**	"	—	**27,33**	**27,74**	**29,06**	**29,46**	—	—	—	—	—	**28,36**
	Mädchen	1947	"	—	25,88	27,05	27,76	27,98	—	—	—	—	—	27,45
Elf	Knaben	**1644**	"	—	**28,83**	**29,74**	**30,92**	**31,43**	**32,41**	**33,29**	—	—	—	**31,08**
	Mädchen	1708	"	—	30,12	28,58	29,74	30,31	30,93	—	—	—	—	29,80
Zwölf	Knaben	**1242**	"	—	**31,78**	**31,55**	**32,78**	**33,53**	**33,91**	**35,05**	**34,73**	—	—	**33,41**
	Mädchen	1676	"	—	32,57	31,69	32,46	33,02	34,11	34,47	35,64	—	—	33,25
Dreizehn	Knaben	**946**	"	—	—	**33,73**	**34,50**	**35,61**	**36,73**	**37,27**	**37,91**	**37,23**	—	**36,25**
	Mädchen	1343	"	—	—	36,09	34,73	37,19	37,58	39,47	39,78	40,18	—	38,00
Vierzehn	Knaben	**498**	"	—	—	—	**36,77**	**38,14**	**39,87**	**39,59**	**42,51**	**44,27**	**39,27**	**39,98**
	Mädchen	1082	"	—	—	—	41,09	39,57	42,07	42,97	43,65	44,95	46,82	42,65
Fünfzehn	Knaben	**203**	"	—	—	—	—	**40,41**	**43,28**	**45,02**	**47,89**	**47,74**	**47,71**	**45,49**
	Mädchen	690	"	—	—	—	—	44,72	45,83	45,32	47,22	47,48	47,74	46,85
Sechszehn	Knaben	**71**	"	—	—	—	—	—	—	**51,98**	**47,22**	**51,76**	**55,84**	**51,83**
	Mädchen	420	"	—	—	—	—	—	—	49,09	48,75	49,69	51,56	49,96
Siebzehn	Mädchen	230	"	—	—	—	—	—	—	—	—	50,39	52,66	52,52

Tabelle 5b.

Alter		Gewichte[1]) der Knaben in St. Louis, nach den Schulklassen geordnet											Mittel der ganzen Zahl
		Maass	Kindergarten	I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	High School	
Sechs	Gewichte	Kilogramm	**19,78**	**20,56**	—	—	—	—	—	—	—	—	**19,85**
	Beobachtungen	. . . . . .	622	76	—	—	—	—	—	—	—	—	707
Sieben	Gewichte	Kilogramm	**20,68**	**22,02**	**23,61**	—	—	—	—	—	—	—	**21,66**
	Beobachtungen	. . . . . .	534	1205	59	—	—	—	—	—	—	—	1814
Acht	Gewichte	Kilogramm	**21,70**	**23,52**	**24,70**	**25,88**	—	—	—	—	—	—	**23,87**
	Beobachtungen	. . . . . .	28	1497	622	24	—	—	—	—	—	—	2188
Neun	Gewichte	Kilogramm	—	**25,38**	**26,20**	**27,10**	**28,03**	—	—	—	—	—	**26,22**
	Beobachtungen	. . . . . .	—	570	1195	357	44	—	—	—	—	—	2188
Zehn	Gewichte	Kilogramm	—	**27,33**	**27,74**	**29,06**	**29,46**	—	—	—	—	—	**28,36**
	Beobachtungen	. . . . . .	—	207	789	766	269	—	—	—	—	—	2064
Elf	Gewichte	Kilogramm	—	**28,83**	**29,74**	**30,92**	**31,43**	**32,41**	**33,29**	—	—	—	**31,08**
	Beobachtungen	. . . . . .	—	59	311	664	546	123	33	—	—	—	1644
Zwölf	Gewichte	Kilogramm	—	**31,78**	**31,55**	**32,78**	**33,53**	**33,91**	**35,05**	**34,73**	—	—	**33,41**
	Beobachtungen	. . . . . .	—	28	104	430	602	306	141	22	—	—	1242
Dreizehn	Gewichte	Kilogramm	—	—	**33,73**	**34,50**	**35,61**	**36,73**	**37,27**	**37,91**	**37,23**	—	**36,25**
	Beobachtungen	. . . . . .	—	—	38	149	352	336	229	78	34	—	946
Vierzehn	Gewichte	Kilogramm	—	—	—	**36,77**	**38,14**	**39,87**	**39,59**	**42,51**	**44,27**	**39,27**	**39,98**
	Beobachtungen	. . . . . .	—	—	—	46	184	194	242	143	88	25	498
Fünfzehn	Gewichte	Kilogramm	—	—	—	—	**40,41**	**43,28**	**45,02**	**47,89**	**47,74**	**47,71**	**45,49**
	Beobachtungen	. . . . . .	—	—	—	—	26	58	125	103	93	51	203
Sechszehn	Gewichte	Kilogramm	—	—	—	—	—	—	**51,98**	**47,22**	**51,76**	**55,84**	**51,83**
	Beobachtungen	. . . . . .	—	—	—	—	—	—	25	23	60	66	71

1) Die Gewichte sind fettgedruckt, die Zahl der Beobachtungen einfach.

Tabelle 5c.

Alter		Maass	Gewichte[1]) der Mädchen in St. Louis nach den Schulklassen geordnet: Kindergarten	I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	High School	Mittel der ganzen Zahl
Sechs . . .	Gewichte . . .	Kilogramm	**18,90**	**20,46**	—	—	—	—	—	—	—	—	**18,99**
	Beobachtungen	. . . .	711	71	—	—	—	—	—	—	—	—	798
Sieben . . .	Gewichte . . .	Kilogramm	**19,92**	**21,23**	**22,64**	—	—	—	—	—	—	—	**20,81**
	Beobachtungen	. . . .	599	1031	67	—	—	—	—	—	—	—	1714
Acht	Gewichte . . .	Kilogramm	**21,11**	**22,51**	**23,65**	**24,13**	—	—	—	—	—	—	**22,85**
	Beobachtungen	. . . .	35	1408	643	45	—	—	—	—	—	—	2147
Neun . . .	Gewichte . . .	Kilogramm	—	**23,86**	**25,17**	**25,96**	**27,24**	—	—	—	—	—	**25,04**
	Beobachtungen	. . . .	—	445	1175	365	48	—	—	—	—	—	2055
Zehn	Gewichte . . .	Kilogramm	—	**25,88**	**27,05**	**27,76**	**27,98**	—	—	—	—	—	**27,45**
	Beobachtungen	. . . .	—	128	739	798	235	—	—	—	—	—	1947
Elf	Gewichte . . .	Kilogramm	—	**30,12**	**28,58**	**29,74**	**30,31**	**30,93**	—	—	—	—	**29,80**
	Beobachtungen	. . . .	—	40	293	654	551	133	—	—	—	—	1708
Zwölf . . .	Gewichte . . .	Kilogramm	—	**32,57**	**31,69**	**32,46**	**33,02**	**34,11**	**34,47**	**35,64**	—	—	**33,25**
	Beobachtungen	. . . .	—	21	116	351	657	347	139	27	—	—	1676
Dreizehn . .	Gewichte . . .	Kilogramm	—	—	**36,09**	**34,73**	**37,19**	**37,58**	**39,47**	**39,78**	**40,18**	—	**38,00**
	Beobachtungen	. . . .	—	—	41	129	263	328	301	121	37	—	1343
Vierzehn . .	Gewichte . . .	Kilogramm	—	—	—	**41,09**	**39,57**	**42,07**	**42,97**	**43,65**	**44,95**	**46,82**	**42,65**
	Beobachtungen	. . . .	—	—	—	55	147	230	289	190	100	39	1082
Fünfzehn . .	Gewichte . . .	Kilogramm	—	—	—	—	**44,72**	**45,83**	**45,32**	**47,22**	**47,48**	**47,74**	**46,85**
	Beobachtungen	. . . .	—	—	—	—	37	69	161	146	153	109	690
Sechszehn .	Gewichte . . .	Kilogramm	—	—	—	—	—	—	**49,09**	**48,75**	**49,69**	**51,56**	**49,96**
	Beobachtungen	. . . .	—	—	—	—	—	—	45	59	104	188	420
Siebzehn . .	Gewichte . . .	Kilogramm	—	—	—	—	—	—	—	—	**50,39**	**52,66**	**52,52**
	Beobachtungen	. . . .	—	—	—	—	—	—	—	—	24	182	230

1) Die Gewichte sind fettgedruckt, die Zahl der Beobachtungen einfach.

Wenn erfolgreiche Schüler schwerer als weniger erfolgreiche sind, so ist es zugleich wahrscheinlich, dass Grösse, Brustumfang und andere Körperdimensionen denselben Gesetzen folgen. Eine Analyse der Maasse von Grösse, Brustumfang und Breite des Kopfes werden zeigen, dass diese Annahme sehr wohl begründet ist. 10jährige Knaben und 12jährige Mädchen mögen für diesen Zweck ausgewählt werden, da hier die Zahl der Beobachtungen eine grosse ist. Die Messungen der Grösse kann man in Tabelle 6 verfolgen.

Tabelle 6.

Durchschnittliche Grösse 10jähriger Knaben und 12jähriger Mädchen.

Schulklasse	Knaben		Mädchen	
	Zahl der Beobachtungen	Durchschnitt *cm*	Zahl der Beobachtungen	Durchschnitt *cm*
VII . . .	—	—	14	—
VI . . .	3	—	110	141,80
V . . .	11	—	227	140,57
IV . . .	185	131,99	395	139,77
III . . .	436	129,96	217	138,97
II . . .	440	128,78	73	135,93
I . . .	109	126,13	14	—

Der Brustumfang ist in Tabelle 7 dargestellt.

Tabelle 7.

Durchschnittlicher Brustumfang der 10jährigen Knaben bei tiefer Ausathmung.

Schulklasse	Durchschnitt *cm*	Zahl der Beobachtungen
VI . . .	—	3
V . . .	—	12
IV . . .	64,32	189
III . . .	63,81	462
II . . .	63,11	454
I . . .	62,62	115

Mittlerer Brustumfang der 12jährigen Mädchen bei tiefer Ausathmung.

Schulklasse	Mittelwerth *cm*	Zahl der Beobachtungen
VIII, VII, VI, V . .	67,89	337
IV	66,78	381
III, II, I	66,21	285

Es ist aus diesen Tabellen ersichtlich, dass die vorgeschrittenen Schüler grösser ind und grössere Brustkästen haben als die weniger vorgeschrittenen. Die körperiche Ueberlegenheit erstreckt sich auch auf die Dimensionen des Kopfes.

Tabelle 8.

Durchschnittliche Breite des Kopfes bei 10jährigen Knaben und 12jährigen Mädchen.

Schulklasse	Knaben		Mädchen	
	Zahl der Beobachtungen	Durchschnitt *mm*	Zahl der Beobachtungen	Durchschnitt *mm*
VIII . . .	—	—	4	—
VII . . .	—	—	10	—
VI . . .	—	—	89	147,64
V . . .	21	—	217	145,50
IV . . .	170	147,21	343	144,94
III . . .	397	146,48	193	144,77
II . . .	408	146,73	68	143,68
I . . .	92	145,86	11	—

Diese mannichfaltigen Tabellen, welche so klar zeigen, dass geistige Arbeitsleistung im Durchschnitt in directer Beziehung zur körperlichen Entwickelung steht, sind aus Massen von Schulkindern jeder Klasse der amerikanischen Bevölkerung zusammengestellt. Es ist bekannt, dass die Kinder der besser situirten Stände im Durchschnitt besser körperlich entwickelt, d. h. grösser, schwerer u. s. w. sind, als die Kinder der ärmeren Schichten. Es ist ebenso wahr, dass das Kind armer Eltern oft wenig Zeit zum Lernen ausser den Schulstunden hat, da es im jugendlichen Alter schon in den Kampf um das tägliche Brot mit hineingezogen wird, und dass es eher Krankheiten ausgesetzt ist und so eher die Schule versäumen muss, als das Kind reicher Eltern.

Diese Thatsachen möchten vielleicht den Gedanken aufkommen lassen, dass das Material, mit dem wir uns hier beschäftigen, nicht genügend gleichartig für unseren gegenwärtigen Zweck sei. Es gehört aber nur etwas Nachdenken dazu, um zu erkennen, dass ein Unterschied in der socialen Lage der Schüler die Wahrheit unserer Behauptung: dass vorgeschrittene Schüler körperlich den weniger leistenden überlegen sind, nicht beeinträchtigen kann, obwohl jener Grund ein wichtiger Factor für die Ursache der Ueberlegenheit sein mag. Ja, man kann sogar beweisen, dass das Material gleichartiger ist, als man von vornherein vermuthen sollte, und dass die körperliche Ueberlegenheit der vorgeschrittenen ebenso bei Kindern aus einem und demselben Stande zum Ausdruck kommt, z. B. ebenso bei Kindern von Handwerkern, wie bei denen studirter Leute.

Unter 1662 Väter, deren Kinder die „Public Schools" besuchten, fanden sich:

1. in wissenschaftlichem Berufe (liberal professions) 57
2. grössere Geschäftsleute (höchstens) 200
3. kleinere Kaufleute und Bureau-Beamte oder dgl. (mindestens) 416
4. Handwerker 929
5. Arbeiter 60

So fanden sich also von Arbeitern nur 3,6 pCt., dagegen aus wissenschaftlichen Kreisen und von Gross-Kaufleuten 15 pCt.; der Einfluss der ersteren auf die

statistischen Ergebnisse ist also sehr gering und der der oberen Klassen (I, II zusammen von nur geringem Betrage.

Wenn man die Mittelwerthe für die Gewichte der Kinder aus wissenschaft lichen und Handels-Kreisen (1. und 2.) vergleicht mit denen aus Handwerkerkreise (Zimmerleuten u. s. w.), wie es in Tabelle 9 geschieht, so kann man keinen Unter schied von Bedeutung erkennen bis zum 11. Jahre. In diesem Alter und währen der übrigen Periode des Wachsthums lassen die Töchter der oberen Klassen ein entschiedene Zunahme des Gewichts gegenüber den Handwerkertöchtern erkennen

Tabelle 9.

Eine Vergleichung der Mittelgewichte der Töchter der wissenschaft lichen und Handelskreise mit denen der Handwerkertöchter.

Alter	Wissenschaftliche und Handelskreise		Handwerker	
	Zahl der Beobachtungen	Mittel kg	Mittel kg	Zahl der Beobachtungen
6	74	19,52	18,95	237
7	148	20,62	20,73	604
8	170	22,99	22,88	723
9	152	25,47	25,10	688
10	168	27,60	27,46	651
11	173	30,62	29,46	569
12	153	33,85	32,27	556
13	160	39,04	37,06	402
14	140	43,58	41,67	251
15	112	47,22	45,42	145
16	87	49,96	49,04	52
17	46	53,57	50,87	24
18	44	52,66	—	—

Es ist schon dargelegt worden, dass der Einfluss der Arbeiter, d. h. unterster Gesellschaftsklasse, auf das vorliegende Matcrial von sehr geringer Bedeutung ist Schliesst man diese Klassc aus, so kann man den Rcst der Kinder ohne grosser Fehler in die zwei Klassen theilen, die sich in Tabelle 9 finden: die wissenschaftliche und Handelsklassc, und die der Handwerker. Zeigen diese beiden Klassen denselben Mittelwerth für das Gcwicht vom 6. bis zum 11. Jahre einschliesslich, — und die obige Tabelle zeigt, dass dies in der That der Fall ist, — so folgt daraus dass das ganze Material physisch homogen, d. h. in körperlicher Hinsicht gleichartig, innerhalb dieser beiden Grenzen ist. Daher ist der aus Tabelle 5 sich klar crgebende Satz: „geistig vorgeschrittene Kinder sind schwerer als zurückgebliebene" richtig vom 6. bis zum 11. Jahre, ungeachtet der Unterschiede der socialen Stellung und, aller Wahrscheinlichkeit nach, überhaupt in keinem Alter crnstlich von derartigen Unterschieden beeinflusst. Und was hier richtig ist für das Gewicht, ist wahrscheinlich richtig auch für die Grösse, den Brustumfang und die anderen Maasse; denn man kann nicht annehmen, dass diese zwei grossen socialen Schichten dasselbe Gewicht (vom 6. bis 11. Jahre) hätten und einen Unterschied im Mittelwerthe der Grösse und des Brustumfanges zeigen sollten.

Ich habe schon darauf aufmerksam gemacht, dass die körperliche Ueberlegen-eit der vorgeschrittenen sich auch bei Kindern von Eltern derselben Gesellschafts-lasse erkennen lässt. Einen Beleg für diesen Satz geben Tabelle 10 und 11.

Tabelle 10.

Mittel-Gewichte (Kilogramm) von Arbeitertöchtern, nach Schulklassen vertheilt.

Alter		Schulklassen (Grades)							
		Kinder-garten	I	II	III	IV	V	VI	VII
ieben . . .	Gewicht[1]) . .	**33,36**	**34,76**	—	—	—	—	—	—
	Zahl der Beob.	137	187	—	—	—	—	—	—
cht	Gewicht . . .	—	**22,60**	**23,56**	—	—	—	—	—
	Zahl der Beob.	—	287	136	—	—	—	—	—
Ieun . . .	Gewicht . . .	—	**24,00**	**25,33**	**25,79**	—	—	—	—
	Zahl der Beob.	—	87	240	68	—	—	—	—
ehn	Gewicht . . .	—	—	**27,03**	**27,87**	**28,71**	—	—	—
	Zahl der Beob.	—	—	152	170	33	—	—	—
lf	Gewicht . . .	—	—	**27,97**	**29,22**	**30,11**	**29,74**	—	—
	Zahl der Beob.	—	—	49	135	116	27	—	—
wölf . . .	Gewicht . . .	—	—	—	**31,95**	**32,57**	**33,69**	**34,50**	—
	Zahl der Beob.	—	—	—	65	140	76	32	—
Dreizehn . .	Gewicht . . .	—	—	—	**34,16**	**36,32**	**33,66**	**39,16**	**40,18**
	Zahl der Beob.	—	—	—	32	78	69	56	27
Vierzehn . .	Gewicht . . .	—	—	—	—	**38,59**	**41,31**	**40,63**	—
	Zahl der Beob.	—	—	—	—	25	40	60	—

Tabelle 11.

Mittelgewichte der vorgeschrittenen und zurückgebliebenen Töchter studirter Leute.

Alter	zurückgebliebene			vorgeschrittene		
	Zahl der Beob.	Schulklassen	Mittel-gewichte *kg*		Schulklassen	Zahl der Beob.
7	50	Kindergarten, 10 pCt. I	20,29	20,81	90 pCt. I, II	50
8	53	„ , 97 „ I	22,13	23,75	3 „ I, II, III	53
9	54	I, 69 „ II	24,52	25,07	31 „ II, III, IV, V	54
10	58	I, II, 48 „ III	27,19	27,64	52 „ III, IV, V, VI	58
11	58	I, II, III, 28 „ IV	28,76	31,27	72 „ IV, V, VI, VII	58
12	50	I, II, III, 81 „ IV	33,65	34,05	19 „ IV, V, VI, VII	50
13	56	II, III, IV, 78 „ V	38,46	39,55	22 „ V, VI, VII, VIII	56

In der ersten Tabelle finden sich die Mittelwerthe für das Gewicht der Hand-werkertöchter (Zimmerleute, Schmiede u. s. w.), in der zweiten die der Töchter aus studirten Kreisen (Rechtsanwälte, Aerzte, Elektrotechniker, Chemiker u. s. w.). In ersterer ist die Eintheilung nach den Schulstufen getroffen, in letzterer sind die

1) Die Gewichte sind fettgedruckt.

Mädchen in zwei Gruppen getheilt, und einige Worte über die Art und Weise, i
der die Theilung geschah, sollen hier Platz finden. Man wird sich erinnern, da
gleichalterige Kinder in verschiedenen Klassen sich finden, wie z. B. im folgend
Falle:

Vertheilung 13jähriger Mädchen in den Schulklassen.

Schulklasse	Zahl der Beobachtungen
High School	6
VIII	37
VII	121
VI	300
V	331
IV	363
III	129
II	41
I	6

Wir beabsichtigen, diese Schülerinnen in zwei gleiche Gruppen zu theile
von denen die eine alle Schülerinnen von mehr als mittlerer Intelligenz (Erfolg i
der Schule), die andere solche von weniger als mittlerer Intelligenz enthalt
soll. Der mittlere Erfolg im Schulleben bei Mädchen dieses Alters wird angezei
durch den Mittelwerth innerhalb dieser neun Stufen. 50 pCt. der Gesammtzahl i
667. Addirt man die Beobachtungsreihe von oben nach unten zusammen, so e
reicht man 464 bei Klasse V. Wollte man die Mädchen dieser Klasse auch noc
hinzunehmen, so würde dies die Summe grösser als 50 pCt. der Gesammtzahl (133
machen. Der Mittelwerth liegt also innerhalb der Klasse V. Nun ist 464 von de
Mittelwerth 667 um 203, d. h. um 61 pCt. der Zahl 331 (Klasse V) entfernt. D
heisst: eine Linie, die man bei dem Mittelwerth für 13jährige Mädchen ziehe
würde, wird dieselben in zwei Gruppen theilen, deren eine aus High Schoo
VIII, VII, VI und 61 pCt. aus Klasse V bestehen würde, während die ande
39 pCt. aus Klasse V und die Klassen IV, III, II, I enthalten würde. Auf die
Art wird die Gesammtzahl in zwei Gruppen getheilt, gemäss dem Erfolge im Schu
leben, und der Erfolg im Schulleben ist, wie im späteren Leben, im Allgemein
ein guter Maassstab für die Intelligenz.

Die wirkliche Theilung der Schüler in diese zwei Klassen kann nicht ch
wirklich ausgeführt werden, als bis man die auf jedes Kilogramm in Klasse V en
fallende Anzahl von Beobachtungen mit 0,61 und 0,39 multiplicirt hat, und so zw
Zahlen-Columnen erhält, die bezüglich 61 pCt. und 39 pCt. der Beobachtungen f
diese Klasse enthalten. Erstere fügt man zur Zahl der Beobachtungen bei jede
(bezüglichen) Kilo in den Klassen VI, VII, VIII und High School, letztere en
sprechend zu denen der Klassen IV, III, II, I. Der Mittelwerth der einen Grupp
giebt dann das Gewicht des „mittleren vorgeschrittenen", und der Mittelwerth d
anderen das Gewicht des „mittleren zurückgebliebenen" Mädchens.

Auf diese Art und Weise geschah die Eintheilung der Töchter studirter Leu
und Kaufleute in die zwei Gruppen, die man in Tabelle 11 sehen kann.

Das Studium dieser Tabellen 10 und 11 kann nur den schon gemachten Schlus
bekräftigen: Erfolgreiche Schüler sind im Durchschnitt auch körperlich den mind
erfolgreichen überlegen.

III. Vergleich der Schnelligkeit des Wachsthums (jährlicher Zunahm des Gewichts) bei vorgeschrittenen und zurückgebliebenen Kindern

Das Material für den Vergleich der Schnelligkeit des Wachsthums (engl. Ra
of growth) bei vorgeschrittenen und zurückgebliebenen Kindern findet sich in d

Gewichten der Knaben und Mädchen, nach den Schulklassen geordnet. Die Eintheilung der Beobachtungen für jede Altersstufe in eine „vorgeschrittene" und eine „zurückgebliebene Gruppe" wurde nach der Methode vollzogen, die im vorigen Theile für die Theilung der Handwerkertöchter und der Töchter der höheren Klassen zur Bildung von Tabelle 11 angewandt wurde. Die mittleren Gewichte der „vorgeschrittenen" und „zurückgebliebenen Gruppe" für jedes Alter sind in Tabelle 12 und 13 eingetragen.

Tabelle 12.

Mittelgewichte der zurückgebliebenen und vorgeschrittenen Knaben.

Alter	zurückgebliebene Klassen (Grades)		Mittelgewichte kg		vorgeschrittene Klassen (Grades)
7	Kindergarten, 30 pCt.	I	21,20	22,08	70 pCt. I, II, III
8	„ , 71 „	I	23,42	24,29	29 „ I, II, III, IV
9	I, 44 „	II	25,48	26,62	56 „ II, III, IV, V
10	I, II, 4 „	III	27,67	29,08	96 „ III, IV, V, VI
11	I, II, 75 „	III	30,40	31,58	25 „ III, IV, V, VI
12	I, II, III, 55 „	IV	32,81	34,16	45 „ IV, V, VI, VII, H. S.
13	I, II, III, IV, 18 „	V	35,12	36,77	82 „ V, VI, VII, VIII
14	II, III, IV, V, 12 „	VI	38,90	41,12	88 „ VI, VII, VIII, H. S.
15	II, III, IV, V, VI, — „		43,03	47,79	— „ VII, VIII, H. S.
16	II, III, IV, V, VI, VII, 47 „	VIII	47,67	54,91	53 „ VIII, H. S.

Tabelle 13.

Mittelgewichte der zurückgebliebenen und vorgeschrittenen Mädchen.

Alter	zurückgebliebene Klassen (Grades)		Mittelgewichte kg		vorgeschrittene Klassen (Grades)
7	Kindergarten, 24 pCt.	I	20,29	21,32	76 pCt. I, II, III
8	„ , 73 „	I	22,48	23,24	27 „ I, II, III, IV
9	I, 49 „	II	24,66	25,54	51 „ II, III, IV
10	I, II, 12 „	III	26,99	27,85	88 „ III, IV, V, VI
11	I, II, 78 „	III	29,44	30,29	22 „ III, IV, V, VI, VII
12	I, II, III, 52 „	IV	32,64	33,86	48 „ IV, V, VI, VII, VIII
13	I, II, III, IV, 39 „	V	36,50	39,24	61 „ V, VI, VII, VIII, H. S.
14	II, III, IV, 31 „	VI	41,77	43,87	69 „ VI, VII, VIII, H. S.
15	II, III. IV, V, VI, 45 „	VII	45,41	47,46	55 „ VII, VIII, H. S.
16	IV, V, VI, VII, 80 „	VIII	49,21	51,44	20 „ VIII, H. S.

Was diese Tabellen besagen wollen, zeigt sich graphisch in Tafel II. Man sieht dort drei Paare von Curven. Die obersten sind die Curven für die Mittelgewichte von Knaben und Mädchen der vorgeschrittenen Gruppe, die untersten

die Mittelgewichte für Knaben und Mädchen der zurückgebliebenen Gruppe. Die mittlere Curve giebt die Mittelgewichte aller Beobachtungen ohne Rücksichtnahme auf die verschiedenen Schulklassen. In jedem Paar ist die Curve für die Gewichte der Mädchen eine unterbrochene Linie.

Tafel II.

Gewichtszunahme der Knaben und Mädchen in St. Louis.

Curve III vorgeschrittene.
„ II Mittel der ganzen Zahl.
„ I zurückgebliebene.

Knaben: ungebrochene Linien.
Mädchen: gebrochene Linien.

Kilogramm
I II III

III
II
I

Alter 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16

Die drei Linien der Knabengewichte laufen nicht genau parallel. Eine leichte Divergenz der Curven der zurückgebliebenen und der vorgeschrittenen tritt bei den älteren Knaben zu Tage. Dies möchte scheinbar andeuten, dass der Unterschied

im Gewicht zwischen beiden mit dem Alter derart zunimmt, dass vorgeschrittene Knaben scheinbar schneller wachsen, als zurückgebliebene. Vielleicht mögen diese Muthmaassungen in einem gewissen Grade richtig sein, allein die hier betrachteten Curven geben keinen sicheren Beweis für die Wahrheit derselben. Man muss nehmlich in Rechnung ziehen, dass die fragliche Divergenz sich kaum bemerkbar macht, bevor das Alter von 14—15 Jahren erreicht ist, oder Altersstufen, in denen die Zahl von Beobachtungen eine so geringe ist, dass sie die Möglichkeit eines Fehlers mit sich bringt. Keine derartige Divergenz tritt in dem Gewicht für Mädchen zu Tage, wo die Zahl der Beobachtungen in den Altersstufen 14, 15, 16 sehr viel grösser ist. Unter Berücksichtigung dieser Thatsache darf man zugeben: dass die Schnelligkeit des Wachsthums von vorgeschrittenen, wie von zurückgebliebenen Kindern dieselbe ist, in allen Altersstufen vom 7. bis zum 16. Lebensjahre (einschl.). Die vorliegenden Daten sind nicht hinreichend, um zu entscheiden, ob dieses Gesetz auch bei anderen Altersstufen der Periode des Wachsthums zutrifft.

Jede Knaben-Curve auf Tafel II ist charakterisirt durch ein allmähliches und beinahe gleichförmiges Ansteigen bis zum Alter von 13 Jahren. Hier beginnt eine Beschleunigung, die sich in einem schnelleren Ansteigen der Curve kundgiebt und die noch grösser wird bei 14 Jahren. Es ist dies ein Ausdruck der Veränderung, die unmittelbar vor der Pubertät eintritt. Eine ähnliche Beschleunigung ist bei den Mädchen erkennbar; aber sie tritt in einem früheren Lebensalter ein, indem die Curve ihr steileres Ansteigen schon bei 11 Jahren beginnt. Die Curven auf Tafel II sind nun direct über einander entworfen, so dass die Ordinaten für das Alter dieselben bei allen sechs Curven sind. Man kann daher leicht erkennen, ob die Periode des beschleunigten Wachsthums früher oder später bei den zurückgebliebenen gegenüber den vorgeschrittenen beginnt: sie beginnt zur gleichen Zeit. Das beschleunigte Wachsthum vor der Pubertät tritt im gleichen Alter bei vorgeschrittenen, wie bei zurückgebliebenen, ein.

Das Wachsthum der Knaben und Mädchen folgt parallelen Bahnen in den jüngeren Jahren. Sechsjährige Knaben sind schwerer, als sechsjährige Mädchen, und dieser Vorsprung wird mehrere Jahre hindurch beibehalten. Sobald aber der Unterschied der Geschlechter sich fühlbar macht, wechselt das Verhältniss zwischen den Gewichten. Die Knaben verlieren ihren Vorsprung und die Curve der Gewichte der Mädchen steigt über die ihre hinaus. Dieser Unterschied hält gegen 3 Jahre an, dann kreuzen sich die Curven ein zweites Mal, und der Jüngling ist wieder schwerer, als das junge Mädchen. In Tafel II kreuzen die Mädchen- und Knaben-Curven sich das erste Mal in demselben Alter bei zurückgebliebenen und vorgeschrittenen. Von der zweiten Kreuzung kann nicht die Rede sein, weil die Zahl der Beobachtungen hier zu klein ist, um sichere Schlüsse zu ermöglichen. Der Punkt in der Periode beschleunigten Wachsthums, wo Mädchen schwerer als Knaben werden, ist der gleiche für zurückgebliebene, wie für vorgeschrittene. —

Die im Verlaufe dieser Untersuchung aufgestellten Folgerungen beruhen auf der Basis der Mittel- und Durchschnittswerthe. Die Gesetze der individuellen Abweichungen von dem normalen Mittelwerth sind leider noch nicht bekannt. Jedoch kann auch ohne diese Kenntniss ein Schluss von grosser praktischer Bedeutung aus den hier aufgestellten Gesetzen gezogen werden:

„Kein Kind, dessen körperliche Entwickelung unter dem Durchschnittswerthe seines Alters bleibt, sollte in einer Klasse über dem

Durchschnitt seines Alters zugelassen werden, es sei denn nach einer ärztlichen Untersuchung, die es wahrscheinlich erscheinen lässt, dass die Kräfte des Kindes den Anforderungen gewachsen sind.“ —

Literatur.

Die einzigen Werke, in denen der Gegenstand dieser Abhandlung vom anthropometrischen Standpunkte behandelt wird, sind — soviel ich weiss — zwei russische Inaugural-Dissertationen, die mir beide unbekannt waren, bis ich die Bearbeitung meiner Messungen schon vollendet hatte.

N. A. Gratsianoff (Materialien zur Erforschung der physischen Entwickelung des Kindes- und Jünglingsalters mit Berücksichtigung der Vererbung und der Fortschritte in den Schularbeiten. Russ. Inaugural-Dissertation. St. Petersburg 1889) maass Grösse, Gewicht und Brustumfang der Schulkinder in Arzamas, einer kleinen Stadt im Gouvernement Novgorod. Unter seinen Schlussfolgerungen (S. 91) befinden sich folgende:

„5. Wie die Grösse, so sind auch das absolute und relative Gewicht und der absolute und relative Brustumfang unter gleichen Bedingungen der Heredität grösser bei Schülern, welche Fortschritte während der Schulzeit machen, als bei Schülern, die keine Fortschritte machen.

„6. Unter der Einwirkung der geistigen Beschäftigung fällt der Beginn der verstärkten Entwickelung des Organismus (Grösse, Gewicht, Brustumfang) bei Schülern, die Fortschritte machen, ein Jahr später, als bei solchen, die keine Fortschritte machen.“

Die Gesammtzahl der von Gratsianoff gemessenen Kinder war leider nur eine geringe (1460, s. Tabelle V, S. 32), und die Zahlen für jedes Alter waren oft zu klein für sichere statistische Schlüsse. Besonders ist weder die wahrscheinliche Abweichung, noch der wahrscheinliche Fehler des Mittelwerths gegeben. Ihm scheint aber vollauf das Recht der Priorität darauf zu gebühren, durch eine anthropometrische Methode die körperliche Ueberlegenheit der auf geistigem Gebiete erfolgreichen Kinder gezeigt zu haben.

Sack (Körperliche Entwickelung der Kinder in den Mittelschulen von Moskau 1892. Moskau. Russisch) arbeitet mit grösseren Zahlen: 4245 Knaben, die sich auf acht Schulstufen vertheilten; 2600 wurden zweimal gemessen. Sack bestätigt die Schlüsse Gratsianoff's in Bezug auf die bedeutendere Grösse und den weiteren Brustumfang der vorgeschrittenen Schüler. Er findet aber ein gleichmässiges Anwachsen dieser Dimensionen bei beiden Klassen. —

Hr. Rud. Virchow begrüsst die Mittheilungen des Hrn. Townsend Porter als einen sehr willkommenen Fortschritt in der Erforschung der Entwickelungsverhältnisse während des kindlichen Alters. Nach den grossen Anstrengungen, welche verschiedene, bewährte Forscher in America, so namentlich Dr. Arthur M'Donald und Dr. Franz Boas, auf die thatsächliche Erforschung der Schulverhältnisse richten, darf die Hoffnung gehegt werden, dass die gegenwärtige Bewegung dauernde Erfolge haben wird. In Deutschland hat der Vortrag, den Hr. Axel Key auf dem X. internationalen medicinischen Congress hielt und der mehr die somatische Seite der Frage betraf, den grössten Eindruck hervorgebracht. Trotzdem wird es noch anhaltender Arbeit bedürfen, um die Lehrer und die vorgesetzten Behörden zu einem thatkräftigen Eingreifen zu bestimmen. —

Hr. Möbius wünscht zu wissen, ob in St. Louis nur Kinder in die Untersuchung einbezogen sind, welche bei gleichem Alter dieselbe Schule besuchten, und ob der Schulbesuch ein regelmässiger war. —

Hr. Townsend Porter erklärt, dass die Frage des Schulbesuchs nicht be-
ıdelt worden ist. Im Uebrigen waren 40 Schulen mit 35 000 Schülern der Gegen-
ıd der Untersuchung. —

Hr. Möbius bemerkt, dass es scheine, als ob manche Mädchen erst spät in
Schulen eingetreten seien, z. B. im 12. oder 13. Jahre. —

Hr. Townsend Porter entgegnet, dass die Zahl solcher Kinder, im Ver-
tniss zur ganzen Zahl, sehr klein war und daher unberücksichtigt bleiben
ınte. —

Der Vorsitzende dankt dem Hrn. Vortragenden für den wichtigen und an-
ıenden Vortrag. —

(30) Im Anschlusse an den Vortrag des Hrn. Townsend Porter legt der
rsitzende folgenden, ihm zugegangenen Zeitungsabschnitt vor:

Public school children.

asurements now being made to determine their physical condition.

)r. Arthur Macdonald, the specialist, describes what he expects will be the result of the data which is now being secured. Information believed to be of value to parents.

There seems to be some doubt as to the utility of the measurements of
dren which have recently been commenced by the bureau of education and are
ıg carried on with the assistance of Superintendent Powell, Miss Stoneroad,
ectress of phycical culture, and the teachers of the public schools. In regard
he value and purpose of such physical measurements, Dr. Arthur Macdonald,
cialist in the bureau of education, said to a reporter of The Star:

„One of the general objects of recording the heights and weights &c., of pupils
he public schools is to determine the rate of growth of the human race under
conditions which Washington represents. If the growth of a race in their
ve land can be compared with the growth of the same race after emigration
our country, the effect of emigration and the adaptability of other nationalities
our surroundings can be studied; also a comparison of the physical condition
city schools and country schools may show what influence density of population
its conditions have. The effect of local hygienic conditions on the physique
growing children may be indicated. The rate of growth as between boys and
s of the same age and of all pupils of the same age in different grades may
determined. Thus, in regard to a boy of the same age, but in a higher grade
ı another, it may be ascertained how far he is above the average mentally,
whether he is so physically or not. The value of this average increases, of
rse; with the number of those measured.

Entirely new data.

„But in addition to these and other facts being gathered by the teachers at
sent, I am making some special measurements of the nervous system of the
ils. These have not been made before, except by a few university professors
n themselves or upon one or two of their students. But with children little or
ıing has been done. The instruments used are as follows:

„The æsthesiometer is an istrument like a pair of dividers, which determines
least sensibility to locality by having each pupil tell (closing the eyes) whether

he or she feels one or two points of the dividers. Those who can distinguish points when near together show acute sensibility to locality. This is tried on wrists of both hands. A second instrument is the dynamometer, which measu the strength of each hand. Another instrument is the baræsthesiometer, a re invention by Prof. Eulenburg of Berlin. This determines the least sense pressure that one can feel.

„The fourth instrument is kalled the thermoæsthesiometer, which consist two thermometers, one of which is heated just enough to feel warmer than other. They are both placed on the forearm and the pupil is asked to tell w the two thermometers feel the same, and when this occurs the difference betw the thermometers is recorded. Thus, the least sensibility to heat is obtai As no experiments of this nature have been made on any considerable numbe persons, and none on children, it is impossible to say at the outset what results will be. But it is a priori probable that any scientific results obtaine to the condition of the nervous system are of the greatest practical value, s they stand in the most intimate relation with the mental condition of the pup

Systems of physical culture.

„The importance of taking physical measurements of children in schools also in the fact that they may be considered as a test for systems of phys culture to judge of their results. As pupils are examined periodically to test t mental growth and improvement, it is just as necessary for their welfare that t physical condition and development be ascertained, so that progress may be ga in body as well as in mind. But there must be some standard by which we measure physical development and growth. This can only be ascertained by ta measurements of a large number of children of all school ages. Although physical conditions upon which the activity of mind depends are so complex so much is unknown, yet it can be said with almost a certainty that at those in which children grow rapidly there should be a corresponding reduction in amount of study required; and this should be done even if the pupil is men capable to do more, for no pupil should be developed in mind to the detri of bodily conditions. The bright scholar, whom parents are too often incline push, needs it the least, especially if his physical condition is inferior to mental. The saying that apples which ripen slowest last the longest is as as it is homely. The systematic collection, then, of phycical statistics in the pu schools will furnish valuable facts for the hygienist and the educator." —

Gleichzeitig ist eine recht zweckmässig eingerichtete Zählkarte mit folgen Inhalt eingetroffen:

Single set of observations.

1. Name, ...
2. School, ...
3. Grade, ...
4. Sex, ...
5. Age, ... yrs. . . . . mos. . . . .
6. Hight (without shoes), ...
7. Sitting hight, ...
8. Arm-reach, ...
9. Weight (in ordinary indoor clothes),
10. Horizontal circumference of head, . .
11. Bright, Dull or Average (in general),
12. Bright in (name studies), ...
13. Dull in (name studies), ...
14. Average in (name studies), ...
15. If abnormal or peculiar, name in wh way, ...
16. Is pupil unruly? . . . . . .
17. Is pupil sickly? . . . .
18. Nationality of father, . . of mother,
19. Occupation of parents, ...
20. Remarks, ...
21. Name of observer, ...

The hight is to be taken in an upright position without shoes, the feet being close the measuring rod.

The sitting hight is the vertical distance between the top of the head and the surface n which the individual is seated; this should be a level inflexible surface.

The arm-reach is the distance between the tips of the middle fingers, when the arms extended horizontally, the breast and arms being in contact with a wall.

Horizontal circumference of head is to be measured with tape-line in the plane of the brows.

If not convenient to remove shoes, the hight of heel can be measured, and subtracted m total hight. —

Ein anderes Zählblatt für Schulen:

1. Name, ...
2. Age, ... Sex, ...
3. Grade, ... School, . . .
4. Length of head, ...
5. Width of head, ...
6. Width betw. zyg. arches, . .
7. Width betw. extern. edges of orbits,
8. Dist. from chin to hair, ...
9. „ „ „ „ root of nose, . . .
10. „ „ „ „ base of nose, . . .
11. „ „ „ „ tragus, ...
12. Horiz. circum. of head, ...
13. Weight, ...
14. Height, ...
15. Sitting height, ...
16. Arm-reach, ...
17. Color of hair, . . . skiu, ...
18. „ „ eyes, . . . Pigmentation . .
19. Æsthesiometer, ...
20. Baræsthesiometer . . . . .
21. Dynamometer, ...
22. Thermoæsthesiometer, . .
23. Min. sensibility to elect. current, . .
24. „ „ „ pain, . . .
    a) from electricity, ...
    b) „ pressure, ...
25. Sphygmograph, ...
26. Plethysmograph, ...
27. Microcephalus, ...
28. Hydrocephalus, ... ,
29. Palate, ...
30. Bosses on cranium, ...
31. Cephalic asymmetry, ...
32. Aural asymmetry, ...
33. Epicanthis, ...
34. (unleserlich)
35. Bridge of nose, ...
36. Features, ...
37. Mouth, ...
38. Size, ...
39. General balance, ...
40. Expression, ...
41. Frontals overact, ...
42. Corrugation . . . .
43. Orbicularis oculi relaxed, . . .
44. Strabismus, ...
45. Nystagmus, ...
46. Eye movements, ...
47. Ptosis, ...
48. Head balance, ...
49. Hand balance, ...
50. Fingers, ...
51. Lordosis, ...
52. Kyphosis, ...
53. Scoliosis, ...
54. Speech, ...
55. Respense in action, ...
56. Mouth, ...
57. Smiling, ...
58. Other signs, ...
59. Nutrition, ...
60. Rachitism, ...
61. Epilepsy, ...
62. Pigmentation, ...
63. Psychologically, ...
64. Ethically, ...
65. Physically, ...
66. Pathologically, ...
67. Linguistic studies, ...
68. Natural science, ...
69. Drawing and mech. arts, . . .
70. Remarks, ...

(31) Eingegangene und erworbene Schriften und Geschenke:

1. Helmert, F. R., Die europäische Längengradmessung in 52° Breite von Greenwich bis Warschau. I. Heft. Berlin 1893. Gesch. d. Verf.
2. Mascke, C. H., Ueber die Bedeutungen der Sprachlaute und die Bildung der Wortbegriffe. Göttingen 1893. Gesch. d. Hrn. R. Virchow.
3. Die goldene Medaille R. Virchow's. Berlin. Gesch. d. Comités.

4. Zaborowski, M., Découverte de deux squelettes à Villejuif et à Thiai: Paris 1893. (Sep.-Abdr. C.-r. d. l'Acad. d. sciences.) Gesch. d. Verf.
5. de Hoyos Sainz, L., Técnica antropológica. Madrid 1893. Gesch. d. Ver
6. Bartels, M., Die Medicin der Naturvölker. Leipzig 1893. (IV. Lief.) Gesch. d. Verf.
7. Aston, W. G., Messrs. Hoffmann and Serrurier's Japanese Dictionary Leide 1893. (Sep.-Abdr. T'oung pao Archives.) Gesch. d. Hrn. Pro Schlegel.
8. Perrot, G. et Chipiez, Ch., Histoire de l'Art. Paris 1893. Tome VI 293—97. Liv. Angekauft.
9. de Mortillet, G., Anthropologie de la Haute-Savoie. Paris 1893. (Extr Bull. de la Soc. d'anthropol.) Gesch. d. Verf.
10. Kern, H., Over de godsdienstleer der Burjaten. Amsterdam 1893. (Sep.-Abdr a. d. Mededeel. K. Akad. v. Wetensch.) Gesch. d. Verf.
11. Jahres-Bericht des Museum Carolino-Augusteum zu Salzburg für 1892. Salzburg 1892. Gesch. d. Museums.
12. Nicolucci, G., Avanzi di animali fossili. o. O. 1891. (Estr. Rend. d. R Accad.)
13. Derselbe, Gli Ittiti o Kheta. Napoli 1892. (Estr. Atti d. Accad. Pontaniana.)
14. Derselbe, Brevi note sui monumenti megalitici di terra d'Otranto. Napoli 1893 (Estr. Atti d. Accad. Pontaniana.)
Nr. 12—14 Gesch. d. Verf.
15. Jentzsch, A., Bericht über die Verwaltung des Provinzial-Museums. Königsberg 1892. (Sep.-Abdr. a. d. Schrift. d. Physikal.-ökon. Gesellsch.) Gesch d. Verf.
16. Die Kgl. Observatorien f. Astrophys. Meteorol. u. Geod. b. Potsdam. Berlin 1890 Gesch. d. Hrn. R. Virchow.
17. ten Kate, H. F. C., Somatological observations on Indians of the Southwest o. O. 1890. (Sep.-Abdr. Journal of Am. Ethn. and Archaeol.) Gesch. Verf.
18. Arundel, J. T., The Phoenix group and other islands of the Pacific. o. O 1890. (Sep.-Abdr. New Zealand Herald.) Gesch. d. Hrn. Jagor.
19. Bastian, A., Die Verbleibs-Orte der abgeschiedenen Seele. Berlin 1893.
20. Derselbe, Ueber Methoden in der Ethnologie. Berlin 1893. (Sep.-Abdr. a Petermann's Mittheil.)
Nr. 19 u. 20 Gesch. d. Verf.
21. Lehmann, C. F., Das altbabylonische Maass- und Gewichtssystem. Leide 1893 (Sep.-Abdr. a. d. Actes du 8. Congr. Int. des Orientalistes.) Gesch. d Verf.

Sitzung vom 28. October 1893.

Vorsitzender: Hr. **R. Virchow.**

(1) Der stellvertretende Vorsitzende, Hr. Waldeyer, erbittet sich vor der Tagesordnung das Wort zu folgender Ansprache:

Meine Herren! Ich bitte Sie von Ihren Plätzen sich erheben zu wollen. Es gilt, unsern allverehrten I. Vorsitzenden, Hrn. Geh. Med.-Rath Prof. Dr. R. Virchow, zu feiern, der in diesen Tagen das seltene Fest des 50jährigen Doctor-Jubiläums begangen hat! Der Jubilar hat sich zwar an dem Gedenktage selbst uns entzogen, wohl mit der stillen Hoffnung, dass mit dem entschwundenen Tage auch das Gedenken daran sich schnell verwischen werde. Darin irrt er nun und wir bitten ihn, uns Mitgliedern derjenigen Gesellschaft, in der er wohl am liebsten weilt und thätig ist, die ihn seit so vielen Jahren an ihrer Spitze sieht und so hoch verehrt, verstatten zu wollen, ihm noch nachträglich die herzlichsten Glückwünsche darbringen zu dürfen.

Der Vorstand und Ausschuss der Gesellschaft haben eine Adresse an den Jubilar gerichtet, die ich ihm hiermit zu überreichen die Ehre habe, indem ich bitte, sie zuvor verlesen zu dürfen:

„Hochgeehrter Herr Jubilar! Die Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte rechnet es sich zu hoher Ehre an, an dem heutigen Tage, Ihrem „dies festus academicus“, in der Reihe der Glückwünschenden vertreten sein zu dürfen.

„Waren Sie es doch in erster Linie, welcher den wissenschaftlichen, akademischen Geist und Sinn in die deutsche anthropologische Forschung hineinbrachte und ihn als unser langjähriger Vorsitzender besonders in unserer Gesellschaft gepflegt und behütet hat. Ja, mit berechtigtem Stolze dürfen wir es sagen: Ihr wissenschaftliches Streben, Ihr bahnbrechender Einfluss hat auch auf das Studium der anthropologischen Fächer bei den anderen Nationen erheblich fördernd eingewirkt, wie neidlos von allen Seiten anerkannt wird. Wenn Sie auch erst in späterer Zeit Ihres Wirkens begonnen haben, einen grossen Theil Ihrer staunenswerthen Arbeitskraft für unsere Wissenschaft einzusetzen, so erkennen wir doch schon aus der 3. und letzten These, welche Sie Ihrer Inaugural-Dissertation anfügten: „Pomeraniae petrificata glacie primordiali (Agassiz) disjecta“, dass Sie bereits vor 50 Jahren Interesse an Fragen genommen haben, die verwandten Gebieten angehören. Wir nehmen Sie daher als den Unseren schon von dieser Zeit her mit grosser Freude und Befriedigung in Anspruch.

„Was aber unsere Freude am meisten erregt und besonders herzlich gestaltet, das ist die Wahrnehmung, dass Sie seit dem denkwürdigen Feste des 13. October 1891, an welchem Tage wir Ihren 70. Geburtstag feierten, wie verjüngt und mit neuen Kräften ausgerüstet vor uns stehen und Allen voran gearbeitet haben. Zeugniss dessen ist jede Sitzung unserer Gesellschaft, jedes Heft unserer Zeitschrift und

jenes prächtige Werk, mit dem Sie noch jüngst das Andenken an Christoph Columbus so würdig ehrten: die „Crania ethnica americana!“

„So sind wir dessen gewiss, dass auch der 50. Geburtstag der erlangten medicinischen Doktorwürde für Sie, hochverehrter Jubilar, nur den Beginn einer neuen Aera wissenschaftlicher Arbeit, frischen Schaffens und neuer Erfolge bedeutet, in der Sie auch uns unentwegt treu bleiben werden, wie wir Ihnen.

„In dieser Gewissheit rufen wir Ihnen aus vollem Herzen heute unsere aufrichtigsten und herzlichsten Glückwünsche zu!“

Berlin, den 21. October 1893.

Die Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Vorstand: E. Beyrich, W. Waldeyer, Wilhelm Ritter, A. Voss, O. Olshausen, M. Bartels.

Ausschuss: A. Bastian, W. Schwartz, E. Friedel, W. Joest, Lissauer, K. Möbius, Deegen, Steinthal, Karl von den Steinen.

Nunmehr, meine Herren, bitte ich Sie, mit mir einzustimmen in den Ruf: Unser allverehrter I. Vorsitzender Dr. Rudolf Virchow lebe hoch! hoch! hoch! —

Hr. Rud. Virchow:

Meine theuren Freunde und Genossen in der anthropologischen Forschung!

Es ist erst wenige Jahre her, seitdem Sie bei einer anderen Gelegenheit mir durch die Verleihung einer ganz ungewöhnlichen Ehrenstellung bewiesen haben, dass wir nicht bloss äusserlich durch wissenschaftliche Arbeit verbunden sind, sondern auch innerlich durch Bande der Freundschaft, welche auf dem Gefühl eines gleichartigen, uneigennützigen Strebens nach einem idealen Ziele beruhen. Damals hatte ich mich, gedrängt durch eine Verbindung meiner ältesten Freunde, einer grossen Feier nicht entziehen wollen. Jetzt schien es mir, dass des Guten genug gethan sei und dass eine Wiederholung festlicher Veranstaltungen fast „eine Versuchung der Götter“ sein würde. Zu meiner Freude stiess ich überall, wo ich meine Absicht aussprach, den 50. Jahrestag meiner Doktor-Promotion (21. October) fern von Berlin in der Stille zu begehen, auf die gleiche Auffassung. Und so durfte ich mich der Erwartung hingeben, dass auch diese Gesellschaft, deren Sitzung, im Einverständnisse mit meinen Collegen im Vorstande, möglichst weit hinausgerückt wurde, nach den langen Ferien in gewohnter, einfacher Weise ihre Thätigkeit wieder aufnehmen würde.

Aber Sie verstehen sich auf Ueberraschungen. Wie soll ich Ihnen die widersprechenden Empfindungen schildern, welche mich erfüllen bei einem solchen Empfange! Ich muss mich ja fügen, da ich nichts mehr zur Abwehr thun kann. Und ich darf es in diesem Kreise ja auch sagen, dass ich mich gern füge, zumal nachdem ich gehört habe, wie einer meiner bewährtesten Freunde und zugleich einer der competentesten Kenner unserer Wissenschaft die Gedanken erläutert hat, welche Sie der heutigen Kundgebung beilegen. Er hat es in einer Weise gethan, welche mich ebenso sehr erhebt, als rührt, und ich danke ihm und Ihnen von ganzem Herzen dafür.

Dass die anthropologische Forschung seit der Zeit, wo ich mit manchem von Ihnen an die Gründung unserer Gesellschaft heranging, eine andere und zwar eine wirklich wissenschaftliche Gestalt angenommen hat, das hat mir auch der grosse Verband, der sich die „deutsche Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“ nennt, bezeugen wollen. Verführt durch Ihren Vorgang, hat er mir zu der Stellung des Vorsitzenden für dieses Jahr auch noch den Titel des Ehren-Präsidenten übertragen, gewissermaassen zur Vorfeier der nächsten General-Versammlung, die im

kommenden Sommer zur Erinnerung an den vor 25 Jahren von der Naturforscher-Versammlung zu Innsbruck ergangenen Aufruf zur Gründung anthropologischer Gesellschaften an derselben Stelle abgehalten werden soll. Bei dieser Veranlassung wird auch Gelegenheit geboten sein, Umschau zu halten über unseren Antheil an den Fortschritten des anthropologischen Gesammtwissens.

Heute darf ich mich auf ein Paar persönliche Bemerkungen beschränken.

Hr. Waldeyer ist in seiner Ansprache mit der Gründlichkeit der Analyse, die wir an ihm kennen, bis zu den Thesen zurückgegangen, welche ich bei meiner Promotion als Doktor der Medicin und Chirurgie vertheidigen zu wollen angekündigt hatte. Die von ihm angezogene letzte, die über die Eiszeit in Pommern, stand mit dem sonstigen Vorgange in einem ebenso losen Zusammenhange, wie die erste, welche lautet: „Nisi qui liberalibus rebus favent, veram medicinae indolem non cognoscunt." Aber beide lassen einigermaassen erkennen, dass die Grundzüge meines Wesens damals schon festgestellt waren. Denn ich darf diese Thesen auch jetzt noch vertheidigen. Die kleine Abhandlung, in der ich die Anwendung der damals eben erst aufgestellten Gletschertheorie von Agassiz auf meine heimische Provinz versuchte, war schon geschrieben; sie ist Manuskript geblieben, aber ich habe das Vergnügen gehabt, in dieser Gesellschaft den Gedanken von Neuem aufzunehmen und etwas zu seinem Siege beitragen zu können. In der Medicin bin ich so weit gekommen, dass ich mit einiger Befriedigung auf meine Vergangenheit zurückblicken kann. Auch unsere grosse medicinische Gesellschaft hat es sich nicht nehmen lassen, mir bei der jetzigen Gelegenheit, unter besonderer Berufung auf Ihren Vorgang, das Diplom eines Ehren-Präsidenten zu überreichen. Aber ich darf hinzufügen, dass, obwohl ich durch mein ganzes Leben die Probe dafür abgelegt zu haben glaube, dass es möglich ist, neben einander Politik und Medicin zu treiben, ich doch unverbrüchlich daran festgehalten habe, der Wissenschaft ihre volle Unabhängigkeit von der Politik zu wahren.

Woran mir gelegen war, das war und ist die volle Harmonie der individuellen Entwicklung. Sie tritt bei uns Gelehrten nicht so sehr hervor in der Grösse der eigenen wissenschaftlichen Leistung, als vielmehr in der Art, wie der Einzelne seine Stellung unter den Collegen und unter den Menschen überhaupt gestaltet. Eine liberale Grundstimmung erleichtert die Anerkennung des fremden Verdienstes, auf welcher die Unbefangenheit der allgemeinen Schlussfolgerungen beruht, und ebenso auch die Schätzung der kleineren Mitarbeiter, deren Hülfe in der Collektivarbeit der naturwissenschaftlich arbeitenden Disciplinen nicht entbehrt werden kann. Sie führt im Grossen zu jener Toleranz, welche neben den schärfsten Gegensätzen der Ueberzeugungen bestehen kann, in kleineren Verhältnissen aber zu der Collegialität, welche das Zusammenwirken von Menschen ganz verschiedener Ueberzeugung in derselben Genossenschaft ermöglicht. Sollten Sie finden, dass ich etwas dazu geholfen habe, dass in unserer Gesellschaft Toleranz und Collegialität neben grösster Strenge in der Methode und in den Zielpunkten ausgebildet worden sind, so bitte ich, mir die Hoffnung gestatten zu wollen, dass diese Eigenschaften auch über die Zeit meines Wirkens hinaus in der Gesellschaft herrschend bleiben werden. Möge die Erinnerung an mich stets verbunden bleiben mit dem Streben, alle activen Kräfte zu energischer Cooperation zusammenzuhalten! Möge unsere Gesellschaft nicht aufhören, einer der Heerde der fortschreitenden Culturentwicklung zu sein! —

(2) Der Vorsitzende unserer Schwestergesellschaft, der für Volkskunde, Hr. Weinhold, zur Zeit Rektor der Universität, feierte am 26. d. M. in voller Rüstig-

keit seinen 70jährigen Geburtstag. Unser Vorsitzender überbrachte ihm unsere Glückwünsche. —

(3) Zum ersten Male begrüssen wir an diesem Abende, heimgekehrt aus dem fernen Osten, zwei unserer Mitglieder, Hrn. F. Jagor, der trotz seines Alters und seines Malum coxae senile eine mehr als zweijährige Reise um die Welt in bewunderungswürdiger Frische überstanden hat, und Hrn. A. Bässler, der neue Theile der malayischen Inselwelt durchforscht hat.

Der Vorsitzende beglückwünscht beide werthen Mitglieder Namens der Gesellschaft. —

(4) Während der Ferien hat die Gesellschaft mehrere liebe Mitglieder verloren:

Das langjährige Mitglied, Hr. Henry Lange, der verdiente Geograph, ist einem längeren Leiden unterlegen. —

Hr. Prof. Pander, der, nachdem er unserem Museum eine der werthvollsten Sammlungen chinesischer Cultusgegenstände zugeführt und uns sehr lehrreiche Vorträge darüber gehalten hatte, nach China zurückgegangen war, hatte dort, gerade in Folge seiner Beziehungen zu uns, Misstrauen erregt und war, nach mancherlei Zwischenfällen, nach Europa und in seine livländische Heimath zurückgekommen. Zu unserem grossen Bedauern ist er vor Kurzem dahingeschieden. —

Hr. C. Leemans, der viele Jahre hindurch dem Reichsmuseum der Alterthümer vorgestanden hat, ist in Leiden gestorben. Er war seit 1882 correspondirendes Mitglied unserer Gesellschaft und einer der gelehrtesten und zuverlässigsten Kenner sowohl des klassischen als des prähistorischen Materials. —

Endlich ist noch der Verlust des Dr. A. Sasse zu Zaandam mitzutheilen, der 61 Jahre alt am 7. d. M. sein arbeitsames Leben beendet hat. Er war der erste Niederländer, der die Craniologie seines Landes in grösserer Ausdehnung bearbeitet hat, insbesondere ein zuverlässiger Kenner der Bevölkerung der Westküste. Seine Liberalität ging so weit, dass er manche auswärtige Sammlung mit den werthvollsten Gaben ausgestattet hat. —

(5) Als neue Mitglieder werden angemeldet:

Hr. R. v. Stoltzenberg auf Luttmersen bei Neustadt am Rübenberge.
Fräulein Julie Schlemm in Berlin.
Hr. stud. med. Paul Bartels in Berlin.
„ Dr. med. Stuhlmann, z. Z. in Hamburg, im Begriff, nach Ost-Africa zurückzukehren.
„ Dieseldorff in Coban, Guatemala.
„ Direktor Dr. Kurt Weigelt in Berlin.

(6) Der Herr Unterrichts-Minister hat durch Erlass vom 31. August der Gesellschaft für das laufende Rechnungsjahr wiederum eine ausserordentliche Beihülfe in derselben Höhe, wie im Vorjahre, bewilligt.

Der Vorsitzende spricht Namens der Gesellschaft ehrerbietigen Dank aus, indem er hervorhebt, dass ohne eine solche Beihülfe die publicistischen Leistungen der Gesellschaft nicht würden ausgeführt werden können. —

(7) Unter dem Datum des 10. October war durch Hrn. Jentsch eine warme Einladung zu der auf den 15. October angesetzten Haupt-Versammlung der Nieder-

Lausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte, welche diesmal in Cottbus stattfinden sollte, erlassen worden. Der Vorsitzende, der selbst durch die am gleichen Tage stattfindende öffentliche Uebergabe des Rektorats der Universität abgehalten war, hat, soweit es sich thun liess, noch einzelne Mitglieder benachrichtigt, im Uebrigen aber die gebührende Entschuldigung ausgesprochen. —

(8) Von S. Francisco ist durch den General-Commissar der deutschen Abtheilung, Hrn. Herm. Hillger die Einladung und das Programm zu einer California Midwinter International Exposition eingegangen. Der Eingang lautet:

„Unter dem Titel „California Midwinter International Exposition“ wird in San Franciso am 1. Januar 1894 eine auf die Dauer von 6 Monaten berechnete Ausstellung eröffnet werden, die erste, welche jemals an der Küste des Stillen Ozeans veranstaltet wurde. Im Namen des Staates Californien ladet der gegenwärtige Gouverneur H. H. Markham die Industriellen und Künstler der ganzen Welt zur Theilnahme ein, und in gleicher Weise der Bürgermeister von San Francisco, L. R. Ellert, und ein aus den angesehensten Männern in Stadt und Land zusammengesetzter Vollziehungs-Ausschuss, an dessen Spitze Mr. M. H. de Young steht, heissen die Gäste auf das herzlichste willkommen.“

Es werden dann die Vorzüge des Platzes und des Landes geschildert. „Der Besucher der Winterausstellung wird die angenehme Ueberraschung erleben, dass die Eröffnung (am 1. Januar) in die Frühlingszeit fällt, welche der im November beginnenden Regenperiode folgt. Um Weihnachten ist die Temperatur milde und lau, und in den ersten Monaten des neuen Jahres steigt sie allmählich. Selbst im Juni überschreitet sie selten 33 Centigrad, und die in Chicago und New York übliche trockene Bruthitze ist dort ein unbekanntes Ding und die üblichen Gefahren eines Klimawechsels fallen hier ganz fort.“ Weiterhin heisst es: „San Francisco ist eine kosmopolitische Stadt. Die Deutschen, die Schweizer, die Italiener, die Engländer, die Franzosen sind alle vertreten, und besonders die Deutschen haben dort bedeutende Colonien, und alle bringen ihren Landsleuten nicht allein ein volles Herz entgegen, sondern sind auch bereit, ihnen durch praktische Beihülfe das Leben leicht und angenehm zu machen, zu welchem Zwecke mehrere der dortigen Consulate besondere Ausschüsse ernannt haben.“

Aus dem Programm ist zu erwähnen, dass in dem Department C eine besondere Abtheilung für „Ethnology, Archaeology, Progress of Labor and Invention“ aufgeführt wird. Unter den 17 Gruppen dieser Abtheilung befinden sich

Group 141. Views, plans and models of pre-historic architectural monuments and habitations.
„ 142. Furniture and clothing of aboriginal, uncivilized and but partly civilized races.
„ 143. Implements of war and the chase.
„ 144. Tools and implements of industrial operations.
„ 145. Athletic exercises, games.
„ 146. Objects of spiritual significance and veneration: representation of deities — appliances of worship.
„ 147. Models and representations of ancient vessels, particularly of the period of the discovery of America.
„ 150. Models and representations of ancient buildings, cities or monuments of the historic period anterior to the discovery of America.

Group 151. Models and representations of habitations and dwellings built since the discovery of America.
„ 156. The North American Indian.

Für etwaige Theilnehmer an der Ausstellung oder der Versammlung liegen Exemplare der Einladung und des Programms im Bureau der Gesellschaft zur Kenntnissnahme aus. —

(9) Die General-Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft hat unter reger Betheiligung, auch von Berliner Mitgliedern, am 7. bis 9. August in Hannover stattgefunden. Der stenographische Bericht befindet sich schon im Druck und wird den Mitgliedern demnächst zugehen.

Der Vorsitzende kann noch einmal den besonderen Dank für die sehr freundliche Aufnahme, an welcher sich sowohl Vertreter der Staats-Regierung und der Provinzial-Verwaltung, als auch Mitglieder der städtischen Verwaltung und der ärztlichen und künstlerischen Vereine betheiligten, aussprechen. Durch die zum grösseren Theil vollendete Neuordnung der Sammlung war der Einblick in die reichen Schätze derselben, namentlich auch in die neu erworbenen Funde, sehr erleichtert. Der für Sonntag, den 6. August, projectirte Ausflug nach der Heisterburg, der zugleich Gelegenheit bot, die Vorzüge des Schwefelbades Nenndorf und die Eigenthümlichkeiten der dortigen Bevölkerung kennen zu lernen, hat allen Mitgliedern die angenehmsten Eindrücke hinterlassen. Leider war es nicht möglich, zu einem sicheren Urtheile über das Alter und den Zweck der grossen Wallanlagen auf der Heisterburg zu gelangen, vielmehr trat überall der Wunsch hervor, dem auch hier Ausdruck gegeben sein möge, dass durch weitere systematische Aufgrabungen im grösseren Styl die vielen Fragen, welche sich an die weit verzweigten Befestigungen knüpfen, aufgeklärt werden möchten.

Die Vorversammlung am 9. August in Göttingen gab den Mitgliedern die höchst erwünschte Gelegenheit, unter persönlicher Leitung des Direktors, des Prof. Fr. Merkel, die Schätze der Blumenbach'schen Schädel-Sammlung, welche durch neue Erwerbungen fortwährend vermehrt wird, kennen zu lernen. Auch hier wurde uns durch einen ausgewählten Kreis von Freunden unserer Arbeiten ein festlicher Empfang bereitet.

Der Direktor des Provinzial-Museums in Hannover hat inzwischen für die Bibliothek unserer Gesellschaft im Auftrage des Landes-Direktoriums der Provinz ein Exemplar des Werkes des verstorbenen Studienraths Müller: „Vor- und frühgeschichtliche Alterthümer der Provinz Hannover“ übersendet. —

(10) Hr. Rud. Virchow zeigt, im Anschlusse daran, das Bild eines

wilden Mannes.

Das Original befindet sich in dem Besitze der Blumenbach'schen Sammlung. Hr. Merkel hat die Freundlichkeit gehabt, es mir zugänglich zu machen. Eine verkleinerte Copie nebenstehend.

Peter the wild boy
as he appeared in the year 1782, when this Portrait was printed.

This extraordinary Person was found in the Woods near Hanover and brought to England by King George the First, and was then supposed to be about 11 Years old, and he is now living near Berkhampstead in Herts, upwards of Eighty Years of Age. He could never be brought to show any sign of reason or

understanding, he is very harmless and inoffensive, and so much pleased and affected by sprightly Music, that he will express his pleasure by Dancing, Tumbling and many antic Gestures; when he was first caught he had a companion with him, seemingly about the same age, who though closely followed by the Horsemen was so swift of foot as to elude their pursuit and escape, and was never heard of since.

London. Published as the Act directs, March 1th 1784, by John Alefounder, No. 17 Bow Street, Covent Garden.

Die medaillonförmige Abbildung der (hier nicht vollständig wiedergegebenen) Büste trägt am unteren Umfange die Bezeichnungen: (links) Alefounder Pinzit; (rechts) F. Bartolozzi Sculpt. —

(11) Das correspondirende Mitglied, Hr. Edm. v. Fellenberg übersendet aus Bern, 11. October, unter mehreren kleineren Schriften seine grosse Arbeit:

Geologische Beschreibung des westlichen Theils des Aarmassivs.

Der Vorsitzende legt die bedeutende Schrift mit den dazu gehörigen kartographischen Darstellungen vor und spricht den warmen Dank der Gesellschaft aus. Wie der Verf. in seiner Zuschrift bemerke, dass diese Arbeit die schönsten Jahre seines Lebens in Anspruch genommen hat und dass sich an sie seine schönsten Erinnerungen knüpfen, so werde sicherlich auch die gelehrte Welt auf dieselbe als auf eines der schönsten Zeugnisse der Leistungsfähigkeit der jetzigen Generation zurückblicken. —

(12) Der Ingenieur-Architekt Hr. Ant. Zannoni in Bologna übersendet eine Abonnements-Einladung auf sein neues Werk: Arcaiche abitazioni in Bologna. Er kündigt darin an, dass es ihm gelungen sei, nunmehr den Boden der Stadt Bologna selbst archäologisch zu erschliessen und die Reihenfolge der verschiedenen Bewohnungen von den Terramaricoli und den Stämmen der Villanova-Zeit bis zu den Etruskern und der Zeit von Felsina, den Galliern, den Römern und der Zeit von Bononia zu verfolgen. —

(13) Hr. Rud. Virchow zeigt ein

grosses Nephritbeil aus Cuba.

Hr. F. Jagor hat mir von seiner Reise Namens des Hrn. Dr. Montané in Havana ein prächtiges Geschenk mitgebracht: eines der grössten und schönsten

a. 1/2

b.

amerikanischen Nephritbeile. Dasselbe ist 19 *cm* lang und 538,2 *g* schwer. Seine Gestalt (*a*) ist länglich und abgeplattet keilförmig, an dem einen Ende zugespitzt, an dem anderen zu einer stark gewölbten, 5,2 *cm* im geraden Durchmesser messenden Schneide auf das Sauberste ausgearbeitet. In der Seitenansicht (*b*) erscheinen die obere und die untere Fläche ziemlich gleichmässig platt-gewölbt; nur verjüngt sich das zugespitzte Ende von der Stelle der grössten Dicke (2,5 *cm*) an ungleich früher. Die Ränder sind um das ganze Stück herum ziemlich fein, nur bald mehr, bald weniger zugeschärft oder schwach gerundet. Die Spitze ist durch einen etwas schiefen Querbruch (in der, übrigens geometrischen Zeichnung nicht dargestellt) getrennt, so dass man auch die innere Beschaffenheit des Minerals erblicken kann.

Im Uebrigen ist die Oberfläche fast ohne alle Verletzungen und Unebenheiten. Von der ursprünglichen Natur des wahrscheinlichen Geröllstückes ist nichts zu sehen. Die Politur ist vollkommen, so dass die Oberfläche ein sanftes, gleichmässiges Gefühl erzeugt. Die Farbe ist tiefdunkelgrün. Da Hr. Arzruni es übernommen hat, später die mineralogische Structur des Gesteins genauer zu untersuchen, so enthalte ich mich weiterer Beschreibung.

Nach der Aufzeichnung des Hrn. Jagor hat der gütige Geber auf der Ostspitze von Cuba eine grosse Anzahl kleiner Höhlen entdeckt und 160 von der Anzahl von wohl 400 untersucht. Der Boden derselben ist gewöhnlich mit Kalksinter bedeckt und in diesem liegen eingebettet Steinwaffen und anderes Steingeräth, Topfscherben und brachycephale Schädel. Eine ausführliche Beschreibung nebst zahlreichen Karten und Abbildungen soll noch in diesem Jahre erscheinen.

Meines Wissens ist dies das erste Stück der Art, welches von Cuba bekannt geworden ist. Es hat um so grössere Bedeutung, als zum ersten Male nicht ein gelegentlicher Einzelfund, sondern eine übersichtliche Sammlung von Resten der alten Bevölkerung gewonnen worden ist. Hoffentlich wird es nunmehr auch gelingen, die Zusammengehörigkeit dieser Bevölkerung mit anderen Aboriginern sowohl der Antillen, als der benachbarten Küstenstrecken festzustellen. Namentlich wird die so lange streitige Frage nach der Existenz von Cariben auf Cuba hier vielleicht eine endgültige Lösung finden.

Hr. Montané ist ein alter Schüler der Pariser anthropologischen Schule. Er wurde schon vor Jahren durch eine Bearbeitung der mikrocephalen Schädel aus der Sammlung Broca's bekannt (Zeitschr. f. Ethnol. 1874. VI. S. 354). Neuerlich war er mit Hrn. de Armas in einen lebhaften Streit darüber gerathen, ob ein von ihm beschriebener deformirter Schädel von Cuba als ein caribischer zu betrachten sei (Verhandl. 1886, S. 110). Ich habe seitdem die Frage von dem Zusammenhange der Deformation mit den Cariben ausführlich erörtert (Crania ethnica Americana, S. 18—19) und gezeigt, dass sowohl die Cariben, als die Igneris die Köpfe deformirten, dass also aus diesem Verhalten keine ethnischen Schlüsse gezogen werden dürfen. Im Ganzen war ich dafür, die ältesten Schädel auf den Antillen den Igneris zuzuschreiben. Das Auffinden von Nephritwerkzeugen könnte in diese Auffassung eine beträchtliche Ablenkung bringen, zumal da die Form der Keile mit denen von Venezuela eine grosse Aehnlichkeit darbietet.

Warten wir also die näheren Angaben des Hrn. Montané, der übrigens Hrn. Jagor gegenüber sich auch zur Uebersendung von Gypsabgüssen bereit erklärt hat, ab. Für jetzt beschränke ich mich darauf, zu erwähnen, dass schon Gosse den Fund eines grösseren Haufens männlicher und weiblicher Skelette in einer Höhle auf Cuba, nahe dem Cap Maisi, anführt (Crania etc. S. 18). —

(14) Hr. Arthur Bässler theilt d. d. Berlin, 26. October mit, dass er einen Kopf von Mallicollo und einen Schädel aus Tientsin mitgebracht habe. —

(15) Hr. A. Milchhöfer bespricht in einem Schreiben an Hrn. R. Virchow d. d. Münster i. Westf., 18. October, „als Illustration zum antiken Aberglauben“ eine

trojanische Thonscherbe.

In dem Sitzungsberichte der anthropologischen Gesellschaft (Verhandl. vom 21. November 1891, S. 812) haben Sie ein Gefässfragment aus Troja veröffentlicht, dessen Zeichnung Ihnen der Finder, Dr. H. Appleton aus London, auf Veranlassung Hrn. Calvert's zur Verfügung stellte[1]. Auf derselben (Fig. 1) sieht man, in offenbar eingeritzten Linien, einen kurzbekleideten Mann (nach links), der einen gewaltigen, vor ihm stehenden Löwen bei den oberen und unteren Spitzzähnen des geöffneten Rachens gepackt hält.

Fig. 1.

Sie, wie Hr. Calvert, haben bereits hervorgehoben, dass das Stück unter den trojanischen Funden vollkommen isolirt dasteht. Es ist überhaupt in mehr als einer Beziehung Unicum.

Am bequemsten läge ja die Annahme einer Fälschung. Aber äusserlich genommen (in der Persönlichkeit des Entdeckers, in seinem Bericht) fehlt jeder Anhalt dafür; andererseits wird gerade das Befremdliche des Gegenstandes unserer Erklärung den Weg bahnen.

Die bildliche Darstellung gehörte nicht etwa ursprünglich zum Schmuck eines vollständigen Gefässes, sondern war von vornherein lediglich auf die Scherbe gezeichnet. Ich weiss nicht, ob darüber ein Zweifel bestehen kann; jedenfalls ist es für meinen Zweck unerlässlich, diese Thatsache anerkannt zu wissen:

Nach Hrn. Appleton rührt das Fragment selber von einer flachen Schüssel (a plate) her, da sich auf der Rückseite noch der Fuss (the flat circular base) befindet (siehe Fig. 2). Zur Ausfüllung eines Rundes aber wäre die Gravirung, welche sich dann von der Mitte nach links hingezogen hätte, so wenig geeignet, wie möglich. Dagegen füllt sie recht gut das etwa rhombische Feld aus, wie es heute noch übrig ist; es wäre der seltsamste Zufall, wenn die Brüche fast genau um die Zeichnung herumgegangen wären; man beachte namentlich auch, wie das vorgestellte Löwenbein genau bis zur Scherbengrenze reicht, wie die Nackenlinie des Thieres dem oberen Rande parallel läuft und mit ihm recht unnatürlich ab-

1) Die Abbildung lässt nach der Angabe des Einsenders zu wünschen übrig, weshalb ich auf manche Einzelheiten nicht weiter eingehe.

fällt. Von dem Löwen ist freilich nur der vordere Theil vorhanden, aber es fragt sich, ob er bei solchen Dimensionen überhaupt vollständig ausgeführt war; es ist leichter, sich den Rest hinzuzudenken, als aus den gegebenen Ansatzlinien des Nackens und der Brust zu reconstruiren. Auf einer ächt volksmässig behandelten korinthischen Vasenmalerei bekämpft Perseus das Ungeheuer, welchem Andromeda preisgegeben werden sollte, mit Steinen; auch von diesem Thier ragt nur der riesige Kopf aus dem Bildrande heraus; das Uebrige hatte die Phantasie des Beschauers zu ergänzen. — Somit wird auch in unserem Falle vom linken Rande nachträglich vielleicht nur wenig abgesplittert sein, noch weniger am unteren und rechten Bruch, wo nur die eine Tatze des Löwen und ein Fuss des Mannes etwas unvollständig sind.

Fig. 2[1]).

Wie dem auch sei, ohne Zweifel haben wir es mit einer Scherbenzeichnung zu thun, die, kindlich in der Ausführung, und im Kampfschema abweichend von sonst bekannter griechischer wie orientalischer Typik, sich nicht als Leistung decorativer Gefässkunst, sondern als reines Gelegenheitsproduct zu erkennen giebt.

Man würde nun kaum auf den Gedanken kommen, dass demselben, abgesehen von der dilettantischen Versuchung zum „Bildern", noch ein besonderer Anlass zu Grunde liege, stände uns nicht zufällig gerade für diesen Gegenstand eine höchst merkwürdige Notiz zur Verfügung.

In den „Geoponica", einem erst in byzantinischer Zeit, doch aus den verschiedensten älteren Quellen geflossenen Sammelsurium von Angaben über den Ackerbau, von Bauernregeln u. s. w., lesen wir (Buch II, Cap. 42) Anweisungen darüber, wie das Unkraut „*ὀσπρολέων*" (etwa der „Gemüselöwe") aus den Feldern zu vertreiben sei. Als „zweckmässigstes" Mittel wird dabei empfohlen, auf fünf Scherben den löwenwürgenden Herakles zu zeichnen und dieselben an den vier Ecken, sowie in der Mitte des Ackers niederzulegen (*λαβὼν πέντε ὄστρακα ζωγράφησον ἐν αὐτοῖς ἀπὸ κριταρίου, ἢ ἀπὸ ἄλλου τινὸς λευκοῦ, τὸν Ἡρακλέα πνίγοντα λέοντα καὶ ἀπόθου ἐν ταῖς γωνίαις καὶ κατὰ μέσου*). Der naive Grundgedanke ist hinreichend klar und kehrt in den nächstfolgenden Rathschlägen wieder, z. B. einen Hahn, vor dem der Löwe bekanntlich Grauen empfinde, um das betreffende Gebiet herumzutragen oder den Samen mit seinem Blute zu besprengen.

---

1) Diese Abbildung ist auf Wunsch des Hrn. Milchhöfer noch nachträglich angefertigt. R. V.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass unser Recept auf einen wirklichen und anscheinend sehr alten Brauch zurückgeht. Von vornherein war somit die Möglichkeit gegeben, dass von solchen, jedesmal in der Fünfzahl verwendeten, Ostraka auch eines wieder zum Vorschein käme. Ich müsste es daher für den grösseren Zufall erklären, wenn jener in seiner Art einzige trojanische Fund und die genannte Vorschrift nichts mit einander zu thun haben sollten. Die Abweichungen sind lediglich secundärer Art. So erscheint die Zeichnung nicht aufgemalt, sondern eingeritzt; vielleicht waren indess die Umrisse einst mit Farbe ausgefüllt. Ferner verstand der biedere Landmann weder einen Herakles noch einen Ringkampf charakteristisch darzustellen, wenn nicht etwa von vornherein ein beliebiger „Löwenbesieger" genügte, für den dann Herakles erst im Laufe der Zeit eingetreten wäre.

Wiewohl unsere Zeichnung eine ganz ungeübte Hand verräth und sich in diesem Stadium Leistungen aus verschiedenen Zeiten und Regionen nahe berühren konnten, muss ich dem Scherbenbilde doch ein verhältnissmässig hohes Alter zusprechen. Aus „trojanischer" Zeit stammt es freilich nicht, wie das „mit der Hand polirte" Thonfragment selber, welches sich übrigens nach Hrn. Appleton's Angabe an einer Stelle fand, die von den Ausgrabungen unberührt war (das Stück wird also in längst vergangenen Zeiten einmal an die Oberfläche gelangt sein). Aber die Figur und namentlich auch das Profil des Mannes, sowie sein Habitus erinnern an sehr frühe Thonmalereien derselben „laxen" Art, z. B. auf korinthischen Thontäfelchen. Nähere Analogien noch, besonders mit „frühattischen" Vasen, könnte man in der Bildung des Löwenkopfes, in der Spiralnase, dem hochliegenden Auge, der schematisch umschriebenen Mähne, sowie in den Tatzen finden. Die bestimmter oder unwillkürlicher nachgeahmten Vorbilder wären dann in gravirten Bronzearbeiten zu suchen. Jedenfalls wird auch unser Bild nicht jünger, aber auch nicht älter als das siebente vorchristliche Jahrhundert sein. Es ist nur ein neuer Beleg für die „Unsterblichkeit" des volksthümlichen Aberglaubens, wenn wir die Erklärung für dasselbe erst in den byzantinischen Geoponica finden.

Bezüglich des Fundortes, des Hügels Hissarlik, ergeben sich daraus schliesslich zwei, auch sonst naheliegende Voraussetzungen: dass derselbe nehmlich in jener Zeit, wenigstens theilweise, beackert wurde und dass ihn eine griechisch redende Bevölkerung inne hatte; denn jene Abwehrmaassregel hatte nur dann ihren Sinn, wenn der Feind des Landmannes eben „ἰσπρολέων" hiess. —

Der Vorsitzende ist höchlich erfreut über die gänzlich unerwartete Lösung des Räthsels. Er beglückwünscht Hrn. Milchhöfer zu der scharfsinnigen Entdeckung und macht die Schatzgräber in Klein-Asien auf derartige Scherben ganz besonders aufmerksam. —

(16) Mr. Frank Calvert hat nebst Brief, d. d. Dardanelles, 20. September, auf Ersuchen des Vorsitzenden die von ihm früher (Verhandl. vom 21. Mai 1892, S. 247, Fig. 1 und 2) beschriebene Mandragora eingesandt. Dieselbe entspricht ziemlich genau den damals gegebenen Skizzen. Hr. Paul Ascherson wird sie genauer untersuchen. —

(17) Die trojanische Ausgrabungs-Expedition hat am 10. Juli Hissarlik verlassen. Die Mitglieder sind, Hrn. Dörpfeld eingeschlossen, hier eingetroffen. Nach einem Vortrage des letzteren hat Seine Majestät der Kaiser und König sein lebhaftes Interesse an der Fortsetzung der Ausgrabungen zu erkennen gegeben. Es steht daher zu erwarten, dass dieselben im nächsten Jahre wieder aufgenommen werden. —

(18) Hr. Bastian übergiebt folgende Mittheilung des Hrn. Dr. R. F. Kaindl
d. d. Czernowitz, Bukowina, 4. August, betreffend

eine jüdische Sage über die Entstehung des Erdbebens.

Auf Grund einer Mittheilung von Hrn. Dr. Marcussohn aus Husch (Rumänien
übersende ich folgende jüdische Sage über das Erdbeben:

Im Innern der Erde fliesst ein Strom, der den Erdkern völlig umkreist. I
diesem Wasser lebten zwei Fische, und zwar ein männlicher und ein weiblicher
Dieselben waren so gross, dass sie in dem mächtigen Flusse allein nur lebe
konnten, und ihre Länge war so bedeutend, dass sie in dem kreisförmigen Strome
liegend mit ihrem Kopfe den Schwanz erreichten. Da Gott nicht wollte, dass sie
sich vermehren sollten, schlachtete er das Weibchen, salzte es ein und bewahrte
es auf, damit es bei der Ankunft des Messias verzehrt würde. Das Männchen leb
aber noch immer. Ist Gott erzürnt und sieht er hierbei den Fisch an, so erzitter
derselbe, wenn auch nur mit einer Schuppe, und dann erbebt die Erde. Wird
einmal der Fisch mit seinem Schweife einen Schlag ausführen, so wird die Erde
untergehen. Im Hebräischen führt der Fisch den Namen Lewiusson. —

Der Vorsitzende verweist auf die in der Sitzung vom 17. December 1892
(Verhandl. S. 537) mitgetheilte Sage der Sarten in Samarkand, welche, freilich in
anderer Combination, das Erdbeben von der Bewegung eines Stieres abhängen
lässt, dessen Füsse auf einem Fische stehen, der vom Kopf bis zum Schwanze
500 Jahre Weges hat. In einem ähnlichen Fische scheinen alle diese orientalischen
Sagen ihren Mittelpunkt zu finden. Es ist daher von Wichtigkeit, dass nach einer
Mittheilung des Hrn. Minden die rumänischen Juden das Wort Leviathan in der
angegebenen Weise (Lewiusson) aussprechen. —

(19) Hr. W. v. Schulenburg übersendet d. d. Charlottenburg, 1. August
folgende Mittheilungen über

vorgeschichtliche Alterthümer in Pommern, der Lausitz und Cleve.

1. Mahlsteine von Neuhof bei Swinemünde.

In Neuhof bei Heringsdorf auf der Insel Usedom (Kreis Swinemünde) liegt
im Garten des Gärtnereibesitzers Halfpap ein muldenförmig ausgehöhlter, vor-
geschichtlicher Mahl- oder Mühlstein, den der Besitzer im Frühjahr 1892 in
seinem Garten beim Graben in einer gewissen Tiefe fand. Ebenso fand er dort
noch eine Art Pflaster vor, von Feldsteinen gelegt, etwa 5—6 Fuss lang. Auf
diesen Steinen befand sich schwarze Kohlenasche und darin noch erhaltenes,
schwarzes, verkohltes Holz. Scherben sind, soweit er bemerkte, nicht gefunden
worden. Es dürfte sich also um Ueberreste einer alten Ansiedlung handeln. Zwei
eben solche Mahlsteine von Neuhof seien nach Swinemünde gekommen, und
ausserdem seien in Neuhof noch welche gewesen, auch alte Beile in der Erde, und
in der Wiese, die sich nach dem Gothensee (von den Eingebornen gesprochen
Gauthensee) hinzieht, seien alte Menschenknochen, angeblich von Wendenschlachten
herrührend, gefunden. Wie sich aber herausstellte, beruhte diese letzte Angabe nur
auf der Erklärung eines Berliner Badegastes. —

2. Lutkenwohnung auf dem Babenberge bei Schleife.

Hr. Hantscho-Hano in Schleife (Schlesien), theilte mir mit, dass er im
Jahre 1869 auf dem dortigen Babenberge „eine Lutkenwohnung aus Feldsteinen

entdeckt habe: die Seitenwände waren etwa 1 *m* tief in der Erde, etwa 1 *m* breit und etwa 2 *m* lang ausgesetzt und viereckig". Diese Steinsetzung sei jetzt vernichtet und die Steine weggefahren. Was den erwähnten Berg, wendisch „babina gora" genannt, anbetrifft, so liegt er zwischen den Dörfern Lieskau und Schönheide (beide im Kreise Spremberg). Es ist da auch eine alte Dorfstelle. —

3. Zweifelhafte Inschrift auf einer Ziegelplatte zu Cleve a. Rh.

Zu Cleve a. Rh. befinden sich in der Alterthümer-Sammlung des dortigen Rathhauses u. A. zwei röthliche Ziegelstein-Platten. Auf der einen sieht man eine römische Inschrift in sehr deutlichen und regelmässigen lateinischen Buchstaben, auf der anderen, etwa 1 Fuss lang und breit, ebenfalls eine Inschrift, — wie sie nach einer flüchtigen Zeichnung von mir hier wiedergegeben ist — (s. nebenstehende Figur), aber nicht deutlich lesbar. In dem gedruckten Verzeichniss der Sammlung heisst es darauf bezüglich: „Quadratischer Ziegel mit eingeritztem Namen IULLIAL(?)". Es wird aber diese Erklärung durch das Fragezeichen als fraglich bezeichnet. —

In einem nachträglichen Schreiben vom Hintersee in der Ramsau, Ober-Bayern, vom 29. August theilt Hr. v. Schulenburg mit, dass Hr. Henning, dem er die Frage vorgelegt habe, ob die besprochene Inschrift aus Runen bestehe, nichts der Art an derselben habe erkennen können. —

Hr. Rud. Virchow erinnert sich, das betreffende Stück seiner Zeit in Cleve gesehen zu haben. Es schien ihm jedoch, dass es sich um einen missrathenen Versuch handle. Sonderbarer Weise zeige die Reihe der Zeichen manche Aehnlichkeit mit der viel besprochenen „Inschrift" auf dem Granitblock von Smolensk (Verhandl. 1877, S. 13).

(20) Hr. Schumann schickt aus Löcknitz, 21. October, einen Bericht über den Fund

slavischer Schädel bei Friedefeld, Pommern.

Der Bericht ist in den Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1893, Heft 5, S. 76 abgedruckt worden. —

(21) Graf Alexander Bobrinski hat dem Vorsitzenden durch den Staatsrath Dr. v. Stern das nebenstehend abgebildete

Bronzeidol aus Russland

zustellen lassen. Da weitere Angaben bisher nicht hierher gelangt sind, so dürfte wohl anzunehmen sein, dass die Figur aus dem gewöhnlichen Forschungsgebiete des sehr eifrigen Archäologen, dem Gouvernement Kiew, stammt.

Zu bemerken ist nur, dass auch die Rückseite, wenigstens an den Extremitäten, einigermaassen ausgeführt ist; die Hinterseite des Kopfes und die Rückengegend ist hohl gehalten. Die Fusssohlen sind, anscheinend durch Ab-

feilung, nach vorn hin ausgewölbt. Auch die Vertiefungen am Gesicht und um die Genitalien sind offenbar ausgefeilt.

Es dürfte sich also wohl um ein Artefakt der späteren Zeit handeln. —

(22) Der Vorsitzende regt die Frage nach der Herstammung der

sogenannten Wahehe-Leute

an. Während er selbst sich auf der Reise befand, ging ihm eine Einladung, unterzeichnet von Dr. B. Meyer, Impresario der Wahehe-Truppe, und W. Franke, Generalpächter des Flora-Etablissements in Charlottenburg, zu, wodurch er zu einer Eröffnungs-Vorstellung der aus 27 Personen bestehenden Neger-Carawane auf den 29. August eingeladen wurde. Obwohl, wie er gehört habe, die Carawane auf allgemeines Misstrauen gestossen sei, scheine es doch zweckmässig, die etwa beobachteten Thatsachen festzustellen. —

Hr. Neuhauss sah die Leute in Brüssel. Nach seiner Beobachtung war ein Theil derselben früher unter dem Namen von Schuli in Berlin. Er halte die ganze Vorführung für eine Mystifikation. —

Hr. Joest bestätigt die Ausführungen des Vorredners. Die sogenannte Wahehe-Truppe bestand der grösseren Mehrzahl nach aus Sudanesen, wahrscheinlich entlassenen ägyptischen Soldaten, dann aus allerhand Küstengesindel, darunter auch 3 oder 4 Kerlen von der afrikanischen Ostküste, welche Kisuaheli redeten und, wie das von Hrn. Ehlers durch den schwarzen Diener des Hrn. Paul Reichard festgestellt wurde, keine andere afrikanische Sprache verstanden.

Nach der National-Zeitung vom 15. October d. J. wird demnächst ein Streit zwischen dem Unternehmer dieses nicht mehr ungewöhnlichen Schwindels, einem gewissen B. Meyer, und seinem Agenten E. Rochels, der sich auf seinen Visitenkarten „Contracteur de la Caravane Wahéhé de Usagara, Afrique Orientale" nennt, die hiesigen Gerichte beschäftigen. Rochels hatte sich für ein Honorar von 10 Frcs. täglich verpflichtet, die Mitglieder dieser Wahehe-Caravane unter Sudanesen in Alexandrien anzuwerben, mit ihnen Europa zu bereisen und Vorstellungen zu geben. Die Waffen, Schilde u. s. w. dieser „Wahehe" wurden inzwischen in Europa angefertigt. Meyer habe den Vertrag nicht eingehalten, da er es vorzog, seinem Collegen das ihm zustehende Gehalt nicht auszuzahlen.

Neu, wenn auch nicht überraschend, dürfte hierbei nur die Thatsache sein, dass diese modernen europäischen Sklavenhändler sich unter einander ebenso behandeln, wie ihre farbigen Opfer und das gläubige Publicum.

Ein ähnlicher Fall spielt sich augenblicklich in Paris ab, wo die auch in Berlin bekannten sogenannten Dahome-Neger und -Amazonen ihren Impresario wegen Betrugs, Diebstahls, Unterschlagung und Contractbruchs verklagt haben. —

(23) Hr. Joest übergiebt verschiedene Proben von

Cassavebrod

der Buschneger und Indianer in Surinam. —

(24) Hr. Joest legt eine Sammlung von

chinesischen Klingelkugeln,

japanischen und chinesischen Messing-, Stein- und Eisenkugeln, christlichen, heidnischen und mohammedanischen Rosenkränzen u. s. w. vor, die er in einem Aufsatz

Allerlei Spielzeug“ in Heft IV von Band VI des „Internationalen Archivs für Ethno-
raphie“ in Leyden besprochen und abgebildet hat. —

Hr. A. Bässler bemerkt zu den chinesischen Klingelkugeln: Ich habe
ie Kugeln stets nur paarweise gebrauchen sehen; besonders gern benutzten die
hinesischen Schreiber sie mit dem ausgesprochenen Zweck, die durch
ie gerade Haltung der Hand beim Schreiben steif gewordenen Finger wieder be-
veglich zu machen. Ebenso suchten die Bogenschützen durch sie die Ge-
enkigkeit der Finger zu erhöhen. Auch bei anderen Leuten sah ich dieselben
fters und immer dem gleichen Zweck dienend; so ritt z. B. mein Mafu nie anders
ls mit einem Paar dieser Kugeln in der zügelfreien Hand. Waren ihm die Finger
urch langes Halten der Zügel oder durch die Kälte steif geworden, so wechselte
r mit Zügeln und Kugeln gleichzeitig, und verstand letztere ebenso geschickt in
er Linken wie in der Rechten zu drehen. Ausser Klingelkugeln, Vollkugeln,
Steinkugeln, eiförmigen Steinen und Nüssen fand ich in China auch demselben Zweck
ienende cylindrische Eisenstäbe von der Länge etwa einer Handbreite und
—1½ *cm* Dicke. Ein Paar von ihnen ist einfach, glatt, nach dem Ende zu ein
venig konisch verlaufend, ein anderes hat eine hiervon etwas abweichende Form,
st kunstvoll gearbeitet; beide Stäbe sind durch eine eiserne Kette verbunden, so
lass ich es eher für ein Marterinstrument oder einen Todtschläger als für einen
Muskelstärker angesprochen hätte. Ich werde mir erlauben, sie in einer der
ächsten Sitzungen vorzulegen.

Beim Gebrauch nimmt man beide Kugeln in eine Hand und lässt sie um
inander laufen, was nur durch fortwährende Bewegung der Finger geschehen kann.
Dabei entsteht neben dem Geräusch der sich reibenden Kugeln und dem Klingeln
ler vom losen Kern berührten Spirale auch noch ein dritter Ton. Berührt der
Kern nehmlich nicht die Spirale, sondern fällt er auf die Innenseite der Kugel, so
hört sich dies wie das Ueberspringen eines elektrischen Funkens an. Dadurch
nag die irrige Auffassung entstanden sein, dass die Chinesen diese Kugeln auch
ls elektrische oder magnetische Heilmittel anwenden, was niemals der Fall ge-
vesen ist. Um die mir so oft gelobte Wirkung der Kugeln selbst kennen zu
ernen, versuchte ich es, sie in der Hand zu bewegen, fand dies aber nicht so
eicht, wie es aussah. Ich musste, um nicht immer eine Kugel vom Boden auf-
heben zu müssen, mit den kleinsten anfangen, und erst nach und nach gelang es
nir, die grösseren und schliesslich auch die grossen, schweren Vollkugeln ge-
brauchen zu können, ohne eine fallen zu lassen. Dabei bemerkte ich, dass die
Gelenkigkeit der Finger allerdings bedeutend zugenommen hatte, so dass ich
mich auch jetzt noch gern dann und wann mit den Kugeln beschäftige; habe ich an-
haltend zu schreiben und mache manchmal eine kurze Pause, in der ich die Kugeln
benutze, so ist von einer Ermüdung der Hand fast nichts zu spüren. Ich kann
daher den Gebrauch der Kugeln Allen empfehlen, die ihre Finger gelenkig machen
vollen; würden unsere Clavierspieler in ihren Mussestunden mit chinesischen
Klingelkugeln spielen, so könnten sie gewiss die Zeit abkürzen, die sie jetzt auf
Fingerübungen verwenden und dadurch ihren Mitmenschen manche qualvolle Stunde
ersparen. —

(25) Hr. F. Kurtz berichtet in einem Briefe an Hrn. Rud. Virchow aus
Córdoba, Argentinien, vom 9. August, im Anschluss an seine Mittheilungen in der
Sitzung vom 26. Mai 1888 (S. 221), über

eine Sendung patagonischer Schädel.

Endlich sind die patagonischen Schädel von 1888 verpackt und könnten abgeschickt werden, wenn nicht zur Zeit der Bahnverkehr mit Rosario de Santa Fé der seit ungefähr vierzehn Tagen existirenden Revolution wegen gesperrt wäre. Sowie der Verkehr wieder frei ist, geht die Kiste an Ihre Adresse ab.

Die Schädel hatte Dr. Bodenbender im März 1888 aus einem Patagoniergrabe („Chenque"), etwas südlich von Ñaquin, genommen, und waren dieselben auch glücklich bis Malal-hué, der südlich vom Rio Salado gelegenen Estancia des Generals Ortega, gekommen. Von Malal-hué aus wurden uns alle Sammlungen nachgeschickt und kamen auch vollständig in Córdoba an — bis auf die Kisten mit den Schädeln. Wir liessen nachsuchen, schickten einen Eilboten („Chasque") bis nach Malal-hué hinab, aber ohne Erfolg. — Während meiner letzten Reise (December 1892 bis März 1893) erhielt Bodenbender Nachricht, dass sich die Schädel in Rodeo del Medio, einer südöstlich von Mendoza gelegenen Besitzung Ortega's, wiedergefunden hätten. Ich ging von Mendoza nach Rodeo del Medio, und erfuhr, dass man die Schädel beim Anlegen einer Grube für Holzerde-Bereitung vergraben gefunden. Höchst wahrscheinlich hatten 1888 die Peone erfahren, was in den Kisten enthalten sei, und hatten dieselben aus religiösen Bedenken wieder begraben (wie uns das hier in Córdoba auch schon passirt ist). Leider fand ich in Rodeo del Medio nicht mehr die volle Zahl der Schädel vor, und auch die vorhandenen hatten durch schlechte Behandlung gelitten. Ich packte indess Alles ein und nahm es mit nach Córdoba. —

Hr. R. Virchow hat bisher noch nichts von der weiteren Reise der Schädel gehört und befürchtet, dass der immer noch fortbestehende Bürgerkrieg in Argentinien den Transport derselben auf lange unmöglich machen werde. —

(26) Hr. E. P. Dieseldorff in Coban, Guatemala, übersendet unter dem 10. Juni durch Vermittelung des Hrn. P. Schellhas nachstehende Mittheilungen über

Ausgrabungen in Coban.

Im Anschluss an meinen ersten Bericht (Verhandl. 1891, S. 828, vergl. 1893, S. 275) sende ich heute Zeichnungen zweier Töpfe aus der Umgegend Coban's.

Fig. 1 giebt eine Malerei wieder, welche sich auf einem, nur in Bruchstücken erhaltenen Topfe befindet; wiederum ist eine Götterfigur zweimal dargestellt, welche aus den Resten unschwer als die des Todesgottes erkannt wird. Die Hände und Füsse sind roth gemalt, thierförmig und mit Krallen versehen; Arm- und Beingelenke tragen den gewöhnlichen Schmuck; von den Armen fällt ein gezackter Mantel herab, der das bekannte Beinkreuz aufweist. Das ex fällt vorn herab, läuft jedoch nicht in Enden aus. Durch den Körper werden die Knochen sichtbar. Die Randverzierung ist neu und ist bislang nur auf diesem Topfe angetroffen worden. Form und Bemalung des Topfes sind gleichartig mit dem im ersten Berichte besprochenen; neben der gelblichen Grundfarbe sind weiss, roth und schwarz angewendet worden. Die Höhe des Topfes beträgt 14,1 *cm*; Durchmesser etwa 16,5 *cm*. Die Hieroglyphen stehen neben, nicht unter einander, sind jedoch zu sehr verwischt, um sichere Schlüsse zuzulassen; das Präfix des ersten Zeichens ist das Ohr mit dem phonetischen Werthe xic.

Ehe ich zur Erörterung des zweiten Bildes schreite, wünsche ich den Fundort zu beschreiben.

Fig. 1. $^1/_2$

Zehn Leguas in nord-
vestlicher Richtung von Co-
ban liegt das Thal Chamá,
velches von dem Rio Chisoy
ınd seinem Nebenfluss Salbá
espült wird und viele An-
eichen besitzt, dass es ehe-
nals eine starke Bevölke-
ung beherbergt hat. Nach
inheimischer Ueberliefe-
ung sollen die Vorfahren
ines Theils der Coban-
ndianer bei Ankunft der
panier hier gewohnt haben,
loch ist es nicht ganz
weifellos, dass eben sie
lie Erbauer jener Reste
ler alten Cultur gewesen
ind. Auf das bislang ge-
undene Material gestützt,
in ich des Glaubens, dass
lie Stämme, welche dieses
Thal bewohnten, Quecchís
ewesen sind, doch hält
nein Freund Dr. C. Sapper
s für wahrscheinlicher,
lass sie zu den Choles ge-
örten. Jedenfalls sind aus-
edehntere Ausgrabungen nöthig, um diese Frage endgültig zu entscheiden.

In diesem Thale befinden sich mehrere Plazas, eingezäunt durch künstliche
Hügel der bekannten, abgestumpften Pyramidenform, auch allein stehende Teocallis,

Fig. 2. Plan der niederen Plaza Chamá. Ausgrabungen von 1892.

E E Eingänge. *P* Plaza. *St* Steinhügel. Bei 20 grosse Steine. *V* Vorhof.

welche an Yucatan erinnern, doch interessirt uns heute nur diejenige Plaza, bei
welcher der Gegenstand dieser Abhandlung gefunden wurde, und von welcher ich
den Grundriss beilege (Fig. 2). Da ich wenig Arbeitskräfte zur Verfügung hatte,
musste ich von einer gründlichen, systematischen Untersuchung abstehen und be-
schränkte ich meine Ausgrabungen fast allein auf den Nordhügel (Fig. 3), welcher

Fig. 3.

Nordhügel der niederen Plaza Chamá.

am meisten Aussicht auf Erfolg bot. Er erhebt sich $2^1/_2$ Varas über die Plaza und
$4^1/_2$ Varas über das tiefer gelegene Terrain im Norden. Seine Ausdehnung beträg
an der Basis $22^1/_2$ Varas Nord- und Süd- und 19 Varas Ost- und Westseite, au
der Höhe $15^3/_4$ Varas Nord- und Süd-, $9^1/_4$ Varas Ost- und Westseite. Die Seiter
waren mit unbehauenen Steinen gefasst und fielen in drei Treppen ab. In de
Mitte des Hügels befand sich eine Steineinfassung, welche $1^3/_4$ auf $2^1/_4$ Varas
maass; nach Wegräumung derselben und einer dünnen Erdschicht trafen wir eine
grosse Menge Scherben von mannichfach geformten, meist roh gearbeiteten Thon-
gefässen, welche augenscheinlich von Menschenhand zerbrochen waren. Neber
den gewöhnlichen Formen (Tinaja, Jarro, Comal und Schale) fanden wir Urnen mi
melonenförmigem Untersatz, Theile eines Thonidols und zwei Räucherschalen mi
Schlangenköpfen als Handhabe.

Nach der fast 2 Fuss dicken Scherbenschicht folgte eine schwärzliche Harz-
masse, welche viele runde, flache Opfertellerchen (Fig. 4—6), Stücke eines ge-
schliffenen Minerals und verbrannte und zerbrochene Steinperlen enthielt, unte
denen eine Jadeitperle.

Die Harzmasse besitzt einen angenehmen Räucherwerkgeruch und ist der ver-
kohlte Ueberrest eines grossen Brandopfers von gewissen Baumproducten, i
welchen ich, so lange keine wissenschaftlichen Bestimmungen vorliegen, Kautschul
und schwarzen Copal-Balsam vermuthe, was um so wahrscheinlicher ist, als de
Hule- und Copal-Baum häufig in der Nachbarschaft wächst.

Die Steinperlen, welche mit diesem Harze verbrannt wurden, sind meist vo
gewöhnlichem Material und zuweilen gravirt; der geschätzte Jadeit, welcher be
den am Ufer des Rio Chisoy wohnenden Stämmen keineswegs selten war, wurd
seines Werthes wegen selten zu diesem Opfer verwendet. Dagegen finden sich i

grosser Anzahl gewisse, kantig geschliffene Mineralplättchen, in welchen Hr. Dr. Olshausen zu Berlin und Hr. Dr. A. Bergeat zu Freiberg i. S. Eisenkies (Pyrit) er-

Fig. 4. Opferteller aus einer Art von Schiefer.

L L Löcher, *B* Band, welches unterhalb durchgeführt wird.

Fig. 5. Opferteller.

kennen. Beiden Herren schulde ich vielen Dank für ihre Untersuchungen. Hr. Dr. Bergeat fügt hinzu: „Merkwürdig ist daran, wie sich die Oberfläche dieser Stücke im menschlichen Gebrauch schon zu Eisenhydroxyd verwandeln konnte! Ich hätte mir gedacht, der Pyrit brauche viel länger zur Hydratisirung.“ Ich sende einige Stücke dieses Minerals und halte es für sehr wünschenswerth, dass die Untersuchung in Fachkreisen weitergeführt wird. Da uns kein Schriftsteller über diese Platten berichtet, können wir über ihren Zweck nur muthmaassen. Sie besitzen keine Löcher, scheinen daher auch nicht als Schmuck gedient zu haben. Dagegen ist es wahrscheinlich, dass sie zu religiösen Gebräuchen und zum Wahrsagen verwendet wurden, und dass die grössten Stücke Spiegel waren. Hr. Dr. Sapper erzählt mir, dass er in der Sammlung des Hrn. Dr. Soluguren in Oaxaca wunderschöne Spiegel aus einem grossen Pyritknollen gesehen hat. Ich glaube der Erste zu sein, welcher diese Mineralplatten bemerkt hat, doch bezweifele ich, dass sie eine Eigenthümlichkeit dieser Gegend sind; vielmehr ist es wahrscheinlich, dass sie bei früheren Ausgrabungen übersehen worden sind, weil sie frisch ganz wie Thonscherben aussehen.

Fig. 6.

R Rille unterhalb für das Band.

Unter der Harzschicht befand sich ein aus unbehauenen Steinen zusammengesetzter Kasten, dessen Boden 6 Fuss unter der Oberfläche des Hügels lag, und dessen innere Dimensionen ³/₄ Varas im Quadrat betrugen. In dieser Höhlung fand ich ein recht gut erhaltenes Menschengerippe in hockender Stellung, die Beine an den Rumpf gezogen und auf einem flachen Steine ruhend. Daneben lag der zahnlose Schädel eines Jaguar oder Puma, der als Kopfschmuck gedient haben mag, und ein halbrunder Reifen aus unbekanntem, muschelartigem Material von der Form, wie es die Gestalt der Bernoulli'schen Holztafel *j*, Blatt 13 (Rosny) trägt, was auf die hohe Würde des Todten schliessen lässt. Ferner standen um das Gerippe herum fünf thönerne Gefässe, welche sich, ausser dem Kruge, der uns heute

zur Besprechung vorliegt (Fig. 7), aus 2 bemalten Töpfen, einem unbemalten Topfe und einer dreifüssigen Schale zusammensetzen.

Fig. 7.

Der Krug (Fig. 7), der die Zeichnung Figur 8 trägt, ist 17,3 *cm* hoch; der Durchmesser des Aussenrandes misst 13,1, der Durchmesser am Boden 10, die grösste Breite 17,5 *cm*. Das Material besteht aus einer Art von hellem Thon, welcher noch heute bei Tinajas, Jarros und Comales verwandt wird: es sieht noch so frisch aus, dass man denken könnte, der Krug wäre erst vor Kurzem hergestellt. Da ausserdem der Boden und das Ausgussrohr unversehrt sind, kann man schliessen, dass der Topf nicht gebraucht wurde, und dass er, da die Hausgeräthe zerschlagen wurden, eigens zur Bestattung fertiggestellt worden ist. Die Zeichnung ist in den Thon eingekratzt und in der Umgebung mit einer weisslichen Schicht gedeckt, so dass das Bild deutlich erscheint. Wiederum tritt die Göttergestalt zweimal auf, doch tragen wir kein Bedenken, sie mit einem gewissen Gotte der Codices zu identificiren: wir erkennen in ihr den alten Gott, den Hr. Dr. Schellhas mit „*D*" bezeichnet hat. Das Gesicht wird durch die gebogene Nase, den eingefallenen, nur einen Riesenzahn besitzenden Mund, durch Wangenfalten und vier borstenartige Haare charakterisirt. Während das Ohr schmucklos ist, besteht die Halskette aus zahlreichen, dicken Steinperlen. Die rechte Hand ist einmal durch ein einfaches Armband geziert, während Arme und Beine verschiedentlich gekreuzte Linien aufweisen, wie man sie auf den Copaner idolos so häufig sieht, und wie sie sich in einer Hieroglyphe wiederholen. Beide Hände sind mit nur vier Fingern gezeichnet, was vielleicht absichtlich geschah, da wir wissen, dass gewisse Opfer in dem Abschneiden eines Fingers bestanden, von welchem ich die Knochen, zusammen mit dem zerbrochenen Obsidian-Opfermesserchen, in einem Jarro oder einer Schale fast bei jeder Ausgrabung finde, und wovon ich ein Beispiel dem Berliner Museum für Völkerkunde übergeben habe. Bei den Blackfeet-Indianern wurde bei gewissen Festen, der Sonne zu Ehren, von den Tapfersten des Stammes ein Finger geopfert; doch ist es noch ungewiss, welchem Gott die Mayastämme dieses Opfer brachten.

Der Oberschenkel der Göttergestalt ist mit einem eng anschliessenden Höschen bekleidet, welches vorn durch eine Schleife zugebunden ist.

Der Rücken wird durch eine Muschel-Verzierung gebildet, welche fünf Kreise enthält, die im Codex Peres. durch das Zeichen *ik* vertreten werden (Fig 9, nach Rosny, Archives paléographiques. Pl. 129). Dass diese Rücken-Verzierung nichts anderes als eine Muschel darstellen soll, obwohl die Verbindung mit den hineingezeichneten *ik's* nicht klar ist, beweist ein Blick auf die Abbildungen Codex Dresd. 37b, 67c und 41b (Fig. 10, *a—d*).

Fig. 8. $^1/_2$

A

B

Fig. 9.

Fig. 10.

a b c d

Die Muschel besitzt verschiedene Auswüchse, deren oberster in einen Kelch mündet, aus dem zwei mit kleinen Zwillingskreisen verzierte Zungen herausschiessen, während sie unten auf einem thurmschneckenartigen Ansatz ruht.

Die flache, nach oben verlängerte Stirn wird durch ein Band umwunden, welches anstatt des zu erwartenden Akbal-Zeichens einen Halbmond trägt, von

welchem mehrere mit den bekannten Zwillingskreisen versehene Büschel auf den Boden fallen. Einmal scheint der Gott an einem Wasserlauf zu sitzen.

Auf dem obersten Bilde erscheint unter dem Oberarm eine Hieroglyphe, welche sich wohl auf den Gott bezieht und eine Verdoppelung des Ahau-Zeichens zu sein scheint. Mit der linken Hand weist der Gott auf zwei neben einander stehende Hieroglyphen. Das Ganze ist mit einer Verzierung umgeben, welche an die Farbringe einer Schlange erinnert. —

Ich möchte jetzt meinen Mitforschern die Frage zur Entscheidung vorlegen, ob wir nicht in dem Gotte „*D*" den Gott des Nordens, den Mondgott, erkennen dürfen, wie es Hr. Dr. Schellhas früher vermuthet hat. Wir wissen von dem Gott des Nordens, dass er Mondgott war, daher Beherrscher des Regens und des Wassers, in Verbindung mit der Farbe weiss (sak). Seine Attribute waren das linke Bein, das Ohr(?), die Muschel, die Ecke und der Hase (s. Dr. C. Schultz-Sellack's Aufsatz in Jahrg. 1879 d. Zeitschrift f. Ethnol.). Das Opfer an ihn bestand in Perlenschnüren, Kautschuk und Copal-Weihrauch. Auf dem Tempelbilde des Nordhügels von Palenque werden jene tropfenähnlichen Zwillingskreise als Verzierung gebraucht.

Sehen wir nun zu, in wie weit der Gott „*D*" unseres Bildes mit dem Vorhergehenden übereinstimmt. Der Hügel, in welchem die Urne gefunden wurde, stand auf der Nordseite der Plaza. Das Zeichen Akbal, welches Nacht bedeutet, wird bei dem Stirnschmuck durch die Mondsichel ersetzt, von welcher Büschel niederfallen, in denen ich vermuthe, dass Regen dargestellt sein soll (vergl. Dresd. 74); auch sitzt der Gott an einem Wasserlauf. Die Hieroglyphe für weiss (sak), in den Codices wie in Fig. 11 dargestellt, kommt im ersten Theile beider Hieroglyphen des obersten Bildes vor, während der zweite Theil an das Landa'sche Zeichen „ha" (Wasser) erinnert. Die Muschel bildet einen Theil des Körpers der Gottheit, des Rückens. Die Zwillingskreise dienen mehrmals als Verzierung. Das Brandopfer ist genau so vorhanden, wie es in den Ueberlieferungen angegeben ist.

Fig. 11.

Fürwahr, die Analogie ist vollständig.

Auch erscheint uns die Beziehung des Gottes „*D*" zu den Todten nicht mehr so unerklärlich, wenn wir die Darstellungen im Codex Peres. betrachten, bei denen er einen Menschenschädel auf der Hand trägt; er kann somit als Beschützer der Todten auf der Reise nach dem im Norden gelegenen Todtenreiche gelten. —

Hr. Rud. Virchow:

Hr. P. Schellhas übermittelt mir bei Zusendung der vorstehenden Abhandlung zwei Schachteln mit Proben aus den geöffneten Fundplätzen.

Die erste dieser Schachteln enthielt „Opfermasse" aus einem von Hrn. Dieseldorff geöffneten Grabe, die, wie er vermuthete, aus Copal bestehen sollte. Zum Vergleich hatte er ein Stück weissen Copal beigefügt. In der zweiten Schachtel waren Bruchstücke von Steinen und Brocken einer offenbar organischen Substanz, die mit der eben erwähnten manche Aehnlichkeit darbot. Der Inhalt stammt von Chamá.

Die „Opfermasse" erwies sich als zusammengesetzt aus holzigen Theilen und aus kleineren und grösseren, unregelmässigen Brocken und Klumpen einer dunkelbraunen, sehr brüchigen und leicht zu zerreibenden Substanz, welche sofort einen aromatischen Geruch wahrnehmen liess. Dieser war noch stärker bei dem Inhalt von Schachtel II, der bei längerem Zerreiben zwischen den Fingern einen ausgesprochen myrrhenähnlichen Geruch zeigte [1]). Es erschien daher sehr wahrscheinlich,

1) Eine Art Weihrauch fand auch Hr. Brühl in Cholula (Verhandl. 1883, S. 366).

dass in beiden Fällen durch mässige, aber verschieden starke Gluth veränderte harzige Substanzen vorliegen.

Ich ersuchte nun zunächst Hrn. Prof. Salkowski um eine chemische Untersuchung beider Substanzen, sowohl der „Opfermasse", als des frischen Copals. Sein Bericht darüber lautet:

„Beim Verreiben des harzhaltigen Holzes aus Schachtel I in der Reibschale macht sich ein starker aromatischer Geruch bemerkbar, welcher gleichzeitig an Pfeffermünzöl und Campher erinnert. Aether nimmt aus der verriebenen Masse das Harz mit grosser Leichtigkeit und vollständig auf. Das einigemal mit Aether gewaschene Holz erscheint ganz harzfrei.

„Beim Verdunsten der ätherischen Lösung bleibt das Harz zurück. Verdunstet man eine kleine Quantität der Lösung auf dem Uhrglase unter leichtem Erwärmen, so bildet das zurückbleibende Harz einen harten, spröden Ueberzug auf dem Glase, der sich leicht in kleinen, glänzenden, fast farblosen Splittern ablöst. Beim Verdunsten grösserer Quantitäten der ätherischen Lösung erscheint das Harz als gelbe, durchsichtige, an den Rändern harte, in der Mitte etwas weiche Masse, welche erst sehr allmählich eine härtere Beschaffenheit annimmt; vermuthlich beruht dieses auf der Zurückhaltung von Spuren von Aether.

„Das Harz ist nicht nur in Aether, sondern auch in Alkohol und Chloroform mit Leichtigkeit löslich. Die Löslichkeitsverhältnisse stehen mit der Annahme, dass das untersuchte Harz Copal sei, in Widerspruch, wenn auch die äussere Beschaffenheit ähnlich ist, da Copal zu den schwer und erst nach vorgängiger Schmelzung in Lösung zu bringenden Harzen gehört.

„Auch die beigegebene, als „„weisser Copal"" bezeichnete Probe dürfte schwerlich diese Bezeichnung verdienen. Sie bildet eine zähe, weiche, in Fäden ausziehbare, äusserlich frischem Fichtenharz ähnliche Masse von ausserordentlich starkem, beim Abbrechen von Stücken hervortretendem Geruch, welcher an Dill erinnert. Das Harz ist leicht in Aether und Chloroform, dagegen nur unvollständig in Alkohol löslich. Es weicht also in den Löslichkeitsverhältnissen sowohl vom Copal, als auch von dem Gräberharz ab. —

„Die in der zweiten Schachtel befindlichen braunen Massen zeigen glänzenden Bruch und sind ausgezeichnet durch starken, balsamischen, an Myrrhen erinnernden Geruch. Auf dem Platinblech erhitzt, schmilzt die Substanz unter Verbreitung eines starken, balsamischen Geruchs und verbrennt dann mit leuchtender, stark russender Flamme unter Hinterlassung von Kohle, welche allmählich zu weisser Asche verglimmt. Die Asche reagirt alkalisch und enthält etwas Sand.

„Die gepulverte Substanz löst sich bis auf einen geringen, sandigen, unlöslichen Rückstand in Alkohol beim Erwärmen. Die filtrirte Lösung hinterlässt beim Verdunsten auf dem Wasserbade ein gelbes, äusserst sprödes, leicht schmelzbares Harz."

Wegen einer genaueren Prüfung der fraglichen Gegenstände bat ich Hrn. Wittmack um eine botanische Untersuchung. Nach einer Benachrichtigung ist dieser Sachverständige so eben erst von America zurückgekehrt. Die Erledigung der aufgeworfenen Frage muss daher noch ausgesetzt bleiben. Ich habe inzwischen Schritte gethan, um von Guatemala weiteres frisches Material unter Bezeichnung der Bäume, von welchen dasselbe stammt, zu erhalten. —

Die zweite Schachtel enthielt, wie gesagt, ausserdem eine Anzahl von mineralischen Körpern, meist Fragmente von bearbeiteten Stücken. Hr. C. Klein hat die grosse Güte gehabt, dieselben mineralogisch zu bestimmen, und ich werde daher in nachstehender Aufzählung sofort seine Ergebnisse mit aufführen:

1. Stücke von polygonen Platten. Sie sind auf einer Seite spiegelglatt und anscheinend polirt. Ihre Dicke beträgt bis 3 *mm*; ihre Ränder sind fast regelmässig eckig. Sie „bestehen aus Eisenkies und sind oberflächlich mit Brauneisenerz bedeckt“.

2. Einige Stücke haben die Form sog. „Korallen“ und sind der Länge nach durchbohrt, so dass wohl vermuthet werden darf, sie seien Theile einer früheren Halskette. Das eine dieser Stücke hat eine glänzend polirte Oberfläche und scheinbar eine dattelförmige Gestalt gehabt. Es ist „durch Eisenoxydhydrat (Verwitterungsproduct) bräunlich gefärbter Pyroxenfels“. — Ein zweites, etwas grösseres Stück hat gleichfalls eine spiegelnde Oberfläche, aber seine Gestalt ist mehr abgeplattet, so dass es bei 14 *mm* Querdurchmesser eine Dicke von nur 7 *mm* besitzt. Gegen das Ende hin ist es etwas verjüngt und hier durch zwei starke Parallelfurchen verziert. Die mineralogische Bestimmung hat „Quarzgestein, durch Eisenoxydhydrat zum Theil gelblich gefärbt“, ergeben.

3. Ein Stück stammt offenbar von einer fast kugligen, durchbohrten Perle her. Seine Durchmesser werden etwa 14 *mm* betragen haben. Die Oberfläche ist spiegelglatt, die Farbe dunkelbraun, aber gefleckt, und die Flecke von mehr grünlichem Schimmer. Die Analyse ergab „Plagioklasfels mit Augit“.

4. Ein kleines, mehr hellgrünes, prächtig polirtes Stück von jadeitähnlichem Aussehen stammt von einem platten, auf der einen Seite fast ganz ebenen, auf der anderen schwach convexen Schmuckstück. Es zeigt auf der Fläche dicht neben einander zwei Durchbohrungen von anscheinend konischer Gestalt. Es erwies sich als „Pyroxenfels“.

Es sind also sämmtlich seltenere Mineralien, die offenbar einer sehr sorgfältigen Bearbeitung unterlegen haben. —

(27) Hr. E. Rösler berichtet in einem Briefe an Hrn. Rud. Virchow, d. d. Schuscha, 13. Juli, über

Alterthümer aus der Umgegend von Schuscha, Kaukasus, und über die Schachse der dortigen Tartaren.

Hinsichtlich des Berichts über Grab Schuscha, Nr. 1 (in der Sitzung vom 17. December 1892) möchte ich Sie im Namen des Hrn. Dir. Tarassow bitten, eine kleine Berichtigung entgegen zu nehmen: In der Erklärung der Funde (S. 566 unter g) muss es anstatt „in den Tundren Sibirien's“ heissen: „in den timanschen Tundren“. — Ferner muss ich noch ein Missverständniss hinsichtlich des auf S. 568 unten beschriebenen Schädels aufklären. Derselbe stammt (ebenso wie auch die Kinderschädel-Ueberreste) aus dem von mir entdeckten Reihengräber-Friedhofe (unterirdische Steinkistengräber ohne Beigaben) bei dem Dorfe Schuschakent, etwa 4 Werst von Schuscha, und nicht aus einem hiesigen Grabe. —

Ich darf nun wohl von mir sagen, dass ich in den letzten Monaten, seit Eintritt der schönen Jahreszeit, fleissig geforscht und gegraben habe. Namentlich recht schön gearbeitete Feuerstein- und Obsidian-Pfeilspitzen entnahm ich Bestattungsgräbern, welche sich in dünner Humusschicht auf felsigen Erhöhungen vorfanden und alle nur durch einen mässig grossen Stein markirt waren. — Auch ein Gürtelblech fand ich, den Kedabegschen ähnlich, jedoch ohne Verzierungen. Ferner sehr interessante Ohrgehänge und Bronzeknöpfe, eine vorzüglich erhaltene Pincette aus demselben Metall, Spiralringe, Armbänder und andere Schmucksachen. Auch viele Eisenstücke, die als geschmolzene Fragmente ihre ehemalige Bestimmung nur annähernd oder gar nicht mehr erkennen liessen, förderte ich an's

Tageslicht, so dass im Verlauf von über 20 strammen Arbeitstagen sich eine hübsche Ausbeute angesammelt hat.

In der weiteren Umgebung von Schuscha fand ich auf höheren Bergen vereinzelte, in mächtige Lager von zusammengetragenen Steinen fundirte, sogenannte Riesenbetten, die aber die bedeutende Mühe des Wegschaffens der gewaltigen Deckplatten nur mit einigen gänzlich verwitterten Knochen und ganz roh gebrannten Urnenscherben lohnten, während meiner Meinung nach die ersterwähnten Hügelgräber wegen des gleichzeitigen Vorkommens von Stein-(Waffen), Bronze- und Eisen-Manufakten einiges Interesse erwecken könnten.

Ich will noch erwähnen, dass ich einem Grabe 19 Auerochsenzähne entnahm, wenigstens muss ich sie genanntem Thiere zuschreiben, da die Form und gewaltige Grösse einer Abbildung in Baer, Der vorgeschichtliche Mensch, S. 370, entspricht. —

Da ich in diesem Sommer weitere Ausflüge wohl kaum werde unternehmen können, so habe ich mir eine kurze Spanne freier Zeit zu Nutze gemacht und vorige Woche einen Ausflug in das fast noch gar nicht archäologisch durchforschte Thal der Chatscheen (Fluss der Kreuze oder Klöster), in's klosterreiche alte Land „Arana" (air = Herr) im Delta zwischen Kura und Araxes unternommen, welches von hier in einem Tage (etwa 75 Werst) zu Pferde zu erreichen ist. Dort habe ich die ehrwürdigen Klöster Gandsassar (Reichenberg) und das älteste im Lande, Akopowank (Jakobs-Kloster) oder Metzarants (grosse, mächtige Leute), sowie die Johannes-Capelle mit ihrem hochinteressanten Friedhofe (Gräber armenischer Kaiserinnen) besucht und eingehend durchforscht. Natürlich wäre mir dieses Durchforschen nicht so leicht, oder vielleicht überhaupt nicht, möglich gewesen, hätte ich nicht zufällig eine hochwichtige und anregende Bekanntschaft gemacht, ich meine die des Archidiakonus vom Kloster Akopowank, des Hrn. Wahan Dadjan, eines geborenen Schuschaers, der Archäologe von Fach und ein ebenso gelehrter, als gefälliger Mönchsgeistlicher ist. Derselbe liess sich eigens in diese Wildniss versetzen, um auf Grund des alterthümlichen Materials der Gegend die Geschichte des Landstrichs Arana zu schreiben, bezw. zu vervollständigen. Ein zweiter Ekkehard haust dieser streitbare, noch junge Mönch auf seinem, in die Wolken ragenden, verfallenden Kloster, nur mit seinen Folianten beschäftigt, höchstens ab und zu nach neuem Alterthumsmaterial die Gegend unter dem Schutze seines geistlichen Gewandes furchtlos durchstreifend. Im Besitz einer höchst kostbaren Handschriften-Sammlung, zum Theil unschätzbarer Dokumente, — z. B. eines Briefes von Mesrob (von 500), den er vor einigen Jahren in Schuscha dem sicheren Verderben (das Pergament wurde als Lampenschirm benutzt, wie noch jetzt das schwarzumränderte Loch in der Mitte beweist) entriss, — ist er immer nur auf Vermehrung seines schon einige Tausend Nummern zählenden Manuskriptenschatzes bedacht; umfangreiche Werke, Resultate seiner schon 14jährigen unablässigen Studien, harren der Veröffentlichung.

In seiner Gesellschaft entdeckten wir auch eine, bis jetzt wohl noch nicht bekannte, grössere Inschrift aus der Zeit des Zaren Hossan (Dschalal, Dowle) an einem Felsen unweit des überaus romantisch gelegenen alten Armener-Dorfs Ardschadsör (Bärenschlucht) in mesrobscher Schrift, die ich mit Hülfe meines neuen Freundes copirt habe. Sollte es mir möglich sein, so werde ich nahe bei dem genannten Dorfe im August auch einige Ausgrabungen vornehmen; es sind dort uralte, unter den Umwohnern als „Götzenanbeter-Gräber" (могилы идолопоклонниковъ) bekannte, vielversprechende Kurgane.

Doch ich habe Ihre so kostbare Zeit schon zu lange in Anspruch genommen! — Von der Strasse herauf tönt ein furchtbares Geheul. Es ist heute „Schachsé“ der Tartaren. Die Kinschalle blitzen und das Blut strömt. Mit Ketten behangen, Messer und andere scharfe Instrumente durch die Haut gesteckt, ziehen sie daher unter monotonem Geschrei. Die fanatischen Sclbstpeiniger, wohl gegen 200, gewähren einen scheusslichen Anblick in ihren weissen, blutbefleckten Hemden, indem jeder es dem andern an Schnelligkeit der gegen das Haupt geführten Schwertstreiche zuvorzuthun sucht. Im Hintergrunde spielt unsere Militär-Capelle den „Beethoven'schen Trauermarsch!“. —

(28) Das correspondirende Mitglied, Hr. Victor Gross übersendet aus Neuveville, 18. September, folgenden Bericht über

einen neunjährigen Knaben mit einem Haarschopf der Lumbalgegend.

J'ai découvert l'autre jour dans ma clientèle un curieux cas de production pileuse, qui présente quelque analogie avec celui qui a été présenté, dans la séance du 18. Juin 1892, à votre Société d'anthropologie.

Il s'agit d'un jeune garçon de 9 ans, Émile F...., fils d'un pauvre bûcheron, demeurant dans le voisinage de Neuveville, qui présente, à la hauteur des vertèbres lombaires, une assez grande touffe de cheveux de même couleur que ceux de la tête.

La production pileuse est surtout abondante du côté gauche et s'étend sur une largueur de 12 *cm* environ. La longueur des cheveux dans ce moment est de 12 à 13 *cm*; mais ils étaient beaucoup plus longs et ont été coupés le printemps dernier par la mère dans le but que chacun comprendra. À la naissance de l'enfant, les cheveux étaient moins abondants; il n'y avait, au dire du père, qu'une petite touffe de la grandeur d'un doigt.

Le père me raconta en outre que de temps à autre, spécialement lorsque la lune était en croissance(!), il s'échappait de dessous les cheveux, sur la ligne médiane, là où se trouve encore une légère tumeur, une ou deux gouttes d'un liquide séreux. En soulevant les cheveux, je constatai en effet une rondelle durcie formée par du sérum desséché, et après l'avoir enlevée je constatai une ouverture cutanée à peine perceptible.

Outre cette anomalie, l'enfant présente des signes d'amoindrissement de ses facultés intellectuelles! Jusqu'ici il n'a rien pu apprendre à l'école, il parle avec difficulté, lentement, et encore il bégaie. Il est atteint de strabisme et ses extrêmités sont constamment agitées par un léger tremblement.

Comme étiologie, je n'ai rien pu constater! La mère attribue cette anomalie à une peur qu'elle a éprouvée étant enceinte le 6. mois!

Le père et la mère, ainsi que les 9 autres enfants, sont tous bien portants et ne présentent rien de particulier.

Ci-joint deux photographies que j'ai faites à votre intention. La plus grande est l'agrandissement de l'autre. —

In einer Nachschrift vom 13. October bemerkt Hr. Gross: J'ai revu la mère de l'enfant ces derniers jours et elle m'a appris que le printemps dernier, lorsqu'elle avait coupé les cheveux de son garçon, ils avaient le double de la longueur qu'ils ont aujourd'hui. —

(29) Unter dem 13. October schickt Hr. Gross Photographien eines

Einbaums aus dem Bieler-See, nahe der Peters-Insel.

(Hierzu Tafel XV.)

Je vous envoie ici 2 photogr. figurant un canot lacustre, retiré du lac le printemps dernier par Mr. le Dr. de Fellenberg, dans le voisinage de l'Ile de St. Pierre. Creusé dans un tronc de chêne, il a environ 10 *m* de long., 60 *cm* de larg. à l'avant et 1 *m* de larg. à l'arrière. Grâce au traîtement qu'on lui a fait subire (on l'a imbibé pendant plusieurs semaines d'un mélange de pétrole et de vernis et entouré de cercles de fer), il a gardé sa forme primitive et est parfaitement conservé. Il a été transporté au nouveau Musée historique de Berne. —

(30) Hr. R. Virchow zeigt eine, von Dr. J. Dewitz aus Mentone, 26. August, an ihn eingesandte Photographie eines

Skeletfundes aus der Höhle Baoussée-Roussé.

Diejenigen Höhlen, welche prähistorische Reste beherbergen, liegen bereits auf italienischem Gebiete, das jedoch unmittelbar hinter dem Stadttheile Garavan

von Mentone beginnt. Der betreffende Fund ist von Hrn. R. Verneau in der Anthropologie 1892, Septembre-Octobre, beschrieben worden. —

(31) Hr. F. Jagor zeigt eine, für das Museum für Völkerkunde bestimmte

vollständige Liste des Handwerkszeuges der Tischler und Zimmerleute in Tokio nebst Preisen.

Die in japanischer Schrift angefertigte Liste ist mit einer deutschen Uebertragung der Namen und ihrer Uebersetzung versehen. —

(32) Hr. M. Bartels zeigt eine

Sammlung javanischer Spielsachen,

welche er vor einigen Monaten von Hrn. Dr. Gustav Beyfuss eerstanwezend offizier van gezondheit in Malang bei Socrabaja auf Java zum Geschenk erhalten hat. Dieselben lassen sich in zwei Gruppen scheiden, deren eine auf den ersten Blick erkennen lässt, dass die ihr zugehörenden Stücke ausländischen Einflüssen ihren Ursprung verdanken, während die der anderen Gruppe zugehörenden Gegenstände den Eindruck des Ursprünglichen, Autochthonen machen. Auf ausländischen, und zwar auf europäischen, Einfluss sind kleine Möbel, aus Blech gebogen, kleine Pfeifen von verschiedener Form, ein sehr gut functionirender Miniatur-Waldteufel und wahrscheinlich auch eine aus bemaltem Papier gefertigte Maske zurückzuführen. Schwieriger ist schon die Entscheidung bei einer Puppe aus bunten Lappen, für welche vielleicht chinesische Originale das Vorbild gegeben haben.

Unter den originalen Gegenständen befinden sich drei Kinder-Armringe, deren einer mit kleinen Schellen behängt ist. Nach einer Mittheilung des Hrn. Jagor sollen die Kinder solche Schellenringe auch ihren kleinen Lieblingsthieren, namentlich Tauben, um den Hals hängen. Zu nennen sind ferner eine aus Blech geschnittene kleine Heldenfigur für cin Wayang-Spiel; ein roh aus Holz geschnittenes, bemaltes Püppchen; eine ganz kleine, auf einem Stiele stehende flache Trommel, gegen die bei Umdrehungen des Stieles zwei an einem Faden hängende kleine Kügelchen anschlagen; zwei sitzende, reich geschmückte Personen, einen Mann und eine Frau darstellend, in gebranntem Thon u. s. w.

Besondere Erwähnung verdienen ein Paar Stücke, weil sie gewissermaassen eine Art Völkergedanken zum Ausdruck bringen. Da ist z. B. ein aus Palmblattstreifen geflochtener Hahn auf vier kleinen Rädern. Derselbe ruft eine grosse, einer Taube ähnliche Figur auf vier Rädern aus gebranntem Thon in die Erinnerung, welche sich in dem berühmten euganeischen Gräberfelde in Este gefunden hat. Eine plumpe, fusslose Henne in gebranntem Thon mit einem Schlitz auf dem Rücken, um als Sparbüchse zu dienen, hat Analogien von fast der gleichen Form und Grösse in Grabbeigaben römischer Gräberfelder im südlichen Bayern. Etwas anders in der Haltung und weniger dick sind die Kinderklappern in Hühnerform aus gebranntem Thon, wie sie sich in vorgeschichtlichen Gräbern Württemberg's und namentlich Nord-Deutschland's gefunden haben. Ein kleiner Reiter endlich auf plumpem Pferde, ebenfalls aus gebranntem Thon, erinnert an ganz ähnliche rohe Terracotta-Figürchen, wie sie Palma di Cesnola in Cypern fand, und wie sie aus dem euganeischen Gräberfelde in Este und aus verschiedenen Nekropolen Etrurien's u. s. w. zu Tage gekommen sind. Bemerkt mag noch werden, dass auch heute noch in dem Gebiete des alten Etrurien's, nehmlich in Florenz, ein dem antiken in der Form überraschend ähnlicher, kleiner Reiter von glasirtem Thon der modernen Jugend zum Spielzeug dient. Solch ein Florentiner Reiter wurde vorgelegt.

Den javanischen Spielsachen war ein Namensverzeichniss der einzelnen Gegen-nde in malayischer und javanischer Sprache beigefügt. —

(33) Hr. Lissauer demonstrirt eine Reihe von Tafeln, welche Frl. J. Schlemm Completirung des, der Gesellschafts-Bibliothek gehörigen, defekten Exemplars r Publikation von Lisch über das Friderico-Francisceum in Schwerin copirt t. Unter besonderer Anerkennung der vortrefflichen Ausführung spricht er der instlerin den Dank aus. —

(34) Hr. G. Schweinfurth schenkt der Gesellschaft ein grosses Album von n in Aegypten aufgenommener Photographien, welches namentlich charakteristische lder von Kopten enthält. —

Der Vorsitzende dankt in herzlichen Worten für das reiche Geschenk. —

(35) Hr. M. Bartels zeigt Photographien von Mitgliedern, welche für das bum der Gesellschaft eingesendet sind: von den

HHrn. Schweinfurth, Rösler in Schuscha, Maška zu Teltsch in Mähren d Amuat in Nagasaki.

Er benutzt diese Gelegenheit, um die noch rückständigen Bilder der ordent-hen und correspondirenden Mitglieder zu erbitten. —

(36) Hr. F. v. Luschan berichtet über

altorientalische Fibeln.

Dass federnde Gewandnadeln im alten Orient unbekannt gewesen seien, ist ı sehr weit verbreitetes Dogma. Zwar hat Rud. Virchow bereits 1881 Fibeln aus Kistengräbern der Troas erwähnt[1]), welche ihm Schliemann ein-sandt hatte, und auch auf dem Felsen-Relief von Ibris[2]) hat (soviel ich weiss s erster) Studniczka eine Fibel erkannt, — aber gegenüber der ungeheuren enge europäischer Fibeln traten diese spärlichen Funde östlicher Herkunft so hr zurück, dass man sie meist völlig übersah. Es erscheint mir daher wünschens-erth, neuerdings auf sie hinzuweisen und gleichzeitig einige andere orientalische beln zu besprechen, die mir kürzlich bekannt geworden sind.

Unter diesen verdienen das grösste Interesse sechs Stücke, welche noch aus n Ausgrabungen von Sir A. Henry Layard in Nimrud stammen und seit beinahe nfzig Jahren im British Museum öffentlich ausgestellt sind, aber bisher von emandem erkannt oder beachtet worden zu sein scheinen. Sie befinden sich dort Schrank 76 des Assyrian Room, mit verschiedenen anderen kleinen Bronzen auf nem Carton vereinigt; Hr. Wallis Budge, den ich auf dieselben aufmerksam achte, hatte die grosse Güte, mir eine nähere Besichtigung zu ermöglichen, und eilte mir auch mit, dass an der Provenienz-Angabe Nimrud nicht zu zweifeln i. Eine ganz genaue Datirung derselben ist bei der so sehr verwickelten Bau-schichte dieser Stadt kaum möglich; auch wenn wir von Salmanasser's I. dortigen uten ganz absehen, würden wir noch immer zwischen Assurnassirpal und sarhaddon, also zwischen rund 880 und 670, zu rechnen haben. Wir werden er aus mehrfachen Gründen eine mittlere Zeit annehmen und unsere Fibeln am sten in die Regierung Tiglatpilesar's III. (745—727) verlegen, der auf den

1) Verhandl. der Berliner Gesellsch. f. A., E. u. U. XIII. 1881. S. 422; vergl. auch Virchow, Gräberfeld von Koban, Berlin 1883, S. 27.

2) Abbildungen u. a. bei Hommel, Geschichte u. s. w. S. 716, bei Perrot. IV. 725 etc.

Ueberresten des früher an derselben Stelle von Salmanassar II. erbauten Palast den grossen „Central-Palast“ von Nimrud errichtet hat.

Ich hatte keine Zeit, genaue Zeichnungen dieser 6 Fibeln herzustellen, u hoffe, dass dies bald von anderer Seite her geschehen wird, nachdem nun einm die Aufmerksamkeit auf diese wichtigen Stücke gelenkt und ihre Bedeutung erkan worden ist; einstweilen gebe ich hier nur ganz schematische Skizzen derselbe aus denen als allerwesentlichste Eigensch dieser Fibeln zunächst hervorgeht, dass s durchweg aus zwei Stücken zusamme gesetzt sind, aus einem halbrunden oder rechtem Winkel gebogenem massiven Büg und aus einer federnden Nadel, die mit de einen Ende tief und fest in eine Aushöhlu des Bügels versenkt ist, während die fr Spitze in dem flachgedrückten und u gebogenen Bügelende Aufnahme findet. D Bügel selbst ist stets aus Bronze (od Kupfer?), im Querschnitte rund oder rech eckig mit abgerundeten Kanten, manchm mit perlenartigen Auftreibungen oder mit ei gravirten Linien verziert, anscheinend st gegossen, nicht etwa gehämmert. Bei ein der 6 Fibeln hat das zur Aufnahme d Nadelspitze dienende flache Bügelende d Form einer Hand, — so dass der ganze Büg einen kleinen, im Ellbogengelenk gebogen Arm vorstellt. Die Nadel selbst ist b einigen der Londoner Stücke nicht mehr v handen; bei einem scheint sie, geringen Ro spuren nach, aus Eisen gewesen zu sein; Allgemeinen hat sie nur eine einzige klei Spiralwindung in unmittelbarer Nähe des v senkten Endes und ist von Anfang bis Ende drehrund; natürlich ist sie gehämm und geschmiedet, nicht einfach gegossen. Die Verbindung von Nadel und Büg ist in zweifacher Weise erfolgt: einmal beschränkte man sich darauf, die versen Nadel einfach (durch ein Paar Hammerschläge auf das sie umschliessende En des Bügels) festzuklemmen, oder man durchbohrte dieses Bügelende sammt d versenkten Nadel und fixirte die beiden Theile durch eine richtige Niete, — Vorgang, der übrigens annehmen lässt, dass die zur Aufnahme des versenkt Nadelendes bestimmte Höhlung des Bügels gleichfalls erst nachträglich durch Bohr nicht etwa schon im Gusse hergestellt wurde.

Derartige zusammengesetzte Fibeln sind nun bisher fast völlig unbekannt, o richtiger, unbeachtet gewesen. Von den drei oben aus der Troas erwähnten näh sich eine diesem Typus; eine weitere dieser Art befindet sich seit langen Jah im Museum in Graz, ohne genauere Fundangabe, aber Prof. v. Luschin hat 18 die Güte gehabt, für mich zu ermitteln, dass an der orientalischen Herkunft d Stückes nicht zu zweifeln sei.

Ich selbst habe aber eine Reihe ähnlicher Fibeln in Sendschirli ausgegrab und werde diese im Zusammenhang mit den übrigen Funden von dort an ande

elle veröffentlichen[1]); es genüge hier, darauf hinzuweisen, dass meine Fibeln aus ndschirli sich von den assyrischen aus Nimrud nicht wesentlich unterscheiden.

Eine weitere Fibel dieser Art besitzt das Ashmolean Museum in Oxford aus artûs, so dass dieser Typus, von dem immerhin etwas abweichend gestalteten Stücke ıs der Troas abgesehen, jetzt schon für drei, bezw. vier orientalische Bezirke kannt ist: Nimrud, Tartûs, Sendschirli und das in Graz befindliche Stück. Er t aber auch in Griechenland vertreten. Arthur J. Evans, der Director des shmolean Museum in Oxford, zeigte mir zwei dort befindliche Fibeln aus Theben Böotien, die völlig in diesen Kreis gehören. Ich hoffe, dass diese thebanischen ücke, ebenso wie die aus Nimrud und Tartûs und die Grazer Fibula, bald zur eröffentlichung gelangen und in genauen Abbildungen vorliegen werden; ebenso t zu erwarten, dass nun in den alten Beständen anderer Sammlungen noch weitere ertreter dieser Gattung ermittelt werden dürften; vor Allem muss gehofft werden, ass neue Ausgrabungen in Vorder-Asien uns bald auch ältere Formen dieser anheinend nicht mehr primitiven, sondern schon sehr entwickelten Nadelgattung erhliessen werden. — Einstweilen habe ich mich hier darauf beschränkt, den achleuten einfach das Vorhandensein eines neuen Fibel-Typus anzuzeigen, er den östlichen Mittelmeerländern und rund dem 8. vorchristl. Jahrhundert anehört und sich durch eine völlig eigenartige Einfügung der Nadel in den Bügel on allen unseren prähistorischen Gewandnadeln scharf unterscheidet. —

(37) Die HHrn. W. Belck und C. F. Lehmann übersenden eine Mitheilung

über die Kelishin-Stelen.

Als Kel-i-shin, „blauer Pfeiler“, werden von den Kurden mehrere gleichrtige Stelen aus bläulichem Diorit bezeichnet, welche in den Gebirgen südwestlich, ezw. südsüdwestlich vom Südufer des Urmia-Sees aufgestellt sind. Die eine teht fast auf der Höhe des Passes, welcher von dem türkischen Dorfe Rovandiz[2]) ia Sidek nach der persischen Ortschaft Ushneï[3]) führt und an dieser Stelle lie Grenze zwischen Türkisch- und Persisch-Kurdistan bildet. Sie hat ihrem standort den Namen gegeben: die betr. Höhe, bezw. der Pass wird ebenfalls als Kelishin bezeichnet.

Diese Stele ist von Schulz entdeckt worden, dessen Copie aber nach seiner Ermordung verloren ging. Die erste genauere Nachricht über dieselbe Stele gab Sir Henry Rawlinson, doch hatte er die ihre Vorderseite bedeckende Inschrift nicht gründlich copiren können, — wir werden später sehen, warum. Ein Abguss, ler im Jahre 1852 von Chanykoff genommen wurde, ging „unterwegs“ zu Grunde vergl. dazu weiter unten S. 397).

Im Jahre 1858 hat dann Blau einen Gypsabguss dieser Inschrift genommen und der deutschen morgenländischen Gesellschaft zum Geschenk gemacht. Derselbe zerbrach auf dem Transport in vier Stücke, die (in unrichtiger Reihenfolge) zusammengefügt wurden. Nach einer Copie dieses Abgusses hat dann Sayce die Inschrift (Nr. LVI) in Transscription veröffentlicht und behandelt[4]).

---

1) Ausgrabungen in Sendschirli. Berlin. W. Spemann 1893.

2) So die russische Karte (s. umstehend). Kiepert und Morgan: (in französischer Bezeichnung) „Revandouz“.

3) So Rawlinson und russische Karte; Kiepert und Morgan: „Ouchnou(h)“.

4) The cuneiform inscriptions of Van. Journal of the Royal Asiatic Society. N. S. XIV, p. 663ff.

Von dem Vorhandensein einer anderen ebenfalls als Kelishin bezeichnet Stele hatte man durch eine Nachricht Rawlinson's Kunde, der jedoch dies zweite Monument nicht selbst besucht hatte.

Eine der Kelishin-Stelen ist nun 1891 von Mr. J. de Morgan besuch worden: Er fand sie beiderseitig mit Inschriften bedeckt. Er hat vor Kurzem einen Bericht über diesen Besuch und über den Befund der Stele gegeben die Inschriften, eine chaldische und eine scheinbar assyrische, sind gleich zeitig von Mr. Scheil im Originaltext veröffentlicht, übersetzt und besproche worden [1]).

---

1) La stèle de Kel-i-chin par J. de Morgan, Directeur Géneral des fouilles d'Egypt et V. Fr. Scheil, O. P., Membre de la Mission du Caire im „Recueil des travaux relati à la philologie et l'archéologie Egyptiennes et Assyriennes". Vol. XIV. Liv. 3 et 4 p. 153—160.

I. Es unterliegt nun keinem Zweifel, dass Morgan eben jene von Rawlinson gesehene und beschriebene Stele von Kelishin-Ushneï aufgesucht und ihre Inschriften abgeklatscht hat, während Scheil Morgan's Inschriften fälschlich so behandelt, als stammten sie von jener anderen Stele, die Rawlinson nur als vorhanden erwähnt und von deren Inschrift bisher überhaupt keine Copie oder Nachbildung bekannt geworden war.

Dieser bedenkliche Irrthum hätte bei genauer Beachtung der von den Reisenden gemachten Angaben über die geographischen und topographischen Verhältnisse nicht begangen werden können. Freilich muss, — abgesehen von anderen, später anzuführenden Umständen, welche die Verwechselung zum Theil entschuldigen, — in Betracht gezogen werden, dass es ungewöhnlich schwer hält, sich nach den leichter zugänglichen Hülfsmitteln eine deutliche Vorstellung von der geographischen Situation zu verschaffen.

Wir selbst haben einige Klarheit erst gewinnen können, nachdem wir auf die in verhältnissmässig grossem Maassstabe (1 : 2 100 000) gezeichnete russische Karte von Persien, Afghanistan u. s. w. aus dem Jahre 1881[1]) aufmerksam gemacht worden waren, welcher auch die vorstehende Skizze entnommen ist.

Vergleichen wir nun zunächst Rawlinson's und Morgan's Angaben:

In dem höchst fesselnden und noch heute ein aufmerksames Studium vielfach lohnenden Bericht über seine im Jahre 1838 vorgenommenen Reisen in Kurdistan[2]) schildert Rawlinson, wie er am 24. October von Ushneï aufbrach, um die Inschrift auf der Passhöhe aufzusuchen, und, nachdem er zwei Tage durch das Wetter an der Ausführung dieses Planes verhindert war, am 26.[3]) October unter mancherlei Beschwerden (siehe unten) die Besteigung ausführte und die Stele fand.

„Ich fand hier auf einer kleinen Erhebung an der Seite des Weges und fast auf der Höhe des Passes den berühmten Keli-Shín, von dem ich so Manches hatte berichten hören, das meine Neugierde reizte. Ich habe bereits der Gefahr gedacht, mit welcher die Uebersehreitung dieses Passes verbunden ist, — sie hat ihren Grund nicht sowohl in der Tiefe des (liegenden) Schnees, als in den heftigen und todbringenden Schneewehen („drifts"), welche während des grösseren Theils der Wintermonate fortwährend über die Berge hinfegen. Diese Schneewehen entstehen so plötzlich und haben eine so furchtbare Gewalt, dass der Reisende, der einmal wirklich von ihnen erfasst ist, sich nur selten wird retten können. Da aber der Pass von Keli-Shín die einzige Verbindung zwischen Persien und Rowándiz ist, so finden sich zu allen Jahreszeiten Personen, die kühn genug sind, den Uebergang zu wagen; aber kein Winter vergeht, ohne dass der Schnee eine Anzahl von Opfern forderte. Infolge der Häufigkeit dieser Unfälle umwebt den Pass ein geheimnissvoller Schauer, und in dem Aberglauben der Kurden verknüpft sich

---

1) Карта Персіи Авганистана и Белуджистана составлена по новѣйшимъ свѣдѣнлямъ въ военно-топографическимъ отдѣлѣ Кавсказкаго военнаго отдѣла. Tiflis 1881. — Vergl. ferner auch Kiepert's „Nouvelle Carte générale des provinces Asiatiques de l'Empire Ottoman" und die von Rawlinson seinem Reiseberichte (s. d. folgende Anmerk.) beigegebene Kartenskizze. C. L.

2) „Notes on a Journey from Tabríz, through Persian Kurdistan, to the Ruins of Takhti-Soléïmán and from thence by Zenján and Ṭárom, to Gilán, in October and November 1838; with (a) Memoir on the Site of the Atropatenian Ecbatana". Journal of the Royal Geographical Society of London. X. 1841. p. 1—64 (158).

3) „27th" ist Druckfehler. Die Erlebnisse des 27. Octobers werden später geschildert.

dieses Gefühl mit dem Keli-Shín, der als Talisman betrachtet wird, den ein mächtiger Magier[1]) geschaffen habe, um ein Schutzmittel gegen Gefahren zu bilden, der aber jetzt, da man ihn nicht richtig in Wirksamkeit zu setzen wisse, nur dazu diene, immer neue Opfer in's Verderben zu locken. Der Keli-Shín ist ein Pfeiler von dunkelblauem Stein, 6 Fuss hoch, 2' breit, 1 Fuss tief, oben und an den Ecken abgerundet und in einen Sockel eingelassen, der aus einem soliden Block von derselben Gesteinsart besteht und bei 2 Fuss Tiefe 5 Fuss im Geviert misst.

„Auf der nach Osten gewendeten Breitseite des Pfeilers ist eine Keilinschrift von 41 Zeilen eingegraben, aber von anderen Sculpturen findet sich keine Spur. Ich hatte mir vorgenommen, eine Copie der Inschrift anzufertigen; zu meinem grossen Bedauern jedoch fand ich das ganz unthunlich. Beim Wegbrechen der Eisschicht, mit welcher die Oberfläche des Steines bedeckt war, erwies sich die obere Hälfte der Inschrift unwiederbringlich zerstört („irrecoverably obliterated"), und auch die untere Hälfte hatte so sehr gelitten, dass es — ausser bei sehr günstigem Stand der Sonne (bald nach Sonnenaufgang, wo die Strahlen ein wenig schräg auf die Schrift fallen) — unmöglich erschien, ein halbes Dutzend aufeinander folgender Zeichen zu unterscheiden; einen Abklatsch, zu dem feuchtes Papier nöthig, konnte man natürlich bei einer Temperatur von — 20° auch nicht anfertigen; so konnte ich nur ein Paar Zeichen copiren, um die Schriftart, der die Inschrift angehört, zu bestimmen, und die Dimensionen der Stele messen; und auch hierbei trieb der Führer, den ich mitgenommen, zur Eile, denn der Wind war allmählich stärker geworden und nach seiner Versicherung war binnen einer halben Stunde eines der verhängnissvollen Schneewehen zu erwarten. So verweilte ich nur, um einige Ortsbestimmungen zu machen und einen Blick von der Passhöhe auf die grossartige Gebirgsscenerie in der Richtung nach Rovándiz zu werfen. Dann wendeten wir unsere Pferde und suchten, so gut wir konnten, unseren Pfad auf dem Wege, den wir beim Aufstieg gebahnt hatten . . . . .

„Die Aussicht von der Passhöhe war höchst grossartig, Berge über Bergen emporragend, chaotisch zusammengehäuft und in unentwirrbaren Verästelungen weithin verlaufend . . . . .

„Die äussere Schranke (barrier) des ungeheuren Bergzuges, über dessen Höhe der Pass von Keli-Shín führt, erweist sich als die höchste Erhebung in der ganzen Bergkette, denn von der Stelle, an welcher ich stand, zeigte mir der Führer die Lage von Sidek, Rovándiz und selbst von Ḥerir, welch' letzteres der assyrischen Grenze sehr nahe liegt.

„Und nun muss ich einen Augenblick verweilen, um einige Bemerkungen über diese sehr merkwürdige Stele von Keli-Shín zu machen. In einer Entfernung von 5 Stunden von dem Pass, welchen ich erstiegen hatte, befindet sich eine ganz ähnliche Stele („a precisely similar pillar") auf der Höhe des zweiten Bergzuges, der die Stadt und den District von Sidek überagt. Diese trägt ebenfalls eine lange Keilinschrift, und da sie ungleich besser erhalten sein soll, als die bei Ushneï, so wäre es sehr wünschenswerth, dass sie untersucht und copirt würde. Gegenwärtig aber messe ich diesen beiden interessanten Denkmälern hauptsächlich deshalb einen hohen Werth bei, weil sie einen grossen Verkehrsweg zu bestimmen ermöglichen, der in alten Zeiten über diesen Gebirgszug führte! . . . . ."

1) Man vergleiche hierzu u. A. die Bezeichnung des von Rusas angelegten Staubeckens als „Priester-See" (Keschisch-Göll). S. Zeitschrift für Ethnol. 1892, S. 181ff.

Rawlinson geht dann zunächst auf die Benutzung dieser Strasse im Mittelalter ein und bemerkt dabei:

„Ich zweifle nicht, dass bei dem häufigen Verkehr zwischen den Kirchen von Azerbeidjân und Assyrien regelmässig die Route über das Gebirge und über Rovándiz benutzt wurde. Von Ushneï führte sie über den Keli-Shín nach Sidek, von Sidek nach Rovándiz, von Rovándiz nach Ḥerir und von Ḥerir bog sie in die Ebene von Arbela ab.“

Es ist also absolut klar, dass die Stele, die Rawlinson beschrieben, die Blau abgegossen, die Sayce publicirt hat, diejenige ist, welche auf der Höhe des Passes zwischen Rovandiz und Ushneï steht.

Und nun halte man dazu Morgan's Angabe über den Standort der von ihm besuchten Stele: „Dieser blaue Stein (diorite à gros éléments) ist auf der Höhe der Berge aufgestellt, die die politische Grenze und die Wasserscheide zwischen Persisch- und Türkisch-Kurdistan bilden. Sie liegt auf 36° 50′ nördl. Br. und 42° 35′ östl. L. von Paris. Die Höhe dieses Bergrückens beträgt 2860 *m* ü. M.; die Route, die über ihn hinweg geht, führt von Revanduz (Türkei) nach Ushnuh (Persien).“

Demnach ist die Stele, der Morgan's Besuch galt, mit der von Rawlinson gesehenen und beschriebenen identisch.

Scheil wird zu seiner irrthümlichen Annahme, dass in der von Morgan besuchten Stele die andere Stele, von welcher Rawlinson nur durch Hörensagen Kunde erhalten hatte, zu erblicken sei, zunächst verleitet sein durch die irrige und irreführende Angabe Morgan's, dass die Inschrift der von ihm publicirten Stele von Rawlinson „signalisirt“, aber noch nicht veröffentlicht sei. Hier hätte der in der Keilschrift-Forschung nicht heimische Morgan durch den auf chaldischem Gebiete wohlbewanderten Assyriologen Scheil corrigirt werden müssen.

Weiter ist Scheil's Irrthum offenbar befördert worden durch den Umstand, dass von der Existenz einer zweiten (scheinbar) assyrischen Inschrift auf der Stele von Keli-Shín-Ushneï bisher nicht das Geringste verlautet hatte.

Dass Rawlinson nicht daran dachte, die Rückseite der Stele zu untersuchen, erklärt sich, — abgesehen von der allgemeinen Beobachtung, dass der Rückseite von Inschriftsteinen, Stelen u. s. w. nicht immer die genügende Aufmerksamkeit seitens der Forschungsreisenden zugewandt wird[1]), — ohne weitere Erörterung aus den oben in seinen Worten geschilderten Schwierigkeiten, mit denen er bei seinem Besuche zu kämpfen hatte. Ein längeres Verweilen an dieser Stelle verbietet sich aber auch bei günstigerer Jahreszeit, denn sie ist, wie auch Rawlinson betont (l. c. p. 20), nicht minder verrufen wegen der räuberischen Ueberfälle der in diesen Grenzdistricten besonders kriegerischen und zügellosen Kurden, die in der guten Jahreszeit auf den Bergen hausen, wie wegen der winterlichen Schneewehen.

---

1) Dass hier ein bei künftigen Forschungen zu vermeidender Fehler vorliegt, hatte bereits der Befund der Rusas-Stele gelehrt. Da es nicht allzu schwierig gewesen wäre, die Stele, welche umgestürzt am Boden lag, trotz ihres bedeutenden Gewichts zu wenden, so würden wir im Besitz der auf ihrer Rückseite wahrscheinlich befindlichen Inschrift sein (Zeitschr. f. Ethnol. 1892, S. 143, Anmerk. 1), wenn mir rechtzeitig die Möglichkeit, dass auch die Rückseite beschrieben sein könnte, in den Sinn gekommen wäre.
W. B.

Bei Blau kommt vermuthlich hinzu, dass er, der auf dem Gebiete der Keilschrift-Forschung Laie war, Rawlinson's lange vor seinem Besuch erschienenen Reisebericht gekannt haben und somit nur auf die Erlangung eines brauchbaren Abgusses der einen Inschrift, von deren Vorhandensein er wusste, bedacht gewesen sein wird [1]).

Nur zweimal im Jahr kann nach Rawlinson (p. 20) der Pass von Kelishin-Ushneï mit einiger Sicherheit erstiegen werden, in der ersten Hälfte des März, wenn die Kurden noch nicht die Höhen aufgesucht haben, während Schneewehen nicht mehr zu befürchten sind, und in der ersten Hälfte des October, wenn die Kurden bereits wieder zu Thal gezogen sind, der eigentliche Winter aber noch nicht begonnen hat.

Morgan's Besuch (8. October 1891) fiel in den einen dieser günstigen Zeitabschnitte, so dass er in dieser Hinsicht gegen Rawlinson (26. October) im Vortheil war. Aber auch für Morgan war die Aufsuchung der Stele und die Ersteigung des Passes ein Wagniss. Seine Escorte weigerte sich, ihm an den verrufenen Ort zu folgen, und nur von dem Khan des Dorfes Hei begleitet, unternahm er den Aufstieg. Um so dankbarer müssen wir dem kühnen Forscher sein für seine genaue Untersuchung der Stele, deren Frucht die Erlangung einer sehr werthvollen erneuten Nachbildung der bereits bekannten chaldischen Inschrift auf der Vorderseite und die Entdeckung der (scheinbar) assyrischen Inschrift auf deren Rückseite ist. —

Dass nun der von Morgan im Abklatsch mitgebrachte chaldische Text eine ganz ausserordentliche Uebereinstimmung mit der bekannten Inschrift von Kelishin-Ushnei (Rawlinson-Blau-Sayce) zeigt, hat auch Scheil sofort bemerkt. Er veranschaulicht dies, indem er den Text bei Sayce und den von Morgan, die also seiner irrigen Meinung nach von zwei verschiedenen Stelen stammen, Zeile für Zeile neben einander stellt.

Obgleich nun die Identität der von Rawlinson, wie von Blau, und der von Morgan besuchten Stele durch die dargelegte Prüfung der vorliegenden Berichte geographisch zur Evidenz erwiesen ist, so wird es, da die Verwirrung nun einmal angerichtet ist, nicht überflüssig sein, zu zeigen, dass, von dem örtlichen Befunde ganz abgesehen, die rein philologische Prüfung der vorhandenen Nachbildungen und Publicationen der Texte die Identität des chaldischen Textes bei Morgan-Scheil und bei Sayce (nach Blau) mit absoluter Sicherheit ergiebt. Mit diesem Nachweise verbindet sich die Mittheilung einiger, für die Kritik des Textes nicht belangloser Beobachtungen.

Nach Sayce's Publication fehlt nehmlich an 2 Stellen (Fragment 1, Z. 2 u. 4) vor dem Namen des Königs Menuas das Personen-Determinativ (Sayce ergänzt es), an allen übrigen Stellen der Inschrift, wo der Name des Menuas oder sonst ein Personenname genannt ist, findet es sich vor.

Bei Scheil, nach Morgan, fehlt nun gerade, wie bei Sayce, an den beiden genannten Stellen das Determinativ ebenfalls.

Nachdem wir dies festgestellt, hat einer von uns (Belck) Gelegenheit genommen, in Halle den in der Bibliothek der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft aufbewahrten Blau'schen Gypsabguss des Textes von Kelishin-Ushneï einer genauen Prüfung zu unterziehen, wobei er von Hrn. Dr. Zimmern in liebenswürdigster Weise unterstützt worden ist.

---

1) Ein genauer Bericht über Dr. Blau's persische Reisen und speciell über seinen Besuch dieser Stele existirt leider nicht.

Dabei stellte es sich zunächst heraus, dass in der That in Fragm. 1, Z. 2 u. 4, ganz wie Sayce es angiebt, jenes Determinativ fehlt. Dass es nun nicht gerade sehr wahrscheinlich ist, dass der Steinmetz in den zwei vermeintlichen Ausfertigungen einer und derselben Inschrift beide Mal genau an derselben Stelle, sei es aus Nachlässigkeit, sei es aus Bequemlichkeit, dieselbe Ungenauigkeit begangen hat, leuchtet ein. Will man diese aber auf die etwaige gemeinsame Vorlage zurückführen, so bliebe immer das weitere Bedenken bestehen, dass auf beiden Denksteinen in den genannten Zeilen die Zeichen genau gleich vertheilt erscheinen.

Die Untersuchung in Halle hat aber weiter ergeben, dass sich diese Uebereinstimmung in der Vertheilung der Zeilen und Zeichen über den ganzen Text erstreckt. Die folgende Uebersicht zeigt, dass 27 von den 41 Zeilen der Inschrift, wie sie der Blau'sche Abdruck und Scheil's Publication nach Morgan bieten, mit derselben Silbe (Keilgruppe) nicht nur, sondern mit demselben Keil beginnen oder aufhören; in einer grossen Anzahl dieser Fälle stimmen Anfang und Ende der Zeilen überein[1]). Diese sind also auch in ganz gleicher Weise verstümmelt.

Auf beiden Nachbildungen, der von Blau und der von Morgan, erweisen sich:

1. Z. 9 ganz gleich am Anfange.
2. „ 10[2]) „ „ „ „
3. „ 11 „ „ „ Ende.
4. „ 12 „ „ „ „
5. „ 13 „ „ „ Anfange.
6. „ 15 „ „ „ Ende.
7. „ 16 „ „ „ „
8. „ 18 „ „ „ Anfang u. Ende.
9. „ 20[3]) „ „ „ Anfange.
10. „ 23 „ „ „ „
11. „ 24 „ „ „ Anfang u. Ende.
12. „ 25 „ „ „ „ „ „
13. „ 26 „ „ „ Anfange.
14. „ 27 „ „ „ „
15. Z. 29 ganz gleich am Anfang u. Ende.
16. „ 30 „ „ „ „ „ „
17. „ 31 „ „ „ „ „ „
18. „ 32 „ „ „ Ende.
19. „ 33 „ „ „ Anfang u. Ende.
20. „ 34 „ „ „ „ „ „
21. „ 35 „ „ „ Anfange.
22. „ 36 „ „ „ „
23. „ 37[4]) „ „ „ Anfang u. Ende.
24. „ 38 „ „ „ „ „ „
25. „ 39 „ „ „ Anfange.
26. „ 40 „ „ „ „
27. „ 41[5]) „ „ „ „

Hierzu muss noch bemerkt werden, dass der Gypsabguss bei den meisten der anderen, soeben nicht genannten Zeilen, an denen die Scheil'sche Publication

---

1) Der Blau'sche Abguss ist, wie bemerkt, nachdem er auf dem Transport zerbrochen war, falsch zusammengesetzt. Fragment IV gehört in Wahrheit zwischen Fragm. I und Fragm. II (vergl. schon Sayce, p. 668). Hier die Concordanz, wie sie bereits von Scheil bei seiner Vergleichung der vermeintlich verschiedenen Texte hergestellt ist: Sayce, Fragm. I = Z. 1—13, Sayce, Fragm. IV = Z. 14—21, Sayce, Fragm. II = Z. 22—28, Sayce, Fragm. III = Z. 29—41 des Originals nach Morgan.

2) Sayce giebt noch ein e vor dem Pluralzeichen [pl.], das ich indessen auf dem Original nicht entdecken konnte; die Zeile lautet vielmehr:

.... pl. DUB. TE ni-sa-ni BABU-na-ḫu,

dann folgt der Ansatz von zwei waagerechten Keilen, das Uebrige war weggebrochen. W. B.

3) Sayce bietet in Z. 20: i-ni-ni; das Original zeigt pa-ni-ni, wie bei Scheil-Morgan. W. B.

4) Das mu dieser Zeile ist mehr als fraglich, statt dessen muss es su heissen, also:

DUB. TE i-ni su-u-i du-li-e,

„wer den Schriftstein von diesem Platze entfernt(?)". W. B.

5) Das von Sayce hier gelesene ar-mu-zi existirt auf dem Original-Gypsabguss nicht. W. B.

einige Charaktere zu Anfang oder Ende derselben mehr, wie die Sayce'sche, giebt, ebenfalls noch Zeichen erkennen lässt, die aber zu undeutlich gerathen sind, als dass man sie lesen könnte[1]).

Dass an einigen Stellen die Morgan'sche Nachbildung mehr giebt, als die Blau'sche, an anderen wieder letztere mehr, als erstere, ist nicht weiter auffällig. Es wäre geradezu wunderbar, wenn bei der Zertrümmerung des Blau'schen Abgusses nicht kleinere Stücke verloren gegangen wären, und mit ihnen die Wiedergabe von Zeichen, die auf dem Original erhalten waren und die nun der unversehrte Morgan'sche Abklatsch erkennen lässt. Andererseits hat in den seit Blau's Besuch verflossenen Jahrzehnten die Zerstörung der Stele weitere Fortschritte gemacht, wobei die Kurden, die, wie Scheil mittheilt, die Stele (die sie früher als Talisman heilig hielten!) als Zielscheibe benutzen, dem natürlichen Zerfall durch Verwitterung wirksam zu Hülfe kommen. Es ist also ganz erklärlich, wenn Theile von Zeilen, die bei Blau vorhanden sind, bei Morgan fehlen[2]).

Nimmt man hinzu, dass die Vertheilung der Zeichen, sowie das Vorkommen von Verstümmelungen auch innerhalb der Zeilen und — nach dem durch Anfang und Ende der Zeilen dargestellten Gesammtumriss — die Form des theilweise zerstörten Monuments in der Nachbildung von Blau und der von Morgan identisch sind, so ist der Beweis erbracht, dass wir es hier mit der Wiedergabe eines und desselben Exemplars einer Inschrift, eben der Stele von Kelishin-Ushneï, zu thun haben. Dieser philologische Beweis sollte, wie nochmals betont sei, nur zur Ergänzung und Bestätigung der an sich bereits bündigen und sicheren Schlussfolgerungen aus Rawlinson's und Morgan's Berichten über Auffindung und Standort des Denksteins dienen. —

Mit der ausgesprochenen Absicht, einer möglichen Verwechslung vorzubeugen, weist nun Morgan auf die Existenz eines zweiten, ebenfalls als Kelishin bezeichneten Passes hin. Morgan's Bericht lautet wie folgt:

„Zwischen dem District von Bané (Goust de Sihné) und dem von Sauchbulag („mukri") liegt ein anderer Berg, der ebenfalls den Namen Kel-i-schin führt. Er liegt in den Kal-i-kan-Bergen („dans Kal-i-kan Daghi") und trug vormals gleichfalls eine blaue Stele, aber dieses Monument ist zerstört, und heute deutet nur der Name an, dass einst ein Eroberer mit einem Heere von Westen her den Pass überschritten hat".

Ein Blick auf die beigegebene Kartenskizze zeigt, dass nahe und, in seinem südlichen Theile, fast parallel dem Gebirgszuge, über welchen der Pass von Kelischin-Ushneï hinüberführt, im Osten eine andere Bergkette verläuft, die überschritten werden muss, um aus dem District von Bana nach Sauchbulag zu gelangen. Der Gebirgsstock trägt, wenigstens in dem mittleren Theile, über welchen dieser Pass (*B* auf der Kartenskizze) führt, nach der russischen Karte den Namen Kurtak.

Die beiden Kelishin-Pässe sind in der Luftlinie etwa 70 Werst = 75 *km* von einander entfernt. Morgan hebt mit Recht hervor, dass die Route über diesen zweiten Pass von der zwischen Rovandiz und Ushneï gründlich verschieden ist: sie stellt die Verbindung zwischen der Gegend von Suleimaniyeh und zwischen

1) Ueberhaupt präsentirt sich die Inschrift auf dem Gypsabguss nicht gerade deutlich, weshalb es Sayce um so höher anzurechnen ist, dass er sie bis auf einige wenige Stellen richtig gelesen und wiedergegeben hat. W. B.

2) Ob zu diesen Fällen das Fehlen des vor Ispuinis in Z. 17 an dem Blau'schen Abguss und entsprechend auch in Sayce's Ausgabe („Fragm. IV, Z. 4") gebotenen Personen-Determinativs bei Morgan-Scheil zu rechnen ist, oder ob hier ein Versehen bei der Herausgabe vorliegt, vermögen wir nicht zu entscheiden.

Azerbeidjan her, hat also, namentlich nach der türkischen Seite hin, einen wesentlich südlicheren Ausgangs-, bezw. Endpunkt, als jene.

Da die auf der Höhe dieses Passes (bei *B*) aufgestellte Stele, wenn anders Morgan's Information zutrifft, zerstört ist, so müssen wir die Hoffnung, dass die Inschrift für die Wissenschaft erhalten und verwerthet werden könne, aufgeben. Die Thatsache, dass an einem geographisch und strategisch wichtigen Punkte ein derartiger Schriftstein in alter Zeit seine Aufstellung gefunden hatte, ist aber an und für sich von Interesse. Da nun auch Rawlinson neben der Stele von Kelishin-Ushneï einer anderen Kelishin-Stele Erwähnung gethan hatte, so erscheint es unumgänglich, mit Bezug auf den Standort auch dieser beiden Monumente, einige Bemerkungen hinzuzufügen, um der Entstehung fernerer und der Verbreitung bereits entstandener Irrthümer und Verwechslungen entgegen zu wirken.

Dass nehmlich Rawlinson, wenn er sagt, dass die zweite, gleichfalls Kelishin benannte Stele auf der „Höhe der zweiten Berglinie, welche die Stadt und den District von Sidek überragt" (s. o.), nicht die Stele im Auge haben kann, die nach Morgan's Angabe auf der Höhe des Passes über dem Kurtak aufgestellt ist, ergiebt sich — von vielem Anderen abgesehen — aus der Thatsache, dass nach Rawlinson die zweite Kelishin-Stele 5 Stunden vom Passe von Kelishin-Ushneï entfernt ist, während, wie angegeben, Morgan's zweite Stele — wenn man allein die Entfernung in der Luftlinie in's Auge fasst — 775 *km* (= etwa 122 Stunden Weges) vom Passe von Kelishin-Ushneï entfernt ist. Zwischen Sidek und dem Kurtak nun gar liegen in der Luftlinie etwa 90 Werst = 95 *km*.

In der That bezieht sich denn auch Rawlinson's Bericht auf eine gänzlich anders gelegene Stele. Seine Aangabe wird ergänzt durch folgenden Passus eines Briefes, welchen der Missionar J. Perkins an Prof. Fleischer [d. d. Urmia, 12. bis 17. October 1853][1]) gerichtet hat:

„Sie erinnern sich vielleicht der mit Keilschrift bedeckten Säule von Kallia-Shîn, auf dem höchsten Punkte eines Bergrückens, westlich von der Ebene, in welcher die Stadt Uschnu liegt, gegen 65 (engl.) Meilen südwestlich von Orumia. Diese Säule wurde vor etwa 15 Jahren von Oberst Rawlinson besucht und zum Theil copirt. Hr. Chanykoff machte voriges Jahr von den Inschriften einen vollständigen Gypsabdruck, der aber auf dem Transport verunglückte. Als er vergangenen Sommer wieder in Nord-Persien war, erhielt er durch dorthin abgeschickte Leute einen sehr guten Papierabdruck derselben Inschriften. Leider sind sie mehrfach beschädigt und werden daher nicht durchgängig zu entziffern sein. Eine in jeder Hinsicht ähnliche Säule entdeckte vor einem Vierteljahre der Arzt der amerikanischen Mission, Dr. Henry Lobdell, bei Gelegenheit einer Besuchsreise zu uns zwischen Uschnu und der berühmten kurdischen Stadt Ravenduz, etwa 5 (engl.) Meilen vor letzterer, nicht weit von dem nestorianischen Dorfe Sadikân. Sie steht ganz nahe an der Strasse unter einer Baumgruppe bei einem Begräbnissplatze. Man hat vermuthet, die Säule von Kallia-Shîn bezeichne den Weg, welchen Alexander bei der Verfolgung des Darius einschlug; Andere hielten sie für eine Grenzsäule zwischen Medien und Assyrien. Die Auffindung jener zweiten Säule in einer für die Grenze eines Reiches durchaus unpassenden Lage, einige 30 (engl.) Meilen abwärts von der Bergkette, auf deren Spitze die erstere steht, scheint wenigstens gegen die letzterwähnte Annahme zu streiten." ---

Wie Rawlinson, constatirt Lobdell, der über Sidek und den Kelishin-

1) Zeitschrift der deutschen Morgenländischen Gesellschaft. VIII, S. 601f.

Pass von Rovandiz nach Ushneï gereist war, also beide Monumente gesehen hatte, dass sie einander im Aussehen völlig glichen.

Da nun Sidek an der Strasse von Rovandiz nach Ushneï liegt, so würde man es danach auch verstehen, dass Rawlinson davon spricht, dass durch die beiden von ihm in Betracht gezogenen Stelen Eine grosse Verkehrslinie bestimmt werde (oben S. 392f.).

Das Gebiet Sidek wird von Rawlinson als ein Gebirgsdistrict geschildert, der etwa 40 kleine Dörfer umfasse, die in den Klüften und Schluchten der Hügel verstreut liegen. So wäre es an sich denkbar, dass an der Stelle, wo sich die Stele befindet, die Strasse bei Sidek bereits über eine niedrigere Berg- oder Hügelkette führt, wodurch Rawlinson's Angabe, diese Stele liege „auf der Höhe des zweiten Bergzuges, der Sidek überrage“, ihre Rechtfertigung fände.

Aber — Lobdell's Stele steht gar nicht bei der Stadt Sidek, sondern bei dem „Nestorianerdorf Sadikân“. Diese beiden Ortschaften können nicht identisch sein, denn Sadikân liegt nach Perkins 5 engl. Meilen (7—8 *km*), Sidek dagegen nach der Karte mehr als 26 *km* (Luftlinie) von Rovandiz entfernt.

Entweder also, es stehen zwischen Rovandiz und der Passhöhe von Kelishin-Ushneï noch zwei weitere Stelen, oder Rawlinson's Angabe ist falsch und beruht auf einer Verwechselung von Sidek und Sadikân. Letzteres muss entschieden als das Wahrscheinlichere gelten. Denn Rawlinson hat Sidek nicht besucht[1]), sondern ist, wie sein Bericht (S. 392) uns mittheilte, auf der Höhe des Passes von Kelishin-Ushneï, von welchem er in der Tiefe u. A. auch Sidek hatte liegen sehen, umgekehrt und nach der persischen Seite zurückgekehrt, von der er gekommen war.

Lobdell dagegen hätte doch das zweite Monument (bei Sidek) schwerlich übersehen und unerwähnt lassen können. Eine sichere Entscheidung ist aber zur Zeit nicht möglich. —

Da nun die zweite der von Morgan erwähnten Stelen thatsächlich auf der Höhe eines Bergzuges aufgestellt ist, so kann es nicht Wunder nehmen, dass die besprochene, in jedem Falle missverständliche Angabe Rawlinson's, die in Sayce's Abhandlung übergegangen ist, weiterer Verwirrung Thür und Thor geöffnet hat. Scheil hat nicht nur nicht erkannt, dass die von Morgan besuchte und abgeklatschte Stele die von Kelishin-Ushneï war, sondern er bezeichnete diese Morgan'schen Texte als die von Kelishin-Sidek, während Morgan die Stele bei Sidek (?) überhaupt nicht erwähnt hatte.

Um unser Möglichstes zur Klärung und künftigen richtigen Auffassung der allerdings recht sehr verwickelten Verhältnisse zu thun, fassen wir das Ergebniss unserer Betrachtung noch einmal zusammen: Es liegen bis jetzt Nachrichten über mindestens drei als Kel-i-shin bezeichneten Stelen vor. Diese sind:

1. Die auf der Höhe des nach ihr Kelishin benannten Passes zwischen Rovandiz und Ushneï (*A* auf der Kartenskizze), besucht von Schultz, Rawlinson, Chanykoff, Lobdell, Blau, Morgan; abgegossen, bezw. abgeklatscht von Chanykoff, Blau (Vorderseite), Morgan (beide Seiten); Inschrift der Vorderseite publicirt in Umschrift von Sayce nach Blau's Abguss; Text der Vorder- und Text der Rückseite veröffentlicht von Scheil nach Morgan's Abguss unter der falschen Bezeichnung als Inschriften von Kelishin-Sidek.

1) Ungenauer Weise läuft die rothe Linie, durch welche Rawlinson's Route auf seiner Karte angedeutet wird, trotzdem bis Sidek.

2. Mindestens eine, ebenfalls an der Strasse von Rovandiz nach Ushneï (bei Sadikân) aufgestellte Stele, besucht von Lobdell, erwähnt von Rawlinson (?); Inschrift unbekannt.
3. Die Stele auf der Höhe des über den Kurtak aus dem District von Bana nach Saudjbulaq führenden Passes, der nach diesem Monument ebenfalls den Namen Kelishin führt (Kartenskizze bei *B*); erwähnt von Morgan; Inschrift unbekannt; das Monument selbst nach Morgan's Informationen zerstört. —

II. Leider ist hiermit die Reihe der Irrthümer, welche sich an Morgan's an sich so verdienstliche Nachbildung und Veröffentlichung der beiden Inschriften der Stele von Kelishin-Ushneï knüpft, noch nicht abgeschlossen.

Sayce[1]) nehmlich hat kurz nach Erscheinen der Morgan-Scheil'schen Abhandlung mit grosser Bestimmtheit die Ansicht ausgesprochen, wir hätten es in den Morgan'schen Inschriften mit einer Bilinguis zu thun, insofern hier ein und derselbe Text in chaldischer und in assyrischer Version vorläge. Dies ist aber durchaus nicht der Fall.

Sayce's Behauptung gründet sich auf die, übrigens an sich ebenfalls noch näherer Prüfung bedürftige Beobachtung, dass gewisse ständige Phrasen, die allen Inschriften der Herrscher von Van gemeinsam sind, auch in diesen beiden Inschriften vorkommen. Es liegt auf der Hand, dass, wann immer chaldische Wendungen bestimmt erkennbar im assyrischen Gewande erscheinen, deren Verständniss und somit die Erschliessung der chaldischen Sprache einige Förderung erfahren wird.

Aber das genügt doch wahrlich nicht, um die beiden Texte für inhaltsgleich zu erklären. Wie wenig in der That beide Inschriften ihrem Inhalte nach gemein haben, lehrt zunächst schon eine rein äusserliche Vergleichung der in beiden vorkommenden Eigennamen. So nennt unter anderen die chaldische Inschrift ausser dem mehrfach vorkommenden Gott Chaldis auch (in Zeile 12, 16, 22, 23) einen Gott Aldis[2]), der in der assyrischen Inschrift überhaupt nicht vorkommt. Ferner erwähnt die chaldische Inschrift (Z. 2) einen „.....du[3])-ra-za-u-ni, König von Biaina"; in der assyrischen Inschrift findet sich dieser nicht genannt.

Die assyrische Inschrift beschäftigt sich vornehmlich mit dem Gott Chaldis in Verbindung mit der Stadt Muṣaṣir, nach welcher man sich in dem chaldischen Text vergeblich umsehen wird[4]). Gemeinsam werden überhaupt in beiden Inschriften nur erwähnt der Gott Chaldis, die Könige Ispuinis und Menuas, des ersteren Vater Sardur und die Stadt Tušpa(na) [=Van].

Was dann den eigentlichen Inhalt der beiden Inschriften angeht, so kennzeichnet Scheil die assyrische Inschrift ganz richtig als eine religiöse, eine Votivinschrift, die (im engeren Sinne) historischer Angaben durchaus entbehrt[5]). Die chaldische Inschrift dagegen berichtet, wie gerade Sayce bei ihrer Herausgabe hervorgehoben hatte, über Kriegsthaten, und zwar über die Eroberungen, welche Menuas in den Gebieten westlich und südwestlich des Urmia-Sees für seinen Vater Ispuinis gemacht hatte (vergl. diese Verhandl. 1892, S. 483 u.).

---

1) The Academy, August 5, 1893, p. 115f.

2) In Aldis eine dialectische Nebenform von Chaldis zu erblicken (Sayce 669), scheint mir unmöglich. Näheres andernorts. C. L.

3) Die Silbe „du" ist durch Morgan's Abdruck gewonnen worden.

4) Sayce's Versuch, dieses Manco zu erklären und hinweg zu deuten (Academy a. a O.), kann nicht als gelungen anerkannt werden.

5) A. a. O. p. 155. „Son contenu est de nature religieuse, votive, nullement historique."

Wie man unter diesen Umständen die beiden Inschriften für inhaltsgleich erklären kann, ist uns unerfindlich[1]). —

Nach Beseitigung all' dieser Irrthümer wird sich die Forschung — abgesehen von der Interpretation der Texte im Einzelnen — zunächst der Frage zuzuwenden haben, ob die assyrische Inschrift wirklich assyrisch zu lesen ist, oder ob sie auf gleicher Stufe mit den Inschriften Sardur's I. steht, die sich als assyrische Inschriften darstellen, aber, wie kaum zweifelhaft, als ideographisch geschriebenes Chaldisch aufzufassen sind (vergl. Zeitschr. f. Ethnol. XXIV, 1892, S. 122). Erfolgt die Entscheidung im letzteren Sinne, so würde, da die wenigen kurzen Inschriften, die den Ispuinis allein als Herrscher nennen[2]), in offenkundiger chaldischer Sprache abgefasst sind, daraus folgen, dass im Reiche von Urarṭu eine Zeit lang die ältere, rein ideographische (scheinbar assyrische) und die jüngere (phonetisch-chaldische) Abfassungsweise der Inschriften neben einander im Gebrauch blieben, bevor die letztere ausschliesslich in Uebung kam. Für eine derartige Periode des Ueberganges und des Schwankens fehlt es ja nicht an Analogien auf anderen Gebieten der Geschichte der Schrift.

Es ist aber auch denkbar, dass Ispuinis und Menuas aus wohlerwogenen Gründen es vorzogen, eine Inschrift, die in oder in der Nähe von Muṣaṣir ihre Aufstellung finden sollte, in assyrischer Sprache abzufassen. —

Weiter würde, und zwar zum Theil in Verbindung mit der eben erörterten Frage, zu untersuchen sein, ob die assyrische oder die chaldische Inschrift als die ältere zu betrachten ist, oder ob sie etwa gleichzeitig eingemeisselt sind.

Für den Fall, dass sich die scheinbar assyrische Inschrift als die ältere erwiese, läge die Annahme nahe, dass die Seite, auf der sie sich befindet, einmal die Vorderseite des Schriftsteins gebildet hat; die damals frei gebliebene Seite hätte man dann später zur Aufnahme einer neuen, wichtigen Inschrift bestimmt[3]) und damit zur Vorderseite erhoben. Der assyrischen Inschrift auf der jetzt vom Wege abgewendeten (Rück-) Seite wäre in diesem Falle, als man die Stele in ihre jetzige Lage brachte, keine wesentliche Bedeutung mehr beigemessen worden. Es würde sich dann, — immer gesetzt den Fall, dass die scheinbar assyrische Inschrift als die ältere erfunden würde, — fragen, ob die Stele, ehe sie zur Aufnahme der chaldischen Inschrift verwendet wurde, ihren Standort überhaupt auf der Höhe des Passes oder auch nur in der näheren Umgebung des Bergrückens, den er überschreitet, gehabt hatte. Beachtung würde bei der Untersuchung dieses Punktes Morgan's Bemerkung verdienen, wonach die den Pass von Kelishin-Ushneï umgebenden Berge „sämmtlich geologischen Formationen angehören, in denen man nicht der geringsten Spur von Diorit begegnet", — dem Gestein, aus welchem all' diese „blauen Stelen" hergestellt sind.

Diese Fragen näher zu erörtern und zu entscheiden, liegt heute nicht in unserer Absicht und vor der Hand auch nicht in unseren Mitteln. —

---

1) Dass hier von einer Bilinguis nicht die Rede sein könne, hat, wie mir Hr. Belck nachträglich mittheilt, unabhängig von mir auch Hr. Prof. Jensen erkannt. C. L.

2) Sayce, Nr. 3 u. 4. Belck (Zeitschr. f. Ethnol. XXIV, S. 124), Nr. 1 u. 2.

3) Bekanntlich benutzte z. B. der Assyrerkönig Asurhaddon die Rückseite von Inschriftplatten, die er aus dem Palast Tiglatpileser's, des zweiten Vorgängers seines Grossvaters Sargon's II., entnommen hatte, zur Aufzeichnung der Inschriften, die seinen eigenen Palast zieren sollten. Die Analogie ist freilich, wie man sieht, keine vollkommene, denn Tiglatpileser galt als Usurpator, dessen Werke und dessen Andenken zu heiligen, für seine Nachfolger kein Grund vorlag, während in unserem Falle Menuas eine eigene Inschrift cassirt, bezw. degradirt hätte. C. L.

(38) Hr. Dr. C. Heintzel in Lüneburg berichtet über den

Fettgehalt norddeutscher Urnenscherben.

Bereits im Jahre 1880 (Verhandl. S. 378) hatte ich nachgewiesen, dass in cherben norddeutscher Urnen ein geringer Fettgehalt vorhanden ist. In neuerer eit habe ich die Bearbeitung dieses interessanten Vorkommens wieder aufenommen.

Bei Boltersen, in der Nähe von Lüneburg, liegt ein Urnenfriedhof aus der ingeren Eisenzeit. Der hiesige Museumsverein hatte Ausgrabungen angestellt und ine grosse Anzahl Urnen nebst Beigaben, als eiserne Schildbuckel, Speerspitzen, poren, Fibulae und Urnenharz gehoben. Die Urnen waren mit calcinirten Knochen efüllt. Bei einer Nachlese fand ich noch 5—6 Urnen, welche durch Decksteine erdrückt, nicht mehr zur Aufstellung sich eigneten. Ich beschloss, dieselben für ıeine Zwecke zu verwenden. Der Thon der Scherben war mit grob zerkleinertem ranit gemagert, die Scherben selbst dickwandig, leicht gebrannt, von gelbbrauner 'arbe.

500 *g* Scherben wurden fein gepulvert und im Wasserbade mit einem Gemisch on 1 Theil Aether und 2 Theilen absolutem Alkohol digerirt. Die Extractionslüssigkeit wurde abfiltrirt, das klare Filtrat destillirt und der Rückstand auf dem Vasserbade zum Trocknen gebracht. Die 500 *g* Urnenscherben lieferten 0,386 *g* xtractivstoff = 0,077 pCt. Derselbe ist ein Gemisch von wenigstens zwei Subtanzen. In der hellgrauen Hauptmasse sieht man kleine, rothbraune Flecken.)iese spreche ich für Urnenharz an, die Hauptmasse für Fett. Auf dem Platinlech erhitzt, schmilzt der Extractivstoff und fliesst auseinander. Es tritt alsdann uerst der süssliche Geruch des Urnenharzes auf, beim weiteren Erhitzen aber der nangenehme Geruch des schwelenden Fettes. Reibt man die Substanz mit dem 'inger auf eine Glasplatte, so erhält man eine fettige Schicht, bringt man die ubstanz auf Fliesspapier und erhitzt sie, so entsteht ein deutlicher Fettfleck.

Unter dem Mikroskop zeigt die Substanz Zusammenlagerungen heller, wedelörmiger Büschel, in formloser Masse eingeschlossen.

Das Auftreten von Spuren von Urnenharz in den Scherben erkläre ich mir daurch, dass Sickerwasser im Laufe der Zeit etwas, der Urne beigegebenes, Harz löste ınd die Lösung den porösen Thon imprägnirte. Die Anwesenheit von Fett in den Jrnen zwingt zu dem Schluss, dass als Beisetzungsgefässe nicht immer neue, ondern auch solche, die bereits zu Kochzwecken gedient hatten, verwendet vorden sind. —

Hr. Salkowski, welchem der Vorsitzende die ihm von Hrn. Heintzel übersandten Proben übergeben hatte, äussert sich darüber folgendermaassen:

Die in dem Uhrglase befindliche, geschmolzene Substanz, welche die allgemeinen Eigenschaften der Fette hat (leichte Schmelzbarkeit, Bildung von Fettflecken) verbrennt beim Erhitzen auf dem Platinblech nach vorgängiger Schmelzung, ohne Asche zu hinterlassen. Sie löst sich in einem Gemisch von Alkohol und Aether mit saurer Reaction (mit alkalischer Rosolsäurelösung geprüft); sie löst sich ferner in schwacher Lösung von kohlensaurem Natron unter Entwickelung von Kohlensäure. Die leicht trübe Lösung schäumt beim Schütteln und zeigt die Eigenschaft von Seifenlösung. Es handelt sich danach um ein Gemisch von Fettsäuren.

Der Uebergang von Fett in Fettsäuren ist ein regelmässig im Laufe der Zeit stattfindender Vorgang. —

(39) Hr. Hans Werner zeigt Gypsabgüsse von Händen, insbesondere vo einer missbildeten Hand. —

(40) Eingegangene und angekaufte Schriften:

1. Virchow, R., Les changements dans les problèmes du Congrès internationa d'archéologie et d'anthropologie préhistoriques. Moscou 1892.
2. Derselbe, Ueber griechische Schädel aus alter und neuer Zeit und über eine Schädel von Menidi, der für den des Sophokles gehalten ist. Berlin 1893 (Sep.-Abdr. a. d. Sitzungsb. d. Königl. Preuss. Akad. d. Wissensch.)
   Nr. 1 u. 2 Gesch. d. Verf.
3. Man, E. H., A Dictionary of the Central Nicobarese language. London 1889 Gesch. d. Verf.
4. Hauser, K., Baron. Die alte Geschichte Kärnten's von der Urzeit bis Kaise Karl dem Grossen. Klagenfurt 1893. Gesch. d. Verf.
5. Treichel, A., 13 Abhandlungen zur Natur- und Volkskunde. o. O. u. J. (Sep. Abdr. a. „Am Ur-Quell", Schr. d. Nat. Gesellsch. z. Danzig und d. Altpr Monatsschrift.) Gesch. d. Verf.
6. Ymer, Tidskrift utg. af Svenska Sällsk. för Antrop. och Geogr. Stockholm 1881—1892. Bd. I—XI. XII, 1.
7. Sidenbladh, K., Allmogemålet i Norra Ångermanland. Upsala 1867.
8. Linder, N., Om Allmogemålet i södra möre härad af Kalmar Län. Upsala 1867.
9. Bodorff, J. V., Bidrag till kånned om Folkspråket på Öland. Stockholm 1875
10. Noreen, A. G., Fryksdalsmålets ljudlära. Upsala 1877.
11. Klintberg, M., Laumålets kvantitet ock aksent. Stockholm 1884.
12. Munthe, A. W., Anteckn. om folkmålet i en trakt af Vestra Asturien. Upsala 1887.
13. Åström, P., Språkhist. studier öfver Degerforsmålets ljudlära. Stockholm 1888
14. Salin, B., Ur djur-och växtmotivens utvecklingshistoria. Stockholm 1890.
15. Lindgren, J. V., Burträskmålets Grammatik. Stockholm 1890.
16. Bruun, J., Norges stavkyrkor. Stockholm 1891.
    Nr. 6—16. Gesch. v. d. Svenska Sällsk. för Antrop. och Geogr.
17. Truhelka, C., Depotfund afrikanischer und anderer Bronzemünzen. Wien 1893
18. Derselbe, Ein Depotfund der Bronzezeit. Wien 1893.
19. Derselbe, Die Römische Drinathalstrasse. Wien 1893.
20. Derselbe, Hügelgräber und Ringwälle auf der Hochebene Glasinac. Wien 1893
    Nr. 17—20 (Sep.-Abdr. a. „Wissensch. Mittheil. a. Bosnien u. d. Herz.") Gesch. d. Verf.
21. Hodge, F. W., Prehistoric irrigation in Arizona. Washington 1893. (Sep.-Abdr. a. Amer. Anthropol.) Gesch. d. Verf.
22. Boehmer, G. H., Prehistoric naval architecture. Washington 1893. (Sep.-Abdr. a. d. Report of the U. S. Nat. Museum.) Gesch. d. Verf.
23. Hitchcock, R., Shinto. Washington 1893.
24. Derselbe, Some ancient relics in Japan. Washington 1893.
25. Derselbe, The ancient burial mounds of Japan. Washington 1893.
    Nr. 23—25 (Sep.-Abdr. a. d. Report of the U. S. Nat. Museum) Gesch. d. Verf.
26. Sergi, G., Catalogo sistematico delle varietà umane della Russia. Padova 1893. (Estr. Bull. Soc. Veneto-Trentina di Scienze Nat.) Gesch. d. Verf.

27. Bartels, M., Die Medicin der Naturvölker. Leipzig 1893. 5. u. 6. Lieferung.
28. Derselbe, Tî'u. o. O. u. J. (Sep.-Abdr. a. d. Zeitschr. f. Assyriologie.)
29. Die Geschlechtsausschweifungen unter den Völkern. o. O. u. J.
    Nr. 27—29 Gesch. d. Hrn. Bartels.
30. Mason, O. T., Throwing-Sticks from Mexico and California. o. O. 1893. (Sep.-Abdr. a. Proc. Nat. Museum.) Gesch. d. Verf.
31. Taw Sein-Ko, A preliminary study of the Po°u°daung. Bombay 1893. (Sep.-Abdr. a. Repr. f. the Indian Antiquary.) Gesch. d. Verf.
32. Fiala, F., Notizen aus dem I. Theil d. Wiss. Mittheil. a. Bosnien u. d. Herzeg.: Archäologie und Geschichte. Wien 1893.
33. Derselbe, Höhlenforschungen in Bosnien. Wien 1893.
34. Derselbe, Prähistorische Wohnstätten in Sobunar. Wien 1893.
35. Derselbe, Die Ergebnisse der Untersuchung prähistorischer Grabhügel auf dem Glasinac. Wien 1893.
    Nr. 32—35 (Sep.-Abdr. a. d. Wissensch. Mittheil. a. Bosn. u. d. Herz.) Gesch. d. Verf.
36. Regalia, E., Note sulla nuova classificazione umana del Prof. G. Sergi. Firenze 1893. (Estr. d. Archiviò p. l'Antr. e l'Etnol.) Gesch. d. Verf.
37. Hough, W., The Bernadou, Allen and Jouy Corean collections in the U. S. Nat. Museum. Washington 1893. (Sep.-Abdr. a. Rep. of the U. S. Nat. Museum.) Gesch. d. Verf.
38. Leitner, G. W., Dardistan in 1866, 1886 and 1893. Woking, o. J. Gesch. d. Verf.
39. Stolpe, H., Evolution in the ornamental art of savage peoples. Rochdale, o. J. (Sep.-Abdr. a. Trans. of the R. L. a. Sc. Society.) Gesch. d. Verf.
40. Porter, W. Townsend, The physical basis of precocity and dullness. St. Louis 1893. (Sep.-Abdr. a. Transact. of the Acad. of Science.) Gesch. d. Verf.
41. Bahnson, K., Etnografien. 6. u. 7. Levering. København 1893. Gesch. d. Verf.
42. Müller, J. H., Vor- und frühgeschichtliche Alterthümer der Provinz Hannover. Hannover 1893. Gesch. v. Landes-Directorium der Provinz Hannover.
43. Perrot, G., et Chipiez, Ch., Histoire de l'art. Paris 1893. tom. VI. 298.—312. Livr. Angekauft
44. Bär, A., Der Verbrecher in anthropologischer Beziehung. Leipzig 1893. Gesch. d. Verf.
45. Königl. Museum für Völkerkunde. Peruanische Alterthümer, mit erläut. Text von Dr. Seler. Berlin 1893. Gesch. d. Hrn. Görke.
46. Bastian, A., Vorgeschichtliche Schöpfungslieder. Berlin 1893. Gesch. d. Verf.
47. Brazier, J., Catalogue of the marine shells of Australia and Tasmania. Part III. Gasteropoda, Murex. Sydney 1893. Gesch. v. d. Austral. Mus.
48. Joest, W., Sibirien. Berlin 1893. (Sep.-Abdr. a. d. „Zukunft".) Gesch. d. Verf.
49. v. Andrian, F., Ueber den Wetterzauber der Altaier. München 1893. (Sep.-Abdr. a. d. Corresp.-Blatt d. deutsch. anthropol. Ges.) Gesch. d. Verf.
50. Gaisberger, J., Die Gräber bei Hallstatt im österreichischen Salzkammergute. Linz 1848. Angekauft.
51. v. Sacken, E., Freih., Das Grabfeld von Hallstatt in Ober-Oesterreich und dessen Alterthümer. Wien 1868. Angekauft.
52. Muybridge, E., Descriptive zoopraxography. Philadelphia 1893. Gesch. d. Verf.
53. Ermich, H., Inhalts-Verzeichniss zum Neuen Arch. f. Sächs. Gesch. u. Alterthumskunde. Dresden 1891. Bd. 1—12.

54. Pleytc, C. M., Bijdrage tot de Kennis der ethnographie van de zuidwester- en zuidooster-Eilanden. Heft I u. II. Leiden 1893. (Sep.-Abdr. a. d. Tijdschrift v. h. k. Nederl. Aardr. Genootschap.)
55. Derselbe, Het Malayo-Polynesische jaar. o. O. u. J. (Sep.-Abdr. a. Handel 4. Nederl. Nat.- en Geneesk. Congres.)
    Nr. 54 u. 55 Gesch. d. Verf.
56. Boas, F., The doctrine of souls and of disease among the Chinook Indians Boston, o. J. (Sep.-Abdr. a. d. Journal of Am. Folk-Lore.) Gesch. d. Verf
57. Schlegel, G., Problèmes géographiques. Les peuples étrangers chez les historiens Chinois. Leide 1893. (Extr. du T'oung-pao.) Gesch. d. Verf
58. Katanajew, G. E., Die kirgisischen Steppen. Mittel-Asien und Nord-China im XVII. und XVIII. Jahrhundert. (Sep.-Abdr. a. d. Denkschr. d. Westsibirischen Abth. d. k. russ. Geogr. G. Buch XIV, Lief. I.) Omsk 1893.
59. Derselbe, 4 Abhandlungen a. d. Denkschr. d. Westsibirischen Abth. d. k russ. Geogr. G. Buch XV, Lief. II. Omsk 1893.
    Nr. 58 u. 59 Gesch. d. Verf.
60. Müller, F. W. K., Bemerkungen zu einem japanischen Saṃsrâra-Bild. Leide 1893 (Extr. T'oung pao.) Gesch. d. Verf.
61. Brinton, D. G., The international Congress of Anthropology. New York 1893 (Science.) Gesch. d. Verf.
62. Stejneger, L., Directions for collecting reptiles and batrachians. Washington 1891.
63. Bendire, Ch., Directions for collecting, preparing, and preserving birds eggs and nests. Washington 1891.
64. Lucas, F. A., Notes on the preparation of rough skeletons. Washington 1891.
65. Knowlton, F. H., Directions for collecting recent and fossil plants. Washington 1891.
66. Ridgway, R., Directions for collecting birds. Washington 1891.
67. Dall, W. H., Instructions for collecting mollusks, and other useful hints for the Conchologist. Washington 1892.
68. Riley, C. V., Directions for collecting and preserving insects. Washington 1892.
    Nr. 62—68 (Sep.-Abdr. a. d. Bull. of the U. S. Nat. Mus.) Gesch. v. d. Smithsonian Institution.

Sitzung vom 18. November 1893.

Vorsitzender: Hr. **R. Virchow**.

(1) Die Gesellschaft hat seit unserer letzten Sitzung mehrere sehr werthe Mitglieder verloren. Fast an dem gleichen Tage sind der Geheime Sanitätsrath Dr. Moritz Meyer und der Thiermaler Gustav Mützel gestorben, jener am 30. October, 71, dieser am 29. October, nur 54 Jahre alt. Sie waren alte und treue Mitglieder unserer Genossenschaft, die wir, so lange ihre Gesundheit aushielt, recht oft in unserer Mitte sahen. Meyer hatte eine hervorragende Stellung in der von ihm gewählten Specialität erlangt; fast von ihrer Begründung an war er der anerkannte Vertreter der Elektrotherapie geworden, nicht bloss in unserer Stadt, sondern in Folge seiner erfolgreichen literarischen Thätigkeit weit über unser Vaterland hinaus. Ein schweres Unterleibsleiden hat leider seine letzten Jahre zu recht trübseligen gemacht. Mützel stand der Gesellschaft als solcher noch näher. Seine schöne Begabung in der künstlerischen Darstellung der Thiere, insbesondere der Säugethiere, hat ihm gestattet, die neue und reiche Gelegenheit, lebende Anthropoiden zu beobachten, voll auszunutzen. Sein Pinsel hat das Bild manches der uns zugeführten Affen in einer für unser Studium auf lange hinaus nutzbar zu machenden Treue fixirt. Wir werden uns seiner oft erinnern. —

In tiefem Schmerze gedenken wir des unersetzlichen Verlustes, welchen nicht nur unsere Gesellschaft, sondern auch das ethnologische Museum durch den jähen Tod des Banquier Isidor Richter erlitten haben. Jahre lang hat er als das leitende Mitglied des Ethnologischen Comités die weit aussehenden Unternehmungen in die Wege geleitet und überwacht, welche zum Studium der Naturvölker und zur Sammlung ihrer eigenthümlichen Erzeugnisse erforderlich waren. Er ist es gewesen, der die Mittel aufzubringen wusste, um die wichtigen Missionen des Capt. Jacobsen nach Nordwest-America, nach dem Amur und in den malayischen Archipel möglich zu machen, und gerade in den letzten Monaten hatte er sich entschlossen, neue Aufgaben zu erfassen, für deren Lösung Privatkräfte nicht entbehrt werden konnten. Er unterstützte die Mission des Hrn. M. Uhle nach Bolivien und die Fortführung der Untersuchungen in Malacca, welche wir Hrn. Vaughan Stevens übertragen hatten. Unser Vertrauen auf eine gedeihliche Beendigung dieser bedeutungsvollen Unternehmungen war ein vollständiges, seitdem wir die geschäftlichen Sorgen in die Hand eines so geschickten und gut situirten Mannes hatten legen können. Noch wenige Tage vor seinem Tode sahen wir ihn in einer so guten Stimmung und in einer so energischen Thätigkeit, dass wir es vergessen konnten, wie lange und schwer ihn ein chronisches, fast zur Erblindung führendes Augenleiden und die Zuckerkrankheit betroffen hatten. Er starb, nur 63 Jahre alt, in der Nacht zum 14. d. M. an den Folgen eines unglücklichen Sturzes von einer Treppe. In der Geschichte des Ethnologischen Museums und in unserem eigenen Gedächtniss wird die Erinnerung an den seltenen Mann unvergessen bleiben. —

(2) Als neue Mitglieder werden angemeldet:
Hr. Oberst-Lieutenant a. D. Frobenius, Charlottenburg.
" stud. med. Bloch, Berlin.
" Direktor Härche, Frankenstein (Schlesien).
" Privatdocent Dr. med. C. Posner, Berlin.

(3) Zu unserer grossen Betrübniss hat Hr. Steinthal sich veranlasst gesehen, sein langjähriges Amt als Mitglied des Ausschusses niederzulegen. Schon, als vor wenigen Monaten sein Jubiläum gefeiert werden sollte, war er nicht im Stande, den Vertreter der Gesellschaft zu empfangen. Wie er unter dem 8. d. M. sehr bewegt schreibt, hat die Hoffnung, welche er im Sommer hegte, dass er bis zum Winter seine volle Kraft wieder erlangen werde, sich nicht erfüllt. Vorstand und Ausschuss sahen sich leider genöthigt, seinem Entschlusse keinen Widerstand entgegen zu setzen, da das Interesse der Gesellschaft es dringend erfordert, die Mitglieder der beiden Vertretungskörper vollständig und activ zu sehen. Unsere herzlichen Wünsche, dass bald eine Besserung des Kranken dem hochgeschätzten Gelehrten gestatten möge, seine Arbeiten wieder aufzunehmen, werden inzwischen nicht verstummen.

Der Ausschuss hat in seiner heutigen Sitzung nach § 34 der Statuten ein neues Mitglied cooptirt. Hr. R. v. Kaufmann, auf welchen die Wahl gefallen ist, nimmt dieselbe an. —

(4) Als Gäste sind in der Sitzung anwesend und werden von dem Vorsitzenden begrüsst: die HHrn. Marine-Stabsarzt Dr. Sander, der demnächst nach Südwest-Africa abgehen wird, die Africa-Reisenden Graf Schweinitz und Lieutenant Meyer, die Geheim-Räthe Gurlt und Gaupp. —

(5) Hr. Dr. F. Stuhlmann, der noch an diesem Abend seine Rückreise nach Ost-Africa antritt, sendet seine Abschiedsgrüsse. Seine Mission betrifft diesmal die Aufnahme der Küstengebiete. Der erste Band seines grossen Reisewerkes, den er selbst verfasst hat und der werthvolle Originalmittheilungen von Emin Pascha enthält, ist so eben vollendet worden. —

(6) Das correspondirende Mitglied, Hr. Bernhard Ornstein meldet aus München, 9. October, dass er demnächst seine Heimreise nach Athen antreten werde. —

(7) Das correspondirende Mitglied, Hr. G. Radde meldet aus Tiflis, 4./16. Septbr., seine Rückkehr von der Reise in den westlichen Kaukasus, die seine Zeit von Ende März an in Anspruch nahm. Anfang Mai will er wieder aufbrechen, um den Sommer zu einer Bereisung der östlichen Tiefländer, des Fusses des Dagestan und der Westküste des kaspischen Meeres bis Baku zu verwenden. —

(8) Hr. Paul Ascherson erstattet Bericht über die von Mr. Frank Calvert (S. 369) aus den Dardanellen eingeschickte

Mandragora.

Das Ergebniss der von meinem Assistenten Hrn. Graebner ausgeführten mikroskopischen Untersuchung einer Oberflächenprobe ergab völlige Uebereinstimmung des Gewebes mit Mandragoras, namentlich auch in der charakteristischen Form der Stärkekörner, wogegen die der gleichfalls untersuchten Bryonia eine abweichende Form zeigen. Es scheint also, dass dieser Alraun aus einer ungewöhnlich grossen und dicken Wurzel, deren intacte Oberfläche sich auch im unteren Theile

ler Gruppe nachweisen lässt, gefertigt worden ist. Dagegen hat sich doch heraus-
gestellt, dass an dieser Gruppe mehr gekünstelt worden ist, als an den mir sonst
bekannten Mandragoras-Alraunen, also namentlich den Luschan'schen und dem
meinigen. Vertiefungen, welche bei der Modellirung von zwei menschlichen Ge-
talten störend waren, sind mit einer anorganischen Masse (wohl Gyps) ausgefüllt
und um diese Procedur zu verdecken, ist das ganze Gebilde mit einer Farbe
Röthel?) überzogen, die sich mit dem nassen Finger abreiben lässt, was bei
meinem, von Schweinfurth's Diener Tanus stammenden Alraun nicht der Fall
st. Bei diesem ist die rothbraune Farbe ächt. —

(9) Hr. A. Nehring übersendet unter dem 17. November folgende Mit-
heilung über

fossile Löwen-Reste von Thiede, Rübeland, Scharzfeld, Quedlinburg, Westeregeln und Hameln.

In der Eröffnungsrede der 24. allgemeinen Versammlung der deutschen anthro-
pologischen Gesellschaft in Hannover, welche Hr. R. Virchow am Montag den
7. August 1893 gehalten hat, wird auch das ehemalige Vorkommen des Löwen in
Deutschland besprochen[1]); es heisst dort folgendermaassen: „Denn wenn gleich
der Löwe in prähistorischer Zeit bis hierher gekommen ist, wie wir aus den
Funden in den Höhlen wissen, — der Höhlenlöwe existirte auch in Westfalen und
Thüringen, — so ist er doch nachher untergegangen, und ob ein Höhlenlöwe von einem
Menschen überhaupt gesehen worden ist, ist nicht mit voller Sicherheit festgestellt."

Hierzu möchte ich mir die Bemerkung erlauben, dass der sogenannte Höhlen-
löwe (Felis spelaea) nicht nur in Thüringen und Westfalen, sondern auch im
Herzogthum Braunschweig (bei Thiede und Rübeland), in der Provinz Hannover
(bei Scharzfeld a. Harz und Hameln a. d. W.), sowie in der Provinz Sachsen (bei
Quedlinburg und Westeregeln) einst in der Vorzeit existirt hat.

Ueber die Löwenreste von Thiede kann ich (meistens nach eigenen Beob-
achtungen) Folgendes mittheilen. Im Frühsommer des Jahres 1873 kam im öst-
lichen Theile des Röver'schen Gypsbruches, und zwar angeblich etwa 8—10 Fuss
tief in den dort abgelagerten, lössartigen Massen eine grössere Anzahl von scheinbar
zusammengehörigen Skelettheilen eines grossen Raubthieres vor. Nach Aussage
der Arbeiter, für die ich natürlich nicht einstehen kann, war es ein ganzes Skelet
mit Schädel. Leider wurde dasselbe verschleudert; nur der linke, ziemlich stark
lädirte Unterkiefer kam in die Hände des Gypsbruchsbesitzers (Fr. Röver), welcher
mir denselben für einige Zeit zur Untersuchung lieh. Ich habe damals die nachstehend
wiedergegebene Skizze (Fig. 1) von dem Objecte entworfen, in etwa 4/5 natürl. Grösse.

Wenn man diese Skizze mit einem recenten Löwen-Unterkiefer oder mit den
Abbildungen des Unterkiefers einer Felis spelaea bei Schmerling, Rech. sur l.
oss. foss. dans les cavernes de la province de Liège, 1833, Tome II, Pl. 14, Fig. 11
oder bei Boyd Dawkins and Sanford, British Pleistocene Mammalia, London 1866,
Pl. I, vergleicht, so wird man sich leicht von der Richtigkeit der Bestimmung über-
zeugen. Die Länge der damals ganz unversehrten Backenzahnreihe[2]) an dem
fossilen Unterkiefer von Thiede betrug 80 *mm*, wenn man die 3 Backenzähne zu-

1) Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und
Urgeschichte, 1893, S. 76.

2) Leider ist der Fleischzahn (Sectorius), also der letzte Backenzahn, an dem betr.
Kiefer später in der Röver'schen Sammlung durch unvorsichtige Behandlung zertrümmert
worden. Meine nachstehende Skizze stellt ihn getreu dar, wie er vorher war.

sammen an den Zahnkronen maass; an den Alveolen gemessen, betrug die Länge der Backenzahnreihe 75 *mm*[1]).

Figur 1. $^4/_5$. Unterkiefer eines fossilen Löwen von Thiede.

Figur 2. $^1/_1$

Durch dieses Stück war das Vorkommen des sogen. Höhlenlöwen, dessen Reste jedoch keineswegs auf Höhlen beschränkt sind, für die pleistocänen Ablagerungen des Thieder Gypsbruchs von mir festgestellt. Im April 1880 kamen bei den Abräumungs-Arbeiten im östlichen Theile des Gypsbruchs wieder Löwen-Reste zum Vorschein; sie fanden sich etwa 18—19 Fuss unter der Oberfläche, wie ich mit Bestimmtheit auf Grund eigener Feststellungen angeben kann, und zwar zusammen mit Mammuth-, Rhinoceros- und Pferde-Resten, eingebettet in einem lössartigen Materiale. Diejenigen Löwen-Reste, welche in meine Hände gelangten, waren: ein wohlerhaltener oberer Caninus, ein lädirtes Femur, eine Tibia, ein Calcaneus, ein Metatarsus, eine Phalanx.

Der obere Caninus, welcher nur leihweise in meine Hände gelangte, ist durch Fig. 2 in natürlicher Grösse dargestellt, nach einer genauen Zeichnung, die ich damals angefertigt habe; er maass von der etwas abgenutzten Spitze der Zahnkrone bis zum Wurzelende 110 *mm*. Die Tibia, welche des oberen Gelenktheils entbehrte, hatte eine Länge von 290 *mm*, soweit sie erhalten war. Der wohlerhaltene Calcaneus hatte, an der Aussenseite gemessen, eine Länge von 112 *mm*; der 4. Metatarsus war 133 *mm* lang.

Auch Hr. A. Wollemann hat, wenn ich nicht irre, 1880 und 1881 eine Anzahl von Löwen-Resten

1) An dem Schädel eines sehr starken männlichen Löwen der Jetztzeit, welchen die mir unterstellte zoologische Sammlung der Landwirthsch. Hochschule besitzt, misst die untere Backenzahnreihe auch 75 *mm*.

i der Ostwand des Thieder Gypsbruchs gefunden. Endlich habe ich im April 1890 wohlerhaltene Lendenwirbel und einen Calcaneus derselben Species im Thieder ypsbruch erhalten, welche von den Arbeitern kurz vorher in den lössartigen Abgerungen der Ostwand ausgegraben waren.

Die Bestimmungen aller derjenigen Reste, welche ich theils selbst gefunden, heils zur Untersuchung in Händen gehabt habe, sind mit voller Exactheit von nir ausgeführt worden, so dass an dem thatsächlichen Vorkommen von Resten er Felis spelaea bei Thiede nicht gezweifelt werden kann. Abgesehen von den 890 gefundenen 3 Stücken, welche ich noch besitze, befinden sich die früher von nir dort gefundenen Löwen-Reste theils in dem Herzogl. Naturhistorischen Musenm u Braunschweig, theils in der hiesigen Geologischen Landesanstalt und können omit auf die Richtigkeit der Bestimmung geprüft werden.

Von Rübeland im Harz ist mir ein wohlerhaltener Unterkiefer der Felis pelaea bekannt geworden; derselbe entstammt der „Hermannshöhle" und befindet ich im Herzogl. Naturhistorischen Museum zn Braunschweig. (Siehe W. Blasius, Neue Knochenfunde in den Höhlen bei Rübeland, im Sitzungsber. d. Vereins f. Naturwissenschaft zu Braunschweig vom 27. November 1890.)

Ferner hat Hr. Struckmann eine Anzahl unzweifelhafter Reste von Felis pelaea in der Einhornhöhle bei Scharzfeld am Harz ausgegraben. [Siehe Struckmann, die Einhornhöhle u. s. w. im Arch. f. Anthropol., Bd. 15, Sep.-Abdr., S. 3][1]).

Aus den Diluvial-Ablagernngen des Seweckenberges bei Quedlinburg a. H. at Giebel einst Reste derselben Species zu Tage gefördert nnd besprochen. (Siche Giebel, Fauna d. Vorwelt, I, S. 36 ff.)

Aus den dilnvialen Ablagerungen des Gypsberges bei Westeregeln kenne ch 2 Objecte, die unzweifelhaft zu Felis spclaea gchören, nehmlich: 1. einen wohlerhaltenen Radius im Mineralogischen Museum der hiesigen Universität, und 2. das Fragment eines Oberkiefers mit dem Caninus und dem nächststehenden Schneidezahn in der mir unterstellten Sammlung. Nach Giebel sind chemals nehrfach Reste der Felis spelaea bei Westeregeln gefunden worden.

Endlich erwähne ich einen wohlerhaltenen Radius, den Hr. Amtsrath Dr. Struckmann in Hannover vor einigen Jahren aus einer kiesigen Dilnvial-Ablagerung der Umgegend von Hameln erhalten und mir zur Bestimmung zugesandt hat.

Was die Frage nach der Gleichzeitigkeit des Menschen mit Felis spelaea anbetrifft, so kann ich nicht umhin, dieselbe auf Grnnd meiner Ausgrabungen im Thieder Gypsbruche zu bejahen. Ich verweise in dieser Beziehung auf meine Angaben „über paläolithische Feuerstein-Werkzeuge aus den Diluvial-Ablagerungen von Thiede", welche in den Verhandlungen unserer Gesellschaft vom 13. April 1889, S. 357—363 abgedruckt sind.

Die betreffenden Feuerstein-Werkzeuge sind (abgesehen von einem Stück) theils in gleichem Niveau mit Felis spelaea, theils noch tiefer gefunden worden; für die Annahme einer etwaigen späteren Vermischung der ersteren mit den letzteren konnte ich bei meinen Ausgrabungen keine triftigen Gründe auffinden. Genaueres hierüber habe ich in einer demnächst erscheinenden Abhandlung „Ueber die Gleichzeitigkeit des Menschen mit Hyaena spelaea" dargelegt. —

(10) Hr. Lissauer spricht über

drei bronzezeitliche Funde aus dem Kreise Konitz in West-Preussen.

Das Westpreussische Provinzial-Museum in Danzig ist im Laufe dieses Jahres in den Besitz dreier Bronzefunde aus dem Kreise Konitz gelangt, welche nicht nur

1) Vgl. Verhandl. 1872. S. 254, Anmerk. S. 273, Anmerk. (Red.)

für die Vorgeschichte der Provinz von Wichtigkeit sind, sondern auch ein all-gemeineres Interesse beanspruchen dürfen. Durch das liberale Entgegenkommen des Hrn. Direktor, Prof. Conwentz, ist es ermöglicht worden, sämmtliche Funde in der Sitzung zu demonstriren.

I.

Im Dorfe Bruss wurden auf der Feldmark des Stellmachers Hrn. Lange im Jahre 1881 die folgenden Gegenstände gefunden, ohne dass damals darauf geachtet wurde, ob Ueberreste von Thongefässen oder Knochen irgend welcher Art dabei lagen. Schon im Jahre 1884 sah Hr. Direktor Conwentz den Fund in seiner jetzigen Gestalt, konnte ihn aber erst in diesem Jahre für das Museum erwerben. Es gehören dazu folgende Stücke:

etwa $^3/_4$

1. Ein Dolch in 2 Bruchstücken (Fig. 1), von denen das eine aus dem Griff und dem obersten Theile der Klinge, das andere aus dem unteren Theile derselben besteht; das Mittelstück fehlt. Die Oberfläche ist im Ganzen rauh, schmutzig braunroth, nur an einzelnen Stellen mit einer fast vitriolgrünen Patina überzogen; an anderen, wo der Guss durch Luftblasen offenbar gelitten hat, ist das Metall auffallend porös, an noch anderen durch Oxydation bereits sehr zerfressen. Daher sind die Maasse nicht ganz genau zu bestimmen.

Der Griff (bis zur Mitte des halbmondförmigen Ansatzes an die Klinge) ist 7 *mm* lang. Die Griffsäule ist platt, von ovalem Querschnitt und ganz mit parallelen uerreifen ornamentirt, welche zum Theil schon zerstört sind; oben sitzt ein hmaler, platter, ursprünglich wohl ebenfalls ovaler, jetzt indess unregelmässig estalteter Knopf, der etwas über den Rand der Griffsäule vorsteht, während unten n platter und glatter Fortsatz, welcher die Klinge in der Mitte bogenförmig umsst und sich nach den Seiten hin geradlinig absetzt, den Griff abschliesst.

Die Klinge zeigt auf beiden Seiten eine starke Mittelrippe und ist, nach den haltenen Stücken zu urtheilen, von „triangulärer" Form gewesen; der erhaltene heil des Blattes ist etwa 73 *mm*, der Dolch im Ganzen also 15 *cm* lang. Da nun ie ähnlichen, aber vollständig erhaltenen Dolche derselben Art (siehe unten) eine änge von 19—31 *cm* zeigen, so ist es wahrscheinlich, dass die Länge des hier hlenden Mittelstückes mindestens 4 *cm* betragen hat.

Der ganze Dolch ist in einem Stück gegossen, der Guss ist aber, wie schon rwähnt, wegen der vielen Luftblasen nicht gut gerathen, wie denn die ganze rbeit, besonders an der halbmondförmigen Umfassung der Klinge und am Knauf on geringer Kunstübung zeugt. Dennoch kann man das Stück wohl nicht für unrtig oder nicht für den wirklichen Gebrauch bestimmt erklären, da die Verierung der Griffsäule sorgfältig ausgeführt ist.

Seit der epochemachenden Veröffentlichung des Fundes von Pile in Schonen urch Montelius[1]) wissen wir, dass Dolche, wie der hier vorliegende von Bruss, ls nordische Nachbildungen jener ursprünglich aus Italien eingeführten Dolche on „triangulärer" Form, mit bald breiter, bald schmaler Klinge, von vollendeter echnik und mit geschmackvoller Verzierung, anzusehen sind, bei denen stets riff und Klinge besonders gegossen und dann durch Nieten mit einander verunden sind. Indem man es zuerst versuchte, diese fremden kostbaren Waffen ier nachzubilden, goss man das Ganze in einem Stück; trotzdem aber wurden icht nur die halbmondförmige Ueberfassung der Klinge durch den Griff, sondern ft auch die Nieten in Gestalt von flachen Buckeln mit abgeformt und mitgegossen. lontelius hat eine vollständige Uebersicht über das Fundgebiet dieser „triangulären")olche gegeben und ihre Zeitstellung begründet: darnach gehören sie in die früheste ronzezeit, eine Ansicht, welche jetzt wohl allgemein anerkannt ist. Man kennt olche Dolche nicht nur von Italien, sondern auch von Britannien, Frankreich, der chweiz, vom Rhein, aus der Provinz Sachsen, von Meklenburg, Brandenburg, Vest-Preussen, Posen und Oesterreich.

Aus West-Preussen hatte ich schon früher[2]) einen Dolch dieser Form, welcher benfalls hier gegossen ist, nehmlich aus dem Hügelgrabe von Prüssau, Kr. Neutadt, abgebildet und beschrieben; das vorliegende Exemplar von Bruss ist also las zweite aus dieser Provinz, — abgesehen von den schönen importirten Stücken talischer Herkunft von Daber[3]), Kr. Deutsch-Krone.

Diese allerersten Anfänge einer einheimischen Gusstechnik sind für unsere uffassung der Bronzezeit von so grosser Bedeutung, dass jedes neu entdeckte tück als ein wichtiger Beitrag zu unserer Vorgeschichte angesehen werden muss. — Was besonders die Exemplare betrifft, welche in einem Stücke gegossen sind,

1) K. Akad. Månadsblad 1880, S. 144—149 und Om Tidsbestämning inom Broncelderen, S. 106 u. 180, Taf. I.

2) Alterthümer der Bronzezeit in West-Preussen. Festschrift. Danzig 1891. S. 7 und 'af. I.

3) Voss, diese Verhandlungen 1885, S. 135.

so sind mir bisher überhaupt nur 1 aus Neuenheiligen, Prov. Sachsen[1]) 10 au Meklenburg[2]) (2 aus Malchin, 5 aus Stubbendorf, 2 aus Neu-Baudorf un 1 von unbekanntem Fundort), 1 aus Wildberg, Provinz Brandenburg[3]), 1 au Jarmen in Vor-Pommern[3]), 3 aus der Provinz Posen[4]) (2 aus Granowo un 1 aus Polnisch-Presse), endlich 2 aus West-Preussen [1 aus Prüssau[5]) un 1 aus Bruss], — im Ganzen also 18 bekannt geworden, darunter 5, welche schein bare Nieten besitzen, nehmlich 2 aus Neu-Baudorf, 2 aus Granowo und 1 au Prüssau. Vielleicht regt diese Uebersicht dazu an, die Aufmerksamkeit auf weitere mir unbekannt gebliebene, sicher noch vorhandene Exemplare hinzulenken!

Das Ornament auf dem Dolche von Bruss war für diese einheimischen Ar beiten besonders beliebt: gleiche parallele Querreifen bedecken entweder ununter brochen die ganze Oberfläche der Griffsäule, wie in Malchin, Stubbendorf Wildberg und Polnisch-Presse, oder in Gruppen geordnet, wie in Jarmen und Granowo. Aber auch dieses ist nur eine Nachahmung des auf den importirten italischen Dolchen oft beobachteten Ornaments.

Wenn nun der Dolch von Bruss schon aus den angeführten Gründen unse besonderes Interesse verdient, so wird dies noch dadurch wesentlich erhöht, das derselbe nach der chemischen Analyse des Hrn. Helm in Danzig fast aus reinem Kupfer besteht: wenigstens sind die anderen darin nachgewiesenen Bestandtheile in so geringer Menge vorhanden, dass wir dieselben nur als zufällige Verun reinigungen betrachten können. Hr. Helm schreibt mir darüber:

„Der Dolch besteht fast aus reinem Kupfer; diejenigen Theile, welche mi zur Untersuchung vorlagen, waren stark oxydirt, die Oxydschicht war zum Theil tief in das Metall eingedrungen, so dass ich sie nicht völlig davon entfernen konnte, daher der hohe Gehalt an Sauerstoff u. s. w Ich ermittelte in 100 Theilen des Metalls:

94,10 Theile Kupfer,
1,22 „ Silber,
0,24 „ Zinn,
0,18 „ Arsen,
0,26 „ Nickel,
0,26 „ Eisen,
Spuren von Blei,
3,74 Theile Verlust, Kohlensäure, Sauerstoff und Hydratwasser."

Vorgeschichtliche Funde von Kupfer-Dolchen sind zwar schon vielfach con statirt und von Much[6]) zusammengestellt worden, so besonders von Cypern Oesterreich, Ungarn, der Schweiz, Frankreich, Spanien, Portugal und Britannien seltener schon von Italien, und von Deutschland bisher nur einmal vom Mündlisee in Baden; für Nord-Deutschland und den ganzen Norden Europa's ist der Kupfer-Dolch von Bruss der erste, welcher durch die chemische Analyse als solcher be stätigt worden ist[7]). Wir kommen hierauf noch bei der Besprechung des Gesammt fundes zurück.

---

1) Montelius, Om Tidsbestämning, S. 181.
2) Lisch, Meklenburg. Jahrb. Bd. 26. S. 138 u. 145.
3) R. Virchow, diese Verhandl. 1874, S. 165.
4) Erzepki und Jazdzewski, Posener archäolog. Mitth. I. Posen 1890. S. 15 u. 28
5) Alterthümer der Bronzezeit a. a. O.
6) M. Much, Die Kupferzeit in Europa. Jena 1893. S. 164—186.
7) Die in Aussicht gestellte Analyse der Dolche von Dretzel b. Genthin (Verh. 1884 S. 254) ist noch nicht publicirt worden. Red.

2. Ein Schaftcelt von der Form der Flachbeile (Fig. 2), ohne jede Erhöhung m Rande, also wie Montelius' Typus A [1]). Derselbe ist auf der Fläche von erselben rauhen, grünen Patina bedeckt und an der Schneide ebenso braunroth vie der Kupfer-Dolch, — eine Analyse ist jedoch bisher davon nicht gemacht.)ie Form ist schlank, das Blatt ziemlich dünn mit etwas geschweiften Seiten, die Schneide bogenförmig, der obere Rand zeigt einen kleinen Ausschnitt, wie ab-ichtlich erzeugt; jedoch ist dies nicht mehr sicher zu constatiren, da dort wie an ler Schneide spätere Beschädigungen deutlich sichtbar sind. Die grösste Länge etrrägt etwa 13,2 *cm*, seine grösste Breite (an der Schneide) etwa 4 *cm*, die geringste twa 1,5 *cm*, die grösste Dicke etwa 8 *mm*, das Gewicht 119 *g*. —

Der Form nach sehr ähnlich ist ein Flachcelt von Klanin, Kr. Putzig in Vest-Preussen, welchen ich schon früher [2]) beschrieben und abgebildet habe; nur st derselbe kleiner und zeigt bereits in seinem oberen Theile eine niedrige Rand-ciste. — Die Flachbeile aus Kupfer und Bronze sind bekanntlich in ganz Europa usserordentlich verbreitet und werden von Montelius [1]) zu den ältesten Geräthen ler Bronzezeit, von Much [3]) geradezu in die „Kupferzeit" gesetzt.

3. Drei Bruchstücke von glatten, einfachen Armringen (Fig. 3), welche die-selbe Patina und auf der Bruchfläche dieselbe Farbe zeigen, wie die beiden anderen Gegenstände. Sie sind in der Mitte bis 14 *mm* dick und verjüngen sich nach den Enden zu. Sowohl die Form der Ringe, soweit sich dies aus den vorhandenen Stücken erschliessen lässt, als die des Querschnitts, ist annähernd elliptisch.

Ringe dieser Art haben wir ebenfalls schon aus verschiedenen Fundorten West-Preussen's kennen gelernt und beschrieben [4]), so von Prüssau, Kr. Neustadt, von Marzdorf, Kr. Deutsch-Krone; sie kommen aber auch sonst vielfach [5]) in Nord-Deutschland und Skandinavien mit den ältesten Bronzen zusammen vor, so n den Funden von Pile [6]) in Schonen, von Heinrichshagen [7]) in Meklenburg-Strelitz, von Lunow [8]) in Brandenburg, von Granowo [9]) in Posen u. a. und ge-hören daher ebenfalls der frühesten Bronzezeit an.

4. Eine Bernsteinperle (Fig. 4) in Gestalt einer annähernd runden, bi-convexen Linse. Offenbar war dieselbe bei der Auffindung ganz mit einer schmutzig braunen Rinde bezogen, welche aber später zum grössten Theile abgeschlagen ist, so dass sie jetzt ganz uneben und ohne Ornament erscheint. Sie ist etwas ex-centrisch durchbohrt und zwar so, dass die Oeffnungen auf beiden Seiten nicht vertical über einander liegen und die Bohrlöcher unter einem stumpfen Winkel zu-sammenstossen; der Bohrcanal im Ganzen verläuft daher schräge und etwas ge-knickt (Fig. 4*a*), wie es bei Bohrungen mit Feuerstein-Instrumenten so häufig der Fall war. Wo die beiderseitigen Bohrlöcher im Canal zusammentreffen, ist noch eine vorstehende kleine Leiste erhalten geblieben, während sowohl an den Wan-dungen des Canals, als um die Oeffnungen herum noch deutlich die charakteristischen parallelen Reifen zu sehen sind, wie sie durch den Feuersteinbohrer erzeugt werden. Der grösste Durchmesser der Linse beträgt zwischen 50 und 53 *mm*, die

---

1) Om Tidsbestämning, S. 52, Taf. I, Fig. 1.
2) Alterth. d. Bronzezeit, S. 8, Taf. I, Fig. 10.
3) a. a. O. S. 186 u. 222ff.
4) Alterthümer der Bronzezeit, S. 8, Taf. I, Fig. 3—5 u. 11.
5) K. Akad. Månadsblad 1880, S. 162.
6) Montelius, Om Tidsbestämning, Taf. I, Fig. 13.
7) Olshausen, diese Verhandl. 1886, S. 433.
8) Ebendort S. 485, Anmerk. 3.
9) Posener archäol. Mittheil., a. a. O. S. 15.

Bohröffnungen selbst sind 8—10 *mm* weit, die grösste Dicke in der Mitte beträg etwa 15 *mm*.

Bernsteinlinsen dieser Form sind bisher fast nur von neolithischen Fundstätten bekannt geworden. Ich selbst habe aus den neolithischen Gräbern von Gross Morin, Kr. Inowraclaw, eine solche beschrieben und abgebildet[1]), Tischler und Klebs[2]) haben mehrere aus Ost-Preussen beschrieben und ihre Zusammengehörigkeit mit den Knöpfen mit Vförmiger Bohrung und mit den Scheiben aus Bernstein dargethan; in Rzeszynck, Kr. Strelno[3]) lag eine solche Bersteinscheibe sogar zusammen mit 2 Flachbeilen aus Feuerstein in einem „cujavischen“ Grabe ebenso beschreibt Rud. Virchow[4]) einen gleichen Bernstein-Schmuck aus einem neolithischen Grabe bei Janischewek, welches v. Erckert aufgedeckt hatte Kirkor[5]) desgleichen aus einem neolithischen Grabe von Kociubinće und Ossowski[6]) aus einem neolithischen Kurgan von Uwisła in Ost-Galizien. Nur in Polnisch-Presse[7]), Kr. Kosten, wurde eine Bernsteinlinse, wie die vorliegende von Bruss, mit 3 triangulären Dolchen und einem Doppelmeissel aus Bronze zusammen gefunden.

Betrachten wir nun diesen Fund im Ganzen, so ergiebt sich schon aus der bisherigen Darstellung, dass derselbe nicht vereinzelt dasteht. Die Combination von Dolchen, Schaftcelten und ganz bestimmten Schmucksachen, in verschiedener Anzahl, findet sich in mehreren Parallelfunden aus der ältesten Bronzezeit, nicht nur in Skandinavien, wo dieselben nach der Zusammenstellung von Montelius[8]) seltener sind, sondern gerade in Nord-Deutschland. Sie repräsentiren offenbar das ganze Inventar der Reichsten jener Zeit, als das Metall hier den Stein zu verdrängen begann. Sowohl in Stubbendorf, wie in Neu-Bauhof in Meklenburg, in Neuenheiligen und Leubingen[9]) in der Provinz Sachsen, in Lunow in Brandenburg, in Granowo und Polnisch-Presse in Posen, in Prüssau und Bruss in West-Preussen, wie in Pile in Schonen finden wir „trianguläre“ Dolche Schaftcelte oder Meissel, ganz flach oder mit niedriger Randleiste — nur in Neu-Bauhof fehlte der Celt — zusammen mit Schmucksachen der ältesten Formen Ausser den Dolchen kommen wohl auch Schwertstäbe und einmal (in Leubingen) noch ein Serpentinhammer vor. — Unter den Schmucksachen sind jene einfachen dicken Ringe, wie wir sie in Fig. 3 dargestellt haben, bald offen, bald geschlossen am häufigsten; sonst kommen nur noch vor: sehr breite, gerippte Armbänder[10]) schleifenförmige Spiralringe[11]) (auch aus Gold), einfache Nadeln[12]) und sogenannte „Säbelnadeln“[13]), endlich Bernsteinlinsen, wie Fig. 4. — Stets also begegnen wir

1) Zeitschr. f. Ethnol. 1878, S. 126, Taf. II, Fig. 28.

2) Der Bernsteinschmuck der Steinzeit. Königsberg 1882. S. 15, Taf. III u. XI.

3) Łebinski in Posener archäol. Mittheil., S. 37, Taf. XIV.

4) Diese Verhandl. 1879, S. 434.

5) Zbior Wiadomosci. Krakau. 1. Bd., S. 26 und 29. — Kohn und Mehlis Materialien. Jena 1879. S. 99.

6) Ebendort. 14. Bd., S. 42.

7) Erzepki in Posener archäol. Mitth., S. 28, Taf. IX.

8) Om Tidsbestämning, S. 270.

9) Klopfleisch, Neue Mitth. a. d. G. histor.-antiq. Forsch. 14. Bd., S. 555. In Betreff der übrigen Fundorte verweisen wir auf die früheren Quellenangaben.

10) Om Tidsbestämning, Taf. I, Fig. 11.

11) Ebendort, Taf. I, Fig. 13 und Olshausen, diese Verhandl. 1886, S. 433ff.

12) Alterthümer der Bronzezeit in West-Preussen, Taf. I, Fig. 2.

13) Olshausen, diese Verhandl. 1886, S. 469.

entweder rein neolithischen Gegenständen oder Bronzen der ältesten Formen (von den wenigen Goldringen abgesehen): nur in Stubbendorf und Bruss tritt auch Kupfer auf.

Was daher die Chronologie dieser ganzen Gruppe von Funden betrifft, so ergiebt sich von selbst, dass sie alle der „frühen" Bronzezeit angehören; durch das gleichzeitige Auftreten des Kupfer-Dolchs und des neolithischen Bernstein-Schmucks in dem Funde von Bruss aber sind wir berechtigt, das Alter derselben noch bestimmter in die Uebergangszeit von der neolithischen zur Metallcultur zu setzen.

In dieser Beziehung reiht sich der Fund von Bruss ergänzend an den von Janischewek in Cujavien an, wo in einem neolithischen Grabe bekanntlich ein Metallplättchen aus Kupfer entdeckt wurde, dessen Bedeutung R. Virchow alsbald sehr hoch schätzte[1]); seine damalige Verwerthung für die Chronologie der Metallzeit wird durch den vorliegenden Fund von Bruss glänzend bestätigt[2]).

II.

Der zweite Fund ist ein Bronzeschwert (Fig. 5), welches 1884 in Karszin-Gurki gehoben wurde. Dasselbe hat grösstentheils eine schmutzig gelbbraune Farbe und ist nur an einzelnen Stellen von grüner Patina überzogen; die Schneide ist an beiden Seiten durch scharfe Hiebe beschädigt und die Spitze verbogen, — sonst ist das Schwert gut erhalten. Es besteht aus dem kurzen Griff und der Klinge, der Griff aus dem Griffdorn und dem breiteren unteren Verbindungsstück; dieses letztere trifft mit dem ebenfalls verbreiterten oberen Stück des Klingenblattes seitlich unter einem Winkel zusammen, während etwas unterhalb dieser Stelle auf der Oberfläche des Blattes der Abdruck einer queren Linie sich abhebt.

Fig. 5.

1/6

Die Klinge ist schmal, degenartig, und zeigt in der Mitte eine ziemlich breite, flach gewölbte Rippe, welche sich nach der Spitze zu verschmälert und zu beiden Seiten von 2 Blutrinnen begrenzt ist; jedoch werden die Linien in dem unteren Theile undeutlich. Seitlich verjüngt sich das Blatt schnell zu der scharfen Schneide, welche besonders ausgehämmert zu sein scheint. Unmittelbar unter dem Griffansatz ist der Rand etwas geschweift, weiterhin verläuft er ganz gerade. Die Länge der Klinge beträgt 57,5 *cm*, ihre grösste Breite oben am Griffansatz 3,7 *cm*, weiter unten unter der Schweifung 2,2 *cm*, die grösste Dicke etwa 7 *mm*.

Der Griffdorn ist kurz, unregelmässig kantig, am oberen Ende, sowohl auf der Fläche als auf der Spitze (vielleicht erst nach der Auffindung) platt geschlagen; an beiden Seiten sind die Gussnähte nicht geglättet, sondern ganz erhalten. Seine Länge beträgt etwa 4,7 *cm*, — die des ganzen Schwertes also etwa 62,2 *cm*.

Schwerter von gleicher Form, mit degenartiger Klinge, sind mir nur zwei bekannt geworden: eins im hiesigen Kgl. Museum für Völkerkunde[3]) von unbekanntem Fundorte, welches sogar in den Hauptmaassen mit dem vorliegenden übereinstimmt, und ein zweites in Kopenhagen[4]), welches von Ravnsburg Voldsted auf Lolland herstammt und etwas

1) Diese Verhandl. 1880, S. 330 und 1881, S. 103.

2) Nachträglich erfahre ich von Hrn. Helm, dass der Flachcelt (Fig. 2) auch nur 2,04 pCt. und der Ring (Fig. 3) nur Spuren von Zinn enthielt.

3) Bastian und Voss, Die Bronzeschwerter u. s. w. Berlin 1878. Taf. II, Fig. 1.

4) Madsen, Afbildninger Broncealderen suiter, Taf. IV, Fig. 5.

länger ist. Auch ein Schwert von Upland, welches Montelius[1]) abbildet, besitzt eine so schmale degenartige Klinge und einen Griffdorn, um welchen sich ein Bronzegriff mit Antennen legt: allein dieser umfasst die Klinge mit einem halbmondförmigen Ausschnitt, während die Klinge von Karszin deutlich den Abdruck eines mehr geradlinig abschliessenden Griffansatzes erkennen lässt. — Dagegen kommen ähnliche Formen mit verschiedenen Modificationen häufiger vor und bilden eine wohl charakterisirte Gruppe, welche im Norden weit verbreitet ist. Diese Abänderungen betreffen nur die Klinge. Entweder ist das Blatt im Ganzen etwas gewölbt, oder es zeigt nur eine schmale Mittelrippe ohne alle Linien, oder es wird etwas breiter, oder die Ränder werden etwas geschweift, — immer bleibt es aber im Verhältniss zur Länge schmal und verbindet sich mit dem gewöhnlich nicht geglätteten Griff zu beiden Seiten unter einem Winkel, während quer über die Fläche sich in dieser Gegend meistens eine annähernd gerade Linie abhebt.

Die Schwerter dieser Gruppe sind fast alle von geringwerthiger Arbeit. Nicht nur das Kgl. Museum für Völkerkunde[2]) besitzt mehrere hierher gehörige Schwerter (von Schwachenwalde und Pankow in Brandenburg, von Sorenbohm, Neustettin, Anklam, Putbus in Pommern u. a.), — sie kommen auch vielfach in Dänemark, Meklenburg, Lübeck, Schleswig-Holstein und Hannover vor, wie Sophus Müller[3]) nachgewiesen hat.

Der Griffdorn war zur Aufnahme des eigentlichen Griffs aus Holz oder Horn bestimmt und wurde daher nicht erst von den Gussnähten befreit, da diese ohnedies verkleidet wurden und noch zur grösseren Befestigung des Griffs beitrugen. Nicht selten kommen aber auch solche Schwerter vor, welche noch ein besonderes Beschläge um den eigentlichen Griff besitzen[4]), das unten mit einem besonders gegossenen Ringe, wie mit einer Manschette, abschloss; zuweilen ist nur dieser Ring allein erhalten, wie an dem Schwert von Stölln[5]) im Kgl. Museum für Völkerkunde von Oersberg[6]), Angeln, im Museum zu Kiel u. a. Offenbar rührt auch der mehr oder weniger geradlinige Abdruck zwischen Griff und Klinge (Fig. 5) an vielen Schwertern dieser Gruppe von einem solchen, später verloren gegangenen, ringförmigen Beschläge her.

Jene Schwerter nun, an welchen das Griffbeschläge vollständig erhalten ist, lassen erkennen, dass dieselben nur nordische Nachahmungen von Vorbildern aus südöstlichen Ländern, besonders Böhmen und Ungarn, sind, welche zwar keinen Griffdorn, sondern eine schmale Griffzunge, sonst aber ein ähnliches Beschläge und ähnliche Klingen besitzen, wie Sophus Müller[7]) überzeugend nachgewiesen hat.

Was die Chronologie betrifft, so setzen Müller, wie Montelius[8]), diese Formen mit Recht in die „jüngere" Bronzezeit, Montelius speciell in seine 4. Periode.

III.

Der dritte Bronzefund wurde 1886 in Friedrichsbruch gehoben: es ist sichtbar ein Moorfund, zu welchem die folgenden 4 Stücke gehören:

---

1) Svenska Fornsaker, Stockholm 1872. S. 48, Fig. 155.
2) Bastian und Voss a. a. O. Taf. III, Fig. 7, Taf. IV, Fig. 18 und 19, Taf. V, Fig. 5, 6, 8, 9.
3) Die nordische Bronzezeit. Jena 1878. S. 18.
4) Ebend., S. 19, Fig. 19, und Ordning af Danmarks Oldsager. Broncealderen, Fig. 177
5) Bastian und Voss a. a. O., Taf. II, Fig. 2.
6) Mestorf, Vorgeschichtl. Alterthümer. Hamburg 1885. Fig. 152.
7) Die nordische Bronzezeit, S. 18, Fig. 17 und S. 19, Fig. 18.
8) Om Tidsbestämning, Taf. IV, Fig. 74.

1. Ein kurzes Schwert (Fig. 6) von demselben Typus wie las Schwert von Karszin, nur kleiner, ebenfalls mit verbogener Spitze. Die Oberfläche ist schmutzig braun, nur an einzelnen Stellen grün patinirt. Das Blatt zeigt eine starke Mittelrippe ohne Blutrinnen, die Schneide ist auf beiden Seiten schartig durch)xydation; der Griff ist länger als bei dem Schwerte von Karszin, vie aus den folgenden Maassen hervorgeht:

Ganze Länge	= 45,1 *cm*
Länge der Klinge	= 40,0 „
„ des Griffs	= 5,1 „
Breite der Klinge am winkligen Ansatz des Griffs	= 3,7 „
„ „ „ unter der Schweifung . . .	= 1,9 „
Grösste Dicke	= 8,0 *mm*

Die degenartige Form der Klinge, die winklige Verbindung nit dem Griff und der gradlinige Absatz der Oberfläche an dieser Stelle, endlich der Griffdorn sind die Charaktere, nach welchen lieses Schwert trotz seiner hohen Mittelrippe und der relativ grösseren Breite in dieselbe Gruppe gehört, wie das Schwert von Karszin (Fig. 5).

2. Ein Hohlcelt (Fig. 7) mit Oehr, dessen Oberfläche von ler Moorerde, welche noch einzelnen Stellen anhaftet, schon sehr gelitten hat. Der Kopf ist leicht gewölbt, das Oehr sehr dünn, lie Schneide bogenförmig und scharf, die Gussnähte an den Seiten sind geglättet. Der Hals ist durch eine ringsherumlaufende Furche bezeichnet, der mittlere Theil durch 2 seitliche (jetzt schon undeutliche) geschweifte Linien ornamentirt, während der intere glatt ist. Die grösste Länge beträgt 8,3 *cm*, die grösste Breite unten an der Schneide 2,8 *cm*. Der Querschnitt der Oeffnung st viereckig mit abgerundeten Seiten und Ecken und hat einen Durchmesser von etwa 2,5 *cm*. —

Fig. 6. Fig. 7. Fig. 8. etwa 1/4

Aehnliche Celtformen sind weit verbreitet, besonders im Norden, aus West-Preussen speciell habe ich einen fast gleichen von Dirschau[1]) beschrieben und abgebildet. Montelius[2]) setzt diese Form in seine 4. Periode.

3. Eine Lanzenspitze (Fig. 8) mit schmalem Blatt und erhabener, bis zur Spitze reichender Mittelrippe, welche in ihrer untersten Hälfte die Fortsetzung der Schafttülle einschliesst. Die ganze Oberfläche ist schmutzig grün und von der Moorerde stark zerfressen, besonders ist die dünne Wand am oberen Ende der Schafttülle auf der einen Seite in einer Länge von 4,6 *cm* ganz zerstört, so dass man hier in die Höhlung hineinblickt, ebenso ist das unterste Ende an einer Seite zum Theil zertört.

Die grösste Länge beträgt	23,5 *cm*,
die Länge des Blattes etwa	14,8 „
„ „ „ Stieles „	8,7 „
„ „ der ganzen Schafttülle	16,2 „
„ grösste Breite des Blattes etwa	2,5 „
der Durchmesser der Oeffnung etwa	1,7 „

1) Alterthümer der Bronzezeit in West-Preussen, S. 14, Taf. V, Fig. 13.
2) Om Tidsbestämning, Taf. IV, Fig. 71.

doch ist hier ein Maass nur ungefähr anzugeben. Ein Loch für einen Nagel zur Befestigung des Schaftes ist an dem erhaltenen Theile nicht sichtbar.

4. Ein Bruchstück eines Ringes oder ähnlichen Gegenstandes, von welchem ein Stück zur Analyse abgefeilt ist.

Die Chronologie dieses Fundes von Friedrichsbruch ist durch das Schwert und den Hohlcelt genügend bestimmt: derselbe gehört, wie schon das Schwert (Fig. 5) in die „jüngere" Bronzezeit West-Preussen's und bildet eine wichtige Bereicherung unserer bisherigen Kenntnisse von dieser Periode[1]).

Schliesslich ist es mir eine angenehme Pflicht, Hrn. Direktor Conwentz in Danzig für die freundliche Erlaubniss, diese Funde hier vorlegen zu dürfen, meinen besten Dank zu sagen. —

(11) Hr. A. v. Heyden zeigt einen

Rosenkranz.

Der vorliegende Gegenstand ist im Kreuzgange der Stiftskirche von Berchtesgaden gefunden worden. Man hatte vor längerer Zeit Arbeiten am Fussboden des Kreuzganges vorgenommen und dabei beim Fortschaffen von Schutt und Knochenresten diesen Ring gefunden, den ich erst kürzlich von einem Händler erwarb.

Der Gegenstand scheint eine sehr abweichende, eigenartige Form eines sogenannten mittleren Rosenkranzes zu sein, der gewöhnlich aus $6 \times 10 + 3$ Marien- und 7 Paternosterperlen besteht. Statt der Marienperlen finden sich hier Ringe von Bein auf einem Lederstreifen befestigt. Die Paternosterperlen zwischen den Decaden sind von schwarzem Glase. Mehrfach sind Ringe ausgebrochen. Vollständig fehlen die Ringe der letzten Decade und die 3 überzähligen Ringe, welche sich mit einer ebenfalls fehlenden Paternosterperle an den Ring, welcher die Riemenenden verbindet, angeschlossen haben. Auch eine Paternosterperle des Kranzes fehlt.

Das Alter des Stückes ist schwer zu bestimmen, dürfte aber kaum unter das 16. Jahrhundert zurückreichen, weil diese Eintheilung des Rosenkranzes kaum früher vorkommt. Jedenfalls ist diese Gebetschnur mit ihrem fast exotischen Aussehen ein Unicum. —

(12) Dr. A. F. Chamberlain von der Clark University, Worcester Ma., überschickt mit einem Briefe vom 21. October, in welchem er bemerkt, dass seit dem

---

1) Alterthümer der Bronzezeit in West-Preussen, S. 27.

Prinzen von Wied-Neuwied, der 1839 einige Worte über die Kootenay's und ein kurzes Wort-Verzeichniss ihrer Sprache veröffentlichte, in Deutschland nichts weiter über sie bekannt geworden sei, folgende Mittheilung:

Einige Wurzeln aus der Sprache der Kítōnā'qā-Indianer von Britisch-Columbien.

In meinem „Report on the Kootenay Indians of South Eastern British Columbia“ [1]) habe ich eine kurze Skizze dieser fast unbekannten Sprachfamilie mitgetheilt. Die Kítōnā'qā besitzen eine Sprache, die sich in ihrer Zusammensetzung und Einverleibung äusserst amerikanisch zeigt, und die mit unzählbaren Präfixen, Infixen und Suffixen versehen ist. In dieser Zeitschrift will ich die von allen solchen Zusätzen entblössten Wurzeln der Sprache hervorheben.

Folgendes Verzeichniss enthält die bis jetzt bestimmten Wurzeln:

Deutsch	Blosse Wurzel	Beispiele vom Zusammensetzungsgebrauch
A.		
Ahle, Nadel	tlō'ō	—
All, jeder	k'ä'pē	—
Alt, von hohem Alter	-ūtlāk-	n-ūtlā'k-inē, „er ist alt“.
Arm	-tlāt-	āqktlā'tEnām, „Arm von jemandem“.
Ast, Zweig	-itsk·ā'tlāk-	ā'qkitsk·ātlā'kEnām, „irgend ein Ast“.
Aufmachen, öffnen	yānkin	hō-yankín-ē, „ich mache auf“.
Aufreissen	tcik'-	hō-tcik'-k·ō'inē, „ich pflüge“.
Aufstehen, emporsteigen	-ōwōk-	n-ōwō'k-inē, „er steht auf“.
Auge	-k·tlētl-	ā'qk·āk·tlē'tlnām, „Auge von jemandem“.
B.		
Bauch	-ōwōm-	tsEmā'k·ōwōm, „starker Bauch“.
Baum	itstlā'in	ū'qkitstlā'in, „irgend ein Baum“.
Baumeln, auf- und niedertauchen	wānē-	hō'-wānē'-inē, „ich baumele“.
Beissen	-itqā-	hō-n-ítqā-nē, „ich beisse“.
Bellen	-ōwē-	n-ōwē'-inē qā'Etltsin, „der Hund bellt“.
Bettdecke	sēēt; sēt	—
Binden, verknüpfen	-itū'ktsā-	hō'ts-itūktsā'-inē, „ich binde“.
Blatt (vom Baume)	-tlákpē'k-	ā'qkōtlákpē'kā'nām, „irgend ein Blatt“.
Blut	wānmō	—
Bogen (auch Flinte)	t'ā'wō	—
Bohren	-tsūk-	k'tsū'ktlāink·ō'mōtl, „Bohrer“.
Brechen, zerstören	-ōmits-	n-ō'mits-kín-ē, „er bricht mit der Hand“.
Brennen, Feuer	-kū'pk·ō-	—
Bruder (älterer)	tāt-	tā tEnām, „Bruder von jemandem“.
„ (jüngerer)	tcā-	tcā'nām, „Bruder von jemandem“.
D.		
Denken	-tlwī-	s.: Herz.
Dick	wāk·ē-	wāk·ē'inē, „es ist dick“.

1) Rep. Brit. Assoc. Adv. sci., 1892.

Deutsch	Blosse Wurzel	Beispiele vom Zusammensetzungsgebrauch
Donner (es donnert)	nūmā	—
Dunkelheit, Nacht	tsitlmē'yēt	tsítlmēyē'tinē, „es wird Nacht".
Dürr, trocken	-ōmās-	n-ōmā's-inē tsā'hātl, „das Gras ist dürr trocken".
E.		
Ende, genug.	táqas	—
Enkel, Enkelin.	pápā	—
Er, derjenige	nē	—
Erde, Boden, Thon, Grund, Land	ä'māk	—
Ergreifen, packen	tcinkin-	tcinkínē, „er ergreift es mit der Hand".
Ertrinken	-ipūk-	n-ipū'kinē, „er ertrinkt".
Essen	-ik-	n-ík-inē, „er isst".
F.		
Fahren lassen, fallen lassen, werfen	piskin-	piskínē, „er lässt es aus der Hand fahren, wirft es weg".
Fallen	-ōnā'qō-	k·ā'nāqō'nē, „es fällt".
Fechten	tlákEnā-	tlákEnānā'mnē, „man ficht".
Fell, Haut.	-ōktlā	āqkō'ktlā'nām, „Haut von jemandem".
Ferse	-ōk'pāk-	āqkōk'pā'kEnām, „Ferse von jemandem".
Fett, Schmer, Oel	tinā'mū	—
„ , fleischig, plump. . . .	siq-	hō-síq-inē, „ich bin fleischig".
Feuer, Flamme	-k·ō'k·ō-	wítlin k·ōk·ō'inē, „es giebt viel Feuer".
Finger	-itsk·āi-	ā'qkitsk·ā'inām, „Finger von jemandem".
Finne, Flossfeder	-tlūp-	āqktlū'pEnām, „eine Finne".
Fisch	giā'kqō (in der Mundart der nördlichen K.)	—
	āp (in der Mundart der südlichen K.)	—
Fleisch	-ūtlāk-	ā'qkūtlā'kEnām, „Fleisch v. jemandem".
Fliegen	-nū'qō-	nā'-nūqō'-nē, „er fliegt".
Flügel	-k·ōit-	ā'qk·ōítEnām, „irgend ein Flügel".
Fluss	-mítūk-	ā'qkinmítūk, „irgend ein Fluss".
Freund	sūwō-	sūwō'nām, „irgend ein Freund".
Frieren	-ōtē-	n-ō'tē-inē, „es friert".
Früh, morgen früh	wī'tlnām	—
Fürchten	-ōnētl-	hō'-n-ōnē'tl-nē, „ich fürchte".
Fuss	-tlēk-	āqktlē'kEnām, „Fuss von jemandem".
G.		
Geben	ā'mātíktc	hōts-ā'mātiktc-isínē, „ich gebe Dir".
	skākínur!	(Gieb mir es!)
	hēsū!	(Gieb mir zu essen!)
Gegenüber, jenseits	-tlē-	in-tlē'-inē, „es ist jenseits" (des Flusses).
Gehen	-ā-; -a-	tsin-á-qē, „er geht weg, fort".
„ , wandeln	-ōmōsā-	hō-n-ō'mosā'-qē, „ich wandle".
Gipfel, Wipfel, Spitze . . .	-k·ān-	āqkínk·ān, „Wipfel eines Baumes".
Gras, grünes Kraut	tsā'hātl	—
Gross	witl- (in der Mundart der nördlichen K.)	—

Deutsch	Blosse Wurzel	Beispiele vom Zusammensetzungsgebrauch.
Gross	-ōtlā- (in der Mundart der südlichen K.)	—
Grossmutter, Grossvater	pápā	papā'nām, „Grossvater, Grossmutter von jemandem".
Gut	sōk-	sō'k-inē, „es ist gut".
H.		
Haar (vom Thiere)	-k·ō'wāt-	ā'qk·ōwā'tᴇnām, „Haar von irgend einem Thiere".
„ (vom Menschen, Kopf)	-k·ō'k·ōtlām-	āqk·ō'k·ō'tlā'mnām, „Haar von irgend einem Menschen".
Haben	-tē	hō'yūnā'tē tinā'mū, „ich habe viel Fett".
„ (halten)	-āwitskin-	hāwitskinē, „er hält es in der Hand".
Hals	-k·ō'k·āk-	ā'qk·ō'k·ā'kᴇnām, „Hals von jemandem".
Hammer	pūpū	—
Hand	-kē'-	āqkē'inām, „Hand von jemandem".
Haupt, Kopf	-tlām-	āqktlā'mnām, „Kopf von irgend einem Menschen".
Haus, Zelt, Wigwam	-tlā-	ā'qkītlā'nām, „irgend ein Haus".
Herz	-tlwī-	ā'qkītlwī'nām, „Herz von jemandem".
Hier	nā	—
Himmel (auch Wetter)	-itlmē'yēt-	sōk-ítlmēyē't-inē, „es ist schönes Wetter"; ā'qk-itlmē'yēt, „Himmel".
Hoch, in der Höhe	nā'ᴇtā	—
Holz	tlō'ōk	—
Horn (vom Büffel, Bergziege u. s. w.)	-ōk·tlē-	ā'qk·ōktlē'inām, „Horn von irgend einem Büffel".
„ (vom Elenthiere, Musethiere u. s. w.)	-āk·tlē-	ā'qkāk·tlē'inām, „Horn von irgend einem Elenthiere".
Huf (auch Fingernagel)	-kōk'p-	āqkō'k'pᴇnām, „Huf von irgend einem Thiere".
Hunger, hungrig sein	-ōwās-	hō'n-ōwā's-inē, „ich habe Hunger, ich bin hungrig".
I. J.		
Ich	kā'min (persönl. Fürwort)	—
	hō (ebenso verb. Präfix)	—
Ja	qē; hē	—
Jagen, auf der Jagd sein	-ānā-	hō'-n-ānā'qē, „ich jage".
Jener, jenes	kō	—
Jung, klein (vom Menschen und Thiere)	nānā (gebräuchl. als Verkleinerungssuffix)	—
Junger Mann (unverheirathet)	nētstā'hātl	—
Jungfrau	nāō'tē	—
K.		
Kalt	-isk·ā'tē'-	n-ísk·āttlēē'tinē, „es ist kaltes Wetter".
Kehle	-tlūmā-	ā'qktlūmā'ᴇnām, „Kehle von jemandem".
Knochen	māk'	—
Kommen	-ā, -a-	w-áqē; sk-á-qē, „er kommt".

Deutsch	Blosse Wurzel	Beispiele vom Zusammensetzungsgebrauch
L.		
Lachen	-ōmāts-	n-ōmā'ts-inē; „er lacht".
Laich (von Fischen)	ānēk	—
Lang	-wōk·ā-	wōk·ā'inē, „es ist lang".
Liegen	-āk·k·ā-	s-āk·k·ā'-inē, „er liegt".
Lösen, aufmachen, entbinden	-āktē'itē-	hō'-n-āktē'ītē, „ich löse".
Lügen	-ūtskē-	hō'-n-ūtskē'-inē, „ich lüge".
M.		
Machen, thun	-it-	—
„ , „ (mit der Hand)	-itkin-	n-itkínē, „er macht mit der Hand".
„ , „ (mit dem Rücken)	-itqō-	n-itqō'nē, „er macht mit dem Rücken"
„ , „ (mit den Zähnen)	-itqā-	n-ítqa-nē, „er beisst".
Malen, bemalen (wörtl. „roth machen")	-it'nūs-	hō-n-ítᴇnū's-tēk, „ich bemale das Gesicht".
Manche, viel	yūnō- (in der Mundart der nördlichen K.)	—
	wā'iyē (in der Mundart der südlichen K.)	—
Mann	t'itk'āt	—
Männlich; Männchen (vom Thiere, Vogel u. s. w.)	k'áskō (als Präfix o. Suffix)	—
Matte	tláqā	—
Mehr (noch etwas)	āqkē	—
„ (noch einmal)	tlā	tlā'ōkwē, „noch eins".
Metall (vorzügl. Eisen)	nítlkō	—
Mond (auch Sonne)	nātā'nik	—
Müde	-ūktlūk-	hō'-n-ūktlū'k-inē, „ich bin müde".
Mutter	mā	mā'ᴇnām, „Mutter von jemandem".
N.		
Nah; in der Nähe	āqkátāk	—
Name	-āktlē-	ā'qkāktlēyām, „Name, Benennung".
Nase	-k·ūn-	āqk·ū'nām, „Nase von jemandem".
Nein	wáqā; māts	—
Neu (von Kleidern u. s. w.)	wū'pinēk	—
Niesen	k·ātē	k·ātē'inām, „Niesen".
Nun (jetzt)	nātā'qā	—
O.		
Ohr	-k·ō'āt-	āqk·ō'k·ōā'tᴇnām, „Ohr von jemandem"
P.		
Perle (Glasperle)	nū'mō	—
Pfeife (Tabaks-)	kōs	—
Pfeil	āqk	—
R.		
Rauch	yām'ū	—
Reden	-tsqā-	hō'-tsqā'-nē, „ich rede".
Reif (von Früchten u. Beeren)	-ōkū-	n-ōkū'-inē, „es ist reif"

Deutsch	Blosse Wurzel	Beispiele vom Zusammensetzungsgebrauch
Reissen, Zerreissen	-ätläskin-	hō-n-ä'tläskínē, „ich zerreisse mit den Händen".
Riechen	-äktlūk-	hō'-n-äktlū'k-inē, „ich rieche".
Rinde (vom Baume)	-itsk·ätl-	ä'qkitsk·ätl.
Roth	nō'hōs; nōs	kā-nō'hōs, „es ist roth".
Ruder (Pagaje)	tlísēn	—
S.		
Sagen	-kē-	kā-kē'-inē, „er sagt".
Sammeln	-ätlk·ä'tē-	hō'-n-ätlk·ä'tē-, „ich sammle Beeren".
Scham; sich schämen . . .	-ätlnū'k'p-	hō'-n-atlnū'k'p-inē, „ich schäme mich".
Scharf	-isū-	n-ísū-k·ä'inē, „es ist scharf".
Schenkel, Bein	-sak-	äqksákEnām, „Schenkel von jemandem".
Schiessen	mitqā	hō-mítqa-nē, „ich schiesse".
Schlafen	-k·ō'mnē- (in der Mundart der nördlichen K.)	—
	-ūp- (in der Mundart der südlichen K.)	—
Schlagen (Prügeln)	k·äntlä'tltē	hō'-k·äntlä'tltē, „ich schlage".
Schlecht (übel)	sän-	sä'nē, „es ist schlecht".
Schmerz, Weh	-is-	n-ís-inē kää'qktläm, „ich habe Kopfweh".
Schnabel (vom Vogel) . . .	-k·ūnk·äk-	ä'qk·ūnk·ä'k·Enām, „irgend ein Schnabel".
Schnee	-tlū-	nā-tlū-nē, „es giebt Schnee".
Schneiden (mit der Scheere)	-itkä's-	hō-n-ítkäs-kō'inē, „ich schneide".
Schuh (Mokasin)	tlān	—
Schwer (wichtig)	-nīkī-	nä'-nīkī'-inē, „es ist schwer".
Schwester	ätlitskētl	—
Schwimmen	-äk-	n-ä'k-inē, „er schwimmt".
Schwanz (vom Thiere) . . .	-k·ät-	tlit-k·ä't-inē, „er hat keinen Schwanz".
„ (vom Vogel) . . .	-ūk'mā	ä'qkin-ū'k'mä'-nām, „irgend ein Vogel schwanz".
„ (vom Fische) . . .	-k·ä'k·ät-	ä'qkin-k·äk·ä't-Enām, „Schwanz vom Fische".
See (Land-)	-k·Enūk·	äqk·ō'k·Enūk·, „irgend ein See".
Sehen	-ō'pqa-	n-ō'pqa-nē, „er sieht".
Singen	-äwā sqō-	hō-n-ä'wäsqō''mēk, „ich singe".
Sitzen	-änk·a-	hō'ts-änk·ä'mēk, „ich sitze".
Sohn	-kätltē-	ä'qkätltē'inām, „Sohn von jemandem".
Sprechen	-tlōk-	kā-tlō'k-inē, „er spricht".
Stark, fest, dauerhaft	tsEmä'k·Ek·ä	hō'-tsEmä'kEk·ä'inē, „ich bin stark".
Stehen	-äwisk·ä-	hō-n-ä'wisk·ä'-inē, „ich stehe".
Stehlen	-k·äi-	k·ä'inām, „Stehlen, Diebstahl".
Stein, Fels	nō'kē	—
Stern	-itlnōs-	ä'qkitlnōs, „irgend ein Stern".
Stossen (mit dem Fusse) . .	-k·änä'ktlēk-	hō-k·ä'näktlēk-inē, „ich stosse".
Süss	kō'ktcē	k'-kōktcē'-inē, „es ist süss".
T.		
Tag	-itlmē'yēt-	ä'qkitlmē'yēt, „Tag".
Tante (Mutterschwester) . .	kākt	—
„ (Vaterschwester) . . .	titltit	—

Deutsch	Blosse Wurzel	Beispiele vom Zusammensetzungsgebrauch
Tanzen	-ā'kōwētl-	kā'kōwē'tlnām, „Tanzen, Tanz".
Todt	-īp-, -ēp-	n-íp-inē, „er ist todt".
Tödten	-ipitl-	n-ipítl-nē, „er tödtet ihn".
Tragen (auf dem Rücken) .	-ā'tlqō-	n-ātlqō''nē, „er trägt".
„ (in der Hand) . . .	-ātlkin-	n-ātlkínē, „er trägt".
Trinken	-ikūtl-	n-ikū'tl-nē, „er trinkt".
V.		
Vater (Mann spricht)	titō-	titō'nām, „Vater von jemandem".
„ (Weib „)	sō-	sō'nām, „Vater von jemandem".
„ (Kinderwort)	papā	—
Verbergen	-itlātcū-	hō'-n-itlātcū'-inē-, „ich verberge".
Vertauschen, kaufen, verkaufen	-ākōtlētl-	hō-n-ā'kōtlē'tlēk, „ich verkaufe".
W.		
Warm	-ōtōmē-	n-ō'tōmē'-inē, „es ist warm".
Was?	k'ā'psin?	—
Wasser	wūn	—
Weib	pā'tlkē	—
Weinen	-ētlā-	n-ētlā'-inē, „er weint".
Wie?	k'ā?	—
Wind	-tlōmē-	kā'-tlōmē'-inē, „es ist windig".
Wo?	k'ā?	—
Wolke	-k·ātl-	āqk·ā'tl, „irgend eine Wolke".
Z.		
Zunge	wātlō'nāk	—

Aus diesem Verzeichniss vergleiche man:

ū-tlāk, „alt".
ō-wōk, „aufstehen".
ō-wōm, „Bauch".
ō-mits, „brechen".
ō-mās, „dürr".
ō-nā'qō, „fallen".
ō-k·tlā, „Fell, Haut."
ō-k'pāk, „Ferse".
ū-tlāk, „Fleisch".
ō-tē, „frieren".

ō-nētl, „fürchten".
ō-mōsā, „gehen, wandeln".
ō-tlā, „gross".
ō-wās, „hungrig".
ō-māts, „lachen".
ū-tskē, „lügen".
ū-ktlēk, „müde".
ō-kū, „reif".
ō-pqā, „sehen".
ō-tōmē, „warm".

Hier scheint **ō-**, **ū-** Präfix zu sein.

Verwandt erscheinen:

1. its-k·ā'tlāk, „Ast, Zweig". its-tlā'in, „Baum". its-k·āi, „Finger". its-k·ātl, „Rinde".
2. ts-itl-mē'yēt, „Nacht". itl-mē'yēt, „Himmel, Tag". itl-nōhōs, „Stern".
3. āk·-tlē, „Horn vom Elenthiere". ōk·tlē, „ „ „ Büffel".
4. k·ūn, „Nase". k·ūnk·āk, „Schnabel".
5. kē, „sagen". ūts-kē, „lügen".
6. āwitskin, „halten, haben". āwisk·ā, „stehen".
7. ā'qkitl-nō'hōs, „Stern". kā-nōhōs, „roth". it-ᴇnūs, „roth machen".

Suffix **k·ā** steht in:

wō-k·ā, „lang“.
āk-k·ā, „liegen“.
ān-k·ā, „sitzen“.
āwis-k·ā, „stehen“.
tsEmā'kE-k·ā, „stark“.

Nētstā'hātl: „junger Mann, Junggesell“, enthält vielleicht nē = „dieser“, wie man uch in nā ō'tē „Jungfrau“, nā = „hier dieser“, sehen kann. Dasselbe steht in nā táqā nun“.

Suffix **kin** = „mit der Hand“ kommt in folgenden Zusammensetzungen zum 'orschein:

tcin-kin, „ergreifen“.
pis-kin, „fahren lassen“.
āwits-kin, „haben, halten“.
skā kín-in, „gieb!“
it-kin, „machen, thun“ (mit der Hand).
ātläs-kin, „zerreissen“ (mit der Hand).
ātl-kin, „tragen“ (in der Hand).
yān-kin, „aufmachen“.

Suffix **-qa** = „mit den Zähnen“ steht in ítqa „beissen“, und **qō** = „mit dem lücken“ in ítqō „thun mit dem Rücken“ (auch „liegen“).

Wurzel **it** = „thun, machen“ findet man in:

it-qa, „beissen“.
it-ūktsā, „binden“.
it-kin, „thun“ (mit der Hand).
it-qō, „thun“ (mit dem Rücken).
it-Enūs, „roth machen, bemalen“.
it-k·ās, „schneiden“.

Wurzel **ip** = „todt“ steht in n-íp-inē, „er ist todt“, n-ip-itlnē, „er tödtet ihn“, p-ū'kinē, „er ertrinkt“. Ipitl scheint Transitiv von ip zu sein. „Ertrinken“ ist ielleicht „im Wasser sterben“. Ikūtl, „trinken“, kann aus ik = „essen“, ū (für uū) = Wasser, -tl (Suffix verbi) bestehen.

K·āntlā'tltē „schlagen“ und k·ānā'ktlēk „stossen“ haben k·ān gemein. Letzteres nthält auch tlēk „Fuss“.

Im ganzen Verzeichniss scheinen nur folgende Wörter onomatopoetisch zu sein:

tcik', „aufreissen“.
ōwē, „bellen“.
nūmā, „Donner“.
pūpū, „Hammer“.

Pápā ist ein kindisches Lallwort. —

(13) Hr. R. Forrer übersendet aus Strassburg i. Els., 4. November, folgende Iittheilung über

römische Gefässe mit farbiger Bleiglasur.

Man hat lange die Frage verneint, ob den Römern die Bleiglasur bekannt gewesen sei, aber es haben sich die Funde, welche das Gegentheil beweisen, in jüngster Zeit derart vermehrt, dass es heute keinem Zweifel mehr unterliegen kann: Die Römer haben die Bleiglasur und ihre Anwendung in der Keramik gekannt, die Technik war sogar allgemein bekannt und ist vielorts geübt worden. Man hat dergleichen glasirte Gefässe sowohl in

Oesterreich, als auch am Rhein (im Museum von Wiesbaden und Worms) ur
in Frankreich gefunden. Für letzteres Land war dies meines Wissens bis jet
noch nicht bekannt, indessen zeigt ein Fund von Damery im Département d
Marne, dass in Gallien die Glasur gleichfalls schon zur Römerzeit ausgeü
wurde. Beweisstücke sind eine Lampe und ein kleiner Krug, die dort gefunde
worden sind und die in ihren Formen die mittlere römische Kaiserzeit verrathe

Figur 1.

Die Lampe (Fig. 1) besteht au
hellbraunem, fein geschlemmte
Thon, hat nicht weniger als 14 c
Durchmesser und zeigt aufgesetzt
Trauben als Zier; auf dem Bode
bemerkt man einen wenig scha
eingedrückten Töpferstempel. Bode
Seitenwände, Henkel und der orna
mentirte Rand der Lampe zeige
nun wohlerhaltene, bisweilen allerdings oxydirte, grüne Glasur, die stellen
weise auch die reliefartigen Trauben-Ornamente dick bedeckt. Die Glasur ist un
regelmässig aufgetragen und scheint mehrfach abgerieben und abgeblättert zu sei
Das Mittelfeld des Lampendeckels zeigt gleichfalls eine dünne Glasurschich
diese hellbraun gefärbt und anscheinend von anderer Beschaffenheit, als di
grüne Glasur. Am Rande haben sich die beiden Glasurfarben an einzelnen Stelle
gemischt. Besonders die grüne Glasur zeigt starke Irisirung.

Figur 2.

Das Krügel (Fig. 2), 12 *cm* hoch, hat die hier skizzirt
Form und einen der Lampe ähnlichen hellbraunen Thon. Di
Form entspricht manchen gehenkelten römischen Aschenkrüge
ist aber zierlicher und wird an Ansehen durch mit Stempel
in den noch weichen Thon eingepresste Relief-Ornament
(Buckel, Rosetten und Linien) gehoben. Was uns aber auc
hier wieder besonders interessirt, sind die Spuren einer dünne
gelbfarbigen Glasur, die an Henkel, Körper und Hals de
Gefässes nachweisbar sind.

Wir sehen also hier die Anwendung farbiger Glasure
bereits so weit gediehen, dass zwei römische Gefässe nich
weniger als drei verschiedene Glasuren aufweisen, eines dieser Ge
fässe sogar zwei Glasuren angewendet zeigt. —

Auffällig ist, dass man diese glasirten Römergefässe fast nur auf römische
Provinzialgebiete findet. Man könnte also beinahe versucht sein, an „provinzial
Erfinder" zu denken. Auch das seltene Vorkommen dieser glasirten Gefäss
ist merkwürdig. Würde man sie nur an einer Stelle gefunden haben, wären z. I
die rheinischen Funde grün glasirter römischer Gefässe, wie sie Wiesbaden un
Worms bergen, einzig geblieben, so könnte man an eine lokale Erscheinun
denken, die aufgetaucht ist, um unbeachtet bald wieder zu verschwinden. Abe
gerade der Umstand, dass trotz der grossen Seltenheit diese Gefässe bereits eine
grossen Verbreitungsbezirk aufweisen, dass man sie nicht allein in Deutschlan
allein in Frankreich oder allein in Oesterreich gefunden hat, giebt zu denken un
macht die Frage zu einer besonders interessanten. —

Hr. R. Virchow:

Die Frage der Glasur von Thongefässen ist in unserer Gesellschaft oft berühr
und das Vorkommen derselben an römischen Gefässen ist nie von uns bezweife

vorden. Was die Glasur mit mehrfachen Farben betrifft, so habe ich selbst Beipiele dafür aus den Museen von Trier, Worms und Dürkheim angeführt (Verh. 1882, S. 491); von den ersteren sagte ich: „Ich will nur ein besonders überraschendes Vorkommen erwähnen, nehmlich unzweifelhaft römisches und ebenso unzweifelhaft glasirtes Thongeschirr in grünen und gelben Farben, wie wir es bisher fast ausschliesslich dem Mittelalter zugeschrieben hatten.“ Bei einer früheren Gelegenheit (Verh. 1875, S. 232) beantwortete ich eine Frage des Hrn. v. Alten dahin, dass „eine eigentliche Glasur auf Thongeräthen im nördlichen Deutschland wohl kaum vor dem 13. Jahrhundert üblich geworden sei.“ Später hat Hr. Friedel ein, auf dem Silberberg bei Wollin ausgegrabenes Schälchen vorgelegt, das sich „durch eine deutliche grün-graue Glasur“ auszeichnete (Verh. 1883, S. 112); er verglich die damals gefundenen Scherben mit skandinavischer Töpferwaare des 10. bis 12. Jahrhunderts. Immerhin ist die Einführung der Glasur, je nach den verschiedenen Oertlichkeiten, sehr verschieden zu datiren. Schliemann war lange Zeit hindurch geneigt, gewisse glasirte Topfscherben, die er in Mykenae fand, einer zufälligen Beimischung späteren Datums zuzuschreiben, bis er sich endlich überzeugte, dass sie sehr alt sein müssten. Eine Art von Bleiglasur hatte übrigens Landerer an schwarzen Gefässen schon vorher nachgewiesen (Schliemann, Mycènes, trad. par Girardin, Paris 1879. p. 144, 178). —

(14) Hr. A. Treichel, Hoch-Paleschken, berichtet über

ein Segenbrett mit Inschrift aus Reddistow, Kr. Lauenburg i. P.

In Reddistow, Kr. Lauenburg i. P., in seinem Namen abzuleiten von „rdest“ Knöterich, Unkraut, befand sich oberhalb des Einganges zum Kutscherstalle in einem schon längst abgebrochenen Stallgebäude ein Brett von Kiefernholz am Riegel angeschlagen (110 *cm* lang, 24 *cm* breit, 6 *cm* dick), welches die beigefügte Form und Inschrift hatte, letztere jedoch meist in Majuskeln und un-

110 cm.
14 cm
14 cm
ALLES WAS HIR IST SEGNE GOT ZV JEDER FRIST
VOR UNGLVK v. SCHAD BEWARE FRVH v. SPAT
1702
10 cm
22 cm
21 cm
48 cm

geschickt alterthümlich eingeschnitten. Nach der Jahreszahl stammt es von 1702, wäre jetzt also etwa 190 Jahre alt. Abgesehen von der altbekannten Verewigungslust der zimmernden Hersteller, muss es als ein Brett angesehen werden, durch dessen Sprucheinschnitt dieselben vielleicht mit Wunsch und Zustimmung des damaligen Eigenthümers zu seinen Gunsten einen Segen herbeiführen wollten, also als ein Segenbrett. Ausserdem wäre in seiner Form ein Gegenstand ihrer bescheidenen Kunstfertigkeit zu suchen. Diesen drei Factoren dürfte manches andere Object zuzuschreiben sein, das man noch an älteren Gebäuden findet, wenn sie natürlich ganz von Holzlagen (Gehrsass) oder aus Fachwerk erbaut sind. Bei neueren Gebäuden aus Ziegeln oder aus Stein auf dem Lande fällt diese Aeusserung, bei welcher ein Segensspruch wegen seiner ausgedehnten Länge natürlich sich von

selbst verbietet, dem Maurer zu, welcher dann meist auf den beiden Giebelseiten je das Erbauungsjahr, sowie die Initialen von Vor- und Vatersnamen des Eigenthümers (nicht des Besitzers) mit schwarzer Farbe in mächtigen Maassen anzubringen pflegt. Wenn nun dasselbe Geschäft früher Sache des Zimmermannes war, so wäre es nicht zu verwundern, wenn man auch für einen grossen Theil von Giebelzierrathen den Grund nur in der Offenbarung einer geschickten Tüchtigkeit des Zimmerers mit Recht suchen und finden wollte. Der zweireihige Spruch des Segenbrettes lautet aber, wie zu ersehen, in damals gewiss nicht beobachteter sprachlicher Unrichtigkeit und interpunktionslos:

Alles was hir ist segne Got zv ieder Frist
Vor Unglvk v. Schad beware frvh v. spat.
1702.

Wie mir durch Hrn. Fritz Poltrok, Sohn des früheren Besitzers, mitgetheilt wurde, befand sich auf einem Verbandriegel an der Aussenseite eben jenes Stalles noch ein anderer Einschnitt mit den Worten: „Renovirt 1735 Wilhelm Birr", welcher natürlich mit dem Stalle zugleich seinem Ende anheimfiel. Möglicherweise ist der Träger dieses Namens, den ich 1893 auch noch an einem Schilde in der Stadt Lauenburg vorfand, zugleich auch der Verfertiger des ganzen Erstbaues.

Noch muss ich hier im Vorbeigehen der Bemerkung Raum geben, dass, als ich mehrere Male jenen Namen nannte, mir stets gesagt wurde, man kenne auch einen oder mehrere jenes Namens; diese waren aber alle ebenfalls Zimmerleute oder von ähnlicher Profession (Brunnenmacher u. s. w.). Obschon diese auffällige Thatsache für West-Preussen gilt, so scheint es doch, als wenn die Art und Weise eines Handwerks an einem gewissen Vatersnamen haftet oder haften kann oder zu haften pflegt, also eine Vererbung des Handwerks in einer Familie bezeugt.

Es ist aber ersichtlich, dass bei diesem Einschnitte nur die Verewigungssucht (vielleicht eine Art altmodischer Empfehlungskarte!) im Spiele gewesen sein kann. Das Segenbrett aber spielt noch heutigen Tages seine Rolle, da es beim heutigen Speicherraume an einem Balken angenagelt gewesen war, wie die Löcher an beiden Seiten erweisen. Daher wurde das Brett an seiner Stärke gekürzt. —

(15) Hr. A. Treichel bespricht den

Stein des Ehlend.

Auf dem Fundo des Besitzers Breitenreiter im Walde vom Roslasiner Boor, Kr. Lauenburg i. P., nahe dem Lauenburger Stadtwalde, liegt ein erratischer Block, röthlicher Granit mit eingesprengtem, leuchtendem Orthoklas in Bandform und von ziemlich grosser Ausdehnung, obschon mehrfach davon abgesprengte Stücke dabei liegen und auch jetzt noch zwei Bohrlöcher in ihm zu gleichem Zwecke vorhanden sind. Seine Höhe beträgt etwa 2,40 *m* und sein Umfang in mittlerer Höhe etwa 7,56 *m*, ohne Berechnung des vielleicht Abgesprengten. Aus neuerer Zeit fand ich bei meiner Besichtigung im Jahre 1893 auf der Oberfläche drei Striche in Abständen eingemeisselt. Man sagte mir, der Stein sei einem Besitzer Ehlend in Elendshof auf Lauenburger Stadtgebiet zur Bearbeitung übergeben und dieser arbeite daran, wie die Volksrede erzählt, um sich mit der Zeit, wo er noch lebe, obschon bereits gegen 80 Jahre alt, einen Sarg daraus zu vollenden. Ein abgesprengtes Handstück Orthoklas nahm ich für die Sammlungen des westpr. Provinzial-Museums mit. Jedoch fand ich bei einem Besuche des Besitzers die Sache in ganz anderem Lichte, da er sich Pfeilersteine daraus formen wollte. Derselbe ist überhaupt ein

gewaltiger Steinbearbeiter vor dem Herrn und entfaltet darin trotz seiner hohen Jahre eine bemerkenswerthe Geschicklichkeit. Auch weiss er die verschiedenen Gesteine nach Gehalt (Kalkstein) und nach Härte und Farbe zu gruppiren. Ich fand dort bearbeitete Tränksteine mit muldenförmigen Aushöhlungen, auch Mahlsteine der Art, wo der Gang des Gegendruckes sich an der Decke befindet, sodann steinerne Tabakskacheln, eine davon in äusserst gelungener glatter Bearbeitung und in gefälliger Form mit gerundeten, ohrförmigen Ansätzen beiderseits, ja sogar, was bei dem dortigen Ueberflusse an auch starkem Holze gewiss nicht nöthig gewesen wäre, einen Eckpfosten von Stein, in dessen rillenartig ausgehöhlter Längswand die in ihrer Mittellage sonst holzgeständerten hölzernen Latten lagernd einmündeten. Dazu nehme man den alten Mann mit starren Gesichtsmuskeln, selbst fast wie von Stein, und man muss zugestehen, dass dieses ganze Gebahren, sowie die stummen Zeugen seiner geschickten Thätigkeit, überall am und um das Haus verstreut, fast mitten im weiten Walde und ersichtlich auf einem, ihm erst durch Rodung abgerungenen Erdflecke, mich ganz eigenartig anmuthen mussten. Fast fühlte man sich in das Thun und Treiben der Steinzeit zurückversetzt. —

(16) Hr. A. Treichel beschreibt

Rundmarken in Mohrungen.

Rundmarken fand ich 1893 bei Gelegenheit einer Versammlung des Preussischen botanischen Vereins in Mohrungen in Ost-Preussen an der jetzt evangelischen, früher katholischen Kirche, und zwar an den beiden Eckpfeilern der (östlich gelegenen) Eingangsthür, sowie an der beiderseits anstossenden Seitenwand. Sie finden sich in fast jedem der Ziegelsteine von grossem Format, selbst in solchen von schwärzlichem Hartbrande. Dass sie in einem wahrscheinlich wegen gänzlicher Zerstörung durch solche Marken neu eingesetzten Ziegelsteine nicht vorkommen, bezeugt nur ihre frühe Entstehung. Ich zählte ihrer bis zehn an einem Steine. Alsdann waren selbige dicht an einander und nicht tief eingegraben. Wo ihrer aber weniger, etwa bis vier, auf einem Ziegel waren, da waren sie bis zu 3 *cm* tief. Am linken Eckpfeiler konnte ich auch inschriftliche Eindrücke bemerken, jedoch nicht mehr recht lesen. Sie reichen über Mannshöhe hinauf und fast bis zur Höhe der Kirchenthür. Längsrillen vermochte ich nicht zu entdecken. Man sagte mir, diese runden Zeichen sollten ihre Entstehung etwaigen Bussübungen von ehemals zu verdanken haben. —

(17) Frl. Schlemm übersendet vier von ihr in der Schweiz aufgenommene Photographien, von denen zwei das neben dem Musée des Beaux Arts in Neuchâtel aufgestellte prähistorische Steinkisten-Grab darstellen, das 1876 in der Nähe der Pfahlbauten bei Auvernier gefunden wurde.

Die beiden anderen Aufnahmen zeigen einen jetzt in Genf auf der Promenade des Bastions aufgestellten erratischen Steinblock mit 4 rohen menschlichen Figuren auf der einen Seite. Dieser Stein wurde in der Nähe der Stadt gefunden und ist unter dem Namen Pierre aux fées oder Pierre aux dames bekannt. Im Volke behauptet man, dass er ein „Druidenstein“ sei, worunter sich die Leute wahrscheinlich wohl einen Opferstein denken. Aus welcher Zeit die an ihm angebrachten Skulpturen herstammen und was für eine Bedeutung dieselben haben, ist bisher noch unentschieden geblieben. —

(18) Hr. M. Bartels übergiebt eine Photographie des sogenannten

Affenmädchens Krao,

welches jetzt wieder im Passage-Panopticum gezeigt wird. Dasselbe wurde bekanntlich bei ihrer früheren Anwesenheit in Deutschland im Jahre 1884 als die Repräsentantin eines behaarten, wilden Volkes ausgegeben, das man in den Urwäldern von Laos entdeckt haben wollte. Aus Laos war nehmlich seit vielen Jahren schon eine in Mandalay lebende Familie bekannt (vgl. Zeitschr. f. Ethn. 1873, V. S. 243), welche in ähnlicher Weise, wie die Krao, mit abnormer Behaarung, mit einer Hypertrichosis universalis, behaftet war. Alle diese Leute sollten nun dem oben erwähnten, wilden Haarmenschenvolke angehören, das vermeintlich ein Uebergangsglied von den Affen zu den Menschen darstellte. Es konnte sehr bald nachgewiesen werden, dass das junge Mädchen gar keine Laotin war, sondern dass sie in Bangkok geboren ist und von Siamesischen Eltern stammt (vgl. Verhandl. 1884, S. 112 u. 113).

Die Photographie ist nicht gut gerathen, aber sie ist die beste der käuflichen. Vielleicht wird es gelingen, die Krao dazu zu bestimmen, dass bessere Aufnahmen von ihr gefertigt werden dürfen. —

(19) Hr. Franz Boas übersendet die Fortsetzung (vgl. S. 265) seiner Sammlung von

Sagen der Indianer in Nordwest-America.

XIX. Sagen der Nak·o′mgyilisala.

1. Die K·'ā′nigyilak'-Sage.

1. K·'ā′nigyilak' und Nemō′k·ois (= der allein seiende) waren K·ants'ō′ump's (= unser Vater) Söhne. Vor langer, langer Zeit sandte er beide zur Erde herab, wo sie von einer Frau, Namens Tsatsaquitela′k·a (= die Olachen-Frau), wiedergeboren wurden. Rasch wuchsen die Zwillinge heran. Damals schwammen noch keine Fische in den Flüssen und im Meere und K·'ā′nigyilak' verlangte danach, die Gewässer von Lachsen und anderen Fischen belebt zu sehen. Tsatsaquitela′k·a aber bewahrte alle Fische in ihrem Mantel. K·'ā′nigyilak' bat sie, ihm diesen zu leihen. Als er ihn erhalten hatte, bestieg er mit seinem Bruder das Boot, und sie fuhren zuerst den Fluss hinauf, kehrten dann zurück und ruderten hinaus in die See. Da sie nirgends Fische fanden, tauchte K·'ā′nigyilak' einen Zipfel des Mantels seiner Mutter in's Meer, und siehe da! zwei Lachse sprangen heraus und schwammen lustig von dannen. Rasch vermehrten sie sich und bald war Fluss und Meer voll von Fischen. Tsatsaquitela′k·a aber ward zornig, als sie sah, dass K·'ā′nigyilak' die Fische befreit hatte. Sie verliess ihre Kinder und ging in das Land der Lachse.

2. K·'ā′nigyilak' und Nemō′k·ois aber fuhren den Fluss hinauf, Abenteuer zu suchen. Als sie eine Zeit lang gefahren waren, erblickten sie ein Haus. Dort wohnte der Reiher und seine Frau, der Specht, die damals noch Menschen waren. Die Brüder fuhren an's Land und K·'ā′nigyilak' sprach zum Manne: „Ich will Dich lehren, ein Lachswehr zu bauen.“ Er zeigte ihm, wie er es zu machen habe, und der Reiher war froh, nun auf so leichte Weise Nahrung zu erlangen. Zum Lohne nahm er K·'ā′nigyilak' und Nemō′k·ois als seine Kinder auf.

Morgens sprach er zu ihnen: „Ich will jetzt mit meiner Frau zum Lachswehr gehen und sehen, ob etwas darin ist. Bleibt Ihr hier. Ich werde unten am Wasser aufpassen, ob jemand hierher kommt. Wenn ich einen von den bösen Menschen, die hier in der Nähe wohnen, kommen sehe, so will ich rufen. Dann

versteckt Euch im Walde, damit er Euch nicht fängt.“ Dann gingen die beiden Alten. Die Frau aber war gierig und geizig, und wollte den Kindern nichts gönnen; deshalb sprach sie zu ihrem Manne: „Wenn wir Fische in dem Wehre finden, so schreie Du, ehe wir zurückkehren. Die Kinder werden dann fortlaufen und wir können die Lachse allein essen.“ Und siehe, sie fanden einen Fisch in dem Wehre. Sie nahmen ihn, gingen nach Hause, und dann schrie der Mann aus Leibeskräften. Als K·'ā'nigyilak' und Nemō'k·ois das hörten, versteckten sie sich eiligst im Walde. Die Frau aber schnitt den Fisch auf, kochte ihn, und beide liessen es sich gut schmecken. Als Abends die Kinder sich wieder hervorwagten, sagte der Mann: „Es ist gut, dass Ihr fortgelaufen seid. Als ich heute Morgen schrie, sah ich zwei unserer Feinde auf unser Haus zukommen. Wenn ich morgen wieder rufe, so versteckt Euch nur rasch wieder.“ Die Frau aber sagte nichts und ass unaufhörlich.

Am nächsten Morgen gingen die beiden Alten wieder zum Flusse hinunter, um zu sehen, ob Lachse gefangen wären. Und siehe, sie fanden vier Fische. Diese trugen sie nach Hause, und als sie nahe genug waren, schrie der Mann wieder. Da sagte K·'ā'nigyilak' zu seinem Bruder: „Lass uns doch sehen, wer eigentlich diese bösen Menschen sind. Komm, wir wollen uns hier, nahe dem Hause, verstecken und nicht in den Wald gehen.“ Sie thaten, wie K·'ā'nigyilak' gerathen hatte, und da sahen sie, dass nur der Alte und seine Frau kamen, und dass sie vier schwere Lachse in's Haus trugen. Sie hörten, wie die Frau zu ihrem Manne sagte: „Nun mache rasch Feuer, wir wollen essen, ehe die Kinder zurückkommen.“ Der Mann gehorchte, und dann kochten sie die Fische und fingen an zu essen. Da wurde K·'ā'nigyilak' zornig. Er nahm seinen Bogen und erschoss zuerst den Mann, dann die Frau. Dann nahm er ihre Leichname, warf sie in die Höhe, indem er sagte: „Nun fliegt davon als Vögel.“ Da wurde der Mann in einen Reiher, die Frau in einen Specht verwandelt.

3. Und K·'ā'nigyilak' und Nemō'k·ois verliessen den Ort und wanderten fürbass. Als sie nach Tsā'mō (nahe Newette Bar) kamen, sahen sie einen wunderbar schönen Fisch im Flusse umherschwimmen, dessen Körper glänzte wie lauter Licht. K·'ā'nigyilak' nahm einen Stock und schlug ihn. Da verwandelte sich der Fisch in einen Sī'siutl (die fabelhafte, zweiköpfige Schlange), den er erschlug. Er zog ihn an's Land, schnitt ihn auf und zog ihm die Haut ab, aus der er sich einen Gürtel machte. Und er nahm ihm die Augen aus, die er sorglich bewahrte.

4. Und die Brüder wanderten weiter. Bald kamen sie nach Guā'nē (nahe Cap Scott). Da sah K·'ā'nigyilak' einen mächtigen Wal im Meere schwimmen, den wollte er erlegen. Er bat Nemō'k·ois, ihm seine Schleuder zu leihen. In diese legte er ein Auge des Sī'siutl als Schleuderstein, und als der Wal wieder auftauchte, um zu athmen, schwang er die Schleuder, der Stein flog wirbelnd davon und traf den Wal, der sogleich verendete. Auf diese Weise tödtete K·'ā'nigyilak' vier Wale, die am nächsten Morgen in Pā'tsis an's Land trieben. Er gab Nemō'k·ois die Schleuder zurück, ging zum Meere herab und hob die Wale an den Schwänzen auf. So trug er sie hinauf an's Land. Dort kann man noch heute ihre Rücken und Athemlöcher erkennen.

5. K·'ā'nigyilak' ging nun in den Wald, wo er sich einen Haufen kleiner Stöcke holte, aus denen er zwei kleine Häuser baute. Dann nahm er etwas Wasser in den Mund und spie auf die Häuser, die sich nun plötzlich gewaltig ausdehnten. Und er nannte das eine Haus K·'oā'k·oakyiutelas (= es ist so gross, dass die Leute an der gegenüber liegenden Seite klein erscheinen[??]), das andere

Yuibā'lagyilis (= wo der Wind an allen Seiten hineinweht[??]). Das letztere schenkte er seinem Bruder. Und er sprach zu ihm: „Ich will jetzt gehen, die Welt durchwandern und alle Menschen kennen lernen. Bleibe Du hier. Wenn Du hungrig bist, so iss von den Walen. Das wird genug sein, bis ich zu Dir zurückkehre."

6. So trennten sie sich. Als K·'ā'nigyilak' einige Zeit gewandert war, kam er zu einem Dorfe, und mit Erstaunen sah er, dass aus keinem einzigen der Häuser Rauch aufstieg. Er ging in jedes einzelne Haus, aber er sah niemand. Endlich im letzten Hause fand er einen Mann, Namens Nau'etsâ, und dessen Enkelin, ein kleines Mädchen, die einzigen Bewohner des Dorfes. Er fragte: „Wo sind denn alle eure Landsleute?" „Das Ungeheuer Ts'ē'k·is, das in jenem See haust, hat alle getödtet. Sobald jemand hinabging, um Wasser zu holen, kam es und verschlang ihn. Wir sind die einzigen Ueberlebenden." Er blieb im Hause mit Nau'etsâ und dessen Enkelin. Eines Tages sprach er zu dem Kinde: „Gehe hinab zum See und hole mir Wasser." Dem aber widersetzte sich der Alte auf's Heftigste und wollte es nicht dulden. Er rief: „Nein, sie soll und darf nicht gehen! Ts'ē'k·is soll mir nicht das letzte meiner Kinder auch noch entreissen, und gewiss wird er sie fressen, wenn sie geht." K·'ā'nigyilak' aber suchte ihn zu beruhigen. Er gab dem Kinde den Eimer, band ihr den Gürtel aus der Haut des Sī'siutl um und hiess sie gehen. Er folgte ihr, sah wie der Ts'ē'k·is auftauchte und das arme Kind verschlang. Da ergriff K·'ā'nigyilak' einen Stock, und indem er auf einem Steine Takt schlug, sang er: „Sī'siutl! werde lebendig und tödte ihn; erwache und tödte ihn!" Kaum hatte er ausgesungen, so kam das Ungeheuer aus den Tiefen empor und wand sich in Todesqualen. Die Knochen aller Menschen, die es verschlungen hatte, spie es aus. Dann erschoss K·'ā'nigyilak' es mit seinen Pfeilen. Er setzte die Knochen wieder zusammen und besprengte sie mit dem Wasser des Lebens. Da standen sie auf und rieben sich die Augen, als wenn sie geschlafen hätten. Sie wanderten aus von der Unglücksstätte und wurden die Ahnen der K·ōskī'mō.

7. Und K·'ā'nigyilak' ging fürbass. Als er eine Zeit lang gegangen war, kam er zu Hē'likiligyala (= der Krankenheiler) [S. 258], der einen Halsring aus rothgefärbtem Cederbast trug. Derselbe wohnte mit seiner Schwester Lōtlemā'k·a (NōtlEmā'k·a?) zusammen in einem Hause. Als K·'ānigyilak' ankam, tanzten beide. Hē'likiligyala trug einen Stock zwischen seinen flach zusammengelegten Händen. Als er auf denselben blies, flog er durch das Haus auf seine Schwester zu, die ihn fing. Als K·'ā'nigyilak' dies sah, fürchtete er sich und schlich sich heimlich um das Haus herum, ehe Hē'likiligyala ihn gesehen hatte.

8. Und er ging weiter und kam nach Tsētsek·lā'sis (auf Hope Island). Dort wohnte NōmasE'nQilis (= der älteste auf Erden). Dieser hatte einen Sohn Namens Tleqyā'ligyila und eine Tochter Namens Aikyā'ōēk·a (= die Glänzende) [S. 259]. NōmasE'nQilis wusste, dass K·'ā'nigyilak' kommen würde und sprach zu seinem Sohne: „Bald wird K·'ā'nigyilak' kommen, aber sei ruhig, er wird Dich fürchten. Gehe Du nach Qu'spalis (Newette Bar) und erwarte ihn. Ich bleibe hier." Als K·'ā'nigyilak' den NōmasE'nqilis sah, verwandelte er ihn in einen grossen Stein, der noch heute am Ufer liegt. Seine Haare wurden in Gras und Erde verwandelt, die den oberen Theil des Felsens bedecken. Aikyā'ōēk·a hatte ein Haus in Tsētsek·lā'sis, vor dem ein Wappenpfahl stand. Zwei beständig schreiende Adler sassen darauf. K·'ā'nigyilak' riss ihn aus und warf ihn in's Meer.

9. Er ging weiter und kam nach QūtsEqstä'e (dem Begräbnissplatz von Newette). Dort traf er Ō'meātl (S. 242). Als dieser ihn kommen sah, streckte er

nur seinen Zeigefinger gegen ihn aus, und durchbohrte so K·'ā'nigyilak''s Kopf. Dann streckte dieser seinen Zeigefinger gegen O'meātl aus und durchbohrte dessen Kopf. Da fürchteten beide einander und trennten sich.

10. Und K·'ā'nigyilak' kam nach Quspalis, wo Tleqyā'ligyila ihn erwartete. Er sah, dass dieser mit seiner Schwester Naqnaisilaō'k·oa (= die die Erde immer Erleuchtende) Tsētsā'ēk·a (= die Geheimnisse) tanzte. Da fürchtete er sich und wanderte vorbei.

11. Und er begegnete Nō'mas (= der Alte) [S. 240], dem Stammvater der Tlau'itsis (= die Jähzornigen). Dieser war der erste, der Fischleinen aus Seetang gemacht hatte, um Heilbutten zu fangen. Daher waren auch die Tlau'itsis die ersten, welche solche Leinen gebrauchten. K·'ā'nigyilak' schloss Freundschaft mit ihm und füllte die Flüsse seines Landes mit Lachsen.

12. Er ging weiter und traf Kuē'qagyila (= der Mörder) [S. 255], dessen Haus auf dem Gipfel des Berges Qusēla stand. Diesen sah er in der Maske des grauen Bären Nōntlᴇm tanzen. Da wusste er, dass jener stark und mächtig war.

13. Und er ging nach Kwākiū'tis (die Gegend von Fort Rupert), wo er Haialikyā'wē (S. 238) fand, der in Tlᴇlā't (Hardy Bay) wohnte. Dieser führte den Sī'siūtl als Wappen und trug beim Tanze die Maske Hai'alikyamtl und einen Hermelin-Kopfschmuck. Sie wollten ihre Kräfte an einander versuchen. Zuerst liess K·'ā'nigyilak' das Wasser steigen, so dass das ganze Haus davon bedeckt wurde. Als es wieder gefallen war, sah er, dass Haialikyā'wē wohlbehalten und munter im Hause sass. Da liess er es nochmals steigen und wieder fallen. Haialalikyā'wē aber prustete und schüttelte sich nur. Das Wasser konnte ihm nichts anhaben. Dann versuchte K·'ā'nigyilak' ihn und sein Haus zu verbrennen. Er häufte einen grossen Haufen Scheite mitten im Hause auf, entzündete ihn und warf Haialikyā'wē hinein. Sogleich versank dieser und tauchte nicht weit vom Feuer wieder auf. Auch das Haus verbrannte nicht, denn der Sī'siūtl schützte es. Da sah K·'ā'nigyilak', dass er es mit einem mächtigen Gegner zu thun habe und beschloss, Freundschaft mit ihm zu schliessen. Er füllte den Fluss von Tlᴇlā't mit Lachsen, nahm ihn an der Hand und sagte: „All' dies Land soll Dein sein. Du bist ein mächtiger Zauberer. Fahre fort, Deinen wunderkräftigen Tanz zu tanzen. Deine Nachkommen sollen Deine Kunst und Deine Tanzgeräthe erben.“ Und sie nannten einander Brüder.

14. K·'ā'nigyilak' ging weiter und kam nach Tlalā'etē. Dort traf er einen grossen Vogel. Als dieser ihn kommen sah, streifte er sein Vogelkleid ab und sprach: „Siehe, ich bin Mā'tagyila“ (Ahne des Geschlechts Maa'mtagyila des Stammes Kuē'tela). Da nannte K·'ā'nigyilak' ihn Bruder und schuf Lachse für ihn im Flusse Ts'ᴇ'lqot (nahe dem Südende von Hardy Bay). Später zog Mā'tagyila nach K·oā'tsē und baute daselbst ein Haus.

15. Und K·'ā'nigyilak' besuchte den mächtigen K·'ē'qtlala und schloss Freundschaft mit ihm. Er traf Hā'natlēnoq (= der Bogenschütze, Ahne eines Geschlechts der K·'ō'mōyuē), der ihn beinahe mit seinen Pfeilen erschossen hätte, Ts'ᴇ'nqk·aiō (Ahne des gleichnamigen Geschlechts der Walaskwakiutl), der in Tā'ek·otl wohnte, und Lā'laqsᴇnt'aio (Ahne des gleichnamigen Geschlechts der Kuē'tela), sowie Sᴇ'ntlaē, den Sohn der Sonne (Ahne des Geschlechts Sī'sᴇntlaē der Kuē'tela).

16. Er ging weiter und kam nach E'lis (Cormorant Island), wo er Qutsetsâ'lis und Iнa'k·amē (Mission von Alert Bay) besuchte.

17. Dann ging er hinüber nach Qulkн (an der Mündung des Nimkisch-Flusses). Dort lebte Guanā'lalis (s. Verhandl. 1892, S. 388), der vier schöne Töchter hatte.

Als K·'ā'nigyilak' ankam, schwammen die Mädchen gerade im Flusse. Da verwandelte K·'ā'nigyilak' sich in einen alten Mann. Als die Mädchen ihn sahen, riefen sie: „O, bleibe hier und warte, bis wir aus dem Wasser kommen, dann sollst Du uns den Rücken waschen." Er gehorchte. Als die älteste der Schwestern aus dem Wasser gestiegen war, wusch er ihr den Rücken von oben bis unten und steckte dann seinen Zeigefinger in ihre Scheide. „Hu!" schrie sie, „was machst Du da!" Sie ging dann zu ihren Schwestern und sagte: „Lasst Euch auch den Rücken waschen, Ihr sollt einmal sehen, wie schön der Alte es macht!" Die zweite und dritte thaten es, und K·'ā'nigyilak' machte es mit ihnen ebenso. Die jüngste aber weigerte sich und wollte sich nicht von dem Alten berühren lassen. Da nahm K·'ā'nigyilak' seine wahre Gestalt an. Als die Mädchen das sahen, rief die jüngste: „Seht Ihr, was habe ich Euch gesagt! Hättet Ihr Euch nur nicht von dem Alten waschen lassen." Er aber nahm die jüngste zur Frau.

Die älteren Schwestern gingen nun in's Haus zu ihrem Vater und sagten „Vater! Deine jüngste Tochter hat einen Mann bekommen! Reinige Dein Haus ihn zu empfangen." Da reinigte Guanā'lalis sein ganzes Haus und lud K·'ā'nigyilak' ein, hereinzukommen. Er wies ihm eine Kammer an, in der er mit seiner jungen Frau schlief. Die älteren Schwestern schliefen aber in ihren Kammern. Am nächsten Morgen fanden alle vier Frauen, dass sie schwanger waren. K·'ā'nigyilak''s Frau gebar einen Knaben, der rasch heranwuchs.

Guanā'lalis aber zürnte seinem Schwiegersohn, weil er alle seine Töchter verführt hatte, und beschloss, ihn zu tödten. Eines Tages sagte er zu ihm: „Komm, lass uns gehen und Bretter zu einem neuen Hause spalten. Ich habe eine Ceder ausgesucht, kann sie aber nicht allein fällen." Sie nahmen ihre Hämmer und Keile und gingen in den Wald. Mit vereinten Kräften gingen sie daran, die mächtige Ceder zu fällen, und als sie hiermit fertig waren, fingen sie an, den Baum zu spalten. Schon hatten sie ihre Keile tief hineingetrieben und die abgespaltene Baumhälfte weit abgespreizt, als Guanā'lalis absichtlich seinen Hammer fahren liess, der tief in den klaffenden Spalt fiel. „O", rief er, ich habe meinen Hammer verloren! willst Du ihn mir nicht wieder holen?" K·'ā'nigyilak' kroch bereitwillig in den Spalt. Da schlug Guanā'lalis die stützenden Keile aus dem Baum, der sogleich mit grosser Gewalt zusammenschlug. Der Alte aber rief: „So geschieht es Dir recht, K·'ā'nigyilak'! Das ist der Lohn dafür, dass Du meine Töchter verführt hast!" Kaum aber hatte er ausgesprochen, da hörte er jemand hinter sich sagen: „Hier, Guanā'lalis, ist Dein Hammer." Erschreckt drehte er sich um und sah K·'ā'nigyilak' unversehrt hinter sich stehen. Er fasste sich aber rasch und sagte: „O, Freund, ich bin so betrübt; die Keile flogen aus dem Baume, und ich glaubte sicher, Du seiest erschlagen. Mein Herz ist froh, dass Du unverletzt entkommen bist." K·'ā'nigyilak' antwortete gar nicht, und beide kehrten nach Hause zurück. Unterwegs pflückte K·'ā'nigyilak' zwei Beeren und als sie zu Hause angekommen waren, warf er jede in eine Schüssel. Seine Frau fragte ihn: „Wo hast Du die Beeren gefunden?" Er antwortete: „Dort, wo wir die Ceder fällten." Die eine Schüssel gab er seinem Schwiegervater, die andere seiner Frau, und siehe! beide waren voller Beeren. Diejenigen, welche er Guanā'lalis gegeben, hatte er so verzaubert, dass ein Baum aus seinem Leibe hervorwuchs, nachdem er sie gegessen hatte. Später aber machte er ihn wieder gesund.

Nachdem er einige Zeit dort gelebt hatte, wurde er traurig und niedergeschlagen. Er legte sich nieder und blieb vier Tage lang im Bette. Guanā'lalis versuchte, ihn aufzumuntern, aber er hörte nicht auf ihn. Seine Frau bat ihn, aufzustehen, und fragte ihn, ob er krank sei. Endlich sprach er: „Ich bin nicht

krank, aber mein Herz sehnt sich nach meinem Bruder. Bleibe hier, mein Weib, ich werde zu Dir zurückkehren."

18. Nach langen Wanderungen kam K·'ā'nigyilak' zurück nach Guā'nē, wo er seinen Bruder dereinst verlassen hatte. Draussen sah er Niemanden. Er trat ins Haus und sah ihn dort im Bett liegen. Er rief ihn, NEmō'k·ois aber hörte nicht. Er wollte ihn schütteln und da sah er, dass er schon lange todt war. Nur die gebleichten Knochen lagen unter den Decken. Da besprengte K·'ā'nigyilak' ihn mit dem Wasser des Lebens und der Todte stand auf, rieb seine Augen und sprach: „O, wie lange habe ich geschlafen!" K·ā'nigyilak' antwortete: „Du hast nicht geschlafen! Du bist todt gewesen und ich habe Dich wieder erweckt!"

19. Dann schnitzte er vier Männer aus Cedernholz und nannte sie T'ōqtoua'lis, K·apk·ap'ā'lis, KH'ētok·â'lis und Bēbekumlisi'la. Nach zwei Tagen wurden diese lebendig.

20. Im fernen Westen lebte Hā'nitsum, der eine schöne Tochter hatte, Namens AiHtsumā'letlilok. Die wünschte K·'ā'nigyilak' zur Frau zu haben. Er bestieg sein Boot K·ōk·ō'malis. Nach langen Irrfahrten gelangte er in Hā'nitsum's Heimath und fand dessen Haus. Dort heirathete er AiHtsumā'letlilok (= mit vielen Ohrringen aus Haliotisschalen) und kehrte mit ihr nach Guā'nē zurück. Nach einiger Zeit gebar sie einen Knaben. Dieser erhielt den Namen Hā'nēus und ward ein mächtiger Häuptling.

21. K·'ā'nigyilak' wanderte weiter. Auf seinen Wanderungen traf er Mā'lē-lek·ala, der am ganzen Körper krank war. K·'ā'nigyilak' fuhr mit der Hand über seinen Körper und heilte ihn so. Dann gab er ihm einen Wappenpfahl und ein Haus und füllte den Fluss Wēkyau'ayaas für ihn mit Lachsen.

22. Und K·'ā'nigyilak' wanderte weiter. Endlich kam er nach Comox. Als er dort ein Boot herankommen sah, verwandelte er sich wieder in einen alten Mann und erwartete die Ankunft der Fremdlinge. Jene erblickten ihn und ruderten an's Land. Der Häuptling fragte: „Wer bist Du und woher kommst Du?" „O", sprach K·'ā'nigyilak', „ich bin ein armer Sklave, der seinem grausamen Herrn davon gelaufen ist." „So komm mit mir zu meinem Hause, ich will fortan Dein Herr sein." K·'ā'nigyilak' stieg in's Boot, sie fuhren nach Hause und er ward des Häuptlings Sklave. Den ganzen Winter hindurch blieb er mit den übrigen Sklaven im Hause, als es aber wieder warm wurde, und der Häuptling alle Nachbarstämme zu einem grossen Feste eingeladen hatte, sandte er seine Sklaven und viele Männer seines Stammes aus, Holz zu holen. Der alte Sklave, in den K·'ā'nigyilak' sich verwandelt hatte, war zu schwach, um mit Bäume zu fällen und Holz zu tragen. Daher liess der Häuptling ihn das Wasser aus dem Boote schöpfen. Er war so schwach, dass fünf Männer ihn aufheben und in das Boot tragen mussten. Dann ruderten sie fort. Als sie zur Mündung eines Flusses kamen, landeten sie, und die zwanzig Männer, aus denen die Gesellschaft bestand, gingen in den Wald, Holz zu fällen, während der alte Sklave beim Boote blieb, um es zu bewachen. Als alle ausser Sicht waren, ging K·'ā'nigyilak' an's Ufer, schüttelte sich, streckte seine Glieder und nahm dadurch wieder seine wahre Gestalt an.

Mit einem Rucke zog er das Boot an's Land. Es war ein klarer Tag und die Sonne schien heiss auf die Erde herab. Um das Boot vor der schädlichen Einwirkung der Sonne zu schützen, warf er einen Baumstamm ins Wasser, so dass es über und über mit Wasser bespritzt wurde und rief die Zweige eines Baumes herbei, um es zu beschatten. Diese gehorchten seinem Gebote und schirmten das Boot vor den sengenden Strahlen. Dann legte er sich nieder zu schlafen.

Nach einiger Zeit kam einer der jungen Männer zurück, um zu sehen, ob der alte Sklave das Boot auch ordentlich bewache. Als dieser den kräftigen Mann an Stelle des Greises sah und das Boot an's Land gezogen fand, erstaunte er und erkannte, dass K·'ā'nigyilak' sich in solch kläglicher Gestalt ihnen genaht hatte. Bald kamen die übrigen Männer herbei, die einen Baum gefällt hatten, welchen sie nun mühselig auf ihren Schultern zum Boote trugen. Häufig mussten sie sich ausruhen, denn der Stamm lastete schwer auf ihren Schultern. Als K·'ā'nigyilak' sie erblickte, rief er: „Seid Ihr endlich fertig? Ich glaubte, Ihr würdet nie wiederkommen.“ Er bewegte seine Hand, und die Zweige des beschattenden Baumes sprangen in ihre ursprüngliche Lage zurück und er schob das Boot wieder in den Fluss. Da fürchteten sich alle, die ihn früher geneckt und verspottet hatten wegen seiner Schwäche. Er ging in den Wald und traf die Leute, welche gerade den Baumstamm hingelegt hatten, um sich auszuruhen. Er sagte: „Lasst mich den Stamm sehen, ehe Ihr ihn wieder aufhebt,“ und rief dann demselben zu: „Richte Dich auf und folge mir.“ Und siehe da, der Baum that, wie er ihn geheissen. Als K·'ā'nigyilak und der Baum an's Ufer kamen, hiess er ihn in Scheite zerspringen und sich selbst in das Boot stauen. Als die zwanzig Männer darauf den Baum krachend niederfallen sahen und erblickten, wie er in tausend Scheite zersprang, die sich von selbst fortstauten, da fürchteten sie sich sehr.

Das Boot war nun hoch beladen, und sie kehrten nach Hause zurück. Als das Boot an's Ufer gestossen war, hiess K·'ā'nigyilak' das Holz an's Land gehen und sich in dem Hause des Häuptlings aufschichten. Es gehorchte ihm und bald lagen die Scheite bis zum Dache aufgethürmt. Und er sprach weiter: „Du sollst mich rächen für alle Misshandlungen, die ich hier zu erdulden gehabt habe. Verbrenne das Haus und alle Bewohner!“

Als nun der Häuptling das Fest gab und alle beim Schmause versammelt sassen, fing das Holz von selbst an zu brennen. Nun bat ihn der Häuptling: „O, K·'ā'nigyilak', verschone uns. Lass das Feuer nicht mein Haus verzehren, dann gebe ich Dir auch meine Tochter zur Frau.“ Darob ward K·'ā'nigyilak''s Herz froh, er bewegte seine Hand abwärts und siehe, das Feuer war verlöscht. Vier Tage lang blieb er bei seiner Frau, dann kehrte er nach Guā'nē zurück.

23. Und K·'ā'nigyilak' wanderte weiter. Einst traf er einen alten Mann, Namens Tlē'qēkyōtl, welcher zwei Muscheln an einem Wetzsteine schärfte. K·'ā'nigyilak' trat dicht an ihn heran und fragte ihn, was er mache. Unwirsch drehte jener sich um und antwortete: „Hm! Wenn K·'ā'nigyilak' hierher kommt, will ich ihn damit auf den Kopf hauen und tödten.“ Er erkannte ihn nehmlich nicht. Da sagte K·'ā'nigyilak': „O, das ist recht! Lass mich doch einmal Deine Muscheln sehen!“ Tlā'qēkyōtl gab ihm erst die eine, und als K·'ā'nigyilak' darum bat, auch die andere Muschel. Dann schlug dieser ihm die eine rechts, die andere links in den Kopf, beschmierte sein Hintertheil mit Schmutz und rief: „So, nun werde ein Hirsch und laufe in den Wald.“ Und so geschah es. Die Muscheln wurden in das Geweih verwandelt und noch heute sind die Hirsche hinten schwarz.

24. K·'ā'nigyilak' ging weiter und traf einen Mann, der damit beschäftigt war, einen Stock sorglich mit schwarzen Ringen zu bemalen. Er trat neben ihn und fragte: „Was machst Du denn da?“ Jener drehte sich um und sagte: „Wenn K·'ā'nigyilak' hierher kommt, so will ich ihn mit diesem Stocke tödten.“ Auch er erkannte ihn nicht. K·'a'nigyilak' antwortete: „So, ich kenne den Mann nicht, aber das wird ihm gewiss ganz recht geschehen. Lass mich doch einmal Deinen Stock sehen!“ Der Mann gab ihn ihm, dann liess K·'ā'nigyilak' ihn aufstehen,

und unversehens stiess er den Stock in sein Hintertheil. Dann bemalte er seinen Mund und Rücken schwarz und sagte: „Fortan sei ein Waschbär und lebe auf den Bergen."

25. K·'ā'nigyilak' setzte seine Wanderungen fort und kam nach Ts'ā'lo (Seymour Narrows). Dort sah er einen Mann, Namens K·oā'k·oa, mit seiner Lachsharpune stehen und fischen. K·'ā'nigyilak' kehrte um, ehe jener ihn gesehen hatte, und dachte nach, wie er ihm die Harpune stehlen könne. Endlich hatte er sich ein Mittel erdacht, dies Ziel zu erreichen. Er schuf einen Mann, dem er befahl, sich auf einen Felsen zu stellen und zu beobachten, was er thun würde. Er verwandelte sich in einen Lachs und fragte jenen: „Sehe ich gerade so aus, wie ein Lachs?" „Nein," antwortete jener, „versuche es noch einmal." Und K·'ā'nigyilak' verwandelte sich nochmals und hatte nun ganz die Gestalt eines Lachses angenommen, der im Frühling den Fluss hinaufschwimmt. Er schwamm nun nach Ts'ā'lo, wo K·oā'k·oa stand und die Harpune in Bereitschaft hielt, um den ersten Lachs zu stechen, der in seine Nähe käme. K·'ā'nigyilak' schwamm zu ihm und spielte ganz nahe bei ihm recht ruhig im Wasser. Da freute sich K·oā'k·oa, warf die Harpune in seine Seite und wollte ihn an's Land ziehen. Der Lachs aber stemmte sich gegen einen Stein und als der Mann mit aller Kraft die Harpunenleine einzog, brach die Spitze ab und der Lachs schwamm mit ihr davon. So hatte K·'ā'nigyilak' seine Absicht erreicht.

K·oā'k·oa aber war traurig, ging nach Hause und legte sich nieder. Unterdess nahm K·'ā'nigyilak' wieder seine wahre Gestalt an. Freudig betrachtete er die Harpunenspitze und hing sie als Schmuck an sein Ohr. Dann stieg er wieder in sein Boot K·ōk·ō'malis, machte sich einen Steuermann und ging zu dem Platze, wo K·oā'k·oa's Haus stand. Als sie näher kamen, erblickte K·oā'k·oa's Sohn, der gerade vor dem Hause spielte, das Boot und machte seinen Vater darauf aufmerksam, der ihn die Ankömmlinge einladen hiess. Der Knabe ging zum Strande hinab und rief: „Unser Häuptling fordert Euch auf, in sein Haus zu kommen, er will Euch ein Fest geben." K·'ā'nigyilak' folgte der Einladung; er landete und ging ins Haus. Dort wies K·oā'k·oa ihm einen Platz am Feuer an, und K·ā'nigyilak' setzte sich nieder. Er war eitel auf seinen Ohrenschmuck und drehte den Kopf hin und her, damit man ihn sehen sollte. Als K·oā'k·oa die Harpunenspitzen in den Ohren des Fremden erblickte, rief er: „Woher hast Du Deinen Ohrenschmuck bekommen?" „O", antwortete K·'ā'nigyilak', „den trage ich schon lange, lange Jahre." K·oā'k·oa aber schüttelte den Kopf und sagte zögernd: „Ich weiss nicht, ich habe etwas verloren, das gerade so aussieht, wie Dein Ohrenschmuck." Er war überzeugt, dass jener es ihm geraubt hatte und ward sehr zornig. Er nahm einen Knochen, spaltete ihn in lauter dünne Nadeln und steckte diese in einen Lachs, den er K·'ā'nigyilak' vorsetzte. Als dieser anfing zu essen, blieben ihm die scharfen Splitter im Halse stecken. Er versuchte, sie auszuspeien, aber es gelang ihm nicht; sie setzten sich nur fester in seinen Schlund, und Blut quoll aus seinem Munde hervor. Da sprach er: „Warum betrügst Du mich so? Ein gutes Mahl versprachst du mir zu geben und nun machst Du mich krank! Wenn Du mich von den Knochensplittern befreist, will ich Dir auch meinen Ohrenschmuck geben." Da freute sich der Kranich. Er schüttelte K·'ā'nigyilak' und die Knochen fielen aus dessen Halse heraus. K·'ā'nigyilak' nahm nun die Harpunspitzen aus seinen Ohren und drückte sie an K·oā'k·oa's Nase: „So", rief er, „da sollen sie ewig sitzen bleiben", und er ergriff ihn und warf ihn in die Luft. Da flog jener als Kranich davon. Seine Frau verwandelte er in einen Specht.

26. Und er wanderte weiter. Nach einiger Zeit traf er einen Mann und eine Frau, die einander gegenüber sassen, die Arme in die Höhe hielten und immer mit dem Kopfe nickten. Er wollte sehen, was sie machten, fuhr näher heran und erblickte, dass ihre Genitalien auf der Stirn sassen und dass sie cohabitirten. Da sagte er: „Ich muss Euch in Ordnung bringen," und er machte sie aussehen, wie andere Menschen. „So", sprach er, „sollt Ihr künftig Kinder erzeugen."

27. Als er weiter ging, hörte er Lärm wie von vielen Menschen. Zuerst sah er niemand; als er aber an eine Landspitze kam, entdeckte er einen Mann, der sich bald auf der Erde herumwälzte, bald ins Wasser sprang und dann wieder an's Ufer kam. Sein Körper war über und über mit Mäulern bedeckt, die alle zugleich lachten und schrieen. K·'ā′nigyilakʿ fragte: „Was machst Du denn da?" Jener aber antwortete nicht, sondern lachte und schrie immer weiter, so dass K·'ā′nigyilakʿ sich die Ohren zuhalten musste. Endlich ward es ihm zu viel und er strich jenem mit der Hand über den ganzen Körper. Da verschwanden alle die unzähligen Mäuler und er ward ein rechter Mensch. K·'ā′nigyilakʿ gab ihm den Namen Yā′k·'ᴇntᴇmáks.

28. Er ging weiter und kam an einen Fluss. Dort fand er ein Haus, dessen Thür offen stand, und drinnen erblickte er vier blinde Mädchen, die um ein Feuer sassen, in dem sie einen Stein erhitzten, um vier Wurzeln zu kochen, die in einem Holztopfe lagen. Als er näher kam, sagte die älteste: „Ich wittere K·'ā′nigyilakʿ, er kann nicht weit von uns sein." Er aber schlich heimlich ins Haus und nahm unbemerkt die vier Wurzeln fort. Als die Mädchen nun den glühenden Stein ins Wasser werfen wollten, fanden sie, dass ihre Wurzeln fort waren, und sie sprachen zu einander: „Wo sind unsere Wurzeln geblieben?" Da trat K·'ā′nigyilakʿ zu ihnen und sprach: „Wie kommt es, dass Ihr alle blind seid? Ich will Euch heilen," und er nahm jede einzeln bei der Hand und führte sie ins Freie. Er nahm etwas Harz in den Mund, kaute darauf und spie ihnen dann auf die Augen. So wurden sie sehend. Und er ergriff die Mädchen an den Beinen und warf sie in die Luft. Da wurden sie in Enten verwandelt.

29. Und K·'ā′nigyilakʿ ging weiter. Nach einiger Zeit begegnete er einem Boote. Darin sass ein Mann und eine Frau, die aus Leibeskräften ruderten. Sie hielten die Ruder aber nicht in den Händen, sondern der Mann hatte seine Arme über den Rücken, die Frau über die Brust gekreuzt, und sie hatten die Ruder unter den Armen durchgesteckt. Da unterwies K·'ā′nigyilakʿ sie und zeigte ihnen, wie sie rudern müssten.

30. Auf seinen weiteren Wanderungen kam er nach Tsaue′te. Dort begegnete er einem jungen Manne, Namens Ts'ā′tsō (ein Vogel), welcher eine kleine, hübsche Lanze besass. K·'ā′nigyilakʿ wettete mit ihm, wer am besten mit der Lanze ein Ziel treffen und sie am weitesten werfen könne. Als Preis setzte er den Mantel Tsatsaquitelā′k·a's, seiner Mutter, in dem die Lachse verborgen waren. Ts'ā′tsō gewann die Wette und voller Freude tanzte er nun in K·'ā′nigyilakʿ's Mantel umher und sang: „Mutter, nun brauchst Du keine Muscheln mehr zu suchen. Fortan werden wir immer reichlich Fische haben." Er tauchte einen Zipfel des Mantels ins Wasser und zahllose Fische von allen Arten sprangen daraus hervor. Da sprach K·'ā′nigyilakʿ: „Hier sollen fortan immer viele Fische sein." So entstand der Fischreichthum Tsaue′te's.

31. K·'ā′nigyilak's Fuss ist noch heute in Guā′nē im Stein abgedrückt zu sehen. Er ist zwei Spannen lang und eine Spanne breit. Mit einem Schritt konnte er von dort zur Insel Hē′tlas hinübertreten. Auch seine Augen sind dort versteinert. Sie sehen aus, wie die Augen eines Lachses. Wenn man Schmutz in

diese Augen wirft, so wird es stürmisch, und deshalb muss man sich hüten, dieselben zu berühren. Wenn man etwas in das rechte Auge wirft, so entsteht Ostwind, wenn in das linke, Westwind. Ferner ist in Guā'nē ein grosses Loch, in welches K·'ā'nigyilak' einst viele Leute geworfen hat. Daher speit dasselbe bis heute Blut. Viele Leute glaubten nicht, dass dieses Loch vorhanden sei. Um sich zu überzeugen, warf einst ein Mann eine Wiege hinein, in die er viele Gesichter geschnitzt hatte, um sie wieder zu erkennen. Nach einiger Zeit ward dieselbe in Awī'ky'ēnoq wiedergefunden.

2. Lē'laqa.

Zwei Adler und ihr Junges flogen vom Himmel hernieder nach Qū'mqatē (Cap Scott). Dort nahmen sie ihre Federkleider ab und wurden Menschen. Der Vater hiess Nā'laqōtau, die Mutter Ank·â'layuk·oa, der Sohn Lē'laqa. Sie bauten sich ein Haus in Qū'mqatē und lebten daselbst. Eines Tages ging Lē'laqa in seinem Boote aus, um Seehunde zu fangen, und sah einige auf einer Klippe liegen. Vorsichtig ruderte er näher und traf einen mit sicherem Wurfe der Harpune. Sogleich sprang der Seehund ins Wasser und zog das Boot weit hinaus in's Meer. Dann verwandelte er sich in einen ungeheuren Tintenfisch, welcher das Boot in die Tiefe zog und Lē'laqa tödtete. Dieser aber erwachte zu neuem Leben, tauchte wieder auf und flog als Adler zum Himmel.

Da er nicht zurückkam, betrauerten ihn seine Eltern, denn sie glaubten, er sei todt. Sie tödteten zwei Sklaven und bestrichen die Pfeiler des Hauses mit ihrem Blute. Zwei andere banden sie vor dem Hause fest. Da plötzlich sahen sie einen Adler von der Sonne auf ihr Haus herniederschweben, und sie erkannten ihren Sohn. Er trug eine kleine Kiste in den Klauen, welche er schüttelte. Da hörte man vielerlei Gegenstände darinnen rasseln. Und um seinen Hals hing ein Ring aus rothgefärbtem Cederbast. Dann verwandelte er sich wieder in einen Menschen, und die Herzen seiner Eltern waren froh. Sie zündeten ein grosses Feuer an, und er begann zu tanzen. Aus der Kiste nahm er viele Flöten hervor, mit denen er die Stimmen der Adler nachahmte; und er trug die grosse Doppelkmaske Naqnakyak·umtl (die innere Maske stellte einen Mann, die äussere einen Adler vor). Nach dem Tanze bewirthete er alle Leute. Er hatte eine grosse Schüssel, welche einen Tintenfisch vorstellte. Diese füllte sich stets von selbst mit Fischöl, ohne dass jemand etwas hineinschüttete. Lē'laqa hatte einen Sohn, welcher den Namen K·ak·â'lis erhielt. Er war der Stammvater des Geschlechts Nee'nsua (= schmutzige Zähne).

3. Nēmōk·otsâ'lis.

Als Nēmōk·otsâ'lis eines Morgens vor seinem Hause sass, sah er einen schönen, weissen Taucher nahe der Küste umher schwimmen. Da sprach er zu K·'ē'qtlala, Ma'qmalakis und Woqsemā'qala: „Schiesst doch jenen Vogel!" K·'ē'qtlala ergriff seinen Bogen, schoss, und traf ihn gerade in den Rücken. Da rief er seine Brüder und hiess sie mit ihm ins Boot gehen, um den Vogel zu verfolgen, welcher eiligst fortschwamm. Als sie näher kamen, schoss er einen zweiten Pfeil auf ihn ab und traf ihn abermals in den Rücken. Da auch der dritte Pfeil ihn nicht tödtete, rieth Ma'qmalakis seinem Bruder, eine Leine an den Pfeil zu binden, um ihn damit an's Boot heranzuziehen. K·'ē'qtlala folgte dem Rathe, er traf den Vogel und nun zog dieser das Boot mit sich fort. Als sie das Land in weiter Ferne verschwinden sahen, sprach Ma'qmalakis zu seinem Bruder: „Schneide lieber die Leine durch, wir können den Vogel doch nicht fangen." K·'ē'qtlala versuchte,

es zu thun, aber die Leine fiel nur ein wenig tiefer herunter und sass gleich wieder am Boote fest. Sie versuchten vier Mal die Leine zu durchschneiden, aber es gelang ihnen nicht, von dem Vogel loszukommen.

Längst hatten sie ihre Heimath aus den Augen verloren. In weiter Ferne sahen sie nun einen dunkeln Streifen auftauchen. Zuerst hielten sie es für Land, aber bald sahen sie, dass dichte Massen eines schwarzen Gesteins wie Holzkohle auf dem Wasser schwamm. Sie glaubten, das Boot könne nicht die gedrängten Massen durchdringen, aber siehe, sie öffneten und schlossen sich wieder, nachdem der Vogel sie hindurch gezogen hatte. Sodann kamen sie an eine Stelle, wo Treibholz in dichten Massen das Meer bedeckte. Auch durch dieses öffnete sich eine Strasse. Nun sahen sie sich dicht vor einer ebenen Küste. Schon freuten sie sich, an's Land zu kommen, fanden aber bald, dass es nur Kiefernadeln waren. Dann gelangten sie an ein Land, auf dem viele Seehunde sich sonnten. Woqsemā'qala, der das Steuer führte, sprang an's Land, und siehe! sogleich verschwand dasselbe und er versank in der Tiefe. Endlich gelangten sie an eine Küste. Hier verwandelte sich der Taucher in einen Mann, und führte die beiden Brüder zum Hause Kunkunquli'kya's. Zu diesem sprach er: „Ich habe diese Brüder hierher zu Dir geführt, damit Du einem derselben Deine Tochter zur Frau gebest.“ Und Kunkunquli'kya gab K·'ē'qtlala seine Tochter Kōkōkua'k's zur Frau.

Als einige Zeit vergangen war, sehnte sich K·'ē'qtlala zu seinem Vater zurück. Er sprach zu seiner Frau: „O, ich glaube, mein Vater ist todt. Ich will zurückkehren in meine Heimath.“ Die Frau bat ihren Vater, mit K·'ē'qtlala in dessen Heimath ziehen zu dürfen, und dieser erlaubte es ihr. Er befahl dem Winde, seine Tochter und die Brüder zurückzutragen. Als sie eine Zeit lang gereist waren, kamen sie zum Hause des grauen Bären, eines mächtigen Häuptlings. Dieser lud sie ein, in sein Haus zu kommen, und bewirthete sie mit Lachs. Die Frau aber trug einen Korb, in dem ein Stück Walfischfleisch lag, welches Kunkunquli'kya ihr mitgegeben hatte. Ehe sie den Bären verliessen, legte sie ein Stückchen Lachs in den Korb. Sie reisten weiter, dem Laufe der Sonne folgend, und kamen an das Haus K·'ē'nustäel's, des Hirsches. Dieser gab ihnen Fett zu essen, und auch hiervon legte sie ein Stück in ihren Korb. Sie reisten weiter und kamen zum Hause Tlē'selagyila's, des Minks. Dieser gab ihnen Muscheln zu essen, von denen Kōkōkua'k's eine in ihren Korb legte. Dann gelangten sie zum Hause des Otters, Amaqama'kitla'seli (= der oben auf dem Hause sitzende[??]). Sie gingen hinein und sahen viele Ottern im Hause. Der Häuptling lud sie ein, sich an's Feuer zu setzen, und zeigte ihnen dann seine Falle, welche er von seinen Sklaven hatte bauen lassen. Er forderte K·'ē'qtlala auf, hinein zu kriechen, um dieselbe zu versuchen. Dieser aber fürchtete sich. Da flüsterte seine Frau ihm zu: „Gehe nur hinein; ich werde auf die Falle blasen, dann kann sie Dir nichts anhaben.“ K·'ē'qtlala ging nun in die Falle. Da seine Frau durch ihre hohle Hand darauf blies, konnte sie nicht zuschlagen. Kaum aber war er wieder herausgesprungen, und kaum hatte seine Frau aufgehört zu blasen, so schlug sie mit grosser Gewalt zusammen. K·'ē'qtlala rief nun seinen Bruder und seine Frau herbei, die Falle wieder aufzustellen, und dann hiessen sie den Otter hineingehen. Kaum war er drinnen, so schlug die Falle zu und tödtete ihn. Sie nahmen sein Fell und thaten es in den Korb.

Sie reisten weiter und kamen endlich an einen See, in welchem das Ungeheuer Ts'ē'k·is (s. S. 432) hauste. Die Brüder wussten nicht, wie sie vorüber kommen sollten, denn das Ungeheuer sass am Wege und sein Mund klappte beständig auf und zu. Kōkōkua'k's gelangte glücklich vorüber, denn ihr konnte das

Ungeheuer nichts anhaben. Dann rief sie den Brüdern zu: „Sobald ich schreie, lauft rasch vorwärts, denn dann kann Euch Ts'ē'k·is nichts anhaben." Als dieser gerade seinen Rachen weit geöffnet hatte, rief sie, und er konnte ihn nun nicht wieder schliessen. So gelangten die Brüder glücklich durch sein weit geöffnetes Maul.

Endlich kamen sie in Guā'nē am Ziele ihrer Reise an. Dort hatte der Donnervogel für seine Tochter ein Haus erbaut, auf dessen Dache viele Adler sassen, um es zu bewachen. Nachts sprach die Frau zu ihrem Manne: „Du darfst jetzt nicht schlafen, denn mein Vater wird kommen, um Dir Walfischfleisch zu bringen." Am Morgen, als der Mann vor die Thür des Hauses trat, sah er einen grossen Wal dort liegen, welchen der Donnervogel über Nacht gebracht hatte. Er ward ein grosser Häuptling und fortan arbeiteten seine Sklaven für ihn, während er nichts mehr that. Er lud alle Nachbarn ein, seine Frau nahm das Walfischfleisch, den Lachs, das Hirschfett und die Muscheln aus dem Korbe, und diese waren so viel geworden, dass er alle damit speisen konnte. Seine Sklaven liessen den Speck des Walfisches aus und füllten den Thran in Kisten. Eine derselben warf K·'ē'qtlala ins Feuer, so dass es hell aufflammte. Zehn schüttete er im Hause aus, so dass die Leute darin schwammen.

4. Ya'qstatl.

Die Bewohner von Qōyā'les und Gyyig'ē'tlEm (bei Dean Inlet) waren erbitterte Feinde. Einst überfielen die ersteren das Dorf der Gyigy'ē'tlEm bei Kimskuitq und tödteten alle Bewohner mit Ausnahme von Tlēō'leqmut und seinen drei Söhnen. Der älteste derselben hiess Ya'qstatl. Der Vater wollte seine Söhne stark machen, damit sie ihren Feinden widerstehen könnten, und schleifte sie deshalb hinter seinem Boote her, um eine Insel herum, so dass ihr Rücken von den spitzigen Muscheln zerfleischt wurde. Keiner ertrug es, nur Ya'qstatl bestand die Probe und Tlēō'leqmut nahm ihn wieder ins Boot, nachdem er ihn rund um die Insel herum geschleift hatte. Sie reisten dann nach Qōyā'les, um sich an ihren Feinden zu rächen. In Ta'tsolis aber kam ein Wolf in ihr Lager, während sie übernachteten, warf Ya'qstatl auf seinen Rücken und lief mit ihm davon. Zuweilen legte er ihn nieder, um zu fühlen, ob jener auch noch athme. Wenn er sich davon überzeugt hatte, warf er ihn wieder auf seinen Rücken und lief weiter. Endlich gelangte er in das Land der Wölfe. Er warf Ya'qstatl vor der Thür des Häuptlings nieder, nahm die Gestalt eines Mannes an und pfiff. Da kamen alle Leute aus den Häusern hervor, um zu sehen, was er gebracht habe. Sie hielten aber Ya'qstatl für einen Seeotter, ergriffen ihn an Armen und Beinen und trugen ihn ins Haus, wo sie ihn auf eine Bank warfen. Sie fingen an, ihn der Länge nach aufzuschneiden, als sie aber bis zum Bauche gekommen waren, stand Ya'qstatl auf und sprach: „Wollt Ihr mir helfen, mich an den Männern von Qōyā'les zu rächen?" Jene versprachen ihm ihre Hülfe und fragten: „Was willst Du von uns haben? Willst Du diesen Keil haben? Damit kannst Du Boote bauen, jene zu erreichen." Ya'qstatl antwortete nichts, sondern dachte nur, er wolle den Keil nicht haben. Witlak·ā'latit, der Häuptling der Wölfe, errieth seine Gedanken. Er fragte dann: „Willst Du diesen Speer haben, damit kannst Du vier Boote voll Seehunde erlegen." Ya'qstatl dachte wieder, er wolle den Speer nicht haben und Witlak·ā'latit hörte seinen Gedanken. Da boten die Wölfe ihm das Wasser des Lebens und den Todbringer Halai'ū an. Er dachte nun: „Ja, die möchte ich haben." Der Häuptling gab ihm beides und befahl dann den Wölfen, Ya'qstatl zu verschlingen. Im Nu war er zerrissen. Die Wölfe spieen das verschlungene

Fleisch wieder aus und Witlak·ā'latit besprengte es mit dem Wasser des Lebens. Da stand Ya'qstatl wieder gesund und ganz auf und war sehr stark geworden. Die Wölfe brachten ihn nun alle nach Hause und er stand auf dem Rücken des grössten unter ihnen. Er ging nun mit seinem Vater und seinen Brüdern zusammen weiter, um die Leute von Qōyā'les zu tödten. Unterwegs versuchte er das Halai'ū. Er bewegte es gegen einen Wald, und sogleich fing derselbe Feuer. Sie fuhren weiter. Als sie nahe bei Qōyā'les waren, sahen sie die Leute in vielen Booten herankommen und Tlēō'leqmut sprach nun zu Ya'qstatl: „Richte Dein Halai'ū gegen sie, aber tödte sie nicht gleich, sondern versenge nur ihre Haare." Ya'qstatl that, wie ihm geheissen war. Er bewegte das Halai'ū gegen jene, während sein Vater und seine Brüder sangen und Takt schlugen. Da sprangen ihre Feinde voller Schrecken ins Wasser; ihre Boote verbrannten und sie wurden in Steine verwandelt.

Ya'qstatl wollte nun mit den Kwā'kiutl kämpfen. Als er bei Qumta'spē vorüberkam, wollte das Halai'ū mit Gewalt die Häuser dieses Dorfes zerstören, deren Bewohner aber Ya'qstatl's Freunde waren. Deshalb schleuderte er es auf Hope Island und seitdem giebt es dort viele Wölfe.

5. Kuni'qua (Kunkunquli'kya).

Einst spielten Kuni'qua und die Möwe Reifen, um zu sehen, wer am besten fangen könnte. Der Reif der Möwe war Nebel, aber der Kuni'qua's war Feuer; daher konnte er den Reifen der Möwe nie fangen, während sie den seinen jedesmal traf. Nachdem er viermal von der Möwe besiegt war, schämte er sich so, dass er von dannen flog und sich im Walde verbarg. Einst ging K·'ō'toq (ein Vogel) in den Wald und traf dort Kuni'qua. Als dieser ihn mit seinen feuersprühenden Augen ansah, wurden seine Augen roth.

Kuni'qua wollte die rothbeschwingte Tlā'tsem zur Frau haben. Er setzte sich nahe ihrem Hause auf einen Baum und dachte: „O, ginge doch Tlā'tsem, ihre Nothdurft zu verrichten." Kaum hatte er es gedacht, so kam sie aus dem Hause. Sofort stürzte er sich auf sie herab und trug sie von dannen, zu seinem Hause. Sie aber rief: „O, errettet mich! Errettet mich." Sogleich wurde im Dorfe eine grosse Versammlung berufen und berathen, was zu thun sei. Auf den Rath der Wachtel beschloss man, Tlā'tsem wieder zu entführen, wenn sie Beeren pflücke. Tlē'selagyila (der Mink) ward vorausgeschickt, um der Frau mitzutheilen, dass alle ihre Freunde in dem Walde versteckt seien, um sie zu entführen. Er traf sie im Walde beim Beerensammeln, und aus Freude vergass sie ihren Korb zu füllen und ihrem Manne Beeren zu bringen. Er schickte sie am nächsten Tage wieder aus, Beeren zu suchen, und da entführten sie die Thiere.

Kuni'qua war nun sehr traurig. Er flog seiner Frau nach, setzte sich auf einen Baum, nahe dem Hause und dachte: „O, ginge doch Tlā'tsem aus, Wasser zu holen." Sogleich nahm diese einen Eimer und ging zum Wasser. Da ergriff sie Kuni'qua und flog mit ihr von dannen. Wieder beriethen ihre Freunde, was zu thun sei, und auf der Wachtel Rath verwandelten sie sich in Forellen und schwammen vor Kuni'qua's Haus umher. Sogleich fing dieser eine der Forellen und zwar Tlā'tsem's Mann, dem es dann gelang, seine Frau zurückzuführen.

Wieder flog Kuni'qua ihr nach, setzte sich auf einen Baum nahe dem Hause und dachte: „O, käme doch Tlā'tsem aus dem Hause, um Beeren zu suchen." Kaum hatte er es gedacht, so kam sie und zum dritten Male entführte er sie. Da ward Tlā'tsem's Mann betrübt. Er legte sich ins Bett und blieb vier Tage liegen. Dann stand er auf, rief alle Thiere zusammen und hiess sie einen Wal schnitzen

(u. s. w. s. S. 450). Die vier Kinder des Donnervogels heissen hier: Maē'mus-k·umnek·o'laps, Mosk·umnek·o'laps, Yutlusumnek·o'laps, Matsemnek·o'laps und er selbst wird, als er den Wal zu heben versucht, Nemsk·umnek·o'laps genannt. Jedesmal, wenn ein Vogel den Wal ergreift, nagt die Maus seinen Fuss entzwei, der Waschbär urinirt in seine Augen, der Bär zerbricht seine Flügel und der Hirsch Bekuē'mas erschlägt ihn.

6. Nā'k·oayē und Hī'qulatlit.

Einst gingen die Männer von Tlō'puqsem aus, um Heilbutten zu fangen. Als sie nahe bei Yū'tlē waren, entstand ein heftiger Sturm und alle Boote, mit Ausnahme von zweien, schlugen um. In diesen waren Nā'k·oayē und Hī'qulatlit. Diese sahen vier Vogelfedern auf dem Wasser schwimmen und während überall das Meer wild aufgeregt war, war auf einer Strecke von fünf Klaftern hinter den Booten das Wasser so glatt, wie bei einer Windstille. Die Federn schwammen immer vor ihnen her und brachten sie glücklich nach Cap Scott. Nā'k·oayē's Haus stand auf Yū'tlē, und er kehrte dorthin zurück, als wieder gutes Wetter geworden war. Da kam ein Rabe von der Sonne herab geflogen und liess sich gerade auf Nā'k·oayē's Kopf nieder.

Einst lud Hī'qulatlit alle Leute zum Essen ein. In Wahrheit hatte er aber nichts zu essen. Er wollte nur Nā'k·oayē tanzen sehen. Alle Gäste sassen nun an der Stufe entlang, die rings um das Haus läuft, und schlugen Takt, während Nā'k·oayē tanzte. In der Mitte des Hauses brannte ein grosses Feuer, um das Nā'k·oayē herum tanzte. Plötzlich wurde sein Mund voll Oel, das ihm der Rabe gegeben hatte, und er spie dasselbe ins Feuer, so dass es hell aufflammte. Er fand aber, dass dasselbe ranzig war. Daher hiess er die Leute nochmals Takt schlagen und tanzte weiter. Nun hatte er frisches Oel im Munde. Er spie es zuerst ins Feuer und füllte dann eine grosse Kiste. Dann sprach er: „Geht Morgen zum Strande, und seht, ob nicht ein todter Wal dort liegt.“ Sie gingen hinab und fanden den Wal. Den hatte der Rabe ihnen gegeben.

Nun forderte Nā'k·oayē den Hī'qulatlit auf, zu tanzen. Dieser liess sich eine Schüssel voll Meerwasser geben, legte einige Federn darauf und stellte sie in sein Zimmer. An jenem Tage stürmte und regnete es, so dass niemand ausgehen konnte, um zu fischen und zu jagen. Da hiess Hī'qulatlit alle sich schlafen legen und siehe! als sie erwachten, war das schönste Wetter. Er liess alle hinausfahren, um Heilbutten zu fangen, und in kürzester Zeit waren alle Boote bis zum Rande gefüllt. Sie brachten die Fische an's Ufer und fuhren wieder hinaus, um mehr zu fangen. Und in kürzester Frist hatten sie ihre Boote wiederum gefüllt. Dann fanden sie noch einen Wal, den Nā'k·oayē für sie getödtet hatte. Sie kochten den Speck aus, und hatten nun einen reichlichen Vorrath von Fisch und Thran. Am folgenden Tage liess Hī'qulatlit es wieder schlechtes Wetter werden, aber das kümmerte sie nicht mehr, denn sie hatten nun Lebensmittel vollauf.

Nā'k·oayē kehrte nun nach Yū'tlē zurück. Nach zwei Monden lud ihn ein Häuptling in Qumta'spē ein. Er tanzte dort ebenfalls und spie Fett in's Feuer. Bevor er nach Yū'tlē zurückkehrte, versprach er auch dort, dass am folgenden Morgen ein Wal am Strande sein würde. Die Bewohner von Qumta'spē suchten den Wal am nächsten Morgen, und fuhren, da sie ihn nicht fanden, die Küste entlang. Bei Cap Scott trafen sie Nā'k·oayē. Als sie diesem vorwarfen, dass er sie betrogen habe, hiess er sie mit ihm nach Yū'tlē gehen und sprach: „Gewiss werden wir den Wal dort finden. Ist er aber nicht da, so sollt Ihr einen Strick um meinen Hals binden und mich tödten.“ Sie gingen zur Insel Yū'tlē, und in

der That fanden sie dort den Wal, welchen sie zerlegten. Die Männer von Qumtaspē liessen den Thran aus und kehrten in ihre Heimath zurück.

XX. Sagen der Awi'ky'ēnoq.

1. Die Rabensage.

1. Einst sandte K·ants'ō'ump (= unser Vater; die Gottheit) Kya'lk·ᴇmkyasō zur Erde hinab. Er kam auf den Berg K·'oā'mu und stieg hinunter in das Thal des Flusses, der reich an Lachsen war. Er sandte vier Frauen in den Wald, Cederrinde zu holen, und lehrte die Menschen, Netze zu machen. Als das Netz fertig war, stieg er mit den Menschen in ein Boot und sie fingen an, Lachse zu fangen. Damals aber gab es keine Sonne; nur der Mond leuchtete am Himmel. Der Rabe Hē'meskyas (= der wahre Häuptling) oder Kuēkuaqā'oē (= der Haupterfinder) wusste, dass der Häuptling Mᴇ'nis die Sonne im Besitze hatte, und beschloss, sie zu rauben. Da verwandelte er sich in eine Kiefernadel und liess sich in den Brunnen fallen, aus dem Mᴇ'nis' älteste Tochter, mit Namen Latāk·'ai'yuk·oa, täglich Wasser zu holen pflegte. Sie schöpfte Wasser und der Rabe schlüpfte als Nadel in ihren Eimer; als sie aber trank, blies sie die Nadel zur Seite. Da diese List missglückt war, verwandelte sich der Rabe in glänzende Beeren und diese sah das Mädchen sich im Wasser spiegeln. Es verlangte sie dieselben zu essen; sie pflückte sie und verzehrte sie. Da gebar sie nach vier Tagen einen Sohn, den Hē'meskyas. Dieser wurde rasch gross und konnte schon am ersten Tage sprechen. Er spielte auf dem Boden des Hauses und fing bald an zu schreien und zu schreien, und wollte sich nicht beruhigen lassen. Der Grossvater fragte ihn: „Was willst Du denn haben?“ „Mache mir eine Lachswehr, ich will Lachse haben.“ Jener erfüllte den Wunsch des Knaben, aber dieser schrie und weinte und wollte Bogen und Pfeile haben. Der Grossvater erfüllte auch diesen Wunsch und machte ihm einen Bogen und vier Pfeile. Da beruhigte sich der Knabe. Am zweiten Tage konnte er schon gehen und lief hinunter zum Wasser. Am dritten Tage fing er wieder an zu schreien und beruhigte sich nicht eher, als bis ihm sein Grossvater ein Ruder gemacht hatte, wie er begehrte. Damit ging er zum Wasser hinab, kam aber bald schreiend zurück und wollte auf dem Wasser fahren. Da bat seine Mutter Mᴇ'nis, ihm einen Kahn zu bauen. Der Grossvater erfüllte ihre Bitte und machte ein Boot aus Seelöwenfell. Da freute sich Hē'meskyas, bestieg den Kahn und spielte damit auf dem Wasser. Bald aber kam er wieder zurück und schrie: „Ich will mit der kleinen Kiste dort spielen.“ Diese hing oben an einem Dachbalken des Hauses und der Grossvater bewahrte das Tageslicht darin auf. Da schalt ihn die Mutter und sprach: „Du schlechter Bube, Du bist ja gar nicht, wie andere Kinder; alles willst Du haben. Diese Kiste bekommst Du nicht.“ Da schrie der Knabe noch mehr und liess sich gar nicht beruhigen. Endlich erlaubte der Grossvater seiner Tochter, die Kiste ein wenig herunter zu lassen, damit der Enkel sie sehen könne. Dieser war aber damit noch nicht zufrieden und ertrotzte sich endlich die Erlaubniss, mit der Kiste zu spielen. Er nahm sie mit in den Kahn und fuhr sie auf dem Wasser umher. Bald aber kehrte er nach Hause zurück. Am folgenden Tage schrie er wieder, bis er die Kiste hatte. Er setzte sie in den Schnabel des Bootes und fuhr damit weit ins Meer hinaus. Dort öffnete er sie ein wenig. Als die Mutter, die ihn beobachtet hatte, dieses sah, rief sie Mᴇ'nis zu: „O, siehe was für Schlechtigkeiten jener treibt.“ Als er den Kasten noch mehr öffnete, fuhr die Sonne heraus und erleuchtete die Erde. (Erzählt von einer jungen Frau.)

1a. Einst war es beständig dunkel; die Sonne liess sich nicht blicken und die Menschen, welche die Ursache nicht wussten, fingen an sich zu fürchten. Sie fragten Kuē'kuaqā'oē um Rath, und dieser sagte ihnen, der Häuptling Nā'lak·amālis halte die Sonne gefangen. Da baten ihn die Menschen hinzugehen und sie zu befreien. Kuēkuaqā'oē machte sich mit seiner Schwester Ai'ʜts'umk·a (s. S. 446) auf den Weg und erreichte Nā'lak·amālis' Haus. Er hiess seine Schwester sich verstecken und verwandelte sich in eine Beere. Er wollte sich von der Tochter Nā'lak·amālis', die Nā'la-itl (= Tageslicht im Hause) hiess, verschlucken lassen. Sie bemerkte ihn aber nicht. Da verwandelte er sich in eine Kiefernadel und liess sich ins Wasser fallen. (Es folgt dann die vorige Geschichte. Ai'ʜts'umk·a durchschneidet das Seil, mit dem das Boot an's Land gebunden ist. Beide entfliehen und Kuēkuaqā'oē zerbricht dann die Kiste.) [Erzählt in Albert Bay von einer alten Awi'ky'ēnoq.]

2. Im Anfange gab es keine Quellen und Bäche, sondern das Wasser floss unerreichbar unter den Wurzeln der Bäume. Ein alter Mann aber besass einen Eimer voll klaren Wassers, und der Rabe flog hin, dasselbe zu stehlen. Er versteckte ein Stückchen Cederbast unter den Flügeln und bat den Alten um einen Schluck Wasser. Jener erlaubte ihm zu trinken, sagte aber: „Trinke nicht zu viel, ich habe selbst nur wenig Wasser.“ Der Rabe trank. Als jener ihm zurief, einzuhalten, wischte er heimlich seine Zunge mit Cederbast ab und sagte: „Siehe, meine Zunge ist noch ganz trocken; ich habe nichts bekommen.“ Da gestattete der Alte ihm, mehr zu trinken. Viermal täuschte er ihn so, da war der Eimer ganz leer und der Rabe flog davon. Ueberall aber liess er Tropfen niederfallen, und aus diesen entstanden die Seen und Flüsse. (Erzählt von einer jungen Frau.)

3. Kuēkuaqā'oē kam nach Nō'qunts (wo er auch zuerst die Erde erreicht haben soll, als er vom Himmel herabkam). Damals gab es noch keine Lachse im See und in den Flüssen, und Kuēkuaqā'oē wünschte dieselben zu haben. Er ging zu dem Waldgeiste Mā'kyagyū, welcher gut zu schnitzen und zu zimmern versteht, und bat ihn um Lachse. Da schnitzte dieser für ihn vier Fische (Quitlâ'la) aus Cederholz. Kuēkuaqā'oē warf dieselben in den Fluss und Mā'kyagyū machte, dass sie flussaufwärts schwammen. Kuēkuaqā'oē fing sie dann in einer Reuse. Da Mākyagyū sie aus Cederholz geschnitzt hatte, waren ihr Fell und ihre Gräthen sehr hart und Kuēkuaqā'oē war nicht zufrieden gestellt.

4. Deshalb ging er zu den Gräbern und fragte die Todten: „Sind hier keine Zwillinge [1]) beigesetzt?“ Da hörte er eine Stimme aus einem Grabe sagen: „Ich war früher ein Lachs.“ Er öffnete das Grab und fand darin die Leiche einer Frau. Er wusch dieselbe mit dem Wasser des Lebens, und die Frau erhob sich und rieb sich die Augen, als wenn sie geschlafen hätte. Kuēkuaqā'oē führte sie nach Hause. Er sprach zu ihr: „Es giebt keine Lachse hier. Kannst Du sie nicht herbeischaffen?“ Da liess die Frau sich eine Matte und Möwenfedern geben und schwamm im Flusse umher. Ueberall, wo sie das Wasser berührte, entstanden Lachse. Die Frau erhielt den Namen Ōmagyī'ēk·a (= die Haupt-Häuptlingsfrau). Kuēkuaqā'oē fing nun viele Lachse in seinem Netze, und legte sie auf die Trockengerüste im Hause. Er trug dann Brennholz ins Haus und häufte es unter den Lachsen auf, um ein gutes Feuer zu machen. Dabei stiess er sich an das Trockengerüst und die Lachse blieben in seinen Haaren hängen. Da ward er zornig, warf das Holz nieder und rief: „Warum zerrt Ihr immer an meinen

1) Die Kwakiutl und Awiky'ēnoq glauben, dass Zwillinge vor der Geburt Lachse waren, und dass sie wieder Lachse werden können.

Haaren?“ Ōmagyī'ēk·a fragte: „Was sagst Du da?“ Kuēkuaqā'oē sagte zwar: „O, nichts von Bedeutung;“ sie wusste aber doch gleich, dass er die Lachse gescholten hatte, und ward gleich wieder eine vertrocknete Leiche.

5. Da ward Kuēkuaqā'oē traurig, denn mit Ōmagyī'ēk·a waren auch alle Lachse verschwunden. Er ging früh Morgens in den Wald, zog Cederbast vom Baume und ging nach Hause zurück. Er hatte vier Schwestern: Gy'ā'nauēk·a, Aiнts'umk·a (= die glänzende oder Haliotis-Frau), Yā'lamēнumē'k·a und Ku'skus (= der Blauhäher), und einen Bruder Na'noak·aoē (= der Erzweise). Er liess seine Schwestern Matten machen, die als Unterlage für Lachse dienen, und machte sich selbst ein Netz. Als alles fertig war, legte er Matten und Netz ins Boot und fuhr mit Aiнts'umk·a hinaus ins offene Meer, weiter und weiter nach Westen. Ihr Boot hatte die Eigenschaft, irgend einen Platz, wie weit er auch war, in einem Tage zu erreichen. Nachdem sie einen Tag lang gereist waren, sahen sie eine schwarze Küste und fanden, dass sie das Land der Lachse erreicht hatten. Der Häuptling Mā'isila (= wo viele Lachse sind) lud sie ein, in sein Haus zu kommen. Ehe sie der Einladung folgten, sprach Kuēkuaqā'oē zu seiner Schwester: „Nach einer kleinen Weile gehe am Strande entlang, und thue, als wenn Du die Boote ansehen wolltest. Dann bohre Löcher in alle Boote.“ Die Schwester führte diese Weisung aus. Mā'isila liess dann seine vier Töchter im Meere schwimmen und nach kurzer Zeit kamen sie zurück, jede mit einem Lachs in der Hand, die entstanden waren, als sie schwammen. Mā'isila's Frau kochte dieselben und der Häuptling setzte sie seinen Gästen vor, befahl ihnen aber, alle Gräthen mitzuessen und ja nichts ins Feuer zu werfen. Plötzlich fing die Nase eines der Mädchen an zu bluten, und da wussten sie gleich, dass Kuēkuaqā'oē eine Gräthe verborgen hatte. Sie fanden das Nasenbein des Lachses am Gaumen Kuēkuaqā'oē's und nahmen es ihm fort. Sogleich hörte die Nase des Mädchens auf zu bluten. Er stellte sich aber, als sei er sehr zornig, schob sein Boot ins Wasser und wollte abreisen. Er hatte absichtlich eine seiner hübschen Matten zurückgelassen, und Mā'isila schickte zu ihm hinunter, um ihm sagen zu lassen, er solle die Matte nicht vergessen. Kuēkuaqā'oē wollte aber nicht zurückkehren und daher sandte der Häuptling seine Tochter mit der Matte hinab. Das Boot war schon so weit im Wasser, dass das Mädchen bis über die Knie ins Meer waten musste. Als sie nun neben dem Boote stand, ergriff Kuēkuaqā'oē sie, zog sie ins Boot und fuhr von dannen. Als Mā'isila das sah, wollte er den Räuber verfolgen; die meisten Boote gingen aber unter, sowie sie ins Wasser geschoben wurden, da Aiнts'umk·a Löcher hineingebohrt hatte. Einige aber verfolgten sie und hätten beinahe die Flüchtigen erreicht. Da warf Kuēkuaqā'oē die Matten, welche seine Schwestern gemacht hatten, und die die Lachse sehr gern haben, ins Wasser. Die Lachse fischten sie auf und zankten sich darum, wer sie haben solle. Unterdess erreichte er seine Heimath. Die Lachse machten noch einen Versuch, sie zurückzuholen, aber es gelang ihnen nicht. Seither sind viele Lachse in Wa'nuk (ein Ort in Rivers Inlet = mit einem Flusse).

6. Nach einiger Zeit gab Kuēkuaqā'oē das Mädchen dem Sohne eines Häuptlings der Hēista-itq (einer der nördlichsten Stämme der Kwakiutl, nahe dem Skeena River) zur Frau. Nach einiger Zeit liess er seine Schwestern Beeren sammeln, die er der jungen Frau zum Geschenk machen wollte. Als sie viele Kisten voll gesammelt hatten, beluden sie sein Boot und fuhren nach dem Lande der Hēista-itq. Kuēkuaqā'oē wurde unterwegs gierig und wollte die Beeren essen. (Folgt die Geschichte, Sagen der Bilqula, Nr. 6. Er lässt seine Exkremente rufen: „Viele Leute kommen und wollen mit Euch kämpfen.“ Er beschmiert sich dann

über und über mit dem rothen Safte der Beeren, um seine Schwestern glauben zu machen, dass er verwundet sei. Sie aber machen bald ausfindig, dass niemand da war, und er die Beeren gefressen hatte.)

7. Kuēkuaqā'oē heirathete eine Wittwe, welche eine schöne Tochter hatte. Er baute sich ein Haus auf der Insel Wī'k'etsē (ausserhalb Rivers Inlet). Der Rabe wünschte das Mädchen in seine Gewalt zu bringen und erdachte eine List. Er veranlasste sie, zu baden. (Folgt die Geschichte, Sagen der Bilqula, Nr. 5. Er nimmt Holz von der gelben Ceder, das sie verbrennt. Er räth ihr dann, in den Wald zu gehen und das Heilmittel Lē'nlakis [= Penis im Walde] zu suchen. Sie setzt sich dann darauf, und als sie entdeckt, was geschehen war, läuft sie von dannen.)

8. Kuēkuaqā'oē nahm dann ein Paar Muschelschalen, sammelte sorgfältig das Sekret der Vagina des Mädchens und legte es hinein. Die Muscheln legte er unter einen Baum. Von Zeit zu Zeit sah er nach der Muschel und bald fand er einen kleinen Knaben drinnen. In vier Tagen wuchs derselbe heran. Kuēkuaqā'oē gab ihm den Namen Ky'īō'tl und nahm ihn mit nach Hause. Dort zeigte er ihn dem Mädchen und sprach: „Siehe, das ist Dein Bruder.“ Er baute nun im Walde ein Boot. Als dasselbe fertig war, und er sich bereit machte, es ins Wasser zu schieben, bat Ky'īō'tl mitgehen zu dürfen. Als sie hinkamen, fanden sie in der Mitte des Bootes einen Hut, und Kuēkuaqā'oē wusste, dass es sehr gefährlich sei, denselben zu berühren. Daher warnte er seinen Sohn, dieser aber gehorchte nicht, sondern setzte den Hut auf, der ihn sofort in die Höhe trug. Da setzte Kuēkuaqā'oē sich nahe seinem Hause an's Ufer und weinte vier Tage lang. Plötzlich hörte er jemand hinter sich sagen: „Ich bin Ky'īō'tl, ich bin zu Dir zurückgekehrt.“ Er wandte sich um, erkannte aber den Sprecher nicht und erwiderte: „Du bist nicht Ky'īō'tl. Du hast kein Haar, während seines sehr lang war. Auch Dein Gesicht ist ganz anders.“ Jener versetzte: „Doch bin ich es. Droben herrscht immer starker Wind, und der hat mich so verändert. Nimm mich auf! Glaube mir, ich bin Dein Sohn.“ Vier Mal bat er ihn auf solche Weise, Kuēkuaqā'oē glaubte ihm aber nicht. Da sprach er: „Da Du mich nicht erkennen willst, muss ich wieder gen Himmel fliegen und kann nie wiederkehren. Fortan werden die Menschen sterben und können nachher nie wiederkehren.“ Er flog in die Höhe und da erst erkannte ihn Kuēkuaqā'oē. Jetzt aber wünschte er ihn vergeblich zurück und streckte seine Arme gen Himmel aus (s. S. 469).

9. Kuēkuaqā'oē schloss aus dem, was geschehen war, dass K·ᴇlēsiltsâ'ē, ein grosser Adler, den Hut gebracht habe, um Ky'īō'tl zu rauben. Er beschloss daher, sich zu rächen. Er ging zu Mā'kyagyū (s. S. 445) und bat ihn, einen grossen Wal zu schnitzen. Mā'kyagyū erfüllte seine Bitte. Als nun der Wal fertig war, überzog Kuēkuaqā'oē ihn mit Harz und warf ihn ins Wasser. Er selbst, die Heilbutte, der Biber und die Seeotter gingen in den Wal hinein, und er liess ihn nach Sā'lutsē (einer Insel nördlich von Malcolm Island, im Queen Charlotte Sound) schwimmen, wo K·ᴇlēsiltsā'ē lebte. Dieser sass gerade vor seinem Hause, und als er den Wal herbeischwimmen sah, sandte er seinen jüngsten Sohn Nātlᴇmsk·ᴇmᴇnkolā'k·amāē (= der einen fangende) aus, den Wal zu fangen. Dieser stürzte sich auf ihn herab. Der Wal war aber zu schwer für ihn. Er konnte seine Fänge nicht wieder von dem Harze loslösen und ward so ertränkt. Da schickte der Adler seinen nächstjüngsten Sohn Maē'matsᴇmᴇnkolā'k·amāē (= der zwei fangende) aus. Auch er ward ertränkt, obwohl er den Wal ein klein wenig hob. Dann flog der nächste Sohn des Adlers, Yū'tuqsᴇmᴇnkolā'k·amāē (= der drei fangende) aus. Ihn ereilte dasselbe Schicksal. Da endlich flog der älteste Sohn K·ᴇlēsiltsâē's, Maē'muskᴇmᴇnkolā'k·amāē (= der vier fangende) aus. Der Alte rief ihm zu: „Greife

den Wal am Kopfe, nicht in der Mitte.“ Er folgte dem Rathe und griff den Wal an den Athemlöchern und hob ihn auf. Es erfolgte ein hartnäckiger Kampf, und als der Adler müde wurde, kam sein Vater herbei, ihm zu helfen. Fast hätten sie gesiegt; endlich gewann aber der Wal doch die Oberhand und fuhr mit solcher Gewalt in die Tiefe hinab, dass er am Meeresboden stecken blieb. Der Biber und die Seeotter mussten aussteigen, und ihn wieder losgraben. Dann kehrten sie in Kuēkuaqā'oē's Heimath zurück.

10. Einst fragte Kuēkuaqā'oē den Hirsch Tlēk·ᴇkwī'lak‘: „Wann bist Du am fettesten?“ Jener erwiderte: „Im Sommer, wenn es viele Beeren giebt.“ Als es nun Sommer wurde, sagte Kuēkuaqā'oē: „Komm, lass uns zusammen weinen!“ Sie gingen aus, setzten sich an den Rand eines Abgrundes, und Kuēkuaqā'oē begann: „Vor langer Zeit verschenkte mein Vater so viele Decken, wie es Baumstümpfe auf der ganzen Welt giebt.“ Dann sang Tlēk·ᴇkwī'lak‘: „Vor langer Zeit verschenkte mein Vater so viele Decken, wie es Blätter auf den Bäumen und Muschelschalen am Strande giebt.“ Da rief Kuēkuaqā'oē: „Du willst mich zum Besten haben! Das hat Dein Vater nie gethan!“ und stiess ihn in den Abgrund. Dann trug er ihn nach Hause und ass ihn auf.

11. Stskin's ältere Brüder gingen in den Wald, um zu jagen. Sie kehrten aber ohne Beute zurück und waren sehr traurig, denn sie hatten nichts zu essen. Da nahm Stskin seinen Bogen und seine Pfeile und ging in den Wald. Bald ward er einen grauen Bären gewahr. Er setzte sich vor ihn auf einen Zweig und verspottete ihn, indem er rief: „O, wie gross ist Deine Nase!“ Darüber ward der Bär zornig und verschlang ihn. Stskin flog aber unverletzt hinten wieder zum Bären hinaus, setzte sich abermals auf einen Zweig und verspottete ihn. Der Bär verschluckte ihn zum zweiten Male, doch Stskin flog wieder hinten hinaus. Zum dritten und zum vierten Male verschluckte ihn der Bär. Da zerbrach Stskin seinen Bogen im Magen des Bären und machte einen Feuerreiber daraus. Seinen Regenmantel benutzte er als Zunder und entzündete nun ein grosses Feuer im Magen des Bären. Dann flog er wieder hinten hinaus. Zuerst musste der Bär husten, da der aufsteigende Rauch seine Kehle reizte. Dann schlugen die Flammen aus allen seinen natürlichen Oeffnungen hervor, und er verbrannte elendiglich. Stskin flog nun nach Hause und sprach zu seiner Mutter: „Rufe alle Leute und lass sie mit mir in den Wald gehen, ich habe einen grossen Bären getödtet.“ Die Mutter glaubte ihm nicht, sondern sagte: „Du wirst mir doch nicht vorlügen wollen, dass Du etwas gefangen hast, während Deine älteren Brüder mit leeren Händen zurückgekommen sind?“ Da nahm Stskin ein Messer, flog in den Wald und schnitt dem Bären die Nase ab. Diese brachte er seiner Mutter, und da wusste sie, dass der kleine Stskin den Bären getödtet hatte.

Viele Männer gingen nun mit ihm in den Wald, um den Bären zu holen; unter ihnen auch der Rabe. Sie zerlegten den Bären und fanden, dass er sehr fett war. Da wünschte der gierige Rabe, alles Fett für sich allein zu haben. Er dachte: „O, gäbe man mir doch das Fett zu tragen.“ Kaum hatte er das gedacht, da sagten die Leute: „Der Rabe soll das Fett tragen,“ und sie banden es ihm auf den Rücken. Bald blieb er zurück und die Männer mussten auf ihn warten. Als sie ihn nach der Ursache frugen, sagte er, das Fett rutsche ihm vom Rücken. Da banden sie es nochmals fest. Bald blieb er aber wieder zurück. Die Männer wurden ungeduldig und sagten ihm, er solle allein nachkommen. Das hatte er aber nur gewollt, und er frass nun alles Fett auf. Dann schlug er sich mit einem Stein gegen das Bein, so dass er sich ein wenig verletzte und flog nach Hause. „O“, sprach er, „fast wäre ich gestorben. Ich bin einen steilen Berg

hinuntergefallen." Jene aber glaubten ihm nicht, denn sie kannten seine Streiche und Kniffe. Der Rabe hatte aber zu viel gegessen und musste oft gehen, seine Nothdurft verrichten. Der Knabe Matsilq, K·atsitā'la's Sohn, folgte ihm und sah, dass er keine Exkremente, sondern Fett von sich gab. Er aber rief immer: „O, ich fühle mich so krank! Ein Haar ist in meinem After gekommen." Da rief Matsilq: „Er lügt; es ist nur Bärenfett, was herauskommt." Da wussten die Leute, dass der Rabe alles Fett gestohlen hatte. Dieser wollte aber auch das Fleisch haben, das in grossen Kesseln gekocht wurde. Er ging hinaus, verrichtete seine Nothdurft und sprach zu seinen Exkrementen: „Ruft jetzt gleich: O, o, viele Boote kommen." Diese gehorchten und alle Männer liefen auf die Strasse, um nach den Booten auszuschauen. Unterdess frass der Rabe alles Fleisch auf.

2. Nōak·aua (= der Weise) und Masmasalā'niq.

Nachdem der Rabe die Sonne befreit hatte, stiegen Nōak·aua und Masmasalā'niq vom Himmel herab, um alles schön und gut zu machen.

Nōak·aua dachte: „O, wenn doch Masmasalā'niq das Land und das Wasser schiede;" und Masmasalā'niq schied das Land vom Wasser. Und weiter dachte Nōak·aua: „O, wenn doch Masmasalā'niq den Olachen schüfe;" und Masmasalā'niq schuf den fettreichen Fisch. Dann dachte Nōak·aua: „O, machte Masmasalā'niq doch einen Weg, der auf jenen Berg hinaufführte;" und Masmasalā'niq that also. Und weiter dachte Nōak·aua: „O, machte Masmasalā'niq eine Höhle in diesem Berge und schüfe er viele Beeren auf dem Gipfel. O, schnitzte er Menschen aus Cedernholz, Männer und Frauen, und machte er ihnen Boot und Ruder." Und Masmasalā'niq führte alle Gedanken Nōak·aua's aus. Weiter dachte Nōak·aua: „O, machte doch Masmasalā'niq einen Kasten mit vier Fächern für die Tanzflöten." Und Masmasalā'niq that also. Er machte einen vierfächerigen Kasten. In das Fach vorn links legte er die Flöte des Hā'mat'sa, rechts vorn die Tsā'ek·a- oder Tlōk·oa'la-Flöten, links hinten die des Tanzes Tlōola'qa und rechts hinten die Mē'itla-Flöten. Dann dachte Nōak·aua: „O, machte Masmasalā'niq eine fünfstimmige Flöte," und Masmasalā'niq machte eine Flöte mit den Stimmen des k·ō'itsa, t'ē'iqtlala, kuai'ik·a (Enten), ā'qaqōnē und der Maus. Und weiter dachte Nōak·aua: „O, machte Masmasalā'niq den Tanzstab; o, ginge er in den Wald und suchte die Ceder; o, machte er die Steinaxt, um die Ceder zu fällen; machte er doch die Kiste, um getrocknete Lachse zu bewahren. O, machte er das Reibefeuerzeug, damit die Menschen Feuer haben, und suchte er gelbes Cedernholz, das lange im Wasser gelegen hat, um es durch Reiben zu entzünden; o, machte er den Bastklopfer und schlüge den Cedernbast weich, um Zunder zu machen." Und alle Gedanken Nōak·aua's führte Masmasalā'niq aus. Weiter dachte Nōak·aua: „O, machte Masmasalā'niq ein Netz, in dem die Menschen Fische fangen könnten." Masmasalā'niq versuchte es, doch es gelang ihm nicht. Deshalb ging er zur Spinne, und bat sie, für ihn ein Netz zu machen. Sie erfüllte seine Bitte. Ebenso machte sie den Halsring aus rothem Cederbast für den Wintertanz, und den Korb, und lehrte Masmasalā'niq, die Cedern abzuschälen. Und Nōak·aua dachte: „O, schärfte Masmasalā'niq doch einen Knochen, und gäbe ihn der Spinne, um den Bast damit zu spalten." Und Masmasalā'niq schärfte den Knochen und die Spinne machte Bastfäden. Dann dachte Nōak·aua: „O, machte Masmasalā'niq die essbaren Wurzeln, Häuser, Malereien, Schnitzereien und Masken;" und Masmasalā'niq that also. Als alles vollendet war, machten Nōak·aua und Masmasalā'niq einen grossen Lärm am Himmel und die Menschen wurden lebendig. Dann hiess Nōak·aua die Menschen heirathen und sprach zu ihnen: „Wenn ihr keine Beeren

mehr am Fusse des Berges findet, so benutzet den Weg, den wir gemacht haben; steigt hinauf, droben werdet ihr viele Beeren finden.“ Die Menschen gehorchten.

Viele junge Männer hatten keine Frauen bekommen. Diese hiess Nōak·aua durch die Höhle den Berg hinaufgehen und droben die beerensuchenden Frauen rauben. Die jungen Leute liefen nun durch die Höhle den Berg hinauf. Dieselbe war aber an vielen Stellen so niedrig, dass die, welche gar zu ungestüm liefen, sich die Köpfe an der Decke einstiessen und so um's Leben kamen. Die übrigen erschienen plötzlich oben auf dem Berge, raubten die Beeren suchenden Frauen, und eilten dann durch die Höhle zurück. Wer nicht rasch genug entfloh, wurde von den Männern, die ihre Frauen vertheidigten, erschlagen.

Dann dachte Nōak·aua: „O, lehrte Masmasalā'niq die Menschen Fallen machen, in denen sie den Waschbären fangen können.“ Und Masmasalā'niq lehrte sie Bären fangen und Mäntel aus deren Felle machen. Er sandte vier Männer in den Wald, welche die ersten waren, die Bären fingen.

Und Nōak·aua dachte weiter: „O, holte doch Masmasalā'niq das Feuer.“ Aber Masmasalā'niq konnte nicht. Deshalb sandte er zuerst das Hermelin zum Hause des Mannes, der das Feuer bewachte. Es nahm heimlich das Feuer in's Maul und wollte davon laufen. Da fragte jener: „Wohin willst Du?“ Das Hermelin konnte aber nicht antworten, da es das Feuer im Munde hatte. Deshalb gab jener ihm eine heftige Ohrfeige und das Feuer fiel zur Erde. Da das Hermelin erfolglos gewesen war, sandte Nōak·aua den Hirsch. Dieser ging zuerst zu Masmasalā'niq, um sich seine Beine schlank und schnell machen zu lassen. Und Nōak·aua dachte: „Wenn doch Masmasalā'niq Fichtenholz an des Hirsches Schwanz stecken wollte.“ Und Masmasalā'niq steckte Fichtenholz an des Hirsches Schwanz. Schnellfüssig lief er nun davon. Er kam in das Haus, wo das Feuer war und tanzte um das letztere herum, indem er sang: „Ich möchte das Licht finden!“ Und plötzlich drehte er sein Hintertheil gegen die Flammen, so dass das Holz am Schwanze Feuer fing, und er lief davon. Ueberall aber fiel Feuer zur Erde, das die Menschen sorglich bewahrten. Der Hirsch rief dem am Wege stehenden Holze zu: „Verbirg das Feuer;“ es nahm das Feuer auf und ist seitdem brennbar.

Und weiter dachte Nōak·aua: „O, wenn doch Masmasalā'niq einen Wal aus Holz machte und ihn mit Harz bestriche;“ und Masmasalā'niq that also. Auf einem fernen Berge lebte nehmlich der Vogel K·ani'sltsua, welcher die Menschen zu rauben pflegte. Diesen wollte Nōak·aua fangen. Er liess alle Menschen in den Wal hineingehen, Masmasalā'niq verschloss dann den Wal und liess ihn ins Wasser. Er schwamm zum Hause K·ani'sltsua's. Dieser sandte der Reihe nach seine drei Söhne Mēmensk·amᴇ'nk·oa, Maimasemᴇ'nk·oa und Yaiutqsᴇmᴇ'nk·oa aus, den Wal zu heben, aber alle klebten an dem Harze fest; der Wal war ihnen zu schwer und zog sie herab. Da sandte K·ani'sltsua seinen jüngsten Sohn Mamosk·amᴇ'nk·oa (die Namen bedeuten: der ein, zwei, drei, vier hebende) aus. Dieser freute sich, legte seine Adlerkleider an und flog hinab, den Wal zu fangen. Doch auch er klebte daran fest, der Wal zog ihn herab und er lag mit gebrochenen Flügeln auf dem Wasser. Ebenso kam endlich K·ani'sltsua um's Leben.

Und Nōak·aua dachte: „Wenn wir alt geworden sind, wollen wir sterben.“ Aber Masmasalā'niq wollte immer am Leben bleiben. Der kleine Vogel K·'oē'qtsa wünschte aber sehr, dass Nōak·aua und Masmasalā'niq sterben möchten. Er sagte: „Wo soll ich wohnen, wenn ihr ewig am Leben bleibt? Ich will in eurem Grabe mein Nest bauen und mich wärmen.“ Nōak·aua wusste nicht, was er thun sollte

und sagte zum Vogel: „Gut, wir wollen sterben, aber nach vier Tagen wieder auferstehen." Der Vogel aber war hiermit nicht zufrieden, er wollte, dass sie ganz sterben sollten. Da beschlossen Noak·aua und Masmasalā'niq zu sterben und dann als Kinder zurückzukehren. Sie starben und stiegen hinauf in den Himmel, um zu sehen, ob die Leute sie betrauerten. Sie sahen dort, dass alle Menschen wehklagten, und da verwandelten sie sich in Blutströpfchen, die mit dem Winde zur Erde herabwehten. Im Schlafe athmeten die Frauen dieselben ein, und in Folge dessen gebaren alle Kinder. So kehrten Nōak·aua und Masmasalā'niq zur Erde zurück.

3. Der Nerz.

1. Einst sagte Nerz zu seiner Mutter: „Ich bin hungrig und möchte Muscheln essen. Ich will mit Yā'ēqōēk·oa (s. S. 469) kämpfen, damit er Ebbe werden lässt." Dieser war ein mächtiger Häuptling, welcher auf dem Grunde des Wassers wohnte. Die Mutter liess den Nerz gehen. Er schwamm hinaus und griff Yā'ēqōēk·oa an. Endlich gelang es ihm, seiner Herr zu werden, und er hielt ihn unter Wasser, bis er anfing, seinen Athem zu verlieren. Da rief jener: „Lass mich los, ich will auch das Wasser zurücktreten lassen, damit Du Muscheln sammeln kannst." Nerz war damit zufrieden, liess ihn los und schwamm nach Hause zurück. Das Meer trat ein wenig zurück und er fand eine Muschel. Als er nach Hause zurückkam, fragte seine Mutter: „Nun, was hast Du gefunden?" Er zeigte ihr die eine Muschel und schwamm gleich wieder hinaus, um nochmals mit Yā'ēqōēk·oa zu kämpfen. Wieder besiegte er ihn und dieser liess das Wasser etwas weiter zurücktreten und länger ausbleiben. Da fand Nerz sechs Muscheln unter den Steinen und brachte sie seiner Mutter. Er war aber noch nicht zufrieden. Erst nachdem er viermal den Wassergeist besiegt hatte, liess dieser das Meer lange und weit genug zurücktreten, so dass er einen Korb voll Muscheln bekam. Da war er zufrieden, liess seine Mutter die Muscheln kosten und beide assen sich satt. Da klopfte er sich voll Behagen auf den Magen.

2. Einst spielte Nerz mit den Enten (Kuaī'ik·a) Reifen und gewann im Spiel. Dann schossen sie mit Pfeilen nach einem Stocke, um zu sehen, wer am besten schiessen könne. Auch hierbei gewann er. Da fielen alle über ihn her und zerbrachen seinen Bogen. Er aber wehrte sich und biss die Enten. Da sagten diese zu ihm, um ihn zu kränken: „Du hast ja gar keinen Vater." Darüber ward Tlē'selagyila (= der Sonnenmacher), der Nerz, traurig und lief weinend zu seiner Mutter, um sie zu fragen, ob er wirklich keinen Vater habe. Sie tröstete ihren Sohn und sprach: „Lass sie nur schreien, Dein Vater ist droben im Himmel. Er heisst Toatusela'kilis und macht, dass die Sonne scheint." Da beschloss Nerz, ihn zu besuchen. Er ging zu seinem Oheim Hanatliaqtâ'o (d. h. der Bogenschütze), und liess sich einen neuen Bogen machen. Als er diesen bekommen hatte, schoss er einen Pfeil nach dem Himmel und dieser blieb dort stecken. Der zweite Pfeil haftete im ersten, und indem er so fortfuhr, machte er eine Kette, die vom Himmel bis zur Erde hinabreichte. An dieser kletterte Tlē'selagyila hinauf und gelangte endlich in den Himmel. Droben traf er die Frau Toatusela'kilis' — denn sein Vater hatte wieder geheirathet. — Als diese Tlē'selagyila erkannte, sagte sie: „Dein Vater wird sich sehr freuen, Dich zu sehen. Du kannst nun statt seiner die Sonne führen." Abends, als es dunkel wurde, kam der Vater heim. Da sagte die Frau zu ihm: „Dein Sohn ist gekommen und will bei Dir bleiben. Lass ihn nun an Deiner Statt die Sonne führen." Toatusela'kilis war sehr froh, und früh Morgens weckte er seinen Sohn.

Er gab ihm sein Kleid, und hiess ihn langsam hinter den Bergen aufsteigen und warnte ihn, nicht zu rasch zu gehen, da sonst alles verbrennen würde. Nerz nahm seines Vaters Kleider und stieg langsam in die Höhe, wie ihm geheissen war. Als es aber fast Mittag war, ward er ungeduldig, fing an zu laufen, und setzte so die ganze Erde in Flammen. Die Bewohner der Erde sprangen, um den Flammen zu entgehen, ins Wasser, und wurden da in wirkliche Menschen verwandelt (während sie vorher Halbthiere gewesen waren). Die Frau im Himmel aber rief ihren Mann und hiess ihn Tlē'selagyila auf die Erde hinabwerfen, da sonst alles verbrennen würde. Toatusela'kilis eilte herbei, riss ihm die Kleider ab und warf ihn zur Erde hinab, indem er sagte: „Wenn Du ordentlich gegangen wärest, hättest Du immer die Sonne führen dürfen.“ Nerz fiel in's Meer zwischen viele treibende Baumstämme. Dort fanden ihn die Menschen und trugen ihn nach Hause.

4. Der Mond.

1. Gyā'lōyak·amē (= der Allererste) lebte bei seinem Vater K·'ō'mнk·'ōmgyila. Eines Tages beschloss er in seinem Boote auszufahren. Er schob das Boot ins Wasser und fuhr hinaus in die weite See. Dort begegnete er K·ōmō'k·oa, welcher versuchte, das Boot und den Schiffer zu fangen. Da befahl Gyā'lōyak·amē dem Boote, in die Höhe zu steigen, und siehe, es flog davon, wie ein Vogel. Es stieg höher und höher und stiess endlich an den Himmel an. Dort fand er ein Loch, steckte seinen Kopf hindurch und fragte: „Wohnen hier oben keine Menschen?“ Da hörte er jemand antworten: „Ja, wir wohnen hier, die Wa'qsk·ᴇm (= Gesicht an beiden Seiten), aber wir sind nicht glücklich, denn wir haben unseren Mund im Nacken.“ Da sprach Gyā'lōyak·amē: „Wenn ich dereinst ein Kind haben werde, so soll es heissen, wie Ihr.“ Und er fuhr weiter in seinem Boote. Nach einiger Zeit sah er unter sich ein Haus. Das Boot kreiste anfänglich über demselben, und liess sich dann tiefer und tiefer herab, bis es endlich vor dem Hause landete. In dem Hause aber wohnte Tlā'k·oagyila (der Kupferplatten machende). Seine Frau wiegte ihr Kind, das beständig schrie. Um es ruhig zu machen, sprach sie: „Weine nicht, sonst wird Dich Gyā'lōyak·amē holen.“ Das Kind schlief ein, die Frau legte sich auch nieder, und als alle schliefen, schlich sich Gyā'lōyak·amē ins Haus und stahl das Kind aus der Wiege. Nach einiger Zeit erwachte die Frau und, als sie fortfuhr, die Wiege zu bewegen, merkte sie, dass dieselbe leer war. Da rief sie: „Tlā'k·oagyila! Jemand hat unser Kind geraubt“ und weinte sehr. Aber sogleich trat Gyā'lōyak·amē herein und sagte zu ihnen: „Hört auf zu weinen, hier ist Euer Kind, ich wollte nur seinen Namen wissen.“ Da freute sich der Vater und sprach: „Er heisst Tlā'tlak·oasila (= der Kupfer Zählende). Wenn Deine Schwester Kinder bekommt, so lass sie ihrem ältesten Sohn diesen Namen geben. Das zweite Kind, ein Mädchen, soll Tlāk·oagyilaiō'k·oa (= die Kupfer machende), das dritte, ein Knabe, Sēkyōk·oa'la (= das tönende Kupfer), und das letzte, ein Mädchen, Tlā'k·oitl (= Kupfer im Hause) heissen. Nun fahre weiter zu Aiнts'umgyila (= der Haliotis-Schalen bearbeitende).“ Gyā'lōyak·amē stieg in sein Boot und flog weiter. Bald fand er Aiнts'umgyila's Haus; wieder kreiste das Boot über demselben und liess sich langsam herab. Dann stahl Gyā'lōyak·amē auch ihm das Kind aus der Wiege, um seinen Namen zu erfahren. Als er es zurückbrachte, sprach Aiнts'umgyila: „Wenn Deine Schwester Kinder bekommt, so soll sie das älteste, einen Knaben, nach unserem Sohne Aiнts'umk·'ā'naq (= der Muscheln reinigende) nennen. Das nächste, ein Mädchen, soll Aiнts'umk·a (= die Glänzende) heissen; das dritte, ein Knabe, soll Aiнts'umalitl (= Haliotis im Hause) und das jüngste, ein Mädchen, Aiнts'umk·anlitl (= Kiste voll Haliotisschalen) heissen.“ Gyā'lōyak·amē kehrte

dann zur Erde zurück und erzählte seinen Schwestern, was er erlebt hatte. Dann stieg er in den Himmel und ward der Mond.

2. Ein junges Mädchen wartete ihren Bruder, während die Mutter ausgegangen war, Olachen zu fangen. Da der Knabe unaufhörlich schrie, schlug sie ihn in ihren Mantel ein, trug ihn auf der Strasse umher und gab ihm einen kleinen Eimer zum Spielen. Da er gar nicht still sein wollte, drohte sie ihm, der Mond werde ihn holen. Und als er noch nicht aufhören wollte, drohte sie ihm zum zweiten, dritten und vierten Male. Da hörte sie der Mond. Er stieg zur Erde herunter, und indem er herabkam, ward er riesengross. Er nahm den Jungen mit sich hinauf zum Monde. Noch heute kann man den Knaben mit dem Eimer in der Hand im Monde sehen.

3. Ein junger Mann, Namens Mē'itla, ging in einem Jahre zehnmal hinauf zum Himmel. Beim ersten Male fand er droben eine Möwe und brachte sie mit herunter. Als er zum zweiten Male hinaufstieg, fand er einen Vogel mit rothem Schnabel, beim dritten Male die „Salmonberries", dann den Taucher und den Vogel Qē'qēqē. Beim sechsten Male brachte er den Vogel Atᴇ'mkuli mit herab. Als er aber zum zehnten Male hinaufstieg, fand er den Mond Nūsnū'selis und kehrte nun nicht wieder. Da weinten und klagten seine Mutter Tl̄ēlaiak·s und sein Vater K·'ōmqtō'is. Endlich schliefen sie ein. Im Traume sah die Mutter ein schönes Haus vor sich, und als sie erwachte, erkannte sie, dass es kein Traumgebilde war, sondern wirklich nahe vor ihr stand. Sie sah ihren Sohn Mē'itla vor dem Hause spielen und weckte ihren Mann, damit er ihn auch sehen solle. Als der Vater erwachte, sah auch er das Haus und den Knaben und rief: „Da ist ja unser verlorener Sohn!" Sie sprangen auf und liefen auf das Haus zu. Dieses schien aber vor ihnen zurückzuweichen und endlich erkannten sie, dass es in Wahrheit weit fort, droben am Himmel war. Da setzten sie sich nieder und weinten und sangen: „O, unser Sohn spielt droben bei Nūsnū'selis. Er weilt im fremden Lande und kehrt nicht mehr zu uns zurück." Als sie so sangen, ging ihre Nichte vorüber, und sie erzählten ihr, dass sie Mē'itla im Himmel droben hatten spielen sehen. Da sprach jene: „Wir wollen Euren Sohn im Tanze wieder erscheinen lassen." Die Eltern waren damit einverstanden. Sie liessen ihre Nichte, die K·'ōk·ōmē'tsemk·a hiess, in der Gestalt des Mē'itla tanzen und gaben ihr seinen Namen.

5. Mē'maotlᴇmē.

An einem heissen Sommertage gingen vier Brüder hinaus ins Meer, um zu baden. Sie fanden am Ufer einen Baumstamm, auf den sie sich niederlegten, um zu schlafen. Während sie dort ruhten, gerieth der Stamm ins Treiben, und als sie erwachten, war ringsum kein Land zu erblicken. Lange Zeit trieben sie hin und wieder. Endlich sahen sie am Horizont einen schwarzen Streifen. Sie kamen näher und erblickten eine schwarze Küste. Der jüngste Bruder sprang von dem Baumstamm ans Ufer, doch siehe, das Land verschwand, und er ertrank. Nach einiger Zeit gelangten sie an ein ähnliches Land; der zweitjüngste sprang vom Stamme und auch er ertrank. Lange Zeit trieben die zwei Ueberlebenden auf dem Stamme umher. Endlich wurde der zweite Bruder so müde, dass er sich nicht mehr halten konnte, und auch er ertrank. Nur der Aelteste blieb übrig, und nach langer Fahrt gelangte derselbe endlich zu dem Lande des Häuptlings Mᴇ'nis (s. S. 444). Hier fand er einen Fluss, der aus einem See herausströmte. Er ging hinauf und setzte sich am Ufer des Sees nieder. Abends kam Lalak·'aiyuk·oa, Mᴇ'nis' Tochter, aus dem Hause, um Wasser zu schöpfen. Als sie den Mann er-

blickte, fragte sie ihn, woher er komme, und Mē'maotlEmē, denn so hiess er, erzählte seine Schicksale. Da lud jene ihn ein, in ihres Vaters Haus zu kommen. Er folgte ihr, und drinnen bot sie ihm aus einer grossen Kiste zu essen an. Sie nahm etwas heraus, das er nicht erkannte, mischte es mit Wasser und „Crabapples" und setzte es ihm vor. Als Mē'maotlEmē beginnen wollte zu essen, sah er, dass es Menschenaugen waren, und er weigerte sich, solche Speise zu essen. Nach einiger Zeit ging ME'nis zufällig in ein Zimmer seines Hauses, und als er die Thür öffnete, sah Mē'maotlEmē drinnen Seehunde liegen, und er sagte zu Lalak·'aiyuk·oa: „Davon koche mir etwas, das pflegt man bei uns zu Lande zu essen." Das Mädchen berichtete ihrem Vater des Gastes Wunsch, und er nahm darauf einen Stock und schlug einen Seehund todt. Die Tochter zerlegte ihn sodann und kochte ihn. Es war ihr aber sehr zuwider, dass Mē'maotlEmē solche Speise essen wollte, denn die Seehunde waren ihre Hunde.

ME'nis aber gab seine Tochter dem Gaste zur Frau. Nicht weit vom Hause war ein Fischwehr, und nahe dabei war eine Stange aufgerichtet, auf welcher ein Adler sass, der jedesmal, sobald das Wehr voll Fische war, schrie. Früh Morgens, als Mē'maotlEmē noch im Bette lag, schrie der Adler. Da stiess Lalak·'aiyuk·oa ihren Mann an und sagte: „Gehe doch zum Wehr hinab und nimm die Lachse heraus." Mē'maotlEmē ging hinab und fand im Wehr die Leichen seiner Brüder. Einem derselben war von einem Raben ein Auge ausgehackt. Da weinte er. Als seine Frau ihn weinen hörte, stand sie auf, ging zu ihm und fragte nach der Ursache seines Kummers. Als er ihr die Leichen seiner Brüder zeigte, sagte sie: „Sei nicht traurig, mein Vater wird sie wieder erwecken." Sie holte ihren Vater und dieser trug die Körper ins Haus. Er nahm ein Auge aus der Kiste und setzte es dem einen der Brüder statt des ausgehackten ein; er schüttelte sie und sie wurden wieder lebendig.

Eines Tages spielte einer der Brüder mit einem Stückchen Cedernholz, Lālak·'aiyuk·oa verwies es ihm, indem sie sagte, das Holz sei sehr kostbar und ihr Vater müsse es sehr theuer bezahlen. Hierüber wunderte sich der Mann und erzählte, wie viele Cedern in seiner Heimath wüchsen. Als ME'nis durch seine Tochter hiervon hörte, bat er die Brüder, ihre Verwandten zu besuchen, und ihm dann viel Cedernholz mitzubringen. Jene hatten aber kein Boot. Da gab ihnen ME'nis sein Fellboot und hiess sie abfahren. Sie aber fürchteten sich, in dem Fellboote über das Meer zu fahren. ME'nis ermuthigte sie. Er gab ihnen von allen Arten Thieren, die er als Hunde in den zahlreichen Zimmern seines Hauses hielt, je eines, unter denselben auch ein Stachelschwein, und hiess sie abfahren. Lalak·'aiyuk·oa fuhr mit ihnen und sagte: „Steuert immer der aufgehenden Sonne entgegen, und haltet die sinkende Sonne hinter Euch, dann werdet ihr Eure Heimat erreichen."

Sie gehorchten und erreichten nach langer Fahrt ihr heimathliches Dorf. Niemand hatte das Boot kommen sehen. Der jüngste Bruder sprang an's Land und ging, seinen Vater zu begrüssen. Dieser aber erkannte ihn anfänglich nicht. Dann liess er sein Haus reinigen und gab ein grosses Fest. Die Söhne aber gaben ihm alle Arten von Thieren, das Geschenk des Häuptlings ME'nis. Dann baten sie alle Leute in den Wald zu gehen und Cedernrinde zu holen, die sie ME'nis als Geschenk bringen wollten. Sie beluden ein aus einer Ceder gebautes Boot und fuhren zurück. Lalak·'aiyuk·oa hiess sie der sinkenden Sonne entgegen fahren und die aufgehende Sonne im Rücken behalten. Sie gehorchten, und nachdem sie an den beiden trügerischen schwarzen Inseln vorbeigefahren waren, gelangten sie glücklich zu ME'nis. Die Tochter ging zu ihrem Vater und erzählte,

dass man sie gut bewirthet und reich beschenkt habe. Und Mᴇ'nis Herz war froh, als er die Cedernrinde, das Boot und all' die Sachen sah, welche er noch nicht kannte. Und er beschloss, alles nachzumachen.

6. K·'ōmk·'ō'mgyila.

K·'ōmk·'ō'mgyila, ein Häuptling der Nō'quntsitq, hatte die Tochter des Häuptlings des Nordens zur Frau. Sie hiess Tlāk·oagyīlaō'k·oa (= die Kupfer gemachte), Tlā'k·uītl (= Kupfer im Hause), K·'ak·'anqp'ā'lak·a (= Kupfergeruch) und Tlā'-k·oetlk·'e'naq. Ihr Vater hiess Tlā'k·oagyila (= der Kupfer machende), und das Land, in dem er wohnte D'a'k·ō. Sie hatten ein Paar Zwillingstöchter und lebten eine Reihe von Jahren ruhig in Nō'quntsitq. Da verlangte aber K·'ōmk·'ō'mgyila danach, auch die Häuptlinge der andern Himmelsrichtungen zu besuchen und ihre Länder kennen zu lernen. Der Häuptling des Ostens ist Ālagyilak·ᴇmāē (= der erste der Fellmäntel). Ihn beschloss er zuerst zu besuchen. Als sie das Boot bestiegen, weigerten sich seine Töchter mitzugehen. Er fragte: „Wovon wollt Ihr denn leben, wenn wir fort sind?“ Sie antworteten: „Wir sind Lachse. Wenn wir im Wasser schwimmen, werden viele Fische kommen [1].“ K·'ōmk·'ō'mgyila liess endlich seine Töchter zurück und reiste mit seiner Frau und vier Sklaven ostwärts. Sie fuhren den Fluss Nō'qunt hinauf, soweit derselbe schiffbar ist, und wanderten dann zu Fusse ostwärts. Endlich, nach langer Wanderung kamen sie zu vier Seen und sahen ein grosses Loch im Boden, aus dem Morgens immer die Sonne hervorkommt.

Seine Frau sagte ihm, sie seien nun im Lande Ālagyilak·ᴇmāē's angekommen. Da sie keinen Menschen sahen, rief K·'ōmk·'ō'mgyila: „Wohnt denn niemand hier in diesem Loche?“ Da niemand antwortete, rief er nochmals und abermals, doch erst nachdem er viermal gerufen hatte, kam Ālagyilak·ᴇmāē zum Vorschein. Er hatte vorn und hinten ein Gesicht und nur mitten auf dem Kopfe einen Streifen Haare: „Was willst Du hier?“ sprach er. K·'ōmk·'ō'mgyila antwortete: „Ich will Deine Tochter heirathen.“ Der Häuptling sprach: „Was willst Du denn mit Ihr thun? Du kannst sie nicht heirathen.“ Jener versetzte: „Doch, ich kann sie so gut heirathen, wie irgend eine andere Frau.“ Darauf ging Ālagyilak·ᴇmāē in das Loch, um seine Tochter zu holen. Sie hiess Ā'lagyilayūk·oa (= die Fellmantel gemachte) und Alagyimitl (= Fellmantel im Hause). Als er sie brachte, sah K·'ōmk·'ō'mgyila, dass sie ein ganz kleines Kind war, aber Ālagyilak·emāē zwang ihn, sie zu heirathen, und gab ihm viele Felldecken und das Wasser des Lebens. Nach einiger Zeit reiste K·'ōmk·'ō'mgyila in seine Heimath zurück. Da sprach der Häuptling: „Wenn Du Kinder hast, so nenne sie nach meiner Tochter und nach mir.“ Als nun der Reisende zu Hause ankam, sah er Rauch aus dem Dache aufsteigen und er fand seine Töchter wohl versorgt mit Fischen. Dann beschloss er, seinen Schwiegervater Tlā'k·oagyila, den Häuptling im Norden, zu besuchen. Er belud sein Boot mit vielen Netzen aus Cederbast und mit Tanzgeräthen. Dann fuhren sie ab. Endlich gelangten sie an einen Berg, der ihnen den Weg versperrte, und K·'ōmk·'ō'mgyila wusste nicht, wie sie weiter kommen sollten. Seine Frau aber kannte den Weg. Sie bedeckte das ganze Boot mit Fellmänteln, so dass kein Wasser hineinspritzen konnte. Dann liess sie das Boot vor einem steilen Felsen halten und bis Niedrigwasser warten. Da wurde eine grosse Höhle sichtbar, die durch den ganzen Berg führte. Sie fuhren hindurch

---

1) Die Kwakiutl glauben, dass Zwillinge verwandelte Lachse sind, und dass sie Macht über die Fische haben (s. S. 445, Anmerk.).

und erblickten an der anderen Seite Tlā'k·oagyila's Haus. Als die Leute sie erblickten, riefen sie einander zu: „Das müssen mächtige Fremdlinge sein, die durch den Berg gekommen sind.“ Sie wussten nicht, dass es das Boot ihrer Häuptlingstochter war. Als sie aber an's Ufer kamen, erkannte sie ihr Vater. Er führte sie ins Haus und setzte ihnen eine Kiste mit Menschenaugen zum Essen vor. Die Tochter aber sprach: „Das isst mein Mann nicht, gieb ihm Seehundsfleisch!“ Da tödteten die Leute Seehunde und gaben sie ihm zu essen. K·'ōmk·'ō'mgyila gab seinem Schwiegervater die Netze und den Tanzschmuck, den er mitgebracht hatte. Nach einiger Zeit kehrten sie in ihre Heimath zurück. Tlā'k·oagyila behielt das Boot seines Schwiegersohnes und gab ihm statt dessen ein Kupferboot, das wie eine Kiste gestaltet war und an jedem Ende ein Loch hatte. Er füllte das Boot mit Kupferplatten und gab ihm den Namen Tlā'k·oagyila für seine Kinder.

Den Häuptling Gyō'gwisilāk·ᴇmāē (= der erste der Muschelschalen) des Südens und Aiнts'umgyīla (= Haliotismacher, oder der es glänzend macht) des Westens besuchte er nicht.

7. K·ēk·tsumнskyā'na.

Es war einmal ein Mann, der hiess Apō'tl. Eines Tages war er zu einem Feste eingeladen und als das Essen vorüber war, liess er einen Knaben eine Schüssel von der übrig gebliebenen Speise für seine Frau und seine vier Söhne nach Hause tragen. Der Knabe gehorchte, und als Apō'tl's Söhne, die auf den Seitenbrettern über der Plattform in ihren Betten gelegen hatten, die grosse Schüssel voll Fleisch und Beeren sahen, standen sie auf und sprangen herunter, um zu essen. Die Mutter aber sagte: „Das ist nicht für Euch; Apō'tl hat das Essen für mich gesandt. Wenn Ihr etwas haben wollt, so geht nach K·ēk·tsumнskyā'na und holt es Euch daselbst.“ K·ēk·tsumнskyā'na war aber eine Menschenfresserin, die in einem fernen Lande wohnte. Da wurden die Söhne betrübt und trotzig. Sie legten sich wieder ins Bett und blieben vier Tage lang im Bette liegen, ohne zu essen oder zu trinken. Am vierten Tage sahen die Dorfbewohner einen schönen Vogel (einen Schwan?) nahe den Häusern umherschwimmen. Die Kinder versuchten, ihn zu fangen, konnten aber seiner nicht habhaft werden. Als Apō'tl's Söhne hiervon hörten, standen sie auf, nahmen ihren Bogen und ihre Pfeile in einem hölzernen Kasten mit und stiegen in ihr Boot. Als sie dem Vogel nahe gekommen waren, schossen sie ihn. Der Pfeil traf, aber tödtete den Vogel nicht. Dieser schwamm von dannen, und die Knaben verfolgten ihn. Oft kamen sie ihm nahe und dann schossen sie ihn mit ihren Pfeilen. So oft sie aber auch schossen, sie vermochten den Vogel nicht zu tödten. So lockte der Vogel sie weit ins Meer hinaus. Endlich gelang es ihnen aber doch noch, denselben zu fangen. Dann wollten sie nach Hause zurückkehren, aber siehe! rings umher war nichts als Himmel und Wasser zu sehen und selbst die Gipfel der höchsten Berge waren verschwunden. Da wussten die Knaben nicht, wohin sie sich wenden sollten. Aber nicht genug damit; bald nachdem sie den Vogel gefangen hatten, fing ein eisiger Wind an zu wehen und sie wussten nun, dass der Vogel der Herr des Windes war. Das Meer begann zu gefrieren und mit Mühe mussten sie sich ihren Weg durch dicht gedrängte Eisblöcke suchen. Nachdem sie so eine Zeit lang umhergefahren waren, ohne zu wissen, wohin sie sich wenden sollten, zerbrach dem einen der Brüder das Ruder. Er ward müde, schlief ein und kam endlich vor Kälte und Hunger um. Nach kurzer Zeit zerbrach das Ruder des zweiten der Brüder. Auch er erfror. Da nahmen die beiden überlebenden die

Mäntel ihrer Brüder und hüllten sich darin ein. Doch auch der dritte starb endlich vor Hunger und Kälte. Als der Aelteste sich nun ganz allein sah, hüllte er sich in die Mäntel und weinte bitterlich. Nach kurzer Zeit begann er einzuschlummern. Plötzlich aber fuhr er auf, denn er fühlte, dass der Kahn an's Land gestossen war. Er stiess sein Ruder ins Wasser und fühlte Grund. Es war keine Seele am Ufer zu entdecken und daher fürchtete er sich auszusteigen. Endlich aber sah er einige Fussspuren, und nun fasste er sich ein Herz, hüllte sich in seinen Mantel und folgte den Spuren, nachdem er den Kahn an's Ufer gezogen hatte. Er war nicht weit gegangen, da kam er an ein Dorf. Er ging in das erste Haus und fand dort zwei Knaben. Da diese ihn nicht bemerkten, klopfte er ihnen auf die Schulter. Sie wandten sich um und fragten: „Woher kommst Du?“ Als er ihnen seine Schicksale erzählt hatte, sagten sie: „Dieses ist K·ēk·tsumнskyā'na's Land. Wenn Du Muth und Kraft genug hast, so tödte sie und nimm ihre Tochter zur Frau.“ Da antwortete jener: „Ja, ich habe Muth und will das Abenteuer bestehen.“ Die Knaben erzählten ihm nun, dass schon viele Männer gekommen seien, um jenes Mädchen zu heirathen, dass K·ēk·tsumнskyā'na aber alle getödtet habe. Sie fragten: „Kannst Du gut springen und laufen? sonst tödtet sie Dich sicherlich.“ Er erwiderte, er könne gut springen. Mittlerweile waren die Männer, die auf Jagd gewesen waren, zurückgekommen, und man gab ihm zu essen. Sein Herz aber war traurig, da er an seine todten Brüder dachte, die draussen im Boote lagen. Eine alte Frau aber tröstete ihn, indem sie sagte: „Sei guten Muthes, wenn Du K·ēk·tsumнskyā'na getödtet hast, werden wir jene wieder erwecken.“ Und sie fragten ihn, ob er muthig sei. Er erwiderte, er verlange nur danach, jene zu tödten. Da hiessen ihn die beiden Knaben, die er zuerst getroffen hatte, zeigen, ob er springen und laufen könne. Er trat vor die Thür des Hauses und sprang mit einem Satze so weit, wie das Haus breit war. Ehe er aber fortging, liess er vier kleine Mädchen eine tiefe Grube nahe beim Feuer machen, und er trug den Knaben auf, Gift zu kochen und es bereit zu halten, um es zur rechten Zeit zu gebrauchen. Dann ging er zu K·ēk·tsumнskyā'na's Haus. Vor der Thür fand er den Vogel K·ak·ā'nis als Wächter aufgestellt. Dieser wollte Lärm schlagen, aber der junge Mann gewann ihn für sich, indem er ihm einen Fisch reichte. Dann öffnete er die Thür und fand drinnen den Vogel T'āstumā'kua als Wächter aufgestellt, dem er ebenfalls einen Fisch reichte und ihn so für sich gewann. Er trat ein und sah nun die alte Frau gerade neben der Thür auf ihrem Bett liegen und schlafen. Und er bemerkte, dass die Seiten ihrer Hände scharf wie Messer waren. Mit diesen pflegte sie jeden zu tödten, der ihr nahte. Am Feuer sass aber K·ēk·tsumнskyā'na's Tochter. Der Jüngling ging auf sie zu und fragte sie: „Willst Du meine Frau werden, und ist es Dir recht, wenn ich Deine böse Mutter tödte?“ Jene erwiderte: „Ja, ich habe lange heirathen wollen, aber sie tödtet alle meine Freier. Nun tödte Du sie.“ Sie hatte nehmlich den jungen Mann rasch lieb gewonnen und fragte ängstlich: „Bist Du aber auch stark genug?“ Als jener sie ermuthigte, sprach sie: „So tödte sie jetzt, so lange sie noch schläft; wenn sie wach ist, wirst Du sicher unterliegen.“ Da sprang der junge Mann auf die Frau los und hielt sie fest in seinen Armen. Sie erwachte und schrie: „hr! hr! hr! hr!“ indem sie mit ihren scharfen Händen um sich schlug. Wenn sie ihn aber treffen wollte, so sprang jener behende zur Seite. Er fesselte sie endlich und trug sie in das Haus, in welchem die Dorfbewohner ängstlich das Ende des Kampfes erwarteten. Dort warf er sie in die Grube und schüttete das Gift auf sie, so dass sie starb.

Am folgenden Tage sprach er zu den Leuten: „Nun steigt hinab in die Grube und holt den Leichnam heraus!“ Alle aber fürchteten sich und wagten nicht, hinabzusteigen. Da liess er sich ein Seil aus Cederbast um den Leib schlingen, stieg selbst hinab und holte den Leichnam heraus. Dann schnitt er ihr die Hände ab, zerhackte den Rest des Körpers, und warf die Stücke in alle Winde. Diese wurden in die Waldblume K·ak·atsumalā's verwandelt. Die Hände aber behielt er, da sie mächtige Zaubermittel waren. Mit der linken konnte er seinen Feinden schaden, mit der rechten Kranke heilen und Todte erwecken. Er machte einen Schnitt in die letztere, und die wasserhelle Flüssigkeit, welche statt Blutes heraustropfte, liess er auf seine todten Brüder träufeln. Da erwachten sie, rieben sich die Augen, als wenn sie lange geschlafen hätten, und gingen ins Haus hinein. Da sahen alle Menschen, dass er seine Brüder erweckt hatte. Und es lebte dort ein Häuptling, dessen Sohn von K·ēk·tsumʜskyā'na getödtet war. Dieser sprach zu dem jungen Mann: „O, erwecke meinen Sohn auch!“ und alle diejenigen, deren Söhne und Brüder von K·ēk·tsumʜskyā'na getödtet waren, baten ihn, dieselben zu erwecken. Da ging er zu ihrem Hause und fand die Knochen umher liegen, wie einen Haufen Muscheln. Er beträufelte alle mit der aus der rechten Hand tropfenden Flüssigkeit, und alle die, an deren Knochen noch ein wenig Fleisch war, erstanden wieder auf. Die übrigen konnte er nicht ins Leben zurückrufen. So ward der Jüngling ein grosser Häuptling und nahm K·ēk·tsumʜskyā'na's Tochter zur Frau.

Nach einiger Zeit verlangte sein Herz nach seiner Heimath. Er belud sein Boot mit all seinem Eigenthum und seine Frau legte ihre Kisten voll Decken und Fleisch hinein. Es war so schwer beladen, dass die Brüder bezweifelten, ob es alles tragen könne. Als sie nun abfahren wollten, wussten sie nicht, in welcher Richtung ihre Heimath lag. Da sprach die Frau: „Schliesst Eure Augen, dann wird das Boot von selbst gehen.“ Und sie thaten, wie sie ihnen geheissen hatte. Als es dunkel wurde, stiess das Boot an's Land, und als sie ihre Augen öffneten, sahen sie, dass sie in ihrer Heimath angekommen waren. Im Hause ihrer Eltern war aber kein Licht, als ob niemand darin wohne. Da schickte der älteste Bruder die jüngeren hinauf, und liess seiner Mutter sagen, sie solle ihr Haus reinigen und in Stand setzen, um ihre Söhne und ihre Schwiegertochter zu empfangen. Diese gehorchten. Sie gingen hinauf und sahen, als sie die Thür öffneten, ihren Vater und ihre Mutter an einem kleinen Feuer sitzen. Da stiessen sie dieselben mit dem Fusse an und sagten: „Steht auf und reinigt Euer Haus. Eure Kinder sind zurückgekehrt und Euer ältester Sohn hat K·ēk·tsumʜskyā'na's Tochter zur Frau genommen.“ Der alte Mann aber erkannte sie nicht und erwiderte: „Was richtet Ihr solche Worte an uns? Wir haben unsere Söhne verloren.“ Jene versetzten: „Erkennt Ihr uns denn nicht, wir sind ja Eure Kinder und sind nun wiedergekehrt.“ Da stand Apō'tl auf, um seine Kinder zu begrüssen. Er war aber schwach und es ward ihm schwer. Er ging zu seines Bruders Haus und erzählte ihm, dass seine Kinder zurückgekehrt seien; und er zerschlug Holz für ein Feuer und bald wussten alle Dorfbewohner, dass die Brüder zurückgekehrt seien. Diese gingen zum Boote hinunter und sprachen traurig zu dem ältesten Bruder: „O, Du wirst unsere Eltern nicht wieder erkennen, so alt sind sie geworden.“ Die Brüder waren nehmlich Jahre lang fortgewesen, obwohl es ihnen nur wie Tage schien. Als das Haus gereinigt war, breiteten drei Männer und eine Frau Matten von der Thür bis zum Strande aus, geleiteten die Ankömmlinge zum Hause und trugen ihre Sachen aus dem Boote. Da sahen alle die junge Frau. Sie war sehr schön. Ihr Haar war lang und fiel ihr über beide Schultern. Bald

war die ganze Ladung ins Haus getragen mit Ausnahme einer kleinen Kiste, die niemand heben konnte. Als die junge Frau dies hörte, schickte sie die vier Brüder der Reihe nach zum Strande, um die Kiste zu holen. Keiner aber konnte sie heben. Da lachte sie und sprach: „Wie kommt es, dass niemand meine Kiste heben kann? Sie ist doch ganz klein und leicht!“ Sie ging dann selbst zum Boote hinab, hob sie auf und trug sie zum Hause hinauf, als sei nichts darinnen. Und sie öffnete die Kiste, und, siehe da! es war darin, was das Herz nur wünschen konnte: Bergziegenfett, Seehunde und Walfische; und sie schenkte allen Leuten davon. So viel sie auch aus der Kiste nahm, sie blieb immer gefüllt. Die Brüder aber blieben traurig, weil ihre Eltern so alt und schwach waren. Da ging die Frau zum Strande und schöpfte in ihrem kleinen Eimer etwas Wasser. Dann entkleidete sie die Alten und wusch ihren ganzen Körper. Da wurden sie wieder so schön, wie sie als junge Leute gewesen waren.

8. Baqbakuālanusī'uaē (= der zuerst an der Flussmündung immer Menschenfleisch frass).

Ein Mann Namens Nōak·au'a hatte vier Söhne. Diese wollten einst auf die Bergziegenjagd gehen. Ehe sie aufbrachen, warnte sie ihr Vater und sprach: „Wenn ihr ein Haus seht, aus dem röthlicher Rauch aufsteigt, so geht nicht hinein, denn dort wohnt Baqbakuālanusī'uaē, ein schlechter Mensch.“ Die Söhne versprachen, seiner Warnung zu folgen, und gingen ins Gebirge. Nach einiger Zeit sahen sie ein Haus, aus dem schwarzer Rauch aufstieg. Dort wohnte der schwarze Bär. Als sie etwas weiter gegangen waren, kamen sie zu einem Hause, aus dem weisser Rauch aufstieg. Hier wohnte die Bergziege. Endlich gelangten sie zu dem Hause, vor dem ihr Vater sie gewarnt hatte, aus dem röthlicher Rauch aufstieg. Sie hielten und sprachen zu einander: „Wir wollen doch nicht umsonst dieses Haus gefunden haben. Kommt! lasst uns hineingehen und sehen, wer darinnen ist.“ Sie thaten also und trafen eine Frau, welche ihr Kind wiegte. Ihr gegenüber sass ein Knabe mit ungeheuerlich dickem Kopfe. Die vier Brüder traten an's Feuer und setzten sich auf eine Kiste. Dabei stiess sich der älteste an einen Stock, so dass das Blut aus seinem Unterschenkel hervorquoll. Da stiess der Knabe mit dem dicken Kopfe seine Mutter an und sprach: „O, Mutter, ich möchte das Blut lecken.“ Die Mutter aber untersagte es ihm. Der Knabe kratzte seinen Kopf und fing dann doch an, das Blut mit seinen Fingern abzuwischen und abzulecken. Da stiess der älteste Bruder den jüngsten an und sprach: „Wir hätten doch unserem Vater folgen sollen.“ Unterdess fing der Knabe an, immer gieriger das Blut aufzulecken. Da fasste sich der älteste der Brüder ein Herz, nahm seinen Bogen und schoss einen Pfeil zur Thür hinaus. Dann trug er dem jüngsten Bruder auf, den Pfeil wieder zu holen. Dieser ging hinaus, kehrte aber nicht zurück, sondern lief, so rasch er konnte, seiner Heimath zu. Dann nahm der älteste einen zweiten Pfeil, schoss denselben zur Thür hinaus und hiess den zweiten Bruder denselben wieder holen. Auch dieser entfloh. Als er den dritten Pfeil zur Thür hinausschoss, entfloh der dritte Bruder. Da fing der Knabe an sich zu fürchten. Die Frau fragte: „Kommen Deine Brüder nicht wieder?“ und er antwortete: „Sie sind nur gegangen, meine Pfeile wieder zu holen.“ Dann schoss er einen vierten Pfeil ab, ging selbst hinaus und lief seinen Brüdern nach. Als die Frau nun merkte, dass ihre Gäste nicht zurückkehrten, trat sie vor die Thür und rief: „Baqbakuālanusī'uē, komm nach Haus. Ich habe unser gutes Essen fortlaufen lassen.“ Baqbakuālanusī'uaē hörte sie, obwohl er weit entfernt war. Er verfolgte sie und rief: „Ham, ham, ham!“ (Fressen, fressen, fressen!) Die vier

Brüder hörten ihn herankommen und liefen, so rasch ihre Beine sie trage wollten. Der älteste Bruder trug einen Wetzstein, einen Kamm, und Fischöl, da er als Haaröl gebrauchte, bei sich. Schon war Baqbakuālanusī'uaē ihnen gan nahe gekommen, da legte er den Wetzstein hinter sich nieder und siehe da! diese verwandelte sich in einen Berg, der den Verfolger zu einem weiten Umweg zwang. Aber trotzdem kam er ihnen bald wieder nahe. Da goss der junge Man das Haaröl hinter sich aus und dieses verwandelte sich in einen grossen See. Al Baqbakuālanusī'uaē ihnen wieder nahe gekommen war, steckte jener den Kamm hinter sich in die Erde und dieser verwandelte sich in ein dichtes Gestrüpp junge Bäume, das der Verfolger ebenfalls umgehen musste. Mittlerweile waren di jungen Männer glücklich nach Haus gelangt. Sie klopften an die Thür und bate ihren Vater, rasch zu öffnen, da der Mann, vor dem er sie gewarnt habe, sie ver folge. Nōak·aua hatte sie kaum eingelassen und die Thür wieder verschlossen da kam Baqbakuālanusī'uaē an und begehrte Einlass. Nōak·aua nahm nun eine Hund, zerschnitt ihn und liess das Blut in einen Napf laufen. Dann liess er Baqba kuālanusī'uaē an eine kleine Oeffnung kommen, die in der Wand war, reichte ihm die Schale und sprach: „Dieses ist das Blut meiner Söhne. Nimm es und trag es zu Deiner Frau.“ Jener nahm es. Da grub Tsō'ēnā, Nōak·aua's Frau, ein tiefe Grube nahe dem Feuer und liess das letztere hoch aufflammen. Dann legt sie Steine hinein, die rasch glühend wurden. Das Loch aber verhüllten sie durch ein ausgespanntes Fell. Bald langte Baqbakuālanusī'uaē mit seiner Frau und seinen drei Kindern in seinem Boote an, um Nōak·aua zu besuchen. Das jüngst Kind liess er als Wächter beim Boote, während die anderen mit ihm ins Hau gingen. Tsō'ēnā liess sie dicht am Feuer niedersitzen, so dass ihr Rücken gegen das ausgespannte Fell gewandt war, welches die Grube verbarg. Da sprach Baq bakuālanusī'uaē zu Nōak·aua: „Du weisst, wie alles im Anfange war. Erzähle mi davon.“ Nōak·aua erwiderte: „Dieses werde ich Dir erzählen:

„Was werde ich Euch jetzt von uralten Zeiten erzählen, Ihr Enkel? Vo langer Zeit lag eine Wolke auf jenem Berge. Bald werdet Ihr schlafen.“

Als er diesen Spruch zweimal gesungen hatte, schlummerte Baqbakuālanusī'ua und seine ganze Familie; und als er es viermal gesungen hatte, da schliefen si fest. Nōak·aua und Tsō'ēnā zogen nun den Rücken ihres Sitzes fort und all stürzten in das Loch. Dann warfen sie die glühenden Steine in die Grube. Baq bakuālanusī'uaē schrie noch zweimal: „Ham, ham!“ dann war er todt. Nach einiger Zeit zogen sie die Leichname mit einem Seile heraus. Nōak·aua zerschnit sie dann in viele Stücke, zerstreute dieselben über die Erde und sang: „Eins wirst Du, Baqbakuālanusī'uaē, die Menschen verfolgen.“ Da wurden sie in Moskitos verwandelt.

9. Die Ts'ilkigyila oder Atsi.

Eine Anzahl Kinder brieten sich einmal Lachse zwischen erhitzten Steinen Als dieselben fertig waren, assen sie und liefen dann in den Wald, um zu spielen Unter ihnen war ein Mädchen mit Namen Tsumнqsta (die Mundlose). Diese lie voraus und die übrigen Kinder riefen einander zu: „Wer von uns, wer von un wohl zuerst Tsumнqsta fangen wird?“ Sie waren noch nicht lange gelaufen, da trafen sie auf Ts'ilkigyila, die einen grossen Korb auf dem Rücken trug. Sie er griff zuerst Tsumнqsta und steckte sie dort hinein, und packte dann alle übrigen Kinder oben darauf. Das Mädchen hatte aber zufällig ein Messer in der Hand Mit diesem schnitt sie einen Schlitz in den Korb und da fielen alle Kinder heraus Ts'ilkigyila aber merkte es nicht, sondern sagte nur: „Ich glaube, Kiefernadeln

llen zur Erde." Nur ein kleiner Knabe konnte nicht zum Loche hinausspringen, ı er im Korbe festhing. So trug Ts'ilkigyila ihn nach Hause. Sie setzte den orb zur Erde und war sehr verwundert, nur noch den Knaben zu finden. Sie ıhm ihn aus dem Korbe und setzte ihn nieder. Da sah er, dass im Hause viele isten voll Bergziegenfett waren. Ts'ilkigyila machte nun den Knaben zu ihrem laven. Als sie wieder ausging, sah der Knabe sich im Hause um, und erblickte ın eine alte Sklavin; ihre Namen waren K·'ō'k·oikya und Tlō'k·opak·titl.

Ts'ilkigyila hatte sie einst in ihrem Korbe ebenso geraubt, wie jetzt den naben. Die Sklavin rief den letzteren zu sich und sprach zu ihm: „Wenn s'ilkigyila Dir zu essen geben will, so nimm es nicht, sonst wird es Dir ergehen, ie es mir erging. Siehe, ich ass von ihrem Bergziegenfett, und da bin ich an r Erde festgewachsen." Sie zeigte ihm nun, dass aus ihrem Gesäss ein Seil rvorwuchs und sich in der Erde verzweigte, wie eine Wurzel. Sie sagte weiter: 'erstecke das Essen unter Deinem Mantel, und thue, als ässest Du." Als Ts'il-gyila zurückkam, bot sie dem Knaben Bergziegenfett an, derselbe folgte aber m Rathe der Sklavin und stellte sich nur, als esse er. In Wahrheit verbarg er ıs Fett unter seinem Mantel.

Ts'ilkigyila ging nun wieder aus, Sklaven zu fangen. Da rief die Frau ermals den Knaben zu sich und hiess ihn an die andere Seite der Bucht gehen, e sich vor dem Hause ausdehnte, und Muscheln sammeln. Der Knabe ge-rchte. Er brachte die Muscheln und dann hiess die Sklavin ihn sie kochen. achdem er die Muscheln gereinigt und zerkleinert hatte, steckte er sich die rten an die Fingerspitzen wie Fingerlinge. Als sie nun Ts'ilkigyila zurück-ommen hörten, ging der Knabe vor das Haus und streckte seine Finger gegen eselbe aus. Da sprach sie: „Was hast Du dort an Deinen Fingern sitzen. Ich abe nie Aehnliches gesehen und fürchte mich." K·'ō'k·oikya rief ihm zu: „Be-ege Deine Finger gegen sie und rufe: „Ai a tsai!" Der Knabe gehorchte. Da rchtete Ts'ilkigyila sich sehr und als er viermal die Hände gegen sie bewegt tte, fiel sie todt nieder. K·'ō'k·oikya hiess ihn nun ihre Brüste abschneiden und e kochen. Sie sprach: „Wenn Ts'ilkigyila's vier Söhne von der Jagd nach ause kommen, so setze ihnen dieses Gericht vor. Davon werden sie sterben."

Bald kamen diese nach Hause. Sie fragten nach ihrer Mutter und K·'ō'k·oikya twortete: „Sie wird wohl bald kommen. Sie ist mit ihrem Korbe ausgegangen, laven zu fangen. Wir haben unterdess für Euch gekocht, hier ist Euer Essen;" ı nahm der Knabe den Topf, in welchem die Brüste gekocht waren, und setzte n den Jungen vor. Er nahm einen Löffel voll und gab ihn dem Aeltesten. ieser sprach: „Das schmeckt ja gerade, wie unserer Mutter Milch." Dann gab dem zweiten einen Löffel voll. Dieser schmeckte, und sprach: „Du hast echt. Es schmeckt genau wie unserer Mutter Milch," und ebenso sprachen die eiden Jüngsten, als sie geschmeckt hatten. Die alte Sklavin aber hiess sie ruhig in und essen. Sie gehorchten; als sie aber aufgegessen hatten, fielen alle todt eder. Nun wollte der Knabe die Sklavin befreien, aber sobald er ein wenig an m Seile zog, das sie am Boden fesselte, fühlte sie furchtbare Schmerzen. Den nzen Tag über versuchte er vergeblich, jene loszumachen. Als es nun dunkel urde, sprach er: „Ich will nach meiner Heimath gehen, und meine Freunde olen, damit sie mir helfen, Dich zu befreien." Er fürchtete aber, das Haus s'ilkigyila's nicht wiederzufinden; deshalb band die alte Sklavin ihm ein Band n den Leib und liess ihn dann gehen[1]). Endlich gelangte er zu seinen Eltern.

1) Es blieb mir zweifelhaft, ob sie das Band nicht festband, um ihn zu zwingen, rückzukehren.

Diese hatten ihn schon für todt betrauert und waren sehr froh, als ihr Soh gesund zurückkehrte und erzählte, dass alle Ts'ilkigyila nun todt seien. Und e fuhr fort: „In ihrem Hause liegt aber noch die Sklavin K·'ō'k·oikya. Sie ist ar Boden festgewachsen und kann nicht fort. Kommt alle mit mir und helft mir si befreien.“ Sie gingen dem Knaben nach, der dem Seile folgte. Alle fassten nu das Seil an, mit dem die Sklavin festgewachsen war. Als sie aber kräftig zoge und es durchriss, starb die Frau. Das Seil war wie eine Ader und Blut strömt daraus hervor, das sich nicht stillen liess. Dann zerschnitten die Leute Ts'ilki gyila's Leiche in kleine Stücke und zerstreuten diese nach allen Himmelsrichtungen Da wurden dieselben in Frösche verwandelt [1]).

10. La'lqemitl (vergl. Sagen der Tsimsᶜhian).

Eines Tages gingen viele Frauen aus Tsakoálo in den Wald, um Beeren zı suchen. Sie zerstreuten sich hierhin und dorthin, eifrig beschäftigt, ihre Körbe zı füllen. Eine dieser Frauen hiess La'lqemitl. Als sie Beeren pflückte und nu nach den Büschen, nicht auf den Boden sah, geschah es, dass sie viermal de Reihe nach in die Losung eines grauen Bären trat. Darüber ward sie ungeduldig und rief: „Pfui! es ist ja abscheulich, wie schmutzig das ganze Land ist!“

Plötzlich gewahrte sie, nicht weit entfernt, einen schönen jungen Mann, de ein Bärenfell als Mantel trug. Er kam auf La'lqemitl zu und sprach zu ihr: „Du schiltst auf die Exkremente der Bären, nun lass doch einmal sehen, was Du denn machst.“ La'lqemitl gehorchte und setzte sich hin. Insgeheim aber griff sie unte ihren Mantel in ihr Haar und zog eine Kupfernadel heraus, die sie unter sich legte. Dann stand sie auf und sprach zu dem Manne: „Siehe, solches mache ich immer!“ Gya'lk·ᴇm aber, denn dieses war der Name des Mannes, wollte es ihı nicht glauben und liess sie sich noch einmal hinsetzen. Wieder geschah dasselbe und La'lqemitl wusste jenen viermal zu täuschen. Da glaubte er ihr. Es gefie ihm und er nahm sie als seine Frau mit nach Hause. Da verwandelte er sich ir einen Bären und die Frau wusste nun, dass sie einen Bären zum Mann hatte. Im Hause brannte ein grosses Feuer und, als der Bär ausging, Lachse zu fangen, trug er seiner Frau auf, unterdess Holz zu holen. La'lqemitl gehorchte und holte gutes trockenes Holz für das Feuer. Sie warf die Scheite auf die Flammen und bald loderte ihr Feuer hell auf. Abends, als ihr Mann zurückkehrte, schüttelte e seinen Pelz, der voll Wasser war, gegen das Feuer aus. Da floss so viel Wasser heraus, dass das Feuer verlöschte. Er wurde zornig und sprach zu La'lqemitl: „Du thust immer, als wissest und könnest Du Alles. Du weisst aber gar nichts.“ Er ging dann selbst hinaus, Holz zu holen, und sammelte feuchtes Holz, das lange am Boden des Baches gelegen hatte. Ferner holte er einen Stein, mit dem er Feuer schlug. Dann machte er ein grosses Feuer und sprach zu seiner Frau: „Siehst Du, solches Holz musst Du nehmen, wenn Du Feuer machen willst.“ Als er jetzt seinen nassen Mantel gegen das Feuer ausschüttelte, flammte dasselbe hoch auf. Am Abend des ersten Tages, den La'lqemitl bei dem Bären zubrachte, gebar sie einen Sohn, der den Namen Gyā'p'as (= trockenes Holz) erhielt. Am Abend des zweiten Tages gebar sie ein Mädchen, das nach dem Vater Gya'lk·ᴇmk·a genannt wurde. Am Abend des dritten Tages gebar sie einen Sohn, welcher den

1) Die Ts'ilkigyila (die Tsonō'k·oa der Kwakiutl, die Snēnē'ik· der Bilqula) tritt im Tanze Tloolā'qa (dem Sisāū'kн der Bilqulā) auf. Sie trägt einen Korb auf dem Rücken, in welchen sie die Kinder steckt. In jede Hand ist ein Gesicht gemalt. Wenn sie ein Auge öffnet, so strahlt Licht daraus hervor.

ıamen Ts'ē'mos (= feuchtes Holz) erhielt, und am Abend des vierten Tages ndlich eine Tochter Gya'lk'a. Die vier Tage waren aber in Wirklichkeit vier ahre gewesen.

Da dachte La'lqemitl: „O, wäre ich doch wieder bei meinen Eltern, und önnte sehen, wie es ihnen ergeht.“ Gya'lk·Em errieth bald ihre Gedanken und prach: „Wenn Du gehen willst, um Deine Verwandten zu sehen, so will ich es)ir nicht verwehren. Gehe und nimm Deine Kinder mit.“ Ehe sie fortging, ehenkte er ihr sein Haus und alles, was darinnen war. Bald gelangten sie zu em Flusse, an dem sie einst den Bären getroffen hatte. Die Kinder, welche 3ärengestalt hatten, sahen Lachse im Wasser umherschwimmen und sprachen zu inander: „O, lasst uns zum Flusse hinabgehen und Lachse fangen!“ Die Kinder ingen zum Flusse hinab, während die Mutter sich unter den am Ufer wachsenden 3lumen verbarg.

Zu gleicher Zeit kamen aber La'lqemitl's Brüder zu dem Flusse, um Lachse u fangen. Als deren Frauen die Bären am Flusse spielen sahen, fürchteten sie ich. Sie entflohen und erzählten den Brüdern, dass vier Bären am Flusse seien. ogleich rüsteten diese sich, dieselben zu jagen. Sie gingen den Fluss hinauf, he sie aber den Bären nahe kommen konnten, trat La'lqemitl aus den Blumen ıervor und sprach: „O, verletzt die Bären nicht, es sind Eure Neffen.“ Und sie rzählte ihnen alles, was sie erlebt, seit der Bär sie geraubt hatte. Die Brüder uden nun die jungen Bären ein, mit ihnen zu gehen. Sie aber fürchteten sich ınd liefen in den Wald. La'lqemitl folgte ihnen und nahm ihnen die Bärenfelle ıb. Da wurden sie in Menschen verwandelt. Nur die jüngste Tochter, Gya'lk'a, vollte sich nicht das Fell abziehen lassen und sagte zu ihrer Mutter: „O, Mutter, ass mich erst Beeren pflücken.“ Sie lief aber in den Wald und kehrte nicht urück. La'lqemitl kam nun mit ihren drei Kindern zum Bache hinab und fragte hre Brüder nach dem Wohlergehen ihrer Eltern. Diese erwiderten: „O, unsere Eltern sind alt und schwach geworden,“ und als sie La'lqemitl's Kinder erblickten, la weinten sie. Sie nahmen die Kinder in ihr Boot und fuhren nach Hause. Nur La'lqemitl blieb zurück, um das Haus des Bären aus dem Walde zu holen und ıeben das ihres Vaters zu stellen. Als das Boot anlangte, stiegen die Kinder aus ınd gingen zum Hause der Grosseltern hinauf. Dort blieben sie vor der Thür stehen und sprachen zu einander: „Wie schlecht riecht es im Hause unserer Grosseltern.“ Diese wussten noch nicht, dass ihre Tochter La'lqemitl zurückgekehrt war. Da trat der älteste der Brüder, Poē'tsit, zu ihnen und erzählte, wie sie La'lqemitl und deren Kinder gefunden hätten, und dass sie die Kinder im Boote mitgebracht hätten und auch La'lqemitl bald kommen werde. Da versuchte die Mutter aufzustehen und das Haus zum Empfange der Ankömmlinge zu reinigen; sie war aber so schwach, dass sie sich nicht erheben konnte. Die Nachbarn halfen ihr, das Haus in Stand zu setzen.

Als La'lqemitl nun zurückkam und sah, wie schwach ihre Eltern waren, ward sie sehr traurig. Sie liess sie in das Haus des Bären kommen, das nun dicht neben dem Hause der alten Leute stand. Dort nahm sie einen kleinen Becher voll Wasser, entkleidete ihre Eltern und wusch ihren ganzen Körper. Da wurden sie wieder jung und schön. Und alle alten Leute verjüngte sie auf diese Weise. Im Hause aber standen viele Kisten, gefüllt mit vielen guten Dingen: Fellen, Lachsen und Bergziegenfett. Sie hiess ihren Bruder Poē'tsit alle Leute zusammenrufen und gab ihnen viele Geschenke. So viel aber auch Poē'tsit aus den Kisten nahm, sie wurden nimmer leer.

11. Der Donnervogel.

Ein Häuptling hatte zwölf Sklaven, die immer für ihn Brennholz schlagen mussten. Da er sie grausam misshandelte, verschworen sie sich gegen ihn. Einst, als er einen der Sklaven peitschen wollte, banden sie ihn mit Cederbastseilen, trugen ihn nach einer einsamen Insel und setzten ihn dort aus. Dort hüllte der Häuptling sich in seinen Mantel, bedeckte sein Gesicht und wollte sterben. Er hatte nicht lange so gesessen, da fühlte er, dass jemand ihn zupfte. Er wagte nicht, aufzustehen, sondern lugte nur durch ein kleines Loch in seinem Mantel. Da sah er, dass eine Maus vor ihm sass und an seinem Mantel zerrte. Er richtete sich auf und fragte: „Was willst Du von mir?“ Die Maus erwiderte: „Mein Häuptling, Kunkunquli'kya, lässt Dir sagen, Du sollest zu ihm kommen! Folge mir, aber achte ja auf, dass Du rasch genug durch die Thür springst, sonst wird dieselbe Dich erschlagen.“ Sie gingen zusammen fort und kamen bald zum Hause Kunkunquli'kya's. Der Häuptling dachte an die Warnung der Maus und sprang rasch durch die Thür, die aber so rasch zuschlug, dass sie die Haut an seinem Hacken noch traf. Kunkunquli'kya und seine vier Töchter sassen am Feuer. Da fragte ihn der Alte: „Woher bist Du gekommen und was willst Du hier?“ Der Häuptling erzählte ihm darauf, wie er seine Sklaven gepeitscht habe, und diese ihn darauf ausgesetzt hätten. Und er bat ihn um seinen Beistand, um in die Heimath zurück zu gelangen. Kunkunquli'kya versprach seine Bitte zu erfüllen. Nachts, als alle schliefen, schlich sich der Häuptling zu der jüngsten der Töchter und wollte sie zur Frau haben. Der Alte hörte in der Kammer der Tochter reden und machte Feuer, um zu sehen, was es gebe. Er sah den Fremden bei seiner Tochter, und diese erzählte ihrem Vater nun, dass jener sie zur Frau begehre. Kunkunquli'kya hiess sie sich bis zum kommenden Tage gedulden. Morgens gab er dem Häuptling den Kunqumtl (d. h. die Maske und das Kleid des Kuni'qua oder Kunkunquli'kya, des Donnervogels) und liess ihn versuchen zu fliegen. Jener gehorchte, aber beim ersten Versuche fiel er zu Boden. Kunkunquli'kya hiess ihn, es noch einmal versuchen. Da gelang es ihm, halb um das Haus herum zu fliegen. Beim dritten Versuche gelangte er noch etwas weiter und beim vierten Male konnte er so gut fliegen, wie Kunkunquli'kya selbst. Da sprach dieser zu ihm: „Nun kannst Du die ganze Welt durchfliegen und ich will Dir meine Tochter zur Frau geben.“ Eines Morgens sprach die Frau zu ihm: „Komm, lass uns einen Wal fangen!“ Sie legten die Flügelkleider an und flogen hinaus. Als sie einen Wal sahen, rief die Frau ihm zu: „Fasse Du ihn am Kopfe, ich werde seinen Schwanz ergreifen.“ So fingen sie den Wal und trugen ihn an's Ufer. Da machte die Frau hundert kleine Körbe und legte in jeden etwas Walfleisch, Kupfer und den durchsichtigen Stein Quē'la (= Bergkrystall, von den Schamanen gebraucht, um ihre Feinde zu verletzen). Als alle Körbe gefüllt waren, flogen sie nach Awīky'ēnoq und setzten sich auf einen Wappenpfahl. Dort sah der Häuptling, dass während seiner Abwesenheit ein anderer Mann seine Frau geheirathet hatte. Er ward zornig, flog herab und tödtete jenen. Dann zogen die Vögel ihre Federkleider aus und gingen ins Haus. Er schüttelte die Körbe und sogleich lag ein grosser Wal am Ufer. Viele Kupfer lagen im Hause und viele Steine (Quē'la). Da wussten die Leute, dass ihr Häuptling zurückgekehrt war.

12. Hāntl'ēkunas.

Es war einmal ein tüchtiger, starker Jäger, der sehr scharf sehen konnte. Er verstand Bergziegen zu jagen und Seehunde zu harpuniren. Wenn er Wild er-

legt hatte, pflegte er es mit Muschelmessern aufzuschneiden. Dabei spritzte ihm das Blut immer ins Gesicht. Er achtete es nicht, aber endlich ward er in Folge dessen blind. Er wurde nun sehr arm und hatte für seine Frau und für seine Kinder nichts zu essen. Er liess sie Wurzeln graben und davon lebten sie. Eines Morgens sah seine Frau jenseits des Flusses einen grossen Bären. Sie sagte es ihrem Manne, gab ihm Bogen und Pfeile und richtete den Pfeil für ihn. Dann hiess sie ihn schiessen, und er traf den Bären und tödtete ihn. Seine Frau aber sagte: „Du hast vorbeigeschossen.“ Sie wollte nehmlich das Fleisch für sich allein haben. Sie ging dann hinüber, zog den Bären ab und briet ihn unbemerkt. Sie gab ihren Kindern davon, verbot ihnen aber, ihrem Vater etwas abzugeben. Einem jeden Kinde gab sie vier Stücke. Eines der Kinder, ein Knabe, verbarg aber drei Stücke unter seinem Arme und brachte sie seinem Vater. Er sprach: „Das ist von dem, was Du getödtet hast. Nimm und iss!“ Der Alte fragte: „So habe ich ihn doch getroffen?“ „Ja, und Mutter und meine Brüder essen jetzt,“ versetzte der Knabe. Da ward Hāntl'ēkunas sehr betrübt. Er sprach zu seinem Sohne: „Wenn Du Muth genug hast, so führe mich auf den Berg, wo sie früher Blinde sehend zu machen pflegten.“ Der Knabe nahm seinen Vater bei der Hand und führte ihn hinauf. Der Alte trug ausserdem einen Stock, mit dem er vor sich her auf dem Boden tastete, um den Weg nicht zu verfehlen. Oben auf dem Berge war ein See. Dort hielten sie an und Hāntl'ēkunas schickte seinen Sohn nach Hause zurück und sagte ihm, er solle ihn nach vier Tagen erwarten. Er schwamm dann im See und betete zur Gans (Qā'oē): „Ich bin unglücklich. Ich bin blind und meine Verwandten haben kein Mitleid mit mir. Erbarme Dich meiner!“ Da hörte er die Gans sich nahen. Sie sprach: „Komm! Ich will Dich glücklich machen. Setze Dich auf meinen Rücken! Ich werde mit Dir tauchen und Du wirst wieder sehend werden. Wir müssen lange unten bleiben, sonst wirst Du nicht gesund werden. Darum versuche es, lange auszuhalten. Wenn Du nicht mehr den Athem anhalten kannst, kratze mich, und ich werde wieder auftauchen.“ Damit tauchte sie. Schon nach kurzer Zeit ging Hāntl'ēkunas der Athem aus, und er kratzte die Gans. Sie sprach: „Du musst es länger aushalten können! drücke Deinen Mund fest in meine Federn, dann wirst Du es länger ertragen können.“ Sie tauchten wieder. Nach einiger Zeit kratzte Hāntl'ēkunas die Gans, und als diese auftauchte, konnte er einen schwachen Lichtschimmer sehen. Sie tauchten noch ein drittes Mal. Als sie wieder auftauchten, waren seine Augen so gut, wie früher. Die Gans fragte ihn: „Kannst Du jetzt ordentlich sehen?“ Er antwortete: „Noch nicht ganz so gut, wie früher,“ denn er wünschte noch besser sehen zu können. Da tauchte die Gans nochmals mit ihm, und nun waren seine Augen noch viel besser geworden, als sie je gewesen waren. Er ging nun nach Hause. Seine Frau war gerade ausgegangen. Da sah er das Fell des Bären, den er geschossen hatte, vor der Thür zum Trocknen ausgespannt. Er ward zornig und erschoss seine Frau und seine Söhne, ausser dem jüngsten, der ihm Fleisch gebracht hatte, als sie nach Hause kamen.

Er verliess dann seine Heimath und wanderte in das Land der Hēiltsuk·. Dort traf er viele Leute. Ein Mädchen, das viele Brüder hatte, gewann ihn sehr lieb, und er lebte mit ihr, ohne sie aber zu heirathen. Darüber wurden ihre Brüder zornig und beschlossen, ihn zu tödten. Eines Tages forderten sie ihn auf, mit ihnen auf Seelöwenjagd zu gehen. Sie fuhren zusammen zu einer Klippe, die weit draussen im Meere lag und die schwer zugänglich war, da der Meeresboden rings umher mit Tang bewachsen war. Die Boote konnten nicht ganz dicht herankommen. Daher sprangen sie in's Wasser, schwammen zu der Insel

und erschlugen die Seelöwen mit Keulen. Sie zerlegten sie dann und begannen das Boot zu beladen, indem sie von der Insel zum Boote schwammen, und so das Fleisch hineintrugen. Als nun Hāntl'ēkunas gerade auf der Insel damit beschäftigt war, eine Ladung Fleisch zurecht zu machen, fuhren die Brüder von dannen und liessen ihn allein zurück. Nur der Jüngste hatte Mitleid mit ihm und warf ihm einen Fellmantel zu. Da ward Hāntl'ēkunas betrübt und glaubte nicht anders, als er müsse sterben. Er setzte sich auf die höchste Stelle der Klippe und hüllte sich in seine Decke. Da hörte er eine feine Stimme seinen Namen rufen. Er blickte auf, sah aber niemand. Viermal hörte er dieselbe Stimme und beim vierten Male sah er einen kleinen Mann. Dieser sprach dann: „Mein Häuptling bittet Dich, zu ihm zu kommen.“ Hāntl'ēkunas fragte nach dem Namen des Häuptlings, der Amā'gyitläsela (= Vogelexkremente) hiess. Er folgte dem Kleinen, der ihn in eine Höhle führte, in der ein Haus stand. Hāntl'ēkunas wusste nun, dass er bei dem Häuptlinge der Seelöwen war. Ihn fror und er setzte sich dicht an's Feuer. Der Häuptling bewirthete ihn und versprach, ihn in seine Heimath zurück zu senden. Er schickte zur Möwe, um sich deren Boot zu leihen, aber die Leute sagten, es sei zu langsam. Er schickte zum Vogel Mā'tsēnē, aber die Leute sagten: „Sein Boot stösst zu oft gegen Felsen und zerbricht;“ und er schickte zur Gans, doch die Leute sagten, ihr Boot gehe zu tief. Endlich schickte er zum Seelöwen Nᴇ'msk·amisila (= der Allererste) und lieh sich dessen Boot: ein Seelöwenfell. Sie banden Hāntl'ēkunas darin ein und beriefen den Westwind, der ihn rasch nach Hause trug. Als er an's Land kam, band er den Sack auf, stieg heraus und verbarg ihn im Walde. Abends ging er zu seiner Geliebten. Sie hatte jetzt ein Kind und weinte immer um ihn. Niemand bekümmerte sich um sie, ausser ihr jüngster Bruder. Da tödtete Hāntl'ēkunas alle ihre Brüder. Nur den jüngsten verschonte er. Dann entfloh er mit seiner Frau. Die Hēiltsuk· verfolgten ihn. Er aber versteckte sich unbemerkt im Walde und seine Verfolger fuhren an ihm vorüber, ohne ihn zu finden. Dann ging er nach Ts'ā'koala (in Rivers Inlet), wo er einige Tage blieb. Am zweiten Tage seines Aufenthalts nahm er seinen Hund ins Boot und fuhr zu einem steilen Berge. Er kletterte hinauf und fand viele Bergziegen in einer Höhle, die unmittelbar an einem Abgrunde lag. Da zündete er seinen Mantel aus Cederbast an und warf denselben in die Höhle, um die Ziegen heraus zu treiben. Sobald sie aus der Höhle kamen, stiess er sie in den Abgrund. Dann ging er nach Hause zurück und sprach zu den Leuten: „Lasst uns gehen und Wurzeln graben!“ Er sagte nicht, dass er viele Bergziegen getödtet hätte. Er führte die Leute zu dem Abgrunde, wo all die Bergziegen lagen. Unterwegs fanden sie schon zwei im Meere, und die Leute in den Booten stritten sich darum, wer sie haben solle. Da sprach er: „Hört auf zu streiten. Wir werden bald viele Bergziegen finden.“ Sie beluden dann die Boote mit seiner Beute und brachten sie nach Hause.

13. Das Fadenspiel.

Es waren einmal viele Kinder, die spielten, Figuren aus Fäden auf den Fingern zu machen. Das sah der Mondmann. Er kam zu ihnen herab und sprach: „Es ist nicht gut, dass Ihr nichts anderes thut, als das Fadenspiel spielen. Geht lieber und fangt Fische!“ Dann sang er: „Viele Fische sind hier,“ und sofort kamen Schwärme von Häringen angeschwommen, welche die Kinder fingen.

14. Hāok·hāok·.

Ein junger Mann Namens K·'ō'mkīlikya, ging einst in den Wald, um Cederrinde zu holen. Dort witterte ihn der Geist Hāok·hāok·. Er merkte, dass der

Jüngling rein und gut war, und stürzte deshalb auf ihn los, um ihn zu rauben. Als K·'ō'mkīlikya den Geist, der in Gestalt eines gewaltigen Kranichs nahte, herankommen hörte, verging ihm vor Furcht fast der Athem. Er hoffte, die Angst zu überwinden, wenn er eine Pfeife rauchte, aber es war vergeblich. Er verlor das Bewusstsein und lag wie todt da. Der Hā'k·hāok· kam heran und während der Jüngling bewusstlos dalag, flösste er ihm seinen Geist ein.

Als K·'ō'mkīlikya nicht zurückkam, gingen seine Freunde in den Wald, ihn zu suchen. Endlich fanden sie ihn wie todt da liegen. Sie schütteten ihm Wasser ins Gesicht, er aber erwachte nicht. Da trugen sie ihn ins Dorf und brachten ihn zu seinem Vater. Als dieser ihn todt liegen sah, ward sein Herz sehr betrübt. Bald aber bemerkte er, dass noch ein wenig Athem in ihm sei, und er rief den Krankenbeschwörer, und bat ihn, seinen Sohn wieder herzustellen. Dieser tröstete den Vater und befahl ihm, sein Haus zu reinigen und mit Sand zu bestreuen, damit man den früheren Boden nicht mehr betrete. Er nahm den Jüngling in den Wald hinaus und blieb dort vier Tage lang. Dann kehrte er zurück. Nach abermals vier Tagen kam auch K·'ō'mkīlikya zurück. Der Schamane hatte ihm aber jetzt den Namen K·oātlk·oā'oē gegeben.

Er sang nun vom Hā'ok·hāok· und plötzlich sprang er auf, um seinen Vater, der an der anderen Seite des Feuers sass, zu fressen. Er hatte den Cederbastring des Hā'mats'a auf dem Kopfe. Dieser rutschte ihm herunter und fiel gerade über seinen Mund, so dass er, statt seinen Vater zu beissen, ein Stück aus dem Ringe biss. Die Leute wussten nicht, was sie thun sollten, um ihn zu beruhigen. Da nahm sein Grossvater einen grossen schwarzen Mantel und wickelte ihn ihm um den Kopf. Auch diesen zerriss er mit seinen Zähnen. Dann banden die Leute ein Seil um seinen Mund, doch vergebens! er zerbiss es. Da rief sein Vater alle Nachbarn zu Hülfe, doch niemand konnte ihn bändigen. Alle entflohen aus dem Hause vor Furcht. Sie hörten ihn darin singen und schauten durch die Ritzen und Astlöcher der Wände, um zu sehen, was er treibe. Da sahen sie ihn an den Pfosten des Hauses in die Höhe klettern und das Dach öffnen. Er wollte die Menschen verfolgen. Da stellten sie zwei Männer als Wache an der Thür auf, andere hielten das Dach, damit er nicht entschlüpfen konnte. Dann gingen sie hinein und warfen ein Bärenfell über ihn. Darunter kroch er auf dem Boden umher und war so schlüpfrig, dass Niemand ihn fassen konnte. Abends wurde er ruhig und lag so still, dass die Leute nicht wussten, ob er wache oder schlafe. Sie machten nun eine Jacke aus Cederbast, um ihn darin zu fangen und in ihre Gewalt zu bekommen. Als sie aber versuchten, ihm dieselbe anzuziehen, entsprang er ihnen und war so wild wie vorher. Auf der Insel Nalkuitqoi'oas (Mackyol Island) waren Frauen beschäftigt, Lachse zu zerlegen. Er witterte dieselben und sprang in seiner Raserei ins Wasser, um sie zu fressen. Die Frauen aber sprangen in ihr Boot und fuhren auf's Meer hinaus, als sie ihn kommen sahen.

Endlich kam K·oātlk·oā'oē wieder zu sich und sprach zu seinem Vater: „Wenn ich wieder in Raserei verfalle, so setze Dich nicht zur Wehre, dann werde ich Dir nichts zu Leide thun.“ Nach kurzer Zeit fiel er wieder in Verzückung. Er lag platt auf dem Boden, das Gesicht nach unten gewandt. Die Nachbarn warfen ein Netz aus Cederbast über ihn, um ihn zu fangen, und manchmal gelang es ihnen, ihm den Fuss auf den Nacken zu setzen, aber immer wieder entwand er sich ihnen. Sie hielten ihn an seinem langen Haar, das sie um ihre Hände wanden, aber trotzdem entkam er und niemand wusste, wo er geblieben war. Er lief im Walde und Dorfe umher und wem er begegnete, den biss er. Als er

wieder zu sich kam, bat er seinen Vater, Olachen-Oel zu kochen und es ihm bei einem erneuten Anfalle einzuflössen. Dann werde er zu sich kommen. Einst, als er wieder in eine seiner Verzückungen fiel, witterte er ein Boot, das Muscheln gesammelt hatte, aber noch weit entfernt war. Er lief an den Strand, und als das Boot landete, verschlang er alle Muscheln, die darin lagen. Darauf ward er wieder ruhig.

(Diese Sage wird im Tanze Tsā'ēk·a dargestellt. Eine Frau tanzt den Hāok·-hāok·, der Sohn eines mächtigen Häuptlings den K·'o'mkīlikya. Der Tanz gehört zu den Hā'mats'a-Gebräuchen.)

XXI. Sagen der Hēiltsuk·.

1. Die Rabensage.

1. Wir finden hier dieselbe Sage von der Befreiung der Sonne durch den Raben, die bei den nördlicheren Völkern gefunden wird. Der Name der Tochter des Häuptlings ist Ky'ē'tētl.

2. Vor langer Zeit besass ein alter Häuptling das Süsswasser. Der Rabe beschloss, dasselbe zu rauben. Er band sich einen Schlauch aus Seelöwendärmen um, den er unter seinem Mantel verborgen hielt. Er flog zum Hause des Häuptlings und nahm dort die Gestalt eines alten Mannes an. Er trat ein und bat den Häuptling und seine Frau um Essen und Trinken, indem er vorgab, halb verhungert und verdurstet zu sein. Der Häuptling willfahrte seiner Bitte und hiess seine Frau, ihm Fisch und Beeren geben. Nachdem der Gast gegessen hatte, liess er ihn zu dem Eimer gehen, in dem er das Wasser bewahrte, und trinken. Der Rabe setzte den Eimer an. Statt zu trinken, goss er aber das Wasser in den Schlauch. Da er gar nicht absetzte, rief der Häuptling: „Was machst Du denn? Wo lässt Du denn all das Wasser?“ Der Rabe setzte aber nicht ab, bis er den Eimer ganz geleert hatte. Dann nahm er seine wahre Gestalt an und flog von dannen, indem er schrie: „K·ā, k·ā!“ Da rief die Frau: „So ist doch der Rabe gekommen und hat unser Wasser gestohlen!“ Der Rabe flog über die ganze Welt und liess überall Wasser fallen, an einem Platze viel, am anderen wenig. Daher giebt es grosse und kleine Flüsse.

3. Yāēqoē'ok·oa ist ein Riesenfisch, welcher in der Tiefe des Oceans lebt, und das Wasser des Meeres bewacht. Wenn er sich dem Lande nähert, so steigt das Wasser.

4. Einst liess Yāēqoē'ok·oa das Meer zurückweichen und vier Tage lang blieb der Meeresboden trocken. Der Rabe ging mit seiner Schwester Halнa' (Name der Dohle als Mensch) an's Meer und sie sammelten Fische. Der Rabe sammelte lauter schön aussehende Fische, Halнa' aber fing nur „black cod“, obwohl ihr Bruder ihr rieth, doch nicht so hässliche Fische aufzulesen. Als nun nach vier Tagen das Wasser wieder zurückkehrte, gingen sie an's Land und kochten ihre Fische. Als der Rabe seine Fische versuchte, fand er, dass sie sehr trocken waren, während die seiner Schwester von Fett trieften. Da fing er an von Halнa's Fischen zu fressen, obwohl sie es ihm verbot und ihm sagte, er solle seine eigenen Fische essen. Endlich frass er alles auf, was seine Schwester gefangen hatte, und flog von dannen. Da weinte sie.

5. Der Rabe hatte ein Kind, Namens Kyī'ōtl, das glänzend weisse Haut und schöne lange Haare hatte (S. 447). Eines Tages gingen beide zusammen aus, um Brennholz auf einer Insel zu sammeln. Der Rabe ging in den Wald Holz zu sammeln, während Kyī'ōtl im Boote blieb. Da rauschte plötzlich der Adler Kani'sltsua herbei

und raubte Kyī'ōtl. Als nun der Rabe zurückkam und sein Kind nicht mehr fand, ward er sehr betrübt und fing an zu weinen. Er fragte die Ruder und Ruderbänke: „Wisst Ihr nicht, wo mein Kind ist?“ Sie konnten nicht antworten. Er fragte alle Theile des Bootes und endlich sprach der Schnabel: „Kani'sltsua hat sie geraubt.“ Er ging vier Tage fürbass, seine Tochter zu suchen, und weinte beständig. Da plötzlich kam Kyī'ōtl zurück. Sie trat hinter ihren Vater und rief ihn. Er wandte sich um, erkannte sie aber nicht, denn ihr Haar war ausgefallen. Er sagte: „Halte mich nicht zum Besten. Ich weiss, dass mein Kind todt ist. Dein Gesicht ist nicht das Gesicht meiner Tochter; Dein Haar ist nicht lang, wie das meiner Tochter.“ Sie antwortete: „Doch, ich bin es, Vater! Ich ward droben im Himmel so verändert. Dort herrscht immer starker Wind, und der hat mich so verändert. Wenn Du mich jetzt nicht erkennst und mit nach Hause nimmst, werde ich zum Himmel zurückkehren und nie wiederkommen.“ Der Rabe antwortete gar nicht. Da flog Kyī'ōtl wieder gen Himmel und nun erst erkannte sie der Rabe. Vier Tage lang hatte seine Tochter ihn vergeblich gebeten, sie wieder zu erkennen. Seither kehren die Menschen nicht mehr zur Erde zurück, wenn sie einmal gestorben sind.

6. Im Anfange verstanden die Menschen nicht, Boote zu bauen. Der Rabe war der erste, der die Kunst ausübte. Als er damit beschäftigt war, sein Boot zu bauen, kamen alle Menschen herbei, um ihm zuzusehen. Einst kam auch der Hirsch. Der Rabe sagte: „Komm näher heran, Freund! Setze Dich dicht zu mir, damit Du sehen kannst, was ich thue.“ Er fragte dann: „Sage mir, um welche Jahreszeit Du das meiste Fett hast?“ Der Hirsch versetzte: „Wenn das Gras lang ist, bin ich am fettesten. Jetzt bin ich am fettesten.“ Da schlug der Rabe ihn mit seinem Hammer todt. Dann machte er ein grosses Feuer, gerade unter den Aesten eines umgefallenen Baumes, neben dem er sass, warf Steine hinein und kochte den Hirsch. Er spiesste dann Stückchen Fett auf einen Stock, lehnte sich behaglich zurück und fing an zu essen. Er sagte zu dem Baume: „Siehe, Du bekommst nichts von dem Hirsch, den ich hier esse.“ Er wurde bald müde und schlief ein. Während er dalag, wälzte sich der Baum auf den Hirsch, so dass seine Aeste ihn ergriffen, und ass ihn auf. Als der Rabe erwachte, war der ganze Hirsch verschwunden.

7. Der Rabe gab einst ein Fest und liess Mahai'us (Menschenname des Waschbären) beim Feste tanzen und singen. Als er sang, rief der Rabe: „Mache Dein Lied länger! Mache es länger!“ Darüber wurde Mahai'us böse. Der Rabe nahm dann Asche und bestrich seine Stirn damit. Daher ist der Waschbär grau.

8. Das Eichhörnchen gab einst ein Fest. Es verrichtete seine Nothdurft in eine Schüssel und verwandelte die Exkremente in Beeren, mit denen es seine Gäste speiste. Es sandte zwei Männer zum Häuptlinge, dem Raben, um ihn auch einzuladen. Der Rabe erwiderte: „Ich werde gleich kommen. Ich will nur eben erst an jener Landspitze meine Nothdurft verrichten.“ Er ging und entleerte sich auf einem Brette. Dann sprach er zu seinen Exkrementen: „Ruft nach kurzer Zeit: Hō, hō! Eure Feinde kommen und wollen Euch tödten.“ Dann ging er in das Haus des Eichhörnchens, wo schon gegessen wurde. Nach kurzer Zeit ging einer der Gäste ins Freie und hörte eine Stimme rufen: „Hō, hō, Eure Feinde kommen und wollen Euch tödten.“ Er lief rasch ins Haus zurück und rief alle heraus. Sie kamen und während das Haus leer war, frass der Rabe alle Beeren auf. Eine alte Frau war aber, ohne dass er es wusste, im Hause geblieben, und diese rief das Eichhörnchen: „Komm, komm! Der Rabe hat alle Deine Beeren

gefressen." Der Rabe sagte zu ihr: „Sei doch still, ich will Dir auch viel zu essen geben." Da sie aber weiter schrie, flog er von dannen.

9. Der Rabe sass einst auf dem Gipfel eines Berges am Bella Coola-Flusse und sah im Thale viele Halbmenschen (d. h. halb Thiere, halb Menschen). Unter ihnen sah er eine Frau, die ihm gefiel. Ihr Name war Hai'atlilak·s. Da flog er herab und heirathete sie. Sie lebten eine Zeit lang zusammen, da sie aber keine Kinder hatte, verliess er sie wieder. Er zog in das Land der Hëiltsuk· und heirathete Ts'ō'mk·lak·s[1]), mit der er viele Kinder zeugte. Ihr ältester Sohn war Ia'kis. Er bemalte einige Felsen in der Nähe von G·alts (Bella Bella) mit rother Farbe und sagte: „Wenn Nahrung reichlich ist, soll die Farbe immer leuchtend roth sein; wenn Mangel droht, soll sie matt erscheinen." Und noch heute kann man an der Farbe sehen, ob das Jahr gut oder schlecht werden wird.

10. Der Rabe sass auf dem Wipfel eines Baumes an der Mündung des Skeena, der Adler Kyā'loyak·amē (= der allererste) etwas unter ihm. Eines Tages flog letzterer auf und setzte sich über den Raben. Darüber ward dieser zornig und flog von dannen. Er kam endlich nach Ky'imᴇ'qk· im Lande der Bilqula, wo Wēkyōyō'is und dessen Frau Āēqēlā'k·a wohnten, die immer zum Raben beteten. Da liess er sich deselbst nieder.

2. Der Nerz.

Gyālastā'komē war ein Knabe, der mit seiner Mutter allein in einem Hause wohnte. Eines Tages fragte er seine Mutter, ob er keinen Vater habe. Sie antwortete, sein Vater sei weit fort. Da fing Gyālastā'komē an zu weinen und zu schreien: „Ich will meinen Vater finden." Eine Frau, die ihn weinen hörte, gab ihm zwei Steinäxte und er verbarg sie in den Armgruben. Ein Mann, Namens Hantlē'k' (= der Schütze), gab ihm Bogen und Pfeile. Gyālastā'komē schoss einen Pfeil gen Himmel ab. Derselbe blieb im Himmelsgewölbe stecken. Er schoss einen zweiten ab, der die Kerbe des ersten traf, und so fuhr er fort, bis eine Kette gebildet war, die vom Himmel zur Erde herab reichte. Er schüttelte sie und fand, dass sie stark genug war, ihn zu tragen. Da kletterte er hinauf. Als er im Himmel ankam, traf er seine Stiefmutter vor der Thüre ihres Hauses. Sie sprach: „Bist Du endlich gekommen?" „Ja," versetzte Gyālastā'komē, „ich suche meinen Vater." „Gut, dann warte hier," erwiderte jene, „er wird heute Abend zurückkehren. Er mag nicht mehr das Licht des Tages tragen. Nimm Du seinen Platz ein!" Abends kam die Sonne nach Hause, der Vater Gyālastā'komē's. Er freute sich, seinen Sohn zu sehen und hiess ihn an seiner Statt die Sonne tragen. Er gab ihm seine Kleidung und seine Schmucksachen, und prägte ihm ein, ehe er am folgenden Morgen aufbrach, nicht zu rasch zu gehen, da sonst das Land verbrennen und die See austrocknen werde. Gyālastā'komē war aber ungehorsam. Er ward ungeduldig, fing an zu laufen, und es wurde so heiss auf Erden, dass die Felsen zerbarsten und das Meer anfing auszutrocknen. Die Muscheln am Meeresboden wurden ganz schwarz gebrannt. Da ergriff ihn sein Vater und warf ihn zur Erde hinab, indem er rief: „Du bist zu nichts zu gebrauchen, werde ein Nerz. Fortan sollen die Menschen Dich jagen."

3. Wā'walis.

Nahe bei G·alts (Bella Bella) sind zwei Buchten auf einer kleinen Insel, Wā'walitsēs und Qunē's genannt, die nur durch eine Landzunge getrennt sind. An

1) Viele Lieder beziehen sich auf den Raben und diese Frau.

der ersteren wohnte ein Häuptling, Namens Wā'walis, in der zweiten der Häuptling Māk·oa'ns. Wā'walis pflegte mit seinem Sklaven auszugehen, um Seehunde zu jagen, und er war ein sehr erfolgreicher Jäger. Einst, als er auf Jagd war, verführte Māk·oa'ns' Sohn seine Frau, und von demselben Augenblicke an sah er sich vom Glück verlassen. Er vermuthete, dass seine Frau ihm untreu sei, wollte sich aber vergewissern, dass sein Verdacht begründet sei, und kehrte Abends unvermuthet nach Hause zurück. Er schlich unbemerkt ins Haus und an das Zimmer seiner Frau. Dort lauschte er an der Wand und hörte, dass seine Frau mit einem Manne sprach. Er schlich wieder hinaus, wetzte sein Messer und kehrte um Mitternacht zurück. Er klopfte vorsichtig an die Wand, um sich zu vergewissern, ob jene schliefen, er hörte aber die Frau sagen: „Da ist eine Maus." Nach einiger Zeit klopfte er wieder an die Wand, aber nichts regte sich darin. Da schlich er ins Haus und ins Zimmer, tastete nach dem Kopfe des Mannes, ergriff ihn am Schopfe und schnitt ihn ab. Dann lief er zum Strande, sprang in sein bereit liegendes Boot und eilte fort.

Nach kurzer Zeit fühlte die Frau, dass ihr Bett nass war. Sie sprach zu ihrer Mutter: „Mein Kind hat das Bett nass gemacht. Nimm es ein wenig." Als sie sich aber umsah, bemerkte sie, dass ihr Bett voll Blut war, und dass der Kopf ihres Buhlen abgeschnitten war. Sie schrie laut auf vor Schrecken. Māk·oa'ns Sohn pflegte Nachts auf einem glatten Felsen zu sitzen und gen Osten zu blicken, wenn die Sonne aufging. Er sass immer da in seinen Mantel gehüllt, den Häuptlingshut auf dem Kopfe. Die Frau trug den kopflosen Leichnam zu dem Felsen, wickelte ihn in seinen Mantel und setzte ihm den Hut auf, so dass es aussah, als schliefe er dort.

Am andern Morgen wunderte sich Māk·oa'ns' Frau, dass ihr Sohn nicht zum Frühstück kam. Als es Mittag wurde, und er noch nicht kam, schickte sie ihren jüngsten Sohn zu dem Felsen, um ihn zu wecken. Der Knabe ging hin und rüttelte viermal seinen Bruder: „Stehe auf! Wir haben schon lange gegessen!" Da jener sich nicht rührte, lief er zu seiner Mutter zurück und sagte: „Ich kann meinen Bruder nicht wecken." Die Mutter versetzte: „Wenn er nicht aufstehen will, nimm ihm den Hut ab." Der Kleine lief zurück, nahm ihm den Hut ab und sah, dass sein Bruder keinen Kopf hatte. Da schrie er laut auf, lief zum Strande hinab und rief: „Mein Bruder hat seinen Kopf verloren." Als die Leute das hörten, schalten sie ihn und sagten: „Sage nicht solche Dinge!" und schickten zwei Männer aus, um zu sehen, was es gebe. Diese fanden den Leichnam und trugen ihn ins Haus zurück.

Nach einiger Zeit kam Wā'walis von der Jagd zurück, als wenn nichts geschehen wäre. Er steuerte auf die Landspitze zu. Da riefen ihm die Leute schon von Weitem zu: „Wā'walis! Hebe Deine Ruder nicht hoch in die Höhe, denn unseres Häuptlings Sohn ist erschlagen." Wā'walis that, als höre er nichts. Seine Frau ass sehr gern Bergziegenfett und Seehundsköpfe. Er brachte ihr einen Korb voller Köpfe im Boote, ging zum Hause hinauf und sprach zu ihr: „Gehe zum Boote hinab und nimm Dir aus dem Korbe, was Du so gern hast." Die Frau holte den Korb ins Haus, nahm einen Seehundskopf heraus und fragte: „Ist es das?" „Nein," antwortete Wā'walis, „es liegt ganz unten." Da fand sie den Kopf ihres Buhlen. Sie schrie laut auf vor Entsetzen. Wā'walis aber nahm den Kopf und schlug sie damit, indem er sagte: „Nimm ihn doch! Was fürchtest Du Dich vor ihm? Du hast ihn ja so lieb!" Er schlug sie todt. Dann schnitt er ihren Bauch auf und nahm die Nieren heraus, die er vor der Thür anfhing. Jedesmal, wenn der neue Mond kam, bluteten sie; daher menstruiren die Frauen.

Wā'walis hatte drei Schwestern, die an einige Leute in Māk·oa'ns' Dorf verheirathet waren. Eines Tages schenkte er ihnen reiche Vorräthe und ging mit seinen drei Vettern hin, dort zu essen. Als sie beim Essen sassen, wurden sie unversehens von Māk·oa'ns' Leuten überfallen und getödtet. Die Mörder warfen ihre Körper an den Strand. Da weinten seine drei Schwestern. Sie verliessen ihre Männer, gingen zum Strande hinab und beklagten die Todten. Sie gruben ein Loch, um die Leichen zu verscharren, und wenn sie müde waren vom Graben, setzten sie sich wieder hin und weinten. Als es Nacht wurde, legten die Schwestern sich schlafen neben den Todten. Die jüngste, welche sehr schön war, konnte aber nicht schlafen und schloss nur ihre Augen. Als sie einmal ein wenig blinzelte, sah sie einen Mann vom Monde geraden Weges zu ihr herabsteigen. Er hatte ganz weisse Haut und schneeweisses Haar. Er war der Sohn des Mondes. Er trat zu ihr und stiess sie an: „Stehe auf!" so sprach er. Sie gehorchte. „Was thut Ihr hier? Warum weint Ihr?" fuhr er fort. Da sprach die junge Frau: „Wir sind sehr unglücklich. Die Leute haben unseren Bruder und unsere Freunde erschlagen. Wir möchten mit ihnen todt sein." „Ich weiss es," antwortete der Sohn des Mondes. „Ich habe gesehen, dass Ihr unglücklich seid. Nun hört auf zu weinen und wischt das Blut aus Eurem Gesicht" [1]).

Er strich mit der Hand über ihr Gesicht, das sogleich schön und weiss wurde. Er trug einen Eimer mit Wasser des Lebens gefüllt in der Rechten, den Todbringer (iāнs'oā'm) in der Linken. Er hiess sie nun ihre Schwestern wecken und liess sie die Leichen wieder aus der Erde scharren. Dann goss er etwas von dem Wasser des Lebens in den Mund der Todten und blies viermal auf sie. Da standen sie auf und waren wieder lebendig. Er sprach: „Ich gehe jetzt zu meinem Vater, dem Monde, zurück. Gebt mir Eure jüngste Schwester mit. Vier Tage lang soll sie bei mir bleiben, dann will ich sie zu Euch zurücksenden." Und er gab Wā'walis eine kleine Schachtel, nicht länger als ein Finger, voll Lebenswasser, und den Todbringer und lehrte ihn, wie er sie gebrauchen solle. Wenn er das Wasser des Lebens einem Kranken in den Mund träufle, so werde er gesund werden. Wenn er die Schachtel, in der der Todbringer enthalten war, gegen seine Feinde öffne, so werden sie sterben. Er warnte ihn aber, nicht selbst in die Schachtel zu blicken. Dann sprach er noch: „Wenn Ihr zum Monde betet, so seht ihn nicht an, sondern blickt zur Erde nieder." Er stellte die jüngste Schwester dann auf seine Füsse und flog mit ihr gen Himmel, indem er wie ein Adler höher und höher kreiste. Da beteten Wā'walis, seine Vettern und seine Schwestern zum Monde, indem sie zur Erde niederblickten.

Māk·oa'ns wollte alle Verwandten Wā'walis' tödten. Er berief alle Thiere zusammen und überzog ihn mit Krieg. Da öffnete Wā'walis die Kiste, die den Todbringer enthielt, und alle seine Feinde starben. Seine Freunde, die im Kampfe gefallen waren, erweckte er aber mit dem Wasser des Lebens. Māk·oa'ns berief nun den Riesenfisch Yaēqoē'ok·oa (S. 468), er solle das Meer steigen machen. Da zog Wā'walis einen Graben um sein Haus, schärfte sein Messer und bestrich es mit Gift. Als nun das Wasser bis an den Graben stieg, schnitt er mit seinem Messer am Rande desselben her und sofort musste Yaēqoē'ok·oa vom Ufer zurückweichen, und das Wasser fiel wieder. Sechsmal versuchte Yaēqoē'k·oa ihn zu ertränken; er konnte Wā'walis aber nicht besiegen. Da gab Māk·oa'ns seine Versuche auf, ihn zu tödten.

---

1) Wenn ein naher Verwandter stirbt, so zerschneiden die Frauen ihre Stirn.

Die Schwester, welche der Mondmann mit in den Himmel genommen hatte, blieb vier Jahre lang fort, die ihr aber nur wie Tage erschienen. Sie sass einst auf dem Bette und dachte ihrer Geschwister. Da sprach ihr Mann: „Warum bist Du betrübt? Glaubst Du, Deine Schwestern seien so weit fort? Siehe nur hinab, sie sind ganz nahe.“ Damit zog er das Kopfkissen bei Seite und liess sie hinunter blicken. Sie sah nun die ganze Welt. Ihr Mann rüstete ein Schiff (kein Boot) aus, liess sie es besteigen und schickte sie zu ihrer Heimath zurück. Eines Morgens hörten die Geschwister grossen Lärm und sahen ein Schiff kommen, in dem ihre Schwester sass. Sie war sehr schön geworden. Ihre Haut war schneeweiss, und ihr Haar lang und weiss, wie das des Mondmannes. Sie entluden das Schiff, das voller Reichthümer war. Auch eine Trommel hatte der Mondmann ihr gegeben. Da freute sich Wā'walis. Er gab ein grosses Fest, während dessen seine Schwester von dem Lande im Monde erzählte. Dort wird es nie dunkel, und die Menschen erfuhren, dass die Todten dort wohnen.

Māk'oa'ns schämte sich so, dass er fortzog nach Awīky'ēnoq. Er nahm die Leiche seines Sohnes mit, die dort in einen Fels von der Gestalt eines hockenden Mannes ohne Kopf verwandelt wurde. Der Kopf liegt nicht weit davon. Es ist ein Stein von der Grösse einer Hütte.

4. Masmasalā'niq.

Vor langer Zeit lebten zwei Brüder und ihre Schwester in Rivers Inlet. Sie hatten einen Hund. Damals gab es noch keine Fische und die Menschen litten immer Noth. Die Brüder machten sich eine kleine Reuse und setzten dieselbe in einen kleinen Bach, an dem ihr Haus stand. Da kam ein kleiner Fisch und fing sich darin. Die Brüder sahen ihn und nahmen ihn aus der Reuse. Das Mädchen schnitt ihn dann auf, trocknete ihn und legte ihn in eine Kiste. Am folgenden Morgen fing sich ein grösserer Fisch in der Reuse, den das Mädchen ebenfalls zubereitete. Am dritten Tage kam ein noch grösserer Fisch und am vierten endlich ein Lachs. Eines Nachts bellte der Hund und die Geschwister konnten nicht schlafen. Da schlug das Mädchen den Hund mit einem Stock und sagte: „Was willst Du? mache lieber den Fluss grösser, damit wir mehr Fische fangen können.“ Der Hund lief zum Hause hinaus, und als sie am andern Morgen ins Freie gingen, sahen sie einen grossen Fluss, den sie Ky'ē'tēt nannten. Sie machten grosse Lachswehre und fingen so viel Fische, dass ihr Haus ganz voll wurde. Das Mädchen hing sie zum Trocknen auf die Dachbalken. Als der älteste Bruder Morgens nach den Fischen sehen wollte, fand er, dass alle verschwunden waren. Er wusste aber nicht, wer der Dieb war. An drei aufeinander folgenden Tagen fand er jedesmal seine Fische verschwunden. Da sagte er zu seinen Geschwistern: „Legt Euch schlafen! Ich will heute bei den Fischen wachen.“ Er nahm seinen Bogen und Pfeile und versteckte sich. Um Mitternacht sah er Masmasalā'niq kommen, einen grossen Mann ohne Kopf, dessen Augen an beiden Seiten der Brust sassen. Viermal schoss er ihn, aber nichtsdestoweniger nahm jener die Lachse und lief von dannen. Der junge Mann verfolgte ihn über drei Berge und durch drei Thäler. Endlich sah er Masmasalā'niq's Haus auf einer Ebene an einem See stehen. Masmasalā'niq lief hinein. Der junge Mann hatte ihn unterwegs noch oft geschossen, aber nicht tödten können.

Er setzte sich an das Ufer des Sees und hörte bald im Hause Rasseln und Trommeln. Masmasalā'niq fühlte sich sehr krank und wollte sich niederlegen, konnte es aber nicht, da sein Körper voller Pfeile war. Niemand wusste aber, was ihm fehlte, denn die Pfeile waren für ihn und sein Volk unsichtbar. Da

hatten sie alle Krankenbeschwörer zusammen berufen, ihn zu heilen. Keiner abe
vermochte es. Nach einiger Zeit trat ein Mann aus dem Hause, und, als er der
Fremden am Ufer sitzen sah, fragte er ihn: „Bist Du ein Krankenbeschwörer?
Als jener bejahend antwortete, bat er ihn: „O komm, und heile unsern Häuptling.
Er ging ins Haus und Masmasalā'niq versprach ihm seine Tochter als Lohn. De
junge Mann sah sie oben im Hause sitzen und sie gefiel ihm ausnehmend. D
legte er seinen Beschwörerschmuck an und zog unbemerkt die Pfeile aus Masma
salā'niqs' Körper. Zweimal zog er daran und entfernte so alle. Da gab man ihn
Masmasalā'niqs' Tochter zur Frau. Der Häuptling lud ihn ein, vier Tage zu ver
weilen. Die vier Tage waren aber in Wahrheit vier Jahre. Sie hatten Kinde
miteinander und am Ende der Zeit sprach die Frau: „Nun lass uns in Dein
Heimath gehen. Gehe auf jenen Berg! Dort stehen grosse Cedern. Fälle ein
und baue ein Boot.“ Er gehorchte. Mitunter dachte er: „Wie soll das Boot nu
zum Meere hinab kommen? Hier ist doch kein Wasser.“ Endlich fragte er sein
Frau. Sie sagte: „Beunruhige Dich nicht darüber. Das wirst Du erfahren, wen
das Boot fertig ist.“ Als das Boot fertig war, nahm sie eine kleine Kiste und ba
ihre Freunde, ihr Nahrungsmittel zu bringen. Sie thaten also und sie legte alle
in die kleine Kiste. Vorräthe, die ein ganzes Haus füllten, legte sie hinein. Dan
ging sie mit ihrem Mann zu dem Boot. Sie setzte sich ins Vordertheil, hies
ihren Mann im Hintertheil niedersitzen und den Berggipfel ansehen. Dann fin
sie an zu harnen, und aus ihrem Harn entstand ein grosser Fluss. Dann erlaubte
sie ihrem Mann, sich umzudrehen. Sie zeigte ihm den Fluss und sagte: „Diese
Weg werden wir gehen.“ Dann musste er den Mantel über seinen Kopf ziehen
da er nicht sehen sollte, wie sie voran gingen. Die Frau klappte mit ihre
Händen auf die Aussenseite des Bootes. Da fing die Malerei an zu rudern. Bal
erreichten sie seine Heimath, und sie liess ihren Mann die Decke wieder vom
Gesicht nehmen. Er ging an's Ufer und sah, dass ein Paar Balken alles waren
was von seinem Hause übrig geblieben war, und dass seine Geschwister tod
waren. Er fing an zu weinen, seine Frau aber sagte: „Weine nicht! Nimm mein
Kiste und meine Matte. Sammle die Knochen Deiner Geschwister und Deine
Hundes und decke sie mit der Matte zu.“ Als er ihr Geheiss ausgeführt hatte
nahm sie ihren Kamm und kratzte viermal über die Matte. Da standen die Ge-
schwister und der Hund auf, reckten sich und rieben ihre Augen, als wenn sie
geschlafen hätten. Als sie Masmasalā'niqs' Land verliessen, warnte die Frau ihren
Mann: „Schilt ja unser Kind nie, sonst werde ich böse werden und etwas thun
das sehr schlimm für uns ist.“ Lange Jahre lebten sie glücklich und in Frieden
Einst aber störte das Kind den Mann bei der Arbeit und er schalt es. Sobald die
Frau das hörte, nahm sie das Kind, sprang mit ihm in das Boot, klappte mit den
Händen auf die Aussenseite desselben und es trug sie von dannen.

5. K·ōmō'k·oa (= der Reiche).

Vier junge Männer gingen in einem Boote aus, um Seehunde zu jagen. Sie
blieben über Nacht aus und warfen Anker am Fusse eines Berges. Der Stein fiel
gerade auf das Dach von K·ōmō'k·oa's Haus. Da sandte dieser seinen Sklaven
den Haifisch aus, um zu sehen, wer da sei. Er kletterte an dem Ankerseil in die
Höhe und machte Lärm in der Nähe des Bootes, um die Leute fortzuscheuchen.
Die vier Männer wurden von dem Lärm wach gehalten. Daher fingen sie den
Hai, schnitten seine Finnen ab und warfen ihn wieder ins Wasser. Er schrie,
schwamm zu K·ōmō'k·oa zurück und rief: „Vier Leute sind dort oben und haben
mich so verstümmelt.“ K·ōmō'k·oa sprach, wir wollen sie herunter holen, wenn

sie fest schlafen, und er that, wie er gesagt hatte. Bald erwachte einer der Männer und merkte sogleich, dass er in einem unbekannten Lande war. Er glaubte zu träumen und biss sich in die Hand, um wach zu werden. Dann weckte er die anderen, und sie entdeckten bald, dass sie gerade vor K·ōmō'k·oa's Haus waren. Dieser liess sie einladen, herein zu kommen. Er setzte sie neben sich und sprach: „Vier Tage sollt Ihr bei mir bleiben, und Ihr sollt meine Brüder werden.“ Dann lud er alle Leute zu einem grossen Feste ein. Eine alte Frau, die Maus, warnte aber die jungen Leute, nicht von dem zu essen, was K·ōmō'k·oa ihnen gebe, denn sonst würden sie nie in die Oberwelt zurückkommen. Und sie warnte sie vor dem Seeungeheuer Hā'nak·atsē. Da gingen zwei der Männer hinaus und bestrichen ihr Boot mit einem Zaubermittel, damit Hā'nak·atsē es nicht verschlingen konnte. K·ōmō'k·oa fragte seine Gäste: „Habt Ihr kein Bergziegenfett?“ Sie gaben ihm ein wenig. K·ōmō'k·oa theilte es in vier Theile und warf es in die vier Ecken des Hauses, die sich sogleich mit Bergziegenfett füllten. Dann hörten sie Lärm der kommenden Gäste. Alle Fische kamen und auch der Häuptling Yāēqoē'ok·oa, der die Gezeiten macht, und das Haus füllte sich mit Wasser. Es entstand ein grosser Wirbel, der das Boot fast umwarf, und die Thür zu K·ōmō'k·oa's Zimmer öffnete und schloss sich, wie ein Rachen, und schlürfte alles Wasser ein. Wenn das Boot sich der Thür näherte, warfen die Männer Gift ins Wasser und so entkamen sie glücklich. Die Thür war das Ungeheuer Hā'nak·atsē. Endlich schliefen die Männer ein, und als sie erwachten, fanden sie sich wieder auf der Oberfläche des Wassers. K·ōmō'k·oa hatte sie von drei Finwalen zurückbringen lassen, die ihr Boot mit Seehunden füllten. Sie glaubten nur vier Tage bei K·ōmō'k·oa gewesen zu sein, es waren aber in Wahrheit vier Jahre gewesen. Ihr Ankerstein und Ankertau waren ganz mit Seegras bewachsen. Sie nahmen es mit an's Ufer und daher stammt alles Seegras.

6. Der Berglöwe.

Es war einmal ein Mann im Stamme der K·ōk·aitq. Der lebte zusammen mit seiner Frau und seinem Bruder. Er war ein guter Bergziegen-Jäger. Seine Frau fastete immer, während er auf Jagd war, und kaute nur Harz, daher hatte er immer Glück. Einstmals gingen die Brüder auf Jagd und blieben fünf Tage lang fort. Nahe dem Hause stand ein Baum, von dem die Frau immer ihr Harz holte. Sie ging jetzt auch wieder hin. Dort aber lauerte der Berglöwe ihr auf und tödtete sie. Er legte dann ihre Haut an und ging in Gestalt der Frau in das Haus. Als nun der Mann nach Hause kam, ass seine Frau alles auf, was jener heimgebracht. Der Mann wunderte sich sehr darüber, dass seine Frau plötzlich so gefrässig geworden war. Sie legten sich schlafen; um Mitternacht aber schlüpfte der Berglöwe aus der Haut der Frau und lief davon. Da wusste der Mann, was geschehen war. Er folgte dem Berglöwen und fand die Knochen seiner Frau unter dem Baume. Er tödtete den Berglöwen und weinte dann über den Gebeinen. Da sprach eine alte Frau, die Maus, die ihn beobachtet hatte: „Weine nicht mehr! Ich will sie wieder lebendig machen.“ Sie ging zu den heissen Quellen Ek·a's und wusch die Gebeine mit dem Wasser. Da ward die Frau wieder lebendig. Der Mann war nun sehr froh. Er ging wieder auf Jagd. Einst aber blieb er aus, und seine Frau wartete vergeblich auf seine Rückkehr. Da schickte sie ihren Schwager aus, um nach ihm zu suchen. Auch er kehrte nicht zurück. Die Frau konnte vor Angst und Aufregung nicht mehr schlafen und ging endlich selbst aus, ihren Mann zu suchen. Sie nahm zwei mit Gift bestrichene Hölzer mit. Als sie so den Berg hinaufstieg, kam sie an einen umgefallenen

Baum. Sie wollte sich bücken, um darunter durch zu kriechen, da sah sie ein Haus. In demselben sassen ihr Mann und ihr Schwager bei einer Frau. Da freute sie sich und fragte: „Warum kommt Ihr nicht zu mir zurück?“ Sie versetzten: „Diese Frau und ihr Vater halten uns mit Gewalt hier fest.“ Sie verbarg sich, bis es dunkel ward. Sie sah, wie der Häuptling den Männern Menschenaugen zum Essen anbot, dass sie aber nur thaten, als ässen sie, während sie in Wirklichkeit die Augen unter ihrem Mantel verbargen. Die Maus hatte ihnen dieses angerathen. Nach dem Mahle legte der Häuptling sich schlafen. Wenn er schlief, fiel immer sein Kopf ab. Die Frau ergriff ihn und bestrich den Hals viermal mit Gift. Da konnten Kopf und Körper nicht wieder zusammenwachsen und der Häuptling kam so um's Leben. Der Berglöwe war der Sklave dieses Häuptlings gewesen.

7. K·ōmā'nukula[1]) und G·'ā'g·'apala'qsEm[2]).

Die ersten Menschen in G·'ā'pa, einem Dorfe der K·ōk·aitq, waren K·ōmā'nukula und seine Schwester G·'ā'g·'apala'qsEm. Sie stiegen vom Himmel herab und mit ihnen kamen zwei Häuser voller Reichthümer und viele Pfeifen zum Tsē-tsā'ēk·a[3]). Ein Pfahl, mit einem Adlergesicht verziert, stand vor dem Hause und ein grosses Dach, das immer Lärm machte, deckte den Rauchfang. Das Haus war innen mit den Darstellungen des Vogels āqaqonē' geschmückt. Die Zimmerthüren stellten das Seeungeheuer Hā'nak·atsē dar, das immer Boote verschlingt. Wild und Fische kamen von selbst zu K·omā'nukula, und viele Stämme Treibholz kamen von selbst angeschwommen. Als sie an's Ufer kamen, standen sie auf und wurden Menschen. Noch heute gebrauchen die Häuptlinge der K·ōk·aitq in G·'ā'pa dieselben Schnitzereien, mit denen K·ōmā'nukula's Haus geschmückt war.

G·'ā'g·'apala'qsEm hatte eine Tochter. Dieser gab sie den Tanz Tlē'Htem'is für den Tsētsā'ēk·a. Dann musste das Mädchen lange in seinem Zimmer verborgen bleiben, das zu diesem Zwecke abgetheilt wurde. Niemand wusste, was drinnen geschah. G·'ā'g·'apala'qsEm machte ihr darin ein Feuer, und das Mädchen legte sich nieder und schlief. Da sah sie zwei Wesen, die nur aus Köpfen bestanden, neben dem Feuer aufstehen. Sie hiessen Qā'uk·umā'las. Da fing sie an zu zittern in Folge des Anblickes der Geister, die sie Tlōkoa'la[4]) machten und ihr den Tanz K·i'nk·la'tla gaben.

8. Baqbakuālanosī'uaē (= der zuerst an der Flussmündung immer Menschenfleisch frass).

Ein Mann, Namens Nōak·au'a (= der Weise), hatte zwei Söhne. Sie pflegten auf Bergziegenjagd zu gehen. Eines Tages erblickten sie ein Haus auf einem Berge, aus dem schöner Rauch aufstieg. Sie gingen hinein und trafen eine Frau und ihr Kind. Sie hiess sie warten, bis ihr Mann zurückkehre, und als sie sich setzten, verletzte einer der Brüder seinen Fuss. Da leckte der Knabe begierig das Blut ab. Die Brüder fürchteten sich nun und entflohen. Da rief die Frau ihren Mann Baqbakuālanusī'oaē herbei: „Zwei Männer waren hier und entflohen. Sie sind gutes Futter.“ Die Flüchtigen hörten grossen Lärm und viele Pfeifen

---

1) Der reich werdende.
2) Die G·'ā'pa-Frau.
3) Der Wintertanz; wörtlich: die Geheimnisse.
4) Das Wort Tlōk·oa'la ist kaum zu übersetzen. Es bedeutet sowohl etwas unerwartet finden, als durch Berührung mit Geistern übernatürliche Kraft erlangen.

unter sich und sahen, dass Baqbakuālanusī'oaē ihnen auf den Fersen war. Da warfen sie einen Stein, den sie trugen, hinter sich, schlugen Takt und sangen, und derselbe wurde in einen Berg verwandelt. Als Baqbakuālanusī'uaē den Berg umgangen hatte und sich wieder näherte, zerbrachen sie ihre Pfeile und warfen sie hinter sich. Sie wurden in einen dichten Wald verwandelt. Als ihr Verfolger wieder herankam, warfen sie ihren Kamm hinter sich und verwandelten ihn in ein „Crabapple"-Dickicht. Endlich gossen sie Wasser hinter sich aus, das in einen See verwandelt wurde. So erreichten sie ihres Vaters Haus. Sie riefen ihrem Vater schon von weitem zu: „Mache die Thür auf! Baqbakuālanusī'uaē ist uns auf den Fersen und will uns fressen." Nōak·aua liess sie ein und machte ein grosses Loch, goss Wasser hinein und legte Bretter darüber. Als der Menschenfresser nun kam, lud er ihn ein, sich zu setzen, und wies ihm einen Platz gerade über der Grube an. Er versprach ihm das Fleisch seiner Söhne. Plötzlich liess er die Bretter fortziehen. Baqbakuālanusī'uaē fiel in die Grube, sie warfen glühende Steine hinein und kochten ihn so. Sie brannten ihn zu Asche, bliesen diese in die Luft und verwandelten sie in Moskitos. (Siehe eine vollständigere Form der Sage im vorigen Abschnitt.)

— Ein Häuptling hatte zwei Frauen. Eine derselben ward einmal zornig, warf alle Sachen zum Hause hinaus und lief in die Berge. Der Häuptling und seine andere Frau gingen ihr nach. Als sie müde wurden, setzten sie sich und wurden daselbst alle in Steine verwandelt. Man kann noch heute den Mann, die Frauen und all ihre Kisten und Sachen sehen.

— Tlā'tla ist eine Frau, die einen Korb auf dem Rücken trägt, in dem sie Kinder stiehlt. (Siehe Sagen der Awīky'ēnoq.)

— Der Hirsch hiess als Mann Tlēk·k·umē' und Āsanōistē'sela (= Fackel- [anō'] träger), weil er das Feuer vermittelst Holzes, das er an seinen Schwanz gebunden hatte, stahl. —

(20) Hr. H. Hermann Graf v. Schweinitz und Krain bespricht, unter Vorlegung zahlreicher ethnographischer Gegenstände, seine Erfahrungen über die

Wanyamwesi, Wassukuma, Wasiba und Wakara.

Ich habe die Ehre, der Gesellschaft eine Anzahl von Schmuckgegenständen, von Korbflechte- und Holz-Arbeiten vorzulegen, die in der Hauptsache von den ostafrikanischen Völkerschaften der Wanyamwesi, Wassukuma, Wasiba und Wakara stammen.

Ich rechne hierbei die Wassukuma nicht zu den Wanyamwesi-Völkern, wie dies auf den Karten von Ost-Africa zumeist geschieht; die beiden Volksgruppen weisen zu grosse Verschiedenheiten auf und die Wassukuma bezeichnen sich selber auch gar nicht als Wanyamwesi.

Das Wanyamwesi-Volk wohnt in dem Gebiete südlich des Victoria-Sees und östlich des Tanganika-Sees, ohne aber einen dieser beiden Seen zu berühren. Es besteht aus einer grösseren Zahl meist mächtiger Sultanate, deren bedeutendstes Uniaujembe ist. Zu ihnen gehört ferner das bekannte Urambo und Paul Reicherd's Sultanat Igunda.

Das Wanyamwesi-Volk hat sich in den letzten Jahrzehnten seit dem Eindringen der Araber in ganz ausserordentlicher Weise verändert. Aus dem sesshaften Volk ist ein zum grossen Theil wanderndes Träger- und Handelsvolk geworden, dessen alte Neger-Cultur, wenn ich mir erlauben darf, das Wort Cultur in diesem Sinne

zu benutzen, bei dem Zusammentreffen mit der arabischen Cultur sehr gelitte hat, ohne dass aber die arabische Cultur eingedrungen wäre. Die Wanyamwes lernten von den Arabern nur den Luxus und das Streben nach Gewinn, und da genügte, um das Volk auf die abschüssige Bahn zu bringen, auf der es sich heut befindet.

Während unsere ersten Africa-Reisenden aus dem Wanyamwesilande uns nich unbedeutende Erzeugnisse der dortigen Industrie gebracht hatten, ist heut zu Tag in jenem Lande kaum etwas beachtenswerthes heimisches zu finden. So ist die alt Zeugindustrie, die die Wanyamwesi, wie die Waganda, früher betrieben, ver schwunden und selbst bei den Gegenständen des täglichen Gebrauchs kann ma bei einem Vergleich der von den älteren Africa-Reisenden gesammelten mit de heute vorhandenen sofort den Niedergang erkennen.

Der Mnyamwesi hat zu viel Fremdes gesehen, er blickt mit Verachtung au seine eigenen Erzeugnisse herab, und verwendet daher heute nicht mehr die alt Sorgfalt auf die Herstellung seiner Producte.

Die Armspangen, die ich in Unyamwesi gesammelt habe (vergl. Fig. 1 u. 2) charakterisiren den jetzigen Standpunkt des Volkes in der bezeichneten Weise. Si

Figur 1.

Figur 2.

Armspangen aus Kupfer und Messing, Unyamwési. $^1/_2$ der natürl. Grösse.

bestehen aus Metall — meist dem eingeführten, also ihrem Gelde — sind vo grösster Einfachheit und oft ohne jede Spur von Verzierungen. Vielfach bedeute sie nur ein protzenhaftes zur Schautragen von Geld ohne ein ästhetisches Ziel.

Es nimmt oft Wunder, in wie verschiedener Weise sich afrikanische Völkerschaften entwickeln. In dem Wanyamwesi- und dem Wassukuma-Volke sieht ma zwei Völkerschaften, die sich trotz ihrer Nachbarschaft so verschieden entwickel haben. Bei diesen beiden liegt der Grund offen zu Tage: es war schliesslich nu der Einfluss der Vegetationsverhältnisse auf ihren Charakter. Das Unyamwesi-Land ist mit mächtigen Waldungen bedeckt und der Boden zeigt relative Fruchtbarkeit. Das leicht zu gewinnende Holz ermöglichte es den Wanyamwesi, sich Wohnstätten von grosser Festigkeit zu bauen. Die grossen Sultane des Landes haben sich festungsartige Residenzen hergestellt, die den eingebornen Nachbarn gegenüber als uneinnehmbar gelten können. Diese festen Plätze gaben dem Volke eine grosse Sicherheit und, da das Land ihnen auch das, was sie zu ihrem Leben brauchten, in Ueberfluss bot, konnten sie sich einer behaglichen Ruhe hingeben. Sie hatten nicht nöthig, Fremden gegenüber sich misstrauisch zu zeigen, und nahmen sie stets freundlich auf.

Als die Araber ihre Handels-Operationsbasis von der Küste nach dem Innern verlegten, hätte sich für sie kein günstigeres Gebiet finden lassen, als Unyamwesi; in dem mächtigsten der Wanyamwesi-Sultanate — Unianjembe — wurden sie freundlich aufgenommen und gründeten Tabora. Bei ihrem dauernd friedlichen Verkehr mit den Eingebornen gewannen sie bald Einfluss auf diese Völker.

Das Ussukuma-Land, das nördlich an das Unyamwesi-Land angrenzt und am östlichen Ufer des Ukumbi-Golfes und am Speke-Golf den Victoria-See berührt, weist nicht die mächtigen Wälder Unyamwesi's auf. Im Gegentheil! Hier wandert man Tage lang, ohne einen Baum, ja, ohne einen Strauch zu sehen. Ganz unmöglich war es also den Wassukuma, sich solche festen Plätze, wie die Wanyamwesi, zu bauen. Mit einigen, oft von weither geholten Stangen bauten sie sich dürftige Hütten, deren einziger Schutz Euphorbien-(Wolfsmilch-)Hecken bilden.

Das, was diese Wohnplätze an Festigkeit einbüssten, mussten die Leute durch ihre persönlichen Eigenschaften ersetzen. Ununterbrochen mussten sie vor ihren Nachbarn auf der Hut sein und keiner Ruhe konnten sie sich hingeben. So wurden oder blieben sie ein kriegerisches und ein misstrauisches Volk, das Fremde ungern bei sich sah. Hier war daher der Platz, wo sogar in den friedlichen Zeiten vor Beginn einer europäischen Herrschaft von den alten Africa-Reisenden oft Kriege geführt werden mussten. Die Eingebornen haben es aber verstanden, dem Einflusse Fremder, vor allem dem der Araber, Widerstand zu leisten. Ihre alte Neger-Cultur begegnete keiner fremden Cultur und hat daher nicht gelitten.

Hier findet man heute noch schöne industrielle Erzeugnisse. Fast alle Körbe und Holzgefässe (vergl. die Fig. 3—12), die hier vorliegen, sind in diesem Lande gesammelt.

Figur 3. 1/6

Figur 4. 1/12

Figur 5. 1/6

Wasserdichte, geflochtene Gefässe aus Ussukúma, gelb und schwarz gemustert.

Die Flechtarbeiten, die auch zur Aufbewahrung des eingebornen Bieres dienen und daher wasserdicht sind, zeigen, dass dieser Zweig ihrer Industrie durchaus auf keiner niedrigen Stufe steht, und der Formenreichthum und die Fülle schöner Ornamente lassen hier auf einen noch nicht verdorbenen Schönheitssinn schliessen. Diesen sieht man auch an den Schmuckgegenständen: solche müssen hier naturgemäss ganz anders sein, als bei den Wanyamwesi. Handel wird hier wenig getrieben, Armbänder aus eingeführtem Metall fehlen daher. Ich lege hier Armbänder aus Elfenbein und aus anderen Thierzähnen (vergl. Fig. 12) vor. Gerade bei den an sich werthlosesten sieht man die meiste Arbeit auf Verzierungen verwandt.

Figur 6. 1/6

Kelchartig geflochtener Becher aus Ussukúma.

Die harten Kämpfe, welche die Wassukuma zu führen gezwungen waren, nicht in Folge der Laune ihrer Sultane, sondern um ihr eigenes Dasein zu fristen, beeinflussten sie aber auch noch in anderer Beziehung, indem sie ihnen einen aus-

geprägten individuellen Charakter gaben. Dieser verursachte aber eine Minderung der Sultansgewalten und so findet man hier die eigenthümliche Erscheinung, dass

Figur 7.

Figur 8.

Tellerartig geflochtene Schüsseln aus Ussukúma. $^1/_6$ der natürl. Grösse.

Figur 9.

Figur 10.

Figur 11.

Hölzerne Gefässe aus Ussukúma. $^1/_6$ der natürl. Grösse.

Figur 12. $^1/_4$

Armband aus einem Lederriemchen mit einem durchbohrten und verzierten Zahn von Phacochoerus; Ussukúma.

ein Volk, dem der europäische Einfluss fern geblieben ist, stark demokratische Tendenzen zeigt, während sich diese sonst zumeist erst dort zeigen, wo europäische Politik eine Missachtung des Ansehens der eingebornen Herrscher herbeigeführt hat. Dieses stark ausgeprägte individuelle Bewusstsein hat das Volk z. B. auch ungeeignet für die Verwendung als Sklaven gemacht. Während man bei den Arabern unter den Sklaven Angehörige der allerverschiedensten Stämme vorfindet, möchte man kaum Wassukuma unter ihnen sehen.

Wie ja auf die Dauer kein afrikanisches Volk dem fremden Ansturm wird widerstehen können, so ist auch das Wassukuma-Volk dort, wo seine Existenzbedingungen weniger hart, und der fremde Andrang ein andauernder ist, im Begriff seinen alten Charakter zu verlieren. Dies hat an den, an den Ukumbi-Golf angrenzenden Gebietstheilen stattgefunden. Hier hat die Habsucht Einzug gehalten. Grosse Massen von Trägern

erdingen sich hier schon, und wohl nicht mehr allzu lange wird es dauern, dann st auch hier die Eigenart völlig geschwunden.

Noch unterscheiden sich aber die Wassukuma-Träger vom Ukumbi-Golf sehr on den Wanyamwesi-Trägern. Der Mnyamwesi zieht mit Weib und Kind allihrlich zur Küste, oft verlassen ganze Sippen, ja ganze Dörfer ihre Heimath, um rst nach $^1/_2$ bis $^3/_4$ Jahren zurückzukehren. Diesen Marsch betrachten die Leute ber als einen integrirenden Bestandtheil ihres Lebens, sie wollen ihn daher auch ngenehm zubringen. Wanyamwesi-Carawanen marschiren daher sehr langsam und cheuen jede Unbequemlichkeit. Was sollen sie sich aber auch anstrengen? Mehr vie einmal im Jahre können sie doch nicht zur Küste gehen. Für den Wassukuma lagegen ist ein solcher Marsch zur Küste immer noch ein Wagniss. Allein wird r nicht gern gehen, am liebsten schliesst er sich Europäer-Carawanen an. Meist ind es aber die jungen abenteuerlustigen Leute, die das Wagniss unternehmen; Veib und Kind lassen sie zumeist zu Hause. Für den Wassukuma ist der Marsch ine unangenehme Unterbrechung seines gewohnten Lebens, dem er sich aber aus Habsucht unterzieht, um die Heimath dann um so mehr geniessen zu können. So kommt nicht selten bei dem Wassukuma-Träger das Heimweh zum Vorschein; nanchmal packt es ihn so, dass er dicht vor der Heimath seinen ganzen Verdienst m Stiche lässt und zu den Seinen eilt. —

An der Westküste des deutschen Theils vom Victoria-See wohnt das Wasiba-Volk. Dasselbe ist eingehend von Hrn. Dr. Stuhlmann beschrieben worden und brauche ich daher nicht näher darauf einzugehen. Hier war es nicht arabische oder europäische Cultur, welche die Wasiba-Cultur beeinflusste, sondern die eines nderen eingebornen Stammes, nehmlich die der Waganda. Alle Staatseinrichtungen haben die Wasiba ihnen entlehnt und in oft lächerlicher Weise ahmen diese kleinen Sultane dem Beherrscher des mächtigen Uganda nach. Aber nicht wie bei der arabischen Cultur kann man sagen, dass die Waganda-Cultur einen Rückgang der Wasiba-Cultur veranlasst hat, wenn auch ein Fortschritt nicht eingetreten st. Bei den industriellen Erzeugnissen hat eine Verschmelzung nicht stattgefunden, man findet noch heute die primitiven Wasiba-Sachen neben den im Lande selbst, aber meist von Waganda, hergestellten Waganda-Sachen. Bewaffnung und Kleidung zeigt die einfache Wasiba-Cultur. Der Speer besteht aus einer einfachen Holzstange ohne Eisenspitze und die Einfachheit der Schilde grenzt an das Unschöne; auch die Graskleidung ist, wenngleich praktisch, doch sehr einfach. Dagegen lege ch hier Armbänder (Fig. 13 und 14) vor, die im Usibalande hergestellt sind und die den kunstvollen Waganda-Armbändern gleichen. Die Wasiba haben aber bis jetzt kaum gelernt, solche Gegenstände herzustellen, trotzdem schon Jahrzehnte die Sultane sich Waganda-Arbeiter halten.

Ein eigenthümliches Stück ist das thurmartige Geflecht, das in Fig. 15 wiedergegeben ist. Es stellt einen Deckel für das Pombe-(Bier-) Gefäss eines Usiba-Sultans vor, ist aber aus decorativen Rücksichten in eine Form gebracht, die es für den ursprünglichen Zweck fast unbrauchbar macht. Denn der Deckel kann auf dem flaschenartigen Gefäss mit erweitertem Kopf keinen Halt finden. Aber in der thurmartigen Form sieht das Geflecht, von einer Pagin dem Sultan nachgetragen, schön aus, und das genügt. —

Das interessanteste Volk, das ich kennen gelernt habe, sind die Wakara. Dieser Stamm wohnt auf einer kleinen Insel im Victoria-See nördlich von Ukerewe und hatte es bis jetzt verstanden, sich von der Umgebung völlig abzuschliessen. Selbst den Waganda war es nicht möglich gewesen, die Insel zu betreten. Hr. Dr. Baumann landete dort als erster Europäer, konnte aber mit den Wakara nicht

in Verkehr treten. Das gelang mir dann einige Wochen später. Zwei unbemerkt vo
genommene photographische Aufnahmen lege ich vor (Fig. 16). Schon das Aeusse
dieser Leute zeigt ihren nicht Vertrauen erweckenden wilden Charakter, den sie au

Figur 15. $^1/_4$

Kegelförmig geflochtener Deckel für Pompe-Calebassen. Usíba.

Figur 13.

Figur 14.

Armbänder aus Eisen-, Kupfer-, und Messingdraht, von Waganda-Arbeitern in Usíba hergestellt. $^1/_1$, bezw. $^3/_1$ der natürl. Grösse.

Figur 16.

Mann aus Ukara mit dem landesüblichen kleinen Fellschurz, Skizze nach einer Photographie.

ir gegenüber nicht verleugnen konnten. Eisen giebt es auf der Insel nicht, Waffen ıd Ackergeräthe sind aus Holz gefertigt. Als Kleidung dient ihnen ein kleines Fell ergl. Fig. 16) und als fast einziger Schmuck geflochtene Grasringe, welche, um die üfte getragen, gleichzeitig zur Befestigung des Felles dienen (Fig. 17).

Figur 17.

Aus Gras geflochtene Lendenschnur zur Befestigung des Fellschurzes.

Interessant ist, dass die Cultur dieser Leute, die so gut wie nichts von der ussenwelt gesehen haben, eine nicht unbedeutende Höhe erreicht hat. Jedes 'leckchen der Insel ist ausgenutzt, nirgends sieht man brachliegendes Land. 3reite Wege, mit Cacteen eingesäumt, durchziehen das Land und künstliche Beässerungs-Anlagen erhöhen die Tragfähigkeit des Bodens. Erstaunlich ist aber eradezu das Vorhandensein von Baumschulen. Die Wakara ziehen sich die 3äume, um durch deren Blätter das Viehfutter zu vermehren. In Ost-Africa nöchte es kaum ein Negervolk geben, dass aus sich heraus es so weit geracht hätte.

Europäer und Araber werden in Africa in der Regel diejenigen Völkerschaften, ie ihren Einflüssen am meisten zugänglich sind, als die am meisten entwickelten ezeichnen; die anderen erscheinen ihnen auf so niedriger Stufe stehend, dass sie ie fremde Cultur nicht begreifen können.

Wie wir aber bei diesen 4 Völkerschaften gesehen haben, liegen die Verhältisse in Bezug auf die eingeborne Cultur gerade umgekehrt; diese ist dort am neisten entwickelt, wo fremder Einfluss sich am wenigsten geltend machen konnte, ınd sie ist da im Verfall, wo fremde Einflüsse am meisten eingedrungen sind. —

Der Vorsitzende beglückwünscht den jungen Forscher, der trotz einer chweren Verwundung in so guter Gesundheit aus Africa heimgekehrt ist, und lankt ihm für die objektive und ächt wissenschaftliche Art, wie er die ihm geotene Gelegenheit zu Beobachtungen und Sammlungen wahrgenommen hat. Es st das erste Mal, dass einer unserer ostafrikanischen Reisenden eine so grosse Zahl von Maasstabellen und Schädeln mitbringt, — ein Material über dessen thatächliche Beschaffenheit sofort noch Mehreres mitgetheilt werden soll, über dessen beschwerliche Gewinnung und Sicherung aber nur der ein volles Urtheil besitzen kann, der selbst beschäftigt gewesen ist, die Schiebkasten der heimischen Wissenchaft in der Ferne zu füllen. Graf Schweinitz, der in voller Freiwilligkeit seine

Dienste dem gemeinsamen Unternehmen dargebracht hat, möge versichert sei dass seine Thätigkeit in der Seengegend unvergessen bleiben wird. —

Der Direktor des ethnologischen Museums spricht gleichfalls seine Anerkennu aus und dankt für die mancherlei Geschenke, welche der Reisende der köni lichen Sammlung gemacht hat. —

(21) Hr. R. Virchow bespricht die vom Grafen v. Schweinitz ausgeführt

Kopfmessungen an Ost-Afrikanern, insbesondere der Seengegend.

Die ersten, mehr als Probe ausgeführten Messungen hatte Graf Schweinit schon im Januar 1892 in Bagamoyo begonnen; ich habe sie in der Sitzung vo 19. März v. J. (Verhandl. 1892, S. 191) vorgelegt. Seitdem hat der gewissenhaf Reisende bis zu seiner Verwundung nicht aufgehört, weiter zu messen. Ueberal wohin er gekommen ist, hat er die Widerstände der Leute zu besiegen gewuss als ein vortreffliches Vorbild für jene hülflosen Reisenden, die nicht wissen, w sie die Eingebornen zu einer so einfachen Operation bestimmen können. Träg und Krieger, Ackerbauer und Hirten, ja selbst Sultane und deren Familienglied haben sich schliesslich messen lassen. So haben denn in der Zeit vom 5. Apr bis zum 3. September 1892 im Ganzen 79 Aufnahmen stattgefunden, von dene nachher eine kurze Uebersicht geliefert werden soll.

Die ersten 13 sind in Maharara in Ugogo hergestellt worden, die folgende (Nr. 14—15) in Tabora, meist im Juli bis Anfang August, die weiteren (Nr. 51—61

Laufende Nummer	(Nummer der Messblätter)	Geschlecht	Alter in Jahren	Kopf, Schädeltheil: Grösste Länge mm	Grösste Breite mm	Ohrhöhe mm	Ohrloch bis Nasenwurzel mm	Horizontal-Umfang mm	Gesicht: Höhe A (Haarrand) mm	Höhe B (Nasenwurzel) mm	Mittelgesicht (Höhe) mm
				1. Wagogo.							
1.	(1.)	männl.	etwa 16	188	134	107	120	540	187	123	—
2.	(2.)	„	etwa 22	186	147	129	123	223	193	127	81
3.	(3.)	„	30	188	128!	123	115	535	188	119	75
4.	(4.)	„	25	187	142	127	116	545	198	118	76
5.	(5.)	„	25	189	144	128	117	555	199	120	66
6.	(6.)	„	25	181	143	113	112	540	187	144	67
7.	(7.)	weibl.	18	186	138	124	111	540	173	110	69
8.	(8.)	männl.	10	183	131	115	114	525	172	101	65
9.	(9.)	„	18	188	143	123	119	548	188	120	76
10.	(10.)	weibl.	25	175	135	112	106	510	163	108	71
11.	(11.)	männl.	40	191	134	118	117	530	175	117	78
12.	(12.)	„	40	194	143	108	117	560	190	130	91
13.	(13.)	„	50	176	136	102	111	515	176	126	85

itte September in Secke; Nr. 62—72 stammen von der vorher erwähnten Insel im ictoria-See unter 32° 27′ östl. L. und 2° 16′ südl. Br., sämmtlich vom 25. September; r. 73—74 von Bukoba, 28. September; endlich Nr. 75—78 von Qua Mukotani,). September und 1. October, und Nr. 79 vom 3. October.

Die gemessenen Personen, welche bis auf zwei Männer waren, gehörten folgenden ämmen an:

Nr. 1—13 Wagogo,
„ 14—16, 23—28, 33—36, 47—49 Wangoni,
„ 17—18 (Wakussu), 21—22, 37, 41, 42, 44 Wanyema,
„ 19 Mkami,
„ 20, 39, 43, 45, 52 Wanyamwesi,
„ 30—32, 50 Watusi,
„ 46 Mganda,
„ 51, 53—61 Wassukuma,
„ 62—72 Wasinja,
„ 73—79 Wasiba,
„ 38 Njassa-Neger,
„ 29, 40 Mischlinge von Indern mit Negerinnen.

Der Reisende hat sich für seine Aufzeichnungen der von mir ausgearbeiteten essblätter bedient, aber von denselben nur den Kopf des Nationale und den speciell ıf die Verhältnisse des Kopfes bezüglichen Abschnitt benutzt. Im Nachstehenden ıag zunächst das vom Grafen v. Schweinitz gesammelte Urmaterial gegeben erden:

Gesicht											Bemerkungen
Breite a (Jochbogen)	Breite b (Wangenbeinhöcker)	Breite c (Kieferwinkel)	Distanz d. inneren Augenwinkel	Distanz d. äusseren Augenwinkel	Nase Höhe	Nase Breite	Nase Länge	Nase Elevation	Mundlänge	Ohr, Höhe	
mm	mm	mm	mm	mm	mm	mm	mm	mm	mm	mm	
				1. Wagogo.							
115	111	102	38	98	52	38	47	15	48	60	Sohn des Sultans in Makenges Land.
133	117?	108	41	108	51	41	44	15	55	55	An jedem Ohrläppchen und oberen Ohrrande ein Pflock.
120	101	97	33	105	56	47	47	17	50	77—100	Beide Ohrläppchen und oberen Ohrtheile mit Pflöcken versehen.
140	115	98	35	103	41	39	41	15	56	81—88	Desgl.
141	109	101	36	101	50	40	43	17	48	63—85	Desgl.
139	107	108	38	102	47	40	41	17	49	71—90	Desgl.
132	110	97	42	104	43	39	38	14	56	60—62	Junge Frau.
128	103	89	35	93	46	34	40	10	44	66	—
120	102	94	40	102	55	37	47	15	54	63	Mesamapia, Sultan von Maharara. Seine Mutter war e. Watuturu-Frau.
127	83	92	33	97	52	41	42	13	55	60	Frau. Brüste herabhängend, Warzenhof faltig.
127	91	95	37	97	57	35	51	15	49	72	—
143	94	98	36	102	61	49	54	15	55	88	Minister des Sultans.
136	93	100	35	98	57	38	50	16	53	88	Minister des Sultans. Schwarzes, mit weiss gemischtes Haar.

Laufende Nummer	(Nummer der Messblätter)	Geschlecht	Alter in Jahren	Kopf, Schädeltheil: Grösste Länge *mm*	Grösste Breite *mm*	Ohrhöhe *mm*	Ohrloch bis Nasenwurzel *mm*	Horizontal-Umfang *mm*	Gesicht: Höhe A (Haarrand) *mm*	Höhe B (Nasenwurzel) *mm*	Mittelgesicht *mm*
				2. Wangoni.							
14.	(14.)	männl.	30	190,5	139	116	120	530	192	121	70
15.	(15.)	„	30	192,5	144	133,5	126	530	184	106	67
16.	(16.)	„	30	174,5	142,5	103	119	510	167	106	67
17.	(23.)	„	22	193	141	120	119	555	190	118	75
18.	(24.)	„	30	184	146	128	122	550	195	123	79
19.	(25.)	„	25	187	140	116	114	540	186	108	80
20.	(26.)	„	20	188	138!	115	126	540	186	114	70
21.	(27.)	„	35—36	191	140	119	122	550	199	122	75
22.	(28.)	„	25—30	197	141	117	118	560	196	129	80
23.	(33.)	„	22	182	142	123	120	535 (Haar)	185	117	71
24.	(34.)	„	20—25	183	139	105	108	530 (s. wenig Haar)	178	111	69
25.	(35.)	„	20	189	134	114	113	530 (etwas Haar)	174	105	69
26.	(36.)	„	20	189	143!	116	115	540 (kein Haar)	181	101	65
27.	(47.)	„	20	200	143	129	118	580 (kein Haar)	200	130	76
28.	(48.)	„	40	175	143	130	112	520 (kein Haar)	190	121	74
29.	(49.)	„	20	185	144	114	113	535 (kein Haar)	186	117	73
				3. Wanyema.							
30.	(17.)	männl.	20—25	187	150	129	118	545	192	120	76
31.	(18.)	„	12	180	147	111	110	535	158	106	71
32.	(21.)	„	20—25	188	140	127	116	545	172	111	74
33.	(22.)	„	20—25	192	137	113	118	540	172	109	70
34.	(37.)	„	20	190	141	128	120	548 (wenig Haar)	171	104	70
35.	(41.)	„	20	180	136	111	118	525 (kein Haar)	170	106	74
36.	(42.)	„	15	211	147	116	123	573 (etwas Haar)	170	102	73
37.	(44.)	„	35	198	150	139	124	575 (kein Haar)	198	119	75
				4. Mkami.							
38.	(19.)	männl.	25	193	136	131	120	545	176	119	73

Gesicht											
			Distanz		Nase						
Breite a (Jochbogen)	Breite b (Wangenbeinhöcker)	Breite c (kieferwinkel)	d. inneren Augenwinkel	d. äusseren Augenwinkel	Höhe	Breite	Länge	Elevation	Mundlänge	Ohr, Höhe	Bemerkungen
mm	mm	mm	mm	mm	mm	mm	mm	mm	mm	mm	
				2. Wangoni.							
124.5	102	98	33	102	50	42	43	10?	55	67	Soldat Tisiwa.
136	106	109	38	99	48	43	34	10?	47	57	Soldat Sonde.
133	106	95	31	105	45	49	39	10?	58	63	Soldat Marambo.
139	103	103	40	102	58	48	40	11	59	69	Krieger Tingario.
145	110	101	40	102	49	47	44	12	58	63	Krieger Massonso; eingedrückte Nase.
139	95	98	44	100	58	47	48	12	56	60	Krieger Ugobio.
138	97	100	43	110	43	43	33!	10	52	61	Krieger Mtinginia.
141	106	95	40	106	49	42	41	13	60	65	Krieger Tonga.
142	97	110	32	101	52	45	45	15	48	55	Krieger Madare.
136	101	100	33	100	48	40	38	13	56	56	Krieger Sukusuku.
134	94	104	29	98	46	45	40	15	53	53	Krieger Jukuru; Zopf in der Mitte des Kopfes.
134	92	97	36	105	45	43	35	13	54	60	Krieger Tesama.
140	86	105	36	102	42	43	38	13	59	60	Krieger Mihaio; sehr fleischig.
129	95	90	38	103	55	38	48	15	50	60	Krieger Itale, Kopf auffallend lang.
138	108	90	33	101	50	48	45	13	68	55	Krieger Jedjedje.
137	98	93	40	97	48	44	40	13	53	50	Krieger Munoni.
				3. Wanyema.							
141	115	98	33	112	45	43	40	14	52	58	Sklave Englesa; Mkussu.
131	100	98	31	101	44	42	37	12	45	58	Boy Ferhani; Mkussu.
137	99	97	29	102	52	47	45	16	60	60	Sklave Sunyoro; grosse, schöne Gestalt. Sultanat Upeia.
137	100	102	28	97	45	43	44	13	54	60	Sklave Mapfta vom Stamm Bango-Bango.
137	84	95	33	108	47	41	36	12	52	56	Sklave Ferusi; Sultanat Upeia.
135	87	96	38	105	49	72	44	13	48	50	Sklave Hamis; Mkussu.
138	98	97	42	118	45	43	35	12	52	55	Sklave Farjalla. Sultanat Mkelewe.
146	106	102	41	112	53	45	41	14	60	57	Sklave Nassibu Sultanat Nunda.
				4. Mkami.							
133	103	101	36	106	52	44	48	12	56	53	Soldat Hammis. Zähne dreieckig gefeilt.

Laufende Nummer	(Nummer der Messblätter)	Geschlecht	Alter in Jahren	Kopf, Schädeltheil					Gesicht		
				Grösste Länge mm	Grösste Breite mm	Ohrhöhe mm	Ohrloch bis Nasenwurzel mm	Horizontal-Umfang mm	Höhe A (Haarrand) mm	Höhe B (Nasenwurzel) mm	Mittelgesicht mm
					5. Wanyamwesi.						
39.	(20.)	männl.	35—40	186	134	106	122	540	198	122	80
40.	(39.)	„	20	194	146	115	120	550 (etwas Haar)	181	112	76
41.	(43.)	„	20	181	145	129	116	542 (kein Haar)	170	120	77
42.	(45.)	„	40	192	143	114	120	555 (kein Haar)	199	121	77
43.	(52.)	„	30	221	141	124	123	570 (wenig Haar)	192	127	77
					6. Watusi.						
44.	(30.)	männl.	40	198	150	117	130	560	216	134	88
45.	(31.)	„	16—18	185	142	119	118	535	174	108	69
46.	(32.)	„	35—40	184	133	115	114	520	190	117	74
47.	(50.)	„	etwa 50	193	140	110	117	550	204?	133? (strk. Bart)	83
					7. Mganda.						
48.	(46.)	männl.	16	182	143	115	119	535 (etwas Haar)	173	105	72
					8. Wassukuma.						
49.	(51.)	männl.	40	186	145	112	117	545 (wenig Haar)	194	144 (106)	70
50.	(53.)	„	30	187	145	119	126	555 (etwas Haar)	195	120	80
51.	(54.)	„	30	189	132	114	117	530 (etwas Haar)	184	110	76
52.	(55.)	„	50	190	147	124	119	550	198	134	89
53.	(56.)	„	25	189	145	115	118	560	183	112	73
54.	(57.)	„	45	177	140	103	114	525 (Haar)	175	108	71
55.	(58.)	„	30	197	146	118	118	560 (Haar)	200	125	82
56.	(59.)	„	25	182	140	118	114	540 (kein Haar)	187	110	69
57.	(60.)	„	25	190	130	112	115	520	188	123	75
58.	(61.)	„	25	196	152	120	124	570 (Haar)	230	131	78
					9. Wasinja.						
59.	(62.)	männl.	22	194	148	118	127	565	195	116	74
60.	(63.)	„	22	185	137	137	113	530 (etwas Haar)	185	123	77
61.	(64.)	„	22	182	138	120	117	530 (etwas Haar)	181	112	71

Gesicht												Bemerkungen
Breite a (Jochbogen)	Breite b (Wangenbeinhöcker)	Breite c (Kieferwinkel)	Distanz		Nase				Mundlänge	Ohr, Höhe		
			d. inneren Augenwinkel	d. äusseren Augenwinkel	Höhe	Breite	Länge	Elevation				
mm	mm	mm	mm	mm	mm	mm	mm	mm	mm	mm		
5. Wanyamwesi.												
137	104	96	38	107	53	45	47	17	61	55	Soldat Juma; rechtes Ohrläppchen durchbohrt. Sultanat Uniajembe.	
134	96	109	36	108	45	45	36	14	60	58	Träger Ali, geb. in Zanzibar.	
144	97	98	35	112	52	45	43	15	42	61	Träger Haliamut; sehr fleischig. Sultanat Uniajembe.	
140	97	100	36	100	53	40	42	15	50	53	Träger Simbu. Sultanat Igunda.	
142	105	105	40	114	52	45	44	12	62	61	Träger Katuli.	
6. Watusi.												
139	96	100	40	137	71	49	61	22	61	52	Hirte Kikore, kein Neger-Typus, aber dicke Lippen.	
139	100	100	42	106	48	41	35	16	51	48	Hirte Kakombe.	
129	92	91	32	98	52	41	44	20	61	55	Hirte Gahorroro. Haar anscheinend nicht Woll-.	
123	89	86	33	103	51	37	45	20	53	70	Hirte Kamagannua.	
7. Mganda.												
132	100	90	38	101	46	40	36	13	51	52	Boy Ascalla, Sklave.	
8. Wassukuma.												
134	85	115	32	105	46	48	40	17	57	55	Träger und Führer Dette, starkes Kinn. Sultanat Nera.	
135	88	104	36	99	55	40	43	17	53	57	Trägerführer Totiri. Sultanat Ulima.	
135	102	98	35	100	50	43	40	13	55	48	Trägerführer Schokollo. Sultanat Ulima.	
144	106	97	42	108	55	40	47	15	62	66	Trägerführer Mtollo. Sult. Muansa.	
133	91	95	32	103	51	48	43	15	61	51	Träger Makambo; bartlos. Sultanat Ulima.	
135	97	97	32	97	49	36	45	15	49	55	Träger Monganu; bartlos. Sultanat Bukumbi.	
144	95	93	41	110	47	43	44	15	61	62	Träger Dikalanua; Bartansatz am Kinn. Sultanat Ulima.	
145	98	102	35	98	47	44	42	18	61	53	Träger Samatu. Sultanat Nera.	
134	95	107	33	99	52	37	46	20	58	63	Träger Kimapiwo. Sult. Nassa.	
153	92	124	44	119	54	48	45	10	52	58	Hirte und Bauer Mainga. Sultanat Secke.	
9. Wasinja.												
144	96	116	41	115	56	46	42	10	59	54	Fischer Jumntale. Ansatz von Schnurrbart.	
137	92	97	33	105	49	46	45	15	55	64	Fischer Murirna.	
142	90	105	37	102	47	42	35	13	57	60	Fischer Wuabkot.	

Laufende Nummer	(Nummer der Messblätter)	Geschlecht	Alter in Jahren	Kopf, Schädeltheil					Gesicht		
				Grösste Länge mm	Grösste Breite mm	Ohrhöhe mm	Ohrloch bis Nasenwurzel mm	Horizontal-Umfang mm	Höhe A (Haarrand) mm	Höhe B (Nasenwurzel) mm	Mittelgesicht (Höhe) mm
62.	(65.)	männl.	10	185	132	120	108	525 (kein Haar)	158	110	76
63.	(66.)	„	30	188	131	115	125	545 (etwas Haar)	182	121	76
64.	(67.)	„	60	184	140	105?	120	530 (kein Haar)	211!	125	80
65.	(68.)	„	—	197	145	124	125	575 (kein Haar)	208	132	81
66.	(69.)	„	50	185	141	129	119	520 (etwas Haar)	192	120	78
67.	(70.)	„	15	188	137	132	119	530 (etwas Haar)	175	110	66
68.	(71.)	„	15	180	131	110	110	520 (starkes Haar)	184	116	75
69.	(72.)	„	13	181	133	122	115	510 (etwas Haar)	164	108	73
10. Wasiba.											
70.	(73.)	männl.	40	197	146	132	118	570	199	130	80
71.	(74.)	„	30	192	147	117	124	550 (etwas Haar)	179	111	83
72.	(75.)	„	22	198	141	125	123	555 (kein Haar)	181	114	73
73.	(76.)	„	40	196	150	131	119	560 (kein Haar)	192	111	72
74.	(77.)	„	19	197	140	125	117	550 (wenig Haar)	191	115	73
75.	(78.)	„	18	187	136	114	110	530 (etwas Haar)	181	112	76
76.	(79.)	„	40	197	136	124	122	555	182	119	70
11. Njassa-Neger.											
77.	(38.)	männl.	20	200	152!	117	120	570! (kein Haar)	185	112	71
12. Mischlinge von Indern mit Negerinnen.											
78.	(29.)	männl.	28	192	143	120	116	550	197	113	71
79.	(40).	„	30	250	155	114	127	575 (kein Haar)	199	124	67

Die Zahlen sind so genau als möglich controlirt worden. Graf v. Schweinitz hat sich persönlich nochmaliger Vergleichung derselben unterzogen. Obwohl die auf den Messblättern mit Blei eingetragenen Zahlen vielfach verwischt und undeutlich geworden waren, so ergab doch eine besondere Eintragung in ein gebundenes Buch die erforderlichen Controlzahlen. Alle diejenigen Zahlen, welche durch irgend einen Umstand Bedenken erregten, sind dem Reisenden bezeichnet worden, und die jetzt mitgetheilten hält er gegenüber auch dem Zweifel, ob nicht

Gesicht												
Breite a (Jochbogen)	Breite b (Wangenbeinhöcker)	Breite c (Kieferwinkel)	Distanz: d inneren Augenwinkel	Distanz: d. äusseren Augenwinkel	Nase: Höhe	Nase: Breite	Nase: Länge	Nase: Elevation	Mundlänge	Ohr, Höhe	Bemerkungen
mm	mm	mm	mm	mm	mm	mm	mm	mm	mm	mm	
118	83	67	33	100	48	39	42	12	51	50	Fischer Magiili.
138	96	100	34	107	53	46	43	19	53	64	Fischer Kipiri. Etwas Schnurr- und Kinnbart.
132	83	100	38	104	55	43	50	20	60	71	Fischer Muheiroa. Gesicht wie Somali.
148	102	105	34	107	54	43	49	15	60	60	Fischer Kirika. Ansatz von Schnurr- u. Kinnbart. Brust und Bauch sehr behaart.
131	88	92	34	92	50	45	42	15	53	55	Fischer Wano.
131	110	92	39!	110	51	46!	35	15	53	50	Fischer Sumbue.
130	98	87	34	99	50	42	41	12	50	49	Fischer Gunullo. Gelbes, etwas fleckiges Gesicht.
123	94	100	37	100	50	36	40	14	50	54	Fischer Mahoria. Hübscher Knabe mit europäischem Gesicht. Mund scharf geschnitten, Lippen schmal. Ohrläppchen durchbohrt.
10. Wasiba.											
143	90	98	35	106	55	48	46	17	58	55	Minister Mumagge. Schnurr- u. Kinnbart. Ein Ohrläppchen durchbohrt.
139	91	96	38	104	51	38	46	15	55	53	Fischer Pontandik. Schnurr- und Kinnbart. Ohrläppchen durchbohrt.
138	87	84	41	106	44	37	40	15	51	56	Bauer Kaijage. Ohrläppchen durchbohrt.
143	102	102	35	110	53	43	43	13	55	47	Bauer Katawasi. Schnurr-, Kinn- u. Backenbart. Ohrläppchen durchbohrt.
136	100	103	35	102	42	41	39	11	57	52	Bauer Biendodbiendod. Ohrläppchen durchbohrt.
130	87	98	35	101	48	40	38	16	53	55	Bauer Bombeki.
138	93	101	30	105	50	49	41	13	60	60	Bauer Molicke. Schnurr- u. Kinnbart.
11. Njassa-Neger.											
150	92	112	32	108	45	41	38	15	51	55	Soldat Mpate, Sultanat Mera; Mutter eine Mkami.
12. Mischlinge von Indern mit Negerinnen.											
142	106	104	38	98	51	44	40	16	63	51	Kaufmann Dossa.
146	101	102	35	110	51	50	35	12	73	63	Kaufm. Ismail. Kinnbart. Schwarze Haare.

durch Verschiebungen der Messinstrumente oder durch Irrthümer beim Ablesen oder Aufschreiben Aenderungen herbeigeführt sein könnten, aufrecht. Es mag dabei erwähnt sein, dass am meisten Anstand diejenigen Gesichts- und Nasenindices erregten, welche in der nachfolgenden Zusammenstellung durch fetten Druck hervorgehoben sind.

Ich gebe nunmehr, in 12 Gruppen nach den Stämmen geordnet, eine allgemeine Uebersicht der aus den Urzahlen des Reisenden berechneten 4 Hauptindices:

		L.-Br.-I.	Ohrh.-Ind.	Ges.-Ind.	Nas. Ind.
		1. Wagogo.			
Nr. 1	(Sohn d. Sultans)	71,3	56,9	**106,8**	73,0
„ 2	. . . .	79,0	69,3	95,4	80,3
„ 3	. . . .	68,1	65,4	99,1	83,9
„ 4	. . . .	75,9	67,9	84,2	95,1
„ 5	. . . .	76,2	67,7	85,1	80,0
„ 6	. . . .	79,0	62,4	**103,6**	85,1
„ 7	. . . ♀ . . .	74,2	66,7	83,3	**137,4**
„ 8	. . . .	71,6	62,8	78,9	73,9
„ 9	(Sultan)	76,1	65,4	**100,0**	67,2
„ 10	. . . ♀ . . .	77,1	64,0	85,0	78,8
„ 11	. . . .	70,2	61,8	92,1	61,4
„ 12	(Minister) . . .	73,7	55,6	90,9	80,3
„ 13	(„) . . .	75,0	57,9	92,6	75,4
		2. Wangoni (Zulu).			
Nr. 14	. . . .	73,2	61,0	96,8	85,0
„ 15	. . . .	75,0	69,3	77,9	89,5
„ 16	. . . .	**81,6**	59,0	77,9	**108,8**
„ 23	. . . .	73,1	62,2	84,9	82,7
„ 24	. . . .	79,3	69,6	84,8	93,8
„ 25	. . . .	74,9	62,0	77,6	81,0
„ 26	. . . .	73,4	61,3	81,1	**100,0**
„ 27	. . . .	73,8	62,3	86,5	89,7
„ 28	. . . .	71,6	59,4	90,8	86,5
„ 33	. . . .	78,0	67,6	86,0	83,3
„ 34	. . . .	76,0	57,3	82,8	97,8
„ 35	. . . .	70,9	60,3	78,3	95,5
„ 36	. . . .	75,7	61,4	72,1	**102,3**
„ 47	. . . .	71,5	64,5	**100,7**	69,0
„ 48	. . . .	**81,7**	74,3	87,6	96,0
„ 49	. . . .	77,8	61,6	85,4	91,6
		3. Wanyema.			
Nr. 17	(Mkussu)	**80,2**	69,0	85,1	95,5
„ 18	(„)	**81,7**	61,7	80,9	95,4
„ 21	. . . .	74,5	67,6	81,0	90,3
„ 22	(Bango-Bango) .	71,3	58,8	79,5	95,5
„ 37	. . . .	74,2	67,4	75,9	87,2
„ 41	(Mkussu)	75,6	61,7	78,5	**146,8**
„ 42	. . . .	69,6	54,8	73,9	95,5
„ 44	. . . .	75,8	70,2	81,5	84,9
		4. Mkami.			
Nr. 19	. . . .	70,5	67,9	89,4	84,6
		5. Wanyamwesi.			
Nr. 20	(Mniajembe) . .	72,0	57,4	88,9	84,9
„ 39	. . . .	75,3	59,2	83,5	**100,0**
„ 43	(Mniajembe) . .	**80,1**	70,7	83,3	86,5
„ 45	(Mgunda) . . .	74,5	59,3	85,4	91,6
„ 52	. . . .	63,8	56,1	89,4	86,5
		6. Watusi.			
Nr. 30	. . . .	75,8	59,1	96,4	69,0
„ 31	. . . .	76,8	64,3	77,6	85,4
„ 32	. . . .	72,3	62,5	90,6	78,8
„ 50	. . . .	72,5	57,5	**108,1** (!)	72,5

7. Mganda.

		L.-Br.-I.	Ohrh.-Ind.	Ges.-Ind.	Nas.-Ind.
Nr. 46	. . . .	78,6	63,2	79,5	86,9

8. Wassukuma.

		L.-Br.-I.	Ohrh.-Ind.	Ges.-Ind.	Nas.-Ind.
Nr. 51	(Nera)	78,0	60,2	79,1	**104,3**
„ 53	(Ulima)	77,5	63,6	88,8	72,7
„ 54	(„)	69,8	60,3	81,4	86,0
„ 55	(Muansa). . . .	77,4	65,3	93,0	72,7
„ 56	(Ulima)	76,7	60,8	84,2	94,1
„ 57	(Bukumbi) . . .	79,1	58,1	80,0	73,4
„ 58	(Ulima)	74,1	59,9	86,8	91,4
„ 59	(Nera)	78,9	64,8	75,8	93,6
„ 60	(Nassa)	68,4	58,0	91,7	71,1
„ 61	(Secke)	77,6	61,2	85,6	88,8

9. Wasinja.

		L.-Br.-I.	Ohrh.-Ind.	Ges.-Ind.	Nas.-Ind.
Nr. 62	. . . .	76,8	60,8	80,5	82,1
„ 63	. . . .	74,1	**74,1** (!)	89,7	93,8
„ 64	. . . .	75,8	65,9	78,8	89,3
„ 65	. . . .	71,4	64,9	93,1	81,2
„ 66	. . . .	69,7	61,2	87,6	86,8
„ 67	. . . .	76,1	?	94,6	78,1
„ 68	. . . .	73,6	62,9	89,1	79,6
„ 69	. . . .	76,2	69,7	91,6	90,0
„ 70	. . . .	72,9	69,8	84,1	90,1
„ 71	. . . .	72,8	61,1	89,2	84,0
„ 72	. . . .	73,5	67,4	87,8	72,0

10. Wasiba.

		L.-Br.-I.	Ohrh.-Ind.	Ges.-Ind.	Nas.-Ind.
Nr. 73	(Minister) . . .	74,1	67,0	90,9	87,2
„ 74	. . . .	76,6	60,9	79,8	74,5
„ 75	. . . .	71,2	63,1	82,6	84,0
„ 76	. . . .	76,5	66,8	77,6	81,1
„ 77	. . . .	71,1	63,5	84,5	97,6
„ 78	. . . .	72,7	61,0	86,1	83,3
„ 79	. . . .	69,0	62,9	86,2	98,0

11. Njassa-Neger.

		L.-Br.-I.	Ohrh.-Ind.	Ges.-Ind.	Nas.-Ind.
Nr. 38	. . . .	76,0	58,5	74,6	91,1

12. Mischlinge.

		L.-Br.-I.	Ohrh.-Ind.	Ges.-Ind.	Nas.-Ind.
Nr. 40	(Indern. Negerin) ♂ ♀	62,0 (!)	45,6 (!)	84,9	98,0
„ 29	(„ . „)	74,5	62,5	79,5	86,2

Ueberblickt man diese Liste, so tritt sofort die wichtige Thatsache hervor, dass unter 76 (bezw. 79) ziemlich zufällig, nur mit Rücksicht auf die Heranziehung der selteneren Nationalitäten, ausgewählten Personen im Ganzen nur 5 brachycephale Individuen aufgefunden sind. Von diesen gehörten 2 zu einem Stamme der Wanyema, dem der Wakussu, der wegen seiner Wildheit berüchtigt und der noch geübten Menschenfresserei verdächtig ist; 2 andere waren Wangoni-Krieger, einem Zulu-Stamme angehörig, der erst in neuerer Zeit vom Süden her eingewandert ist und jetzt zwischen dem Victoria Nyanza und dem Tanganyka angesiedelt ist. Der fünfte endlich war ein Mnyamwesi von Urambu.

Im Ganzen ist die Zahl der Dolicho- und Hyperdolichocephalen bei Weitem überwiegend: $34 + 7 = 41$ gegenüber von 30 Mesocephalen. Ein etwas genaueres Bild gewährt folgendes Tableau:

	dolichoc.	hyperdolich.	mesoc.	brachyc.	Summa
Wagogo	6	1	6	—	13
Wangoni	9	—	5	2	16
Wanyema.	3	1	2	2	8
Mkami	1	—	—	—	1
Wanyamwesi . . .	2	1	1	1	5
Watusi	2	—	2	—	4
Mganda	—	—	1	—	1
Wassukuma	1	2	7	—	10
Wasinja	6	1	4	—	11
Wasiba	4	1	2	—	7
zusammen . . .	**34**	**7**	**30**	**5**	**76**

Am stärksten vertreten ist die Mesocephalie bei den Wassukuma, wo nur 3 dolichocephale 7 mesocephalen gegenüberstehen, während bei den Wasiba 5 dolicho- und nur 2 mesocephale, bei den Wasinja 7 dolicho- und nur 4 mesocephale gefunden wurden. Selbst die Wangoni ergeben, abgesehen von den beiden brachycephalen, 9 dolicho- und nur 7 mesocephale. Mischzustände sind hier also überall vorhanden, scheinbar am gleichmässigsten bei den Wagogo und — sonderbarer Weise — bei den Watusi, Angehörigen eines nomadisirenden Hirtenstammes.

Verhältnissmässig viel grössere Unterschiede erscheinen bei den Ohrhöhen-Indices. Es ist dies ein viel schwierigeres und zugleich viel mehr variables Verhältniss, und die gegenwärtigen Ergebnisse mögen daher mehr für eine bestimmtere Fragestellung, als für ein endgültiges Urtheil dienen. Hier ergiebt sich folgendes Bild:

	chamaecephal (unter 60)	orthocephal (60,1—65,0)	hypsicephal (65,1—70,0)	hyperhypsiceph. (über 70)	Summa
Wagogo	3	4	6	—	13
Wangoni. . . .	3	9	3	1	16
Wanyema . . .	2	2	3	1	8
Mkami.	—	—	1	—	1
Wanyamwesi . .	4	—	—	1	5
Watusi	2	2	—	—	4
Mganda	—	1	—	—	1
Wassukuma . .	3	6	1	—	10
Wasinja	—	5	4	1	10
Wasiba	—	5	2	—	7
zusammen	**17**	**34**	**20**	**4**	**75**

Die Wanyamwesi erwiesen sich hier, abgesehen von Nr. 43, dessen singuläre Brachycephalie durch eine nicht minder solitäre Hyperhypsicephalie compensirt wird, als schlechthin chamaecephal; ihnen nähern sich die Wassukuma und die Wangoni. Dafür giebt es bei den Wasinja und Wasiba überhaupt keine Chamaecephalen, und bei den Wagogo dominirt unter allen Klassen die Hypsicephalie.

Wenn man die Leptoprosopie von 90,0 an zählt, so berechnet sich etwa ein Viertel der gemessenen Ost-Afrikaner als dahin gehörig. Die Leptoprosopie dominirt bei den Wagogo (8 gegen 5) und den Watusi (3 gegen 1), dagegen fehlt sie gänzlich bei Wanyema und Wanyamwesi. Bei den vom Grafen v. Schweinitz besonders beschriebenen Stämmen herrscht durchweg Chamaeprosopie vor. Ich gebe die Liste zusammen mit der für die Nasen-Indices:

	chamae-prosop	lepto-prosop	leptorrhin (unter 69,4)	mesorrhin (69,5—81,4)	platyrrhin (81,5—87,8)	hyper-platyrrhin (87,9—108,9)	ultraplatyrrhin (über 109,0)
Wagogo	5	8	2	7	2	1	1
Wangoni. . . .	13	3	1	1	5	6	3
Wanyema . . .	8	—	—	—	2	5	1
Mkami.	1	—	—	—	1	—	—
Wanyamwesi . .	5	—	—	—	3	1	1
Watusi	1	3	1	2	1	—	—
Mganda	1	—	—	—	1	—	—
Wassukuma . .	8	2	—	4	1	4	1
Wasinja	8	3	—	4	3	4	—
Wasiba	6	1	—	1	4	2	—
zusammen	**56**	**20**	**4**	**19**	**23**	**23**	**7**

In der Liste der Nasen-Indices habe ich vorläufig die Eintheilung beibehalten, nach welcher Hr. Topinard (Élém. d'anthropol. génér. Paris 1885. p. 303) die Nasen der lebenden Rassen klassificirt hat. Es wird damit sofort ersichtlich, dass die Aufstellung dieses gelehrten Anthropologen, dass alle Neger sich mit ihren Nasen-Indices in der Gruppe 108,9—89,1 befinden, nicht zutrifft. Die Wangoni z. B. haben, wenn man eine gemeinsame Zahl für die ganze Gruppe (16 Individuen) berechnet, einen mittleren Index von 90,5, ganz abgesehen davon, dass einer von ihnen 100, ein zweiter 102,3 ein dritter 108,8 zeigt, aber es giebt unter ihnen auch Individuen mit 69 und 81. Ja für die Wagogo erhalten wir nur einen Mittelindex von 82,4, obwohl darunter die Riesen-Platyrrhinie einer 18jährigen Frau von 137,4 mitberechnet ist. Immerhin genügt wohl auch ein Index von 82,4, um eine Negerrasse salonfähig zu machen.

Nicht ohne Interesse ist es, zu sehen, wie sich trotzdem in den Nasen-Indices der Anwohner des Victoria Nyanza die auch sonst erkennbare Annäherung an Stämme mit mehr gestreckter Nasenbildung erkennen lässt. Man vergleiche nur die 3 letzten Kategorien, welche gerade die vom Grafen v. Schweinitz beschriebenen Stämme betreffen. Von 28 gemessenen Individuen hatten 9, also ein Drittheil, mesorrhine Nasen, im geraden Gegensatze gegen die Wangoni, bei denen auf 16 Individuen 14 platyrrhine fallen.

Auf einige Einzelheiten wird demnächst zurückzukommen sein. —

(22) Hr. Rud. Virchow bespricht eine Reihe von

Wanyamwesi- und Massai-Schädeln.

Schon unter dem 29. Januar schrieb mir Graf v. Schweinitz aus Zanzibar Folgendes:

„Es ist mir gelungen, 8 Wanyamwesi- und 19 Massai-Schädel zu sammeln, und werden Ihnen dieselben, nach Ankunft meiner Sachen in Hamburg, zugestellt werden.

„Ich hatte die Schädel mit folgenden Inschriften versehen:

Nr. 2—9,	Nr. 10 und 11,	Nr. 13—29,
Sultanat Massali,	Massai,	Massai,
Stamm Wanyamwesi,	eingefallen und erschlagen	eingefallen u. erschlagen 189
etwa 3° 40′ südl. Br. und	im Sultanat Schinjanja,	im Sultanat Secke,
33° 30′ östl. L. v. Gr.	etwa 3° 30′ südl. Br. und	etwa 3° 20′ südl. Br. und
1890 erschlagen von Wangoni.	33° 30′ östl. L. v. Gr.	33° 30′ östl. L. v. Gr.
12. September 1892.	14. September 1892.	15. September 1892.
Graf Schweinitz.	Graf Schweinitz.	Graf Schweinitz.

„Die Nrn. 2—9 habe ich auf dem Kampfplatze gesammelt. Es wurde mir vo verschiedenen Seiten versichert, dass bei dem Kampfe keiner der siegreiche Wangoni gefallen sei. Sollte aber auch ein solcher gefallen sein, so hätten di Sieger wohl kaum den Leichnam zurückgelassen. Die Schädel möchten also mi ziemlicher Sicherheit bestimmt sein.

„Die Nrn. 10 und 11 hingen vor einem Dorfe auf Stangen und behaupteten die Leute, dass es Massai-Schädel seien. Hat diese Angabe auch viel für sich, so ist es doch durchaus nicht ausgeschlossen, dass die Leute irgend welche Schäde als Renommirschädel aufgesteckt haben, nun aber behaupten, dass sie von ihren grössten Feinden — den Massai — stammen.

„Die Nrn. 13—22 können wieder als sicher bestimmt angesehen werden. Sie sind gesammelt auf dem Kampfplatze. Nach verschiedenen Angaben hatten die Massai ein Lager dort bezogen und waren dann von den Landes-Einwohnern überfallen und erschlagen worden. Die Köpfe hatten diese dann auf Stangen und zugespitzte Aeste gesteckt. Allerdings sollen auch einige wenige Wassukuma gefallen sein. Wenn es auch nicht anzunehmen ist, dass die Leute die Köpfe ihrer eigenen Todten auf die Bäume stecken, so ist es doch immerhin möglich, dass sich der eine oder andere Schädel als Wassukuma-Schädel herausstellt."

Die Schädel sind seitdem in meine Hände gelangt, mit Ausnahme von Nr. 11 und 14. Da ich gerade beschäftigt bin, für das neue grosse Werk des Hrn. Stuhlmann den anthropologischen Theil zu bearbeiten, so will ich mich heute darauf beschränken, ein Paar übersichtliche Angaben zu machen und zur Veranschaulichung einige Schädel vorzulegen.

Wie werthvoll der Besitz von 8 Wanyamwesi- und 13 Massai-Schädeln ist gegenüber der Armuth an anthropologischem Material, an der wir bis jetzt leiden, brauche ich nicht erst darzulegen. Mir persönlich, und wie ich hoffe auch der Wissenschaft, ist gerade in diesem Augenblicke damit doppelt gedient, wo ich durch die Sammlungen Stuhlmann's vom West-Ufer des Victoria Nyanza und bis tief in das Congo-Gebiet hinein in der Lage bin, genaue Vergleichungen zu machen.

In dieser Beziehung will ich zuerst einige Angaben über den Rauminhalt der Schädel machen. Bei der Untersuchung der von Stuhlmann vom oberen Ituri mitgebrachten Zwergen-Schädel war ich auf die überraschende Thatsache gestossen, dass unter 6 bestimmbaren Schädeln der Art nur 2 nannocephale waren, während 3 eine Capacität von 1260—1280, ein sechster sogar von 1305 *ccm* ergaben. Noch viel mehr überraschte mich aber die Entdeckung, dass unter den 8 Wanyamwesi-Schädeln des Grafen v. Schweinitz 4, also die Hälfte, nannocephal waren. Bei den Massai stieg die Frequenz langsam, nahm dann aber wieder schnell ab, wie nachstehende Tabelle zeigt:

Capacität	Zwerge (6)	Wanyamwesi (8)	Massai (13)
bis 1200 *ccm*	2	4	2
1201—1300 „	3	2	3
1301—1400 „	1	2	4
1401—1500 „	—	—	2
1501—1600 „	—	—	1
1601—1700 „	—	—	1

Immerhin ist ersichtlich, dass das Wachsthum des Gehirns bei den central-afrikanischen Zwergen nicht in dem gleichen Verhältniss zurückbleibt, wie das Wachsthum des Körpers überhaupt, und dass unter den östlichen Nachbarstämmen sich Individuen befinden, welche eine gleiche, wenn nicht eine noch höhere Mangelhaftigkeit in der Gehirnausbildung zeigen.

In Betreff des Schädeltypus erscheinen alle 3 Stämme stark gemischt:

Schädelindex	Zwerge (7)	Wanyamwesi (8)	Massai 16
hyperdolichocephal	—	—	7 } 13
dolichocephal	3	4	6 } 13
mesocephal	4	4	3
Höhenindex	Zwerge (6)		
hypsicephal	2	1	2
orthocephal	3	5	11
chamaecephal	1	2	3

Hier zeigt sich ein erhebliches Auseinandergehen, indem die Dolichocephalie als dominirendes Merkmal am Massai-Schädel hervortritt, während bei den Wanyamwesi und den Zwergen die Mesocephalie in gleicher, zum Theil noch erheblicherer Stärke erscheint, — ein Verhältniss, welches bei den lebenden Wanyamwesi nicht in gleicher Weise gefunden wurde, indem unter 5 Individuen 3 dolichocephale und nur 1 mesocephales, dagegen freilich auch ein brachycephales ermittelt wurden (S. 494). Der Ohrhöhen-Index der 5 lebenden Wanyamwesi war 4 mal chamae-, 1 mal hypsicephal, während der eigentliche Höhenindex der Schädel in der Mehrzahl der Fälle orthocephal war, wie bei den Massai.

Ich wollte diese Zahlen der Aufmerksamkeit der Gesellschaft empfehlen, weil daraus hervorgeht, dass ein so grosser Gegensatz, wie man ihn wohl hätte erwarten können, zwischen den Köpfen, bezw. den Schädeln der Zwerge und ihrer östlichen Nachbarn nicht besteht, so dass man ohne Weiteres aus der Grösse oder Form derselben eine ethnische Diagnose ableiten könnte. Auch genügen die Zahlen wohl, um zu zeigen, dass der Begriff der Inferiorität sich nicht in derjenigen Einfachheit, welche die Theorie voraussetzt, auf die thatsächlichen Verhältnisse anwenden lässt.

In dieser Beziehung dürften einige andere Beobachtungen, welche sich auf gewisse, sogen. pithekoide Merkmale beziehen, von besonderer Bedeutung sein. Unter ihnen stehen obenan die Anomalien der Schläfengegend, und zwar die 3 Hauptkategorien derselben, über welche ich wiederholt gehandelt habe, nehmlich der Stirnfortsatz der Schläfenschuppe, das Epiptericum und die einfache Stenokrotaphie. Alle drei sind bei den uns hier beschäftigenden Afrikanern in grosser Häufigkeit und Mannichfaltigkeit vorhanden. Indem ich mir eine genauere Besprechung für das Werk von Stuhlmann vorbehalte, gebe ich hier nur eine kleine Statistik der anomalen Schädelfunde:

	Zwerge (7)	nächste Nachbarn (5)	Bukoba (7)	Wanyamwesi (8)	Massai (16)	Summa (43)
Proc. front. squam. temp.	3	2	4	2	4	15
Epiptericum	2	1	—	1	—	4
Einfache Stenokrotaphie	1	1	—	—	3	5
zusammen	**6**	**4**	**4**	**3**	**7**	**24**

Die Zahl der temporalen Anomalien ist damit nicht erschöpft. So kommt namentlich eine Verlängerung unter gleichzeitiger Verschmälerung an der Ala temporalis (magna) des Keilbeins vor, welche gelegentlich höchst auffällige Erscheinungen bietet; bei den Massai finde ich 3mal diesen Zustand, den ich der Kürze wegen als Ala elongata bezeichnen will (vergl. Fig. 1 u. 2). Aber schon der Stirnfortsatz der Schläfenschuppe ist von überraschender Häufigkeit. Ich sehe dabei zunächst ganz davon ab, ob er beiderseitig oder nur einseitig, gross oder klein, vollkommen oder unvollkommen ist; darüber wird sich später reden lassen. Eine allgemeine procentuale Berechnung ergiebt folgende Zahlen:

Zwerge	42,9 pCt.	im Ganzen **62,5** pCt.
nächste Nachbarn . .	40,0 „	
Bukoba	57,1 „	
Wanyamwesi	25,0 „	
Massai	25,0 „	

Hier wächst die Häufigkeit der Anomalie in bemerkenswerther Weise bei den westlichen, mehr central-afrikanischen Stämmen, während die östlichen, mehr ostafrikanischen Stämme normalere Verhältnisse darbieten. Die Zwerge stehen nicht isolirt da, indem auch ihre Nachbarn bis zum Victoria Nyanza ähnliche Zahlen ergeben; es muss jedoch bemerkt werden, dass bei genauerer Analyse die Schädel vom Nyanza (Bukoba) viel schwächere Abweichungen erlitten haben, denn von den 4 in Frage kommenden Schädeln zeigen 3 einen Proc. front. incompletus und 1 einen nur einseitigen. —

Nicht geringe Abweichungen finden sich auch am Hinterhaupt, an der Nase und am Unterkiefer, jedoch verzichte ich für jetzt auf eine detaillirte Angabe derselben. Nur ein Verhältniss will ich besonders hervorheben, weil es für Africa eine grosse Rarität darstellt, nehmlich das Vorkommen eines Os malare bipartitum an dem Schädel eines Massai (Nr. 28 der Sammlung des Grafen v. Schweinitz). Schon in meiner akademischen Abhandlung über die ethnologische Bedeutung des Os malare bipartitum (21. Februar 1881, S. 242) habe ich erwähnt, dass einzelne Fälle davon auch bei afrikanischen Negern beobachtet sind, indess kann ich sagen, dass mir ein so ausgeprägter Fall, wie der vorliegende, noch an keinem afrikanischen Kopfe vorgekommen ist. Die Abweichung findet sich ziemlich gleichmässig an beiden Wangenbeinen, und zwar in der Art, dass das untere Theilstück ungewöhnlich gross ist und daher die Grösse des Gesammtknochens um ein Beträchtliches steigert (Fig. 1 das rechte, Fig. 2 das linke Wangenbein). Die Sutura zygomatico-maxillaris verläuft zunächst schräg nach rückwärts, macht dann plötzlich einen stumpfen Winkel und geht steil abwärts zum unteren Rande, wo sie hinter der Tubcrositas maxillaris verschwindet. Von dem gedachten Winkel ab geht ein fast gerader Schenkel horizontal nach rückwärts; verbindet sich dann unter einem rechten Winkel mit dem von oben herabkommenden senkrechten Schenkel der Sutura zygom. temporalis und endet, fast gerade fortlaufend, am unteren Rande des Proc. zygom. oss. temp.

Es mag noch erwähnt werden, dass der betreffende Schädel seiner Capacität (1629 *ccm*) nach der grösste in der ganzen besprochenen Reihe ist und dass er

inen ausgemacht orthodolichocephalen Typus (L.-Br.-I. 68,7, L.-H.-I. 73,2) besitzt. ein ehemaliger Träger muss also als ein kephalonischer Neger bezeichnet erden. Von einem pithekoiden Atavismus kann bei Berücksichtigung der Gemmtverhältnisse nicht die Rede sein. —

Figur 1.

Figur 2.

Zum Schlusse führe ich noch an, dass Graf v. Schweinitz mir auch eine laarprobe mitgebracht hat. Sie stammt von einem Msinje-Knaben (Nr. 70 der iste). Es sind ein Paar prachtvolle Spiralrollen von beiläufig 2 *cm* Länge und länzend schwarzer Färbung. Bei der mikroskopischen Untersuchung erscheint as einzelne Haar fein, dunkelgraubraun, etwas fleckig; der Markstreifen schmal, ehr dunkel und vielfach unterbrochen; die Grundsubstanz hell, mit stark braunen pindeln. —

Die Frage, ob von den durch den Grafen v. Schweinitz gesammelten chädeln die unter Nr. 2—9 aufgeführten den Wanyamwesi, die übrigen den Massai ngehört haben, ist nach den Anführungen des Reisenden aus numerischen und

psychologischen Gründen mit grosser Wahrscheinlichkeit zu bejahen. Hr. Stuhl mann machte mich noch besonders auf einen Umstand aufmerksam, den er i seinem Werke auf S. 433, Anm., genauer ausgeführt hat, nehmlich auf den Zustan der Schneidezähne. Nach seinen Beobachtungen haben die Massai den Gebrauch zwei untere Schneidezähne auszuschlagen, während die Wanyamwesi zwischen de beiden mittleren oberen Schneidezähnen durch Abschlagen kleiner Stücke ein dreieckige Lücke erzeugen. Leider hat von den mir übergebenen Schädeln de Wanyamwesi nur ein einziger (Nr. 4) einen Unterkiefer; dieser aber zeigt kein Spur vom Ausschlagen eines Zahns. Dagegen haben von den als Massai-Schädel be zeichneten 12 einen Unterkiefer und bei diesen findet sich ausnahmslos a der Stelle der mittleren unteren Schneidezähne eine vernarbte und atrophisch Lücke des Alveolarrandes, welche auf eine frühzeitige und gewaltsame Entfernun der betreffenden Zähne bezogen werden muss. Damit ist also dieses Merkmal welches schon Thomson (Durch Massai-Land. A. d. Engl. von W. v. Freeden Leipzig 1885. S. 381) von den Massai erwähnt hat, in genügender Zahl vorhanden Die oberen Schneidezähne sind namentlich bei den als Wanyamwesi gedeutete Schädeln in so defektem Zustande vorhanden, dass sich darüber wenig sagen lässt nur bei zweien sieht man im Oberkiefer je eine Lücke von einem ausgebrochene mittleren Schneidezahn.

Auf eine ältere Zusammenstellung über diese Verhältnisse bei ost-afrikanische Völkern von H. v. Ihering (Zeitschr. f. Ethnol. 1882, XIV, S. 227) mag bei diese Gelegenheit aufmerksam gemacht werden, da sie manche locale Abweichung aufführ

(23) Hr. O. Olshausen macht Mittheilungen

zur Vorgeschichte Helgoland's.

Literatur.

Adam von Bremen, um 1075. Magistri Adami gesta Hamburgensis ecclesiae pontificu (oder Historia ecclesiastica) usque ad a. 1072, ed. Lappenberg; in Monument Germaniae historica, Bd. 9, 1846. — Adam's von Bremen Hamburgische Kirche geschichte, nach der Ausgabe der Mon. Germ. übersetzt von Laurent, mit einer Ei leitung von Lappenberg; 2. Aufl. von Wattenbach, Leipzig 1893, als „Geschich schreiber der deutschen Vorzeit", 2. Gesammt-Ausg., Bd. 44.

Heinrich Ranzau, Ende des 16. Jahrh. Henrici Ranzovii (Rantzovii) Cimbricae Che sonesi Descriptio nova, 1597; in Ernesti Joachimi de Westphalen, Monument inedita rerum Germanicarum, praecipue Cimbricarum, Tomus I, Lipsiae 1739, p. 1—16 (p. 68—70: Terra Sancta oder Hillige Land). Nach mehreren Schriftstellern (Mey Oetker) wäre der Bericht über Helgoland zwischen 1590 und 1597 verfasst.

Georg Braun, Civitates orbis terrarum oder Theatrum urbium praecipuarum totius mund Coloniae Agrippinae 1588 (u. ff.?), lib. 4, Index s. v.: minores Daniae insulae, Ter Sancta, Heylige-Landt. Die betreffende Stelle ist Ranzau'schen Quellen entnommen. - Eine deutsche Ausgabe des Werkes heisst: Braun und Hohenberg, Contrafact von den vornembsten Stetten der Welt.

Johann Isaac Pontanus, Rerum Danicarum Historia, Amsterdam 1631, p. 739—40. Ein Ranzau oder Braun entnommene Stelle.

Johann Adolfi, genannt Neocorus (geb. 1559, gest. 1629), Chronik des Landes Dith marschen (ed. Dahlmann, Bd. 2, Kiel 1827).

Peter Sachs (Sax), Beschreibung des Helgolandes (nach einer Handschrift, datirt Colde büttel 1638; siehe unten Camerer). Eine frühere Ausgabe scheint enthalten i Möller's Dänischer Bibliothek, 8. Stück, — ein Werk, das mir nicht zugänglich w (vergl. Camerer, S. 19).

Benjamin Cnoblochius (Knobloch), Helgolandia. Hamburg 1643, 4°. Knobloch lebt eine Zeit lang als Informator beim Commandanten auf Helgoland.

Caspar Danckwerth, Newe Landesbeschreibung der zwey Hertzogthümer Schleswich und Holstein, 1652, Fol.; mit Karten von Johannes Mejerus (Meyer); Text S. 152—54; Taf. 19.
Bötticher, Nachricht von der Insel Helgoland im Jahre 1699 (siehe Camerer).
. Lass, Anderweitige vermehrte Nachricht von der Beschaffenheit des Heiligen- oder Helgo-Landes. Flensburg 1753, 12⁰. Mit einer Ansicht der Insel. — Die erste Aufl., „Vorläufige Nachrichten", erschien 1751; eine 3. Aufl. findet sich bei Camerer. Wir citiren nach der zweiten.
. F. Camerer, Vermischte historisch-politische Nachrichten von einigen merkwürdigen Gegenden der Herzogthümer Schlesswig und Hollstein. Flensburg und Leipzig 1758 (Thl. 1), 8⁰. — Dies Werk enthält die Schriften von Lass (S. 16—54, 196—232), Sachs (S. 233—56) und (anonym) von Bötticher (S. 257—86). Zu Bötticher giebt Camerer eine Ansicht der Insel, die indess nur eine Copie der bei Lass, 2. Aufl., ist. — Wegen des Autors Bötticher siehe Wiebel S. 24, Note ** u. vergl. Camerer S. 55.
Hasselmann, Versuch einer Beschreibung der Insel Helgoland, in Schleswig-Holstein. Provinzialberichte 1790, Bd. 1 (Altona, Kiel, Kopenhagen), S. 1 und 197; 1791, Bd. 2, S. 147 und 241; 1792, Bd. 1, S. 1.
Niemann, Handbuch der schlesw.-holst. Landeskunde, Topograph. Theil, Bd. 1. Hamburg 1799, S. 201—230.
. v. d. Decken, Untersuchungen über die Insel Helgoland. Hannover 1826, 8⁰, mit den beiden Meyer'schen Karten und einer Karte für das 19. Jahrh.
. Andresen-Siemens, Die Insel Helgoland. Helgol. (Hamburg) 1835; mit einer Karte. Dies Buch habe ich nicht in Händen gehabt.
. W. M. Wiebel, Die Insel Helgoland. Hamburg 1848, 4⁰; mit 2 eigenen Karten und einer Tafel; als „Abhandlungen des naturwissenschaftl. Vereins in Hamburg", Bd. 2, Abtheilg. 1.
Friedrich Oetker, Helgoland. Berlin 1855, 8⁰, mit einer Karte nach Wiebel's Karte von Helgoland mit den Klippen.
. Meyn, Helgoland; in „Deutsche Vierteljahrs-Schrift", 1. Heft, 1854, Stuttgart und Tübingen, Cotta's Verlag, S. 1—54.
Derselbe, Zur Geologie der Insel Helgoland. Kiel 1864, 8⁰.
Ernst Hallier, Nordseestudien. Hamburg 1863; die zweite, ganz unveränderte Ausgabe „Helgoland", 1869. Eine dritte, im wesentlichen ebenfalls, sogar noch bis auf die Paginirung, unveränd. Aufl. 1892: „Helgoland unter deutscher Flagge".
. Lindemann (früher Badearzt auf H.), Die Nordseeinsel H. Berlin 1889; mit Karte und Ansicht.
. Diercks, Helgoland. Hamburg 1891; Heft 121 der Virchow-Wattenbach'schen Sammlung gemeinverst. wissensch. Vorträge.
V. Dames, Ueber die Gliederung der Flötzformationen Helgoland's; Sitzungsberichte der Königl. Pr. Akad. d. Wissenschaften zu Berlin, 7. Dec. 1893, S. 1019 ff.

Ansichten der Insel und Karten.

Vergl. F. Geerz, Geschichte der geogr. Vermessungen und der Landkarten Nord-Albingien's. Berlin 1859, 8⁰. —

Johannes Meyer: 2 Karten auf Taf. 19 bei Danckwerth. Die eine stellt Helgoland im Jahre 1649 dar, während die andere Phantasien über die frühere Ausdehnung der Insel um's Jahr 800 und 1300 im Vergleich zu 1649 enthält. — Diese ältesten bekannten Karten Helgoland's sind häufig reproducirt, allerdings oft mit Zuthaten oder Fehlern.

Abriss der Insull Hellgeland, anno 1713, Hamburg, bei Wiering's Erben. Die Orientirung nach den Himmelsrichtungen ist unrichtig angegeben.

. Lass, 1753; die seinem Werke beigefügte Ansicht siehe S. 504.

Reinke und Lang, Survey of Helegoland, with additions by Heather. London 1809; Maassstab etwa 1 : 12 900. Enthält nur wenige Details. Ueber den Ursprung der Karte siehe Geerz „Geschichte", S. 91, 96, 150.

. Papen, Die Karte Helgoland's für das 19. Jahrh. bei v. d. Decken ist von Papen gestochen. Wer sie entworfen hat, wird nicht gesagt. Maassstab etwa 1 : 24 400. —

Dieselbe Karte, aber mit weniger Detail und Schrift, sowie ohne Angabe der Zeit un ohne Orientirung, besitzt die Ges. f. Erdkunde zu Berlin als loses Blatt. Ihr lieg offenbar zu Grunde eine farbige Skizze im gleichen Maassstab von Dierks, corrigi nach Lieutenant Müller, 1809, im Besitz derselben Gesellschaft. Geerz hat diese Ursprung der Karte nicht gekannt („Geschichte", S. 92).

Wiebel, in seinem angeführten Werke: 1. Karte der Insel Helgoland mit ihren Klippe 1:15 000; 2. Küstenkarte der Insel Helgoland, 1:3000; beide für 1844—45.

T. Rodowicź, Karte von Helgoland, Berlin bei Simon Schropp & Co., ohne Jahreszah Nach Geerz, „Geschichte", S. 152, ist sie von 1849 und der Maassstab 1:2666. Wen bei dem in Schritten eingetragenen Maassstab 5 Schritt = 4 *m* sind, wie bei den Karte der Königl. Preuss. Landesaufnahme, so berechne ich 1:2877. — Es ist die best Karte von Helgoland, die wir besitzen, doch ist leider die geographische Lage de Insel nicht angegeben.

Karte von Helgoland, 1:15 000, nach Vermessungen von Holzhauer 1883; heraus gegeben vom Hydrographischen Amt der Admiralität, Berlin 1885.

Karte der Mündungen der Jade, Weser, Elbe und Eider, 1:120 000; herausgegebe vom Hydrographischen Amt der Admiralität, Berlin 1886.

Karte von Helgoland, 1:15 000; nach englischen Vermessungen 1887; herausgegebe vom Hydrographischen Amt d. Reichs-Marine-Amtes, Berlin 1890.

Segelkarte für die Nordsee, 1:1 200 000, mit einem Carton: Helgoländer Buch 1:300 000; Reichs-Marine-Amt, Berlin 1893.

F. Geerz, Historische Karte von Dithmarschen u. s. w., sowie vom nördliche Theil der Lande Kehdingen, Hadeln und Wursten (mithin auch das linke Ufer de Elbmündung enthaltend), Berlin 1886. Hierauf als Nebenkarte: Helgoland, 1648, ne entworfen 1884 nach der Meyer'schen für 1649. Ferner ein Carton: Veränderunge

Figur 1.

der Nordsee-Küste von der Elbmündung bis zur Hever (Husum) in den Jahren 1648—1878.

F. Geerz, Historische Karte von den nordfriesischen Inseln (worin Helgoland nicht eingeschlossen), Berlin 1888. Auf einem Carton: Veränderungen der Nordsee-Küste von der Hever (Husum) bis zur Mündung der Wiedau (Hoyer) in den Jahren 1648—1878.

Beide Hauptkarten für die Zeit von 1643—48, mit besonderer Berücksichtigung der vor dem Jahre 1643 untergegangenen Ortschaften u. s. w. und im Maassstab 1 : 120 000 d. nat. Länge: die Cartons über die Küstenänderungen 1 : 300 000; Helgoland 1 : 24 000.

General-Major Dr. F. Geerz, ein geborener Schleswiger, der hochverdiente frühere Chef der kartograph. Abtheilung d. Preuss. grossen Generalstabes, behandelte mit besonderer Vorliebe und ausserordentlichem Erfolge die Kartographie Schleswig-Holstein's. Das Ergebniss seiner Untersuchungen bezüglich der Küstenveränderung der Nordsee ist in obigen historischen Karten niedergelegt. — Die nebenstehende Karte Helgoland's ist nach seinem Entwurfe der Meyer'schen skizzirt.

Karte des Katasteramtes; nicht im Handel, von mir nur einmal flüchtig eingesehen.

Die Landschaft Helgoland besteht bekanntlich aus zwei gesonderten Theilen, der Hauptinsel und der Düne; am Strande der letzteren wird gebadet. Die Hauptinsel selbst wiederum zerfällt in zwei mit einander zusammenhängende Theile: einen hohen, röthlichen, nach allen Seiten steil abfallenden Felsen, dessen nahezu ebene, bewohnbare obere Fläche das „Oberland" genannt wird, und das nur wenige Meter über den Meeresspiegel emporragende, sandige, unmittelbar daran stossende Unterland, von welchem aus der Seeverkehr stattfindet.

Das Oberland bildet angenähert ein ungleichseitiges, stumpfwinkliges Dreieck, mit dem stumpfen Winkel in Ost, während die andern Ecken in SO und NW liegen, aber gewöhnlich Süd- und Nordspitze genannt werden. Die längste Seite schaut nach SW, die nächstkleinere nach NNO, die kürzeste endlich nach O, genauer OzS.[1]). Letzterer ist das Unterland vorgelagert, und diesem gegenüber nach Osten liegt, durch einen breiten Wasserstreifen von der Hauptinsel getrennt, die Düne, ruhend auf einer das Meeresniveau nicht oder nur unbedeutend überragenden felsigen Unterlage, deren Verlängerung nach NW eine Reihe submariner Klippen bildet, die bei Ebbe z. Th. sichtbar werden.

Die Düne war früher mit der Hauptinsel verbunden durch einen schmalen Streifen steinigen Sandes, den „Steenwall", der übrigens nach Bötticher S. 267 nicht höher war, „als dass eine extraordinäre Fluth geräumet, überhinging", und der dann auch in der Sturmfluth des 31. Dec. 1720 und 1. Jan. 1721 vom Meere durchbrochen wurde. Demgemäss zeigt auch das auf S. 504, Fig. 2, wiedergegebene Bild bei Lass (1758) die Düne abgesondert, während die Karte Meyer's und der „Abriss von 1713" sie noch verbunden mit der Hauptinsel geben. Das jetzige Unterland ist als ein Rest des Walles zu betrachten, vergrössert durch theilweise Anspülung der Trümmer des zerstörten Stückes desselben und durch Abbröckelung des rothen Felsens. Knobloch kannte noch kein Unterland im jetzigen Sinne, verstand darunter vielmehr die Düne, so dass man vom Steenwall einerseits zum

1) Bötticher verglich das Oberland noch mit einem Trapez, dessen kürzeste Seite an der NW-Spitze lag. Die östliche nannte er sonderbarer Weise Südseite und die Ostspitze „Natthorn", d. h. Nordspitze (S. 260—63, 269). — Nach Wiebel's Messungen, S. 72—73, zeigt das Oberland eine Meereshöhe, die auf ordinäre Ebbe berechnet zwischen 193,8 Hamburger Fuss bei Mörners (einem Punkte des SW-Randes, dicht bei und W von dem alten Leuchtthurm) und 87 Fuss an der Ostecke, d. h., den Hamburger Fuss = 0,2865 *m* gerechnet, zwischen 55,524 und 24,926 *m* schwankt.

Ober-, andrerseits zum Untertheil kommen konnte (S. 5—7). Auch Bötticher fasste das Unterland in gleicher Weise auf (S. 260).

Figur 2.

Durch den Steenwall wurde der jetzige Hafen in zwei Theile, den Nord- und Südhafen geschieden.

Ausser dem rothen Fels, dem Steinwall und der Düne lässt sich für die ältere Zeit noch ein vierter Bestandtheil der Insel nachweisen. Ein holsteinischer Vogt auf Helgoland, Georg Brueck oder Bruick, der daselbst, wie es scheint, vor 1545 residirte (vergl. Wiebel, S. 21), berichtete nehmlich über die Insel an Heinrich Ranzau, Königl. dänischen Statthalter in den Herzogthümern. Den Bericht giebt Ranzau S. 69 und auch ganz ähnlich Braun, Civitates, sowie Pontanus. Bei Ranzau lautet die Stelle, soweit sie uns interessirt: „Constat Insula haec tota binis rupibus, separatis, rubenti una, candenti altera. Prior ..... Altera insulae sacrae rupes, quae candet, sabulosa est, et calcem, quae excisa divenditur, gignit[1]). Cuniculi in ea latibula habent"; d. h. „Die ganze Insel besteht aus zwei getrennten Felsen, deren einer roth, der andere weiss. Der erstere . . . Der andere Fels der heiligen Insel, von weisser Farbe, ist sandig und enthält Kalk, der gebrochen und verkauft wird Kaninchen haben ihre Schlupfwinkel darin." Dieser letztere Zusatz weist unzweifelhaft auf den Dünensand hin, in welchem auch auf anderen nordfriesischen Inseln noch heute massenhaft Kaninchen hausen (während sie auf der Düne Helgolands jetzt ausgerottet sind; vergl. Meyn in Vierteljahrs-Schrift, S. 32). Wird also der kalkliefernde Fels sandig genannt, so kann das nur auf unmittelbaren Zusammenhang des Kalkfelsens mit der Düne deuten; Wiebel übersetzt deshalb auch S. 22 „sabulosa" mit „von Sand umgeben" und Oetker, S. 58, sagt: „der weisse Fels mit Anbehör war sandig". Da nun die Düne durch den Steinwall auch mit dem rothen Fels zusammenhing, so waren auch weisser und rother Fels mit einander verbunden, wenngleich sie natürlich von ferne getrennt erschienen, da sie beide den Steinwall und die Düne an Höhe bedeutend überragten. Denn Knobloch sagt S. 6: „Das Untertheil, die Duyne, ligt auff der ebene (d. h. niedrig), wiewohl es auch gegen Norden eine Klippe hat, die dess Landes Obertheile an der Höhe fast gleich und weisser Farbe ist, auch kalkweisse Steine von sich gibt; dannenhero sie denn von den Inwohnern dat witte Klieff (oder die weisse Klippe) genennet wird." Danckwerth setzt S. 153 hinzu: „(das Kliff) ist aber klein und unbewohnet". „Klein" kann jedoch

1) Die Worte „et calcem . . . gignit" fehlen bei Braun und Pontanus.

ur im Verhältniss zur oberen Fläche des rothen Felsens gemeint sein; an sich var dieser weisse Fels bedeutend genug. Die Meyer'sche Karte für 1649 zeigt die Witteklyppe“ als ziemlich ausgedehntes Felsplateau, und wenige Jahre vor 1699 vurde auf derselben noch eine Schiessbahn angelegt (Bötticher, S. 263—64). Die technische Ausbeutung des Felsens, von der Ranzau spricht, lässt sich bis n die erste Hälfte des 16. Jahrh. zurückverfolgen, denn Adolfi berichtet in der Iistoria vom Seeräuber Wiben Peter über eine Nachfrage nach „Stein und Kalk“ uf Helgoland im Jahre 1545 (S. 87). Noch 1618 war die Ausbeute so gross, dass nan nur niedrige Preise erzielen konnte (Lass S. 39). Wenige Jahre nachher, zur eit als Adolfi schrieb, scheint der Abbau zwar geruht zu haben, da Adolfi . 85 sagt, dass man „ehrmalss Kalk uthgegraven“; aber er muss später wieder ufgenommen sein und das Material schnell vermindert haben. Denn 1699 war ach Bötticher S. 263 nur noch „ein kleines Stück von der weissen Klippe übrig“, ufolge Wiebel, S. 195—96, von der Höhe eines „Heuschobers“. Es verschwand m 1. Nov. 1711 bei einer Sturmfluth. — Auf dem auch von Lindemann wiedergeben Bilde „Abriss anno 1713“, dürfte sich demnach das Wittkliff nicht mehr nden und mein Exemplar des L.'schen Werkes lässt auch am Nordende der Düne ur unsicher einen Fels erkennen. Aber auf einer anderen Wiedergabe desselben Bildes, deren Publicationsort ich nicht nachweisen kann, die aber von Endner 810 gestochen ist, sieht man zwischen Düne und dem Nordende der Hauptnsel einen Fels, deutlich von den Dünen unterscheidbar, ziemlich hoch, aber von eringer Grundfläche. Wenn dies wirklich das Wittkliff sein soll, so liegt hier lso ein Anachronismus vor.

Wir werden auf das Wittkliff, das nicht allein geologisch, sondern grade auch rchaeologisch interessant ist, ausführlich zurückkommen. Es sei hier nur noch emerkt, dass der 1720—21 erfolgte Durchbruch des Steinwalles nach der allgeneinen Annahme in ursächlichem Zusammenhang mit dem Verschwinden des chützenden Wittkliffs stehen soll. Das Loch im Damm war nach einem Jahre vieder geschlossen (Wiebel S. 196), aber wohl nicht auf lange. Nach Lass S. 16 Note i konnte man 1730 zwar noch nach der Düne hinübergehen, aber dann wurde as Wasser zu tief, und Wiebel fand seinerzeit als kleinste Entfernung zwischen Düne und Hauptinsel bei Fluth 3940 (3840?) Hamburger Fuss.

Die Hügel der Insel. Zahl, Namen und Lage derselben.

Die Felsplatte des Oberlandes ist von der SW-Seite nach der Ostspitze zu eneigt, die Insel mithin an der SW-Seite am höchsten. Hier liegen noch jetzt Hügel, ein vierter ebendort ist erst in unseren Tagen verschwunden. Hiernit steht in Widerspruch, was die erste zuverlässige Nachricht über Helgoland ezüglich der Zahl der Hügel sagt. Meister Adam, Domherr und Scholast in Bremen, bemerkt in lib. 4, cap. 3 seiner „gesta“ (Monum. Germ. p. 369): [insula] ollem habet unicum, arborem nullam. Dies kann nicht so gedeutet werden, wie s durch v. d. Decken S. 26 geschehen, als bestände die Insel nur aus einem inzigen Hügel oder Berg, dem noch vorhandenen rothen Felsen. Denn das weisse Kliff war gross genug, um auch neben letzterem Beachtung zu finden; der Ausdruck collis“ passt ferner in unsern Gegenden nicht gut für Erhebungen von der Grösse es Oberlandes, die man „mons“ nennen würde, und endlich kann „habet“ auf ollis bezogen keine andere Bedeutung haben, als mit arbor verbunden, wie denn uch Laurent und Wattenbach übersetzen: „sie hat einen einzigen Hügel, keinen Baum“ (S. 202—3). Wiebel verwirft daher S. 24 f. die Decken'sche Auffassung nit Recht und denkt an eine kleinere Erhebung, etwa von der Grösse der Grab-

hügel, auf dem Oberlande selbst. Aber seine Annahme, als wenn damals wirklic nur ein einziger solcher Hügel bestanden habe, ist trotzdem nicht zutreffend, d wie wir sehen werden, von zweien der auf uns gekommenen Hügel sich sich nachweisen lässt, dass sie schon lange vor Adam's von Bremen Zeit vorhande waren, und für einen dritten das Gleiche wahrscheinlich gemacht werden kan Es muss also wohl Adam einen alle anderen bedeutend an Grösse überragende Hügel im Sinne gehabt haben.

Sehen wir nun von diesem Schriftsteller ab, so finden wir die erste Erwähnu der Hügel Helgolands 1638 bei Sachs; Ranzau schweigt darüber. Sachs nenn übrigens nur gelegentlich, S. 234 vier Berge: den Moder-, Breith-, Giess- un Roden- oder Radbodberg. Ueber Ursprung derselben und Bedeutung der Name spricht er sich nicht aus. — Wenige Jahre später berichtet Knobloch, S. 11: „Au der Ebene (des Obertheils) befinden sich auch unterschiedliche Berglein oder Hüge deren von alters zwar 7 an der Zahl gewesen, heutiges Tages aber noch 5 davo übrig verbleiben.“ Diese letzteren macht er, wie folgt, namhaft: 1. Rotenburg Rodenberg oder Radbodberg; 2. Moderberg, Modersberg oder Marsberg; 3. Bredt berg; 4. Giessberg oder Kiessberg; 5. Flavenberg. Die beiden verschwundene werden nicht genannt. — Der nächstjüngere Bericht, von Danckwerth, bespricht S. 154 nur den Rodenberg, den Bredeberg und den Giess- oder Kiessberg, doc die zugehörige Karte von Meyer für 1649 zeigt alle 5 Hügel Knoblochs, abe auch nicht mehr, und zwar 4 an der SW-Seite, von der NW- nach der SO-Spitz in folgender Anordnung: Flavenberg, Gics vel Kiessberg, Bredtberg, Moderberg den fünften, den Radbodberg, nahe der Ost-Ecke an der NNO-Seite. Die Reihen folge ist also dieselbe, wie bei Knobloch, wenn man an der Ostspitze beginnend über die SO-Spitze nach NW fortschreitet. Es wäre nun möglich, dass Meye Namen und Reihenfolge Knobloch's Werk entnahm, bei Fixirung des Anfangs gliedes der Namenreihe auf einen bestimmten Hügel aber willkürlich verfuhr Geerz hat indess keinen Anstand genommen, in seinem neuen Entwurf de Meyer'schen Karte die Hügel ebenso einzutragen, und es lässt sich auch fü einige der genannten Hügel die wirkliche Lage als obiger Anordnung entsprechen feststellen, wie wir bald sehen werden. Es sei nur zunächst noch angeführt, das Bötticher, 1699, kennt: den Bredenberg, Moderberg, „worinnen ein Pulver logiment“, Lootsenberg, St. Gietsberg und Flavenberg, „benebst noch zwey kleine Bergen ohne Namen“ (S. 265 u. 266). Der St. Gietsberg wurde an anderer Stell (S. 258) St. Tietsberg genannt; vielleicht sind hier die Namen Giess- und Tietsberg mit einander vermengt.

Der Radbodberg hat diesen Namen, wie jetzt allgemein angenommen wird, nur irrthümlich von dem friesischen Fürsten aus dem Anfang des 8. Jahrhundert nach Chr. erhalten, den Alkuin in seinem Leben des heiligen Willibrord, des Friesenapostels († 739), erwähnt. Richtig hiess er vielmehr wahrscheinlich Roadberg, d. h. rother Berg, daher schon bei Knobloch die entsprechenden Namen, während freilich Danckwerth umgekehrt Rodenberg als aus Radbodberg verstümmelt ansieht (S. 154). Der Hügel muss schon zu Lass' Zeit verschwunden gewesen sein (§ 17, Note 1), aber die Gegend, in der er nach Meyer gelegen haben soll, trägt diesen Namen bei den Schiffern noch jetzt (vergl. Hallier, S. 69). — Sicherer ist der Bredt- oder Bredeberg zu identificiren. Knobloch sagt: „Der Bredtberg, von der Breite also genandt; Worauff an jtzo der Pharos oder Fewer back stehet.“ (Es ist dies die erste Erwähnung eines Leuchtfeuers auf Helgoland überhaupt.) Danckwerth giebt nun zwar an, dass auf dem Bredeberg „ein Pharos oder Feurbacke vorzeiten gehalten worden“, wie

wenn dies zu seiner Zeit nicht mehr der Fall gewesen, und dem entsprechend zeigt auch Meyer's Karte f. 1649 keine Feuerbake auf dem Bredberg, noch auch sonst wo; aber ein halbes Jahrh. später erwähnt Bötticher wieder die „Feuerbaacke auf dem Bredenberg“ (S. 265), und der „Abriss“ von 1703 lässt wenigstens den Feuerthurm erkennen. Endlich bemerkt Lass, § 70, Note e: „Der Pharus, der Feuer-Back, oder die Feuer-Blüse stehet auf einen Berg, so vormahls Bred-Berg hiesse“. Auf seinem Bilde der Insel ist demgemäss der Berg mit dem Feuerthurm wohl gezeichnet, bei E, aber nicht benannt. — Der jetzt noch vorhandene, auf einem sehr bedeutenden und namentlich sehr breiten Hügel stehende alte Leuchtthurm soll aber im 17. Jahrh. erbaut sein[1]), während der neue erst 1810 errichtet wurde; also konnten Bötticher und Lass nur jenen im Auge haben, und der Berg, der ihn noch heute trägt, muss der Bredtberg Knobloch's sein. Er wird freilich jetzt nach der Feuerbake „der Bakberg“ genannt. — Endlich lässt sich noch die Lage des Flavenbergs feststellen. Lass kennt nehmlich § 34, Note c für den „Flauenberg“ auch den Namen „Flagenberg“, den er aber verwirft. Da jedoch auf den Karten und Ansichten nach Meyer der Berg zunächst der NW-Spitze immer einen dieser Namen trägt und noch heute „Flaggenberg“ heisst, so kann über die Identität kein Zweifel sein. Auf Lass' Bild ist es der Berg G.

Findet man mithin die Annahmen Meyer's bezüglich der Lage des Road-, Bred- und Flavenbergs richtig, so darf man auch seine Interpolation des Moder- und Kiessberges gelten lassen, obwohl beide heute verschwunden sind und Wiebel S. 44 auf den sonderbaren Umstand hinwies, dass die Namen „Martisburg“ und „Kiesberg“ in derjenigen Karte Meyer's, welche die angeblichen Veränderungen der Insel seit 800 darstellt, auf dem vor 1300 untergegangenen Theil verzeichnet sind, in der Karte f. 1649 aber „Moderberg“ und „Kiessberg“ auf dem jetzigen Oberlande. Der Fehler liegt jedoch hier bei der ersteren Karte, da für die Zeit nach 1638 durch Sachs und Knobloch die Namen der Berge des Oberlandes feststehen. Für den Moderberg hat man auch noch einen ganz bestimmten Anhaltspunkt. Das „Pulverlogiment“ war „einige Jahre“ vor 1699 in denselben gebaut (Bötticher S. 266 u. 284). In einem Aktenstück von 1714 wird diese Pulverkammer wiederum erwähnt (Jahrbücher für die Landeskunde Schleswig-Holstein-Lauenburgs, Bd. 10, Kiel 1869, S. 280), und Lass bemerkt, dass „auf dem Moderberg in einem gemauerten Keller, welcher nebst dem Berge mit einem Stacket wohl versehen ist, das Pulver verwahret wird“. Sein Bild der Insel zeigt den „Pulverturm“ als Hügel F, umgeben mit dem Stacket. — Endlich schrieb Hasselmann noch 1790: „Der Moderberg ist ausgewölbt und hat, solange diese Insel eine Festung gewesen ist, zu einem Pulvermagazine gedient“ (Bd. 1, S. 10). — Nun steht noch heute ein Pulverhaus, ein kleiner, viereckiger Backsteinbau mit Dach, nahe der Südostspitze (vergl. z. B. die Karte des Reichs-Marine-Amtes von 1890 und namentlich die von Rodowicź). Freilich liegt es nicht auf einem Hügel, hat auch im Innern kein Gewölbe und kann desshalb wohl ebensowenig mit Erde bedeckt und kaum ein „Keller“ im jetzigen Sinne gewesen sein. Aber Hr. A. P. Botter, bis 1846 auf Helgoland, jetzt in Brake an der Weser, theilt mir aus eigner Anschauung mit, dass dies schon damals mit einem Ziegeldach versehene Häuschen von einem Hügel derart umschlossen war, dass um dasselbe herum etwa 1 *m* Raum blieb. So kannte er es Anfangs 1845; vier Jahre später

1) Die Form des Thurmes ist bei Lass nicht zu erkennen; Camerer auf seiner Copie des Bildes zeichnet ihn sechsseitig, während der jetzige Thurm vierseitig ist. Jedenfalls ist die Formgebung bei Camerer eine willkürliche.

giebt die Karte von Rodowicź zwar keinen das Haus umschliessenden Hügel mehr, aber in der westlichen Ecke eines kleinen vierseitigen, um das Haus geebneten Platzes einen unbedeutenden Erdaufwurf, — den Rest jenes grösseren Hügels, was auch mit einer, durch Hrn. Pastor Schröder gütigst für mich eingezogenen Auskunft völlig stimmt. Da von anderen Hügeln hier in der Nachbarschaft nichts berichtet wird, so steht die Identificirung des beschriebenen mit dem Moderberge ausser Zweifel. Die letzte Spur der bei Rodowicź noch gezeichneten Erhöhung wurde übrigens während meiner Anwesenheit auf Helgoland im August dieses Jahres zu Befestigungszwecken abgetragen.

Von dem Giess- oder Kiessberg meinte Knobloch, er heisse so, „weil die Lots Leute täglich auff diesem Berge sich befinden unnd die auf dem Meer ankommenden Schiffe von fernen erkiesen können". Dass K. einen ganz bestimmten, ihm wohl bekannten Berg im Auge hatte, folgt unzweideutig aus seiner weiteren Bemerkung, „dass man hierauff das gantze Land, aussgenommen eine kleine Ecke an dem Nord-horn (d. h. an der NW-Spitze) obersehen kan". — Danckwerth bestätigte, dass auf dem Giessberg die Lootsen nach Schiffen ausschauten. Lass nennt den Namen Gies- oder Kiessberg nicht mehr, spricht aber vom „Lootsen- oder Schipberg", und sagt, er liege NW vom Feuerthurm, was mit der Lage des Gies- oder Kiessberges bei Meyer ziemlich stimmt. Auffallend ist nur, dass Lass hinzusetzt: „nicht weit davon (nehmlich vom Lootsenberg) ist der Backberg oder bret berg". Denn dieser letztere würde ja nach Lass' eigener, oben erwähnter Angabe selbst den Feuerthurm tragen. Man muss jedenfalls annehmen, dass hier nur gesagt sein sollte: „Der Lootsenberg liegt NW von und ziemlich nahe bei dem Bredberg, auf dem der Feuerthurm steht."

Der „Schipberg" ist auf der Reinke-Lang-Heather'schen Karte eingetragen als Landmarke für die Schiffer zum ansegeln von NW (und zwar NW nahe bei dem alten Leuchtthurm), er muss also damals noch weithin sichtbar gewesen sein. Ihm entspricht auch ein namenloser Berg auf Papen's Karte. In der Ausgabe bei v. d. Decken steht der Name „Bredte B." grade darauf; derselbe muss sich aber auf den benachbarten Hügel mit dem Thurm beziehen. Neuere Schriftsteller heften den Namen Schipberg, z. Th. offenbar irrig, an andere Punkte der Insel, worüber sogleich.

Ausser den besprochenen 5 Hügeln werden nun noch weitere auf der Insel namhaft gemacht. Bötticher schreibt 1699 (S. 258) von einem Berge, auf welchem eine Anbetung des Schutzgottes der Fischerei, St. Tiets, stattgefunden habe. „Der Berg ist noch diese Stunde und hat seinen Namen als St. Tiets-Berg erhalten". Lass bemerkt aber 1753, dieser Tietensberg sei schon zur Hälfte ins Meer gestürzt, und jetzt weiss man über seine ehemalige Lage gar nichts. Natürlich kann er nicht einer der schon von Knobloch als verschwunden bezeichneten beiden Berge gewesen sein; Knobloch scheint ihn vielmehr übersehen zu haben, wie es nachweislich mit noch einem anderen der Fall gewesen ist.

Lass berichtet nehmlich ferner: „Nach dem Süden von dem Feuer-Thurm ist ein Hügel zu sehen, der der kleine Berg oder Lütge Berg heiset". Diese Notiz ist für uns von ganz besonderem Interesse, denn wir werden nachweisen, dass es sich hier um einen uralten Grabhügel handelt. Offenbar ist es einer der beiden kleinen namenlosen Hügel Bötticher's. Auch nach Lass ist er noch öfters erwähnt worden, aber meist mit falscher Benennung. So sagt Niemann S. 205: „etwa 100 Schritt vom Bredtberg, im Süden, der Moderberg, der vormals zum Pulvermagazin diente", und ihm folgt v. d. Decken S. 12, sowie auch auf der beigegebenen Karte von Papen der Name nicht ganz an der richtigen Stelle und

abweichend von der Dierks'schen Originalskizze eingetragen ist. Ferner bezeichnet Oetker S. 73 einen Hügel südlich vom alten Leuchtthurm, „den er auf keiner Karte findet“, als „Skeppberg“, und Hallier schliesst sich ihm S. 76 an. Aber nach Hasselmann 1790, Bd. 1, S. 10, lag der Moderberg (mit dem Pulvermagazin) „ein Paar hundert Schritt von der Blüse nach Süden“ und auf Rodowicź's so genauer Karte liegt das alte Pulverhaus mit dem Hügelrest in der That 250 Schritt SOzO vom alten Feuerthurm. Nur 100 Schritt SSO vom Thurm dagegen hat Rodowicź einen niedrigen Hügel, der offenbar der „kleine Berg“ Lass's ist. Rodowicź's Karte scheint Oetker unbekannt geblieben zu sein, und ausserdem wissen wir, dass der Schipberg NW vom Thurm lag, nicht südlich. Hasselmann hat den kleinen Berg trotz Lass, wie Knobloch übersehen; er nennt nur Bredtberg, Moder- und Flagenberg und bemerkt, dass einige andere Hügel bereits ganz oder theilweise abgestürzt seien. — Lindemann erwähnt öfters einen „kleinen Bredberg“ und bezeichnete mir an Ort und Stelle eben diesen Hügel als solchen. Dass auch ihm der Name Bredberg zukomme, ist aber nirgends bezeugt, und offenbar ist die richtige Bezeichnung: kleiner Berg. Die mündliche Tradition der Helgoländer ist ganz im Verschwinden begriffen und schon so verwirrt, dass sie leider gar keinen sicheren Anhalt mehr gewährt. Man kann sich nur an ältere gedruckte Urkunden halten. Die meisten Leute, die ich befragte, nannten den kleinen Berg „Billberg“, obgleich auch eine, NW vom alten Leuchtthurm hart am Klippenrande gelegene Stelle so genannt wird, die jetzt kaum noch als Erhebung sich darstellt, aber auf der Küstenkarte Helgolands von Wiebel mit *i* bezeichnet ist (etwa 90 *m* vom Thurm). Lindemann wiederum identificirt (S. 35) diesen letzteren Billberg mit dem Lootsen- oder Schipberg, was etwa der Lage des Schipbergs auf der Reinke'schen Karte von 1809 und des unbenannten Berges bei Papen entsprechen würde; es sind also vielleicht in neuerer Zeit beide Namen gleichzeitig auf den kleinen Berg übertragen worden. Man sieht, die Verwirrung kann nicht wohl grösser sein. Der Name „Billberg“ ist übrigens ganz modern; Oetker erzählt S. 76 eine Geschichte darüber.

Endlich sei noch bemerkt, dass ein auf Wiebel's Küstenkarte mit h^1 bezeichneter und „Lögenberg“ benannter Punkt nicht zu identificiren ist, „wenn er nicht der Rest des Giessberges ist“ (Oetker S. 73). — Die vier noch zu unseren Zeiten erkennbaren Hügel Helgolands waren also unzweifelhaft: der Moderberg, der kleine Berg, der Bredberg und der Flavenberg.

Zustand der Hügel im Sommer 1893, Nachrichten über frühere Funde in denselben und Untersuchung des „kleinen Berges“.

Die meisten der genannten Hügel werden schon lange als künstliche angesehen, so von Wiebel S. 25, der sie sich zu verschiedenen Zwecken aufgeführt und verwendet denkt, aber, da er an den „einzigen“ Hügel Meister Adam's glaubt, auch nur einen von ihnen als alten heidnischen Grabhügel ansehen kann, alle anderen für jünger halten muss; ferner von Hallier S. 78, der sagt: „es sind meistens Grabhügel, ihres Inhaltes beraubt“. Für Grabstätten spricht sich auch Lindemann aus, S. 31, 35—36.

Der Flaggenberg liegt bei Rodowicź etwa 1000 Schritt NWzN vom alten Feuerthurm. Er ist nach Hallier an der Nordseite aufgegraben. Deutlich sieht man auch auf Rodowicź's Karte eine solche Angriffsstelle in NW. Nach Lindemann wurde später, Ende der sechziger Jahre, ein Pulverhaus auf denselben gebaut; ich fand es ganz in den Berg hinein gebaut, so dass von letzterem nur ein Ring als Schutzwall stehen geblieben, der natürlich nicht untersucht werden kann.

Dass bei dem Bau des Hauses Altsachen zum Vorschein gekommen seien, wurde mir bestimmt verneint, und die Angabe, englische Offiziere hätten gelegentlich einer Ausgrabung (vielleicht an obenerwähnter Stelle in NW?) solche zu Tage gefördert, ist uncontrolirbar. Immerhin hat die Annahme „Grabhügel" viel für sich; auf Lass' Bild erscheint er als mächtiger, isolirter, rundlicher Berg (G).

Der Bredberg ist von sehr bedeutender Grösse und wäre breit genug, um davon den Namen zu führen. Er trägt den alten, massiv erbauten, viereckigen Leuchtthurm, die Feuerbake, die jetzt, nach Errichtung eines neuen Thurmes in der Nachbarschaft, als Signalstation dient. Ihr Fuss liegt nach Messung des Astronomen Schumacher vom Jahre 1824 197,3 Hamburger Fuss = 56,526 *m* über dem Meere. Den Thurm selbst fand Wiebel zu 22,58 H. Fuss = 6,469 *m*; Gesammthöhe demnach rund 63 *m* (Wiebel S. 72—73). Eine vollständige Untersuchung des Berges würde des Thurmes wegen unmöglich sein; man hat jedoch beim Bau des letzteren nach Hasselmann im Hügel „Menschenknochen, auch Urnen" gefunden (Prov. Berichte 1790, Bd. 1, S. 9—10) und Wiebel hält desshalb den Bredberg für den „einzigen" Hügel Adam's von Bremen.

Der Moderberg. In diesem Hügel, dessen genaue Lage wir oben festgestellt haben, wurde anfangs 1845 ein Grab gefunden. Das Pulverhaus war also, genau wie beim Flaggenberg, in einen alten Hügel hineingebaut, dessen Rest dasselbe ringwallartig umschloss. Hiermit ist Wiebel's Ansicht (S. 25) widerlegt, wonach der Moderberg nur durch Aufwerfen von Erde über dem Magazin entstanden sei. Das Grab selbst blieb glücklicherweise bei dem Einbau unberührt. Berichte über dasselbe haben wir von Hallier (S. 70, wiederabgedruckt bei Meyn „Zur Geologie" S. 5) und namentlich von Lindemann, dessen beide Mittheilungen (Helgoland S. 36 und diese Verhandl. 1893, S. 24—25) indess in manchen Punkten nicht mit einander übereinstimmen. Letzterer beruft sich auf einen (nicht genannten) Augenzeugen; es ist dies Hr. Botter, dem auch ich weitere ausführliche Mittheilungen verdanke. Der Sachverhalt ist folgender: Kinder hatten bei dem Pulverhaus gespielt, dabei an der Westseite in dem Erdhügel eigenthümliche, offenbar hellfarbige Linien bemerkt und, indem sie zwischen letzteren die Erde mit den Händen etwas wegwühlten, Knochen gefunden. Dies wurde dem Schiffbauer, nachherigen Rathsmann und Stadtsecretär Jacob Andresen-Siemens, dem Begründer des Seebades auf Helgoland und Verfasser der Schrift „Die Insel H., 1835", bekannt und er entschloss sich, die Sache zu untersuchen. Auch der damalige Badearzt, Dr. von Aschen, schenkte derselben seine Aufmerksamkeit. Da jedoch Hr. Botter damals Secretär bei Siemens war, so ist auf seine Aussagen das grösste Gewicht zu legen; auch hat er es an keiner Mühe fehlen lassen, mich in meinen Feststellungen bezüglich Natur und Verbleib der Fundstücke zu unterstützen. Was noch ermittelt werden konnte, wird fast ausschliesslich ihm geschuldet.

Es kamen nun zwei jener Streifen, anscheinend Stein, in einem Abstande von 8 Zoll parallel über einander liegend, und in einer Dicke von etwa 2 Zoll zu Tage, dazwischen die Knochen. Als die Erde sorgfältig entfernt wurde, fand sich der vermuthete Stein zu Sand vergangen. Dies kann indess nicht durchweg der Fall gewesen sein, da, wie wir später sehen werden, Dank der Sorgfalt des verstorbenen Hrn. Erich Lassen, damaligen Hauswirthes von Siemens, noch jetzt feste Stücke einer der Platten erhalten sind. Wahrscheinlich waren die einzelnen Steine verschiedener Natur und widerstanden so den Atmosphärilien ungleich gut. Ursprünglich haben die Knochen wohl auf Steinplatten gelegen und waren auch mit solchen bedeckt, obgleich mir Frau Rickmer J. Hahn, eine Tochter Lassens, ausdrücklich angab, dass letzteres nicht der Fall gewesen sei. Hr. Botter führt

dess diese gegentheilige Auffassung auf die Verwitterung der Steine zurück, die allerdings bei den Deckplatten weiter vorgeschritten gewesen sein konnte, als i den Bodenplatten.

Die Knochen nun gehörten einem zum grossen Theile gut erhaltenen Skelet 1, nach dem Urtheile des Hrn. Botter einem männlichen, und nach einer eusserung des Dr. v. Aschen dem eines kräftigen, aber nicht aussergewöhnlich ossen Menschen. Dass es sich in der That um das Skelet eines Mannes handelte, erden wir später aus den Beigaben feststellen. Die Lage desselben war eine ehr oder minder westöstliche. Die Füsse ruhten am Ostende; der Kopf, am 'estende, lag normal, d. h. mit dem Gesicht nach oben. Die Arm- und Bein- iochen waren noch fest, die Zähne sämmtlich vorhanden und vollständig erhalten, e Schädel- und sonstigen kleineren Knochen dagegen zerfallen. Bei dem Skelet nden sich nach Hrn. Botter: 2 goldene Spiralscheiben von etwa 5 *cm* Durch- esser, aus einfachem Draht, im Gewicht von zusammen 2 doppelten Louisd'or, id zwar an den Hüften rechts und links je eine derselben; ferner an der linken ite eine Bronzewaffe. Von „goldnen Ringen" und einem „Degengriff" wurde ich mir berichtet. Des Weiteren hörte ich von einigen „Doppelknöpfen", deren ner sich noch in Privatbesitz auf der Insel befinden solle. Es ergab sich aber, iss ein ganz werthloses Paar messingener, massiv gegossener kugliger Knöpfe it vortretender Oehse, verbunden durch eine Drahtkette, vorlag, — ein modernes ıbrikat, das oberflächlich unter dem Grase gelegen haben mag. — Um die Natur der Vaffe" und in gewisser Hinsicht auch der Spiralscheiben näher festzustellen, ıchte ich den Verbleib derselben zu ermitteln. Allein man weiss darüber nichts cheres. Hr. Botter schreibt mir: „Siemens sandte die Bronzewaffe, nicht auch e Goldspiralen, nach Kopenhagen an eine Alterthums-Gesellschaft, welche dieselbe ›rt behielt und dagegen 2 Bücher in deutscher Sprache schickte, in deren einem ch Zeichnungen und Beschreibungen nordischer Bronzewaffen befanden, worunter ıch eine, die der Helgoländer gleich war. Für die Aufbewahrung der Goldspiralen id der Skeletreste liess Siemens Kästchen aus weissem Holz anfertigen, in estalt englischer Särge und mit Ansichten von Helgoland geschmückt." Siemens rieth bald darauf in Streitigkeiten mit anderen Rathsherren auf H. und ging, einer f. Mittheilung der Frau Hahn zufolge, nach England, wo er erkrankte und llig mittellos starb, 1846 oder 1847. Ueber den Verbleib der Kästchen war ıskunft nicht zu erlangen.

Ich wandte mich nun zunächst nach Kopenhagen, wo ja die Bronzewaffe ver- ieben sein soll. Aber Hr. Director Dr. S. Müller schrieb mir, dass das National- useum überhaupt keine Prähistorica von Helgoland besitze, und auch, als ich äter, auf anderem Wege, über die Natur der Waffe Aufklärung erhalten hatte, ithin das Suchen erleichtert war, stellte doch Hr. Egil Petersen nur erneut fest, ıch den Accessionsprotocollen und Katalogen, dass das Museum keinen Fund von elgoland besitze oder empfing. Auch enthält es überhaupt keine goldenen Spiral- heiben der angegebenen Art. Ich vermuthe, dass die Bronze der Sammlung des chmaligen Königs Frederik VII. einverleibt wurde und bei dem Brande des hlosses Frederiksborg im Jahre 1859 mit derselben zu Grunde ging. Jedenfalls eiss man auch weder in Kiel, noch in Hamburg und, wie es scheint, in England gend etwas von dem Verbleib, sei es dieses Fundstückes, sei es der Spiralen id Gebeine. Frl. Mestorf schreibt mir, das Kieler Museum habe nichts von elgoland. Die Sammlung prähistorischer Alterthümer im naturhistorischen Museum Hamburg besitzt nach gef. Mittheilung des Hrn. Dr. Hagen nur einen Flint- litter vom Oberland. Endlich sagt Sir John Evans in Nash Mills, der die Güte

hatte, für mich Nachforschungen in England anzustellen: „es sind keine Alter thümer von Helgoland im British Museum, noch kenne ich solche in Privatsamm lungen in England".

Man bleibt also hinsichtlich der Waffe und Spiralen lediglich auf das Ge dächtniss des Hrn. Botter angewiesen. Dieser nun schrieb mir bezüglich de Bronze: „Es war eine Stosswaffe, eingerichtet, um auf einen Holzstock befestig zu werden; ob aber eine Lanzenspitze, ist fraglich. Sie hatte keine Spitze, sonder eine schmale Schneide. Ich kann keine Zeichnung davon machen, würde abe glaube ich, dieselbe nach einer solchen wiedererkennen. Der Titel des Buche mit der entsprechenden Abbildung ist mir leider entfallen." Meines Erachten konnte es sich bei letzterem nur handeln um den „Leitfaden zur nordischen Alter thumskunde, Kopenhagen 1837", oder um Worsaae's „Dänemarks Vorzeit, 1844 Auch Hr. Petersen konnte mir kein anderes nachweisen, das in Betracht käme Allein Hr. Botter erkannte keines der beiden ihm eingesandten Werke als da richtige an, dagegen stellte er fest, dass der Paalstab im Leitfaden, S. 54 obe mit der Helgoländer Waffe Aehnlichkeit habe, nur eine breitere Schneide besitz und dass demnach die mittlere Figur bei Worsaae, S. 22, ein Paalstab mit gan schmaler (oder nur sehr verkürzt gezeichneter?) Schneide, vollkommen dem frag lichen Fundstücke entspreche. Auf weitere Einsendung von Zeichnungen un Fragen meinerseits gab er ferner an, dass das Stück erhöhte Seitenränder, wie be Sophus Müller, Ordning af Danmarks Oldsager II, 1891, Fig. 38, hatte und das man schon bei der Auffindung desselben darüber einig gewesen sei, dass die Waff in ein gespaltenes Holzstück gesteckt und durch Lederstreifen oder Schnüre be festigt gewesen sein müsse, so wie es die Figur in „Dänemark's Vorzeit" zeige Hiernach steht also unzweifelhaft fest, dass es sich um einen Nutencelt oder Paal stab d. h. um ein Beil handelte (vergl. Worsaae, Nordiske Oldsager, 185 No. 181, 183; Mestorf, Vorgeschichtliche Alterthümer aus Schleswig-Holstein 1885, Fig. 216—17), oder wegen der Schmalheit der Schneide vielleicht um eine Meissel, wie Worsaae N. O. 182, Müller Ordning 40. Ornamente, wie a allen genannten Abbildungen, hat zwar Hr. B. nicht bemerkt, so dass man auc an einen Paalstab, wie Müller 39, denken kann; indess giebt Hr. Botter di Möglichkeit zu, dass Verzierungen nur wegen der mangelhaften Reinigung de Objectes nicht sichtbar waren.

Die goldenen Spiralscheiben sind insofern interessant, als solcher Schmuc meines Wissens sonst nicht in nordischen Gräbern dieser Art gefunden wird während dagegen Spiralcylinder, theils für den Finger, theils für den Arm, i einfachem, namentlich aber in doppeltem Golddraht ungemein häufig sind. (Vergl meine Arbeit über Spiralringe, diese Verh. 1886, 433 ff.). Ich vermuthete daher sie möchten am einen Ende in Cylinder übergegangen sein, wie die beiden Scheiben aus Doppeldraht von Tschanschwitz in Schlesien, deren Cylinder fü den Finger passen (Spiralringe S. 455—56, Fig. 1 u. 2, Breslauer Museum No. 857 1884; 415, 1891; der eine rechts-, der andere linksläufig). Allein Hr. Botter ver sichert bestimmt, dass sich an den Helgoländer Scheiben eine derartige Einrichtung nicht befunden habe. Es könnten also die Stücke vielleicht an der Kleidung be festigt gewesen sein und dann wohl am unteren Ende der Aermel, da sonst di Lage an den Hüften schwer verständlich ist. Es fragt sich aber, ob man es hie überhaupt mit 2 selbständigen Schmucksachen zu thun hat, oder nicht vielmeh mit gleichartigen Theilen eines grösseren Stückes. Ich erinnere zunächst an di goldene, an beiden Enden in Spiralscheiben aus einfachem Draht auslaufende Fibe (ehemals mit loser Nadel) aus dem Centralgrabe des „Swarten Barges" bei Gönnebek

Ksp. Bornhöved in Holstein, neben gebrannten Gebeinen (Handelmann, Alterth. Bericht 38, Kiel 1885, Titelblatt und S. 23; Mestorf, Vorgeschichtliche Alterthümer aus Schleswig-Holstein, Hamburg 1885, Fig. 341). Ferner gehört hierher das Paar goldener Spiralcylinder von Röcknitz bei Dargun in Meklenburg, deren beide Enden ebenfalls zu Spiralplatten aufgerollt und die ihrer Weite nach für den Finger zu gross, für den Arm zu eng sind (Meklb. Jahrb. 15, S. 269, ohne Abbildung). Namentlich aber muss auf ungarische Schmucksachen, Fibeln u. dergl. verwiesen werden, an denen solche Combinationen von Spiralscheiben, meist freilich in Bronze, theils als constructive Theile, theils als Beiwerk eine grosse Rolle spielen. Es ist also möglich, dass es sich bei den Scheiben um Bruchstücke eines Gegenstandes handelt, dessen verbindendes Glied verloren gegangen war. Für die Beobachtung des Hrn. Botter „Scheiben, nicht Cylinder", kann ich übrigens eine indirecte Bestätigung beibringen. Die 3 Male, dass ich auf Amrum cylindrische Armspiralen paarweise fand, lagen beide stets an einem und demselben Arm (Verh. 1886, S. 453—54), während hier jene Stücke auf die beiden Körperseiten vertheilt waren. Fingerringe habe ich nicht paarweise angetroffen.

Wenn nach unseren obigen Mittheilungen jede Aussicht schwindet, die Beigaben aus dem Moderberge dermaleinst wieder auftauchen zu sehen, so blieben dagegen Theile einer der Steinplatten erhalten. Nach Hallier befand sich noch 1862 im Besitz des Hrn. Lassen eine grosse Platte „späthigen, festen Gypses" aus dem Grabe; von derselben kann ich zur Zeit folgende Ueberreste nachweisen: Ein Stück, durch Vermittelung von H., im Grossherzogl Sächs. mineralog. Museum zu Jena; je ein kleines, früher im Besitz des Hrn. Dr. Lindemann, im Naturhistorischen Museum zu Hamburg (durch Dr. Gottsche) und in der geolog.-paläontol. Sammlung des Königl. Museums für Naturkunde zu Berlin (durch Professor Dames); ein kleines auf Helgoland in Händen des Herrn P. C. Reimers, Bindfadenallee; ein grösseres ebenda im Besitz der Frau Hahn; endlich eines, 32 ½ *cm* lang, 27 ½ *cm* breit und bis fast 5 *cm* dick, als Geschenk der Frau Hahn, zur Zeit noch in meinen Händen, aber für ein Museum bestimmt. Die Dicke der Platte kann ursprünglich viel stärker gewesen sein, da zwischengelagerte dünne Thonschichten ein Zerfallen in mehrere Blätter begünstigen.

Für die Zeitbestimmung des Grabes im Moderberg liegen genügende Anhaltspunkte vor. Wir dürfen hierzu die Verhältnisse auf den an der schleswigschen Westküste gelegenen benachbarten Inseln heranziehen. Sylt ist archäologisch durch Handelmann erforscht, Amrum untersuchte ich selber. Helgoland hat nun mehr Beziehungen zu diesen nordfriesischen Inseln, als zu den ostfriesischen. In historischen Zeiten gehörte es von Alters her politisch zu Schleswig; was aber wichtiger, auch dialektisch steht es Nordfriesland nahe, und mir ist es aufgefallen, dass auch viele Ortsbezeichnungen, Sagen, Anschauungen sich auf Helgoland genau so vorfinden, wie auf Amrum. Lässt dies auf die gleiche Bevölkerung schliessen, so kann man auch gleiche Grabgebräuche schon in vorgeschichtlicher Zeit mit Wahrscheinlichkeit voraussetzen. Die Körperbestattung, ohne Verbrennung, war nun auf den nordfriesischen Inseln allgemein üblich in der älteren Bronzezeit; nur selten fand sich (auf Sylt) zur gleichen Zeit Leichenbrand, der vielmehr erst später allgemeiner auftrat, wie es übrigens ja auch im benachbarten Dänemark der Fall war (vergl. meine Mittheilungen in diesen Verhandlungen 1890, 277—79; 1892, 144—45). Grabkisten aus Steinplatten sind ferner auf Sylt häufig gefunden; wenn sie auf Amrum meist durch Haufen loser Feldsteine ersetzt waren, so muss dies wohl einer geringeren Häufigkeit grösserer plattenförmiger Steine zugeschrieben werden. Dass man im Moderberg nur Boden- und Deckplatten fand, keine vollständige Kiste,

ist belanglos, da in einem später zu beschreibenden Grabe sich eine wirkliche Kiste zeigte und zwar aus demselben Material — Gyps. Die Besonderheit dieses Materials hat eine rein locale Ursache, worüber später mehr. Celte mit Nute und Absatz, sei es mit breiter Schneide als Waffe, sei es mit schmaler als Meissel gehören ebenfalls der älteren Bronzezeit an, und zwar nach Sophus Müller dem älteren Abschnitte derselben (vergl. Aarböger f. nord. Oldkyndighed 1891, S. 192 ff.) oder nach Montelius dessen Periode II (Tidsbestämning inom Bronzåldern, Stockholm 1885). Gleichzeitig bestätigt dies Stück, dass die beigesetzte Leiche eine männliche war, da solche Waffen oder Geräthe nur in Männergräbern vorkommen (Aarböger 1886, 251; 1891, 190, 192).

Zur Zeitbestimmung sind die goldenen Spiralplatten wenig geeignet, aber sie stehen mit obigem Resultat nicht in Widerspruch. Das Vorkommen des Goldes an der Nordseeküste in Form der Spiralcylinder aus Doppeldraht, für Arm und Finger, besprach ich in diesen Verh. 1890, 277—80. Auf Amrum gehört es hauptsächlich Montelius' Periode III an, die etwa Müller's jüngerem Abschnitt der älteren Bronzezeit entspricht, aber es tritt auch schon in Montelius' Periode II Müller's I[1] auf. Für die Spiralscheiben aus einfachem Draht ist dies nun allerdings nicht beweisend, um so weniger, als jene Ringe sich in anderen Gegenden noch erheblich später finden, sogar bis in den Beginn der reinen Eisenzeit, der La Tènezeit. Aber die nahe Verbindung der Scheiben mit den cylindrischen goldenen Schmucksachen im Allgemeinen zeigt sich doch an Stücken, wie die schon angeführten von Tschanschwitz in Schlesien und anderen aus der Provinz Posen und aus Böhmen, die ich Verh. 1886, S. 455—57 besprach, und, was hier ganz besonders in Betracht kommt, an meinem schweren Amrumer Armreif, Verh. 1886, 451, dessen Doppeldraht in zwei Voluten ausläuft. Die Goldscheiben bereiten also bei Beurtheilung der Zeitstellung des Grabes keine Schwierigkeit; die alte Bronzezeit (erste Hälfte d. Jahrtausends v. Chr.) ist somit für Helgoland festgestellt. —

Der kleine Berg, mit Gras gleichmässig bewachsen, war unregelmässig begrenzt, offenbar in Folge von Erdentnahme oder -Anschüttung auf dem umliegenden Gelände. Aus demselben Grunde erschien er auch von verschiedenen Seiten gesehen ungleich hoch, an der Südseite höher als an der Nordseite, und etwas in die Länge gestreckt von W nach O. Er war abgeflacht. An seiner Nordseite ist in früherer Zeit ersichtlich etwas abgegraben, doch war die Wunde mit einer Grasnarbe bedeckt. Lindemann erwähnt Gerüchte, nach denen früher Altsachen in dem Hügel gefunden sein sollten; vielleicht gab jene Abgrabung dazu den Anlass; dieselbe konnte sich aber meines Erachtens nur ganz an der Oberfläche bewegt haben[1]). — Der Gesammteindruck war zwar der eines Grabhügels und die Karte

1) Ob die Abgrabung vielleicht mit dem Bau einer Sternwarte zusammenhing, lasse ich dahingestellt. Ganz in der Nähe des kleinen Berges muss nehmlich nach den Angaben bei Wiebel S. 60 die temporäre Sternwarte gestanden haben, auf welcher im Jahre 1825 durch Hansen die geographische Lage Helgoland's zuerst zuverlässiger bestimmt wurde als:

54° 10′ 46,51″ nördl. Breite, 7° 53′ 5,85″ O von Greenwich.

Es lag von diesem Punkte, 1 Toise = 1,949 *m* gesetzt,

der neue Leuchtthurm	: N 104,99 *m*	W 29,82 *m*
der alte Leuchtthurm	: N 50,83 *m*	W 53,58 *m*
der Kirchthurm	: N 333,20 *m*	O 69,77 *m*

Diese Entfernungen in Rodowicz' Karte eingetragen, ergeben ziemlich übereinstimmend einen Punkt nicht weit vom Fusse des Hügels in NO; nur die Angabe: Kirchthurm O 69,77 *m* passt nicht, da ich die Lage des Thurms zwar östlich, aber nicht so weit östlich finde. Auf den Neubau des Thurms im Jahre 1885 allein wird diese Abweichung nicht

les Katasteramts bezeichnet ihn auch als „Hünengrab", doch liess sich auch an eine natürliche Erhebung denken. Endlich war noch eine andere Ansicht zu prüfen. Meyn sagt in Cotta's Vierteljahrs-Schrift S. 14: „Die Berge bestehen aus aufgeschütteter Masse, namentlich z. Th. aus Kohlenbrocken". Dem entsprechend war bezüglich des kleinen Berges die Meinung ziemlich verbreitet, der Hügel sei nichts als ein Schlackenhaufen, herrührend von dem Steinkohlenfeuer, das eine Zeit lang auf dem alten Leuchtthurm brannte. Nach Lass § 70, Note *e* scheint man nehmlich zuerst auf der Feuerbake Kerzen (wohl in einer Laterne auf Holzconstruction) gebrannt zu haben. Auf dem nach Lindemann (S. 100; freilich mit unbegründeter Berufung auf Lass) 1670 erbauten, noch jetzt stehenden viereckigen Backsteinthurm wurde aber, wie es scheint, seit 1673 oder einige Jahre nachher (Lass a. a. O.) ein offenes Feuer (in einem eisernen Korbe) unterhalten, das in stürmischen Nächten über 4000 Pfund Steinkohlen verzehrte (Niemann S. 228, wohl nach Hasselmann). Erst 1810 wurde ein neuer Thurm in der Nähe des alten erbaut und bei dieser Gelegenheit das offene Steinkohlenfeuer durch ein System von Oellampen ersetzt. Hätte man also die Schlacken der Kohlen angesammelt, so würde allerdings eine erhebliche Halde entstanden sein. Aber nichts lag doch näher, als sich der Abfälle über den unmittelbar benachbarten Klippenrand zu entledigen, und es war mir durchaus unwahrscheinlich, dass eine so gleichmässige, feste Grasdecke sich auf einem reinen Schlackenhaufen gebildet haben könne. Die Vermuthung, es handle sich um einen solchen, beruhte auch hauptsächlich nur auf einigen Steinkohlen oder Asche, die man gelegentlich der Errichtung einer Telegraphenstange unter dem Rasen bemerkt hatte. Diese konnte aber zufällig dahin gelangt sein; wurden doch die glühenden Schlacken des Leuchtfeuers oft weit, selbst bis auf die Häuser des Ortes, durch den Sturm umhergeschleudert (Oetker S. 231, wohl nach Hasselmann).

Nach alledem gewann ich die Ueberzeugung, dass ich einen im Wesentlichen intacten Grabhügel — den letzten Helgoland's — vor mir habe. Dies kostbare Object befand sich aber in äusserst gefährdeter Lage. Nicht allein hatten in den letzten Jahren mehrere Laien ihr Augenmerk auf dasselbe gerichtet, sondern namentlich schien die noch im Gange befindliche neue Fortification der Insel den Hügel zu bedrohen. Er lag unmittelbar vor einem noch unfertigen Panzerthurme und nicht weit von dem ebenfalls noch unvollendeten Ausgang des Tunnels, der vom Hafen heraufführt. Hier fanden noch Erdbewegungen statt, und benöthigte man etwa noch Material, so lag der Hügel bequem zur Hand und konnte leicht verschwinden, ohne dass ein sachverständiger Archaeologe zu seiner Abtragung hinzugezogen wäre. So entschloss ich mich, eine Untersuchung vorzunehmen. Durch die unvergleichliche Liebenswürdigkeit des damaligen Kommandanten, Hrn. Admiral Mensing, und das verständnissvolle Eingehen des Regierungsassessors, Hrn. Hans v. Eisenhart-Rothe, auf meinen Antrag wurden die formellen

---

zurückgeführt werden können. — Den Helgoländern scheint der fragliche Punkt nicht mehr bekannt zu sein.

Den neuen Leuchtthurm berechnet Wiebel nach obigen Zahlen zu

54° 10′ 49,91″ nördl. Breite, 7° 53′ 4,20″ O von Greenwich.

Die gleiche Berechnung für den Kirchthurm, wie sie Wiebel giebt, zeigt durch einen Druckfehler das Glied 7,86″ statt 3,86″; das Resultat 7° 53′ 9,71″ ist jedoch richtig, wenn die Angabe O 69,77 *m* richtig ist; vielleicht liegt aber hier ein Irrthum vor. — Nach den Bestimmungen der Königl. Preuss. Landesaufnahme von 1886 läge übrigens der neue Leuchtthurm: 54° 10′ 57″ nördl. Breite; 7° 53′ 10,9″ O von Greenwich (siehe Karte des Reichs-Marine-Amtes 1890).

Schwierigkeiten schnell überwunden, so dass ich gleich ans Werk gehen konnte. Um jede Täuschung auszuschliessen, liess ich zunächst, am 28. August, im Süden, wo nach meinen Amrumer Erfahrungen Altsachen weniger häufig lagen, einen Versuchsschacht graben, vom Rande gegen das Plateau vordringend, aber die Mitte des Hügels unberührt lassend. Die Masse des letzteren bestand durchweg aus röthlich-braunem Lehm (wie er überall die Bedeckung des Felsens der Insel bildet, entstanden durch Verwitterung aus dem unteren Buntsandstein, also dem ältesten Gliede der Triasformation, angehörigen Schichten, kalkarmen Thonen, Kalksandsteinen und Kalksteinen; Dames S. 1023—24). In den oberen, vollständig trockenen Lagen war er von ausserordentlicher Härte, in den untersten, feuchteren von ebenso störender Zähigkeit; man konnte nur mit der Hacke arbeiten. Der Schacht wurde bis zu 2,75 *m* hinabgetrieben und von der Sohle desselben noch mit dem Erdbohrer wohl $^1/_2$ *m* tiefer sondirt, ohne dass man den Felsen erreicht hätte. Die Lehmmasse enthielt bis hinab auf den Boden des Schachtes hin und wieder Theilchen von Holzkohle, daneben allerdings auch häufig kleine Stückchen einer Eisen- oder Manganhaltigen Concretion, die allenfalls mit Steinkohlenschlacke verwechselt werden konnte. Der Erdbohrer, ein sehr starkes, breites, spiralgewundenes Eisenband brachte schliesslich immer reiner röthlich gefärbten, feuchten, äusserst plastischen Lehm herauf, in dessen unterster Lage man die Spuren verwester Wurzelfasern erkennen konnte, so dass man hier entschieden auf einer früher freigelegenen Bodenfläche war. Dies und die Holzkohle bewies, dass der Hügel künstlich aufgeworfen sei, und so liess ich denn, obgleich keine Spur von Altsachen gefunden war, ohne Zögern den Südost-Quadranten desselben von seiner Rasenfläche befreien, um mit einem breiten, tiefangelegten Graben von Südost einzudringen, wo nach meiner Erfahrung die meiste Aussicht auf Erfolg ist. Diese Voraussetzung hat sich vollständig bestätigt. Schon am Mittage des nächsten Tages waren Steine aufgedeckt, welche sich später als Bestandtheile einer grossen Grabkiste erwiesen. Da sich die Spur derselben bis hart an die etwa auf der Mitte des Berges stehende Telegraphenstange verfolgen liess, wurde die Aushebung und Versetzung der letzteren nöthig, wobei sich zeigte, dass das zur Aufnahme der Stange seinerzeit gegrabene Loch tiefer noch als der Rand der Kiste hinabging und bei nur äusserst geringer Verschiebung nach SO unfehlbar das Grab zerstört haben würde.

Durch Wegräumen der ringsum lagernden Erdmassen wurde nun die Begrenzung der Steinsetzung festgestellt und letztere so weit freigelegt, dass am dritten Tage zunächst die Säuberung der Kiste von den letzten daran und darauf liegenden Massen erfolgen konnte. Dieses Stadium der Ausgrabung veranschaulicht das umstehende Bild (Fig. 3) nach einer Photographie des Hofphotographen Hrn. G. Friedrichs auf Helgoland. Man sieht von SO in den geöffneten Hügel und erblickt im Hintergrunde den alten Leuchtthurm auf dem Bredberge. Noch am selben Tag fand die Oeffnung, Auslcerung und völlige Aushebung der Kiste behufs Sicherung der sie bildenden Steinplatten statt. — Weder dicht unter der Rasendecke, noch sonst bei der ganzen Ausschachtung war bis dahin irgend ein Alterthumsgegenstand zu Tage gefördert, ausgenommen ein kleiner Splitter eines geschliffenen Flintgeräths, einer Axt oder eines Meissels, der offenbar mit der Hügelmasse aufgeworfen war. Nachbegräbnisse fehlen zur Zeit in diesem Berge noch ganz und es wird damit sehr unwahrscheinlich, dass früher Altsachen in demselben gefunden sind, wie das Gerücht wollte.

Die Grabkiste war zusammengesetzt aus weissen Gypsplatten und vereinzelten Stücken graugrünlichen Sandsteins oder Thons (vergl. Dames S. 1027). Wenn letzteres Material etwa auch im Moderberge theilweise Anwendun

efunden hatte, so dürfte sich dadurch die Unvollständigkeit der Grabkiste in dem-
elben und der Mangel an Uebereinstimmung der Berichte hinsichtlich der Deck-
atte erklären; denn Feuchtigkeit scheint auf dasselbe stark einzuwirken. Im
ebrigen liess diese Grabkiste von vornherein auch einen ähnlichen Inhalt, wie
jenem Grabe vermuthen, was die Untersuchung am 30. August 1893 lediglich
estätigte.

Figur 3.

Die Kiste bildete ein Oblong, dessen Längsaxe, unter Berücksichtigung der
Iissweisung[1]) des Compasses, genau NO.-SW. lag. Die kleinen Seiten in NO. und
W. standen ziemlich gerade, die eine Langseite, in SO., war aber entschieden
twas schräg nach aussen gelegt, so dass die Kiste oben etwas weiter, als unten
rar. Bei der anderen Langseite, in NW., liess sich dies nicht so klar erkennen,
a dieselbe zum Theil zerstört war, vermuthlich schon bei der Aufschüttung des
Iügels, weniger wahrscheinlich bei Errichtung der Telegraphenstange. Dimensionen
er Kiste, oben und aussen gemessen, 2000 und 750 *mm*. Die SO.-Seite bildete
ine einzige grosse Platte, 1840 *mm* lang, 650 *mm* hoch, übrigens an der oberen
Kante durch Verwitterung und Abbröckelung unregelmässig gestaltet. Der höchste
Punkt dieser Kante lag 1250 *mm* unter der Hügeloberfläche. — Im Lichten war
ie Kiste etwa 1810 *mm* lang. — Den Boden derselben bildeten ebenfalls Platten,
nd da die Seitenwände etwas tiefer hinabgegraben waren, als die Ebene, in der
iese Platten lagen, so war die lichte Höhe der Kiste etwas geringer, als die Höhe
er Seitenplatten, etwa nur $^1/_2$ *m*.

Die Frage, ob die Kiste zur Zeit ihrer Errichtung mit einem vollständigen
Deckel geschlossen wurde, ist nicht leicht zu entscheiden. An einigen Stellen
agen allerdings wirkliche Deckplatten; am NO.-Ende ragte eine solche um 50 *mm*
iber die Seitenwand hinaus. Auch am SW.-Ende mag eine regelmässige Be-
leckung angenommen werden, aber in der Mitte scheinen theilweise die Trümmer

1) Nach der Karte des Reichs-Marine-Amtes von 1893 beträgt die Missweisung für 1895
ei Helgoland 13° W., die jährliche Abnahme 7—8 Minuten.

der gerade hier zerstörten NW.-Langseite in die Kiste hineingefallen zu sein un
so nur unbeabsichtigt sich über den Grabinhalt gelegt zu haben. Im Ganzen wa
alles, was ich als bedeckende Theile aufhob, zusammengenommen kaum au
reichend; einen vollständigen Deckel zu bilden, und diese schon während der Au
grabung sich mir aufdrängende Ueberzeugung schien eine Stütze zu finden in der
was Frau Hahn mir später selbständig über den Moderberg berichtete, womit ab
freilich die positiven Angaben des Hrn. Botter im Widerspruch stehen (obe
S. 510—11).

Nach dem Aufheben der bedeckenden Platten zeigte sich in der Kiste, nich
gerade in der Mitte, sondern nach SO. hinübergerückt, ein Skelet, halb auf de
rechten Seite liegend, mit dem Kopfe hart an der SO.-Wand, das Gesicht nich
nach oben gerichtet, sondern nach SO. Der Kopf stand vom SW.-Ende des innere
Raumes noch 190 *mm* ab. Der verbleibende Raum, 1620 *mm*, war nicht völl
ausreichend, den Körper gerade ausgestreckt unterzubringen; vermuthlich deshal
waren die Knie etwas in die Höhe gezogen, oder umgekehrt: da beim Niederlege
des Körpers die Beine sich etwas einbogen, brauchte man nicht Bedacht darau
zu nehmen, den Kopf ganz an das SW.-Ende zu rücken. Dass das Hinaufziehe
der Knie ein beabsichtigtes gewesen, etwa wie bei den „liegenden Hockern
der Steinzeit, möchte ich kaum annehmen; dazu war die Beuge wohl nicht stan
genug. Trug ein Mann die Leiche am Kopfende, ein zweiter am Fussende, inden
er unter die Kniekehlen griff, so musste die Schwere des Rumpfes den Körpe
naturgemäss in die Verkürzung bringen, wie er sich vorfand, indem man offenba
sich nicht die Mühe genommen hat, denselben nach der Niederlegung wieder z
strecken. Die rechte Hand ruhte auf dem rechten, unten liegenden Oberschenke
die linke war über den rechten Unterarm an die SO.-Wand gelehnt. Oberhalb de
linken Schulter, neben dem Kopfe, lag die bronzene Klinge eines kleine
Dolches, die Spitze an der Schulter, das Griffende nach SW., dabei eine zu
gehörige Niete. Schräg auf der Brust fand sich eine bronzene Nadel, m
dem Kopf unten rechts, die Spitze der linken Schulter zu. Das war an Beigabe
Alles; von Gold, wie im Moderberg, nichts. Dagegen deuteten hier und da bräun
liche Massen mit Spuren von Fäden auf zergangene Kleidung hin. An ve
schiedenen Stellen auf den Knochen, namentlich an Kopf und Füssen, bemerkt
man eigenthümliche Concretionen, hellbräunlich, körnig, aber zum Theil mit kleine
Krystallen vermischt. Durch Analyse stellte ich fest, dass es nur Gyps war, de
also, als Sinter von den Deckplatten herunterträufelnd, sich hier wieder abgesetz
hatte. Die Lage des Skelets mit seinen Beigaben in der Kiste veranschaulich
das nachstehende Bild (Fig. 4), theils auf Grund einer Photographie des Hrn
Friederichs, theils nach Bleifeder-Skizzen des anatomischen Zeichners, Hrn
W. Winter, in Firma Werner & Winter in Frankfurt a. M. Die vordere Eck
der Kiste liegt nach Norden, wo man sich also auch den Beschauer zu denken ha

Da der Deckel der Kiste nicht vollständig war, oder nicht genügend Wider
stand geleistet hatte, war die Kiste zum Theil mit Lehm erfüllt, was die Frei
legung des Skelets und der Bronzen sehr erschwerte. Auch waren die Knochen
sehr morsch, Kopf, linke Schulter und Becken ausserdem durch Steinplatten zer
drückt. Der Gelenkkopf des linken Oberarms zeigte eine mir bisher nicht vor
gekommene Zersetzung, indem innerhalb der äusseren, nur dünnen Rindensubstanz
eine Art weichster, schneeweisser, phosphorsäurehaltiger Kreide sass. Bei dem traurige
Zustande des Skelets, dessen charakteristischste Theile gerade zerstört waren, schien
die Bestimmung des Geschlechts nach rein anatomischen Merkmalen fast un
möglich. Allein Hr. Dr. Mewius, Arzt und Physikus auf Helgoland, glaubte doch

aus der Dicke der Schädeldecken-Fragmente auf einen Mann schliessen zu dürfen, und Hr. R. Virchow, dem ich die zuvor durch Leimwasser erhärteten Gebeine vorlegte, stimmte bei, theils wegen der Stärke verschiedener Knochen, worunter wieder die Theile der Calvaria, theils wegen der in diesen letzteren auffallend stark entwickelten spongiösen Partie. — Von Zähnen wurde nur einer gefunden,

Figur 4.

der aber leider in fremde Hände gerieth und dessen Wiedererlangung mir bisher nicht hat gelingen wollen. — Die Länge des Skelets konnte nicht gemessen werden, hauptsächlich wegen der Zerstörung einzelner Theile desselben, z. B. auch der Füsse, dann aber auch wegen der durch die eigenthümliche Lage bewirkten Verkürzung. Die Höhe vom Hüftgelenkkopf bis zum Scheitel betrug etwa 79 *cm*, so dass man doch nur auf einen Mann mittlerer Grösse wird schliessen können.

Bezüglich der Bronzen ist den nachstehenden Abbildungen (Fig. 5) wenig hinzuzufügen.

Figur 5. $^2/_3$

Die Dolchklinge ist 116 *mm* lang, aber am Griffende etwas abgebröckelt, also verkürzt. Die Schneiden sind etwas concav, die Mittelrippe, welche sich fast bis zur Spitze der Klinge hinzieht, ist schmal und leicht abgerundet. Der Griff

muss aus Holz oder anderem organischen Material bestanden haben und vollständig vergangen sein. Vermuthlich war er durch mehrere Nieten an die Klinge befestigt; gefunden ist indess nur eine, ein vierseitiges Pflöckchen, 12—13 *mm* lang, dessen Enden durch Behämmern zu kleinen Köpfchen verbreitert sind. — Die Nadel, offenbar zum Zusammenfassen des Gewandes über der Brust benutzt, 175 *mm* lang, scheint einen flachen, scheibenförmigen (oder umgekehrt konischen?) Kopf von etwa 17 *mm* Durchmesser gehabt zu haben, soweit die starke Verwitterung erkennen lässt. Ob der Rand desselben vielleicht durch kleine, senkrechte Einkerbungen oder durch ringsum laufende horizontale Rillen verziert war, ist nicht zu sagen. Die Schaftpartie zunächst dem Kopfe ist quergerippt (ringförmig gekerbt). Die Rippen sind scharfkantig, nach beiden Seiten dachförmig abfallend; ihre Zahl lässt sich nicht feststellen, da wegen der Verwitterung die untere Grenze der Kerbung nicht zu bestimmen ist. Die Spitze des Schaftes ist leicht gebogen, ob absichtlich oder nur zufällig, wird in der unten folgenden Mittheilung über „Säbelnadeln" erörtert werden.

Die Bronzen hatten in hohem Grade durch Oxydation gelitten und kaum noch Zusammenhalt. Einem Vorschlage des Hrn. Dr. Mewius folgend, übergoss ich sie in situ mit Paraffin und es gelang dann in der That, sie ziemlich unversehrt zu entfernen. Aber schon auf dem Wege nach Berlin wurde die Paraffindecke, vermuthlich durch eingeschlossene Feuchtigkeit, gesprengt, wobei Stücke der verwitterten Bronze sich loslösten. Ich tauchte daher die Gegenstände wieder ganz in geschmolzenes, ziemlich stark erhitztes Paraffin, wobei Wasser unter lebhaftem Aufschäumen entwich, nahm sie dann aus der noch heissen Flüssigkeit, liess gut abtropfen und schliesslich auf Fliesspapier erkalten. Die Stücke haben sich bisher ($4^1/_2$ Monate) leidlich gehalten und es verdient Erwähnung, dass sie ein natürliches mattes, nicht glänzendes Aeussere haben. Weitere Versuche an frisch ausgegrabenen, aber auch an trockenen, pulverig zerfallenden Bronzen wären erwünscht; für ein endgültiges Urtheil ist die Zeit der Beobachtung noch zu kurz.

Wir wenden uns zur Zeitbestimmung des Grabes. Schon die Art der Bestattung lässt wieder auf ältere Bronzezeit schliessen und dazu passt der Dolch, dessen Griff noch nicht aus Bronze, sondern aus organischem Material gebildet war und keinesfalls auf einer Angel sass, sehr gut, auch hinsichtlich seiner Kleinheit. In den älteren Gräbern auf Amrum fand ich derartige Waffen häufig. Schwieriger ist es, für die Nadel ein Analogon nachzuweisen. In Dänemark sind nach Sophus Müller, „Ordning", II, 119—22, Bronzenadeln mit Stiel und Kopf in der älteren Bronzezeit ziemlich selten und gehören dem jüngeren Abschnitte derselben an. Die Nadel mit scheibenförmigem Kopf, 122, ist um ein Drittel kürzer als unsere und hat unterhalb des Kopfes statt der ausgedehnteren Querrippung nur einen kantigen Wulst. Dies einzige Exemplar Dänemark's entstammt einem Männergrabe (Körper in Steinkiste) der Insel Mors im Liimfjord, also dem NW. Jütland's (Aarböger f. n. O. 1868, 108, Nr. 35; 1891, 204, Fund 120). In noch eisenfreien Brandgräberfeldern der Provinz Brandenburg ist diese Nadelform nicht selten; das Königl. Museum für Völkerkunde und das Märkische Provinzial-Museum besitzen beide einige Exemplare von verschiedenen Fundorten (vgl. z. B. „Nachrichten über Deutsche Alterthumsfunde" 1891, S. 93, Fig. 29). Aber diese Geräthe bieten doch nur sehr entfernte Analogien mit dem Helgoländer Object dar. Aehnlicher ist schon Friderico-Francisceum, 1837, Taf. 24, 13, aus Meklenburg, doch ist über die Fundumstände nichts bekannt. Noch besser stimmt eine Nadel von Gross-Dobra in Böhmen aus einem Steinkegel mit Leichenbrand neben anderen Bronzen (Sichel, Armband) und Thongefässen; auch ist ihr Schaft unten

gebogen, aber oben mehr geriefelt, als gekerbt (Píč, Archaeologický Výzkum ve Středních Čechách, d. h. Archäolog. Forschungen im mittleren Böhmen, Prag 1893, Taf. 9, 2). Ein ähnliches Exemplar, jedoch mit geradem Schaft, Památky archaeologické a místopisné, Prag, XII, Taf. 8, 1. Andere Nadeln zeigen in einiger Entfernung vom Kopf eine leichte Anschwellung, die dann geriefelt oder gekerbt ist; ebenda Fig. 2 u. 3 u. XIV, Taf. 1, 12, 13, 17, 19. Das Alter all' dieser Stücke festzustellen, bin ich nicht in der Lage. Im Süden möchten wohl am ehesten wirkliche Analoga zu erwarten sein. Nach Naue, Bronzezeit in Oberbayern, München 1894, würde die starke Kerbung für eine etwas jüngere Zeitstellung sprechen; die Nadeln der älteren Zeit, wie seine auf Taf. 29, 8, sind in Oberb. nur schwach geriefelt; immerhin sind diese den unseren vergleichbar. Auch in der Schweiz findet man Anklänge.

Das Geschlecht des Bestatteten, nach dem oben mitgetheilten anatomischen Befunde vermuthlich männlich, lässt sich aus den Beigaben nicht bestimmen, da die Nadeln von beiden Geschlechtern getragen wurden und in der älteren Bronzezeit, wie schon lange bekannt, sich auch Dolche nicht selten in sicheren Frauengräbern finden (vergl. die Zusammenstellung von Mestorf, Corresp.-Bl. d. Deutsch. anthrop. Ges. 1889, 150).

Beachtenswerth ist, dass sowohl im kleinen, wie im Moder-Berg kein Bernstein vorkam, obgleich solcher noch heute bisweilen an der Düne vom Meere ausgeworfen wird. Ueber das Vorkommen des Bernsteins in bronzezeitlichen Gräbern der cimbrischen Halbinsel und der nordfriesischen Inseln siehe diese Verh. 1890, S. 273—74, 275—280.

Ehe wir den kleinen Berg verlassen, muss noch darauf hingewiesen werden, dass er sehr wohl weitere Gräber enthalten kann. Nicht allein wäre Raum für ein zweites bronzezeitliches Begräbniss in gleicher Höhenlage, wie das aufgedeckte, vorhanden, sondern es könnten sich auch in grösserer Tiefe noch Dinge finden; denn die Bodenplatten unserer Kiste lagen noch nicht auf der alten Grasfläche, welche der Probeschacht blosslegte. Ich habe die Absicht, die Untersuchung wieder aufzunehmen, auf die Gefahr hin, erfolglos zu arbeiten. —

Eine besondere Prüfung erfordert die Herkunft der Gypsplatten. Gyps findet sich im Gestein der Hauptinsel sparsam verbreitet und zwar nach Wiebel, S. 91, faserig, atlasglänzend, vom Eisenoxyd des Thons, zwischen dem er liegt, schwach röthlich gefärbt, in dünnen, 1—1½ Zoll mächtigen Lagen. Indess traf Wiebel ihn nur zweimal, einmal an der Ostseite und einmal an der SW.-Seite beim Bakhorn. Dieses Bakhorn liegt nun dicht beim alten Leuchtthurm, der Feuerbake, und man könnte daher versucht sein, die Gypsplatten unserer Gräber als dorther genommen anzusehen. Allein sie sind nicht röthlich und auch nur stellenweise faserig und atlasglänzend, vielleicht auch zu mächtig und gross, um diese Annahme zu rechtfertigen. Da richtet sich der Blick naturgemäss auf das verschwundene Wittkliff. Ranzau sagte zwar nur, es liefere „calcem", aber schon Knobloch sprach allgemeiner von „kalkweissen Steinen" und Lass gab S. 39 an, dass es „viel Gibs — und Kalck-Steine" geliefert habe. Nun giebt es unter den in der NW.-Verlängerung der Düne gelegenen submarinen Riffen eines, das heute den Namen „Wittkliff-Brunnen" führt. Wiebel hielt diese auf seiner Karte angegebene Stelle für diejenige, auf der das alte Wittkliff gestanden (S. 100—101). Er fand hier Kalk, zwischen dessen Schichten dünne Lagen eines bald faserigen, bald dichten Gypses eingebettet waren, und den Gyps des Wittkliffs hielt er nach einer Bemerkung Bötticher's für faserigen (vergl. S. 168, Note). Wiebel gelangte schliesslich zur Annahme, dass das Wittkliff eine grössere Ausdehnung gegen die Insel zu gehabt habe. — Meyn dagegen begründete ausführlich die Ansicht,

dass das Wittkliff nur aus Gyps, nicht auch aus Kalk bestanden habe (Vierte
jahrs-Schrift, S. 47—48; Geologie Helgoland's, S. 6—10, 19). Da nun von ein
in den Riffen anstehenden Gypsklippe nichts bekannt sei, auch die Lage des wei
hinausliegenden Wittkliff-Brunnens nicht zu den alten Abbildungen des Wittklif
(wohl bei Meyer 1649) passe, so suchte er den Standpunkt des letzteren auf d
jetzigen Düne selbst. Hier fänden sich Bruchstücke des gemeinen, schuppig
körnigen Gypses, platte, scharfkantige, nicht viel gerollte Blöcke, offenbar her
rührend von einer an Ort und Stelle zusammengebrochenen Klippe. Wenn nu
Meyn, „Geologie", S. 13, dennoch von den mit dem w. Kliff zusammenhängende
Riffen spricht, so darf man glauben, dass er die bisher noch vermisste Gyps
unterlage des ehemaligen Wittkliffs unter dem Sande sucht, welcher den äusserste
Ausläufer der jetzigen Düne selbst nach Norden hin darstellt. — Von dem Gyp
des Wittkliffs nimmt Meyn an, dass er u. A. auch auf dem Oberlande ausgiebi
Verwendung fand, so als Gypsmörtel, wie ihn die älteren Gebäude aufweiser
aber auch als Bausteine, da die auf der Düne vorkommenden Gypsstücke über
einstimmen mit den an vielen Stellen in alten Mauern des Oberlandes vorkommende
körnig-späthigen Blöcken. Es vermuthete denn auch schon Hallier, S. 70, das
die Gypsplatten des Moderberges vom Wittkliff herrührten, und wir werden di
des „kleinen Berges" auf dieselbe Quelle zurückführen dürfen. Die Lage de
ehemaligen Wittkliffs aber scheint mir noch nicht aufgeklärt zu sein. Denn gege
Meyn spricht, dass Bötticher dasselbe als Schutz gegen Westwind bezeichne
(S. 263—64), während es nach seiner Lage bei Meyer die Düne und namentlic
den Steinwall mehr gegen Nord- und besonders Nordost-Winde gedeckt habe
müsste. Bötticher, der den letzten Rest des Kliffs, sowie den Steinwall noch
vor sich hatte, konnte sich hierin doch kaum täuschen. Vielleicht ist also au
Meyer's Karte bezüglich der Lage des Wittkliffs nicht viel Gewicht zu lege
und es mag der sonst gewiss nicht allzu genaue Abriss der Insel von 1713 (sieh
S. 505) dieselbe richtiger angeben. Wiebel's Ansicht würde dazu gut stimmen
Jedenfalls aber kann man mit Camerer, S. 6, sagen: „Es wäre eine Neugie
gewiss zu wünschen, die die Gegenden um diesen Felsen näher untersuchte[1])". —

Das Ergebniss unserer bisherigen Untersuchung ist der Beweis, dass die ältere Bronzezeit auf Helgoland in Gräbern vertreten ist. Aber wir können eine noch frühere Besiedelung der Insel feststellen. In den „Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde" 1892, S. 92 wurden 2 Flintbeile abgebildet, welche bei den jetzigen Befestigungsarbeiten an verschiedenen Stellen des Oberlandes zu Tage gefördert waren. Beide gehören einem und demselben, ziemlich plumpen Typus an. Eine dritte Flintaxt, aber anderer Form, flach und dünn, nur auf den Breitseiten geschliffen, befindet sich in der Sammlung des bekannten Ornithologen Hrn. Heinrich Gätke. Endlich kenne ich noch ein viertes Steinbeil[2]) von Helgoland.

---

1) Zufällig verweilte gerade während meiner Anwesenheit auf der Insel auch Hr. Prof. W. Dames aus Berlin daselbst zum Zweck geologischer Studien. Die Ergebnisse derselben hat er inzwischen publicirt (siehe oben Literatur) und S. 1027 auch das Witte Kliff besprochen. Er theilt dasselbe der Triasformation, genauer dem mittleren Muschelkalk, der Anhydritgruppe, zu und hält bezüglich seiner Lage an Wiebel's Auffassung fest. Den Gyps beschreibt er wie folgt: „hellgrau und weiss, dicht, mit blätterigen Partien, auch wohl grobblätterig allein und mit dünnen Lagen eines graugrünlichen Thons durchsetzt. Wahrscheinlich ist das Gestein ein Gemisch von Anhydrit und Gyps."

2) Es wurde gefunden nach dem durch Blitzschlag veranlassten Brande eines Hauses „beim Schuttaufräumen", also vielleicht beim Fundamentgraben des Neubaues. Dem jetzigen Besitzer, der es, glaube ich, von seinem Vater überkam galt es als bei jenem

das wiederum anderer Art, nehmlich in Form und Grösse etwa wie Madsen, Steenalderen, Kopenhagen 1868, Taf. 30, 4, nur am Bahnende nicht ganz so spitz ist, und wahrscheinlich aus Diorit, im Ganzen dunkelfarbig, jedoch mit hellerer Grundmasse und schwarzen Hornblende-Adern, besteht. Wir haben also 4 Beile in 2 verschiedenen Steinarten und 3 verschiedenen Formen. Dazu kommt der von mir gefundene Splitter eines geschliffenen Flintgeräthes, vermuthlich ebenfalls einer Axt oder eines Meissels, ferner im Besitz des Hrn. Gätke das Bruchstück eines halbmondförmigen Messers oder einer Säge aus Flint, etwa wie Mestorf, Vorgeschichtl. Alterth. aus Schleswig-Holstein, Hamburg 1885, Fig. 27, oder Sophus Müller, Stenalderen, Kopenhagen 1888, Fig. 138 u. 139. Endlich wurden schon in den „Nachrichten" Splitter oder Spähne, die von einer Fabrikation herrühren mögen, erwähnt; auch besitzt das Hamburger Museum nach gef. Mittheilung des Hrn. Dr. K. Hagen als einziges vorgeschichtliches Artefakt von der Insel unter Nr. 512 ein fast 4 *cm* langes, 2 *cm* breites Bruchstück eines Flintspahns, gefunden auf dem Oberlande.

Die Steinzeit steht mithin für Helgoland ausser Zweifel. Nach Formgebung und Material unterscheidet sie sich in nichts von der des Festlandes; die Annahme jedoch, als seien die besser gearbeiteten Stücke auch von hierher eingeführt, ist unerweisbar. Flintknollen, zum Theil jedenfalls aus der Helgoland umgebenden Kreide, finden sich in Massen auf der Düneninsel, ebenso auch viele kleine Geschiebe krystallinischer Gesteine, und grössere derselben Art liegen auf dem Oberlande (vgl. Wiebel, S. 143—44, 181 Note). Ob freilich Diorit darunter nachgewiesen ist, weiss ich nicht, aber sonst ist doch Diorit unter den nordischen Geschieben nicht selten. Eine Herstellung aller genannten Fundstücke auf der Insel selbst ist daher sehr wohl denkbar, doch liegt der Zusammenhang der Steinzeitcultur der Insel mit der des Festlandes auf der Hand.

Wenn sonach unsere Kenntniss der ältesten Stufen der Culturentwickelung unserer Gegenden auch für Helgoland, obgleich beschränkt, doch sicher begründet ist, so fehlt es dagegen für die nachfolgenden Perioden, die jüngere Bronzezeit, sowie die vorrömische und römische Eisenzeit, an jedem bestimmten Anhalt. Denn die „Urnen" aus dem Bredberg, vermuthlich Nachbegräbnissen entstammend, könnten einem jeden dieser 3 Culturabschnitte angehören, lassen sich aber Mangels näherer Angaben nicht datiren. — Man hat nun, wie mich Hr. Prof. Wilh. Krause aufmerksam machte, die Stelle in Tacitus' Annalen II, 23—24 so gedeutet, als sei Germanicus im Jahre 16 nach Chr. nach Helgoland verschlagen worden. Als er nehmlich nach einem Feldzuge in Germanien den grösseren Theil seines Heeres zu Schiff die Ems hinab nach Hause führen wollte, die Flotte aber durch einen Südsturm bei gleichzeitiger Ebbströmung zerstreut wurde „in den offenbaren Ocean und nach Inseln hin mit schroffen Klippen oder verborgenen Untiefen," landete allein von allen am Gestade der Chauken (d. h. in Ost-Friesland), die Trireme des Germanicus, „der an den Klippen weilend und den Uferspitzen, wenn er laut sich selbst die Schuld an solchem grossen Unglück beimaass, kaum von den Freunden abgehalten werden konnte, den Tod zu suchen in demselben Meere", bis er mit günstigem Winde und dem Fluthstrom das Festland wieder erreichte. Da einige der Schiffe selbst bis nach Britannien verschlagen

Blitz vom Himmel gefallen, als „Donnerkeil" — das erste Mal, das mir solche in Büchern ja oft mitgetheilte Legende bezüglich eines Steinbeiles in meiner eigenen Praxis vorgekommen. Die Dimensionen des Stückes sind: Länge 154, grösste Breite, dicht vor der Schneide, 59, Dicke 35 *mm*.

wurden, ist natürlich die Möglichkeit zuzugeben, dass auch eines unsere Insel erreichte. Dass diese aber von Chauken bewohnt war, ist sonst, glaube ich, nicht bezeugt, und die blosse Erwähnung der Klippen genügt doch nicht, Helgoland sicher zu identificiren, so leicht auch einem Lebensmüden hier der Sprung in die Tiefe gemacht ist. Es wird ja von (mehreren) Inseln, nicht bloss von einer, mit schroffen Klippen gesprochen, obgleich letztere sich sonst an dieser Küste nirgends finden. Man darf das nicht so genau nehmen; wer sich in die Brandung stürzt, wird an vielen Stellen der ostfriesischen Inseln und des Festlandes den Tod finden können. Jedenfalls aber ist nicht daran zu denken, dass dieser kurze, unfreiwillige Aufenthalt eines einzigen Schiffes irgend welche Spuren auf der Insel zurückgelassen haben sollte. Für die römische Zeit charakteristische Producte könnten nur durch den Handel hierher gelangt sein.

Nicht besser steht es um unsere Kenntniss der nachrömischen Zeit. Sachs berichtet allerdings S. 240: „Osterteich, nach Eyderstädt, hat es noch eine Kirche gehabt, wie noch heutiges Tages selbiger Ort die alten Höfe, oder Kirchhöfe genennet wird, auch seyn darum gefunden worden allerley Hausgeräth, Brunnen, güldene und silberne Münzen“. Aber „Osterteich“ bedeutet nur die Ostseite der Klippen an der Düne, oder die östlichen Klippenzüge daselbst, da Sachs unmittelbar vorher die Klippen mit einem natürlichen „Teich (Deich) oder Wall“ vergleicht. Mithin hat Wiebel offenbar Recht, der unter diesen alten Kirchhöfen das submarine Riff „Olde Höven“ in der Verlängerung der Düne versteht, wo früher der jetzt anderswohin verlegte Kirchhof für Schiffbrüchige auf der Düne gelegen hat. — Interessanter wäre eine Notiz bei Knobloch S. 17, wenn man sie auf die ältesten Zeiten des Christenthums auf der Insel beziehen könnte. „Unter der Radeburg (d. i. dem Roadberg) im Nordhafen wird (wenn ein stücke von dem Lande daselbst, oder von dem alten Kirchhoffe, wie man diesen Orth daherumb nennet, herabfället) unterschiedliche güldene, silberne, auch messine Müntze, und derogleichen gefunden: Wobey denn abzunehmen, dass die Leute voriger Zeit den Abgestorbenen, wenn man sie begraben sollen, Geld mit ins Grab gegeben.“ — Der alte Kirchhoff, der hier gemeint ist, findet sich auf Meyer's Karte NW neben dem Radbodberg. Lass verlegt das Grab Radbods selbst dahin. Da aber wohl nichts von den Fundstücken dieser Stelle erhalten ist, so kommen wir auch hiermit nicht weiter. Es bleibt sonach als einziger vor- oder frühgeschichtlicher Gegenstand der Zeit nach Christus jener goldene Handgelenkring, der in unseren Verhandl. 1893, S. 24—25 beschrieben und abgebildet ist, wobei nur leider das charakteristische „Sanduhr“-Ornament nicht richtig wiedergegeben worden. (Siehe am Schluss Discussion.)

Wegen der isolirten Lage Helgoland's inmitten eines sehr bewegten Meeres mag das hohe Alter der Beziehungen zu dem Festlande auffallen. Man könnte die Schifffahrt der Steinzeit für nicht befähigt halten, den jetzt zwischen Insel und Festland liegenden Wasserarm zu durchqueren. Es fragt sich also zunächst, ob der Abstand beider damals im Wesentlichen derselbe war, wie heute. Die phantastische Ausdehnung, welche man früher dem rothen Felsen der Insel geben wollte, ist zwar ebenso von der Wissenschaft zurückgewiesen, wie die Annahme eines grossen, an den Felsen angeschlossenen Marschlandes, aber L. Meyn, welcher die Verhältnisse dieser Küstenstriche sehr genau kannte, schrieb in seiner Abhandlung „Zur Geologie Helgolands“ S. 14: „Ich behaupte, dass H. unzweifelhaft vormals und zwar in den Zeiten der jüngsten noch heute währenden Erdbildungsperiode, also geologisch genommen in historischen Zeiten — ob sonst in historischer Zeit kann ich nicht sagen — viel

grösser gewesen ist, als heute, dass aber diese Insel damals nicht ein grösseres Felseneiland darstellte, auch nicht eine an den Fels gelehnte Marschbildung, sondern eine Geestinsel von gleicher Beschaffenheit, wie Sylt und die eine Hälfte von Föhr, eine Geestinsel, aus welcher der rothe geschichtete Fels und der schneeweisse massige Gypsfelsen des witten Kliff hervorragten.“ Des weiteren S. 24: „Ich kann mit voller Gewissheit behaupten, dass da, wo jetzt die Düne sich befindet, eine grössere Geestinsel allmählich zerstört wurde und dass diese Insel aus einer sandigen Tertiärformation mit diluvialer Lehmdecke bestand“. (Vgl. auch Vierteljahrs-Schrift, S. 49.)

Ob diese Vermuthung Meyn's, soweit sie das Vorhandensein einer grösseren Geestinsel überhaupt betrifft, schon von anderen Geologen sorgfältig geprüft und angenommen oder abgelehnt ist, weiss ich nicht. (Dass solche Insel auf tertiärer Grundlage geruht habe, bestreitet Dames S. 1036, der den Sand der Düne vielmehr dem Diluvium, mithin, gerade wie die erratischen Blöcke des Oberlandes, der Quartärzeit zuschreibt; und wenn er auch S. 1039 Helgoland geologisch als einen vorgeschobenen Posten deutschen, nicht englischen Bodens bezeichnet, so bezieht sich dies auf so unendlich weit zurückgelegene Zeiten, dass sie für uns gar nicht in Betracht kommen.) — Geerz bemerkte auf seinem neuen Entwurf der Meyer'schen Karte für 1649: „das Unterland war ehemals viel grösser als jetzt“, aber er meinte damit nur, dass der grösste (südöstliche) Theil des Nordhafens früher (und zwar noch während des ganzen 16. Jahrh.) Land war, so wie es die Karte andeutet. Nach keiner andern Richtung hin dachte er sich das Land ehemals erheblich weiter ausgedehnt, als jetzt.

Bestreitet man aber auch jeden wesentlich grösseren Umfang der Insel in irgend einer Form, so bleibt noch die Möglichkeit, dass sich das Festland oder ihm vorgelagerte andere Inseln bedeutend weiter hinaus erstreckten. Die Geerz'schen historischen Karten lehren jedoch wiederum, dass keinerlei Veränderungen der Festlandsküste und der nordfriesischen Inseln nachweisbar sind, die für unsere Frage irgendwie in Betracht kämen. Der erheblichste Abbruch betrifft die Insel Nordstrand, die 1634 zum grössten Theile unterging. Den westlichsten Theil von Nordstrand aber bildete vorher die jetzige Insel Pellworm; mithin ist diese Veränderung für uns bedeutungslos, da Pellworm lange nicht der vorgeschobenste westliche Strich der ganzen Küste ist. — Vor Amrum sind gewisse Landeinbussen verzeichnet, die aber auch nicht sehr weit hinausreichen; eine nähere Verbindung von Amrum mit Helgoland leugnet Geerz ausdrücklich. — Die nächstgelegene Festlandsküste (der Halbinsel Eiderstedt in Schleswig) war nach Geerz stets etwa 6 geogr. Meilen von Helgoland entfernt, und für die Küsten an der Elbmündung wird auch kein Land angegeben, das den trennenden Meeresarm wesentlich verschmälerte. Grössere Landverluste in früherer Zeit sind demnach wohl denkbar, aber nicht erweislich. Wir müssen mithin jetzt untersuchen, ob auch bei gleichem Abstande der Insel vom nächstgelegenen Lande dieselbe schon in den frühesten Zeiten erreichbar gewesen sein mag. Nun bestreitet zwar scheinbar Adam von Bremen, dass Helgoland zu allen Zeiten auch nur bekannt gewesen sei. Denn er berichtet, Bischof Eilbert solle es (im 11. Jahrh.) zuerst wiederentdeckt und bewohnbar gemacht haben: „Eilbertum tradunt insulam primum reperisse, constructoque monasterio in ea fecisse habitabilem .... Hanc in vita Sancti Willibrordi Fosetisland apellari didicimus“. Der Umstand, dass Adam selbst auf die Kenntniss der Insel zu Willibrord's Zeit (um 700) hinweist, zeigt allerdings, dass er nur an eine vorübergehende Unbekanntschaft mit der Insel dachte (vergl. v. d. Decken S. 117). Aber auch diese muss, soweit es die Bewohner der nächstgelegenen Küsten im Allgemeinen angeht, bestritten werden.

Es sind nehmlich verschiedene Ueberarbeitungen von Adam's Werk mit Scholien versehen, deren grössere Zahl als von Adam selbst herrührend gilt. Jedenfalls kann die Scholie 104 zu lib. 4, cap. 3, die sich im Bruchstück eines guten Codex vom 11. oder Anfang des 12. Jahrh. findet, nur wenig jünger sein, als Adam's „gesta“ (Lappenberg in Monum. vol. 9, p. 273, 274, 369 und in der Einleitung zu Laurent's Uebersetzung S. XIII). Leider ist sie arg verstümmelt. Nach Lappenberg's im Folgenden durch Cursivschrift wiedergegebener Ergänzung, lautet sie: „*vici*na est [insula] Fres*onum terr*e vel nostre *Wirra*he, ita *quod vi*deri pos*sit iac*ere su*per mare*“, d. h. „die Insel liegt dem Lande der Friesen und unserer Wirraha (Weser) nahe, so dass man sie über das Meer hin liegen sehen kann.“ Sollte nun auch die Ergänzung nicht richtig sein, so ist doch in Lappenberg's Lesung der Hinweis enthalten, wie man Adam widerlegen kann. Denn konnte die Insel von der Weser aus wahrgenommen werden (und zwar, da das Fernrohr erst um 1600 erfunden ward, mit blossem Auge, wenn auch vielleicht nur unter besonders günstigen Umständen), so wird doch die Kenntniss dieser, für die Bewohner der Festlandsküste überaus wichtigen Thatsache denselben sicher niemals verloren gegangen sein, selbst wenn die Insel jahrzehntelang unsichtbar blieb. Wir haben also zu untersuchen, ob Lappenberg's Lesung inhaltlich überhaupt richtig sein kann.

Zur Wesermündung gehört sicherlich, wenngleich festes Land dort jetzt nicht mehr vorhanden ist, die Gegend des „rothen Sandes“, wo vor 10—12 Jahren der Leuchtthurm erbaut wurde, welcher jetzt gemeiniglich als Seegrenze gilt. Man wird ausserdem unbedenklich die Insel Wangeroog dazu rechnen können. Nach der Karte des Hydrographischen Amts der Admiralität von 1886 liegt aber der „Rothen-Sand-Thurm“ 20,7 und der Wangeroog-Leuchtthurm 23,4 Seemeilen zu 1855 *m*, d. h. 38,4 und 43,4 *km* vom Helgoländer Thurm. Berechnet man nun theoretisch die Grenze der Sichtbarkeit des oberen Felsrandes der Insel, so kommt man freilich lange nicht so weit. Hrn. Geh.-Rath Dr. Förster, Director der Berliner Sternwarte, verdanke ich die nachstehende einfache Formel zur Berechnung dieser Entfernung:

$$E = 113\ km \cdot \sqrt{h + h^1}$$

wo h und h^1 die Meereshöhen von Object und Auge in Kilometern bedeuten. Nimmt man nun mit Wiebel die höchste Stelle des Felsens[1]) zu 55,5 *m* oder rund 55 *m* an und setzt die Höhe des Auges eines Beobachters, etwa in einem kleinen Schiffe, = 4 *m*, so ist $h + h^1 = 0{,}059$, $\sqrt{h + h^1} = 0{,}2429$, mithin $E = 27{,}44\ km$. — Bei erhöhtem Standpunkt des Beobachters würde E allerdings grösser werden. Als solchen könnte man etwa eine Düne auf Wangeroog annehmen; denn einen Leuchtthurm gab es ja ums Jahr 1100 dort noch nicht. Nun giebt das Messtischblatt der Königl. Preuss. Landesaufnahme von 1891, herausgegeben 1892, im Maassstabe 1 : 25 000, Wangerooger Dünen in Höhe bis zu 14 *m* an. Rechnet man dazu von Fuss zu Auge rund 2 *m*, so ist mithin $h^1 = 0{,}016$, $h + h^1 = 0{,}071$, $\sqrt{h + h^1} = 0{,}26646$ und $E = 30{,}1\ km$. Der Rechnung nach würde also selbst der oberste Rand des Felsens von Wangeroog aus noch lange nicht sichtbar sein. — Nun äussern sich über die

1) Die Höhe des Leuchtfeuers fand Schumacher 1824 = 243,5 Hamburger Fuss oder 69,8 *m* über dem Meere (Wiebel S. 72). Die Karten der Admiralität von 1885 und des Reichs-Marine-Amtes von 1890 und 1893 setzen die Höhe = 68,5 *m*. Das Feuer überragt mithin den Felsen um 14,3—13,0 *m*. Trotzdem ist es nach diesen Karten nur 20 Seemeilen sichtbar. Dies muss an der geringen Intensität des Lichtes liegen, wie auch aus dem Vergleich mit den Feuern auf Amrum und Sylt (rothe Kliff) hervorgeht, die nach der Karte von 1893, trotz geringerer Höhe, weiter reichen, als das Helgoländer.

Sichtbarkeit der Insel aus weiter Entfernung verschiedene Schriftsteller, wie folgt: Mushard sagt, Mittheilungen des Helgoländer Pastors Edlefsen folgend, im Hannoverischen Magazin, Jahrgang 2 für 1764, S. 1105: „Das Oberland präsentiret sich auf fünf oder sechs Meilweges wie ein Sarg in der See", und Niemann spricht in seinem „Handbuch" S. 203 vom ersten Anblick „noch über fünf Meilen von ihr entfernt". Etwas weniger weit geht v. d. Decken S. 5: „In einer Entfernung von fünf Meilen zeigte sich der Helgoländer Felsen nur als ein kleiner schwarzer Punkt am Horizonte." — Zwischen 5 und 6 deutschen Meilen zu 7420 *m*, d. h. zwischen 37,1 und 44,5 *km*, schwanken also diese Angaben, und man würde danach bei mässiger Seehöhe des Auges vom rothen Sand und von Wangeroog aus Helgoland wohl noch müssen sehen können. In der That theilt mir Hr. Gemeindevorsteher Janssen auf Wangeroog gütigst mit, dass man bei ganz klarem Wetter von einer Düne dieser Insel den Felsen Helgoland's liegen sehen kann. Die Erklärung für diese Thatsache liegt offenbar in der sog. „Kimmung" oder Luftspiegelung, d. h. der durch Brechung und Spiegelung seitens der ungleich erwärmten und also ungleich dichten Luftschichten bewirkten Hebung des Bildes der Insel nach bekannten physikalischen Gesetzen. Auf Grund dieser Feststellung[1]) aber sind wir gezwungen, anzunehmen, dass die eingeborene Bevölkerung um die Wesermündung herum zu allen Zeiten von dem Vorhandensein der Insel gewusst hat, und will man nicht voraussetzen, Adam, als einem Ortsfremden, aus dem Binnenlande Zugewanderten, sei diese Thatsache zufällig unbekannt geblieben, so ist für die Stelle über Eilbert eine besondere Deutung zu suchen. Gemeint muss entweder sein, dass E. den christlichen Kultus wieder herstellte, — den zuerst der heilige Willibrord (um 700) daselbst einzuführen versucht haben soll, sodann mit mehr Glück der heilige Liudger (Ende des 8. Jahrh.); vgl. Wiebel, S. 15, Note † — oder, dass E. den Verkehr mit der Insel wieder eröffnete, der wegen kriegerischer Zwischenfälle unterbrochen gewesen sein mag. Man darf hier wohl mit v. d. Decken, S. 118, an die Wikinger denken; liegt doch ganz nahe bei dem Hafen zu Steenodde auf Amrum ein grösseres, von mir untersuchtes Gräberfeld des 9. Jahrh., das sicher einer seefahrenden Bevölkerung angehörte und dabei neben zahlreichen Waffen jene charakteristischen nordischen, ovalen, schalenförmigen Fibeln lieferte[2]).

Wenn man somit nach unsern Ermittlungen von jeher die Insel gekannt hat, wird man auch schon frühzeitig bei ruhigem Wetter den Versuch gemacht haben,

---

1) Dieselbe liess sich übrigens schon aus der Sichtbarkeit Wangeroogs vom Helgoländer Felsen aus erschliessen. Denn aus dem Gliede $\sqrt{h + h^1}$ in der mitgetheilten Formel ergiebt sich ja, dass es ganz gleich ist, ob Auge und Object ihre Höhenlage mit einander vertauschen oder nicht.

2) Gräber der Wikingerzeit lassen sich im Küstengebiete Holstein's, Oldenburg's und Ostfriesland's noch mehrfach nachweisen, von den Niederlanden ganz zu schweigen. Nur ist zweifelhaft, ob sie den raubenden Fremdlingen oder der Landesbevölkerung selbst angehören. Ich erwähne hier das Grabfeld von Immenstedt in Süder-Dithmarschen, ziemlich weit ins Land hinein gelegen (Mittheilungen des anthrop. Vereins in Schleswig-Holstein, Heft I, Kiel 1888). Ferner die Orte Wildeshausen und Holzhausen bei W. in Oldenburg, ebenfalls weit ins Land hinein, aber an der dort noch schiffbaren Hunte gelegen; dann Gummelstede und Häddien, Amt Jever; alle 4 Fundstellen im Oldenburgischen Museum vertreten, theils durch Steigbügel ältester Form, wie zu Immenstedt und Steenodde, theils durch die charakteristischen Schwerter (No. 1, 2, 5), endlich durch Urnen „vom friesischen Typus", d. h ohne Stehfläche, wie zu Steenodde. Endlich sei verwiesen auf das Grab im Upstallsboom-Hügel bei Aurich (Zeitschr. f. Ethnol. 1890, 35).

sie zu erreichen, und die Funde lehren, dass die Schiffahrt hierzu genügend entwickelt war. Freilich wird der Unterschied in der Schiffsbaukunst und Nautik damals und jetzt nicht geringer sein, als der in der Ausrüstung der Krieger, wie ihn der winzige Dolch des am 30. August 93 nach fast dreitausendjähriger Ruhe auferstandenen Helden zeigt, im Gegensatz zu den furchtbaren Geschützen, deren mächtige Rohre in unmittelbarer Nähe aus Panzerthürmen neuester Construction dem Feinde dräuend entgegenstarren. —

Hr. C. F. Lehmann fragt, ob der durch Dr. Lindemann seiner Zeit vorgelegte goldene Ring nicht aus einem von der Klippe in's Meer gestürzten Grabhügel herrühren könne? —

Hr. Olshausen giebt diese Möglichkeit zu, wenn derselbe dicht am Ufer, etwa im Hafen, gefunden sei, was ihm nicht genau erinnerlich; zugleich weist er aber darauf hin, dass jener Ring einer ganz anderen Zeit (etwa dem 9. Jahrhundert nach Chr.) angehöre, als das von ihm geöffnete Grab[1]). —

(24) Hr. Olshausen spricht über

Säbelnadeln.

Klopfleisch fand in Skeletgräbern zu Thierschneck, Sachsen-Meiningen, Bronzenadeln, „die nach unten, an den Spitzen, säbelartig gebogen sind". (Förstemann's Neue Mitth. aus dem Gebiete der histor.-antiq. Forschungen, Bd. 14, 1878, S. 557; Katalog der Berliner prähist. Ausstellung 1880, Suppl. S. 27, No. 90, 91; vergl. Correspondenzblatt der Deutschen anthrop. Gesellschaft 1871, S. 77—78). Tischler nannte diese Geräthe, die auch in Gold vorkommen, geradezu „Säbelnadeln" (diese Verh. 1886, 470; Sitzungsberichte der phys.-öconom. Gesellschaft Königsberg, 1888, S. 6). Schliesslich besprach ich dieselben ausführlich Verh. 1886, S. 487—88, und beschrieb sie, nach dem damals bekannten Material, als Nadeln mit rundem[2]), nahe der meist stumpfen Spitze leicht gekrümmtem

1) Ueber Fund-Umstände und -Ort des Ringes hat Hr. Botter nachträglich Folgendes in Erfahrung bringen können: Die Angabe Lindemann's, Verhandl. 1893, S. 24—25, wonach der Ring Anfangs der vierziger Jahre von einem Helgoländer Fischer etwa eine englische Meile östlich von der Insel beim Fischfang im Netze aus dem Meere gezogen sei, ist etwas zu modificiren. Hrn. Botter war als Finder Hr. Franz Bauch bekannt und diesen liess er durch einen Freund befragen. Die Antwort lautet: „Im Sommer 1862 habe ich das Armband zwischen der Düne und Helgoland, östlich von der Stelle, wo die Schaluppen liegen, gefunden. Es ist vor Jahren eine holländische Tjalk hier gestrandet und auf jener Stelle gesunken. Der Boden des Schiffes befindet sich noch da und auf diesem Boden habe ich das Armband gefunden oder vielmehr herausgefischt; denn es waren etwa 2 Faden (12 Fuss) Wasser über dem Schiffsboden. Bei gutem Wetter und klarem Wasser konnte ich fast jeden Gegenstand auf dem Grunde erkennen und so ist mir das Armband aufgefallen. Es ist als sicher anzunehmen, dass dasselbe von dem holländischen Schiffe herstammt. Im Laufe des Sommers verkaufte ich es an Hrn. Dr. v. Aschen." — Demnach wird man den Handgelenkring nicht als Helgoländer Altsache ansehen können. Für alt möchte ich ihn aber doch halten, in Holland gefunden, etwa in einer Terpe, einem jener künstlichen Hügel, auf denen die Wohnhäuser zum Schutz gegen Ueberschwemmungen stehen und die ja reich an Alterthümern verschiedener Perioden sind.

2) Ob der Schaft immer rund, nicht auch bisweilen kantig, ist mir später angesichts der Zeichnungen Památky archaeologické a místopisné XI, Prag 1881, Taf. 14, Fig. 21, 22, 26, 27, zweifelhaft geworden; leider sagt der Text diesbezüglich nichts, wie mir Hr. Prof. Dr. A. Brückner hierselbst gütigst mittheilt.

Schaft und einer öhsen- oder ringartigen Vorrichtung irgend welcher Art am äussersten Kopfende. — Es ist unzweifelhaft, dass die Krümmung eine beabsichtigte, und wesentlich, dass sie sich nur auf den Theil kurz vor der Spitze beschränkt. Nadeln, bei denen die Krümmung sich weiter den Schaft hinauf erstreckt oder vor der Spitze fehlt, dagegen am mittleren Schafttheil auftritt, sind jedenfalls mit Vorsicht aufzunehmen und erregen z. Th. den Verdacht, dass es sich bei ihnen nur um zufällige Biegungen handelt. So wurde der Ausdruck, meines Erachtens, unrichtig angewandt auf das ungarische Stück in diesen Verh. 1892, S. 573, Fig. 9. Also nur Stücke mit der beschriebenen Krümmung können als „Säbelnadeln" bezeichnet werden, wenigstens so lange man an dem bestimmten Typus festhält, den Klopfleisch, Tischler und ich im Sinne hatten und der sich in Gräbern der ältesten Bronzezeit, Tischler's Periode Pile-Leubingen, findet. Es fragt sich aber, ob alle Nadeln mit solcher Krümmung auch wirklich dazu gehören. Ich kenne nehmlich 2 oder 3 Exemplare, welche zwar die Biegung aufweisen, aber sich meiner Definition doch nicht völlig anschliessen. Es sind das: eines von Warszenko vgl. Lissauer, Alterthümer der Bronzezeit in Westpreussen, Danzig 1891, Tafel 2,2, im Text ohne Vorbehalt Säbelnadel genannt; ferner das von Helgoland und vielleicht das von Gross-Dobra in Böhmen (Píč, Archaeologický Výzkum ve Středních Čechách, d. h. Archäologische Forschungen im mittleren Böhmen, Prag 1893, Tafel 9,2 zu S. 68, aus einem Steinkegel mit Leichenbrand neben Thon-Gefässen und anderen Bronzen). Von diesen Nadeln besitzt nach Lissauer's bestimmter, mir mündlich wiederholter Angabe die von Warszenko zuverlässig die absichtliche Krümmung der geforderten Art; bei den anderen zwei ist die Vorsätzlichkeit der Biegung zweifelhaft, namentlich bei der von Dobra, da sie hier etwas weit hinaufreicht. (Abbildung der Helgoländer Nadel s. oben S. 519.)

Die Warszenkoer Nadel entstammt einem Grabe der Peccateler Periode nach Tischler (Montelius Per. II + III; S. Müller's Bronzezeit I, 1 u. 2). Der obere Theil des Schaftes mit dem Kopf ist rechtwinklig umgebogen, liegt bei senkrechter Stellung des übrigen Schafttheiles horizontal. Der Kopf trägt keine Oehse, eine solche befindet sich aber an der Knickung des Schaftes, also in gleicher Höhe mit dem Kopf, so dass, praktisch genommen, die Warszenkoer Nadel mit den älteren Säbelnadeln auf gleicher Stufe steht. Trotzdem hat Jentzsch die Bezeichnung Säbelnadel für dieses Stück beanstandet (Sitzungsberichte d. physik.-öcon. Ges. 1892, 31—32), theils weil es eben jünger ist und ausserhalb des bisher bekannten Verbreitungsgebietes der Säbelnadeln zu Tage kam, theils weil Tischler für Geräthe dieser Bildung des oberen Schafttheiles bereits die Bezeichnung „Oehsennadeln" eingeführt hatte (ebend. 1887, 13; 1890, 21). Lissauer unterliess, dies hier zu erwähnen, er kannte aber Tischler's Ausdruck „Oehsennadeln" sehr wohl, denn er wandte ihn selbst an auf eine ganz ähnliche Nadel Fig. 7 aus demselben Grabe, über deren Schaftspitze, da sie verloren, man nichts weiss. Maassgebend bei der Bezeichnung war also für Lissauer lediglich die Krümmung der Schaftspitze, Fig. 2, nicht die obere Knickung des Schaftes, was wiederum Jentzsch übersehen zu haben scheint. Ich möchte indess letzterem insofern zustimmen, als es besser ist, die einmal eingeführten Namen beizubehalten, so lange es sich um eine einzige Ausnahme handelt. Freilich kann das Auftreten neuer Combinationen uns zwingen, auch die Nomenclatur zu ändern. Solcher Combination würden, ausser der Lissauer'schen Fig. 2, auch die Helgoländer und Gross-Dobraer Nadeln sein, bei welchen keinerlei Oehse vorhanden. Andrerseits kann es Nadeln geben mit Oehse und sonst ganz in der Form der alten Säbelnadeln, aber ohne die Krümmung der Spitze, so Památky XIII, Taf. 2,27, welche mit der Säbelnadel, Fig. 26, auf der

Brust eines und desselben Skelets (Fig. 24) gefunden wurde. Will man aber alle Nadeln mit gekrümmter Spitze Säbelnadeln nennen, so würden auch alle mit Oehsen zu Oehsennadeln, so die Fig. 27 und nicht minder alle alten Säbelnadeln selbst. Wenn man ferner Alter und örtliches Vorkommen unberücksichtigt lässt, so könnten auch die von mir (Verh. 1886, 412—13) vergleichsweise herangezogenen sehr grossen Geräthe Badens und der Schweiz mit Oehse, soweit sie die Krümmung vor der Spitze haben, geradezu Säbelnadeln genannt werden (Forrer's Antiqua 1886, Taf. 7,3; Verhandl. 1886, 83, 374, 411; 1887, 97, 140), zumal sie trotz ihrer Grösse die gleiche Verwendung gehabt haben können. Hiermit kommen wir auf die Zweckbestimmung unserer Nadeln, wie sie sich aus ihrer Lage an den Leichnamen ergiebt.

Das Helgoländer Stück lag quer über der Brust, der Kopf unten rechts, die Spitze oben links. Diese Tieflage des Kopfes ist nicht ohne Beispiel. Aus dem Norden weiss ich zwar im Augenblick keines anzuführen; in der älteren Bronzezeit spielen hier überhaupt Nadeln eine geringe Rolle, im Süden dagegen eine sehr grosse. So berichtet denn auch Scheidemandel, Hügelgräber bei Parsberg i. d. bayr. Oberpfalz, P. 1886, S. 7, von 2 sehr langen Bronzenadeln mit Kopfscheibe, ohne Oehse (Taf. V, 1), die mit den Köpfen nach abwärts quer über der Brust eines Skelets sich fanden. Immerhin ist bei dieser Art von Nadeln solche Anordnung nicht allgemein; denn, um bei Bayern zu bleiben, Naue traf dieselben in der älteren Bronzezeit auf der Brust mit dem Kopf nach oben, oder auch horizontal gelagert (Bronzezeit in Oberbayern, München 1894, Taf. 5, 6)[1]. Dagegen ist die Lage mit mehr oder minder abwärts gerichtetem Kopf, wie es scheint, häufiger bei solchen Stücken, die Oehsen oder, statt deren, am geschwollenen Halse Lochungen haben. Schon Verhandl. 1886, 487—88, wies ich darauf hin, dass die oben erwähnten Nadeln Památky XIII, Taf. 2, 26 u. 27 in ähnlich schräger Lage mit den Köpfen rechts[2]) unten sich fanden, und Naue beobachtete 2 Nadeln, die eine mit ihrem öhsenartigen, die andere mit dem gerollten Kopf leicht nach abwärts gerichtet, dicht unter dem Halse der Leiche (Taf. 7); ferner Nadeln mit durchlochtem, geschwollenem Hals auf der Brust mit dem Kopf senkrecht nach unten (Taf. 8,1), alles dieses in der älteren Bronzezeit. Naue fand in der Lochung einer derselben den Rest eines Fadens und vermuthet, dass solche Nadeln damit an die Kleidung befestigt waren (S. 19, 51, 154; vergl. Strobel, diese Verh. 1890, 328). Schon Popp hatte den Lochungen und Oehsen eine derartige Deutung gegeben. Das Gleiche mag bei den Säbelnadeln der Fall gewesen sein, und da das Helgoländer Exemplar durch

1) Popp, Grabhügel bei Amberg in Bayern, Ingolstadt 1821, bildet auf Taf. 3 sieben verschiedene Nadelarten ab, theils ohne, theils mit Löchern oder Oehsen am Schaft und mit verschiedenen Kopfbildungen, worunter mehrfach „Platten", senkrecht zum Schaft, aber auch ein sog. Rad in der Ebene des Schafts. Nach S. 29 fand man „die Nadeln" einige Male „so, dass sie von der Brust ganz oben (wo die Platte) bis zur Achsel (wo die Spitze war) reichten: Brust-, Schlüssel- und Achselbein waren vom grünen Roste gefärbt". Demnach lag der Nadelkopf dicht unter dem Halse, mithin mindestens ebenso hoch, wahrscheinlich aber höher, als die Spitze an der Achsel, und Tischler behauptete also nur irrthümlich, die „radförmigen Köpfe" hätten nach unten gelegen (Beiträge zur Anthropologie und Urgesch. Bayerns, 4, 1881, S. 51; Naue, Bronzezeit, S. 51, Note 2).

2) Wenn die Nadeln nicht senkrecht stehen, scheint der Kopf meist rechts zu sein: so auch bei Sehested, Archaeologiske Undersögelser, Kopenh. 1884, Taf. 25, 1 d zu S. 128. Säbelnadeln sind indess mehrfach links am Skelet und dann vermuthlich auch mit den Köpfen links gefunden (Verhandl. 1886, 487), wie die eine der Nadeln bei Naue, Taf. 7.

seine Ringkerbung, die Parsberger Nadeln durch eine Schwellung unterhalb des Halses sehr wohl gestatten, einen Faden solide daran zu knüpfen, so könnten auch sie in gleicher Weise gehalten worden sein, zumal das Gewicht des abwärts gekehrten Kopfes ein Herausschlüpfen der Nadel aus der Gewandung und somit den Verlust derselben begünstigen musste. Ob der Faden etwa auch noch mit seinem andern Ende um die Nadelspitze geschlungen wurde, so gleichsam eine Fibel bildend, lasse ich dahin gestellt. Hr. Lissauer neigte dieser Ansicht zu, als ich ihn darauf hinwies, dass in der Krümmung der Schaftspitze bei den Säbelnadeln eine beginnende Fibelbildung gesehen werden könne. Es zwingt nehmlich die Lage all dieser Geräthe in grösserer oder geringerer Höhe an der Brust dazu, sie für Gewandnadeln zu halten, wie ich es bezüglich der Säbelnadeln, entgegen der Auffassung als Haarschmuck, schon früher begründete, indem ich zugleich die Krümmung an der Spitze so deutete, dass sie das Abrutschen der Kleidung, oder bei umgekehrter Stellung das Herausschlüpfen der Nadel erschweren solle (Verh. 1886, 412—13, 487—88). Aber auch die oben erwähnten grossen Badischen und Schweizer Geräthe mit ähnlichen constructiven Theilen, sowie die bis zu 88 *cm* langen, geraden, nicht mit Oehsen versehenen, wie bei de Bonstetten, Recueil d'antiquités Suisses, 1855, Taf. 3, 2 u. 3 und Supplément II, 1867, Taf. 5 erklärte ich damals für Kleidernadeln, was mir durch die Beobachtungen Naue's (S. 51) bestätigt zu werden scheint, der ja auch die grossen bayrischen geraden Geräthe ebenso deutet.

Kehren wir nun zu unserm Helgoländer Object zurück, so ergiebt sich, dass typologisch bei diesem Stück ohne Oehse noch nicht erwiesen werden kann, seine Schaftkrümmung an der Spitze sei eine beabsichtigte; denn von dem einzigen ziemlich gleichartigen Exemplar[1]) von Gross-Dobra steht dies noch weniger fest, und Píč erwähnt im Text die Krümmung gar nicht, so dass sie ihm jedenfalls nicht als vorsätzlich aufgefallen ist. Die Art der Verwendung unserer Nadel stimmt aber so überein mit der der Säbelnadeln, dass immerhin auch gleiche Zwecke bei den Krümmungen der Spitzen vorausgesetzt werden können. Uebrigens sind beide Nadeln, die Helgoländer und die von Dobra, wohl jünger, als die eigentlichen Säbelnadeln, die ja niemals, wie die Dobraer, in Brandgräbern vorkamen. —

(25) Hr. F. W. K. Müller zeigt eine Anzahl Stoffproben vor, welche das

javanische Baṭik-Färbeverfahren

in allen Stadien darstellen. Diese Proben wurden sammt einem ausführlichen, erläuternden Text in malaiischer Sprache (mit dazugehörigen, von einem Javanen gezeichneten Bildern) von Hrn. Dr. Franz Benecke dem Kgl. Museum für Völkerkunde geschenkt. Die Baṭik-Technik, welche, gleichwie das Plangi-Verfahren[2]), aus Vorder-Indien stammt, ist bekannt und öfters beschrieben[3]), war aber in dieser Vollständigkeit noch nicht im hiesigen Museum vertreten.

---

1) Vielleicht wäre noch zu beachten Památky 14, S. 346, Fig. 19, mit defekter Spitze: über den noch sichtbaren Theil der Krümmung des Schaftes ist wieder nichts bemerkt.

2) Knüpf-Färbe-Technik. Vgl. den Artikel Tie: and dye work von F. Driessen und die von P. W. M. Trap schön gezeichnete Tafel VI im Internationalen Archiv für Ethnographie, Band II (1889), p. 106. — Ibid. p. 107 lies statt planggi: plangi.

3) Vgl. z. B. den „Catalogus der ethnologische afdeeling van het museum van het Bataviaasch genootschap van kunsten en wetenschappen. — Derde druk, Batavia 1880, p. 59—61.

Die einzelnen Stadien waren von dem Javanen bezeichnet als:

ngengrengan	biron
tĕrusan	blirikkan
isen-isen	sogan
tembokkan	babarran
wĕdĕllan	

(26) Hr. F. W. K. Müller bespricht einige

angebliche Ainu-Ornamente.

In dem prächtig ausgestatteten Werk von David Mac Ritchie: The Ainos, Leiden 1892, befindet sich als Frontispiz die Reproduction eines im Museum der Königl. Zoologischen Gesellschaft „Natura Artis Magistra“ in Amsterdam aufbewahrten japanischen Gemäldes. Da Mac Ritchie dieses Bild mit für eines der „most important of the whole series“ der von ihm gesehenen und beschriebenen Darstellungen hält und meint, dass „the ornamentations of the dresses in this picture form ... a study in themselves“, so mögen die letzteren hier einer kurzen Betrachtung unterzogen werden.

Das Bild stellt vier Ainu-Männer und eine Ainu-Frau dar, welche sich gegenseitig bei den Händen halten und in gebeugter Haltung vorwärts bewegen. Zu den reich verzierten Gewändern der Ainu's bemerkt Mac Ritchie „Notable among these [ornamentations][1]) is the sun-cross [1°] on the back of the leading figure and on the back of the left arm of the fourth man; which sun-cross again appears on the backs of two of the men in the larger picture[2]). This sun-cross and kindred symbols may be seen in other pictures etc. . . . . . ; and in the present scene one may also note, as belonging to the same species of design, the two large diced patterns [2°] in the background, and the flowered crosses of four and six points [3°] in the dresses of the two leading men. With regard, finally, to the meaning of this scene, it is obviously suggestive either of the worship of a divinity or the servile adulation of an earthly lord“ [4°].

Was zunächst den Vorgang — ad 4° — selbst anbetrifft, so ist derselbe meines Erachtens gar nicht zweifelhaft. Die Ainu's ziehen nicht zur Verehrung einer Gottheit hin, sondern begeben sich zur Audienz zu einem Fürsten[3]). Zu welchem Fürsten, ist auch nicht zweifelhaft, denn auf dem Vorhang[4]) prangt riesengross zweimal das Wappen (Fig. 1) der Daimyō's von Matsumaye[5]), denen Yezo, also die Ainu's unterstellt waren.

Das oben sub 1° erwähnte „sun-cross“ ist hier in Fig. 6 abgebildet. Es ist wohl kaum ein Ainu-Ornament, sondern, wie Fig. 7 und 8, die auf dem grösseren Amsterdamer Bild vorkommen, und wie Fig. 1 und 2, einfach japanisch. Bei den Japanern ist Fig. 6 das Wappen der Familie Shimadzu (Satsuma), Fig. 8 der Familie Hisamatsu, Fig. 7 das bekannte Mitsudoyme.

---

1) Das in eckigen Klammern [ ] Stehende ist Zusatz des Referenten.

2) Damit ist ein anderes Bild aus dem Amsterdamer Museum gemeint.

3) S. 44 vergleicht Mac Ritchie richtig, „the tribute group in the Matsmaë panorama“ und Aehnliches.

4) Der Vorhang trennt den Fürsten von dem gemeinen Volk. S. Appert et Kinoshita, Ancien Japon, p. 202, s. v. Maku. (Vgl. u. a. auch Hokusai's Mangwa, Heft 9, p. 25—26).

5) Vgl. u. a. Appert etc. p. 119, 137, 246 und die populäre japanische Encyclopädie To-kwai setsu-yō hyakka tsū.

Prosaischerweise sehen übrigens die Japaner in Fig. 6 kein „sun-cross", sondern en Ring eines Pferdegebisses[1]). In der S. 532, Anm. 5 erwähnten japanischen olks-Encyclopädie ist ein solcher Ring abgebildet; das „Kreuz" heisst dort: jū-ion-ji, d. h. das chinesische Zeichen für 10 = +, der Kreis: kagami = Spiegel.

Fig. 1. Fig. 2. Fig. 3. Fig. 4.

Fig. 5. Fig. 6. Fig. 7. Fig. 8.

In eine Kategorie mit diesem „sun-cross" stellt Mac Ritchie (s. oben sub ⁰ und 3⁰) die hier unter 1, 2 und 5 reproducirten Figuren. Von Fig. 1 ist schon ben gesagt worden, dass es das Wappen des Daimyō von Matsumaye ist. Es rübrigt noch zu bemerken, dass die Japaner in dieser Figur nicht ein „gewürfeltes Iuster", sondern „vier Augen" sehen. So heisst dies Muster regelmässig: yotsume n einem mir vorliegenden, kleinen japanischen Musterbuch, und Hepburn[2]) estätigt diese Angabe. — Das „flowered cross" (s. oben 3⁰), hier als Fig. 2 ab-ebildet, kann ich auch nicht zu den Ainu-Ornamenten rechnen. Wie ein Vergleich nit Fig. 3 lehrt, ist es mit letzterem nahezu identisch. Fig. 3 ist aber ein anderes Vappen der Fürsten von Matsumaye, der Beherrscher der Ainu's. Durch die ffene, sowie versteckte Anbringung der beiden Wappen hat der japanische Künstler len Vorgang localisirt und das Bild ohne eine Zeile Text, wie sonst wohl üblich, inreichend verständlich gemacht. — Derartige Ornamente, wie Fig. 2 und 3, heissen ibrigens, wie die japanische Beischrift zu Fig. 4, einem dem eben erwähnten Iusterbuch entnommenen Motive, lehrt, „Blüthen der Klettergurke".

Somit bleibt nur noch Fig. 5 übrig, die ich, allerdings ohne es beweisen zu önnen, auch für japanisch halte. Unter den bei Appert abgebildeten Wappen indet sich dies Ornament nicht, ebensowenig in den Musterbüchern, die ich kenne. Am meisten ähnelt es noch den von den Japanern kazaguruma genannten Motiven. —

(27) Hr. F. W. K. Müller bespricht

eine Mythe der Kêi-Insulaner und Verwandtes.

In dem so eben erschienenen vierten Heft der „Bijdragen tot de taal- land- en volkenkunde van Nederlandsch Indië", Jahrg. 1893, stellt Prof. Kern zwei merkwürdig übereinstimmende Episoden aus der Ueberlieferung der Kêi-Insulaner

1) S. Junker von Langegg, Midzuho-gusa, Segenbringende Reisähren, 1880, Bd. III,). 235. Wie letztgenannter Autor berichtet, werden Objecte, mit dem Satsuma-Daimyō-Wappen versehen, von Gläubigen als Reliquien aus der christlichen Zeit Japan's (wegen les Kreuzes!) verehrt und gesammelt.

2) Japanese-english dictionary s. v. yotsume.

und der Minahassaër zusammen und bemerkt dazu: „dat an eene ontleening door de Minahasser's van de Kei-eilanders of omgekeerd niet de denken valt. Beide overleveringen moeten zich zelfstandig ontwikkeld hebben uit één gemeenschappelijke bron, en dus dagteekenen uit een tijd toen de voorouders der Toumbulu's en Kei-eilanders nog stammen waren van één volk".

Nach meinem Dafürhalten liegt die Sache nicht so einfach, denn wie passt zu der obigen Erklärung der Umstand, dass sich dieselbe Sage schon in den im 8. Jahrhundert nach Chr. niedergeschriebenen nationalen Geschichtswerken der Japaner, dem Kojiki und dem Nihon shoki, wiederfindet?

Zur besseren Würdigung des Sachverhaltes lasse ich hier die drei Ueberlieferungen folgen.

Ueberlieferung der Kêi-Insulaner [nach Riedel][1]).

Drei Brüder, mit Namen Hian, Tongül und Parpara, und zwei Schwestern, Bikeel und Meslaang genannt, wohnten ehemals über der Erde [im Himmel]. Eines Tages ging Parpara mit dem Angelhaken seines ältesten Bruders auf dem Wolkenmeer fischen und verlor den Haken. [Bei Planten und Pleyte[2]): „Kaum aber hatte er die Schnur in das Wasser herabgelassen, als ein gewaltig grosser Fisch in den Köder biss, den Haken verschluckte und so gewaltig an der Schnur zog, dass diese riss; so war Parpara gezwungen, ohne Fisch und ohne Haken zurückzukehren. Durch so viel Widerwärtigkeit enttäuscht, begab er sich nach Hause und theilte seinem Bruder den Verlust mit. Aber anstatt Parpara zu beklagen, war Hian im höchsten Grade aufgebracht über den Verlust seines Hakens, und verlangte in heftigem Ton, Parpara solle ihm denselben wiederverschaffen.] Hian, darüber erzürnt, befahl ihm, den Haken zurückzuholen. Parpara begab sich in sein Boot und tauchte in die Wolken. Nach vielen fruchtlosen Anstrengungen begegnete er dem Fisch Kiliboban, welcher ihn fragte, was er dort triebe. Parpara theilte ihm Alles mit und der Fisch versprach ihm, nach dem Haken zu suchen. Nach einiger Zeit begegnete

Ueberlieferung der Minahassaër [nach P. N. Wilken][3]).

Kawulusan von Pasambangko wollte auf dem Meere fischen; da er aber keine Angel hatte, lieh er eine von seinem Freunde. Er ging nun in einem kleinen Kahn auf die See, um zu fischen. Bald schnappte ein Fisch zu, aber als er ihn herausziehen wollte, riss die Schnur und die Angel war fort. Mit bekümmertem Gemüth kehrte Kawulusan nach Hause zurück und erzählte seinem Freunde das Geschehene. „Meine Angel musst Du mir wiedergeben; wenn Du mir auch zehn andere dafür giebst, so werde ich sie nicht annehmen!". Nun ging Kawulusan wieder nach der See zurück, um die verlorene Angel zu suchen. An der Stelle, wo er sie verloren hatte, sprang er in das Wasser und tauchte nach unten. Alsbald fand er auf dem Meeresgrunde einen gebahnten Weg, der ihn nach einem Dorfe führte. In einem der Häuser dieses Dorfes hörte er viele Getöse und Gejammer, da man ein Schwein opferte für ein Mädchen, welchem eine Gräte in die Kehle gerathen war. Kawulusan, der hineingegangen war, sah sogleich, dass seine Angel in der Kehle des Mädchens steckte. „Es ist nichts", sagte er zu den Eltern, „ich werde ihr Arznei geben, dann wird sie bald gesund sein." Nun liess er alle herausgehen, und als er mit der Tochter

1) Riedel, De sluik- en kroesharige rassen tusschen Selebes en Papua 1886, p. 217.
2) Bei Kern in: Bijdragen etc. 1893, p. 501.
3) in: Mededeelingen van wege het Nederlandsche Zendelinggenootschap 1863, p. 323f.

Kiliboban dem Fisch Kerkeri, welcher wiederholentlich hustete. Kiliboban fragte ihn, was ihm fehle, und erhielt die Erlaubniss Kerkeri's Kehle zu untersuchen, wo er den Haken fand, den er Parpara zurückbrachte.

allein war, zog er die Angel vorsichtig aus der Kehle und verbarg sie in seiner Kleidung. Darauf kehrte Kawulusan mit den von den Eltern erhaltenen Geschenken zurück. Doch als er an den Platz kam, wo er sich in das Wasser gestürzt hatte, war sein Kahn verschwunden. Als er über dieses neue Unglück noch trauerte, erblickte er einen grossen Fisch. Sogleich bat er ihn mit den Worten: „Wenn Du mich glücklich an das Ufer bringst, werde ich Dir den Namen Pongkor sumesengkat geben.“ Da seine Bitte Erhörung fand, so setzte er sich auf den Rücken des Fisches, der mit erstaunlicher Schnelligkeit durch das Wasser schoss, u. s. w.

Ueberlieferung der Japaner
[nach Chamberlain][1]).

Der Gott Hohodemi sprach zu seinem älteren Bruder, dem Gotte Hoderi: „Wir wollen mit einander tauschen und jeder des anderen Glück versuchen.“ Obgleich er ihn dreimal so ersuchte, wollte der ältere Bruder nicht einwilligen, endlich, nach mancher Schwierigkeit, wurde der Tausch vollzogen. Darauf versuchte der Gott Hohodemi sein Glück auf der See und wollte Fische angeln. Er fing aber nie einen Fisch und verlor ausserdem noch den Angelhaken im Meer. Der ältere Bruder, der Gott Hoderi, erbat sich nun seinen Angelhaken zurück, indem er sagte: „Glück auf den Bergen ist ein Glück für sich, und Glück auf dem Meere ist ein Glück für sich. Wir wollen unser Glück einander zurückerstatten.“

Der jüngere Bruder, der Gott Hohodemi, antwortete: „Was Deinen Angelhaken anbetrifft, so fing ich damit nicht einen einzigen Fisch, und zuletzt verlor ich ihn in dem Meere.“ Aber der ältere Bruder verlangte ihn jetzt um so dringender zurück. Der jüngere Bruder zerbrach nun sein zehn Handbreiten langes Schwert, mit dem er umgürtet war, und machte daraus fünfhundert Angelhaken als Ersatz, indessen wollte er sie nicht annehmen. Darauf verfertigte er tausend Angelhake nals Ersatz, er nahm sie aber nicht an, sondern sprach: „Ich verlange meinen ursprünglichen Angelhaken zurück . . . . .“.

[Hohodemi[2]) klagte sein Leid dem Gott der Salzerde. Dieser baute ihm darauf ein Boot, setzte ihn hinein und gab ihm genaue Verhaltungsmaassregeln. Hohodemi folgte seinen Rathschlägen und gelangte an den aus Fischschuppen

1) „Ko-ji-ki“ or „Records of ancient matters“, translated by Basil Hall Chamberlain (Supplement zu vol. X der Transactions of the Asiatic Society of Japan), Yokohama 1883, p. 119f. — Vergl. ferner: die parallele Erzählung aus dem Nihon shoki, in: Extraits des historiens du Japon, publiés par la société des études japonaises, Paris 1874–76, p. 172f. — D. Brauns, Japanische Märchen und Sagen, Leipzig 1885, S. 138f. — Mrs. T. H. James, The princes Fire-flash and Fire-fade, in: Japanese fairy tale series. No. 14. Published by the Kobunsha. Tōkyō 1887.

2) Das zwischen Klammern [ ] Stehende ist ein Auszug aus der umständlichen Erzählung des Kojiik.

erbauten Palast des Seegottes. Auf wunderbare Weise in das Innere geführt, gefiel er dem Seegotte so gut, dass dieser ihn zum Bleiben aufforderte und ihm schliesslich seine Tochter zur Gemahlin gab. Nachdem er drei Jahre in dem Palaste zugebracht hatte, erinnerte er sich der Vergangenheit. Sein Seufzen er-

Aus einem Bilderbuche des Malers Sensai Eitaku. Die Ueberschrift lautet: Hohodemi no mikoto tsuribari wo yete wadatsumi no miya yori hito hiro wani ni nori kono kuni ye kayeri-tamau no dzu = Der Gott Hohodemi kehrt nach Wiedererlangung des Angelhakens aus dem Palaste des Meergottes, auf dem einen Faden langen Krokodil reitend, nach diesem Lande (Japan) zurück[1]).

regte die Aufmerksamkeit seiner Gemahlin, die ihren Vater davon benachrichtigte. Der Seegott befragte nun den Gott Hohodemi nach der Ursache seiner Betrübniss und letzterer] erzählte der grossen Gottheit genau, wie sein älterer Bruder ihn wegen des verlorenen Fischhakens bedrängt hätte. Darauf liess der Seegott alle Fische des Meeres, grosse und kleine, zusammenkommen und fragte sie: „Hat

1) Der Name des Meergottes wird auch watatsumi und watadzumi geschrieben. Vergl. Pfizmaier, Theogonie der Japaner, in: Sitz.-Ber. der Wiener Akademie 1864. S. 439—441; Aston, Grammar of the japanese written language 1877, Appendix II, p. X, XI XX; Chamberlain, Kojiki-Uebersetzung, p. 26, 121.

vielleicht irgend ein Fisch den Angelhaken?" Da antworteten alle Fische: „Kürzlich hat sich der Tai[1]) darüber beklagt, dass ihm etwas in der Kehle sitze, was ihn am Essen verhindere, zweifellos hat er den Angelhaken verschluckt." Als nun die Kehle des Tai darauf hin untersucht wurde, steckte der Angelhaken darin. [Der Seegott entliess nun Hohodemi nach seiner Heimath, nachdem er ihm die Mittel angegeben, seinen älteren Bruder zu demüthigen. Zuvor berief er die Krokodile und suchte das schnellste derselben aus. Letzteres, ein „einen Faden langes" Krokodil trug nun auf seinem Kopfe den Hohodemi in einem Tage auf die Oberwelt zurück.]

Auch im weiteren Verlaufe der obigen Erzählungen zeigt sich eine merkwürdige Uebereinstimmung: Die obengenannten Helden suchen nun ihrerseits ihren Bruder, bezw. Freund in Verlegenheiten zu bringen und zu bestrafen. Bei den Kêi-Insulanern verlangt Parpara, sein Bruder solle verschütteten Palmwein wiederbringen, in der Minahassa-Erzählung fordert Kawulusan, sein Freund solle das von Letzterem als Regenschutz abgerissene Bananenblatt wieder mit dem Baume, der Kawulusan gehört, vereinigen. In der japanischen Ueberlieferung bringt der Gott Hohodemi den älteren Bruder durch die Meeresfluth, die er vermittelst der ihm vom Meerkönige geschenkten Ebbe- und Fluthsteine gehen und kommen lässt, in Gefahr — in der Erzählung der Minahassaër bedrängt Kawulusan den Freund durch schwere Regengüsse, die er von den Göttern erfleht.

Schliesslich sei noch bemerkt, dass eine von Bastian[2]) mitgetheilte hawaiische Erzählung einige verwandte Züge zeigt. „Die Fischer des Häuptlings Konikonia kamen eines Tages zurück, verwundert, dass ihre Angeln abgebrochen seien, ohne dass Fische gebissen hätten, und als der Häuptling sich erkundigen liess, erklärte ihm Kuula, der am Lande lebende Bruder Lalohana's (einer Fischfrau), dass man an dem Platze einer unterseeischen Stadt gefischt habe, wo Männer und Frauen wohnten. Als Konikonia auf weiteres Nachfragen von seiner Schwester hörte, bekam er Lust, sich mit ihr zu vermählen[3]) u. s. w." — Im Uebrigen hat indess die hawaiische Erzählung eine andere Tendenz, wenn sie auch zum Schlusse wieder von einer zur Strafe geschickten Fluth zu berichten weiss. —

(28) Eingegangene und angekaufte Schriften:

1. Archiv des Vereins f. Gesch. u. Alterthümer d. Herzogth. Bremen u. Verden u. d. Landes Hadeln. Heft 3. Stade 1869.
2. Abbildungen von Mainzer Alterthümern. Mainz 1850.
3. v. Baer, K. E., Ueber einen alten Schädel aus Meklenburg. o. O. 1863. (Sep.-Abdr. aus d. Bulletin).
4. Büsching, J. G. G., Die Alterthümer der heidnischen Zeit Schlesien's. Breslau 1820.
5. Dürrich u. W. Menzel, Die Heidengräber am Lupfen. Stuttgart 1847. (Mit Atlas.)

---

1) „Tai heisst ein Fisch, den die Holländer in Indien Steinbrassen nennen ..... gleicht an Gestalt beinahe einem Karpfen und ist von Farbe roth und weisslich." Kämpfer, Geschichte und Beschreibung von Japan. Lemgo 1777. I. S. 154. — Nach Chamberlain l. c. p. XXXIII und Matsubara, Special-Catalog für die Japanische Abtheilung der Internationalen Fischerei-Ausstellung. Berlin 1880. S. 10. = Pagrus cardinalis.

2) A. Bastian, Inselgruppen in Oceanien. Berlin 1883. S. 277.

3) Wie in der japanischen Erzählung Hohodemi mit der Tochter des Seekönigs.

6. Furtwängler, A., Der Goldfund von Vettersfelde. Berlin 1883.
7. Hostmann, Chr., Der Urnenfriedhof bei Darzau in der Provinz Hannover. Braunschweig 1874.
8. Huxley, T. H., Zeugnisse für die Stellung des Menschen in der Natur. Aus dem Englischen übersetzt von J. V. Carus. Braunschweig 1863.
9. Hünefeld, L. und F. Picht, Rügen's metallische Denkmäler der Vorzeit. Leipzig 1827.
10. Kuhn, A., Zur ältesten Geschichte der indogermanischen Völker. Berlin 1845.
11. v. Minutoli, H. C., Notiz über eine im Jahre 1811 zu Wopernow bei Schiefelbein aufgefundene kleine Erzbildsäule. Berlin 1835.
12. Das Römercastell und das Todtenfeld in der Kinzig-Niederung bei Rückingen. Hanau 1873.
13. Rossel, K., Das Pfahlgraben-Castell Salburg bei Homburg v. d. H. Wiesbaden 1871.
14. Schreiber, H., Die ehernen Streitkeile, zumal in Deutschland. Freiburg 1842.
15. Derselbe, Die neuentdeckten Hünengräber im Breisgau. Freiburg i. Br. 1842.
16. Schulze, E. O., Niederländische Siedelungen in den Marschen an der unteren Weser und Elbe im 12. und 13. Jahrhundert. Hannover 1889.
17. Schuster, F. W., Ueber alte Begräbnissstätten bei Mühlbach (Siebenbürgen). Hermannstadt 1867.
18. Stieff, M. Ch., De urnis in Silesia Lignicensibus atque Pilgramsdorfiensibus epistola. Wratislaviae et Lipsiae 1704.
19. Suchier, R., Die altgermanischen Gräber bei Mittelbuchen (bei Hanau). Hanau 1874. (Sep.-Abdr.)
20. Wagner, R., Zoologisch-anthropologische Untersuchungen. I. Göttingen 1861.
21. Weinhold, K., Die heidnische Todtenbestattung in Deutschland. o. O. 1859. (Aus d. Sitzungsber. d. kaiserl. Akad. d. W.)
22. Derselbe, Altnordisches Leben. Berlin 1856.
23. Welcker, H., Untersuchungen über Wachsthum und Bau des menschlichen Schädels. I. Leipzig 1862.
24. Wocel, J. E., Die Bedeutung der Stein- und Bronze-Alterthümer für die Urgeschichte der Slaven. Prag 1869. (Abhandl. d. k. böhm. Gesellsch. d. Wissensch. V. 3.)
25. Derselbe, Grundzüge der böhmischen Alterthumskunde. Prag 1845.
26. Derselbe, Archäologische Parallelen. Wien 1854. (Sitzungsber. d. ph.-hist. Cl. d. k. Ak. d. Wiss.)
27. Dudik, Ueber die alten heidnischen Begräbnissplätze in Mähren 1854. (Ebend.)
    Nr. 1—27 angekauft.
28. Tarenetzky, A., Weitere Beiträge zur Craniologie der Bewohner von Sachalin: Aino, Giljaken und Oroken. St. Petersbourg 1893. (Sep.-Abdr. Mém. de l'Acad. J. d. sc.) Gesch. d. Verf.
29. Adler, C., The Shofar, its use and origin. Washington 1893. (Sep.-Abdr. Proc. of the U. St. Nat. Museum.) Gesch. d. Smiths. Institution.
30. Ewald, C. A. und Posner, v. Rindfleisch, Waldeyer, Hüppe, P. Langerhans, Bastian, Bartels, E. Krause und B. Fränkel, Rud. Virchow, sein Wirken für Medicin, Hygiene und Anthropologie. Zu seinem 50jährigen Doctor-Jubiläum am 21. October 1893. Berlin 1893. (Berliner Klin. Wochenschr.) Gesch. d. Redaction.

Sitzung vom 16. December 1893.

Vorsitzender: Hr. **R. Virchow**.

(1) Der Vorsitzende zeigt den Tod zweier hochverehrten correspondirenden Mitglieder an.

Am 3. d. M. Abends ist unser treuester Freund und Helfer, Ingvald Undset, nach langem Leiden in Christiania sanft und ruhig entschlafen. In der Geschichte der modernen prähistorischen Archäologie sind wenige Männer zu nennen, welche einen so bestimmenden Einfluss auf den Gang der Studien ausgeübt haben. Ganz besonders in Norddeutschland hat kein Fremder so sehr auf die Klärung der Meinungen und auf die Richtung der Forschungen eingewirkt, als Ingvald Undset. Auf ausgedehnten Reisen durch Mittel- und Südeuropa hatte er die genaueste Kenntniss der Museen und Privatsammlungen gewonnen und in seinen Tagebüchern mustergültige, fast immer durch Zeichnungen erläuterte Aufzeichnungen über die Einzelheiten der Funde niedergelegt. Er erregte zuerst die allgemeine Aufmerksamkeit durch seine Arbeit über die Bronzezeit in Ungarn, in welcher er die Verbreitung bestimmter Typen, insbesondere von Waffen, über grosse Gebiete von Mittel- und Nordeuropa darlegte (1880). Die nächste Aufgabe, die er sich stellte und die ihn in die Kreise der deutschen Archäologen führte, erschien 1881, in der trefflichen Uebersetzung von Frl. J. Mestorf 1882. Das bedeutungsvolle Werk, welches den bescheidenen Titel „Das erste Auftreten des Eisens in Nord-Europa“ führte, wurde in liebevoller Widmung von dem Verfasser und der Uebersetzerin mir zugeschrieben. Es brachte das Ergebniss mühevoller Studien, welche sowohl die nordischen Länder, als den gesammten Nordosten unseres Vaterlandes von den östlichen Grenzen bis über die Weser hinaus umfassten. Obwohl Undset weder die Hallstatt-, noch die La Tène-Zeit erfunden hat, so ist ihm doch das Verdienst zuzuschreiben, dass aus dem verwirrenden Durcheinander der herkömmlichen Eintheilung in Stein-, Bronze- und Eisenzeit grosse und höchst wichtige Abschnitte ausgeschieden und zur Grundlage der Klassifikation der Sammel- und Gräberfunde gemacht wurden. Man kann sagen, dass das Buch, abgesehen von seinem methodologischen Werthe, fast plötzlich das Lehrbuch für alle beginnenden Alterthumsforscher und die werthvollste Quelle für vergleichende Untersuchungen auch in den Händen der bewährtesten Forscher geworden ist. Undset weilte nachher längere Zeit in Italien, und auch in diesem, durch so viele Vorgänger schon durchforschten Lande gelang es ihm sehr bald, einen maassgebenden Einfluss auf die prähistorischen Studien zu gewinnen. Aber zu keiner Zeit hat er auch im Süden aufgehört, seine Verbindung mit uns fortzusetzen. Unsere Gesellschaft konnte ihm nur geringe materielle Hülfe bringen, indem sie ihm die Mittel zur Verfügung stellte, von den wichtigsten Gegenständen Abbildungen aufnehmen zu lassen; das Beste, was wir ihm gewähren konnten, war unsere stets rege Theilnahme an seinen

Arbeiten und die Veröffentlichung seiner Ermittelungen in unserer Zeitschrift. Von 1883 bis 1891 hat er in einer Reihe lichtvoller Abhandlungen die Mehrzahl derjenigen Alterthümer erläutert, welche geeignet erschienen, den Gang der menschlichen Cultur vom Orient und vom Süden her bis in unser Land und bis tief nach Skandinavien und England zu enthüllen. Die jahrelangen Reisen, welche er unternehmen musste, hatte er aus den von der norwegischen Regierung bewilligten Mitteln allein nicht durchführen können; er hatte auch sein Privatvermögen geopfert, und als er endlich heimkehrte, war er nicht nur arm, sondern noch dazu mit Schulden belastet. In rastloser Thätigkeit suchte er die Mittel zu seiner und seiner Familie Existenz und zur Tilgung seiner Schulden zu gewinnen, denn der mässige Jahresgehalt, den ihm das Storthing 1884 bewilligte, reichte zu einer sorgenfreien Existenz nicht aus. Aufgaben von mehr localem Charakter, so namentlich die Aufzeichnung der kirchlichen Alterthümer Norwegens, konnten noch ausgeführt werden. Aber allmählich entwickelte sich eine schleichende Krankheit, welche von Jahr zu Jahr mehr sein Nervensystem lähmte und endlich unaufhaltsam zu seinem frühen Tode führte. Er war am 9. October 1853 in Trondhjem geboren, ist also nur 40 Jahre alt geworden.

In Undset haben wir, das darf offen gesagt werden, die bedeutendste Erscheinung unserer Zeit auf dem Gebiete der internationalen prähistorischen Forschung und zugleich den besten Freund der deutschen archäologischen Wissenschaft verloren. Was mich betrifft, so darf ich wohl, um die Grösse meines Verlustes auszudrücken, die Worte anführen, mit welchen seine trauernde Wittwe mir die Nachricht seines Hinscheidens meldete: „Ihnen, den er vor allen anderen schätzte und verehrte, der ihm stets als ein grosses Vorbild galt und dessen Freundschaft und Zutrauen er stets als eine Ehre achtete und mit dankbarer Freude annahm, habe ich das Verlangen gefühlt, selber die Nachricht zu bringen." Für einen älteren Mann giebt es nichts Schmerzlicheres, als den Verlust jüngerer Freunde, deren Anhänglichkeit alle Proben bestanden hat und deren Befähigung eine Bürgschaft zu sein scheint, dass sie die begonnene Arbeit unentwegt und sicher fortführen werden. Wird irgend ein anderer an diese Stelle treten können? Wer darf es wagen, eine solche Hoffnung zu hegen? —

Der zweite Todesfall, den wir zu beklagen haben, betrifft den verdienten Leiter des Archaeological Survey of India, Lieutenant General Sir Alexander Cunningham, der in dem hohen Alter von 79 Jahren gestorben ist. Er hatte seine Laufbahn in Indien als Officier begonnen, aber schon sehr bald seine Mussestunden der Alterthumsforschung vorbehalten. Im Jahre 1870 wurde ihm die obere Leitung des archäologischen Dienstes übertragen, welcher ihn zu langen Reisen in dem weiten Reiche veranlasste; eingehende Untersuchungen über die alte Architektur und Numismatik, über indische Zeitrechnung und Geographie und über zahlreiche religiöse und weltliche Probleme gewährten ihm den Stoff zu immer neuen Publikationen. Unsere Bibliothek verdankt ihm zahlreiche Geschenke. —

(2) Als neue Mitglieder werden vorgeschlagen:
Hr. cand. med. R. Lehmann-Nitsche in München,
„ Historienmaler Hans Mützel in Berlin,
„ Dr. Bruno Stort in Rembang, Java,
„ Bauinspektor F. A. Schrau in Berlin.

(3) Als Gäste begrüsst der Vorsitzende die HHrn. Dr. Goldschmidt, Maurer, Baron Grandcourt. —

(4) Der Vorsitzende erstattet statutenmässig den

Verwaltungsbericht für das Jahr 1893.

Das ablaufende Jahr hat mannichfache Veränderungen in dem Personalstande der Gesellschaft gebracht.

Aus dem engeren Verbande des Vorstandes ist dasjenige Mitglied dahingeschieden, welches seit der Gründung der Gesellschaft unausgesetzt mit der Protokollführung betraut war, Robert Hartmann. Seine Verdienste sind schon früher geschildert worden. An seiner Stelle wurde Hr. Otto Olshausen cooptirt und die dadurch im Ausschuss entstandene Lücke ist durch Hrn. von den Steinen ausgefüllt. Mit tiefstem Bedauern haben wir aus dem Ausschuss Hrn. Steinthal scheiden sehen, dessen früher so rege und einflussreiche Thätigkeit für die Gesellschaft uns stets in dankbarer Erinnerung bleiben wird. An seine Stelle hat der Ausschuss Hrn. v. Kaufmann cooptirt. Ausserdem hat die Gesellschaft ihrem ersten Vorsitzenden bei Gelegenheit seines 50jährigen Doctor-Jubiläums den Titel eines Ehrenpräsidenten verliehen.

Die kleine Zahl der Ehrenmitglieder ist durch den schnell hinter einander erfolgten Tod der berühmtesten unter ihnen, Schaaffhausen und Lindenschmit, auf vier zurückgegangen.

Von correspondirenden Mitgliedern haben wir die HHrn. Leemans, Cunningham und Undset verloren, deren schon früher gedacht worden ist. Neu gewählt sind die HHrn. Heger, Macalister und Tylor, so dass die alte Zahl 110 wieder hergestellt ist. Mit grösstem Dank kann ich erwähnen, dass wir auch im Laufe dieses Jahres unseren Correspondenten die werthvollsten Beiträge verdanken, insbesondere den HHrn. Calvert, E. v. Fellenberg, Gerlach, V. Gross, Hirth, v. Ihering, ten Kate, Marchesetti, Orsi, Philippi, Radde, Troll. Ihnen allen spreche ich heute nochmals den Dank der Gesellschaft aus.

Die Zahl der ordentlichen immerwährenden Mitglieder (5) ist unverändert geblieben. An zahlenden Mitgliedern hatten wir am Schlusse des Vorjahres 555. Davon sind gestorben 14, nehmlich die HHrn. Friedländer, Robert Hartmann, Götze (Zossen), Henry Lange, Manthey, Moritz Meyer, Mützel, Nathanson, Oswald, Pander, Isidor Richter, Rieck, Max Ruge und Zülzer. Ausgetreten sind 9. Neu aufgenommen wurden 39, so dass die Gesammtzahl der immerwährenden (5) und der zahlenden (571) Mitglieder heute 576 beträgt, gegen das Vorjahr ein Mehr von 21 Mitgliedern.

Unsere Sitzungen, von denen, ausser den 10 ordentlichen, am 14. Januar noch eine ausserordentliche abgehalten wurde, erfreuten sich stets einer regen Theilnahme. Von dem reichen Inhalt derselben geben die gedruckten Verhandlungen Zeugniss. Ich darf auch diesmal mit Dank der werthvollen Beiträge gedenken, welche uns Seitens auswärtiger Mitglieder zugingen; erwähnt mögen besonders sein die HHrn. Boas, v. Brandt, Dieseldorff, Dörpfeld, Jentsch, Kurtz, Rösler, Schoetensack, Schumann, Török, Treichel, und von Reisenden die HHrn. A. Bässler, Ehrenreich, F. Jagor, M. Uhle.

Unsere Publikationen sind soweit vorgerückt, dass wir diesmal einen etwas früheren Abschluss derselben erwarten dürfen. Die Zeitschrift für Ethnologie hat den ersten Abschnitt einer wichtigen Untersuchung über die megalithischen Monumente in Norddeutschland gebracht, deren Fortsetzung wir im nächsten Jahre bringen zu können hoffen. Die Verhandlungen enthalten ein überaus reiches Material an prähistorischen und ethnologischen Mittheilungen. Endlich die Nachrichten zeichnen sich durch sehr werthvolle Beiträge aus; die Folge davon ist,

dass sie zu weiterer Nachfolge reizen, wie denn in Stuttgart vom neuen Jahre an eine ganz ähnliche Publikation erscheinen soll. Obwohl dadurch der Gedanke, die neuen deutschen Funde an einer einzigen Stelle zu sammeln, stark beeinträchtigt wird, so wird doch die durch unsere bibliographische Zusammenstellung gewährte Uebersicht dazu beitragen, ein Gesammtbild der Fortschritte zu geben, welche in Deutschland auf dem Felde der heimischen Alterthumskunde gemacht werden.

Der General-Index für die ersten 20 Bände unserer Zeitschrift nebst Verhandlungen ist bis zum Buchstaben S fertiggestellt.

In Betreff unserer äusseren Beziehungen habe ich zunächst der schmerzlichen Verluste zu gedenken, die wir durch den Tod des ersten Generalsekretärs der Deutschen anthropologischen Gesellschaft C. Semper, und der HHrn. R. Hartmann (Marne) und Sasse erlitten haben. Auch habe ich des Todes des Bildhauers Büchting zu gedenken, der die im Museum für Völkerkunde aufgestellte Büste von Nachtigal und die durch freiwillige Beiträge ermöglichte neue Büste unseres Freundes Bastian angefertigt hat. Da der letztere den Wunsch hegt, dass seine Büste noch nicht im Museum, wohin sie bestimmt ist, aufgestellt werden möge, so hat dieselbe vorläufig ihren Platz in der Bibliothek der Gesellschaft gefunden.

Unser Verhältniss zur Deutschen anthropologischen Gesellschaft hat denselben freundschaftlichen und nahen Charakter behalten, den wir seit der Stiftung derselben ungestört bewahren konnten. Eine grössere Zahl unserer Mitglieder hat an der Generalversammlung in Hannover und der Vorversammlung in Göttingen theilgenommen. Die nächstjährige Versammlung wird in Innsbruck stattfinden, von wo im Jahre 1869 der erste Aufruf zur Gründung der deutschen Gesellschaft ausgegangen ist. Wir werden also zugleich den 25. Jahrestag feiern können. Leider steht in dem nächsten Jahre die Concurrenz einer so grossen Zahl von Versammlungen in Aussicht, dass es schwer wird, eine geeignete Zeit für Innsbruck zu finden. Die gewöhnliche Zeit unserer Zusammenkünfte im Anfang August ist dadurch unmöglich gemacht, dass alsdann der Amerikanisten-Congress in Stockholm tagen wird und der König von Schweden nur wenige Tage frei hat, an welchen er, wie er wünscht, den Congress bei sich empfangen kann. Da nun am 1. September der internationale Congress für Hygiene und Demographie nach Budapest eingeladen ist, und gleich nachher die deutsche Naturforscherversammlung in Wien tagen wird, so bleibt, wie es scheint, für Innsbruck nur die zweite Hälfte des August übrig.

Die zunehmende Häufung der nationalen und internationalen Congresse droht allmählich einen wirklichen Hinderungsgrund für grosse Versammlungen abzugeben. So ist die Weltaustellung in Chicago mit den zahlreichen, sich daran anschliessenden Specialcongressen von Deutschland aus fast gar nicht besucht worden. Wir haben uns an der dortigen anthropologischen Ausstellung mit deutschen und anderen Schädeln betheiligt und mehrere unserer Mitglieder haben den wissenschaftlichen Beirath für die deutsche ethnologische Ausstellungsgesellschaft gebildet. Das deutsche Dorf mit seinem reichen Inhalt hat den Beifall der Sachkenner gefunden, aber der finanzielle Abschluss ist sehr ungünstig gewesen. Um so weniger darf erwartet werden, dass die californische Mittwinter-Ausstellung in S. Francisco von Deutschland aus eine nennenswerthe Unterstützung finden wird.

Um so mehr müssen wir uns freuen, dass einige unserer Provinzial-Congresse einen guten Fortgang haben. — Es gilt dies besonders von den beiden Lausitzer Gesellschaften, der für die Ober- und der für die Niederlausitz. Auch sie sind von Berlin aus trotz freundlichster Einladung und trotz unserer warmen Em-

pfindung äusserst spärlich besucht worden. Der gute Wille ist eben durch die äusseren Möglichkeiten zu sehr beschränkt.

Sind wir doch kaum noch in der Lage, die Alters-Jubiläen unserer nächsten Freunde in alter Weise feiern zu können. Es mag sein, dass, wie man hier und da angenommen hat, die Generation von 1820—21 von besonderer Lebenszähigkeit ist, und dass daher die Jubiläen zahlreicher vorkommen. Haben wir doch im Laufe des Jahres 70 jährige Jubiläen der HHrn. Steinthal, Pringsheim und Weinhold, 50 jährige Doktorjubiläen der HHrn. Virchow und Wenzel (Mainz) erlebt. Aber die Alten sind besonders erfreut darüber, dass sich ein so starker und eifriger Nachwuchs entwickelt, von dem erwartet werden darf, dass er künftig auch die Congresse und Jubelfeste mit frischem Eifer aufnehmen wird.

Die Staats- und Stadt-Behörden haben uns ihr altes Wohlwollen bewahrt. Mitglieder unserer Gesellschaft sitzen in der Sachverständigen-Commission sowohl des Völker-Museums, als des märkischen Provinzial-Museums, und hinwiederum bringen uns die Beamten dieser Anstalten werthvolle Beiträge von neuen Materialien in unsere Sitzungen. Der Herr Unterrichts-Minister hat uns den Staatszuschuss in der Höhe des Vorjahres wiederum bewilligt und uns damit von mancher Sorge befreit.

In weniger günstiger Lage befindet sich das uns so nahe stehende Trachten-Museum. Die demselben durch den Herrn Unterrichts-Minister angewiesenen Räumlichkeiten in der Klosterstrasse sind überfüllt und die, eine Zeit lang sehr starken Hoffnungen auf eine günstiger gelegene und mehr geräumige Localität haben sich gänzlich zerschlagen. Die geringe Beihülfe, welche die städtischen Behörden für ein Jahr bewilligt hatten, hat wieder aufgehört, und die eigenen Einnahmen genügen nicht, um die Kosten der laufenden Verwaltung zu decken. Der Vorstand des Trachten-Museums hat daher geglaubt, den Herrn Unterrichts-Minister um eine regelmässige Beihülfe bitten zu dürfen, und er hofft um so mehr auf Gewährung, als das gesammte Museum dem Staate überlassen werden soll, sobald die Verhältnisse eine solche Uebernahme gestatten.

Die grösseren wissenschaftlichen Unternehmungen, welche in den Kreis unserer Interessen fallen, scheinen im neuen Jahre bessere Aussichten zu haben. Die Ausgrabung des Limes romanus schreitet mit den durch das Reich bewilligten Mitteln schnell vorwärts, und das neubegründete Limes-Blatt hat von stets neuen Aufdeckungen zu berichten. Auf Helgoland sind durch den Festungsbau unerwartete Aufschlüsse prähistorischer Art zu Tage getreten, über welche Hr. Olshausen berichtet hat. Auf Hissarlik ist mit der, durch Frau Sophie Schliemann zur Verfügung gestellten Summe eine neue Campagne eröffnet worden, welche in den Aussentheilen des Burgberges überraschend grosse Reste aus mykenischer Zeit zu Tage gefördert hat. Durch die Theilnahme Sr. Majestät des Kaisers wird, wie wir hoffen, eine Fortsetzung der Arbeiten im nächsten Jahre ermöglicht werden. Auch in Sendschirli ist eine Wiederaufnahme der Arbeiten, welche anscheinend kurz vor dem Ziele abgebrochen werden mussten, in nahe Aussicht gestellt. Für Armenien bemühen sich die HHrn. Belck und C. F. Lehmann, theils durch freiwillige Beiträge, theils durch Unterstützung der Regierung, eine neue Expedition, namentlich zur Sammlung der Keilinschriften, vorzubereiten.

Die afrikanischen Forschungen machen, trotz der Ungunst der politischen Verhältnisse, starke Fortschritte. Hr. Stuhlmann hat uns die ersten lebenden

Exemplare afrikanischer Zwerge vom Stamme der Ewwe zugeführt und sehr werthvolles osteologisches Material in meine Hand gelegt; der erste Band seines grossen Werkes ist in staunenswerther Schnelligkeit und Reichhaltigkeit erschienen. Er selbst ist nach Ost-Africa zurückgekehrt, um zunächst die Küstenregion im Zusammenhange aufzunehmen. Auch Hr. Schweinfurth ist von Neuem aufgebrochen, um das eben erschlossene westliche Vorland von Abessinien zu durchforschen. Vom Nyassa-See haben wir durch Hrn. Merensky einen ersten genaueren ethnologischen Bericht gehört, und aus Süd-Africa hat uns Hr. Holub einen anschaulichen Bericht über die Matabele gegeben, der freilich sehr schnell durch die Ereignisse überholt ist. Graf Schweinitz hat uns die Bewohner der Umgebungen des Victoria-Nyanza geschildert und von da reiches ethnologisches und anthropologisches Material heimgebracht

Sehr unbefriedigend lauten die Nachrichten von unserem Reisenden Hrn. Vaughan Stevens aus Malacca. Er ist in seinem neuesten Vorstosse völlig gescheitert und hat kaum das nackte Leben gerettet. Um so glücklicher war Hr. Troll, unser correspondirendes Mitglied, der von seiner gefährlichen Winterreise durch die Mongolei und Sibirien nach Peking glücklich und mit vielen Sammlungen heimgekehrt ist. In gleicher Lage befindet sich Hr. Arthur Bässler, der kürzlich aus Indonesien wieder eingetroffen ist.

In America gehen die Sachen, soweit sie unsere Leute betreffen, langsamer, aber doch nicht ohne Glück. Die patagonischen Schädel, welche Hr. Bodenbender vor einigen Jahren ausgegraben hat, scheinen nun wirklich an meine Adresse abgegangen zu sein. Von Hrn. Uhle, der am Ost-Abhang der Cordilleren fleissig gesammelt hat, ist freilich noch nichts eingetroffen, aber seine Briefe melden wenigstens gute Erfolge. In Guatemala haben wir einen neuen, eifrigen Mitarbeiter in Hrn. Dieseldorff erhalten, und aus Cuba hat Hr. Jagor das erste grosse Nephritbeil, als Geschenk des Hrn. Montané für mich, mitgebracht.

So dürfen wir denn wohl hoffen, dass das neue Jahr die bemerkenswerthen Erfolge des ablaufenden verstärken werde. —

Zum Schluss berichte ich noch in Kürze über unsere Sammlungen:

1. Die Bibliothek ist wiederum um 383 Nummern (in 426 Bänden) vermehrt, zum grössten Theil durch Geschenke (50 Brochüren durch Hrn. Jagor) und durch Tausch, indess sind dem Herrn Bibliothekar auch zu Ankäufen reichere Mittel bewilligt worden. Von Zeitschriften konnten 123 Bände gebunden und ordnungsmässig aufgestellt werden.

2. Die Zahl der Photographien hat sich im Jahre 1893 um 297 Stück vermehrt. Darunter befindet sich ein von Hrn. Prof. Schweinfurth geschenktes Kopten-Album und eine von Hrn. Dr. Holub geschenkte Sammlung von Aufnahmen seiner afrikanischen Ausstellung. Die Zahl der Einzel-Blätter beträgt jetzt 3069.

3. Für die Schädel-Sammlung wurden 12 melanesische Schädel von Hrn. P. E. Wolff, der sie an Ort und Stelle gesammelt hat, angekauft und zwar 2 aus Mallicollo (Neu-Hebriden), 3 aus Neu-Britannien und 7 von den Salomons-Inseln (4 aus Guadalcanal und 3 aus Malayha).

Ausserdem wurde eine Anzahl älterer Schädel, welche bis dahin noch in Bearbeitung gewesen waren, in die Sammlung eingereiht. Ueber die meisten derselben ist in den Sitzungsberichten Mittheilung gemacht worden. —

(5) Der Schatzmeister legt vor die

Rechnung für das Jahr 1893.

Flüssiger Bestand aus dem Jahre 1892		3 991 Mk.	89 Pfg.
Einnahmen:			
Jahres-Beiträge der Mitglieder	11 263 Mk.		
Staatszuschuss für 1893/94	1 800 „		
Beitrag des Unterrichts-Ministers für die Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde für 1892 und 1893	2 000 „		
Kapitalzinsen	644 „		
		15 707 „	— „
	Summa	19 698 Mk.	89 Pfg.
Ausgaben:			
Miethsentschädigung an das Museum für Völkerkunde . . .		600 Mk.	— Pfg.
Mitglieder-Beiträge an die Deutsche anthropol. Gesellschaft .		1 590 „	— „
Ankauf von Exemplaren der Zeitschrift für die ordentl. Mitglieder		2 880 „	— „
Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde (Jahrgang 1893), einschl. der Remuneration für die bibliographische Uebersicht		1 007 „	95 „
Einladungen zu den Sitzungen		166 „	85 „
Index der Ethnolog. Zeitschrift für 1892		150 „	— „
Porti und Frachten		1 190 „	12 „
Bibliothek (Ankäufe, Buchbinder u. s. w.)		890 „	88 „
Schreibmaterialien		628 „	45 „
Remunerationen		179 „	99 „
Ankauf wissenschaftlicher Gegenstände		731 „	65 „
An die Verlagshandlung für überzählige Bogen und Abbildungen zu den Verhandlungen und Nachrichten von 1892 . . .		2 671 „	— „
	Summa	12 686 Mk.	89 Pfg.
	Bleibt Bestand für 1894	7 012 Mk.	— Pfg.

Der Reservefond besteht aus:

Preussischen $3\frac{1}{2}$ procentigen Consols	8 000 Mk.
„ 4 procentigen Consols	600 „
Berliner $3\frac{1}{2}$ procentigen Stadt-Obligationen . .	8 000 „
Preussischen 4 procent. Consols (Lebensl. Mitgl.)	1 500 „
Summa	18 100 Mk.

Der Vorsitzende: Der Ausschuss hat alle vom Schatzmeister vorgelegten Rechnungen nebst Belägen durch zwei seiner Mitglieder prüfen lassen und auf Grund dieser Prüfung dem Schatzmeister Decharge ertheilt.

Die Gesellschaft ist einverstanden.

Der Vorsitzende spricht dem Schatzmeister im Namen der Gesellschaft warmen Dank für seine sorgsame Geschäftsführung aus.

Er macht jedoch darauf aufmerksam, dass die Gesellschaft noch stark belastet ist durch die schwebende Schuld bei der Verlagshandlung für die Raumüberschreitungen des Jahres 1893, sowie durch die noch nicht bereinigte Abrechnung mit Hrn. Castan über Neu-Guinea-Gypsmasken. Auch die Schliemann'sche Erbschafts-Angelegenheit ist noch nicht erledigt. Prof. Evtaxias in Athen ist als Advokat der Gesell-

schaft in Betreff der von der griechischen Steuerverwaltung geforderten Erbschaftssteuer und der daran geknüpften Strafandrohung angenommen worden. Der Herr Reichskanzler, welcher sich der Sache freundlich angenommen hat, theilt in einem an Hrn. R. Virchow gerichteten Schreiben vom 23. Juli mit, dass er den Kaiserlichen Gesandten in Athen, Grafen v. Wesdehlen zur Aeusserung über die Sachlage aufgefordert habe. Derselbe habe unter dem 11. Juli von Prof. Evtaxias die Nachricht erhalten, dass die Entscheidung auf Grund der stattgehabten Zeugenvernehmung kürzlich zu Gunsten der Legatare erfolgt sei und der griechische Fiscus in Folge dessen auf seine Ansprüche an die letzteren verzichtet habe. Hr. Evtaxias beabsichtigte, Hrn. R. Virchow von diesem Ergebnisse direkt Nachricht zu geben. Diese Nachricht ist bis jetzt nicht eingetroffen. —

(6) Hr. Rud. Virchow erstattet Bericht über die

Rechnung der Rudolf Virchow-Stiftung für das Jahr 1893.

Nach der vorjährigen Rechnung (Verhandl. 1892, S. 530) betrug der Kapitalstock der Stiftung nominell 120 600 Mk.

Derselbe ist im Laufe des Rechnungsjahres nicht verändert worden. Die Anlage ist geschehen in

4procentigen Consols im Betrage von	94 500 Mk.	— Pfg.
3½ „ „ „ „ „	1 600 „	— „
3 „ „ „ „ „	24 500 „	— „
zusammen	120 600 Mk.	— Pfg.

Der flüssige Bestand am Ende des Jahres 1892 betrug	5 017 Mk. 10 Pfg.	
Dazu sind getreten an laufenden Zinsen	4 635 „ 44 „	
Bestand und Einnahmen zusammen		9 652 Mk. 54 Pfg.
Die Ausgaben betrugen für		
den Ankauf nordkaukasischer Schädel	300 Mk. — Pfg.	
anatomische Arbeiten	80 „ — „	
Spesen	1 „ 9 „	
Rückzahlung an das Comité für die Rud. Virchow-Medaille	188 „ 30 „	
zusammen		569 Mk. 39 Pfg.
bleibt flüssiger Bestand am Ende des Jahres 1893		9 083 Mk. 15 Pfg.

Grössere Verwendungen aus den Beständen sind absichtlich zurückgehalten worden, mit besonderer Rücksicht auf schon eingegangene Engagements.

Wie schon im vorjährigen Rechnungsbericht ausgeführt war, musste mit der Möglichkeit gerechnet werden, dass die Forschungsreise des Hrn. Hrolf Vaughan Stevens in Malacca neue Aufwendungen erfordern könne. Es waren demselben aus den Mitteln der Stiftung im Laufe des Vorjahres 1534,75 Mk. überwiesen worden, deren Verrechnung mit der Verwaltung des Königl. Museums für Völkerkunde vorbehalten war. Im Laufe des Jahres fand dann die Reconstruktion des ethnologischen Comités statt und Hr. Isidor Richter übernahm es, aus den Mitteln desselben die Fortsetzung der Untersuchungen in Malacca zu bestreiten. Leider hat der Tod dieses thätigen Mannes eine noch nicht ausgeglichene Störung herbeigeführt und die Nachrichten von Hrn. Stevens lauten so ungünstig, dass seine letzte Expedition als gänzlich verunglückt betrachtet werden muss. Da aber gerade

die anthropologische Seite der Forschung am wenigsten gefördert ist, während sie doch das Hauptmotiv zur Einleitung des schwierigen Unternehmens bildete, so wird es geboten sein, unter Aufwendung neuer Mittel wenn möglich das vorgezeichnete Ziel, die Feststellung der Negrito-Bevölkerung in Malacca, zu erreichen.

Ausser einigen anderen kleineren Aufgaben ist es insbesondere die Wiederaufnahme der Forschungen des Hrn. W. Belck in Armenien, welche bereits zu so bedeutenden Fortschritten in der Kenntniss der älteren Geschichte des Chaldi-Staates geführt haben. Hr. C. F. Lehmann hat die Absicht, sich mit Hrn. Belck im Laufe des nächsten Jahres nach Armenien zu begeben, um an Ort und Stelle die paläographischen Probleme in Angriff zu nehmen und auch die noch fast ganz vernachlässigte Prähistorie dieses Gebietes zu studiren. Den genannten Herren ist eine Beihülfe aus der Stiftung zugesagt worden.

Endlich ist auch Hrn. M. Uhle, der gegenwärtig in Bolivien thätig ist, für bestimmte Zwecke, insbesondere für Gräberforschung und Schädel-Sammlung, ein Zuschuss aus der Stiftung in Aussicht gestellt worden. —

(7) Es folgt die

Wahl des Vorstandes für 1894.

Hr. Maass schlägt vor, den alten Vorstand für das nächste Jahr durch Acclamation wiederzuwählen.

Es erfolgt kein Widerspruch. Der Vorschlag ist somit angenommen und es sind alle bisherigen Mitglieder des Vorstandes wiedergewählt.

Der Vorstand für das Jahr 1894 besteht somit aus folgenden Mitgliedern:

Vorsitzender: Hr. Rud. Virchow, zugleich Ehren-Präsident,
Stellvertreter: Hr. Beyrich und Hr. Waldeyer,
Schriftführer: die HHrn. A. Voss, M. Bartels und O. Olshausen,
Schatzmeister: Hr. W. Ritter.

(8) Hr. Voss hat eine Mittheilung über die von Hrn. Arzruni vorgenommene Untersuchung des auf Charlottenburger Gebiet gefundenen Nephritbeiles eingesandt (vergl. Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde, Nr. 6, S. 96). Darnach ist allerdings wohl der Neu-Seeländische Ursprung des Stückes ausgeschlossen, eine erneute Untersuchung jedoch, wegen der Unzulänglichkeit der bisherigen Dünnschliffe sehr wünschenswerth. Hr. Voss erklärt sich bereit, nochmals einen Dünnschliff anfertigen zu lassen. —

Hr. Rud. Virchow hebt bei dieser Gelegenheit die Schwierigkeit hervor, welche hier jetzt noch zu überwinden ist, um die Herstellung eines mikroskopischen Objectes von Gestein zu erlangen. —

(9) Hr. Dieseldorff übersendet einen neuen Bericht über

alte bemalte Thongefässe von Guatemala.

(Hierzu Tafel XVI.)

Im Anschluss an meine früheren Aufsätze liefere ich heute Zeichnungen von zwei Malereien, welche sich auf Urnen aus dem Thale Chamá befinden.

Die schon beschriebenen, bemalten Gefässe waren cylindrisch, wogegen die heute zur Besprechung gelangenden eine anmuthigere, zusammengesetzte Form be-

Figur 1.

sitzen, welche aus einem melonenförmigen, ausgebauchten Untersatz und einem oberen cylindrischen Theil besteht, der zur Aufnahme des Bildes dient (Fig. 1).

Ausser diesen zwei Topfformen habe ich in hiesiger Umgegend keine andere zu Malereien verwendet gefunden.

Es erscheint wahrscheinlich, dass jede Topfart für gewisse Zwecke angefertigt wurde. Die cylindrischen sind jedenfalls vor der Beisetzung benutzt worden, denn ihre Bemalung und Politur ist schlecht erhalten; das Bild stellt jedesmal einen Gott dar. Die zusammengesetzten Urnen dagegen sind in einem ganz vorzüglichen Zustande, so dass man sie für neu halten könnte, und es liegt daher die Vermuthung nahe, dass sie eigens zur Bestattung angefertigt wurden. Es ist ungewiss, ob die Bilder auch hier Götter oder ob sie Menschen darstellen. Hoffentlich wird dieser Zweifel durch die Nachforschung der Fachgelehrten und durch weitere Funde bald gehoben.

Während die Urne „1“ unversehrt ist, befindet sich Urne „2“ in Scherben, von denen leider ein Stückchen fehlt.

Die Urne „1“ wurde im Grabe des Nordhügels der niedrigen Plaza von Chamá gefunden, zusammen mit dem schon besprochenen Krug des Gottes „D“.

Ihre Höhe beträgt 17,1 *cm*, der obere Durchmesser 11,6 *cm*, der untere 8,6 *cm* und der grösste Durchmesser etwa 14,7 *cm*.

Die zweimal gezeichnete Gestalt (Tafel XVI, Figur 1 und 2) erscheint in sitzender Stellung, mit untergeschlagenen Beinen, auf die rechte Hand gestützt. Einmal hat das Antlitz einen bösen, das andere Mal einen gleichgültigen Ausdruck. Die Brust ist roth bemalt, während der Körper in natürlicher, brauner Farbe gehalten ist. Ein kostbares ex ist mehrmals um die Hüfte geschlungen und läuft in lange, gefranste Enden aus, die mit bunten Stickereien verziert sind. Reiche, zweisträhnige Ketten von Steinperlen sind um den Hals gelegt, und einmal erscheint als Mittelstück derselben ein Gesicht mit Strahlenkranz, in welchem wir die Sonne vermuthen dürfen. Aehnliche Mittelstücke aus Jadeit und gewöhnlicher Gesteinsart habe ich mehrfach bei meinen Ausgrabungen gefunden.

Die Ohrlappen sind mit einem schweren Steinschmuck behängt, welchen wir aus den Codices kennen.

Das Armband besteht aus weissen Baumwollstoffen, die drei stabartige Gegenstände umschliessen, in denen ich Knochen vermuthe, welche, wie wir aus dem von Brasseur de Bourbourg herausgegebenen Tanzspiel des Rabinal-Achí wissen, zum Armschmuck verwendet wurden („tu viens de te livrer à la pointe de ma flèche, au fils de mon bouclier, à ma massue toltèque, à ma hache yaqui, à mes bracelets d'os, à mes bracelets de métal, à mon vernis blanc, à mon zalmet, à ma force, à ma bravoure“).

Das Beingelenk ist in ähnlicher Weise mit Stoffen umwunden. Es ist besonders zu bemerken, dass das Haar aufgelöst getragen ist, und nur zwei Haarbüschel am Vorderkopfe stehen gelassen sind.

Von beiden Seiten fliegt ein conventionell gezeichneter, durch den drei- oder vierfedrigen Schwanz erkenntlicher Quetzal auf die Gestalt zu. Vor dem Kopfe des Vogels wiederholt sich ein aus drei Kreisen bestehendes Zeichen, das er einmal mit aufgesperrtem Schnabel zu verschlingen droht, und welches wir aus dem Tempelbilde des Nordhügels von Palenque kennen. Die von rechts herbeifliegenden Quetzales scheinen einen schneckenähnlichen Gegenstand vor dem Flügel zu tragen (vgl. Figur 2, die Hieroglyphe Codex Dresd. 41 b), welcher bei den linken Quetzales fehlt, doch könnte hiermit auch einen Theil des Flügels zu

zeichnen beabsichtigt sein. Vor der Figur selbst erscheinen räthselhafte, unbekannte Zeichen, über die ich viele Vermuthungen äussern könnte, ohne dadurch die Sache zu fördern. Inmitten der Bilder sind zwei Hieroglyphentafeln angebracht, welche aus je 2 Tageszeichen bestehen, in denen ich ben-imix und kan-kaban erkenne.

Figur 2.

Codex Dresd XII b.

Nach dem geringen, mir zur Vergleichung zu Gebote stehenden Material ähneln die Hieroglyphen denen der aus Tikal stammenden Holztafeln des Baseler Museums am meisten.

Bemerkenswerth ist an imix, dass, statt eines, drei Punkte gezeichnet sind, was auf den sprachlichen Unterschied hinzuweisen scheint, und da drei den Laut „ox“ vertritt, dürften die Anfertiger, anstatt imix, imox gesprochen haben.

Eine schon von früher bekannte Randverzierung schliesst das Bild nach unten ab.

Ob wir in der Gestalt einen Gott oder einen Häuptling zu erkennen haben, ist ungewiss; sollte jedoch ein Gott gemeint sein, so könnte wohl nur Kukulkan in Frage kommen. Die Darstellung erinnert an das aus Stephens (Incidents of travel in Central-America) bekannte Reliefbild aus dem Palast zu Palenque. —

Die Urne „2“ (Tafel XVI, Figur 3 und 4) wurde in einem Todtenhügel des Thales Chamá, auf der rechten Seite des Flusses Salbá, gefunden. Der Tumulus bildet den südlichen Abschluss einer Plaza, welche er hoch überragt und beherrscht. Er ist von unten bis oben mit Steinen eingefasst und hat eine rundliche, zuckerhutähnliche Form, welche in eine kleine Abplattung ausläuft, auf welcher ehemals ein kleiner, dem Südgott gewidmeter, runder Tempel gestanden haben mag.

Nachgrabungen unter der Spitze liessen mich in $^3/_4$ *m* Tiefe auf eine Steinlage stossen, nach deren Wegräumung viele, mannichfach gestaltete Gefässe sichtbar wurden, welche in einem klebrigen Thon eingebettet waren, jedoch durch Einsturz der Steinlage alle zerschmettert worden sind. Von denselben waren drei bemalt, nehmlich. Urne „2“ und zwei andere cylindrische Töpfe, von denen einer, welcher die Darstellung des vampyrartigen Gottes trägt, schon von mir beschrieben worden ist, während der andere stark beschädigt war und vielleicht später besprochen werden wird.

In ähnlicher Weise, wie Urne „1“ neben dem Krug des Gottes „D“ stand, fand sich Urne „2“ bei dem Topf des vampyrköpfigen Gottes, und es wären uns auch diese unzerbrochen erhalten geblieben, hätte nicht die Steindecke äusserem Einfluss nachgegeben.

Mit den Gefässen vermengt fanden sich Knochenüberreste von verschiedenen Menschengerippen, deren liegende Stellung mit dem Kopfe gen Süden noch deutlich erkennbar war. Leider war mir bei der ausgesuchten Zähigkeit des Lehms keine Erhaltung dieser wichtigen Knochenüberreste möglich. Daneben fand ich verschieden gestaltete, unverbrannte Jadeitperlen und ein einziges Stückchen jenes geschliffenen Eisenminerals, auf welches schon früher hingewiesen worden ist; dagegen fehlten Waffen und Opfermesser vollständig, auch war keine Spur von verbrannter Copalmasse vorhanden, deren Abwesenheit an diesem Orte seine besondere Zugehörigkeit zum Nordgott zu bestätigen scheint. Während die beiden

Plazas im Thale Chamá der Verehrung des Nordgottes gedient haben mögen, wa diese Plaza offenbar dem Südgotte heilig.

Die Urne „2“ besitzt dieselbe Form, wie „1“, und ist 16,5 *cm* hoch. Die Malerei ist auf ebendieselbe Weise ausgeführt, doch kennen wir schon die Darstellung aus Codex Dresd. 41 b (s. Fig. 2). Die grosse Achnlichkeit der beiden berechtig uns zu der Annahme, dass die Verfertiger der Urnen in sehr enger Verbindung mit denen der Codices gestanden haben müssen, obschon es wegen der verschiedener Hieroglyphenform wahrscheinlich ist, dass Sprachunterschiede zwischen der Stämmen existirt haben. Da ich nur den Codex Dresdensis besitze, weiss ich nicht, ob in den anderen gleichbedeutendes vorkommt.

Ob wir es hier mit einem Gott oder einem Priester zu thun haben, ist zweifelhaft, dürfte jedoch durch Nachforschung aufgeklärt werden.

Die Figur ist seitlich aufgenommen und erscheint wie gewöhnlich in sitzender Stellung mit untergeschlagenen Beinen. Der Gesichtstypus ist der eines alten Mannes. Die Arme sind auf der Brust gekreuzt, doch ist nur eine Hand sichtbar. Der Körper ist in bräunlicher Naturfarbe gemalt. Das Haar ist am Hinterkopfe zusammengebunden und steht in einem Büschel frei vom Rücken ab. Der Vorderkopf ist mit einer schmalen Binde umwunden, welche zu einer Schleife geschnürt ist und einen langen Stab umfasst, über welchem eine sonderbare Verzierung hängt, zu welcher die Gestalt zu reden scheint. Dieser Schmuck hat grosse Aehnlichkeit mit der Ohrzierde, wie sie in den Codices oft vorkommt, z. B. in der Figur Dr. 41 b, welche diesen Schmuck und die Stirnbinde in etwas veränderter Form auch zu tragen scheint.

Ein ex vollendet die Bekleidung.

Eine hervorragende Besonderheit der Gestalt ist ihre unzertrennliche Verbindung mit der Muschel, wie wir es schon beim Gotte „D“ beobachtet haben, doch ist hier dieselbe mit einer schneckenleibartigen Verlängerung versehen. Einmal erscheint die Muschel als Theil des Körpers, das andere Mal steckt die Figur in derselben. Unter dem ohrschmuckähnlichen Gegenstand steht ein buntes cylindrisches Gefäss, welches am Rand eine punktirte Linie zeigt, die mir den Inhalt von Blut anzudeuten scheint.

In den Hieroglyphentafeln kommt wiederum die Vereinigung ben-imix, diesmal in umgekehrter Lage, und ben in ein wenig veränderter Zeichnung vor.

Das andere Schild enthält ein Ohr mit dem phonetischen Werthe „xic“ und einen Thierkopf, dessen genaue Bestimmung durch das Fehlen eines Stückes erschwert wird.

Ich glaube nicht, dass die Tageszeichen hier als Daten aufzufassen sind, sondern dass an die ihnen zu Grunde liegende Bedeutung gedacht werden muss. Wir können in ihnen entweder die Anrufung bestimmter Gottheiten, oder ben-imix als den Titel und das andere Hieroglyphenpaar als den Namen des Verstorbenen vermuthen. Noch heute haben die am Rio negro wohnenden Quecchi-Indianer ausser ihren christlichen Vor- und Familien-Namen Benennungen, die sie sich unter einander geben, und die unseren Spitznamen nicht unähnlich sind. Dieselben beziehen sich entweder auf die Körper- und Gemüths-Eigenthümlichkeiten der Männer und ihrer Frauen, oder werden nach dem gebildet, was der Mann am Morgen nach der Hochzeit zuerst thut oder sieht.

Die gewöhnliche Randverzierung kommt auch bei Urne „2“ zur Verwendung. —

Hr. Schellhas ist der Meinung, dass die Decoration der Gefässe der eigentlichen alten Mayacultur angehört. —

Hr. R. Virchow findet, dass die Darstellung eines Mannes mit deformirtem Schädel mehr an Peru als an Mexico erinnere. —

(10) Hr. Troll in Wien, correspondirendes Mitglied der Gesellschaft, hat seine centralasiatische Reise beendet und will demnächst eine grosse Anzahl von Gegenständen (68), über welche er eine Liste eingeschickt hat, zur Ansicht hersenden. —

(11) Hr. R. A. Philippi, corresp. Mitglied der Gesellschaft, hat aus Santiago unter dem 16. Oktober an den Vorsitzenden folgendes Schreiben gerichtet:

„Hochverehrter Herr! Wenn ich heute Ihre Geduld in Anspruch nehme, so geschieht es lediglich, um Ihnen zu beweisen, dass ich noch immer den lebhaftesten Antheil an den Verhandlungen der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte nehme. Wenn ich es nicht bereits früher gethan habe, so wollen Sie dies gütigst mit meinem hohen Alter — ich habe nun 85 Jahre hinter mir — und mit dem Zústand meiner Augen entschuldigen. Das rechte hat eine Trübung, so dass ich mit demselben nur noch grössere Gegenstände unterscheiden kann, und dass ich es schliessen muss, wenn ich lesen, schreiben oder zeichnen will, bei welchen Arbeiten aber auch das linke Auge bald ermüdet."

Ich erlaube mir jetzt folgende Punkte zu berühren:

I. Tabak und Pfeifen in Chile.

Herr Dr. v. Ihering bezweifelt, dass die Chilenen vor Ankunft der Spanier den Tabak gekannt und denselben aus Pfeifen geraucht haben, wie ich behauptet habe; er glaubt, beides, Tabak und Pfeifen, seien erst durch die Spanier und Portugiesen in Südamerica eingeführt, wobei er sich auf den Umstand stützt, dass der Name cachimba, den die Pfeife in Brasilien und Chile führt, ein portugiesisches Wort sei. Hierauf möchte ich kurz erwidern, 1. dass die zahlreichen Thon- und Steinpfeifen Chile's in unserem Museum aus präcolumbischen Zeiten stammen, da bei keinem Funde derselben irgend ein Gegenstand von europäischer Fabrikation gefunden ist. Dabei gleicht keine chilenische cachimba einer der mir aus Europa bekannt gewordenen Pfeifen. 2. können die Pfeifen nicht von den Spaniern in Chile eingeführt sein, weil bis zum heutigen Tage kein spanisirter Chilene eine Pfeife raucht; sie rauchen alle nur Cigarren oder vielmehr cigarritos; nur die Araukaner und Chiloten rauchen noch, wie ihre Vorfahren, aus Pfeifen. 3. bauen die Araukaner ihren eigenen Tabak, Nicotíana rustica; im übrigen Chile wird nur N. Tabacum gebaut. 4. das von dem Wort ca chimba hergeleitete Argument des Dr. v. Ihering ist ein zweischneidiges Schwert, denn ebenso gut, wie das Wort von Portugal nach Brasilien kommen konnte, konnte es umgekehrt, und zwar ist dies das wahrscheinlichere, zugleich mit dem Tabak nach Portugal gekommen sein, und die Ansicht des Herrn von Ihering hat nur dann Werth, wenn nachgewiesen werden kann, dass sich dies Wort in Werken findet, die geschrieben oder gedruckt worden sind, ehe die Portugiesen mit Brasilien in Berührung gekommen sind. Ist dies der Fall, so muss ich mich für überwunden erklären; bis dahin betrachte ich mich als Sieger im Streit. In jedem spanischen Wörterbuch, auch in dem der Academie von Madrid, findet man eine Partie mexicanischer, peruanischer u. s. w. Namen, die in die spanische Sprache übergegangen sind, und es ist gewiss mehr als ein brasilianisches auch in die portugiesische Sprache aufgenommen.

Ich kann jetzt auch zwei Thatsachen anführen, welche es wahrscheinlich machen, dass der Gebrauch des Tabakrauchens und der Anbau der Nicotiana

rustica von Brasilien und direct von der Ostseite der Anden stammt. Die Maus heisst auf chilenisch lancha (spr. lañtscha) und das Schwein, das ohne alle Frage erst von den Spaniern eingeführt ist, chancho (tschantscho). Beide Worte sind nicht spanisch, sie sind auch nicht araukanisch, wenn man sie auch im araukanischen Wörterbuch des Pater Febres findet, denn die Araukaner konnten kein Wort für Schwein gehabt haben, ehe sie dieses Thier kannten, und der Pater schreibt in seinem Wörterbuch: „ratoncillo = llancha (ljantscha); die araukanische Sprache kennt aber das ll (lj) der Spanier nicht. Beide Worte finden sich aber in Argentinien, llancha für Maus, und chancho für das dortige Wildschwein (Dicotyles).

II. Mann mit 6 Fingern.

In der Mittheilung eines Falles von einem Mann mit 6 Fingern an einer Hand habe ich die Bemerkung gefunden, die Fälle seien selten, wo der sechste Finger ein zweiter Daumen ist. Ich kann Ihnen Nachricht von einem weiteren Beispiel geben. Ein Herr, Ignacio Filiberto, jetzt Beamter bei der Municipalität von Santiago, früher Zeitungsreporter, in welcher Eigenschaft er mich ein paar Mal besucht hat, ein Mann von 30—40 Jahren, hat an der rechten Hand einen zweiten Daumen, der vollständig normal ist, aber nur die halbe Grösse des richtigen, normalen Daumens besitzt, weshalb er allgemein bloss — seis dedos, Sechsfinger — genannt wird. Ich glaubte, ein solcher Fall sei nicht selten, und habe die Articulation des zweiten Daumens nicht untersucht; es schien mir, als ob er von der Spitze des Metacarpalknochens entsprungen sei.

III. Chenopodium Quinoa als Nahrungsmittel.

In einer Nachricht über die Surrogate des Getreides, welche in Russland zur Zeit der Hungersnoth dem Brote beigefügt sind, habe ich gelesen, in einem Falle habe das Brot grösstentheils aus den zerriebenen Samen einer Chenopodium-Art bestanden, und Sie bemerkten dabei, es sei Ihnen nicht bekannt, dass irgendwo Chenopodium-Samen als Nahrungsmittel benutzt würden, und es sei eine chemische Analyse derselben erwünscht. (Ich muss aus dem Gedächtniss schreiben, da der betreffende Band der „Verhandlungen“ gerade beim Buchbinder ist, und bitte, wegen etwaigen Irrthums mich zu entschuldigen.) Nun wird in Bolivien, Chile u. s. w. gar nicht selten Chenopodium Quinoa, eine unseren deutschen Gänsefüsschen zum Verwechseln ähnliche Art, vielfach angebaut, hauptsächlich um die Samen als Suppe oder Brei zu geniessen, doch dienen auch die Blätter wie Spinat. S. auch Rosenthal, Synopsis plantarum diaphoricarum p. 211, wo gesagt wird, sie werde in neuerer Zeit auch in Deutschland angebaut. Ich erlaube mir, ein Säckchen mit Quinoa zu schicken, für den Fall, dass irgend ein Chemiker Lust hat, die Analyse dieser Samen zu machen.

Erlauben Sie mir, Ihnen bei dieser Gelegenheit einen erheiternden Irrthum aus der Estadistica comercial de Chile mitzutheilen. Zu der im Jahre 1867 in Paris stattfindenden Ausstellung wollte auch Chile seinen Beitrag liefern. Es wurde eine Commission ernannt, um die für die Ausstellung geeigneten Gegenstände zu sammeln, und ich wurde ein Mitglied derselben. Mehrere Collegen waren der Meinung, man müsse, um der Welt zu zeigen, wie weit Chile in der Industrie u. s. w. vorgeschritten sei, feine Stickereien, feine Schuhe u. dgl. hinschicken; ich opponirte und sagte, man müsse zeigen, welche Artikel Chile in den Handel brächte und bringen könnte, und liess mir die officielle Handelsstatistik des vorhergehenden Jahres geben, um daraus eine Liste der hauptsächlichsten Ausfuhrartikel zusammen-

zustellen. Bei der Gelegenheit sah ich zu meinem grossen Erstaunen, dass aus dem Hafen Constitucion, der ausschliesslich Küstenhandel treibt, ein paar Hundert Pfund Chinarinde, Cascarilla, ausgeführt waren. Ich bat den Director des statistischen Bureaus, das damals seinen Sitz in Valparaiso hatte, um nähere Auskunft, und erfuhr nun, dass der Zollbeamte in Constitucion mitgetheilt hatte, es sei von dort so und so viel Quinoa ausgeführt worden; der Beamte, der die Angaben der verschiedenen Zollämter zusammenstellte, habe statt dessen Quina geschrieben, und da dieses Wort, welches auch Chinarinde bedeutet, nicht so bekannt sei, wie cascarilla, so habe er es in letzteres Wort umgeändert. Hoffentlich ist dieses quid pro quo von keinem Compilator bemerkt, und man findet in keinem Werke über die Chinarinden die auf officielle Quellen gestützte Nachricht, im mittleren Chile komme der Chinarindenbaum vor. Ich könnte noch mehrere, zum Theil noch lächerlichere Geschichten von Ausstellungen südamerikanischer Republiken, namentlich Chiles, berichten.

IV. Aehnlichkeit chilenischer und thüringischer Steinbeile.

Seite 141 der Verhandlungen ist ein bei Vippachedelhausen, im Grossherzogthum Sachsen-Weimar, gefundenes Steinbeil unter No. 2 abgebildet, welches einem chilenischen unseres Museums in Gestalt, Grösse und Material so ähnlich ist, dass man dieses für das Original der Abbildung halten möchte. Es ist dies ein abermaliger Beweis, dass die verschiedensten Völker an den entferntesten Orten, ganz unabhängig von einander, dieselben Erfindungen machen konnten. —

Der Vorsitzende legt die von Hrn. Philippi ihm übersandte Probe von Samen des Chenopodium Quinoa, welche schon vor dem Briefe an ihn gelangt war, vor. Hr. P. Magnus übernimmt dieselbe zu weiterer Besprechung. —

(12) Hr. R. Forrer, d. d. Neapel, 20. November, berichtet über

Römische glasirte Gefässe in italienischen Sammlungen.

Zu meinem Schreiben bezüglich der glasirten römischen Thongefässe trage ich noch nach, dass das Museo Kircheriano in Rom gleichfalls eine Anzahl grün glasirter römischer Thonlampen besitzt, deren Glasur in gleicher Weise die Fläche unregelmässig bedeckt. Das Grün ist durchweg ein dunkles Saftgrün, etwas dunkler, als dasjenige der mittelalterlichen grünen Bleiglasur.

Ganz besonders schön aber sind dergleichen glasirte Gefässe im National-Museum in Neapel vertreten. Ich fand hier eine ganze Reihe derart glasirter Töpferwaaren vereinigt, — Gefässe und Lampen mit grüner Glasur, dann besonders auch kleine Henkelgefässe, die aussen grün und oben, wie innen, gelbbraun glasirt sind! Aber nicht allein Lampen und Gefässe finden sich hier derart verziert, sondern auch Figuren (die als Dachschmuck gedient haben dürften) und grosse Vollfiguren von Kröten zeigen diese grüne Glasur. Bei den Kröten wirkt diese ungemein natürlich. Ausserdem aber besitzt das Neapolitanische Museo Nazionale einige Lampen und andere Terracotten, die weisse, porzellanartige Glasur, und solche, die blaue Glasur aufweisen.

Die grösste Zahl von derartig glasirten Gefässen liegt also doch wohl wieder auf italienischem Boden. —

(13) Hr. E. Friedel übersendet unter dem 26. und 28. November folgende Mittheilungen über

Beobachtungen zur Ethnologie und Volkskunde in Pommern und Tirol.

1. Feuersteinbeil und Donnerkeil.

In der November-Sitzung erwähnte Hr. Dr. Olshausen ein Feuersteinbeil, welches beim Abbruch eines alten Hauses auf der Insel Helgoland in den Grundmauern gefunden worden sei und wovon sich der Besitzer nicht trennen wolle, weil er es für einen Donnerkeil, d. h. einen vom Blitz geschleuderten Stein halte, der gleichzeitig eine Abwehr gegen den Blitzschlag gewähre. — Der Ansicht des genannten Gewährsmannes, dass das Feuersteinbeil absichtlich in den Fundamenten vermauert oder beigesetzt worden sei, kann ich nur beipflichten. Der Aberglaube, dass man sich auf diese Weise gegen Blitzschlag, vielleicht überhaupt sogar gegen Feuersgefahr schützen könne, geht durch ganz Norddeutschland auf dem Lande; er ist aber auch in den Städten, sogar solchen, die seit Alters Leuchten der Wissenschaft sein sollen, verbreitet, wie folgender Fall zeigen mag. Als in der Universitätsstadt Greifswald an dem etwa aus dem 15. Jahrhundert stammenden Weissenborn'schen Hause, Ecke Fischmarkt und Baderstrasse, vor einigen Jahren ein grösserer Umbau vorgenommen ward, fand sich in den Fundamenten sorgfältig beigesetzt ein etwa 12 *cm* langer grauer, geschliffener Feuersteinkeil vor, den ich selbst in der Hand gehabt habe und der von dem Uhrmacher Budach erworben wurde. Jetzt befindet sich das Stück mit der gesammten staatsseitig angekauften Budach'schen Sammlung im Kgl. Völkermuseum zu Berlin.

2. Kinkhorn und Keuchhusten.

Unter dem Wort Kinkhorn verstehen unsere Seefischer zwei Arten: Buccinum undatum L., auch Reusenschnecke oder Wellhorn genannt, weil man sie z. B. in die Hummerreusen als Köder steckt und weil die Schale wellenförmig gerippt ist, und Fusus antiquus L., auch Spill- oder Spindelschnecke genannt, weil sie wie eine Spindel gewunden ist, oder weil man darauf, wie auf einer Spille, Garn wickeln kann. An den deutschen Nordseeküsten ist Buccinum undatum viel häufiger, als Fusus antiquus; nach der Ostsee zu nehmen beide Schnecken ab, bei Kiel ist Buccinum bereits verkümmert klein, in der Neustädter Bucht wird es noch seltener, hier ist Fusus etwas häufiger, vor Allem aber grösser und ansehnlicher, als Buccinum undatum. Beide Schnecken werden von der Schiffer- und Fischerbevölkerung der gesammten deutschen Nordseeküsten und der westlichen deutschen Ostseeküsten in der Volksmedicin verwendet. An der Nordsee benutzt man Buccinum, um daraus den Kindern Medicin gegen den Keuchhusten einzuflössen. „Kinken" heisst so viel wie „Keuchen" und „Kinkhösten" ist das plattdeutsche Wort für „Keuchhusten". In dem Naturgeschichtlichen Museum zu Lübeck fand ich im October 1893 etwa ein halbes Dutzend „Kinkhörner", sämmtlich Fusus antiquus aus der Neustädter Bucht vor Travemünde. Der Direktor Dr. Lenz erzählte mir, es sei ihm schwer geworden, das ansehnlichste Stück unter diesen baltischen Kinkhörnern zu erwerben, weil es der Finder, ein Fischer, in seiner Familie und für Freunde seit längerer Zeit gebraucht habe, um daraus den am „Kinkhösten" erkrankten Kindern das Heilmittel einzuflössen. — Der Aberglaube, der hier zu Grunde liegt, ist leicht zu verstehen und fällt unter die bekannte homöopathische Formel „Similia Similibus". Aus akustischen Gründen vernimmt man, wenn man

grössere gewundene Schnecken an's Ohr hält, einen summenden Ton. Das Volk sagt, das sei das Brausen des Meeres. Die beiden einzigen grösseren Schnecken an den deutschen Küsten, welche ein dergl. Geräusch verursachen, sind eben Buccinum und Fusus. Das Volk vernimmt den Ton hier als ein Aechzen und Keuchen, desshalb muss, so folgert die primitive Logik, daraus empfangene Medicin gegen den Keuchhusten besonders wirksam sein.

3. Fusus antiquus als Lampe.

Im nördlichen atlantischen Ocean gedeiht die in der vorigen Mittheilung aus der Ostsee und Nordsee erwähnte Kinkhorn- oder Spindelschnecke, Fusus antiquus, zu weit beträchtlicherer Grösse und Dicke. In Folge dessen wird sie im nördlichen Irland und auf den Shetlands-Inseln als Lampe gebraucht. Man hängt die Muschel an Schnüren horizontal auf, giesst Oel hinein, steckt in den engen Mündungscanal einen aus Binsenwerk hergestellten Docht und die Lampe ist fertig.

4. Schnecken als Aeolsharfe.

Das unter der Mittheilung über die Kinkhornschnecken erwähnte Geräusch in leeren Schneckengehäusen wird oder wurde von den Eingeborenen America's benutzt, um eine Art Aeolsharfe herzustellen. Petrus Martyr schreibt darüber: „Die Thüren ihrer Häuser und Zimmer waren voll von verschiedenen Schneckenarten, welche lose an dünnen Fäden aufgehängt waren, damit der Wind durch ihre Bewegung an einander ein gewisses Rasseln und zugleich durch sein Verfangen in den hohlen Windungen ein pfeifendes Geräusch hervorbringe. Hieran finden sie viel Vergnügen, halten es auch für eine anmuthige Verzierung."

5. Schneckenrasseln beim Wildemannsspiel.

Im Etschthal, Ulten und Vintschgau hatte sich beim Wildemannsspiel am Donnerstag vor Fastnacht der wilde Mann, dessen Kleid aus Baumbart und Haaren bestand und dessen Gesicht mit Bart und Moos so überwachsen war, dass man nur die Augen sah, mit Ketten von aneinandergereihten Weinbergsschnecken (Helix pomatia) geschmückt. Wenn nun der mit einer ausgerissenen Tanne bewehrte Bursche, welcher den wilden Mann darstellte, hin und her sprang, so rasselten die leeren grossen Schneckengehäuse in schreckenerregender Weise. Aehnlich staffiren sich noch jetzt wilde Völkerschaften, namentlich deren Schamanen, Medicinmänner, Zauberer, Beschwörer mit rasselnden Schneckenhäusern aus, welche beim Tanzen ein unheimliches Geräusch verursachen.

6. Traufsteine aus der Steinzeit in Greifswald.

Innerhalb der Stadt Greifswald habe ich seit Jahren drei ausgehöhlte Granitgeschiebe bemerkt, welche das aus der Dachtraufe und Dachgosse herabrieselnde Tagewasser auffangen, damit dieses nicht den Bürgersteig an den betreffenden Stellen ausspült. Einer dieser Trauffänge liegt in der Gützkower Strasse, einer in der Langen Reihe, einer, wenn ich nicht irre, in der Wolgaster Strasse. Es sind kleinere Exemplare der vorgeschichtlichen, an einer Seite der Regel nach abgeschlagenen Steintröge, die man als Mahltröge für Getreide anzusprechen pflegt und in Neuvorpommern, auch auf Rügen, „Hühnenhacken" nennt.

7. Primitives Fischgeräth in Neuvorpommern.

Die Fischerbevölkerung des am linken Ufer des Ryck an dessen Ausmündung ins Dänische Wieck belegenen, eine Stunde von Greifswald entfernten Dorfes

Wieck bedient sich beim Fischfang zum Theil noch recht alterthümlicher Geräthe. Dass die Netzbeschwerer mitunter aus durchlöcherten oder sonst ausgewaschenen angebundenen Feuersteinen bestehen und dass als Anker ab und zu noch riesige und schwere ringförmige, in der Mitte hohle Feuersteine verwendet werden, die Pugaard als eine Schwammversteinerung (Spongia annulus) beschrieben hat, ist eine Gepflogenheit, welche Wieck mit vielen Fischerlagern des westlichen baltischen Meeres theilt. Neu und interessant war mir dagegen die Verwendung von ganz primitiv von den Fischern selbst aus Ochsenhörnern, Pferde- und Rindsknochen roh durch Sägen hergestellten, inwendig spiegelblank theils bei der Herstellung, theils durch den langen Gebrauch geglätteten Ringen, welche an den Segeln der Häringsboote mit Bindfaden angebunden sind. Durch diese Ringe zieht sich die Segelleine. Die Ringe vermitteln das schnelle Aufspannen und Herablassen des Segeltuches und verhüten, dass dessen Oehsen und Falten sich verwickeln. Oft passen die Horn- und die Knochenringe so genau auf einander, dass man deutlich sieht, wie sie aus einer Hornscheide, beziehentlich aus einem Röhrenknochen, gesägt wurden. Dass hierneben auch ganz moderne Metallringe gebraucht werden, versteht sich von selbst. —

(14) Hr. Behla in Luckau sendet unter dem 16. November folgende Mittheilung über

das in Luckau übliche Richtfest.

Im Anschluss an das von Professor Waldeyer erwähnte Richtfest gelegentlich des auf der diesjährigen Hannover'schen Versammlung gehaltenen Vortrages von Rowald „über das Opfer beim Baubeginn“ habe ich im Luckauer Kreis und Umgebung Nachforschungen angestellt und Folgendes ermittelt:

Wie auch Jentsch betont (vgl. Correspondenzblatt der Deutschen Gesellsch. f. Anth., Ethn. u. Urgesch., Jahrg. 1893, S. 94), findet, abgesehen von öffentlichen Bauten, ein besonderer Brauch bei Grundsteinlegungen von Häusern nirgends statt. Dagegen ist eine besondere Feierlichkeit nach Fertigstellung von Bauten, das sogenannte Richtfest oder „der Richteschmaus“, allenthalben üblich. Denselben muss der Besitzer ausrichten. In der Regel versammeln sich der Zimmermeister mit seinen Gesellen und Arbeitern, zuweilen auch unter Beisein der Maurer, sämmtlich in festlicher Kleidung, mit reinlichem Schurzfell und blankem Werkzeug versehen, um durch feierliche Aufsteckung eines Kranzes oder Strausses auf dem Giebel des neuen Baues die endliche Vollendung des vom Bauherrn ertheilten Auftrages anzudeuten und fromme Wünsche für dessen lange Erhaltung und das Wohl seiner Bewohner und nebenbei auch für das des Landesherrn, das der Behörden und endlich auch für das des ganzen Zimmerhandwerks und Aller, die bei dem Baue thätig waren, auszusprechen. In unserer Gegend hält gewöhnlich ein Zimmerpolier mitten unter den oben auf dem Dachgerüst versammelten Gesellen den Richtespruch. Nachstehend habe ich einen solchen, wie er hier üblich ist und sich durch Generationen von Mund zu Mund fortgepflanzt hat, aufgeschrieben. Ueber das Alter desselben konnte ich nichts Näheres eruiren. Von besonderen alten Gebräuchen ist darin keine Rede. Das Aufstecken eines Kranzes auf dem Giebel ist stets damit verbunden. Der Schmaus besteht in dem Verabfolgen von Bier, Wurst, Kuchen u. A. seitens des Bauherrn. Es pflegt dabei meist sehr lustig herzugehen und unter heiterem Gesang patriotischer und Zimmermannslieder dehnt sich das Fest vom Feierabend bis in die Nacht hinein aus.

Nicht unerwähnt will ich lassen, dass mir bei einem weiteren Nachfragen zwei Sammlungen solcher Ansprachen bekannt geworden sind. Die eine betitelt sich:

Kleine Vorträge und Ansprachen bei dem Richten von Privatgebäuden und Bauwerken ür die Oeffentlichkeit“ von F. A. Heinze. Glogau, Verlag von C. Flemming. 856. Es sind darin 23 poetische Ansprachen bei verschiedenen Bauwerken, ämmtlich vom Verfasser herrührend. Eine andere umfangreichere Sammlung ist n Verlage von F. Vogt in Weimar erschienen (Verfasser unbekannt, das Titellatt fehlt). Diese enthät eine grosse Reihe von derartigen Ansprachen, wie sie on verschiedenen Verfassern bei mannichfachen Bauten gehalten worden sind. Venn man eine Reihe derselben durchliest, erkennt man, dass sie in der Regel euerer Zeit entstammen. Uralte Gebräuche sind daraus nicht zu entnehmen. Ihr nhalt ist meist ein eintöniger. Nach einem Dank für den Allmächtigen Gott, der isher den Bau beschützt hat, und Lobeserhebungen auf das Alter des Zimmerandwerkes erfolgen dann die Wünsche auf die Familie des Bauherrn, der Gesellen nd aller beim Bau Betheiligten.

Spruch beim Richten eines Hauses.

Gesprochen vom Zimmerpolier.

Zum Werke, das wir nun vollendet,
Gebührt sich auch ein ernstes Wort.
Gott hat Gedeih'n herabgesendet,
Gefahren gründlich abgewendet,
Die oft gedrohet diesem Ort.
Den Schutz woll'n ferner wir erfleh'n,
Wenn droben aus des Himmels Höh'n
Aus dunkler Wetterwolke Sitz
Sich zuckend schwingt der feur'ge Blitz,
Dass schonend er vorübergeh',
Der neue Bau gesichert steh'.
Ihm sei, dem Allerhöchsten, Preis,
Der Segen gab zu unsrem Fleiss.
Gerichtet glücklich steht der Bau
Und wohlgefügt, ein Jeder schau',
Dass unsre Kunst nichts überseh'n,
Dies werde man uns zugesteh'n.
Bis hierher half er, wir sagen ihm Dank
Und wenden uns nun zum Gläserklang:
Denn auch der Freude gebührt ihr Theil.
Einkehr' sie nun, und alldieweil
Es Sitt' und Brauch ist bei uns Gesellen,
So will ich mich jetzt zum Herold stellen.
Indem ich rings umher jetzt schau'
Und die Blicke lenke auf diesen Bau,
So will ich mich tief in ihn versenken
Und muss ich des Bauherrn zuerst gedenken:
Ihm blühe das Glück noch in ferner Zeit,
Das Glas zur Hand, zum Vivat bereit.
Auch seine Familie schliess ich mit ein,
Wie dürfte das Wohl vergessen sein
Auf die Frau und auf die Kinder,
Sie alle leben hoch nicht minder.
Es erfordert dies des Spruches Ehr',
Hoch leben sie immer mehr und mehr.
Ich gehe über zu meinen Werkgenossen,
Die mit mir bauten unverdrossen;

Uns mit den Fröhlichen zu freu'n,
Das würde gewiss vergönnt uns sein.
So nehme ich auch jetzt das Glas in die Hand
Und bring ein Vivat auf den Gesellenstand.
Doch eins wollen auch wir nicht vergessen,
Wir wollen der Arbeiter nicht vergessen,
Die rührig geholfen und rüstig geschafft
Mit willigem Fleiss und wackerer Kraft.
Zum Schluss fass' ich nun Alles zusammen:
Wir sind heut fröhlich hier beisammen,
Gesellen und Meister, kurz, wie sie heissen,
Die Eintracht soll nimmer ihr Band zerreissen.
Die beigestanden mit Hülf' und Rath,
Das Werk gefördert mit reger That;
Sie mögen sich des Gelingens freu'n:
Dies Glas soll ihnen gewidmet sein.

(15) Hr. Bartels übergiebt folgende

Beiträge zum Steinbeil-Aberglauben in Nord-Deutschland.

In dem interessanten Vortrage, den uns Hr. Olshausen in der November-Sitzung über die Vorgeschichte Helgoland's gehalten hat, sprach er von einem Steinbeile, welches sich in dem Schutt eines niedergebrannten Hauses vorgefunden hatte. Er zog daraus den Schluss, dass dieses Haus zufällig auf derjenigen Stelle errichtet worden wäre, wo das Steinbeil in der Erde lag und dass dasselbe nun bei den Abräumungsarbeiten ebenfalls durch Zufall mit ausgegraben wurde. Dass vielleicht diese Anschauung die richtige ist, wird man ohne Weiteres zugeben können. Aber wir dürfen uns doch nicht verhehlen, dass auch noch eine andere Auffassung bestehen kann, und dass dieselbe, wie mir scheint, die eigentlich viel näher liegende sein würde, dass nämlich das Steinbeil nicht in dem Baugrunde unter dem Hause gelegen habe, sondern dass es in dem verbrannten Hause von dessen einstigen Bewohnern aufbewahrt worden sei. Es spricht hierfür auch wohl der Umstand, dass, wenn ich Hrn. Olshausen richtig verstanden habe, nur von einem Abräumen des Brandschuttes und nicht von einem Ausschachten des Baugrundes behufs Errichtung eines neuen Hauses die Rede ist. Trifft es nun zu, dass sich das Steinbeil nicht unter, sondern in dem Hause befand, so ist damit durchaus noch nicht die Frage über seine Herkunft entschieden. Es kann ursprünglich auf Helgoland gefunden, beziehungsweise gefertigt sein; es kann aber auch einstmals irgend jemand das Beil vom Festlande herübergebracht haben. Das ist natürlicher Weise nicht mit Sicherheit zu entscheiden. Ich halte es für das Wahrscheinlichste, dass das Steinbeil in historischer, vermuthlich sogar ziemlich junger Zeit seinen Weg in dieses Haus gefunden hatte und hier als eine Art von Talisman aufbewahrt worden ist.

Der Aberglaube, welcher sich an die Steinbeile knüpft, war ja einst ein über ganz Europa verbreiteter[1]). Als Erzeugnisse des Blitzes, als Donnerkeile, sollten sie das Haus des Besitzers vor Blitzschlag und Feuersnoth beschützen, in manchen Gegenden aber auch ausserdem noch ihm und den Seinigen und sogar auch seinen Hausthieren das körperliche Wohlsein gewährleisten. Wie sich dieses nun jetzt in Nord-Deutschland verhält, darüber ist Vereinzeltes schon veröffentlicht worden.

1) Man vergleiche Emile Cartailhac: L'âge de pierre dans les souvenirs et superstitions populaires. Paris 1877.

Ich habe aber in allerjüngster Zeit auch noch bei einigen erfahrenen Beobachtern Erkundigungen darüber eingezogen, deren Ergebnisse hier ihre Stelle finden mögen. Wir wollen im Osten Nord-Deutschlands beginnen und von dort nach Westen weiter vorgehen.

Toeppen[1]) führt aus Masuren an, dass man wenigstens noch im vorigen Jahrhundert bei einem Gewitter den Finger durch das Stielloch des Steinbeiles steckte und dieses unter dem Sprechen einiger Zauberworte dreimal um den Finger herumdrehte und dann mit der grössten Gewalt gegen die Stubenthür schleuderte. Auf diese Weise wurde das Haus vor dem Einschlagen des Blitzes behütet. Aus gleicher Absicht wurden die Steinbeile den Kindern in die Wiege gelegt, und wenn die Kühe blutige Milch gaben, so musste man sie durch das Stielloch des Steinbeiles melken. „Noch jetzt glaubt man, dass ein Donnerkeil, den man während des Gewitters auf eine Tischplatte von Lindenholz legt, auf derselben springe" (in Hohenstein). Daraus ist doch der Schluss zu ziehen, dass die Leute auch jetzt noch daselbst die Steinbeile in ihrem Hause bewahren.

Aus Pommern erfahren wir durch Ulrich Jahn[2]): „Donnerkeile im Hause oder in der Tasche schützen gegen Blitzschlag". Ausführlicheres theilte mir Hr. Dr. Rudolf Baier in Stralsund mit: „Es ist vielleicht schon zwanzig Jahre her, dass ich in einem Hause in Hobbe auf Mönchgut (Rügen), welches damals noch wenig von Fremden besucht war und in Sitten und Glauben noch die alte Ursprünglichkeit bewahrte, eine sehr hübsche Streitaxt (Steinbeil) sah, welche ich gern erworben hätte. Ich bot also im Laufe der Unterhaltung mit der Hausfrau mehr, als ich sonst gewohnt war, zu zahlen; aber vergeblich steigerte ich mein Gebot mehrmals. Die Besitzerin erklärte mit Bestimmtheit, dass das Beil nicht feil sei, da es einen sichern Schutz gegen Blitzschlag gewähre. Diesen Glauben habe ich auf Rügen häufig gefunden, aber nicht in derjenigen Bestimmtheit, wie auf Mönchgut. „Man sagt ja," — so hörte ich häufig — „eine Streitaxt im Hause soll gut gegen den Blitz sein." Beiläufig gesagt, habe ich dann im nächsten Jahre bei einem wiederholten Besuche Mönchgut's das gewünschte Stück zu doch erhalten, aber nicht von der alten Hausmutter, sondern, da diese nicht Hause war, von ihrem Sohne, der wohl modernere Ansichten hatte und der dem Anblicke einiger geringwerthiger Quincaillerien (Uhrkette und Tuchnadel), die ich wie ein Händler unter Negern bei mir führte, nicht widerstehen konnte. Also gegen Blitzschlag ist die Streitaxt gut; dann aber habe ich auch gehört, dass sie auch in der Milchenstube ihren Nutzen habe. Welcher Art das aber sein sollte, erinnere ich mich nicht mehr."

Ein aus der Greifswalder Gegend gebürtiger Herr theilte Hrn. R. Wossidlo in Waren (Meklenburg) mit, dass er als Knabe vor ungefähr 20 Jahren bei einer Neubedachung seines elterlichen Hauses unter den Dachsparren ein Steinbeil gefunden habe.

Geographisch würde sich nun Meklenburg anschliessen. Hier waren aber meine Erkundigungen zu meiner grössten Ueberraschung von vollständig negativem Erfolge. Hr. Dr. Robert Beltz in Schwerin theilt mir mit, dass der Name Donnerkeil für Steinbeile in Meklenburg nur ganz vereinzelt in Gebrauch ist. „Da mir" — so fährt er fort — „die Abweichung gegen unsere Nachbarländer auffiel, so habe ich oft Gelegenheit genommen, mit Bauern und anderen Leuten

1) M. Toeppen: Aberglauben aus Masuren. Danzig 1867, S. 42.

2) Ulrich Jahn: Hexenwesen und Zauberei in Pommern. Festschrift der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde u. s. w. Stettin 1886, S. 194.

aus dem Volke über diese Dinge zu sprechen, aber ich habe keinerlei abergläubische Gebräuche, die sich an vorgeschichtliche Steingeräthe anknüpfen, entdecken können.“ Auch Hr. R. Wossidlo in Waren schreibt mir: „Die Sitte, prähistorische Steingeräthe zu abergläubischen Zwecken aufzubewahren, ist mir aus Meklenburg nicht bekannt.“

Anders ist das nun wieder in der Altmark. Der Schriftführer des Altmärkischen Vereins für vaterländische Geschichte in Salzwedel, Hr. Th. Zechlin, war so freundlich, mir Folgendes zu schreiben: „Von älteren Leuten ist mir wiederholt erzählt, dass ihre Vorfahren die aus heidnischen Begräbnissen stammenden Steinbeile zur Verhütung des Blitzschlages in der Wohnung aufbewahrt hätten; jedoch glaube ich, dass, wenn auch der Aberglaube sich erhalten hat, doch der Gebrauch geschwunden ist, obgleich bei der grossen Anzahl unserer altmärkischen, neolithischen Begräbnissstätten oft Steinbeile gefunden werden. Ich habe seit 40 Jahren viele solcher Steinbeile, mit und ohne Schaftloch, von Landleuten gesammelt; diese sind mir stets ohne Bedenken ausgeliefert worden.“

Hr. Raths-Apotheker F. Prochno in Gardelegen liess mir folgende Nachricht zukommen: „Von meinen Steingeräthen, besonders „gelochten“, sind zwei nachweislich im Dache des Wohnhauses an den Sparren gewesen; von Scheunendächern und Ställen habe ich noch keine, aber vielfach werden sie dort aufbewahrt; denn einzelne Landleute, die ich immer darum angehe, haben mir noch welche versprochen, haben sie aber immer noch nicht unter, respective an den Sparren wiedergefunden. Hier ist der Ausdruck Donnerkeil den Leuten bekannt und vertraut. Fest wird geglaubt, ein solcher Keil schütze das Haus vor Blitzschlag und in zweiter Linie auch vor Feuer. Diese letztere Auffassung entspringt sicher aus der ersten. Aber auch grosse Heilkraft haben diese Donnerkeile. Etwas davon abgeschabt und dann eingegeben ist ein Mittel, die Krämpfe der Kinder, aber auch bei Erwachsenen Epilepsie zu heilen. Auch Fieber werden geheilt, Hitze niedergeschlagen und daher werden sie fast gegen Alles gebraucht und sind angeblich von wohlthätiger Wirkung. Und wie beim Menschen, so beim Vieh. In meiner Sammlung sind an einigen Exemplaren so schöne Beweise dafür, es ist soviel schon abgeschabt, dass die ursprüngliche Form gar nicht mehr zu erkennen ist. Aeltere Leute entschliessen sich meist sehr schwer, mir die Hämmer abzutreten.“

Von Hannover liegen zwei Angaben vor, welche auf dem diesjährigen Anthropologen-Congress bei Gelegenheit der Debatte über den Vortrag des Freiherrn von Andrian (über den Wetterzauber der Altaier) gemacht wurden[1]).

Hr. v. Stoltzenberg (Luttmersen) sagte: „Es ist mir bekannt, dass in der Umgegend von Hannover Steincelte in alten Bauernhäusern aufbewahrt wurden, weil man der Meinung war, sie schützten gegen Blitzschlag. Ich besitze davon zwei oder drei. Die Väter wollten sie mir nicht geben, die Söhne aber waren dem Aberglauben abhold geworden und gaben sie mir freiwillig, ohne dass ich zu bitten brauchte.“

Hr. Amtsrath Dr. Struckmann aus Hannover fügte hinzu: „Ich kann nur bestätigen, was Hr. v. Stoltzenberg gesagt hat; es finden sich noch viele Steincelte, insbesondere in den älteren Bauernhäusern. Man nimmt von ihnen an, dass sie mit dem Blitze zur Erde herabgekommen seien, und bewahrte sie, namentlich in älterer Zeit, sorgfältig auf, weil man in ihnen ein Schutzmittel

1) Correspondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie u. s. w. Jahrg. 24. München 1893, S. 101.

gegen den Blitz erblickte. Jetzt schämt man sich natürlich dieses Aberglaubens. Einzelne ältere bäuerliche Wirthe können sich jedoch noch nicht entschliessen, dieses Schutzmittel aus dem Hause zu entfernen."

Ueber einen anderen Distrikt Hannover's erhielt ich durch Hrn. Professor Dr. Rohde (Cuxhaven) Nachricht. Er schreibt: „In meiner Heimath im Osnabrückischen wurden früher während der Gewitter als Schutzmittel Donnerkeile auf einen Tisch gelegt, wie ich wiederholentlich habe erzählen hören."

Auch in Westfalen ist der Donnerkeil-Aberglaube in Blüthe. Hr. Professor Dr. Nordhoff in Münster hatte die Freundlichkeit, mich in dieser Beziehung auf eine kleine Arbeit von Hrn. H. Hartmann in Lintorf aufmerksam zu machen [1]).

Hier kommen nur die undurchbohrten Steinkeile in Betracht, welche als die Erzeugnisse des Blitzes angesehen werden. Wenn man sie findet, so werden sie sorgsam im Hause aufbewahrt, „auch wohl in einen Ständer des neugebauten Hauses eingemauert". Sie sind ein wirksames Schutzmittel gegen Feuersbrunst und Blitzschlag, und sie sollen auch das Herannahen eines Gewitters vorhersagen, indem sie zu schwitzen beginnen, und indem sie sich zitternd bewegen. „Da nach dem Volksglauben viele Krankheiten durch übernatürliche Einflüsse entstehen, so sollen auch diesen gegenüber die Donnerkeile durch ein von ihnen geschabtes Pulver eine heilende Kraft besizten. Besonders sind es die „Scheuerchen" der Kinder, gegen welche man ein solches Pulver verwendet, und so findet man bei den Landleuten nicht selten Donnerkeile von einem weniger harten Gestein, wie kieseligem Sandstein, mit abgeschabten Stellen."

Für den scheinbaren Aberglauben von dem Schwitzen der Donnerkeile bei herannahendem Gewitter giebt Hartmann folgende Erklärung: „Da die Steinkeile aus Kieselschiefer, dem lydischen oder Probirstein, bestehen und wegen ihres festen Gefüges bei raschem Temperaturwechsel feucht werden, indem sie die sich bildenden Niederschläge nicht aufsaugen können, so werden sie in allerlei Beziehungen zum Gewitter gebracht." Aus gleichem Grunde verbrennt ein um den Steinkeil gewickelter Faden nicht, wenn man den Steinkeil über das Feuer hält; dieser Umstand musste natürlicher Weise den Glauben an die Schutzkraft des Steinkeils gegen das Feuer erhöhen.

Mit den Angaben über Hannover haben wir uns allmählich immer mehr an Helgoland genähert, und wenn ich nun auch nicht im Stande bin, von der Insel selber positive Angaben zu machen, so liegen mir doch aus deren nächster Nachbarschaft noch Nachrichten vor, nehmlich aus dem hamburgischen Amtsbezirke Ritzebüttel, welche ich dem Hrn. Amtsrichter Dr. Reinecke in Cuxhaven verdanke. Derselbe bestätigt, dass in Gudendorf Steinbeile von den Bauern in ihren Häusern aufbewahrt worden sind. Von dem Aufbewahren des Donnerkeils im Dachstuhl hat er aber keine Kunde erhalten. Hr. Professor Dr. Rohde in Cuxhaven theilt mir mit: „Auch im Amte Ritzebüttel sind früher Donnerkeile unter dem Dachstuhle der Häuser verwahrt worden und zwar, wie mein Gewährsmann meint, nicht als Schutzmittel gegen Feuersgefahr, sondern gegen Hexen." Hier tritt uns also eine ganz neue Art von schützender Kraft entgegen.

Nach alle diesem möchte ich noch einmal wiederholen, dass es mir auch für das Steinbeil von Helgoland wahrscheinlicher ist, dass es in dem Hause, als dass es in der Erde unter dem Hause gelegen habe, als dasselbe durch die Feuers-

1) Westfälischer Aberglaube in Beziehung auf die sog. Donnerkeile. Pick's Monatsschrift für die Geschichte Westdeutschlands. VII. Trier 1881, S. 167—169.

brunst eingeäschert wurde. Die hier wiedergegebenen Nachrichten lassen deutlic
erkennen, dass der gewiss einst im Norden Deutschland's allgemein verbreitete, a
die Steinbeile anknüpfende Donnerkeil-Aberglaube in stetigem Rückgange begriffe
ist. In Meklenburg ist er schon völlig verschwunden; in den anderen Lande
theilen glaubten die Vorfahren fest daran, die Alten thun es zum Theil auch heu
noch, und wenn sie auch schon die Aufgeklärten spielen, so geben sie die Stein
beile doch ungern her. Die Jugend aber verachtet den Aberglauben der Väte
und trennt sich von ihren altehrwürdigen Familienstücken freiwillig oder für wert
lose Tauschartikel. Auf der Grenze zwischen Aberglauben und Aufklärung ste
die Verwendung der Steinbeile zu profanem Gebrauch. Gewiss spielt auch hi
noch der versteckte Glaube an eine geheime Schutzkraft seine wirksame Roll
Hr. Raths-Apotheker Prochno (Gardelegen) schreibt mir:

„Vielfach werden die Steinhämmer aufbewahrt an Stelle oder neben den Uh
gewichten, an den Scheunenthorschlüsseln u. s. w. Hier sollen sie wohl meh
praktischen Zwecken dienen, das Uhrgewicht beschweren und die Schlüssel wenig
leicht verloren gehen lassen. Noch heute werden die Hämmer praktisch gebrauch
so z. B. in einem benachbarten Dorfe als Zuckerhammer; nur durch Lieferung eine
neuen Hammers gelang es mir, ihn von der mir wohlbekannten Frau zu erwerben.

Der Glaube, dass das Steinbeil ein Produkt des Blitzes sei, geht also auf d
Neige. Die fortschreitende Volksbildung lässt es die Leute wohl verstehen, das
solch ein Steinbeil kein Naturprodukt sein könne, sondern dass es ein Gebilde vo
Menschenhand sei. Und so ist es dann ganz natürlich, dass sein Ansehen a
Donnerkeil in Verfall gerathen ist. Aber ein Volksglaube hat ein zähes Leben
das sehen wir auch wieder in diesem Fall. Denn wenn auch das Steinbeil i
seinem Wesen richtig erkannt wird, so finden sich doch in Nord-Deutschlan
häufig auch noch andere Gegenstände, welche von Menschen nicht geformt sei
können, welche die Natur gebildet haben muss und die in ihrer langen drehrunde
Form mit abgerundeter Spitze an ein Geschoss erinnern, — das sind die fossile
Belemniten, auf welche sich der Donnerkeil-Aberglaube überträgt. Dieser Abe
glaube lebt noch munter weiter, und ich möchte hier mit Meklenburg beginne
woselbst, wie wir sahen, der Aberglaube mit den Steinbeilen schon erloschen is

Hr. Wossidlo schreibt mir darüber: „Das Wort Donnerkeil kennt unse
Mundart, soviel ich weiss, überhaupt nicht. Die Leute auf dem Lande, soweit si
noch eine unverfälschte Sprache reden, gebrauchen nur Dunnerpil und verstehe
darunter nur Belemniten.“ Er führt dann aus Bartsch an, dass die Belemnite
gegen Bauchweh und Fieber Heilkraft besitzen und dass ihnen eine schützend
Kraft gegen den Blitz innewohnt. Wossidlo sagt darauf: „Hier kann ich hinzu
fügen, was mir ein Schäfer in der Gegend von Güstrow sagte: „wenn't weder
deht, sall man'n Dunnerpil vör't Finster stellen, denn sall't nich in
slahn“.

Hr. Th. Zechlin (Salzwedel) schrieb mir: „Hierzu möchte ich bemerke
dass mir vor ungefähr 30 Jahren in Hohenbödderstedt (Kr. Salzwedel) Belemnite
aus der Kreideformation zum Schutze gegen Blitzschlag, im Koffer neben de
Geldbeutel aufbewahrt, gezeigt worden sind.“

Auch auf Rügen nennt man nach Dr. Baier (Stralsund) die Belemnite
Dunnerpiler. „Wer bei einer Schlägerei „'n Dunnerkil“ in der Hand hat“
schreibt er, „wird obsiegen. Ich weiss nicht, ob da die Streitaxt oder der Belemn
gemeint ist.“

Am ausführlichsten ist die Nachricht, welche ich dem Herausgeber der Blätte
für pommersche Volkskunde, Hrn. Dr. A. Haas in Stettin verdanke. Er schreibt

„Der Volksmund nennt die Belemniten entweder Donnerkeile (in ganz Pommern) oder Donnersteine (in Hinterpommern) oder Dunnerpilers (in Vorpommern). Allgemein glaubt man, dass sie im Gewitter und zwar mit dem Blitz auf die Erde geschleudert werden. Wenn Jemand vom Blitz getödtet wird, so wird er durch den im Blitz niederfahrenden Donnerkeil getroffen. Andere glauben, der Donnerkeil werde erst durch das Einschlagen des Blitzes in die Erde erzeugt; man finde die Donnerkeile auch nur da, wo ein Blitzschlag in die Erde gefahren ist. Die Donnerkeile werden mit Vorliebe gesammelt und man bewahrt sie im Hause auf, weil man glaubt, dass ein Haus, in welchem sich ein Dunnerpiler befindet, gegen Blitzschlag geschützt ist (Rügen und Umgegend von Stettin). Von Rügen ist mir noch bekannt, dass man die Dunnerpiler vorzugsweise in der Milchkammer aufbewahrt. Beiläufig füge ich noch hinzu, dass man in Schleswig-Holstein glaubt, dass ein durch Blitzschlag entstandenes Feuer nur durch Milch gelöscht werden kann."

Wie bereits weiter oben gesagt wurde, ist der hier erörterte Volksglaube durchaus nicht nur auf Nord-Deutschland beschränkt. Hr. Bergdirektor Härche (Frankenstein in Schlesien) bestätigte ihn auf dem Anthropologen-Congress in Hannover für den Spessart, wo die Steinbeile dem Besitzer Schutz gegen Blitzgefahr, sowie Wohlergehen und langes Leben sichern sollen, und Hr. Professor Johannes Ranke (München) gab an, dass die Münchener Sammlung von Halsbach bei Lohr am bayrischen Spessart drei Steinbeile, das eine mit, die anderen ohne Schaftloch, besitze, welche der Grossvater des Schenkers als Donnerkeile betrachtet und als Schutzmittel gegen den Blitzschlag in Ehren gehalten habe, während er selbst sie für Meteorsteine hielt. Auch gab dieser Mann an, dass die Bauern sie gegen Leibschaden gebrauchen.

Von den Sachsen in Siebenbürgen berichtet v. Wlislocki[1]): „Manche glauben, dass, wenn man Donnersteine (Belemniten) in das Gebäude einmaure, dasselbe vor dem Blitzschlag gesichert sei." Das ist also eine ganz ähnliche Sitte, wie wir sie oben von Westfalen kennen lernten, nur dass dort, anstatt der Belemniten, die undurchbohrte Steinaxt in den Hauspfeiler eingemauert wurde.

Aber zwischen den Siebenbürger Sachsen und den Westfalen stossen wir auch noch auf eine andere Analogie. Die Westfalen sind nehmlich der Ansicht, dass der den Donnerkeil erzeugende Blitz eine erhebliche Strecke in den Erdboden hineinfährt und dass der Donnerkeil nun als ein Kind des himmlischen Lichtes Jahr für Jahr ein Wenig nach aufwärts rückt, bis er endlich sich dicht unter der Oberfläche findet. Ganz ähnlich ist es bei den Sachsen in Siebenbürgen. v. Wlislocki sagt von ihnen[2]): „Nach dem Urtheil des sächsischen Volkes fährt bei jedem einschlagenden und nicht zündenden Blitz ein sogenannter Donnerstein dermaassen tief in die Erde, dass er erst im neunten Jahre nach dem Einschlagen wieder auf der Erde zum Vorschein kommt".

Ueber andere deutsche Stämme stehen mir genaue Angaben nicht zu Gebote. Es würde wohl von Interesse sein, zu erfahren, in welchen Theilen Deutschland's dieser Aberglaube noch haften geblieben ist.

Als ein fernerer Concurrent für den Donnerkeil tritt übrigens in Pommern, wie mir Hr. Dr. A. Haas schreibt, auch der Krötenstein auf, d. h. der versteinerte Seeigel. Er wird ebenfalls „als Prohibitivmittel gegen das Einschlagen des Blitzes angesehen und deshalb im Hause und auch hier mit Vorliebe in der Milchkammer

1) Volksbrauch und Volksglaube der Siebenbürger Sachsen. Berlin 1893, S. 114.
2) a. a. O. S. 98.

aufbewahrt; so besonders auf Rügen.“ Von anderswoher ist mir dieser Glau nicht bekannt. —

(16) Hr. H. Jentsch aus Guben überschickt unter dem 14. December nac stehenden Bericht über

vorgeschichtliche Funde aus der Niederlausitz.

1. Depotfund von Sylow, Kr. Cottbus.

Ein bei Sylow, 7 *km* nordnordwestlich von Cottbus, im Frühjahr 1893 gehoben Depotfund ist durch Kauf in den Besitz der Niederlausitzer Gesellschaft übe gegangen und in deren Alterthümer-Sammlung zu Cottbus ausgestellt. Er beste aus einer grossen Bronze-Spiralfibel mit Kreuznadel (beschädigt), zwei einzeln Spiralscheiben, bronzenen Armringen und drei dünnen Goldspiralen von 2 c Durchmesser und 3—4 *cm* Höhe, im Gesammtgewicht von 140 *g*. Der Draht i vor der Wickelung einmal zusammengelegt und bei allen drei Exemplaren der Stelle der Zusammenbiegung tordirt. Die grosse Spiralfibel ist das fünfte de artige Stück aus unserer Landschaft (vergl. Niederlausitzer Mittheilungen I S. 331, 385, III, S. 29 mit Abbildungen). Das Mittelschildchen ist lorbeerbla förmig; die Spiralen sind nicht aufgewölbt. Einige andere Goldspiralen war bereits veräussert, ehe der Fund bekannt wurde. Seitenstücke zu diesen sind b kannt von Vetschau, Kr. Calau; Klein-Döbbern und Burg, Kr. Cottbus; Reichersdo Kr. Guben; Freiwalde, Niewitz und Sonnenwalde, Kr. Luckau; Droskau, Kr. Sora

2. Thongefässe von Schönfliess, Kr. Guben.

Bei dem Dorfe Schönfliess im nördlichen Theile des Gubener Kreises sin 4 *km* von der Oder entfernt (s. Niederlausitzer Mittheilungen II, S. 203) i Herbst d. J. Thongefässe ausgegrabe worden; unter ihnen befanden sic Schüsseln und Näpfe, deren reich haltige Innenverzierungen (Fig. derjenigen schlesischer Gefässe en spricht, wie sie z. B. bei Lessendor Kr. Freystadt, im Jahre 1892 gefunde worden sind; ein Zwischenglied zwische beiden Fundplätzen bildet der Fun von Weissig, Kr. Sorau (Verhand 1886, S. 656 mit Abbild.), ferner ei neuer Fund von Pfeifferhahn bei Krosse Diese Verzierungen an den Funde von Schönfliess kennzeichnen die Ab weichungen in dem nördlichen Gren gebiet der Niederlausitz von de sonstigen Thongefässen dieser Land schaft und bezeugen den Zusammen hang des bereits in diesen Verh. 188 S. 223. berührten Gebietes noch deu licher, als die bisher geltend gemacht Verwandtschaft in den schlichten Linien und Punkt-Ornamenten der nordlausitze und schlesischen Töpfe. Hiernac

a

b

Figur 1. $^2/_5$

würden wir auch bemalte Gefässe, wenn irgendwo in der Niederlausitz, nicht sowohl im Süden, als vielmehr in demjenigen nordöstlichen Streifen zu erwarten haben, welcher von der Oderstrasse berührt wird, auf deren Handelsverkehr offenbar jene Gleichartigkeit zurückzuführen ist.

3. Geweberest aus dem Gräberfelde an der Chöne bei Guben.

In dem in diesen Verhandl. 1885, S. 385 besprochenen Gräberfelde, dessen nördlicher Theil, trotz der Verordnungen zu seinem Schutze, bis in die Gegenwart hinein ausgeraubt worden ist, hat sich zugleich mit einer absatzlos verengten Knochenurne, welche auf der weitesten Ausbauchung unter einem Oehsenpaare mit waagerechten Kehlstreifen und dem Sparren-Ornament verziert ist, ferner einem schlanken Fläschchen und einem Schälchen mit starker Bodenerhebung und drei von ihr ausgehenden radialen Strichgruppen ein annähernd halbmondförmiges Eisenmesser gefunden, welches in ein grobes Gewebe eingeschlagen ist (Fig. 2).

Figur 2. 9/8

Das Geräth ist 8 *cm* breit und gleicht selbst in der Grösse einem zweiten Exemplar, das in demselben Gräberfelde gefunden und in diesen Verh. 1885, S. 388, Fig. 17 abgebildet ist (vgl. ebend. 1882, S. 394; Gubener Gymnas.-Progr. 1886, S. 7, Taf. 3, Fig. 25). Das Gewebe, der erste aus der Lausitz bekannt gewordene vorslavische Rest dieser Art, ist auf beiden Seiten des Stückes eingerostet; die Fäden sind im gegenwärtigen Zustande 0,6 *mm* stark. Der Querfaden läuft rechtwinklig abwechselnd über und unter dem Kettenfaden hin (Fig. 3); die Abstände der einzelnen Fäden betragen 1 *mm*. Die chemische Untersuchung hat kein Ergebniss gehabt, weil die mit Salzsäure behandelte Probe zu Schlamm zerging. Das leinwandbindige Gewebe spricht für gedrehte Leinenfaser.

Fig. 3. 1½

4. Gräberfeld aus provinzial-römischer Zeit bei Sadersdorf, Kr. Guben.

Von dem wiederholt besprochenen Reichersdorfer Gräberfelde aus der mittleren provinzial-römischen Zeit nur 1,6 *km* in nordwestlicher Richtung entfernt, ist im

Laufe des letzten Jahres der bisher noch unberührt erhalten gebliebene Theil eine ziemlich gleichartigen und fast ebenso umfänglichen Fundstätte ausgebeutet worden über deren Einschlüsse in den Niederlausitzer Mittheilungen eingehender berichte werden soll. Nach den Ergebnissen ist die Belegung des zuletzt aufgeschlossenen Friedhofes früher begonnen worden, während die des Reichersdorfer Feldes etwa später abgeschlossen ist.

Die Grüfte enthielten fast durchweg eine Packung von faustgrossen Steinen im westlichen Theile lagen die zerschlagenen Knochen nicht selten in Urnen deren 12—15 erhalten sind, im östlichen gewöhnlich in der Erde, nur durch di Steine geschützt. Meist findet sich in unmittelbarer Nähe kohlenhaltige Asche Viele Gräber enthielten keinerlei Beigabe. Im Ganzen sind aus 80—90 Grab stellen gegen 245 Objekte, meist aus Eisen, gewonnen worden, darunter drei breit Schwerter, deren eines mehrfach schleifenförmig zusammengebogen ist (Fig. 4)

a b

Figur 4. 1/3

so dass die Gesammtlänge des Convoluts nur 13,5 *cm* beträgt, während ein zweites in Gestalt eines spitzen Winkels gebogen, über den Leichenbrand sammt der anderen Beigaben gestellt war. Hierzu kommen Speerspitzen (unter diesen eine mit eingeschlagener Strichelung), Schildbuckel, deren einer eine hoch heraustretende Spitze trägt, zahlreiche gerade gestreckte Messer bis zu 21 *cm* Länge und 83 *g* Gewicht, darunter ein Paar gleichartiger mit eingeschlagenen Halbkreisen an der Rückseite der Klinge, ferner gerundete Messer, Pfriemen, Pincetten, Nadeln, Löffelchen, Schnallen, viele Messerschärfer, Lederbefestigungen, Stachelsporen aus Eisen und Bronze, Kastenbeschläge mit Schlossfeder und Schlüssel, ein zusammengebogener dünner Bronzeeimer, Beschläge und Griffe von Eimern, Knochenkämme, Spinnwirtel, Wetzsteine, von Schmucksachen ausser zwei eisernen Eimerbreloques, angeschmolzenen Glasstreifen und Perlen, Fibeln von sechs verschiedenen Formen. Einige sind klein, mit dachförmigem Querschnitt, nach dem Ende hin verbreitert; eine ist schlicht bandförmig; eine ähnliche, die nach der Spirale hin mässig verbreitert ist, hat eine niedrige Querleiste und W-förmige Verzierung. Eine ächte Sprossenfibel mit stark heraustretendem, aufgerichtetem Kamme ähnelt Hannöverschen Funden. Hierzu kommt die von Reichersdorf und Rampitz an der Oder bekannte, in der Mitte aufgewölbte zweisprossige Fibel mit heraustretendem unterem Abschlussknöpfchen, endlich die spätrömische Fibel mit schmalem Bügel, auf den sich der Draht aufwickelt, welcher vom Fussende heraufgezogen ist.

Zu diesen Stücken, deren zeitliche Stellung nicht zweifelhaft ist, kommen aus dem nordwestlichen Theile Fibeln der mittleren La Tène-Zeit von verschiedener Grösse mit flachem Bügel, auch schlichte Gürtelhaken von 19 *cm* Länge. Es zeigt sich also hier dieselbe Erscheinung, wie an drei anderen Stellen des Gubener Kreises, nämlich in dem 4 *km* entfernten Dorfe Liebesitz (Verhandl. 1888, S. 435), bei Guben SW. (ebend. 1885, S. 330; Gubener Gymn.-Programm 1883 S. 23, 1885, S. 10) und Coschen O. (Verhandl. 1882 S. 414; 1885

S. 383. Gubener Gymn.-Programm 1886, S. 19): ein Gräberfeld aus der provinzial-römischen Periode wird eingeleitet durch eine beschränkte Zahl charakteristischer Funde der mittleren La Tène-Zeit, die für sich allein nur in einer kleinen Zahl von Niederlausitzer Urnenfeldern (Verhandl. 1886, S. 597) erscheinen. Dagegen ist, wie wiederholt hervorgehoben, bis jetzt in unserer Landschaft keine Stelle ermittelt, an der ein Urnenfeld des Lausitzer Typus in Gräber mit diesen La Tène-Funden ausliefe. Es ergiebt sich daher nicht nur, dass zwischen der letztgenannten und der römischen Culturperiode kein Wechsel der Bevölkerung stattgefunden hat, sondern es wird auch ersichtlich, dass die bezeichneten La Tène-Funde, die wegen ihrer verhältnissmässigen Spärlichkeit in der ganzen Landschaft und wegen des mässigen Umfanges der einzelnen Fundplätze offenbar nur eine kurze Zeit umfassen, in unmittelbarer Continuität dem römischen Import vorangehen. Selbstverständlich braucht desshalb noch nicht für beide Gruppen der Einfuhr auf die gleiche Handelsstrasse geschlossen zu werden.

Die Gefässe des neu entdeckten Gräberfeldes sind in dem westlichen Streifen theils weite Kessel mit schmalem, an den Ansatzstellen verbreitertem Henkel, theils schlankere Töpfe mit eingezogenem Halse und ausgeklapptem Rande. In den übrigen Theilen des Feldes überwiegen Gefässe von ungefähr gleicher Höhe und Weite (etwa 16 *cm*) mit mässig verengtem Halse, und schlichte, ungegliedert ein wenig ausgerundete Töpfe; von diesen letzteren hat einer einen im Ganzen dreieckigen, ziemlich weit abstehenden Henkel.

Bemerkenswerth ist schliesslich, dass nicht weit von diesem Felde ein kleiner slavischer Napf mit geriefter Wandung und heraustretendem grossem Kreuz auf der Bodenseite gefunden ist.

5. Eiserne Schale aus dem slavischen Rundwall bei Stargardt, Kr. Guben.

Bei der fortgesetzten Abtragung der in diesen Verhdl. 1887 S. 291, Gubener Gymnas.-Progr. 1892, S. 15; Niederlausitzer Mittheilungen III, S. 1, besprochenen Schanze ist eine flache eiserne Schale von derselben Art gefunden worden, wie sie in diesen Verhandl. 1890 S. 385 als Bestandtheil spätslavischer Funde aus Schlesien von Herrn Direktor Dr. Voss besprochen worden ist. Unter den übrigen Einschlüssen haben sich bei Stargardt jedoch keine gefunden, die wegen etwaiger Aehnlichkeit mit dem erkennbar jüngeren Theile der slavischen Funde aus dem benachbarten heiligen Lande bei Niemitzsch für die spätere Wendenzeit in Anspruch zu nehmen wären. —

(17) Hr. A. Jentzsch in Königsberg i. Pr. dankt unter dem 21. November für die Untersuchung des

bearbeiteten Walfischwirbels

und bemerkt dazu Folgendes: „Sollte die Anbohrung des Hyperodon-Wirbels nicht vielleicht einer verhältnissmässig neuen Zeit angehören? Ich erlaube mir in dieser Hinsicht auf den von August Müller in d. Schriften d. physikal.-ökon. Gesellsch. IV, S. 68—69 (1863) beschriebenen, sehr viel grösseren, auf der kurischen Nehrung gefundenen Lendenwirbel von Balaenoptera Syncondylus Aug. Müller zu verweisen, welcher sich jetzt in unserem Provinzialmuseum befindet und von welchem es heisst: „„Der ehrliche Finder suchte einen Nutzen nach seiner Art aus dem Wirbel zu ziehen, indem er die lockere Diploë des Körpers ausbohrte, ihn mit einem hölzernen Boden und zur grösseren Befestigung aussen mit einem eisernen Bande

versah. Er gebrauchte ihn, so ausgerüstet, als Mörser, in welchem er Tabaksblätter zerrieb, um sich Schnupftabak zu präpariren. Die Fortsätze waren ihm hierbei überflüssig; er hat sie also mit einem Beile grösstentheils abgestutzt.““

Diese Verwendung ist ja gewiss weit abweichend von der des vorliegenden Stückes, doch wollte ich, nachdem ich zufällig die Stelle gefunden, nicht verfehlen, Ihnen dieselbe mitzutheilen.“ —

Hr. R. Virchow:

Gegen die Annahme einer verhältnissmässig jungen Herrichtung des Stückes finde ich nichts einzuwenden. Ich habe in dem Schlusssatze meiner Besprechung (S. 313) darauf hingedeutet, indem ich empfahl, die Gebräuche der heutigen Fischer zu vergleichen. Von einer Verwendung des sehr porösen Wirbels zum Schnupftabakreiben habe ich keine Spur wahrgenommen. Vielleicht liesse sich aber durch Vorlegen des Originals bei Fischern eine Lösung erreichen. —

(18) Hr. Prochno in Gardelegen macht Mittheilungen über neue Urnenfunde in der Altmark. Dieselben werden in den Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde erscheinen. —

(19) Hr. A. Treichel schreibt über

Barches oder Berches in Westpreussen.

Hr. W. v. Schulenburg erwähnt in diesen Verhandlungen (1893, S. 280) unter seinen volksthümlichen Mittheilungen auch eines Gebäckes, in Berlin Barchus oder Barchos genannt, hebräisch Berches, und dort in jüdischen Familien Freitags und an Festtagen gegessen, insofern, als es mit dem Seelenzopfe der katholischen Gegenden Bayern's, dort als Pathengeschenk gültig, Aehnlichkeit hat. Es sei mir erlaubt, aus meinen Niederschriften über das volksthümliche Backwerk Westpreussens das Hergehörige hinzuzufügen. Dies auch hier in Flechtwerk bestehende Gebäck heisst hier Barches oder auch Berches. Sprachlich scheint dies Wort Plural zu berâchah (Segen) zu sein; es bedeutet also ein Segensbrod, auch Geschenk. Auch hier sind die Barches meist israelitisch. Sie bilden eine Art Stritzel, eine eigene Art von Weissbrod, bestehend aus Weizenmehl, Hefe und Wasser, dann süss gemacht. Es kann Salz und Milch und es kann Butter dazu genommen werden. Unten haben sie die Form eines Brodes. Wenn Butter dazu kommt, so werden sie auf Eisenbleche gelegt und für den Backofen zum Bäcker geschickt. Wenn sie aber mit Butter gebacken werden, so werden sie auf butterige Teller gelegt und mit butterigem Messer gegessen, also nicht fleischig. Es ist dieser Unterschied ein speciell jüdischer. In Schwaben heissen sie Berches, und es müssen dort Butter und Milch durchaus dabei fehlen. Nach ihrer Herbereitung werden sie in Streifen gerollt und ganz wie ein Zopf geflochten, obschon das Gebäck der Zöpfchen ein ursprünglich rein deutsches ist. In weiterer Vorbereitung werden sie schön braun gebacken. Frl. E. Raikowski meldet sie mir für Mewe. Sie sind aber auch durch ganz Westpreussen im Gebrauch. Zuweilen werden sie obenauf mit Zucker und Mohn bestreut. Es ist das die zweite Abart der Barches des Hrn. v. Schulenburg. Ihre Herstellung ist sowohl Hausbetrieb, wie Bäckerei-Gegenstand. Ihr Preis ist im letzteren Falle 25 Pf. in Altkischau. Sie werden ausschliesslich für den gewöhnlichen Sabbath bereitet oder auch sonst zu Festen, namentlich aber zum Purim, das ist das Losfest, gefeiert zur Erinnerung an die Errettung der Juden aus dem durch Haman ihnen drohenden Untergange, wie im

Buche Esther zu lesen. Sie werden auf den Tisch gelegt und mit einem Deckchen zugedeckt, sodann in Stücke geschnitten, nachdem, wie bei jeder Mahlzeit, vom Hausherrn ein Kiddisch, der Segensspruch, gesprochen und auch von der ganzen Familie gesprochen (beuschen), gebetet wurde. Zu deutsch aber heisst der Kiddisch: „Gelobet seist du, unser Vater, dass du uns das Brod gegeben hast!"

Als weitere speciell jüdische Gebäcksarten für Westpreussen, wenn sie auch vielleicht weiter verbreitet sind, nenne ich Bubes, Chaul, Matze, Rimsel. Wie schon oben angedeutet, giebt es hier ein anderes Gebäck, das allgemein durchgeht und Zöpfchen heisst. Es ist ein feiner Semmelteig, mit Hefe durchsetzt. Sie sind länglich und sehen aus wie ein Zopf, da ihrer drei bis vier Streifen zopfartig geflochten und gebacken werden. Sie werden ebenfalls mit Mohn bestreut, vorher aber mit Wasserglasur bestrichen. Ich kenne sie aus Danzig und Graudenz. Ich weiss sonst nicht, ob sie Aehnlichkeit haben mit den Barches oder mit dem bayrischen Seelenzopf; jedenfalls ermangelt ihnen hier der dort ihnen zukommende Brauch und Aberglaube. Uebrigens halte ich den Höllenzopf (S. 279) für sprachlich entstanden aus Hollenzopf = Zopf der Holle als haarverwirrte Verwirrerin. —

(20) Hr. A. Treichel berichtet über

die Balde in Jamund.

Hr. Prediger Kaiser schreibt mir über die Balde in seinem Kirchdorfe Jamund bei Cöslin, indem er auf die nebenstehende Zeichnung (Fig. 1) Bezug nimmt. Das *a* ist ein handbreites, etwa einen halben Fuss langes Brett. Auf der Aussenseite stehen die Namen der Stifter, wie Hans Lemcke, Michael Lüttkeschwager u. s. w. Auf der Innenseite, d. h. dem Kasten *b* zugekehrt, ist das Bild des Lammes mit der Fahne auf grünem Grunde; das Lamm ist weiss, die Fahne roth. Von solchem Bilde kommt der Name Balde her, das für Belde steht; dies ist aber gleich Bild, imago, scil. virginis immaculatae, da man in katholischen Zeiten wohl das Bild der heiligen Jungfrau darauf aufgebildet hat. Somit ist es das Bild im Hauptsinne. *b* ist ein innen roth angestrichener, nach oben hin offener Kasten, bestimmt zum Hineinlegen des Opfers. *c* ist ein Stiel an der Höchstseite, nicht gar lang, an welchem man das Ganze fasst, hält und trägt. Die Balde ist weiter nichts, als ein alterthümlicher Collectenteller. Ihr Gebiet scheint sich auf Pommern zu beschränken. Das Specifische an ihr ist, dass die Kirchenbesucher selbst sie weiter reichten, einer dem anderen. Weil somit einer die Gabe des anderen controliren konnte, war das Einsammeln einer Collecte durch die Balde ein sehr profitables. Im Volke ging bei solcher Gelegenheit die Phrase: „Hüt geiht dei Bald' üm!" Darnach hat es den Anschein, als wenn ihre Circulation nicht an jedem Sonntage statt hatte. In den Kirchenrechnungen von Jamund steht als Ueberschrift zu Titel X. immer: „Bald- und Beutelgeld". Es gab also eine Zeit, welche noch nicht allzulange her sein soll, dass neben dem neumodischeren Klingbeutel diese Balde in Gebrauch war und umherging. Die für ihren Gebrauch bevorzugten Sonntage scheinen die gewesen zu sein, an welchen das Abendmahl ausgetheilt wurde. An solchen Abendmahlstagen hielt sie der Kirchen-

Figur 1.

vorsteher, welcher das Jahr hatte, den Communicanten hin, welche das Opfer für den Abendmahlswein, gemeiniglich einen Sechser, hineinlegten. Heut zu Tage wird die Balde am Ausgange der Kirche unter dem Thurme aufgestellt, wenn eine Collecte gesammelt wird. Es soll aber nicht mehr geschehen; denn sonst verlischt ihr Glanz ganz und gar!

Während in Cöslin selbst in der Schlosskirche der Klingbeutel noch im Gange ist, steht dort (nach gef. Auskunft von Fräul. Hedwig Treichel) in der Marienkirche der sog. Opferstock an den Ausgängen der Kirche. —

War mir im vorigen Jahre die Balde in Jamund als etwas Antiquirtes vorgestellt worden, so musste ich mich höchlichst verwundern, als ich in der evangelischen Kirche des Dorfes Dzinzelitz, im pommerschen Kreise Lauenburg gelegen, in diesem Jahre eine ganz ähnliche Sache noch im Gebrauche vorfand, wovon mir Hr. Fritz Poltrock aus Reddistow ein treues und kunstgerechtes Abbild unter Beigabe der Maasszahlen (Fig. 2) lieferte. Einen besonderen Namen führt die Sache hier nicht und nennt man es den Collectenkasten. Er besteht aus Buchenholz, ist äusserlich grau und innen roth angestrichen; der Deckel ist zur Hälfte fest, der übrige Theil offen. Er hat den Hand- oder Haltgriff ebenso nach der hinteren Seite, so dass er von vorne dargeboten wird. Der Einsammler reicht ihn dem, der zu vorderst in der Bank sitzt und der reicht ihn weiter und dann wieder zurück. Würde nicht ein Lied von der Gemeinde gesungen worden sein, so hätte sich das Klingen und Klappern der hineingeworfenen Münzen recht bemerkbar machen müssen. Der gleiche Grund der Störung hat in Westpreussen vielfach zur Aufhebung des Kling(el)beutels geführt. Ob dieser Kasten auch seine besonderen Sonntage hat, habe ich nicht erfahren: an jenem Sonntage freilich fand die Einsegnung der Kinder statt. —

Figur 2.

Hr. Prediger H. Gerner in Gross-Peterkau, Kr. Rummelsburg, welchen ich um Collectenkasten befragte, weil seine Parochie mehr binnenlands liegt, antwortete mir, dassweder dort, noch bei benachbarten Pastoreien davon etwas bekannt sei, fügte aber über einen ähnlichen Gegenstand hinzu, dass er in seiner Kirche unter altem Gerümpel einen kleinen Holzkasten gefunden habe, der oben eine Einwurf-Oeffnung besitzt. Er ist aus Eichenholz, sehr einfach hergestellt und mit eisernen Bändern beschlagen, ohne besondere Zeichen. Die Einwurf-Oeffnung kann bestätigen, dass er früher zu gleichem Zwecke gedient hat, wenn auch das mehr zwingende Moment der grösseren Oeffnung dabei fehlt. In früheren Zeiten wird ausserdem die Herstellung aus Holz genügt haben und auf dem Lande auch nicht anders möglich gewesen sein. Da noch einige ältere Quittungen darin liegen, so ist Hr. Prediger Gerner der Meinung, dass er zuletzt zur Aufbewahrung der Gelder der Kirchenkasse benutzt worden sei.

Hr. Prediger H. Freitag, jetzt in Marienfelde bei Pr.-Holland, schreibt mir in ähnlicher Sache, dass, als er nach Mirchau, im westpr. Kreise Carthaus gelegen, hinkam, man dort auch einen Holzkasten zum Einsammeln der Pfennige

hatte. Dieser war aber deshalb angeschafft, weil er billiger war, als ein Klingsäckel. Nach Anschaffung eines solchen liess er den Kasten als Sammler für die Armenkasse anbringen. Diese Art von Kasten scheint also mehr wegen der Billigkeit beschafft worden zu sein, als dass er eine alte Art und Weise fortsetzte oder nachahmte. Mein Referent spricht weiter aus, dass er selbst überall da, wo sonntäglich gesammelt wird, nur den Säckel gefunden habe. Aber auch dies sei in seiner Heimath (Kr. Deutsch-Krone) überhaupt nicht Sitte gewesen und haben die Kirchen dort Land, woraus die Revenuen für die Kirchenlasten gewonnen werden; auch erfolge, wenn sonst nöthig, eine Umlage.

Figur 3.

Hr. Prediger Seydler in Neu-Paleschken (inzwischen †), berichtete mir, in Fischhausen im Samlande habe an den beiden Ausgangsthüren je ein Pfahl gestanden, mit einer Büchse darauf von Blech und mit Anstrich versehen, bestimmt zum Einsammeln von freiwilligen Gaben, und mit der den Zweck bestimmenden Aufschrift versehen: „für die Armen" oder „für die Kirche" (Fig. 3). Diese Art und Weise hat am wenigsten Aehnlichkeit mit der von mir geschilderten Sache. —

(21) Hr. v. Stoltzenberg in Luttmersen führt in einem Schreiben an den Vorstand vom 15. November Beweise an für seine früher geäusserte Ansicht über

die Heisterburg.

Das Referat des Hrn. W. Krause in der Sitzung vom 17. Juni d. J. bedarf recht zahlreicher Rechtstellungen, die ich hier in kurzen Worten machen möchte. Ich behalte mir aber vor, demnächst eine längere Abhandlung über die Heisterburg auf Grund meiner neuesten Ausgrabungen der Anthropologischen Gesellschaft vorzulegen. Ich bemerke, dass durch die Güte Sr. Durchlaucht des Fürsten von Bückeburg nicht unerhebliche Mittel im Laufe des Monats October haben verwandt werden können. Diese neuesten Klarstellungen haben nun wiederum Licht gebende Momente geliefert, die meine Ansicht insoweit bestätigen, erstens, dass die Heisterburg ein römisches Werk ist, zweitens, dass sie Varus angelegt hat, drittens, dass es ein römisches Standlager hat werden sollen. Diese Ansichten bin ich gesonnen gegen jedermann zu vertreten und zu vertheidigen.

Wenn Hr. Krause annimmt, dass der verstorbene General Oppermann im Auftrage des Cultusministeriums die prähistorischen Wall- und Wegereste in der Provinz Hannover vermessen und kartirt habe, so bedarf das einer Berichtigung. Den Antrag auf Vermessung und Kartirung habe ich vor Jahren bei dem Landesdirektorium in Hannover gestellt. Die Mittel und die Durchführung sind von dieser Behörde bewilligt und angeordnet, nachdem der historische Verein für Niedersachsen zu Rathe gezogen war und den General Oppermann in Vorschlag gebracht hatte. Das Ministerium in Berlin hat später auch seinerseits das Unternehmen unterstützt Dass der General Oppermann die Heisterburg ohne Weiteres für germanisches Machwerk angesehen habe, dürfen wir dem Verstorbenen nicht nachsagen. Er erklärt vielmehr, dass die Formen und das Mauerwerk wohl dazu geeignet erschienen, das Werk für römisch halten zu können. Die ersten Ausgrabungen und Untersuchungen der Heisterburg sind auch nicht von Direktor Schuchhardt, sondern von mir gemacht worden; die Mittel dazu hat der Frhr.

Langwerth v. Simmern gegeben, nachdem derselbe auch erst nach jahrelangen Correspondenzen die Erlaubniss des Ministeriums zur Ausgrabung erhalten hatte.

Ich habe vor Jahren in der Umgebung des Bodensees und in Württemberg zahlreiche römische Mauern besichtigt und untersucht. Die Wallmauern des Castells auf der Heisterburg sehen, wie ich versichern darf, diesen Mauerresten recht ähnlich. Das Vorhandensein von römischen Castellen an Ems und Hase habe ich schon vor mehr als 10 Jahren konstatirt. Das Landesdirektorium hat mir auch damals die Mittel gewährt, Ausgrabungen bei Ankum vorzunehmen. Direkte römische Alterthümer wurden bei diesen Ausgrabungen nicht gefunden. An der Binnenseite des Hauptwalles konstatirte ich dagegegen eine Reihe von blockhausartigen, gepflasterten Einbauten mit Heerdstellen und Gefässcherben, die das Werk als ein römisches erkennen liessen. Ohnehin hatte der jetzige Besitzer Schulte-Russel ächt römische Münzen dort gefunden.

Die zu derselben Zeit durch Grabungen untersuchte Aseburg (Hasaburg) bei Herzlage (dem alten Hartsheim) ist in ihrer ursprünglichen Anlage voraussichtlich auch römisch. Die heutige Befestigung aber zeigt, dass das römische Castell nach vormittelalterlichen Vorbildern umgebaut ist; die Thore fehlen überall. An dem hohen Frontalwall führt ein schmaler Reitweg in die Höhe. Geschirrscherben germanischer Gefässe aus verschiedenen Perioden, alte Mühlsteine, Hufeisen, Bronze- und Eisenmesser, Haufen von Knochen von Wild und Hausthieren ergaben meine nur einen Tag dauernden Grabungen in solcher Masse, dass wir Säcke damit füllen konnten. Alles Gefundene erinnerte aber so entschieden an die vormittelalterliche Zeit, dass es sich nur um germanische Dinge handeln konnte. Ich habe Hrn. Schuchhardt aufgefordert, dorthin zu gehen. Er würde in der Burg ein kleines Museum finden, das die vormittelalterliche Periode repräsentire. Hr. Schuchhardt hat diese Sachen als Nachlass der Römer angesprochen und hat erst in ganz neuer Zeit seinen desfallsigen Irrthum eingestanden.

Das Castell bei Rulle, die Feste im Lande der Chauken, habe ich auf eigene Kosten angegraben und als römisch ermittelt. Hr. Oberst v. Cohausen, ein so bedeutender Forscher, erklärt die ursprünglich riesenhafte Befestigung als die Mauern eines westfälischen Meierhofes. Solche Ansichten zu widerlegen ist für denjenigen, der die Sache gesehen hat, überflüssig. Hr. General Wolff bestreitet, dass die Mauern mit Mörtelverband gemauert wären, obgleich dieser dort massenhaft vorhanden ist. Hr. Dir. Schuchhardt, der nach mir die Ausgrabung leitete, bestritt lange den römischen Ursprung, kam aber schliesslich doch zu der Ueberzeugung, dass er meiner ursprünglichen Ansicht beitreten müsse.

Dass Hr. Fricke und Hr. Krause der Ansicht sind, das Mauerwerk auf der Heisterburg sei altsächsisch, steht in Widerspruch mit dem damaligen Culturzustande der Germanen. Mit den Stahlinstrumenten der alten Deutschen liess sich der durch seine Härte bekannte Deistersandstein nicht sprengen, aber auch die Verwendung des Gusskalkes hat bisher noch Niemand in altdeutschen Mauerwerken aus der vorkarolingischen Zeit nachgewiesen, geschweige denn, dass die sagenhaften Celten, die vor den Germanen unsere Gegenden bewohnt haben sollen, in der Eisenbereitung und Kalkverwendung einen solchen Culturstandpunkt eingenommen hätten.

Es scheint in der That bedenklich, mit solchen Meinungen vor die Oeffentlichkeit zu treten. Es liegt mir übrigens fern, mit meiner Ansicht Hrn. Krause persönlich zu nahe treten zu wollen. Wenn derselbe aber zur Begründung seiner Ansicht anführt, dass die Heisterburg nicht römisch sein könne, da die römischen Legionen dort auf der Bergeshöhe nicht einmal Wasser gefunden hätten, um Mann

und Ross zu tränken, so geht daraus hervor, dass er annimmt, der Quellenstand sei zu der Römerzeit kein anderer gewesen, wie in der Gegenwart. Das ist nun aber nicht der Fall: die ehemalige Quelle zeigt sich jetzt innerhalb des Castells nur noch als Sumpf. Die Quellschicht, die zwischen dem Wildenthon und dem Sandstein liegt, ist abgegraben, wodurch sich das Wasser derselben zerschlagen hat. Das Castell hat unterhalb des Nordwalles eine sehr tiefe und grosse Cisterne besessen. Eine gleiche befindet sich unterhalb der ersten Vorburg und ein drittes grosses Wasserbassin hat offenbar in der zweiten Vorburg angelegt werden sollen. Auch Hr. Schuchhardt hat die Wasserbassins übersehen; er vermuthet eine Cisterne neben dem Ostwalle im Castell und hat 50 Fuss tief in den Wildenthon hineingraben lassen, ohne auch nur das geringste Resultat dadurch zu erreichen. Die Wasserfrage haben die Römer offenbar bei der Anlage der Burg sehr wohl im Auge gehabt.

Ich hoffe, im Laufe des Winters soviel Arbeitszeit zu gewinnen, um auf Grund der vorhandenen Forschungsresultate die verschiedenen Hypothesen, von denen Hr. Krause spricht, gründlich zu beseitigen. Die Heisterburg wird sich als das erweisen, was sie ist: ein unvollendetes römisches Werk aus der Zeit des Varus. Die Römer wollten dort, wie in Rhätien und Noricum, ausser dem Heerlager eine Römerstadt gründen. Die vielen, schwer zu entziffernden Räthsel, welche die Heisterburg bisher in ihrer Anlage zeigte, schwinden mehr und mehr Die Heisterburg ist ein Unicum in ganz Nordwest-Deutschland. Das historische Interesse, das sich an dieselbe knüpft, ist so bedeutend, dass wir fort und fort arbeiten müssen, um die noch nicht klarliegenden Fragen in ihrer thatsächlichen Bedeutung zu erkennen. —

(22) Hr. A. Nehring sendet unter dem 30. November folgende Mittheilung ein:

Wurden Bären-Unterkiefer in der Vorzeit wirklich zum Zerschlagen von Knochen benutzt?

In Anknüpfung an die in dem letzterschienenen Hefte der Verhandlungen unserer Gesellschaft abgedruckte Mittheilung von A. Götze über „paläolithische Funde von Weimar“ (S. 327) möchte ich die obige Frage aufwerfen. Hr. Götze bemerkt über seine Figur 1 Folgendes: „die Distal-Extremität eines Metacarpal- oder Metartasalknochens von Bison priscus, welche durch mehrere Schläge — nach Analogie der gleichen Stücke von Taubach, wahrscheinlich vermittelst eines Bären-Unterkiefers — von ihrem Schafte getrennt wurde; besonders charakteristisch ist die Schlagmarke, welche an dem Gefässloche ansetzt. Man würde dieses Stück nicht als Beweis menschlicher Thätigkeit anführen können, wenn nicht in Taubach ganze Serien gleicher Knochen mit denselben Schlagmarken gefunden worden wären (vergl. Portis, Ueber die Osteologie von Rhinoc. Merkii Jaeg. in Palaeontograph. XXV. S. 143 ff.; die betr. Abbildung bringt auch Ranke, Der Mensch, Bd. II, S. 398).“

Dr. A. Portis sagt in der citirten Abhandlung S. 158 über die betreffenden Knochenstücke und die vermuthliche Art ihrer Bearbeitung Folgendes:

„Das Instrument, das zur Bearbeitung des Knochens diente, könnte sehr gut der im Unterkiefer eines Bären befindliche Eckzahn gewesen sein, wie von manchen anderen Fundorten erwähnt wird. Diese Hypothese wird durch die Beschaffenheit und Grösse des Loches und der Ränder, sowie dadurch unterstützt, dass solche Kinnladen an Ort und Stelle nicht fehlen.“

So viel ich weiss, ist die Hypothese von der Benutzung des Bären Unterkiefers als Haubeil zuerst von O. Fraas aufgestellt worden, und sie wir jetzt vielfach als Thatsache behandelt. Ich will nicht bezweifeln, dass Bären Unterkiefer in der Vorzeit als Waffen benutzt sind; dagegen habe ich stets Be denken darüber gehegt, ob sie zum Zerschlagen von Knochen benutz sind. Nach meinen Beobachtungen und Versuchen muss ich letzteres entschieden bezweifeln.

Der Eckzahn (Caninus) der Raubthiere ist verhältnissmässig spröde und zer splittert sehr leicht, wenn man mit ihm einen kräftigen Schlag auf einen harten Gegenstand ausführt. Ich habe es versucht, mit dem Unterkiefer eines recenten Bären in der von Portis und Götze angedeuteten Weise den Metacarpus eines Ochsen zu zerspalten; aber der Eckzahn des Bären ist gleich beim ersten kräftigen Schlage zersplittert. Auch pflegen die Hunde, Wölfe, Löwen u. s. w., wenn sie einen Knochen zermalmen wollen, dieses nicht mit den Eckzähnen zu thun, sondern sie schieben den Knochen nach dem Mundwinkel zwischen die sog. Fleischzähne (Sectorii), wie jeder weiss, der ein solches Raubthier öfter während des Fressens beobachtet hat. Zugleich geht dasselbe beim Zermalmen von harten Knochen mit einer gewissen Vorsicht zu Werke, damit die Sectorii nicht verletzt werden. Einen kräftigen Schlag, wie er nöthig wäre, um den stark gebauten Metacarpus eines Bison priscus zu zertrümmern, würden auch die relativ festen Sectorii kaum aushalten, geschweige denn die spröden Eckzähne.

Nach meiner Ansicht hat der prähistorische Mensch zum Zerschlagen von Knochen nicht den Bären-Unterkiefer, sondern harte, zähe Steine von geeigneter Form benutzt. Diese Steine mögen vorher in einen Handgriff mit Stiel eingesetzt worden sein. Selbst wenn man annimmt, dass die markhaltigen Knochen vor dem Zerschlagen dem Heerdfeuer ausgesetzt wurden, wovon in vielen Fällen keine Spur zu bemerken ist, würde der Eckzahn eines Bären nicht im Stande sein, die betreffenden Knochen eines Bison oder dergl. zu zerschlagen. —

Hr. R. Virchow:

Ueber die Beobachtungen des Hrn. Fraas im Hohlenfels bei Blaubeuren in der schwäbischen Alp habe ich in der Sitzung vom 12. October 1872 (Verh. S. 252) nach eigener Anschauung berichtet und meine Bemerkungen hinzugefügt. Ich machte dann Mittheilungen über ähnliche Vorkommnisse in der Bärenhöhle von Scharzfeld im Harz, wobei ich die Gründe entwickelte, weshalb ich die fraglichen Löcher nicht für Bisslöcher halten könne (ebendas. S. 257). Endlich besprach ich einen Fund aus derselben Höhle (ebendas. S. 273), nehmlich einen, durch scharfe Hiebe künstlich veränderten Bären-Kinnbacken, wodurch derselbe so hergerichtet war, dass er bequem in der Hand liegt und zum Schlagen benützt werden kann. Aehnliche Stücke waren schon früher in Frankreich beobachtet worden (ebendas. S. 253).

Ob die Erfahrung des Hrn. Nehring an einem recenten Bärenzahn genügend ist, um darnach die Widerstandsfähigkeit eines Höhlenbärenzahns zu beurtheilen, muss ich dahingestellt sein lassen, da ein frischer Kiefer von einem Höhlenbären nicht leicht zu beschaffen ist und ein alter Kiefer kaum als beweiskräftig betrachtet werden könnte. Die Existenz zugerichteter Kiefer vom Höhlenbären ist jedoch, wie mir scheint, ein nicht schwacher Grund für die Annahme, dass es sich in Wirklichkeit um Schlagmarken handelte. —

(23) Hr. Schumann, Löcknitz, übersendet unter dem 11. December folgenden Bericht über

Skeletgräber mit römischen Beigaben von Borkenhagen und Falkenburg (Pommern).

Im Sommer dieses Jahres wurde bei Borkenhagen (Kreis Cöslin) zum Chausseebau ein Kiesberg abgetragen, in dem man unverhofft auf eine grössere Anzahl von Gräbern stiess. Der Kiesberg lag in westlicher Richtung dicht an dem Gehöft des Gutsbesitzers Kropp. Die Arbeiter fanden daselbst eine grössere Anzahl (etwa 20) Steinkistengräber, etwa 1 *m* unter dem Boden. Die Kisten waren theils regulär aus Platten aufgebaut, theils auch aus kleineren Steinen zusammengesetzt. Es fanden sich in denselben Deckelurnen, sowie kleinere, gehenkelte Gefässe und die Reste des Leichenbrandes. Ausser einem Spinnwirtel von Thon wurden keine Beigaben bemerkt. Unterhalb dieser Steinkisten, etwa 1 *m* tiefer, also in der Tiefe von 2 *m*, fand sich eine grössere Anzahl von Skeletgräbern. Die Arbeiter erklärten auch bei wiederholter Anfrage ausdrücklich, dass die Skelette nicht zwischen, sondern unter den Kisten gelegen hätten. Die Skelette lagen nicht gerade in Reihen, aber doch in einer Richtung, ohne jeden Steinsatz in der blossen Erde.

Grab I enthielt ein Skelet, von welchem indessen nichts erhalten wurde.

„ II „ „ „ , von dem der Schädel erhalten wurde, dabei ein Knochenkamm mit Eisennieten (Fig. 8), sowie eine Bronzefibel (Fig. 1).

1 — 1/2. 3. — 1/1. 2. — 1/3.

6. a. b. c. 4. — 3/7. 5. — 1/2

7. — 1/2. 8. — 1/2.

Grab III enthielt ein Skelet mit grossem Hängeschmuck, bestehend aus Bernstein-, Glas- und Emailperlen, Eimerbreloques von Bronze, sowie zwei Fibelbügel (Fig. 6 *a*, *b*, *c* und Fig. 5).

„ IV enthielt ein Skelet mit Bronzefibel (Fig. 2) und eine Schnalle von Eisen, die in der Gegend des Knies gelegen haben soll (Fig. 4).

„ V enthielt ein Skelet nebst einem Knochenkamm mit Bronzenieten (Fig. 7).

„ VI enthielt ein Skelet nebst einer Eisenfibel; der Schädel ist erhalten.

„ VII „ das Skelet eines Kindes, von dem nichts erhalten wurde.

Die Bronzefibel aus Grab II (Fig. 1) ist eine Armbrustfibel, 69 *mm* lang, sehr gut erhalten. Die Spirale zeigt links 6 Windungen, geht dann unter dem Bügel nach rechts, wo sie 5 Windungen bildet und dann in die Nadel übergeht. Die Spiralaxe aus Bronze ist in einer Oeffnung des Fibelkopfes festgehalten und hatte an beiden Seiten als Abschluss kleine Knöpfchen, von denen das eine noch erhalten ist. Der Kopf der Fibel ist würfelförmig, nach oben durch einen Knopf abgeschlossen. Der Bügel ist halbkreisförmig nach vorne gebogen und bildet einen schmalen, etwa gut messerrückenstarken Kamm. Den Abschluss des Halses nach dem Fusse bildet wieder ein würfelförmiger, profilirter Absatz. Der Fuss der Fibel ist dreikantig lang, gerade nach unten gerichtet, während an der Rückseite ein langer Nadelhalter (Nadelscheide) sich befindet. Eine mit vorliegender nahe verwandte Fibel findet sich im Photograph. Album der Berliner Ausstellung, Sect. I, Taf. 11, Nr. 454, nur ist unsere verschieden durch den schmalen, kammförmigen Bügel und die Knöpfe auf dem Kopfe und an den Axenenden. Nach Tischler würde die Fibel der Abtheilung *D* der Gräberfelder zuzurechnen sein.

Der Knochenkamm aus Grab II (Fig. 8) ist halbmondförmig, in defectem Zustande noch 90 *mm* breit, aus drei aufeinander liegenden Knochenplatten hergestellt. Die mittlere Platte, welche die Zähne trägt, ist aus einer Anzahl längsgetheilter Segmente zusammengestellt. Die hintere und vordere Platte bedeckt nur den halbmondförmigen Obertheil des Kammes. Die vordere Platte trägt die Ornamente. welche in einem doppelten, concentrischen Kreise bestehen, in dessen äusserer Peripherie sich 5 concentrische Kreise, im Fünfeck angeordnet, finden, rechts und links daneben je ein solcher Kreis. Die verschiedenen Platten sind durch eine Anzahl eiserner Niete zusammengehalten.

Der Halsschmuck (Hängeschmuck) aus Grab III besteht aus 28 Bernsteinperlen, 12 Glasperlen, 27 Emailperlen und 7 Eimerbreloques aus Bronze.

Die Bersteinperlen sind von verschiedener Grösse, 10—35 *mm* Durchmesser, theils von Scheibenform, theils mehr wirtelförmig (Fig. 6 *c*). Es sind Formen vertreten, wie bei Tischler, Gräberfelder III, Taf. XI (V), Fig. 14, 17, 18. Ein Stück ist unten plan, oben gewölbt, hat also die Form einer Kugelcalotte (paukenförmig nach Tischler).

Die Glasperlen: Eine Perle in Form eines flachen Wirtels ist von maigrünem, durchsichtigem Glase und hat im Aequator ein Zickzackband aus undurchsichtigem gelbem Glase. Eine Perle aus dunkelblauem Glase hat die Form der Achterbreloques aus Bernstein. Die übrigen sind kleine, regelmässige Würfel mit abgestumpften Ecken aus dunkelblauem Glase (Tischler nennt sie cubooktaedrische) [Fig. 6 *a*].

Die Emailperlen (Fig. 6 *b*) sind niedrige Cylinderchen und bestehen zum Theil aus gelbem, zum Theil aus braunem, undurchsichtigem Email; nur eine Perle von Scheibenform ist hellgelb. In der Form, wie bei Tischler, Gräberfelder III, Taf. XI (V), 21.

Die Eimerbreloques sind in der Weise hergestellt, dass ein kleiner Streifen geriefelten Bronzeblechs zu einem Cylinder zusammengebogen und gelöthet ist. An der Innenseite dieses Cylinders ist ein Henkel aus 4kantigem Bronzedraht festgelöthet, in welchem wieder beweglich ein Ring aus Bronzedraht hängt, dessen Enden um einander geschlungen sind (Fig. 3).

In demselben Grabe III fanden sich noch zwei Fibelbügel, im Halse dreikantig, mit verbreitertem Fuss und kurzem Nadelhalter (Fig. 5).

Die Bronzefibel aus Grab IV (Fig. 2) ist gleichfalls eine Armbrustfibel. Der Kopf ist würfelförmig mit Knopf, der Bügel dreikantig mit würfelförmigem Absatz in der Mitte des Halses. Ein ebensolcher Absatz am Uebergang in den Fuss. Der profilirte Fuss ist verbreitert, kurzer Nadelhalter. — Die Eisenschnalle aus demselben Grabe ist stark verrostet. Sie ist oval, 30 : 35 *mm*, mit ehemals beweglichem Dorn (Fig. 4).

Der Knochenkamm aus Grab V (Fig. 7) war etwa 100 *mm* breit und besteht gleichfalls aus 3 Platten, wie der oben beschriebene. Verziert ist derselbe durch zwei Punktreihen am oberen und durch punktirte Kreisbogen am unteren Ende. Die Knochenkämme kommen sowohl in Männer-, wie in Frauengräbern vor (Tischler a. a. O. S. 245).

Die Eisenfibel aus Grab VI ist gleichfalls eine Armbrustfibel. Sie hat einen schmalen Bügel, verbreiterten Fuss und kurzen Nadelhalter, also wohl eine ähnliche Form, wie Photogr. Album, Sect. I, Taf. 10, Fig. 443.

Die Fibeln von Borkenhagen gehören sämmtlich Formen an, welche der Klasse *D* der ostpreussischen Gräberfelder entsprechen und sind somit in's III. Jahrhundert n. Chr. zu setzen. Im Grossen und Ganzen zeigen die Skelette von Borkenhagen Beigaben, wie wir sie auch in den westpreussischen (Neustädter Feld bei Elbing), in den Bornholmer und in den meklenburgischen Skeletgräbern wiederfinden. —

Schädel I von Borkenhagen (aus Grab II). Der grosse Schädel ist von graugelblicher Farbe, schwer, mit starken Wandungen, an der Zunge klebend und ziemlich gut erhalten, ohne Unterkiefer. Ein kleiner Defect findet sich an der Schläfenschuppe links. Es fehlt ferner das Wangenbein und der Stirnfortsatz des Oberkiefers links, sowie der Jochfortsatz des rechten Schläfenbeins. Die Nähte sind nirgends verwachsen. Die Kronennaht ist oben nur wenig, an den Seiten stark gezackt. Die Pfeilnaht ist besonders in der Mitte und an ihrem hinteren Ende stark gezackt, ebenso die Lambdanaht, welche am unteren Ende ihres rechten Schenkels über dem Warzenfortsatz ein etwa kirschengrosses Schaltbein besitzt.

Norma temporalis. Die Stirn steigt ziemlich hoch auf, allmählich in die etwas flache Scheitelcurve übergehend. Die Curve hat in der Gegend der Kronennaht ihre höchste Erhebung. Die hinteren Partien der Ossa parietalia gehen allmählich in die Hinterhauptswölbung über. Im Ganzen macht der Schädel in der Seitenansicht einen langgestreckten Eindruck bei gleichmässiger, schöner, etwas flacher Wölbung. Die Schläfenpartien sind voll; grosse breite Keilbeinflügel. Die Ansatzfläche des Schläfenmuskels ist hoch, aber nicht sehr deutlich markirt.

Norma frontalis. Die Stirn ist breit, hoch, voll; deutliche Tubera und ziemlich ausgeprägte Supraorbitalwülste. Die Nasenbeine sind tief inserirt, vorn stark gewölbt (Adlernase). Die Apertura pyriformis war, soweit es bei dem Defecte noch zu erkennen ist, breit und ziemlich hoch. Die Orbitae niedrig, etwas nach unten und aussen verzogen, aber gerundet. Der Oberkiefer ist kräftig, zeigt keine Prognathie, hat aber nur einen mässig hohen Alveolarfortsatz. Die Wangenbeine ziemlich anliegend.

Norma verticalis. Von oben gesehen, bildet der Schädel ein gestreckte Oval, welches nur in der Gegend der Tubera parietalia etwas auslegt. Die grösst Breite ist parietal.

Norma basilaris. Von unten gesehen, macht der Schädel einen langen Ein druck. Das Foramen magnum länglich, die Gelenkfacetten nach unten und ausse gerichtet. Die Synchondrosis spheno-occipitalis verwachsen. Vor dem Forame magnum leichtes Tuberculum. Die Gelenkgruben für den Unterkiefer tief, abe nicht besonders geräumig. Die vordere Wand des äusseren Gehörganges ziemlic gerade nach unten verlaufend (männliche Form). Der Oberkiefer ist sehr tie der Gaumenfortsatz uneben, aber ohne Torus palatinus. Der Zahnbogen schö gerundet; die Molaren und Praemolaren vorhanden und ziemlich, die III. Molare nur wenig abgeschliffen.

Norma occipitalis. Der Schädel macht von hinten den Eindruck eines fas regelmässigen Fünfecks mit etwas convexen Seitenwänden; oben ist er schön gewölbt Die Protuberantia externa sehr deutlich markirt, ebenso die Muskelgruben, be sonders stark vertieft sind die unteren Gruben. Der Schädel ist wahrscheinlic der eines erwachsenen Mannes.

Schädel II (aus Grab VI). Der gelblich weisse Schädel ist sehr defect. E fehlt Basis, Gesicht und Schläfenbein links. Derselbe war ersichtlich ziemlic gross mit mässig starken Wandungen. Die Nähte sind nicht verwachsen un zeigen eine erhebliche Abnormität, welche sehr deutlich wird, wenn man mittels Gummiringe sich 3 Ebenen durch den Schädel gelegt denkt: eine sagittale, di durch die Mitte der Stirn-Nasennaht und durch die Mitte des Foramen magnun geht; eine horizontale, die durch die Protuberantia occipitalis und unter de Tub. frontalia verläuft, und eine verticale, die durch das untere Ende der linke Kronennaht bestimmt wird und auf der horizontalen senkrecht steht.

Figur 9.

Es zeigt sich da (Fig. 9), dass di Kronennaht nicht symmetrisc verläuft, sondern dass der rechte Schenke derselben oben 10 *mm*, in der horizon talen Ebene 30 *mm*, also im Mitt 20 *mm* weiter nach vorn liegt, als de linke Schenkel. In Folge dessen is die rechte Hälfte des Stirnbeins er heblich kleiner, als die linke, 75:95 *mm*. In der Mitte ist die Kronennaht einfach, in den Seitentheilen stark gezackt, nirgends verwachsen. Die Sagittal naht ist vorn einfach, in der Mitte stark gezackt, liegt aber nicht in der Sagittallinie, sondern weicht nach vorn links ab. Am Schnittpunkt mit der Kronennaht beträgt diese Abweichung nach links 11 *mm*. Das linke Os parie tale ist durch die Asymmetrie der Kronennaht nach hinten, das rechte nach vorn verschoben. Auch die stark ge zackte Lambdanaht ist nicht sym metrisch: hier tritt der rechte Schenkel mehr nach vorn, der linke mehr zurück, so dass die rechte Hälfte der Occipitalschuppe in der Horizontalebene 70 *mm*, die

ke nur 60 *mm* breit ist. Es kommt dadurch ein gewisser Ausgleich zu Stande. er Umfang des Os parietale rechts ist in der genannten Horizontalen etwa 120 *mm*, r des linken Os parietale etwa 112 *mm*; hierdurch kommt ein weiterer Ausgleich Stande. Es entsteht also:

	Schädelhälfte	
	linke	rechte
Antheil des Os front.	95 *mm*	75 *mm*
„ „ „ parietale. . . .	112 „	120 „
„ „ „ occipit.	60 „	70 „
	267 *mm*	265 *mm*
	Umfang 532 *mm*	

Gräberschädel aus Hinterpommern	Borkenhagen		Falkenburg
	I ♂	II	III ♀
I. Maasse.			
pacität	1486	—	1250
össte Länge	192	199	175
„ Breite	137	139	139
„ Höhe (vorderer Rand des For. magnum)	140	—	—
„ „ (hinterer „ „ „ „)	146	144	136
rhöhe.	117	114	114
rizontalumfang	525	532	497
rticalumfang	320	—	309
nimale Stirnbreite	91	93	90
nzer Sagittalbogen	402	387	358
gittalumfang der Stirne	143	130	126
„ des Mittelkopfes	131	137	115
„ der Occipitalschuppe	128	120	117
eite der Occipitalschuppe	135	—	123
nze Gesichtshöhe	—	—	—
ergesichtshöhe.	67	—	62
galbreite	—	—	124
larbreite	85	—	—
ndibularbreite	—	—	—
he des Alveolarrandes am Oberkiefer	20?	—	22
tfernung des For. magn. von der Nasenwurzel	100	—	—
„ „ „ „ vom Alveolarrand . .	93	—	—
„ „ „ „ „ Nasenstachel . .	89?	—	—
„ „ „ „ „ Zahnrand . . .	96?	—	—
„ „ Ohrloches von der Nasenwurzel	104	101	100
„ „ „ vom Nasenstachel . .	103?	—	94
„ „ „ „ Alveolarrand . .	111	—	102
„ „ „ „ Zahnrand. . . .	112?	—	—

Gräberschädel aus Hinterpommern	Borkenhagen		Falkenburg
	I ♂	II	III ♀
Orbita, Höhe	29	—	35
„ , Breite	39	—	41
Gaumen, Länge	50	—	44
„ , Breite	38	—	34
Nase, Länge (Sutura nasofront. bis Spina)	54?	—	45
„ , Breite	27?	—	22
Foramen magnum, Länge	32	—	—
„ „ , Breite	25	—	—
Abstand der Warzenfortsätze, Spitze	—	—	93
„ „ „ , Basis (aussen)	117	—	130

II. Indices.

Längenbreitenindex	71,3	69,8	79,4
Längenhöhenindex	72,9	—	—
Ohrhöhenindex	60,9	57,3	65,1
Obergesichtsindex (bei Nr. I malar, bei Nr. III jugal)	78,8	—	50,0
Orbitalindex	74,4	—	85,4
Gaumenindex	76,0	—	77,3
Nasenindex	50,0?	—	48,9

Norma verticalis: In Folge der Zurückschiebung des linken Os parietale lie
auch das Tuber parietale weiter nach hinten und bekommt der ganze Schädel e
unsymmetrisches Ansehen, macht aber im Ganzen einen ziemlich langen Eindruc

Norma temporalis: Die Stirn ist hoch und gut gewölbt. Die Scheitelcur
steigt in gleichmässiger Wölbung an und erreicht weit hinter der Kronennaht, üb
dem linken Tuber parietale, ihre höchste Erhebung, von wo dieselbe allmählich
das Hinterhaupt übergeht.

Norma frontalis: Die Stirn ist breit und hoch, mässig starke Supraorbita
wülste. Die Glabella mässig vertieft, der obere Theil der Stirn voll gerund
die Tubera wenig vortretend.

Norma occipitalis: Die Protuberantia occipitalis ext. wenig vortreten
ebenso die Lineae semicircul.; erheblich vertieft sind die beiden unteren Muske
gruben.

Die Gelenkfläche für den Unterkiefer rechts ist geräumig, aber nur mässig tie

Ueber Alter und Geschlecht wage ich bei dem defecten Zustand des Schäde
keine bestimmte Meinung auszusprechen. —

Skeletgräber von Falkenburg (Kr. Dramburg).

In der Nähe des Schützenplatzes von Falkenburg, an einem sandigen Pla
fanden sich in diesem Jahre an von aussen nicht markirter Stelle 4 Skelette. Di
selben lagen ohne Steinsatz in blosser Erde. Als Beigaben hatten dieselben d
Reste von 4 Armbrustfibeln aus Bronze. Von diesen Skeletten wurde e
Schädel erhalten.

Der Schädel von Falkenburg ist klein, von graugelblicher Farbe, an der unge stark klebend. Die Pfeilnaht ist stark gezackt, an einzelnen Stellen leicht erwachsen. Die Kronennaht ist in ihrem oberen Theile nur wenig, in ihren seitlichen beren Theilen stark gezackt, die unteren Theile rechts und links sind vollständig erwachsen und nicht mehr zu erkennen, ebenso die Nähte zwischen den grossen eilbeinflügeln und dem Stirnbein. Stark gezackt und wenig verwachsen ist die ambdanaht. Der Schädel ist ziemlich schwer, mit derben Wandungen, und ziemlich ut erhalten; es fehlt nur das Wangenbein und der Jochfortsatz rechts und ein tück aus der Basis.

Norma temporalis: Die Stirn steigt sehr steil und gerade auf und biegt urz in die Scheitelwölbung um. Die Scheitelcurve ist ziemlich flach. Sie at ihre höchste Erhebung über den Tub. parietal., hierauf fällt das Hinterhaupt iemlich steil ab, während die Oberschuppe leicht kapselförmig vorgewölbt ist. Der Ansatz des Schläfenmuskels ist in seinen vorderen Theilen am Stirnbein, wo r eine scharfe Crista bildet, sehr ausgeprägt, weiter hinten mehr verwischt, aber och gewölbt, die Schläfenpartien ziemlich voll. Am Stirnfortsatz des Wangenbeins in Tuberculum marginale. Auf der rechten Seite des Schädels setzt sich der Joch-ortsatz des Schläfenbeins, entsprechend dem Ansatz des Temporalmuskels, in Form iner stark ausgeprägten Crista nach hinten und oben über Schläfenbein und s parietale etwa 50 *mm* weit fort.

Norma frontalis: Die Stirn ist niedrig, steil und sehr beit. Die Supra-rbitalwülste kaum angedeutet. Die Glabella ist voll; auf etwa 10 *mm* ein Rest der utura frontalis erhalten. Der obere Theil der Stirn gerundet, voll, die Tubera usgeprägt. Die Nasenbeine sind nicht tief inserirt, aber am Grunde stark ein-esattelt und nach vorn zu gewölbt. Die Apertura pyriform. schmal. Die Orbita t rund, hoch und mit dem äusseren Winkel etwas nach unten gezogen. Der untere rbitalrand stark nach aussen gewulstet. Der Proc. alveolaris am Oberkiefer iedrig. Das Wangenbein anliegend.

Norma verticalis: Von oben gesehen macht der Schädel einen kurzen und reiten Eindruck, besonders die Breite ist in die Augen fallend. Am rechten cheitelbein, in der Gegend des Emissarium parietale, sowie am Lambdawinkel nd oberflächliche Knochendefecte; ich will aber dahingestellt sein lassen, ob die-lben pathologischer Natur oder nur Folgen der Verwitterung sind.

Norma occipitalis: Von hinten macht der Schädel den Eindruck eines ben gut gewölbten Fünfecks mit ziemlich steilen Seitenwänden. Die Linea semi-rcularis sup. der Hinterhauptsschuppe ist gut entwickelt, ebenso die Protuberantia ccip. ext., weniger deutlich ist die Linea infer.; auch die beiden oberen Muskel-ruben sind mehr ausgeprägt.

Norma basilaris: Auch von unten gesehen, fällt der Schädel durch seine lative Kürze auf. Sehr stark entwickelt ist der Proc. styloides rechts. Die rube zwischen beiden Platten der Flügelfortsätze des Keilbeins ist nur mässig reit. Die äussere Platte ein wenig breiter, als die innere. Die Gelenkgruben für en Unterkiefer sehr seicht, schmal und in die Breite gezogen, vor denselben ein hr ausgeprägtes Tuberc. articul. Die vordere Wand des äusseren Gehörganges icht senkrecht, sondern mehr nach hinten gezogen. Der Kiefer ist klein, schön erundet, leicht parabolisch und nicht sehr tief. Die Weisheitszähne waren vor-anden, sind aber nachträglich ausgefallen. Die übrigen Zähne (11), die noch orhanden sind, sind klein und erheblich abgeschliffen.

Der Schädel gehörte wohl einem Weibe in den mittleren Lebensjahren an.

Stellt man die Schädel von Borkenhagen mit dem von Falkenburg zusamme so ergiebt sich, obwohl alle drei Schädel derselben Zeit und vermuthlich au demselben Volke angehört haben werden, eine erhebliche Differenz. Während d Borkenhagener Schädel durch ihre Länge und Schmalheit und ihre niedrige Oh höhe eine gewisse Zusammengehörigkeit erkennen lassen, weicht der von Falke burg durch seine Kürze und Breite und durch seine Höhe ab. Die Aehnlichke der Borkenhagener Schädel mit denen aus den Reihengräbern von Alsheim (Ver vom 15. Dec. 1877) scheint mir in die Augen fallend.

Worauf die Abweichung des Falkenburger Schädels zurückzuführen ist, in besondere, ob man es bei demselben doch am Ende mit einem anderen Stamm zu thun hat, oder ob hier nur eine geschlechtliche Differenz vorliegt, oder o endlich der Mangel des Längenwachsthums durch die starke Verknöcherung de Seitentheile der Kronennaht bedingt ist, vermag ich nicht zu entscheiden.

Gräber, wie die eben geschilderten, sind in Pommern zwar nicht gerad häufig, kommen aber doch öfter vor. Die wichtigsten und schon constatirten sin folgende:

Skeletgräber von Lustebuhr (Kr. Colberg) mit blauen Glas-, Mosaik- (di eine mit Menschengesicht) und Bernsteinperlen. I. Jahresbericht der Gesellsch. pomm. Geschichte, S. 28. Katalog der prähistor. Ausstellung, S. 326.

Skeletgrab von Stuchow (Kr. Cammin) mit Bronzegefäss, Bernsteinperle silberner Fibel, silbernen Ringen-Nadeln und Glasresten. XIV. Jahresbericht, Bal Stud. 7, S. 271—76.

Skeletgrab von Unsow (Rügen): silberne Fibel, Hängeschmuck, 2 Gewand häkchen von Gold, Schnalle. XXVI. Jahresbericht, Balt. Stud. 15, S. 55—65. Katalo der prähistor. Ausstellung, S. 336.

Skeletgräber von Polchlep (Kr. Schivelbein): grünes, geripptes Glasgefäss Eibenholzkiste mit Bronzebeschlag, Achterbreloks von Bernstein, silberne vergoldet Fibel und Kämme. Balt. Stud. 27, S. 11 und 28, S. 136.

Skeletgräber von Dranzig bei Falkenburg mit Knopfsporen aus Bronze, Arm brustfibeln aus Silber, goldenen Bommeln. Balt. Stud. 32, S. 110. Monatsblätter de Gesellsch. f. pomm. Geschichte, 1889, S. 133.

Skeletgrab von Polzin (Kr. Belgard): Armbrustfibel mit Nadelscheide, Glas perlen (rosa), Achterbreloks aus Bernstein. (Phot. Album, Sect. III, Taf. 19).

Skeletgräber von Carow (Kr. Regenwalde): Bronzefibel mit oberer Sehne un erweitertem Kopf und Eisenschnalle.

Skeletgrab von Zirzlaff (Kr. Usedom-Wollin) mit Fibeln, Casserolle au Bronze, Nadeln und Hängeschmuck (Verh. 19. Nov. 1892).

Skeletgrab von Zarzig (Kr. Saazig): Armbrustfibel aus Bronze.

Skeletgrab von Lettnin (Kr. Pyritz): Bernsteinperlen, darunter Achterbreloks Glasperlen, Emailperlen, Ringe und sonstige Bronzereste. (Walter, Prähistor Funde in Pommern. Gymnasialprogr. 1889, S. 18.)

Skeletgrab von Redel (Kr. Belgard): Knochenkamm, blaue, rothe und weiss Glasperlen, Emailperlen, Armbrustfibeln aus Bronze, Silberfibel, Achterbreloks au Bernstein.

Es fragt sich nun, welcher Nationalität sind diese Gräber zuzutheilen?

Dass während der letzten Jahrhunderte vor und der ersten nach Christo unser baltische Küste von germanischen Stämmen bewohnt war, ist auf Grund de Berichte der klassischen Schriftsteller allgemein angenommen. Tacitus be richtet ausserdem, dass die Germanen Leichenbrand geübt hätten, und in der Tha findet man auch in den jener Zeit angehörenden Gräbern vorwiegend Leichenbrand.

Als man daher auf diese Skeletgräber aufmerksam wurde, die zuweilen sehr reiche Ausstattung mit Gegenständen römischer Provenienz enthielten, glaubte man in denselben Leute anderer Nationalität finden zu sollen. Lisch war der Meinung, dass dies römische Händler gewesen seien, die des Bernsteinhandels halber nach dem deutschen Norden gekommen seien, und von vielen Anderen wurde diese Meinung wiederholt. Diese Händlerhypothese lässt sich aber nicht aufrecht erhalten. Zunächst sind diese Gräber zu häufig und werden immer häufiger, je mehr wir auf diese, ja oft recht unscheinbaren Gräber zu achten beginnen. Sodann macht die Ausstattung der Gräber gar keinen händlermässigen Eindruck, sondern imponirt vielmehr als der Schmuck und Hausrath vermögender Leute. Einzelne Gräber sind zudem ersichtlich Frauengräber, wie das von Zirzlaff, und da müsste man sich sogar zu der Annahme weiblicher Händler verstehen.

Endlich liegen aber öfter sogar ganze Gruppen derartiger Gräber zusammen. So fand sich bei Polchlep, Carow und Falkenburg eine ganze Anzahl derartiger Skelette, bei Dranzig sogar drei grössere Gruppen derartiger Gräber, auch jüngst bei Borkenhagen ist von sieben Skeletten die Rede. Da müsste man schon annehmen, dass diese Händler zuweilen in ganzen Trupps beerdigt worden seien. Betrachtet man den Inhalt der alten Gräber der Eisenzeit genauer, so sieht man vielmehr, dass in der That bis zum Beginn unserer Zeitrechnung ausschliesslich Leichenbrand herrschte, denn die ältesten Provinzialfibeln, die mit oberer Sehne, Sehnenhaken und breitem, plattem Bügel, sind bisher nur im Leichenbrand beobachtet (Persanzig, Butzke, Schwedt, Bergholz). Im ersten Jahrhundert nach Christo tritt zuerst sparsam die Bestattung auf (Zirzlaff, Carow). In den späteren Jahrhunderten wird dieselbe immer häufiger, denn die meisten Fibeln aus Skeletgräbern sind Armbrustfibeln und sonstige jüngere Formen, die bis ins III. Jahrhundert nach Christo reichen. Während der sogenannten Völkerwanderungszeit wurde die Bestattung noch häufiger, um am Ende derselben in den Reihengräbern geradezu die Regel zu werden.

Es scheint, dass anfangs hauptsächlich vornehmere und reichere Leute die neue Bestattungsart ausgeübt haben, während das gewöhnliche Volk in conservativer Weise der Sitte der Väter, der Verbrennung, treu blieb. Dass diese neue Sitte der Leichenbestattung in der That auf die Berührung mit Rom zurückzuführen sei, ist recht einleuchtend. Es ist ja bekannt, dass schon zur Augusteischen Zeit germanische Edelinge nach Rom kamen (Monumentum Ancyranum). Unter den späteren Kaisern waren germanische Leibwachen und germanische Soldtruppen gang und gäbe. Dass diese germanischen Soldaten neben römischen Luxusgegenständen auch römische Sitten in ihre nordische Heimath mitgebracht haben, scheint mir unzweifelhaft.

Auch in unserer Nachbarschaft, in Westpreussen und Meklenburg, liegen die Verhältnisse ganz analog. Ich bin daher der Meinung, dass man in diesen Skeletgräbern den Beginn der später allgemein gewordenen Reihengräber zu sehen hat, und dass letztere keineswegs so plötzlich auftreten, sondern schon früh ihre ersten Anfänge erkennen lassen. Ich nehme daher auch an, dass diese Skeletgräber nicht die Reste römischer Händler, sondern ächter Germanen enthalten. —

(24) Hr. Bastian theilt mit, dass auch in diesem Jahre wiederum in der Weihnachtszeit ein Cyclus von Vorträgen über ethnologische Themata in der Aula des Museums für Völkerkunde abgehalten werden wird, zu welchen den Mitgliedern der Gesellschaft im Bureau des Museums Karten verabfolgt werden.

Er erinnert dabei an die ereignissreiche Reise des Capt. Jacobsen in Indonesien, auf welcher derselbe in einer einheimischen Barke die entlegensten Inselgruppen besuchte und von welcher er reiche Sammlungen heimbrachte. Diese Ergebnisse gehören zu denjenigen des ethnologischen Comités, durch welches die Expedition ausgerüstet wurde.

„Durch unseren Hrn. Vorsitzenden ist bereits in voriger Sitzung Mittheilung gemacht über den schweren Verlust, der dieses Comité betroffen hat. Eines weiteren Nekrologs für den Dahingeschiedenen bedarf es nicht. Von ihm, von seinem Namen, von dem des Comités redet die Erde, nicht in Worten nur, sondern in thatsächlich greifbaren Sammlungen, die vor Jedes Auge stehen, in den Räumen dieses Museums, aus America's Norden und Süden, aus Mikronesien, aus indonesischer Inselwelt, aus Sibirien und aus noch anderen Theilen der Erde.

„Wenn mit verhältnissmässig bescheidenen Mitteln, die manchem geringfügig erscheinen könnten, so Bedeutungsvolles geleistet wurde, so lag das Geheimniss des Erfolges hier, wie immer, im richtigen Eingreifen zur richtigen Zeit. Damals, als in einer kritischen Durchgangs-Periode der Ethnologie in kalter Gleichgültigkeit zugeschaut wurde, wie die wichtigsten Documente der Menschheitsgeschichte vor unseren Augen zu Grunde gingen, hat das Comité den Zeitanforderungen sein Gehör zugewandt, und die entsprechenden Resultate sind nicht ausgeblieben." —

(25) Hr. Rud. Virchow berichtet über

einen deformirten Monumentkopf und zwei einfache Schädel von Mallicollo, Neu-Hebriden.

In der Sitzung vom 28. October (Verh., S. 367) wurde ein von Hrn. Bässler mitgebrachter Kopf von Mallicollo angemeldet, der seinem Berichte nach einem Häuptling angehört hat. Er war mir von um so grösserem Interesse, als inzwischen noch zwei Schädel angelangt sind, welche die Gesellschaft in Sydney von einem als zuverlässig bezeichneten Manne angekauft hat und welche gleichfalls von Mallicollo stammen sollen. Ich werde sie hier mitbesprechen.

Meine erste Mittheilung über einen deformirten Schädel von Mallicollo in der Sitzung vom 16. Februar 1884 (Verhandl., S. 154) brachte im Wesentlichen alles, über solche Schädel bis dahin bekannte Material. Seitdem habe ich die Literatur in meinen Crania ethnica Americana S. 20 zusammengestellt und nochmals bestätigt, dass diese Schädelform ganz der altperuanischen Aymara-Form entspricht.

Die sonderbare Erscheinung, dass die Sitte der Deformation sich nur an einer einzigen Bucht und nicht allgemein auf Mallicollo findet, wird durch die zwei neuen Schädel, wenngleich deren Fundort nicht genau festgestellt ist, bestätigt. Beide sind ohne Zeichen einer künstlichen Deformation, dagegen sonst in vielen Stücken übereinstimmend. Zunächst möge jedoch von dem Monumentkopfe gesprochen werden, dem ersten dieser Art, der zu uns gelangt. Bis dahin war die Hauptquelle für die Kenntniss solcher Köpfe in London, wohin 5 solcher Köpfe gelangt waren. Hr. Flower (The Journal of the Anthrop. Institute of Great Britain and Ireland 1882, Vol. XI, Pl. VI) hat von den beiden, am besten erhaltenen Stücken Abbildungen geliefert. Im Museum Godeffroy befand sich nur ein einziger Kopf der Art (Schmeltz und Krause, Die ethn.-anthropol. Abtheilung des Museums Godeffroy. Hamburg 1881, S. 121).

Der vorliegende Kopf giebt in den Hauptzügen die ursprüngliche Form wahrscheinlich recht gut wieder, obwohl die Weichtheile vor der Herstellung völlig verwest sein mussten. Man sieht aber auf den ersten Blick, dass die vollständige Erhaltung der

knöchernen Unterlagen eine genügende Stütze für die Nachbildung der Hauptverhältnisse geliefert hat. Der knöcherne Kopf als solcher, einschliesslich des Gesichts, ist ganz erhalten. Seine Trennung ist — und zwar allem Anschein nach durch die Verwesung — so erfolgt, dass die Wirbelsäule nebst Atlas vollständig abgelöst ist. Jedoch sind die Gelenkflächen der Proc. condyloides und deren Nachbarschaft stark geschwärzt, so dass es aussieht, als hätten sie auf glühenden Kohlen (etwa zum Trocknen des Schädelüberzuges) gelegen. Man sieht sofort, dass der Schädel während des Lebens in die schon von früher her bekannte Zuckerhutform gebracht, insbesondere Stirn und Vorderkopf stark gedrückt und abgeschrägt (reclinirt) waren. Es ist aber auch leicht ersichtlich, dass die Deformation in der natürlichen Stellung des Kopfes bei Weitem weniger hervortritt, als wenn man in der sonst iblichen Weise den Schädel auf Unterkiefer und Hinterhaupt horizontal niederegen würde.

1/3

Das Gesicht ist in seiner ganzen Ausdehnung bis zum Haarrande mit einer esten Borke, die am Unterkiefer eine Dicke bis zu 3 *mm* erreicht, überzogen. hre äussere Oberfläche ist etwas rauh, hart und im Ganzen grauroth, an einzelnen Stellen, namentlich an der Stirn, mit einem hellrothen Ueberzuge versehen, der ich bei der chemischen Untersuchung (Prof. Salkowski) als Mennige[1]) erwies. Darunter liegt eine schwammige, mehr grau-, stellenweise röthlichgrau-braune Masse, lie aus einem Filz verworrener, scheinbar vegetabilischer Fasern zusammengesetzt st. Aus diesem Filz stehen an vielen Orten kurze Fortsätze heraus, die fast den Eindruck von Haaren machen.

Die Orbitalwülste treten stark vor. An der Stelle der Augen liegen kleine, ber sehr tiefe, trichterförmige Gruben von fast genau kreisförmigem Eingang. Die Nase ist lang und schmal, ihr Rücken gerade, die Spitze fein, die Flügel anliegend, lie Form europäisch. Sie hat eine Höhe von 69, eine Länge von 63, eine Breite on 98 und eine Elevation der Spitze von 32 *mm*, also einen Index von 70,4. Man vird sie also wohl als mesorrhin schätzen dürfen.

Die Jochbögen treten stark vor: die Distanz ihrer grössten Ausbiegungen von inander beträgt 145 *mm*. Da die Gesichtshöhe A (Nasenwurzel bis Kinn) 142 *mm*

1) Die meisten Angaben über rothe Farbstoffe an Schädeln u. s. w. aus der Südsee ehen auf Eisenpräparate hinaus. Die auffallend helle Farbe unseres Kopfes veranlasste nich, eine chemische Analyse zu erbitten; dieselbe ergab ein Gemisch von Bleioxyd und Bleisesquioxyd.

misst, so ergiebt das einen Gesichtsindex von 97,9. Die Kieferwinkeldistanz ist 91 *mm*, woraus sich neben der Leptoprosopie zugleich die grosse Schmalheit des Gesichts erkennen lässt. Der Mund ist leicht geöffnet, so dass man die stark abgenutzten, theils horizontal, theils etwas schief begrenzten Zähne sehen kann. Im Ober- und Unterkiefer ist je ein Schneidezahn (nachträglich) ausgefallen. Auf der rechten Seite des Unterkiefers sind die 3 Zähne (lateraler Incisivus, Caninus und Praemol. I) gegen und zum Theil hinter einander verschoben. Obere Schneidezähne und untere Molares III sehr gross. Die Länge des Mundes beträgt etwa 5 *cm*, die Lippen sind dünn und wenig vortretend. Das Kinn breit und etwas vorstehend.

Das Schädeldach ist bedeckt mit einer Art von Mütze oder Kappe, welche den Knochen dicht anliegt, aber sich ganz abstreifen lässt. Sie besteht aus einem losen Geflecht von ziemlich starken Pflanzenfasern, sehr ähnlich der Faserhülle einer Cocusnuss[1]), von welchem nur die härteren Rippen erhalten sind, so dass ein maschiges Aussehen entsteht. Stellenweise sind kleinere oder grössere Haarballen darauf gesetzt. Nach aussen liegen breitere Bänder oder Blätter von schwärzlicher Farbe, welche an getrockneten Tang erinnern; sie sind offenbar zur besseren Befestigung der Kappe, theils in Circulär-, theils in Schrägtouren angelegt worden.

Das Haar ist schwarz und spiralgelockt, jedoch in etwas weiteren Windungen, als wir sie bei afrikanischen Negern zu sehen gewohnt sind.

Nimmt man die Kappe ab, so übersieht man die vordere Oberfläche des Thurmkopfes. Er misst in der grössten Länge 199, in der grössten Breite 129, in der geraden Höhe 137 *mm*. Formell würde das einen ultradolichocephalen und einen chamaecephalen Index bedeuten (L.-Br.-I. 64,8, L.-H.-I. 69,3); für die Bestimmung des Typus kann das nicht in Betracht kommen. Hier ist vorzugsweise die grosse Schmalheit von Bedeutung. Letzterer entspricht die Höhe der oberen Schläfenlinien, welche sehr stark ausgebildet sind und sich hinter der Kranznaht bis auf 75 *mm* einander nähern. Die Nähte offen, die Emissarien fast ganz geschlossen. Die Schläfengegenden sind durch fest anklebende Hüllschichten ganz unzugänglich gemacht.

Vergleichen wir damit die beiden Schädel:

Nr. 1, einem jugendlichen, wahrscheinlich männlichen Individuum angehörig, hat auf der ganzen rechten Seite eine schmutzig rothbraune Färbung, anscheinend eine blosse Imbibitionserscheinung. Er hat eine Capacität von 1436 *ccm* und eine orthodolichocephale Form (L.-Br.-I. 71,4, L.-H.-I. 74,6, O.-H.-I. 65,9). Die Hinterhauptslänge beträgt 31,8 pCt. der Kopflänge, ist also recht beträchtlich. Von Deformation keine Spur. Dagegen findet sich jederseits ein Proc. frontalis sq. temp. incompletus: rechts etwas schwächer, in eine Spitze endigend, bei einer Länge der Sut. spheno-pariet. von nur 2 *mm*; links etwas breiter, an seinem vorderen Ende 4 *mm* breit, bei einer Nahtlänge von gleichfalls 4 *mm*. Das linke Emissarium parietale gross, das rechte kaum erkennbar. Nähte sonst normal. Stirn mehr gedrückt, Tub. pariet. breit entwickelt.

Gesichtsindex chamaeprosop (Ind. 80,6). Orbitae gross, hoch, Index mesokonch (85). Nase niedrig, schmal, am Rücken eingebogen, Apertur weit, mesorrhin (50). Kiefer stark prognath. Fossae caninae äusserst tief. Gaumen leptostaphylin (62,5), sehr tief. Unterkiefer zart.

Nr. 2, ein offenbar weiblicher Schädel von geringer Capacität (1230 *ccm*) und zartem Knochenbau, hypsidolichocephal (L.-Br.-I. 72,1, L.-H.-I. 75,5, O.-H.-I.

1) Nach Eckardt wird die Fasermasse aus einer Schlingpflanze bereitet (Museum Godeffroy a. a. O. S. 121).

60,4). Die Hinterhauptslänge viel geringer, als bei Nr. 1, nur 27,5 pCt. der Gesammtlänge betragend. Kein Proc. frontalis, dagegen Stenokrotaphie: die Ala tempor. gross, aber die Sut. spheno-par. rechts nur 7, links 9 *mm* lang. Der Schläfentheil des Stirnbeins vorgewölbt. Sonstige Nähte normal, trotzdem kein Emiss. pariet. Stirn gerundet.

Gesichtsindex etwas grösser, trotzdem chamaeprosop (86,3). Nase länglich, oben schmal, Rücken etwas eingebogen, schwache Pränasalfurchen; gleichfalls mesorrhin (Ind. 50). Orbita gross, tief, hoch, gerundet, mesokonch (85). Gaumen tief, leptostaphylin (58,4). Starke Prognathie. Tiefe Fossae can. Zähne gross, besonders die oberen Schneidezähne. Unterkiefer klein, Backzähne mit horizontalen Riefen. Kinn zurücktretend.

Die Maasstabelle am Schlusse. —

Die individuellen Verschiedenheiten sind also fast ausschliesslich auf den eigentlichen Schädeltheil beschränkt. Was das Gesicht betrifft, so will ich zunächst aus den Maassen des früheren Schädels (Verhandl. 1884, S. 155) die Vergleichsindices anführen:

Gesichtsindex	85,2,	chamaeprosop,
Orbitalindex	97,2,	hypsikonch,
Nasenindex	47,7,	mesorrhin,
Gaumenindex	70,0,	leptostaphylin.

Die einzige Differenz gegenüber den neuen Schädeln betrifft den Orbitalindex, der bei dem älteren Schädel erheblich höher ist. Ganz besonders wichtig ist die Uebereinstimmung der Nasenindices, die durchweg, selbst an dem Monument-Schädel, mesorrhin sind.

Was den Schädeltheil anbetrifft, so zeigt der weibliche Schädel Nr. 2 den von Barnard Davis als hypsistenocephal bezeichneten polynesischen Typus. Ihm kommt der männliche Schädel Nr. 1 ganz nahe, da sein Höhenindex 74,6 beträgt. Die Angaben des Hrn. R. Krause (Museum Godeffroy a. a. O. S. 616), welche 16 Schädel von Mallicollo betreffen, entsprechen dem: diese Schädel sind sämmtlich dolichocephal oder geradezu hypsistenocephal. Die deformirten Schädel lassen sich, namentlich in Betreff der geraden Höhe, nicht füglich in Parallele stellen; immerhin hat der frühere Schädel einen hyperdolichocephalen Index (68,8), der neue Schädel des Monumentkopfes einen ultradolichocephalen (64,8). — Grösser ist die individuelle Variation in Bezug auf die Schläfengegend. Schon früher hatte ich berechnet, dass von den Mallicollo-Schädeln 51,5 pCt. mit dem Stirnfortsatz der Schläfenschuppe behaftet waren. Dazu kommt jetzt der männliche Schädel Nr. 1, während sich bei dem weiblichen Nr. 2 einfache Stenokrotaphie findet. Jedenfalls ist diese Gegend des Schädels bei allen abweichend. —

Schliesslich will ich noch ausdrücklich hervorheben, dass, wie schon Hr. Flower bemerkt hat und wie durch das ausdrückliche Zeugniss seines Gewährsmannes, des Mr. Boyd, bezeugt ist, der Eindruck, als seien die Mallicollo-Köpfe Mumien, ein trügerischer ist. Von Haut und Weichtheilen ist an ihnen nichts vorhanden; sie sind eben durch natürliche Verwesung zerstört und ihre nachherige Wiederherstellung ist ganz und gar künstlich. Diese Wiederherstellung ist ein glänzendes Zeugniss für die Kunstfertigkeit der Eingebornen, denen übrigens schon durch Cook und die Forster's ungewöhnlich gute Geistesfähigkeiten nachgerühmt wurden. Hr. Rüdinger (Abhandl. d. k. bayr. Akad. d. Wiss. II. Cl., Bd. XVI), der die seltene Gelegenheit hatte, ein Gehirn von Mallicollo zu untersuchen, hat daran wohl einzelne Abweichungen gefunden, aber er konnte anamnestisch keine besonderen Functionsstörungen ermitteln. Wie sich durch die Angaben der späteren

Reisenden herausgestellt hat, werden nur Häuptlinge und Krieger in dieser Art ausgezeichnet; man errichtet in dem Bure oder Tempel besondere Gestelle aus Holz und Thon, um den Körper darzustellen, und fügt darauf den nachgebildeten Kopf. Der von Hrn. Flower eingeführte Name der Monumentköpfe (monumental heads) ist daher ganz passend. Was die Aehnlichkeit der Nachbildungen mit den ursprünglichen Köpfen betrifft, so behalte ich mir vor, darüber, im Anschluss an ein Paar Mallicollo-Köpfe in Spiritus, ein anderes Mal zu berichten. — Das gemeine Volk wird in einfachen Gräbern bestattet. Aus solchen dürften auch wohl die beiden Schädel, welche ich eben beschrieben habe, entnommen sein.

Maasstabelle.

Schädel von Mallicollo	Nr. 1 jung ♂	Nr. 2 ♀
I. Absolute Maasse.		
Capacität	1436 *ccm*	1230 *ccm*
Horizontal-Umfang	500 *mm*	479 *mm*
Sagittal-Umfang, Stirnbein	131	122
„ „ , Mittelhaupt	130	131
„ „ , Hinterhaupt	115	101
„ „ , ganzer	376	354
Grösste horizontale Länge	185	172
„ Breite	132 t	124 t
Gerade Höhe	138	130
Ohrhöhe	122	104
Gerade Hinterhauptslänge	59	51
Stirnbreite	94	92
Temporalbreite	98	99
Gesichtshöhe A	104	101
„ B	63 (Zahnrand 73)	61 (Zahnrand 73)
Gesichtsbreite a	129	117
„ b	88	87
„ c	87	87
Orbita, Höhe	34	34
„ , Breite	40	40
Nase, Höhe	50	48
„ , Breite	25	23
Gaumen, Länge	56	56
„ , Breite	35	38
II. Berechnete Indices.		
Längenbreitenindex	71,4	72,1
Längenhöhenindex	74,6	75,5
Ohrhöhenindex	65,9	60,4
Hinterhauptsindex	31,8	27,5
Gesichtsindex	80,6	86,3
Orbitalindex	85,0	85,0
Nasenindex	50,0	47,9
Gaumenindex	62,5	58,4

(26) Hr. Rud. Virchow zeigt einen, von Hrn. Premier-Lieutenant Märcker ihm zugestellten

Gräberfund aus Paphlagonien.

Unter dem 5. December erhielt ich von dem, vor nicht langer Zeit aus Klein-Asien zurückgekehrten Premier-Lieutenant Hrn. Märcker einen menschlichen Schädel, in welchem ein thierischer steckte, eine menschliche Tibia, mehrere Stücke von Bleiguss und eine topographische Skizze des Fundortes, der in Paphlagonien nicht weit vom Flusse Halys gelegen ist. Der Begleitbrief enthielt folgende genauere Angaben:

„Am 24. August d. J. wurde mir in Duragan (Paschalik Sinope, Kaimakamlik Bojabad, 5 Stunden östlich von Bojabad gelegen) die Mittheilung gemacht, dass Tags zuvor in einem Dorfe Tschaiagsö, 1½ Stunden von Duragan, bei Beerdigung eines Bauern „antica“ gefunden seien. Ich begab mich Nachmittags dorthin und fand Folgendes vor:

„Das Dorf Tschaiagsö liegt am gleichnamigen Bache, 1½ Stunden nordöstlich von Duragan. Dicht nördlich des Dorfes erhebt sich ein tumulusähnlicher Hügel, von den Bauern „Giaurtepe“ (d. h. Christenhügel) genannt. Hier sollen mehrfach thönerne Vasen, Thonscherben und „Inschriftensteine“ gefunden sein. Doch war im Dorfe von solchen Sachen nichts mehr aufzutreiben und eine möglichst sorgfältige Absuchung des Hügels ergab keine Resultate.

„450 *m* südlich vom Dorfe liegt ein sandiger, schwach mit Gestrüpp bestandener, von Norden nach Süden sich ausdehnender Hügel von etwa 20 *m* Höhe. Auf diesem Hügel waren Tags zuvor 2 Gewölbe aufgedeckt. In denselben hatten sich menschliche Gebeine vorgefunden, die aber von den Bauern völlig zerschlagen waren.

„Ich liess an einer dritten, hohlklingenden Stelle graben und fand, 20—25 *cm* unter dem gewachsenen Boden, die Decke eines Gewölbes. Die verwendeten Quadern waren 20 *cm* dick und einige 1,40 *m* × 0,68 *m*, andere 1,06 *m* × 1,00 *m* gross. Ein Deckquader hatte eine Länge von 2 *m*. Bis Sonnenuntergang hatte ich festgestellt, dass 3 Gewölbe von 2,17—2,21 *m* Länge und 1,70 *m* Tiefe mit den schmalen Seiten an einander gebaut waren. Jedes Gewölbe hatte eine Oeffnung nach aussen; unter einander waren die Räume nicht verbunden. Die Oeffnung begann 23 *cm* über dem Fussboden des Gewölbes, war 0,59 *m* breit und 0,40 *m* hoch. Der Fussboden der Gewölbe war nicht mit Quadern belegt oder sonstwie befestigt.

„Die Quadern waren untereinander durch eiserne Klammern verbunden und die zwischen dem Stein und dem Eisen entstandenen Fugen mit Blei ausgefüllt. Einige solcher Bleistücke lege ich bei.

„In jedem Gewölbe fand ich einige Skelette. Im ersten Gewölbe traf ich 9 Schädel, aber nur einen Unterkiefer, im zweiten Gewölbe 8 Schädel und keinen Unterkiefer.

„Da fast sämmtliche Schädel völlig zerstört waren, eine erhebliche Vergrösserung meines Gepäcks auch nicht angängig war (mehr als ein Packpferd konnte ich mir bei der auf eigene Kosten unternommenen Reise nicht leisten), so musste ich mich auf die Mitnahme eines Schädels beschränken. Ich nahm ferner noch einen gut erhaltenen grösseren Knochen mit. Als ich an Ort und Stelle den Schädel von der anhaftenden Erde etwas reinigte, fand ich zu meinem Erstaunen in demselben den beiliegenden kleinen Schädel.

„Zu bemerken bleibt noch, dass auf dem Hügel vor einem Jahre ein Goldstück

gefunden ist, welches die Bauern als ein „griechisches“ bezeichneten. Dasselbe war an einen Händler verkauft worden.

„In der näheren Umgebung von Duragan habe ich ferner noch gefunden zwei Felsengräber der Art, welche Herr Professor Hirschfeld als „paphlagonische Königsgräber“ bezeichnet, ferner drei Stunden südwestlich von Duragan ein Thal, in welchem Gewölbe von Ziegelsteinen, eine Wasserleitung, eine Befestigung aus Cyklopenmauern und sechs gut gearbeitete und mit Steinbänken, sowie Giebelverzierung versehene Felshöhlen einen alten Städteplatz anzuzeigen scheinen. Ich erwähne dies, um die Oertlichkeit möglichst genau zu charakterisiren.“

Hr. Virchow: Zunächst bestätige ich, dass die ziemlich grossen Metallstücke, welche sich als Blei erwiesen, die Form von Platten haben, welche vollkommen der Mittheilung entsprechen, dass sie als Ausfüllung von Fugen grösserer Steine gedient haben. Ihre vielfach gewundene und unterbrochene Gestalt lässt erkennen, dass das Blei in flüssigem Zustande eingegossen worden ist. Eine ähnliche Verwendung von Blei ist mir nicht bekannt, am wenigsten aus dem Alterthum; ich würde daher geneigt sein, daraus eher auf ein jüngeres Datum des Baues, etwa aus der byzantinischen Zeit, zu schliessen, indess gebe ich die Entscheidung gern mehr berufenen Händen anheim.

Der kleinere Thierschädel hat sich nach einer gütigen Bestimmung des Hrn. Prof. Schütz als der eines jungen Dachses herausgestellt. Da von demselben nur der Schädel im engeren Sinne des Wortes erhalten ist, alle Gesichtsknochen aber fehlen, so würde, falls derselbe in diesem defekten Zustande schon bei der Eröffnung des Grabes vorhanden war, sicher gefolgert werden müssen, dass er schon verletzt in den menschlichen Schädel hineingekommen ist. Dies wäre aber wieder nur denkbar, wenn das Grab schon früher geöffnet worden wäre.

Dafür sprechen mehrere andere Umstände. Zunächst der Mangel aller sonstigen Beigaben, der sich am leichtesten erklären lässt, wenn man annimmt, dass Leichenräuber in das Gewölbe eingedrungen waren. Sodann das Verhalten des menschlichen Schädels selbst, welcher seinerseits stark verletzt ist, indem der vordere Theil der Basis cranii zerbrochen ist und grossentheils fehlt. Von dem Keilbein sind nur die oberen Enden der Alae magnae (temporales) erhalten und in natürlicher Lage; das Siebbein fehlt ganz, die Orbitalplatten sind abgebrochen und nur in ihren vorderen Abschnitten vorhanden. Die Apophysis basilaris ist quer durchgebrochen und die Gelenkfortsätze des Hinterhauptsbeins sind an ihren Gelenkflächen defekt. Gesicht und Unterkiefer fehlen gänzlich.

Auf diese Weise ist eine grosse Lücke in der Basis entstanden, durch welche ohne Schwierigkeit der gleichfalls defekte Dachsschädel hineingesteckt werden oder auch ohne Absicht hineinfallen konnte. Der Gedanke, dass der Dachs lebend in den Schädel hineingekrochen sei, muss ganz ausgeschlossen werden, dagegen ist es wohl möglich, dass derselbe einen Weg in das Gewölbe gefunden hat und darin umgekommen ist. So auffällig der Befund auch erscheinen mag, so wird er sich doch auf natürliche Weise erklären.

Was den menschlichen Schädel angeht, so hat derselbe offenbar einem kräftigen Manne angehört. Die gelblich weissen Knochen sind stark und derb; den grossen Stirnwülsten entsprechen weite Stirnhöhlen; die Warzenfortsätze sind sogar ungewöhnlich kräftig. Die Stirn ist etwas schräg gestellt, die Scheitelcurve lang und sehr gestreckt. Die Nähte offen: der mittlere und hintere Theil der Sagittalis langzackig, auch die oberen Abschnitte der Lambdanaht dicht, jedoch feiner gezackt (Fig. 1, Norma temporalis; Fig. 3, Norma verticalis).

Bei der Betrachtung fällt sofort ein höchst ungewöhnlicher Zustand der Hinterhauptsschuppe auf. An derselben tritt eine umgrenzte, einem abgerundeten Kegel entsprechende, an der Spitze mit einem unregelmässigen Loche versehene Auftreibung des Knochens hervor (Fig. 2), welche vorzugsweise der linken Hälfte der

Figur 1. 1/4

Figur 2. 1/4

Schuppe angehört, sich aber etwas über die Mittellinie nach rechts erstreckt. Dieser Vorsprung hat beiläufig einen Querdurchmesser von 49, einen Höhendurchmesser von 52 *mm*. Er verstreicht allmählich nach links gegen den unteren Theil des linken Lambdaschenkels, lässt die Spitze der Oberschuppe frei und reicht nach unten bis nahe an die sehr starke Linea semicirc. superior. Das allem Anschein nach eingebrochene Loch hat Durchmesser von 14 auf 16 *mm*.

Durch das Loch sieht man in eine grosse, platte Höhle von etwa 18 *mm* Tiefe. Ihre innere Oberfläche ist sehr unregelmässig, durch hügelige Knochenvorsprünge und Ausbuchtungen, kleinere und grössere, unterbrochen. Sie reicht bis an die innere Wand des Schädels, die sog. Tabula vitrea, welche gleichfalls ein unregelmässiges, wenngleich viel kleineres, gebrochenes Loch zeigt. Dagegen ist die entsprechende Hinterhauptsgrube in keiner Weise ausgeweitet oder, abgesehen von dem Loche, irgendwie verändert.

Figur 3. 1/4

Unverkennbar handelt es sich hier um eine pathologische, während des Lebens entstandene Auftreibung. Wollte man nur nach dem Befunde an dem nackten Schädel urtheilen, so würde man sich vielleicht dabei beruhigen können, sie eine Knochencyste zu nennen. Indess die eigentlichen Knochencysten, die übrigens am Schädeldach fast ganz unbekannt sind, pflegen nicht so unregelmässige Wandungen zu haben. Gelegentlich kommen Blasenwürmer in den Schädelknochen vor und namentlich Knochen-Echinokocken erzeugen zuweilen recht unregelmässige Aushöhlungen, aber ich wüsste nicht, dass jemals ein so grosser Blasenwurm in einem platten Schädelknochen gesehen worden ist. Bei der äusserlichen Betrachtung könnte man an eine Exencephalie oder an eine Hydrocele cerebralis denken, aber eine solche erfordert eine regelmässige Innenöffnung und eine ursprüngliche Verbindung mit dem Hirn, die hier sicherlich nicht bestanden hat. So bleibt denn kaum eine andere Annahme übrig, als dass eine andere Geschwulst, etwa ein Sarkom, in der Diploë der Squama occipitalis vorhanden war, welche jedoch, wie alle anderen Weichtheile, durch die Verwesung zerstört ist und eine blosse Höhle zurückgelassen hat.

In jedem Falle sind die Löcher, sowohl das äussere, als das innere, durc
äussere Gewalteinwirkung eingebrochen, und auch das weist auf die unsanfte Be
handlung durch Leichenräuber hin.

Die Lage der Auftreibung macht eine genaue Maassbestimmung der eigent
lichen Schädellänge unmöglich. Trotzdem setze ich die wirklichen Maasse her:

Grösste Länge	202 *mm*	Sagittalumfang, ganzer	397 *mm*
„ Breite	136 „	Minimale Stirnbreite	97 „
Gerade Höhe	146 „	Temporal-Durchmesser	111 „
Ohrhöhe	115 „	Parietal-Durchmesser	131 „
Gerade Hinterhauptslänge	58 „	Occipital-Durchmesser	111 „
Horizontalumfang	525 „	Auricular-Durchmesser	117 „
Sagittalumfang, Stirnbein	123 „	Mastoideal-Durchm. (Basis)	123 „
„ , Mittelhaupt	135 „	„ „ (Spitze)	105 „
„ , Hinterhaupt	139 „		

Darnach würde sich ein Längenbreitenindex von 67,3 und ein Längenhöhen-
index von 72,2 berechnen, also ein orthodolichocephales Maass. Natürlich sinc
die Indexzahlen zu klein und es darf wohl vermuthet werden, dass die ursprüng-
liche Form hypsidolichocephal war, — ein Verhältniss, welches eine Beziehung
auf Armenier oder Chaldi auszuschliessen scheint. —

Schliesslich ist noch die menschliche Tibia zu erwähnen. Auch sie ist ein
Bruchstück: die Diaphyse, an der beide Enden abgebrochen sind. Sie ist kräftig
jedoch etwas schmal, an der Innenseite stark vertieft, mit starker und seh
scharfer Crista. Auch sie hat einem Manne angehört. —

(27) Hr. Bartels legt Photographien von verschiedenen Indianerstämmen
aus Peru vor, welche von Hrn. Georg Hübner, zur Zeit in Ricsa, aufgenommen
wurden und welche Vortragender käuflich erworben hat. Es sind Ahuishiris-,
Campas-, Cashivos-, Chipivos-, Cunivos-, Mayonishas- und Pirus-
Indianer, sowie Cholos oder Mischlinge. Auch ein fleckiger Indianer (Ahuishiri)
ist darunter. —

(28) Hr. Bartels legt eine ihm von Hrn. Professor Merkel in Göttingen
geschenkte Photographie von dem Schädel eines

Eingeborenen der Warrior-Islands

vor. Die anatomische Sammlung der Universität Göttingen besitzt mehrere Schädel
dieser Insulaner, von denen bisher weder Schädel, noch Abbildungen bei uns vor-
gelegen haben. Die Warrior-Islands liegen nahe der Südküste von Neu-Guinea.

Die Schädel zeigen sämmtlich die Eigenthümlichkeit, dass in die sogenannte
Apertura pyriformis (die grosse Nasenöffnung) ein flaches Holzstück gesteckt ist,
das die ungefähre Form der Nase nachbildet und nahe der Spitze eine grosse
Durchbohrung hat, in welche eine aus Pflanzenfasern geflochtene Schnur ein-
gehängt ist, die bis zum unteren Rande des Kinns herabreicht.

Es kann wohl kein Zweifel bestehen, dass dieses nasenförmige Holzstück
wirklich eine Nase mit durchbohrter Nasenscheidewand vorstellen soll. Man wird
hier an einen Glauben der Papua von der Geelvink-Bai in Neu-Guinea erinnert,
welchen der Missionar van Baalen berichtet. Die Seele des Verstorbenen geht
nach Suruka, dem Himmel der Papua. Der Hüter des Himmels prüft die Ein-
tretenden und durchbohrt ihnen die Ohren und die Nasenscheidewand, wenn das

nicht schon geschehen ist. Vielleicht liegt bei den Warrior-Insulanern eine ähnliche Anschauung zu Grunde.

Ob die in die Nasendurchbohrung eingelegte Schnur zum Aufhängen des Schädels oder nur zum Schmuck dient, wage ich nicht zu entscheiden. —

(29) Auf Veranlassung des Hrn. Bartels hat das des Isländischen mächtige Fräulein Margarethe Lehmann-Filhés sich der Mühe unterzogen, die unserer Gesellschaft im Tauschverkehr mit der Isländischen Gesellschaft für Alterthümer in Reikjavik zugehenden Jahrbücher dieser letzteren (Árbók hins íslenzka fornleifafélags) durchzusehen. Sie giebt daraus folgende Auszüge:

1. Gräberfunde auf Island.

Im Jahrbuch der Isländischen Gesellschaft für Alterthümer (1880 und 1881, S. 52—56 und 57—64) beschreibt Sigurdur Vigfússon zwei Gräberfunde, die, obwohl verschiedenen Gegenden Islands angehörend, doch soviel Gemeinsames haben, dass es zweckdienlich erscheint, sie hier in einem Bericht zusammenzufassen.

Das erste dieser beiden Gräber befindet sich bei dem Gehöfte Brú in der Landschaft Biskupstungur im südlichen Island. Im Sommer 1876 wurden darin folgende Gegenstände gefunden:

Zwei Speere; der grössere ist ein ziemlich grosser „Federspeer" (Speer mit breiter Spitze), der andere ein kleiner Wurfspiess. Ersterer ist 11 Zoll lang, doch hinten von der Tülle etwa 1 Zoll abgebrochen, auch ist die Tülle in der Mitte gebrochen, wie auch der Fuss. Das Ende des Schaftes, welcher aus hartem, feinem Holze war, steckt noch darin. Die ganze Form des Speeres ist gut zu sehen; bis zur Spitze geht auf beiden Seiten ein Rücken und scheint nach den Schneiden zu ausgewölbt zu sein. Die „Feder" misst beinahe 6 Zoll von der Spitze bis zum Fuss und beinahe $1^1/_2$ Zoll in der Breite an ihrer breitesten Stelle. — Der andere Speer ist mehr von Rost aufgeschwollen und die ganze Tülle hinten abgebrochen, doch sieht man einen Ansatz von ihr und Spuren vom Holze des Schaftes. Der Fuss ist gebrochen und die Spitze ab, doch vorhanden. Der Speer misst $6^1/_2$ Zoll bis zur Tülle, die „Feder" etwa $2^3/_4$ Zoll; die Breite lässt sich nicht gut messen.

Ein schweres eisernes Axtblatt, ganz wie alte Aexte gestaltet; die Länge von der Schneide bis zum Rande des Axthammers, welcher quadratisch ist, wie das dicke Ende eines Hammers, beträgt 6 Zoll, die der Schneide 3 Zoll. Aus dem Bohrloch gehen nach hinten und vorn Spitzen oder Speere, wie es sehr häufig ist, von denen die dem Stiele zugekehrten die grösseren sind. Im Bohrloch sieht man ringsherum Spuren vom Holze des Stieles; die Dicke der Axt beträgt unterhalb des Bohrloches $1^1/_4$ Zoll.

Ein eiserner Schildbuckel in drei Theilen, von dem jedoch etwas fehlt: er ist halbkugelförmig gestaltet, ein wenig zugespitzt, und der Rand, mit dem er auf den Schild genagelt war, ausgehämmert. Er misst 5 Zoll im Durchmesser und ist stark vom Rost zerfressen.

Neunzehn Glasperlen. Neun sind von einer Grösse und Arbeit, sehr klein, zwei- und dreitheilig, als wären zwei oder drei an einander befestigt, mit einem Loch hindurch; einige sind blau, hell, gelb, vergoldet, eine kleine einfache ist grün. Dann sind da sechs etwas grössere, von denen zwei zweitheilig sind; zwei sind blau und dunkel. Auch eine graufarbige ist da, sie besteht aus irgend einem harten Material, doch ist von der Aussenseite viel abgebrochen; sie

scheint eingelegt gewesen zu sein, denn an den Rändern sind dunkelrothe Streife
übrig. Alsdann kommt eine helle Perle aus durchsichtigem Glase; sie ist länglich un
achtkantig; alle Flächen sind geschliffen und ein Loch geht verlängs hindurch; si
ist 10 Linien lang. Noch eine eingelegte Perle ist dabei; sie ist die grösste un
merkwürdigste von allen, von dunkler Farbe, wie Flaschenglas, mit weissen Streifen
die in Windungen, eine der anderen gegenüber, rings herum liegen; darin sin
rund herum vier Blumen; sie sind grün in der Mitte, wo die Staubfäden sei
müssen, rund umher aber, wo die Blätter sein sollen, abwechselnd roth und weiss
— Später sind noch vier Glasperlen hinzugekommen, darunter eine in drei Stück
gebrochene von blauer, grüner, rother und lichter Farbe, deren Bruchflächen ebens
gefärbt sind, wie die Aussenseite. Der Verfasser sagt, es sei leicht einzusehen
dass solche Perlen nicht in Island angefertigt, sondern dorthin gebracht seien; ih
Alter lasse sich nicht bestimmen, sie könnten aus verschiedenen Zeiten stammen

Eine Schelle aus Bronze. Die Höhe beträgt 1 Zoll, der Durchmesse
unten 10 — 11 Linien. Sie hat ganz die Form einer Glocke, nur ist sie ausse
sechskantig; den unteren Rand umgiebt eine Guirlande, darüber läuft ringsum ein
Reihe kleiner Ringe: in jedem Ringe ist ein Punkt; mitten darüber befindet sic
eine zweite Reihe. Oben ist eine Art von Griff mit einem kleinen Loch, inwendi
befindet sich oben im Halse ein verrostetes Eisen, ganz so, als hätte dort de
Klöppel gehangen. Sie ist gegossen, aber dünn, und auf einer Seite ein weni
eingedrückt, so dass sie nun länglich rund ist; dies ist wahrscheinlich schon s
gewesen, bevor sie in die Erde kam, doch nicht ursprünglich. —

Der Verfasser erinnert sich nicht, je einen solchen Gegenstand aus heidnische
Zeit gesehen zu haben, weder in Sammlungen, noch in einer Abbildung, und meint
es lasse sich durchaus nicht gewiss sagen, wozu derselbe gedient habe, wohl abe
vermuthen, dass der Todte ein Christ oder vorläufig getauft (d. h. mit dem Kreuzes-
zeichen gesegnet) und die Glocke ein Symbol hiervon gewesen sei. Das aber se
gewiss, dass sie ein Lieblingsgegenstand des Mannes gewesen sein müsse, da ma
sie ihm mit in das Grab gab. König Hákon Adalsteinsfóstri sei, obwohl Christ
nach heidnischer Sitte begraben worden.

Ein Schleifstein aus Lavagestein; er misst gute 3 Zoll im Durchmesse
und knappe 3 Zoll in der Dicke. Er muss einen ruckweisen Schwung geha
haben, denn das Loch ist nicht ganz in der Mitte. — Zuvor soll in Island noc
kein Schleifstein in einem Grabe gefunden worden sein.

Ein Theil der Hirnschale und einige Backzähne.

Eine grosse Bernsteinperle, 9 Linien im Durchmesser, andererseits abe
dünn; sie hat ein Loch in der Mitte, wie alle übrigen hier gefundenen; dazu ein
ebensolche, etwas kleinere, und Bruchstücke einer dritten, sehr kleinen.

Zwei Niete mit runden Eisenplatten; um das eine ist eine Art Gewebe ge-
wickelt, welches zu festem Rost geworden ist, doch noch seine ursprüngliche Ge-
stalt behalten hat, so dass man deutlich die Fäden sieht; es ist mit einfachem
Einschlag gewebt und hat die Feinheit grober Leinwand. Vielleicht sind die Niete
aus dem Handgriff am Schilde.

Ueberreste des Gitterwerkes von einer länglichen Schalenfibe
aus Bronze; ein Rostfleck darauf rührt davon her, dass sie mit Eisen zusammen-
gelegen hat. In der Alterthümersammlung in Reykjavik befinden sich mehrer
derselben Art; sie sind alle den in anderen Ländern gefundenen sehr ähnlich
länglich, schalenförmig, darauf ein Gitterwerk, bald mit Drachenbildern, bald mi
kleinen emporstehenden Knoten mit einem Loch hindurch, was wahrscheinlich ei
Drachenhaupt bedeuten sollte, und Flechtwerk dazwischen. Innen eine eisern

Nadel, die fortgerostet ist. Die Grösse dieser Spange lässt sich nicht erkennen, doch ist sie ziemlich klein gewesen. — Der Verfasser sagt, solche Spangen seien auf Island in der Vorzeit sehr häufig gewesen und schon vielfach gefunden worden, wenn auch in der Sammlung zu Reykjavik sich bis dahin nur fünf befunden hätten; er wisse nicht, was aus den anderen geworden sei. Man finde sie manchmal einzeln, öfter zu zweien, meist in Männergräbern, doch manche auch in Frauengräbern, wesshalb man sie nicht als ausschliesslich weiblichen Schmuck ansehen dürfe; dieses Grab sei augenscheinlich das eines Mannes, wenn auch wegen der Glasperlen die Möglichkeit nicht ausgeschlossen sei, dass Mann und Frau darin beerdigt gewesen seien.

Fünf eiserne Bruchstücke von irgend einem dünnen Gegenstande, das grösste schalenförmig.

Ein Backzahn ohne Wurzel von einem Menschen und ein Stückchen Blei, das geschmolzen gewesen zu sein scheint. Später kamen noch die Krone eines kleinen Backzahnes und zwei Stücke von einem anderen hinzu.

Das Grab befand sich auf der höchsten Stelle einer steinigen Anhöhe in einem Erdhügel; die Höhe heisst Langibakki. Ein kleines Mädchen fand zuerst die Speere, welche herausstanden, und dann die Axt. Dem Bauer Thorsteinn, der dann zu suchen begann, schien der Kopf der Leiche im Südosten, die Füsse im Nordwesten zu liegen, die Axt rechts, der Schildbuckel über dem Kopfe. Knochen waren ausser den genannten nicht vorhanden; den Umstand, dass sich kein Stein in dem Grabe fand, erklärte sich der Bauer so, dass früher die steinige Höhe mit Erdreich bedeckt und daher kein Stein zu haben gewesen sein müsse. —

Das zweite Grab befindet sich im nördlichen Island, bei dem Gehöft Kornsá in der Landschaft Vatnsdalur, dem Schauplatze der Vatnsdælasaga, welche die Geschichte eines aus Norwegen nach Island übersiedelnden Geschlechtes in der Zeit von 890—1010 erzählt[1]). Man fand in diesem Grabe:

Eine Stahlhaube in zehn Theilen, von der, wenn man die Bruchstücke alle zusammenlegt, etwas fehlt; sie ist topfförmig und nach dem Kopfe geformt, unten kein Rand oder Schirm daran, weder vorn noch hinten; inwendig ist unten ein eiserner Ring herumgelegt, der mit Nieten befestigt gewesen zu sein scheint. Sie umgab die im Grabe liegende Hirnschale.

Eine eiserne Mähnenscheere in sechs Stücken. Legt man diese sehr verrosteten Stücke an einander, so ist sie beinahe 10 Zoll lang, hinten ganz, und hat sich zusammen und aus einander gefedert; sie gleicht in der Form ganz den Scheeren, mit denen man noch jetzt Schafe und Pferde scheert. Der Verfasser findet es ganz natürlich, dass man in heidnischer Zeit Edeln und Häuptlingen Mähnenscheeren mit ins Grab legte, da es zu ihren Vergnügungen gehörte, ihren Pferden die Mähnen zu beschneiden, was durch zwei Stellen der älteren Edda bestätigt wird, nehmlich Hamarsheimt (= des Hammers Zurückholung):

„Thrym sass auf dem Hügel,
Der Thursen Herrscher,
Den Hunden flechtend
Goldenes Halsband
Und seinen Mähren
Die Mähne schlichtend."

1) Jetzt in vortrefflicher deutscher Uebersetzung von Dr. H. von Lenk in der Reclam'schen Univ.-Bibl. erschienen.

Und Atlakvida (Lied von Atli):

„Fortan siehst du nicht
Vom Mittelsitze
Die Goldvertheiler
Gere schäften,
Mähnen beschneiden
Und Mähren hetzen.“

Zwei sehr verrostete Eisenstümpfe; der längere ist 3 ½ Zoll lang, an einem Ende doppelt gelegt und wie mit einer Spitze versehen, wird dann aber breiter und dünner, und hier ist etwas abgebrochen; am anderen Ende ist ein nach der anderen Seite gewendetes Häkchen, das Uebrige aber abgebrochen. Das zweite Eisen ist etwas kürzer und hat keine besondere Form; beide Enden sind auch hier abgebrochen. Da nun alle diese 4 Bruchstücke fehlen, so lässt sich nicht auf den Zweck beider Eisen schliessen.

Ein Knochenmesser, anscheinend aus Walfischknochen; beinahe einen Zoll vor den Nieten ist es auseinander- und nach dem Rücken zu etwas abgebrochen, vielleicht 2 Zoll über den Nieten, welche alle convex sind. Der Griff ist von der Klinge ab 5 Zoll lang, etwas flach und nach hinten schmäler, recht bequem für die Hand, und ein halbrunder Buckel hinten am Ende. Das, was von der Klinge übrig ist, misst 4 ½ Zoll in der Länge und 1 Zoll 4 Linien in der Breite an der breitesten Stelle. Wo die Schneide erhalten ist, ist sie dick und stumpf und auch ursprünglich so gewesen. Von der Klinge fehlen wahrscheinlich 1 ½ Zoll. Die Spitze ist ein wenig nach der einen Seite umgebogen und zwar nach innen, wenn das Messer an der linken Seite getragen worden ist. Es ist ganz glatt gewesen, ohne irgend welche Verzierung, und wo es auf einer Seite ganz ist, scheint die Oberfläche geschliffen zu sein. — Der Verfasser meint, es sei nicht leicht, den Zweck dieses Knochenmessers zu errathen, da es das erste in Island gefundene und also kein Vergleich möglich sei; ein Werkzeug könne es nicht sein, vielleicht ein Symbol des Friedens oder ein Opfermesser, welches die Godenwürde andeuten sollte.

Ein knöcherner Kamm in 10 oder mehr Theilen, von dem aber etwas fehlt. Zusammengelegt sind diese Bruchstücke volle 7 Zoll lang und an der breitesten Stelle etwa 2 Zoll breit. Convexe knöcherne Joche, die sich nach den Enden zu verjüngen, sind auf beiden Seiten; sie waren mit kleinen eisernen Nägeln aufgenagelt. Die Joche sind auf beiden Seiten mit verschlungenem Flechtwerk gravirt, welches ziegelförmig liegt und prachtvoll gearbeitet ist; die Zähne sind so gleichmässig, wie mit einer Sägemaschine hergestellt, und so klein, dass 18—20 auf einen Zoll gehen. Der Kamm gleicht einem anderen aus einem Grabe, in welchem nicht nur Menschen-, sondern auch Pferde- und Hundeknochen gefunden wurden, das also aus stockheidnischer Zeit stammt.

Eine Waageschale aus Bronze, wohl erhalten und wie eine flache Halbkugel geformt, 2 Zoll 3 Linien im Durchmesser. Sie ist gut gearbeitet, unten dünn und am Rande dick. Am Rande hat sie 4 Löcher. Der Verfasser erklärt sie für eine jener zum Abwiegen des Goldes benutzten Waagen und verweist auf Montelius: Sverigs hedna tiden, I. Theil, Nr. 314 u. 359.

Zwei Gewandfibeln aus Bronze, ganz übereinstimmend und zusammengehörig, sie sind unbeschädigt, länglich, die gegen einander sich wendenden Seiten gerade, das andere Ende aber ist eine bogenförmig ausgezogene Spitze. Jede ist 2 Zoll 4 Linien lang und 1 Zoll 4 Linien breit. Aussen herum sind flache Knöpfchen oder Körner, innen ausgeschnittene Drachen- oder Schlangenbilder. Eine Platte

ist darunter befestigt, indem der Rand über sie nach innen gebogen ist; sie hat innen Scharniere und Haken, in denen eine eiserne Nadel gewesen ist, mit der die Spangen am Kleide befestigt waren; auch sieht man an der einen Spuren von einem Gewebe, zwei Fadenenden und etwas aufgedrehte Wolle. Vorn an den breiten Enden beider sind Oehsen, jedoch aufgerissen: vielleicht ist eine Kette zwischen beiden gewesen, wie man sie in anderen Ländern gefunden hat. Diese Spangen sind die ersten derartigen, die man in Island gefunden hat; die Arbeit ist sehr schön.

Eine Schelle aus Bronze, an Grösse und Form eine genaue Wiederholung der zu Brú gefundenen, nur dass ihr die Ringe auf der Aussenseite fehlen. Der Verfasser findet es sehr bemerkenswerth, dass man in beiden, so weit von einander entfernten Gräbern diesen merkwürdigen unbekannten Gegenstand gefunden hat, und da die Gräber mehreres gemeinsam haben, so hält er es für wahrscheinlich, dass sie derselben Zeit angehören.

33 Perlen von einer Halskette: drei sind aus Bernstein, von denen eine 9 Linien im Durchmesser hat. Ferner 2 eingelegte Glasperlen, die eine hellblau mit vier weissen und schwarzen Blumen rings herum, die andere weiss, roth, grün und dunkel; eine aus schwarzem Glase, mit weissen, unregelmässigen Streifen. Sodann 3 Glasperlen, die grösste mit Wellenlinien rings herum, die anderen beiden aus sehr durchsichtigem Glase; in dem Loche der einen sass ein Endchen Faden; er scheint zweifach zu sein, und jeder Faden wieder zweifach und von dunkelgelber Farbe. Dann sind da 3 weisse Perlen, anscheinend aus Alabaster, die eine sehr flach; 4 dunkelblaue Glasperlen, eine davon zweitheilig; 6 Perlen aus irgend einem Steinmaterial, wie es scheint; sie sind grau und grün. Ferner zwei zweitheilige Glasperlen, eine gelbe und eine helle, und zwei graufarbige aus Stein (?); die letzten vier sind die kleinsten. Alle diese Perlen lagen so, als hätten sie den Hals der Leiche umgeben. In der aus dem Grabe geschaufelten Erde fanden sich dann noch 7 Perlen; die merkwürdigste von allen ist aus dunkelrothem Jaspis, ganz geschliffen, 1 Zoll 2 Linien lang und 8 Linien im Durchmesser; in der Mitte hat sie ringsum 4 Flächen und auf jeder Fläche eine erhabene Blume, in deren Mitte ein Loch gebohrt ist; an beiden Enden der Perlen liegen rund um die Oeffnung 4 Blätter heraus, die sich sehr natürlich umbiegen. Diese Perle ist für jene Zeit und in Anbetracht des harten und schwierigen Materials bewundernswürdig gut gearbeitet. Dann war da eine etwas flache Bernsteinperle, 10 Linien im Durchmesser; eine fast kugelrunde Perle aus hellem Glase, ringsum mit feinen Furchen, 7 Linien im Durchmesser; eine kleine blaue dreitheilige und eine ebensolche zweitheilige Glasperle und zwei andere kleine blaue Glasperlen.

Eine kleine Bronzezange, von beiden Enden etwas abgebrochen; das übrige ist 1 ½ Zoll lang.

Eine kleine Nadel, wahrscheinlich aus Silber, meint der Verfasser, da sie sich sonst, so fein wie sie ist, nicht hätte halten können, doch ist das Material in der Erde ganz umgebildet worden. Augenscheinlich stammt sie von einer Spange, denn an einem Ende ist eine Oehse gebogen; sie ist 1 Zoll 3 Linien lang.

Die Hirnschale eines Menschen in fünf Stücken, dazu die Kiefer und das Kinn. Der obere Theil des Gesichtes ist erhalten und die Stirn scheint ausnehmend schön und bedeutend zu sein. Im Oberkiefer ist ein Vorderzahn, im Unterkiefer drei Backzähne; letztere sind so wenig abgenutzt, dass der Mensch kaum sehr alt gewesen sein kann. Der Schädel lag in der Stahlhaube und hat sich darum so gut erhalten, während die übrigen Knochen bei der Berührung zerfielen.

Der Sysselmann Lárus Blöndal beschreibt das Grab etwa, wie folgt: Es lag der Richtung des Vatnsdalur folgend, etwa von Südost nach Nordwest, ungefähr 2 Ellen unter der Rasendecke, da wo im Hügel die Schicht von Rollsteinen beginnt. Der Kopf der Leiche, die auf dem Rücken zu liegen schien, war gen Norden gerichtet. Die Erde sah so aus, als wäre Holz im Grabe gewesen; sie enthielt viele, etwa faustgrosse Steine, besonders über dem oberen Theil der Leiche.

Der Verfasser hält es für erwiesen, dass auch dies das Grab eines Mannes ist, wegen der Stahlhaube und der Mähnenscheere, und glaubt, dass beide Gräber der letzten Zeit des 10. Jahrhunderts entstammen, als das Christenthum noch nicht gesetzlich angenommen war. Hinsichtlich des Vorhandenseins der kleinen Glocken gedenkt er der Thatsache, dass z. B. Thorkell krafla, ein Häuptling der Bewohner des Vatnsdalur, vorläufig getauft war und dass ferner bereits damals eine Kirche auf Island gebaut wurde. Auch brauche die Glocke nicht ausschliesslich als Symbol des Christenthums gedient zu haben; auf dem Althing sei beim Gange auf den Lögberg (Rechts- oder Gesetzesfelsen) geläutet worden, zu welchem Zwecke, sei freilich nicht ganz klar. Viele der Besiedler Island's kamen überdies aus christlichen Gegenden und müssen die Glocke gekannt haben. — Das Interessanteste an diesen beiden Gräbern sei aber, dass erstlich mehrere in Island bisher unbekannte Dinge in ihnen gefunden wurden und zweitens durch sie bewiesen sei, dass auch Männer Perlenschmuck trugen und diese Gewandfibeln gleichfalls männlicher Schmuck seien, während noch nirgend ein vollgültiger Beweis dafür erbracht sei, dass nur Frauen dergleichen gebraucht hätten. —

2. Altisländische Tempel und Opfergebräuche.

Es soll hier über einen ziemlich umfangreichen Aufsatz von Sigurdur Vigfússon berichtet werden, der in den Jahrbüchern der isländischen Gesellschaft für Alterthümer 1880—81 und 1882 veröffentlicht ist, und gleichzeitig über eine demselben vorausgehende Schilderung desselben Verfassers von den Ueberresten eines Opferhauses, des ersten, welches in Island untersucht worden ist.

Im westlichen Island am inneren Ende des tief einschneidenden Meerbusens Hvalfjördur spielten sich von 950—990 die in der Hardarsaga erzählten Ereignisse ab. Sigurdur Vigfússon, der diese Gegend im Sommer 1880 bereiste, fand daselbst noch sämmtliche in der Saga erwähnten oder auf sie bezüglichen Ortsnamen unverändert und auch die ganze Beschaffenheit und Lage ihres Schauplatzes vollkommen den Schilderungen der Erzählung entsprechend. Von besonderem Interesse war für ihn im Grasgarten oberhalb des Gehöftes Thyrill ein altes Trümmerwerk, im Volksmunde Hoftótt (Tempelruine) genannt, denn in ihm vermuthete er die Ueberreste des in obiger Saga vorkommenden Opferhauses. Nach Beendigung der Ausgrabung stellten sich die Trümmer so dar, wie sie in Fig. 1 abgebildet sind. Das Fundament hat die Richtung von Nordwest nach Südost, der Nebenraum liegt nach Nordwest. Das Bauwerk steht auf einer etwas abschüssigen Stelle, so dass man die nach Nordosten gewendete Längsseite die obere nennen kann. Ein Stückchen südöstlich davon läuft ein kleiner Bach herab, der blótkelda (Opfersumpf) genannt wird. In der Aussenseite der oberen Wand, besonders in der Mitte, fanden sich keine Steine, was ursprünglich nicht so gewesen sein kann; in den anderen Wänden dagegen war eine grosse Aufhäufung von Steinen, an manchen Stellen zwei-, drei- und vierfach. Im Nebenraum liegt der Fussboden über eine Elle tiefer, als im Hauptraum, und ist gepflastert, der des letzteren jedoch nicht. Die ganze Ruine misst einschliesslich der Wände 57 Fuss

n der Länge und 17 in der Breite, der Nebenraum allein ist 17 Fuss lang, also quadratisch. Besonders merkwürdig ist die Zwischenwand zwischen beiden Räumen, denn sie hat keine Thür. Ein breiter Steinwall ist an ihrem Fusse, besonders an ihrer dem Nebenraum zugekehrten Seite, sowie an der hier sich anschliessenden unteren Wand. Mitten im Nebenraum, von der oberen Wand ausgehend, ist eine breite Erhöhung oder Bank aus Steinen. Der Bau hat zwei Thüren, eine im Hauptraum in der unteren Wand, nahe dem östlichen Ende, die andere im Nebenraum gleichfalls in der unteren Wand, nahe dem westlichen Giebel; der Eingang zu letzterer scheint gepflastert gewesen zu sein. Die beiden Enden des Bauwerkes, besonders das östliche, sind etwas abgerundet. Die Steinwände sind an manchen Stellen $2\frac{1}{2}$ Ellen hoch, die Erhöhung (Altar?) etwa 1 Elle, diese ist aber etwas verfallen. Vor letzterer ist ein ungepflasterter Raum

Figur 1.

Figur 2.

nnerhalb der Thür durch eine kleine Steinreihe abgegrenzt, einer kleinen Vorstube ähnlich. Innen an der Giebelwand auf einer Seite des Altars (?) ist ein kleiner Steinhaufen; zwischen ihm und der kleinen Steinreihe innerhalb der Thür, wo auf dem Bilde *a* steht, fand der Verfasser Asche dicht an der Giebelwand. Der breite Steinwall an der Zwischenwand reicht nicht ganz bis an die obere Wand; in der freibleibenden Ecke, wo *a b* steht, wurden gleichfalls viel Asche und einige Pferdezähne gefunden. Es steht fest, dass das Gebäude ein Tempel oder Opferhaus gewesen ist, da höchstens ein Viehstall oder dergl. eine einigermaassen ähnliche Form gehabt haben könnte; dies kann aber das Bauwerk aus verschiedenen Gründen (z. B. hinterlässt der Dünger stets nach noch so langer Zeit eine deut-

liche Schicht im Boden) nicht gewesen sein. Der Verfasser hält es also für das gesuchte Opferhaus, nicht Tempel; in der Saga ist nehmlich nur von einem blóthús, nicht von einem hof die Rede. Die Zahl der letzteren war eine beschränkte, drei in jedem Thing (Distrikt), einer in jedem godord (Godenthum); daher mag dies nur ein Haustempel (heimilishof), wenn man so sagen darf, gewesen sein.

In einer Wand des Gehöftes zu Thyrill war ein grosser Stein, blótsteinn (Opferstein) genannt, welcher der Sage nach im Opferhause gestanden haben soll. Der Verfasser liess ihn herausnehmen und auf dem Gehöft aufstellen, worauf er das Bild desselben (Fig. 2) anfertigte. Der Stein ist aus Basalt, $1^1/_4$ Ellen lang, $^3/_4$ Ellen breit und $^1/_2$ Elle dick. Eine schalenartige Vertiefung ist darin eingehauen, innen halbkugelförmig und sehr glatt mit etwas convexem Rande, $2^1/_4$ Zoll tief, und 4 Zoll im Durchmesser haltend. Die Oberfläche des Steines ist von Natur sehr eben, denn behauen scheint er nicht zu sein. Er ist nicht der einzige derartige Stein, den der Verfasser unter dem Namen Opferstein in Island getroffen hat, und zahlreich sind daselbst die sogenannten hoftóttir, die mit unbedeutenden Abweichungen anscheinend alle dem hier geschilderten ähnlich sind. Ihre ganze Anlage stimmt gut mit den Beschreibungen in alten Sagas überein; hier soll als Beispiel nur eine aus der Kjalnesingasaga, den Tempel auf Kjalarnes betreffend, stehen:

„Thorgrímur war ein grosser Opferer; er liess in seinem Grasgarten einen grossen Tempel errichten. Derselbe war 100 Fuss lang und 60 Fuss breit. Dort sollten alle Menschen einen Tempelzoll entrichten. Thor wurde dort am meisten verehrt. Innen (= hinten) war ein rundes Haus gemacht, als wäre es eine Haube; das war ganz mit Vorhängen behängt und mit Fenstern versehen. Da stand Thor in der Mitte und andere Götter zu beiden Seiten. Davor stand ein Altar, mit vieler Kunst verfertigt und obenauf mit Eisen belegt; darauf sollte ein Feuer sein, das nie verlöschen sollte. Das nannten sie geweihtes Feuer. Auf diesem Altar sollte ein grosser silberner Ring liegen, den sollte der Tempelgode in allen Versammlungen am Arme haben; alle sollten bei ihm Eide schwören in allen Anklagesachen. Auf diesem Altar sollte auch eine schwere kupferne Schale stehen; in dieser sollte man all das Blut auffangen, das von den Thieren oder Menschen käme, welche dem Thor gegeben wurden. Dies nannten sie Opferblut (hlaut) und Opferblutschale (hlautbolli). Mit dem Opferblute sollte man die Menschen besprengen, das Vieh aber, das dazu gegeben wurde, sollte zum Schmause bei den Opfergelagen verwendet werden. Die Menschen, die man opferte, sollte man in den Sumpf stürzen, der draussen bei der Thür ist; diesen nannten sie Opfersumpf (blótkelda)."

Im zweiten Sommer nach der Untersuchung des Opferhauses zu Thyrill wurden von dem Verfasser noch zwei andere Tempelruinen untersucht, beide in den Thälern des Breidifjördur, im westlichen Island, gelegen. Die erste derselben zu Rútsstadir, auf dem Schauplatze der Laxdælasaga (886—1030), suchte und fand er nach der Beschreibung in der Saga. Sie ist sehr verfallen und mit Gras bewachsen; ihre ganze Länge beträgt 60 Fuss, ihre Breite 20 Fuss; das Nebenhaus ist 27 Fuss lang, die Zwischenwand 7 Fuss dick, viel stärker als die Aussenwände. Die Thür des Hauptraumes ist in der Giebelwand, die nach Westen liegt, die des Nebenraumes in der südlichen Seitenwand, nahe dem Giebel. Dieser Bau hat viel Aehnlichkeit mit dem zu Thyrill, beide sind „Haustempel" gewesen (Fig. 3).

Die andere Tempelruine liegt nicht weit davon auf dem Grasfelde des Gehöftes Ljárskógar, ein wenig geneigt, fast genau von Ost nach West. Sie kommt

in keiner der Sagas vor, wird aber seit mehr als 400 Jahren „hoftótt“ genannt und sichere Zeugnisse sprechen dafür, dass dieser Name keine Erfindung späterer Zeiten ist (Fig. 4). Ihre grösste Länge ist 88 Fuss, die grösste Breite 51 Fuss, die Länge des Nebenraumes allein 34 Fuss. Alle Wände sind sehr dick, besonders die Zwischenwand, und durchschnittlich 3 Fuss hoch. Am unteren Ende ist die Ruine am breitesten und die Ecken etwas abgerundet, das Nebenhaus sehr schön und regelmässig halbkreisförmig; mitten in seiner Giebelwand ist deutlich eine Thür zu erkennen; die des Hauptraumes ist weniger kenntlich, scheint aber in der nördlichen Seitenwand nahe dem Giebel gewesen zu sein. Es sieht beinahe so aus, als hätte der Hauptraum zwei Thüren gehabt, nehmlich eine zweite mitten in der Giebelwand, was bei einem so grossen Raume sehr möglich ist, doch lässt sich dies nicht bestimmt behaupten. Mitten im Nebenraume lag etwas Holzkohlenasche und an zwei Stellen Reste von Pferdezähnen. Im Haupthause, besonders im unteren Theil, wurde eine Schicht Strandsand gefunden, der dahin getragen sein muss, weiter oben Holzkohlenasche.

Figur 4.

Figur 3.

Zwischen diesem Gebäude und dem in der Kjalnesingasaga beschriebenen Tempel besteht eine grosse Aehnlichkeit, schon hinsichtlich der enormen Grösse; das Verhältniss der Breite zur Länge ist bei beiden fast das nämliche, doch ist die Breite besonders auffallend, denn es entsteht die Frage: wie hat ein so breiter Raum, der verlängs keine Eintheilung besass, überdacht werden können? Schon ein 20 Ellen langer Querbalken kann nach Aussage von Zimmerleuten ohne Stütze nicht halten. Diese Frage findet ihre Erledigung in der Annahme, dass die grossen Haupttempel ganz ähnlich dem alten skáli (Hauptgebäude auf den alten Höfen) construirt gewesen seien. Der skáli hatte im Innern ringsum, oder doch an den Längswänden, einen dunklen Gang (skot), der dadurch gebildet war, dass die Pfosten, welche die Bretterbekleidung der Wände trugen, in einigem Abstande von

letzteren standen. Ebenso mögen im Tempel parallel mit den Seitenwänden, doch in einiger Entfernung von ihnen, Reihen von Pfosten gestanden haben; zwischen ihnen waren entweder nur Vorhänge angebracht oder hölzerne Wände, doch so, dass man vom Saal aus in das skot gelangen und hier Geräthe und Lebensmittel unterbringen konnte. Die Pfosten waren bedeutend höher, als die Wand; ein Stück unterhalb ihres oberen Endes war ein kurzer Balken befestigt, der bis auf die Aussenwand hinab reichte, wodurch das skot ein schräges Dach (Pultdach) erhielt und zu einem Ausbau wurde. Man findet diese Bauart häufig auf Bildern alter Kirchen und sieht noch jetzt Spuren davon an alten Rasenkirchen im nördlichen Island, sogar an einzelnen Theilen der Gehöfte daselbst. Der oberste Theil der Pfosten — oberhalb der Wand — war mit Brettern beschlagen, in denen zwischen den Pfosten die Fenster waren. Auf jeder Pfostenreihe ruhte obenauf ein Längsbalken. Auf diese Weise kann die zu überdeckende Breite des Raumes um ein Beträchtliches verringert worden sein. — Noch in einem anderen Punkt stimmen beide Tempel überein, das ist die halbkreisförmige Form des Nebenhauses: ein solcher Raum lässt sich auch ohne Querbalken gut überdachen, indem man ihm eine Kuppel oder Wölbung giebt, auch heisst es in der Kjalnesingasaga, dieser Raum sei rund gewesen, wie eine Haube.

Das, was alle diese Tempelruinen gemeinsam haben, ist die thürlose Wand zwischen Haupt- und Nebenhaus. Die beiden Räume waren also vollständig von einander geschieden. Der grosse Raum diente zum Abhalten der Opfergelage, der kleine — wenn auch der ganze Tempel heilig war, so dass z. B. niemand ihn mit Waffen betreten durfte — war das Allerheiligste, in welchem die Götter ihren Platz hatten; wahrscheinlich war hier nur dem Goden und wenigen Bevorzugten der Eintritt gestattet. Angesichts der unverhältnissmässigen Dicke der Zwischenwand, deren Durchmesser überall grösser ist, als der der Aussenwände, kann man aber wohl annehmen, dass dieselbe nicht nur eine Scheidewand, sondern noch etwas anderes gewesen ist, nehmlich die Bank (stallur oder stalli), auf welcher die Götter standen. Die innere Breite der Ruine zu Rútsstadir beträgt höchstens 12 Fuss, so lang ist also die Zwischenwand, und dabei 7 Fuss dick[1]). Auf der dem Hauptraum zugekehrten oberen Kante derselben war vielleicht eine dünne Scheidewand von Holz oder Steinen aufgeführt, wodurch im Nebenraum die Bank entstand. In diesem waren immer zwei solcher stallar, der zweite stand mitten darin; in der Melabók heisst es ähnlich, wie in der Kjalnesingasaga: „Diese Götter standen auf einem stallur oder einer hohen Bank, davor stand ein mit grosser Kunst verfertigter stalli, oben mit Eisen belegt, darauf sollte ein Feuer sein, u. s. w.“ Da dieser zweite — Altar wollen wir ihn nennen — mit grosser Kunst verfertigt war, ist er schwerlich wie jener einfach aus Steinen aufgeführt gewesen, aber auch nicht aus Erz gegossen, denn das wäre damals in so grossem Maassstabe unmöglich gewesen, sondern er war wahrscheinlich aus Holz und mit Schnitzereien, Götterbildern oder dgl., verziert und obenauf mit Eisen belegt, damit Feuer darauf brennen konnte. Es ist durch diese Annahme ganz erklärt, dass man in den Tempelruinen keine Ueberreste von Altären gefunden hat; übrigens lässt sich ja auch denken, dass, nachdem die Tempel gesetzlich für unheilig erklärt waren, die Zerstörung über sie hereinbrach. Bei der Besichtigung des Opferhauses zu Thyrill wurde zwar eine Anhäufung von Steinen gefunden, die von der nördlichen Wand des Nebenraumes ausging und vielleicht ein Altar

1) In der Abbildung der Ruine zu Ljárskógar (Fig. 4) ist die Zwischenwand zu schmal gerathen.

gewesen ist, doch, wie schon gesagt, war dieses Gebäude wohl nur ein kleiner Haustempel, der weniger prächtig ausgestattet war. Dieser Steinhaufe ist aber so verfallen, dass sich nichts Sicheres über seine ehemalige Beschaffenheit sagen lässt. — Auf dem Altar befanden sich das geweihte Feuer, die Opferblutschale und der Altarring (stallhringur). Von letzterem heisst es in der Kjalnesingasaga zwar, er sei aus Silber gewesen; andere Stellen nennen ihn jedoch einen goldenen, was auch mehr für sich hat. Armringe waren fast immer von Gold; diesen Ring, den der Gode bei festlichen Gelegenheiten am Arme trug und bei dem alle Eide geschworen wurden, wird daher besonders kostbar und schwer gewesen sein. Nach der Eyrbyggjasaga soll ein Altarring nicht zusammengehakt sein, er musste aber die nöthige Weite haben, um über eine grosse Männerhand gestreift werden zu können.

Bei der Tempelruine zu Ljárskógar befindet sich an der Thür (des Hauptraumes?) eine Vertiefung in der Erde, welche von den Leuten blótkelda genannt wird. In der Kjalnesingasaga wird gesagt, dass man in einem Sumpfe, den man blótkelda nannte, die zu Opfern auserschenen Menschen erstickte. Menschenopfer sind nun aber auf Island sehr selten gewesen, dieser Opfersumpf wird also wohl dazu gedient haben, das Blut der Opferthiere aufzunehmen; die Opferblutschale kann — was schon der Name bolli andeutet — hierzu nicht gross genug gewesen sein, noch dazu, da oft viele Thiere zu den grossen Opfergelagen gebraucht wurden. Die isländische Art des Schlachtens bestand, wie die Literatur bezeugt, darin, dass man die Thiere niederschlug; Ochsen wurde z. B. der Kopf abgeschlagen. Auf diese Weise ging das Blut verloren, welches auch nicht zur Nahrung benutzt wurde; da man aber etwas Blut brauchte, um Menschen oder Gegenstände, die man heiligen wollte, damit zu besprengen, so wurden für diesen Zweck vielleicht ein paar Thiere gestochen und ihr Blut in der Opferblutschale aufgefangen, die übrigen aber im Opfersumpf erschlagen. Das Besprengen geschah mit einem besenartigen Geräth, hlautteinn genannt. Der Hauptraum diente zum Abhalten der Opfergelage. In ihm stand der Hochsitz in der Mitte der einen Längswand, aller Wahrscheinlichkeit nach an der, welche keine Thür hatte (falls letztere überhaupt sich in einer Längswand befand) und so, dass der Nebenraum von ihm aus rechts gelegen war, was bei dem Opferhause zu Thyrill und dem Tempel zu Ljárskógar leicht einleuchtend wird. Auf beiden Seiten des Hochsitzes standen die Hochsitzsäulen; in der Eyrbyggjasaga wird erwähnt, dass an der einen Hochsitzsäule Thor geschnitzt gewesen sei, wahrscheinlich in ganzer Gestalt und mit dem Hammer; in den Hochsitzsäulen seien Nägel gewesen, reginnaglar, d. h. Götternägel, genannt; ob sie zum Befestigen der Säulen oder nur zum Schmuck — was das Wahrscheinlichere ist — gedient haben und aus welchem Material sie waren, wird nicht gesagt. — Der Gode musste den Tempel auf eigene Kosten (d. h. von dem Tempelzoll) erhalten, so dass er nicht verfiel; zu den Gelagen aber hatten alle Theilnehmer ihr Vieh, Getränk und Geräth selber mitzubringen. Die isländischen Opferfeste werden den norwegischen wohl ganz gleich gewesen sein, wenn auch weniger grossartig. Im Tempel brannten Feuer mitten auf dem Fussboden, über denen scheint das Fleisch in Kesseln gekocht worden zu sein. Ein voller Becher (full) wurde vom Häuptlinge einem Gotte geweiht und diesem zu Ehren getrunken (Odinsfull, Freysfull u. s. w.).

Menschenopfer, in Schweden sehr häufig, scheinen in Island äusserst selten gewesen zu sein. In den Sagas kommt nur ein einziges Beispiel vor: als das Christenthum gesetzlich angenommen war, wollten die Heiden in ihrer Bedrängniss Menschen opfern. Was die Eyrbyggjasaga von einem „Gerichtsringe“ erzählt, in

welchem Menschen zum Opfer verurtheilt wurden, und von einem „Thórsstein", der in dem Ringe stehe und auf dem sie gebrochen wurden, ist aus verschiedenen Gründen unglaubwürdig.

Neben dem Worte Tempel (hof) kommt oft der Ausdruck hörgur vor, über dessen Bedeutung die verschiedensten Meinungen herrschen; er wird erklärt als Felsen, Klippe, heilige Stätte, Heiligthum, Altar oder Opferhöhe aus Stein unter freiem Himmel, als Hain, Tempel u. s. w. Die meiste Beachtung verdient wohl eine Stelle der Snorra-Edda; nach dieser wäre hörgur ein Haus oder Saal, und da er an zwei Stellen der Sæmunder-Edda als „hochgezimmert" beschrieben und anderswo von ihm erzählt wird, er sei verbrannt worden, so wird er ein hölzernes Haus gewesen sein, kann aber hier und da Wände und Dach aus Rasen gehabt haben, denn von Gebäuden aus behauenen, durch Kalk verbundenen Steinen ist aus damaliger Zeit in Island nichts bekannt. (Die Aussenwände wurden fast immer aus unbehauenen Steinen und Rasenstücken aufgeführt, wie man sie noch jetzt grossentheils hat, wobei die Giebelwände und die inneren Scheidewände aber häufig aus Holz waren.) — Ein Unterschied ist jedenfalls zwischen hof und hörgur; anscheinend ist hof das vornehmere, da es immer zuerst genannt wird („hof og hörgur"); wahrscheinlich war hörgur nur ein kleines Opferhaus, das jeder Bauer sich nach Gefallen daheim erbauen konnte, und bestand nur aus einem Raum ohne daran stossenden Festsaal. Sigurdur Vigfússon hat in Island ein paar Ruinen gefunden, welche diesem Begriffe entsprechen. Die eine befindet sich im Grasgarten östlich vom Gehöft Brúsastadir im Bezirk Thingvellir auf dem sogenannten Hofkinn (= Tempelabhang); sie führt den Namen Hoftótt, ist länglich rund und hat einschliesslich der Wände in der Länge einen Durchmesser von 60 Fuss, in der Breite von 40 Fuss. Die Wände sind ungeheuer dick und mit Gras bewachsen; es ist kaum zu bezweifeln, dass das Gebäude ein Opferhaus gewesen ist. Unterhalb ist ein kleiner Sumpffleck und unweit der Thür ein Brunnen. In einer Wand zu Brúsastadir befindet sich auch einer jener sogenannten blótsteinar, d. h. ein Stein mit einer schalenförmigen Vertiefung. — Eine andere Ruine ist noch viel merkwürdiger; sie liegt in Ytri-Fagridalur im Bezirk Skardsströnd am Breidifjördur. Der Boden ist „Landnehmungserde", d. h. er spielt in der Geschichte der Besiedelung Island's eine Rolle. Die Ruine steht auf einem ganz ebenen Grasfelde unten an der durch ein Flüsschen gebildeten Schlucht. Die Thür geht nach Norden, der Fussboden ist etwas tiefer, als die Umgebung. Die Ruine misst 18 Ellen im Durchmesser; sie ist kreisrund, die Wände sind sehr niedrig geworden und mit Gras bewachsen. Innen ist eine kreisrunde Erhöhung oder ein „stallur", von dessen einer Seite etwas abgeschnitten ist, doch so, dass er noch mehr als einen Halbkreis bildet; diese Seite ist ungefähr der Thür zugewendet. Alles ist sehr regelmässig. Der Verfasser, der einen grossen Theil seiner Kindheit in Fagridalur zugebracht und den Ort auch später oft besucht hat, erinnert sich, dass die Ruine in seiner Jugend hof oder hörgur genannt wurde. Als er sie jetzt wieder in Augenschein nehmen wollte, hatte man begonnen, eine Heuscheuer auf ihr zu erbauen. — Zahlreich sind in Island die Oertlichkeiten, deren Namen an den alten hörgur erinnern, z. B. Hörgsland, Hörgsdalur u. s. w. (noch zahlreicher wohl die Gehöfte und Kirchspiele, welche Hof heissen, so dass es stets nöthig ist, zur näheren Bezeichnung einen Zusatz zu machen, wie z. B. Hof i Vopnafirdi, wie auch Zusammensetzungen mit hof: Hofsjökull u. s. w.).

Die grossen Haupttempel sind in Norwegen und Island sehr prächtig ausgestattet gewesen; es war üblich, besonders kostbare Thürringe an ihnen zu haben. Die Sammlung in Reykjavík besitzt zwei sehr merkwürdige Ringe, die zwar nur

ıus Eisen sind; sie sind sehr gross und flach und ganz mit silbernen Rosen ein-
ɀelegt; bei dem einen ist auch noch das Blatt vorhanden, welches an die Thür
ɀenagelt war und gleichfalls mit Silber eingelegt ist.

Die Götterbilder müssen aus Holz gewesen sein: schon die übliche Bezeich-
ıung skurdgod beweist dies, denn skurdur heisst Schnitzerei; auch verbrennen sie
ɀelegentlich. An verschiedenen Stellen wird gesagt, sie seien hohl gewesen. Viel
ostbarer Schmuck von Gold und Silber wurde ihnen angelegt; sogar vollständig
vie Menschen gekleidet werden sie geschildert und ihre Grösse scheint auch meist
lie menschliche gewesen zu sein.

Der Tempel zu Ljárskógar ist jedenfalls ein Haupttempel (höfudhof) gewesen,
ınd solche müssen eine beträchtliche Einnahme gehabt haben, denn jeder Ein-
vohner, er mochte einen Haustempel zu eigener Erbauung haben oder nicht, musste
weifellos einen Tempelzoll entrichten. Jedes der 4 Viertel des Landes hatte
Distrikte (thing), jeder Distrikt 3 Haupttempel. Das Land war 60 Jahre nach dem
Beginn der Besiedelung (also um 930) vollständig bewohnt, wie es in der Islendin-
abók heisst; gegenwärtig besitzt es etwa 300 Kirchen, gegen 36 Tempel in da-
ıaliger Zeit; es ist daher nicht unwahrscheinlich, dass die 36 Tempel ebensoviel
innahmen, wie jetzt die 300 Kirchen.

Aus den Betrachtungen über die Götter sei nur Einiges erwähnt, weil das
Ieiste ziemlich allgemein bekannt sein dürfte. Odin, der zu Anfang des Sommers,
o die Männer auf Viking ziehen wollten, als Siegesgott angerufen wurde, verlieh
usserdem langes Leben, die besten Waffen, Ueberfluss an fahrender Habe, Dichter-
abe, Ruhm und oft auch Kinder. Er war zwar in allen skandinavischen Ländern
er oberste Gott, doch scheinen die Isländer sich am meisten mit Thor befreundet
ı haben. Thórólfur Mostrarskegg besass aber auch schon in Norwegen einen
em Thor geheiligten Tempel; er erforschte den Willen des Gottes (wahrscheinlich,
ıdem er „den Opferspahn fällte"), ob er im Lande bleiben oder es verlassen
olle, und Thor wies ihn nach Island. Auch hier errichtete er ihm einen Tempel
ıf der Halbinsel Thórsnes. Thor war sein Busenfreund, von dem er auch den
amen angenommen hatte, denn er hiess eigentlich nur Hrólfur. — Auch ein anderer
nsiedler, Helgi magri, rief, obgleich er an Christus glaubte, den Thor um glück-
che Seefahrt an; als er Island sah, befragte er Thor, wo er „Land nehmen"
ollte, und wurde nordwärts gewiesen. Als Gott der Stärke wurde Thor auch beim
ingkampf angerufen — Um günstigen Wind flehte man zu Odin, Thor und Freyr
ıd opferte ihnen Getränk. Hallfredur vandrædaskáld (der „unverträgliche Dichter")
ıd seine Genossen wollten von Norwegen fortsegeln nach heidnischen Ländern,
ıd da sie Gegenwind hatten, riefen sie die Götter an. Sie gelobten dem Freyr
ei Tonnen Bier, wenn sie nach Schweden kämen (wo Freyr besonders verehrt
urde); dasselbe versprachen sie Thor und Odin, wenn sie zurück nach Island
langten. Solche Trankopfer wurden wahrscheinlich, nachdem sie dem Gotte
weiht waren, von den Leuten selber getrunken oder einem Tempel des be-
effenden Gottes gegeben, um beim Opferschmause getrunken zu werden.

Neben Thor genoss namentlich Freyr, der Gott des Wachsthums, auch auf
land grosses Ansehen, besonders bei einzelnen Personen. Hochinteressant ist in
eser Hinsicht die Saga von Hrafnkell Freysgodi: Hrafnkell liess, nachdem er zu
laból im östlichen Island Land genommen hatte, einen grossen Tempel bauen.
liebte keinen anderen Gott mehr, als Freyr, und schenkte ihm alle seine besten
esitzthümer zur Hälfte: hierzu gehörte namentlich ein Pferd, das ihm sehr theuer
ar; er nannte es Freyfaxi und that das Gelübde, jeden zu tödten, der es ohne

seinen Willen reiten würde; hieraus entstanden alle die in der Saga sehr lebendig erzählten tragischen Ereignisse. — Ein anderer merkwürdiger Zug findet sich in der Vatnsdælasaga. Dem Norweger Ingimundur wird von einer Finnin geweissagt, er werde das Land bebauen, welches Island heisst, und daselbst ein angesehener Mann werden, und als er das nicht glauben will, sagt sie, als Beweis für die Richtigkeit ihrer Prophezeiung, das Amulet, auf welchem Freyr in Silber abgebildet war, sei aus seiner Tasche verschwunden und befinde sich jetzt in jener Waldstrecke auf Island, die er später urbar machen werde. Ingimundur[1]) vermisst sein Amulet in der That. Er lässt endlich, da er gar keine Lust hat, nach Island zu ziehen, drei Finnen kommen, damit sie es ihm von dort zurückholen. Sie lassen sich drei Tage in einem Hause einschliessen und berichten alsdann von ihrer in dieser Zeit vollbrachten Reise, beschreiben ihm genau die Gegend des Vatnsdalur im nördlichen Island, wo sie in einem Wäldchen das Amulet gefunden, aber nicht hatten erlangen können, da es ihnen immer wieder entschlüpft war. Ingimundur entschliesst sich endlich, mit Frau, Kindern und vielen Gefährten nach Island zu reisen, findet alles, wie es ihm geschildert worden ist, gründet einen Tempel (jedenfalls dem Freyr geweiht), und als er für die Hochsitzsäulen gräbt, findet er sein Amulet. — Die Droplaugarsonasaga lässt im Tempel zu Bessastadir Thor und Freyr auf dem Ehrenplatz, Frigg und Freyja auf einem anderen sitzen; der Ehrenplatz war wohl die als Bank dienende Zwischenwand, während für die Göttinnen ein besonderer Sitz errichtet war. Dass die Asinnen Frigg und Freyja als zweithöchste Wesen dargestellt werden, kann der Verfasser sich sonst aus der Literatur nicht erinnern. An dieser Stelle wird auch gesagt, dass der Tempel von einem hohen Wall umgeben war, was ebenfalls selten vorkommt.

Dass Njördur in Island Tempel gehabt habe, ist in den Sagas zwar nirgend erwähnt, doch heisst es von ihm im eddischen Vafthrúdnismál, er gebiete über zahlreiche hof und hörgur. Als höchster Gott des Meeres und der Schifffahrt hatten die Isländer sicherlich vor allen anderen Völkern Veranlassung, ihn zu verehren; sind sie doch so weit in der Welt herumgesegelt, wie kaum eine andere Nation damaliger Zeit, und können sie sich doch zweier Grossthaten rühmen, der Entdeckung von Grönland und derjenigen von America. Njördur gehörte auch zu den drei Göttern, welche in der Eidesformel genannt wurden. Während in Schweden mehrfach der Dísablót Erwähnung geschieht, ist aus Island nirgend ausdrücklich davon berichtet. Die Disen waren weibliche Gottheiten, nicht nur Asinnen, sondern auch andere heilige Wesen oder Schutzgeister. An einer Stelle (in der Vápnfirdíngasaga) wird in Island eine Tempelpriesterin (hofgydja) erwähnt, und es lässt sich annehmen, dass sie den Disen opferte. —

---

1) „In den Fornmannasögur, II. Bd., S. 57, wird von Hallfredur vandrædaskáld gesagt: „Er wird nun seine Gewohnheit haben und heimlich opfern; ein Merkmal dafür ist, dass er in seiner Tasche ein Bild Thors, aus Zahn gemacht, hat". — Dies bewahrheitete sich zwar nicht hinsichtlich des Hallfredur, doch zeigen diese Beispiele, dass es im Alterthum Sitte gewesen ist, im Beutel (oder in der Tasche) solche Götterbilder zu tragen. Diese Sitte erhielt sich auch lange, nachdem das Christenthum eingeführt war, so dass die Menschen Heiligenbilder oder Amulette (verndargripur; vernd = Schutz, Vertheidigung, gripur = kostbarer Gegenstand, Kleinod) bei sich trugen. Hier (in Reykjavík) in der Alterthümersammlung sind solche Bilder vorhanden, und manche aus Zahn gemacht, welche sehr verwischt und abgenutzt sind, woraus man sieht, dass die Leute sie lange bei sich getragen haben."

(30) Hr. E. Handtmann übersendet aus Seedorf bei Lenzen an der Elbe, 5. December, mit Bezug auf die Abhandlung des Hrn. Höft (Verhandl. 1891 S. 826), folgende Mittheilung über

Besemer oder Däsemer.

1. Wer (wie mir von manchen guten Freunden nachgeredet wird) überall Slavismus wittert, der könnte leicht die Combination aufstellen, die von Hrn. Höft aus Lübecker Urkunden aufgeführten Bezeichnungen „besmere“, „bysmer“, „bisemer“, „besemer“ deuteten, im Gegensatz zu „pondere“ und „pundare“, auf einen Werthmesser nicht nach Schwergewicht hin. Dann könnte fortgefahren werden: *a*) die Lübecker hatten um ihre deutsche Handelsstadt herum slavische Obotriten-Landbevölkerung, welche weniger wog, als maass, und nach einfacher Landleute Brauch zählte; *b*) die alten Lübecker hatten, wie die jetzigen auch, viel Verkehr zur See über Livland nach Russland hinein, und mit den noch einfacheren damaligen Russen wurde erst recht nicht gewogen, sondern die Waare wurde abgezählt und gemessen.

Flugs lässt sich dann nach slavischen Radikalen eine Zusammenstellung bilden, welche in der That noch heute zu Recht besteht und namentlich in Russland, als der Heimath des Rechenbretts und des Fingerabzählens, selbst bei Zollbeamten und erst recht im niederen Volksverkehr in Gebrauch ist.

Nehmlich въ (we) = in, mittelst,
und смѣреніе (das Ausmessen) = smârc re-nje, abgekürzt,
смѣръ = smiâr, zurückzuführen auf den Verbalstamm смѣрить = smârit, messen, ausmessen.

Also въ смѣръ = besmer = „durch Ausmessen“, d. h. Messen, bezw. Verkaufen mittelst Hohlmaasses, ja vielleicht auch mittelst Längenmaasses = Elle.

Liesse ein enthusiasmirter Slavist nun seiner Phantasie die Zügel schiessen, dann möchte derselbe vielleicht gar aus der Gestalt des Desem herausklügeln, dasselbe sei eigentlich ein Längenmaass gewesen, und erst per abusum zum Gewicht geworden. Die Entscheidung würde dann für die Sprechweise „besemer“ = „nach Maass“ fallen, der Anfangsbuchstabe: B.

Es werden dann weiter S. 826 nicht bloss aus der Priegnitz (Höfer), sondern auch aus Schweden, Dänemark, Holstein Beläge für die Aussprache in B., also „besemer, beesen“ aufgeführt.

Wenn sich dort vor Zeiten die Aussprache und Schreibweise B fand, so, meine ich, ist das alles auf die einheitliche Quelle „Lübeck“, die damals alle jene Landstriche handelsmässig beherrschende Central-Hansastelle, zurückzuführen. Ich halte das B für einen (wer weiss woher!) eingeschlichenen Fehler. Wohl weiss ich recht gut, dass noch heute meine jetzigen Priegnitzer Landsleute, selbst Ortsgenossen von mir, für das betreffende Möbel sagen „Besen“. Allein diese werden eben deswegen vom Volkswitz verspottet: „so sagen die Dämeligen in Meklenburg; dat mut heeten: Desen!“

2. Ich habe, sowohl als Kind, wie bis in meine sieben ersten Amtsjahre hinein, unter Land- und Kleinstadt-Bewohnern gelebt, welche damals fast nur nach dem „Desem“ wogen. Noch heute wird hier von meinen Seedorfern recht viel dieses Gewicht gebraucht, trotz aller inzwischen eingetretenen officiellen Gewichtsänderungen.

Da kann ich denn als Volksvorstelluug und Volksübung Folgendes zur Sache berichten.

A. Der durch Voss (70. Geburtstag) poetisch bekannt gewordene Desem galt überall, wo ich ihn praktisch in Uebung sah, als das „geistliche Gewicht". Im Gegensatz zu demselben stand als „weltliches Gewicht" der Stein, d. h. ein Rechnungs-Einheitsgewicht von (20) zwanzig Pfund. Der „Centner" war für die Rechen-Capacität alter Tage ein zu grosser Riesenbegriff und sehr selten gebraucht.

Nach „Stein" wurde von den zu Planwagen umfahrenden, die Waaren zusammensuchenden Händlern, als den damaligen Engros-Kaufleuten des platten Landes und der Kleinstädte, gehandelt Alles, was in grösseren Posten Umsatz hatte, z. B. Heu, Wolle, Talg, auch Käse.

Im Gegensatz zu diesen nach „Stein" rechnenden rollenden Händlern zu Lande rechneten die Händler zu Wasser, d. h. Schiffer und Flösser, nach der Rechnungseinheit „Liespfund". Die Herkunft dieses Namens ist mir von den Schiffern und Händlern meiner früheren Heimath an der Oder und Warthe nicht etwa (wie S. 827 gedruckt steht) als „lievisch, lievländisch" gedeutet worden, sondern als „lübecksch". Die Leute sagten: „wenn wi ‚reden' (d. h. plattdeutsch uns ausdrücken), so heest et ‚Liespund'; wenn wir aber ‚sprechen' (d. h. mit höher Gebildeten uns in der Schriftsprache unterhalten), so heisst es ‚Lübsch-Pfund'. Von Lübeck, der alten Meerkönigin für den norddeutschen Osten, ist solche Rechnung ausgegangen und ist herkömmlich geblieben bei allen Schiffersleuten".

Das „Liespfund" repräsentirte 14 (vierzehn) Krämerpfunde oder einfache Pfunde, damals zu 32 Loth gerechnet. Als Waage diente den Schiffern und den Flussrandbewohnern ein verstellbarer Waagebalken aus Eisen, welcher unten an mehreren Stellen eingekerbt war. In den betr. Kerb wurde die an einer Kette hängende Eisenklammer je nach Bedarf eingefügt, alsdann die Waare an das eine Eisenstangenende gehängt, das Gewicht an das andere. Die Einkerbungen fingen an mit $^{1}/_{2}$ Liespfund = 7 Pfund, gingen dann fort von 1 Liespfund = 14 Pfund, 2 Lspf. = 28, 3 = 42, 4 = 56, 5 = 70, 6 = 84, 7 = 98. Höher hinauf ging es nicht.

Figur 1.

Diese Zeichnung stellt das Abwägen des Höchstmöglichen = 7 Liespfund oder 98 Pfund dar.

B Balken im Kahn oder Stall.
K Hängende Kette.
E Eisenklammer.
G Gewicht aus Stein oder Eisen im Betrage von 1 Liespfund = 14 Krämerpfund.

Dieses höchste Gewicht, welches der Flussschiffer abzuwiegen und nach welchem er seine Kahnladung einzurichten pflegte, erhielt aber eine „Zugabe". Nehmlich auf je 1 (ein) Liespfund wurde beim Abnehmen vom Lieferanten an

en Schiffer 1 Krämerpfund mehr gerechnet. Das machte auf 7 Liespfund
ithin ein Mehr von 7 Pfd. Hierdurch steigerte sich das Gesammtgewicht von je
Liespfund — einheitlich als „Schiffswucht“ oder „Kahnwucht“ bezeichnet
– auf 105 Krämerpfund. Solchen Ueberschuss nannte man „Kippgewicht“.
)ie Schiffer rechtfertigten ihr Beanspruchen des „Kippgewichts“ mit dem Hinweis
arauf, dass ihnen beim Einladen und Ausladen durch Wind und im Kahn durch
nvermeidlich eindringendes Wasser viel verloren gehe. Trotz der offenbaren
chädigung dadurch lieferten die Landleute ihnen gern Waare, da die Schiffer nie
uf Credit nahmen, sondern stets sofort baar bezahlten, während die Land-
ausirer gern auf die Zukunft vertrösteten oder durch Tauschhandel versteckt
etrogen.

Verkaufte der Schiffer an den Landbewohner, dann handelte auch er nach
em Landgewicht „Stein“ zu 20 Pfd., deren 5 = 1 Centner = 100 Pfd. ausmachten.
as gab Veranlassung zu dem Volksspott: „De Schepper mett jrot in, awersch
leen ut!“

Ein Nachklang jenes Schiffergewichts ist noch heutigen Tages darin zu spüren,
ass z. B. beim Heuhandel in Flusshäfen, wie z. B. in Lenzen a. Elbe, Zellin a. O.,
er Centner Heu, Stroh, auch Kartoffeln beim Abgeben vom Volk an den Aufkäufer
ı 105 Pfund berechnet wird. Selbst in den volksthümlichen Viehhandel hinein ist
olche Geheimrechnung unter der stillen Annahme von „5 Pfd. Verlustgewicht auf
en Centner“ gedrungen.

Dass, wie S. 827 nach Heyse aufgeführt wird, der Centner = 8 Liespfund
112 Pfd. berechnet sei, würde zu dem von mir Berichteten stimmen. Doch
abe ich solche Fortsetzung nie weder gesehen, noch gehört. Meine alten Be-
annten rechneten nie über 7 Liespfund = 1 „Kahnwucht“ = (einschl. des Kipp-
ewichts von 7 Krämerpfund) 105 Krämerpfund.

Soweit die Schiffer-Grossrechnung, welche hin und wieder auch von solchen
andhändlern, die mit Schiffern in Verbindung standen, geübt wurde.

2. Der Schiffer übte aber auch daneben Kleinhandel. Und sein Wiegemöbel
r Kleinhandel war in der Schiffersprache: „de Kül“, d. h. die Keule; nehmlich
ne Wäge-Einrichtung, wie solche der bekannte „Desem“ darstellt. „De Kül is
t Schepper-Kleenmaass“, bezw. „de kleene Kahnwucht“.

Figur 2.

Das dicke Keulenende, einschliesslich eines kleines Zapfens, bei welchem die
lben Messingstifte eine erste Querlinie zogen, stellte das Gewicht eines Krämer-
undes dar. Die Eintheilung ging nun weiter bis zum ersten Hauptabschnitt auf
gefähr zwei Drittel der Stange, wo ein kräftiges Kreuz
s Messingstiften die Stelle zeichnete, an welcher
Liespfund = 14 Krämerpfund durch die untergelegte
itze (nehmlich Holzhandgriff mit herabhängender
hnur) abgewogen werden konnte. Die zu wiegende
aare wurde an den Endhaken gehängt. Man wog sicher
t diesem Geräth bis zu 2 Liespfund = 28 Krämerpfund.
rüber hinaus gab es kein sicheres Gewicht mehr und nahm der Schiffer für
heres Gewicht seinen Eisenbalken.

Figur 3.

Ganz offenbar ist diese „Keule“ nichts weiter als eine Bequemlichkeits-Einrichtung für Kleinverkehr, abgeleitet von der Grosswaage, die den Spottnamen „Pümper“ oder „Schwengel“ trug.

Weil die Keule mit ihrem, ein Selbstgewicht bildenden dicken Ende so bequem war, hatten die Fischer dieselbe gleichfalls in Gebrauch genommen. Sie trieben erbarmungslos den Fischen beim Abwägen den Wägehaken durch den unteren Rachentheil.

Eben dieses bequeme und leicht transportable Wägegeräth hatte — vielleicht von den Fischern her beim Holen der Fasttagsspeise „Fische“ — die Geistlichkeit insgesammt in Gebrauch genommen. Nach demselben wurden die Lasten und Abgaben, der sog. „Decem“, berechnet.

Die Decem-Korngarbe musste 1 Liespfund = 14 Pfund wiegen; der Decem-Märzhammel, das sog. „Osterlamm“, musste ausgeschlachtet (ohne Fell, Kram und Kopf, die der schlachtende Schäfer für sich behielt) 2 Liespfund = 28 Pfd. wiegen; die Martinsgans 1 Liespfund = 14 Pfd.; Butter wurde noch immer zu 7 Pfund = $1/2$ Liespfund berechnet; die Bürde Rüben galt 1 Liespfund = 14 Pfd.; Flachs wurde zwar nach „Schoofen“ gezählt, musste aber in Streitfällen mit der Keule nachgewogen werden, der Hof zu 7 Pfd. = $1/2$ Liespfund; Fische, namentlich Aale, wurden nach Posten von 7 Pfd., = $1/2$ Liespfund berechnet; Zwiebeln und Pfeffer, als für Fischkochen nöthige Zusätze, welche an einigen Orten im Johanniter-Gebiete auf den Höfen der „Pfefferer“ längs Oder und Warthe lasteten, wurden nach dem siebentheiligen Maass des Liespfundes berechnet und mit dem Desem abgewogen.

Noch sehr wohl kannte ich alte Küster, welche gestreng mit ihrem Inventar-Desem die Lieferungen nachwogen. Noch als junger Geistlicher im Sternberger Kreise habe ich vor 26 Jahren den Spass gehabt, Zeuge solcher Scenen zu sein. Ich meine nun, aus diesem, von der Schiffer- und Fischerkeule entlehnten, für die Geistlichkeit und den geistlichen „Decem, vulgo Däsen, bezw. Decsem“ landesüblich gewordenen, — jetzt allerdings bei den Gewichtsänderungen und den Ablösungen eingeschlafenen, — Brauche ist post hoc, non propter hoc in die gewöhnliche Landvolksprache das Wort Decem, bezw. Desem, bezw. Desemer auf das betreffende Abwägegeräth übergegangen, indem der Ursprung aus der „Schifferkeule“ bei den Landbauern und ländlichen Kleinstädtern in Vergessenheit gerieth. Decem = Abgabe und Desem = Maass galten der Volksvorstellung als „geistliche Institute“.

Demgemäss halte ich die Schreibweise mit D zu Anfang für die richtige, also Decemer, bezw. leichter aussprechbar: Desemer, Desem. —

(31) Hr. Polakowsky übersendet einen Brief des Malers Hrn. Eugen Lapieng, Berlin, 20 November, über das

Vorkommen des Wisent im Kaukasus.

„Als ich im Jahre 1872 Moskau besuchte, fand ich dort beide Wisentarten lebend vertreten und machte man mich speciell darauf aufmerksam, dass im Kaukasus dieses Wild noch reichlich vorhanden sei. Nachstehende Abbildungen, von mir im Moskauer zoologischen Garten aufgenommen, zeigen die Unterschiede wohl ziemlich klar und deutlich. Brehm sowohl, wie Bodinus machte ich damit bekannt, da ich vermuthete, dass die kaukasische Form dem wirklichen Auerochsen vielleicht näher stände, doch behaupteten beide, darin nur die Wisentform zu sehen.

„Damals brachte ich auch eine andere Sache mit, die keinen Glauben fand. Das Moskauer Nashorn (Monica genannt) warf alle 4 Jahre sein Horn ab! Im Inspectorhause wurden 4 oder 5 bereits aufbewahrt, aber Brehm behauptete, man hätte mich betrogen. Da dieser Fall nunmehr auch hier vorgekommen ist, so dürfte auch dies jetzt leichter zu bestätigen sein.“ —

Figur 1.

Kaukasischer Wisent.

Figur 2.

Russischer Wisent.

(32) Hr. Bässler hat Wurzeln des Pfefferstrauchs von den Südsee-Inseln mitgebracht und fordert die Gesellschaft auf, das vor der Sitzung daraus bereitete

Getränk zu kosten. Er bespricht die verschiedenen Arten der Zubereitung au den einzelnen Inselgruppen: Yangona auf den Fidschi-Inseln, Kauen der ge trockneten Wurzel (am besten eines siebenjährigen Strauches) durch Jünglinge Kawa auf den Samoa- und Tonga-Inseln, wo Mädchen die Wurzeln entweder kauen (Samoa) oder zwischen zwei Steinen zerstampfen (Tonga).

An einer Anzahl von Kawa-Bowlen zeigt der Vortragende die verschiedenen auf den Inseln gebräuchlichen Formen. Sehr interessant ist eine Doppel-Yangonabowle von den Fidschi-Inseln, wenn auch solche wohl nie wirklich im Gebrauch gewesen sind. Die ausgestellten Trinkbecher (Kokosnussschalen) sind theilweise durch Schnitzwerk reich verziert und im Innern durch langen Gebrauch schön gebeizt; letzteres ist auch bei mehreren Bowlen der Fall. —

(33) Hr. Staudinger bespricht eine

Halskette von Glasperlen vom Nyassa-See und die dortige Bevölkerung.

Bei der Besichtigung der sehr reichen, aus Ost-Africa stammenden ethnographischen Sammlungen des Hrn. Illich aus Bayreuth fiel mir neben anderen Gegenständen eine Kette eigenthümlicher Perlen auf, welche theils in der Farbe den sogenannten Rheinkieseln, theils gewöhnlichem weissem Quarz ähnlich waren. Am Ende der Kette befand sich eine Anzahl alter, flacher, blauer Ringperlen, wie sie sich schon aus Süd-Africa u. a. O. in der Sammlung des Museums für Völkerkunde in Berlin befinden.

Ueber die hellen Perlen, welche in Grösse und Form sehr abweichen und zum Theil von ganz unregelmässiger Gestalt sind, bemerkt Hr. Illich Folgendes:

Die Kette stammt von einer kleinen Insel südlich der Amalia-Bay im Ost-Nyassa. Die Insel wird nebst anderen kleinen Eilanden von den Wambotto, einem Volke, das sich dorthin vor den Ueberfällen der Wagwangwara (einem Zulustamm) zurückgezogen hat, bewohnt. Als eigenthümliche Thatsache wird noch erwähnt, dass jeden Abend das Vieh vom Festlande nach der Insel hinübergetrieben wird und freiwillig die etwa 120 *m* lange Strecke durchschwimmt. Da Hr. Illich nur bei diesem Volke die ungemein schwer zu erlangenden Perlen sah, so nahm er nach der Aussage zweier Missionare, welche die Insel häufiger besuchen, an, dass diese Schmuckgegenstände der Weiber aus Steinen von den Eingeborenen selbst hergestellt würden, um so mehr als er am Ufer eine grosse Anzahl bläulich schimmernder Kiesel bemerkte. Ausser diesen Perlen, von denen die grössten Stücke 4—5 *cm* im Durchmesser hatten, trugen die Eingeborenen noch Ketten von selbstgemachten Gras- und Holzperlen.

Eine auf meine Veranlassung durch Anschleifen vorgenommene Untersuchung ergab, dass, wie schon die sichtbaren Luftbläschen vermuthen liessen, das Material der ersteren nicht aus Stein, sondern aus Glas bestand. Die bläulich schimmernde Farbe ist jedenfalls durch das hohe Alter der Stücke entstanden, denn wir haben es hier mit jenen räthselhaften alten Perlen zu thun, die entweder vor mehreren oder selbst vielen Jahrhunderten in Africa von fremden Völkern eingeführt wurden, oder vielleicht gar, was weniger wahrscheinlich ist, im Lande selbst angefertigt wurden. Eine eigene Glasfabrikation ist zur Zeit bei den Eingeborenen Inner-Africa's nicht bekannt, wohl aber giebt es, wie ich bei meinen Reisen 1885/86 erkundete, bei den Nupe (einem Volke mit entwickelter Industrie am mittleren Niger) eine Art von Glasindustrie, indem aus europäischen Flaschen Armringe geschmolzen werden.

In den Haussaländern selbst traf ich auf zwei Arten alter Perlen. Für eine icht grosse Kette von kleinen, walzenartig geformten Perlen, welche zum Theil in er Farbe, jedoch nicht in der Form den bläulich schimmernden, jetzt vorliegenden Nyassastücken sehr ähnlich waren, wurde mir ein so hoher Preis abgefordert, ass ich in Rücksicht auf unsere geringen Tauschmittel den Ankauf ablehnen musste. Mein Diener, ein geborener Yoruba, erzählte mir, dass eine Kette von enau dieser Art sehr beliebt bei den Lagosleuten sei und dass dafür bis zu 5 £ und nehr bezahlt würden, also eine Summe, für die man in Lagos, wo europäische Sachen o billig sind, wie hier, alles Mögliche kaufen kann, — ein Zeichen der hohen Verthschätzung dieses Schmuckes. Später gelang es mir, eine Kette von einer Sorte Perlen, die nicht so werthvoll, wie die vorerwähnten, war, aber immerhin och sehr geschätzt wurde, zu erwerben. Diese Art ist nach Aussage meines Dieners bei den Accraleuten beliebt. Als Fundort wurde mir die Gegend östlich on Keffi angegeben. Nach Aussagen der Eingeborenen findet man diese Perlen m Grunde alter Häuser oder im Geröll der Flüsse; sie nehmen an, dass sie aus Stein und nicht aus Glas sind.

Noch eines möchte ich bemerken.

Neben einer Anzahl auch hier gebräuchlicher Sorten findet man bei den Eingeborenen Africa's, namentlich bei einigen westafrikanischen Stämmen, Perlen, Valzen und Glaszierrathstücke, die beinahe genau in Form und Farbe mit denen übereinstimmen, die in etruskischen, kaukasischen und anderen alten Gräbern efunden sind. Diese nur für den Africahandel bestimmten Perlen werden in Venedig, Böhmen oder dem Fichtelgebirge angefertigt. Es ist möglich, dass die Vorbilder dazu schon im Alterthume durch den Handel nach Inner-Africa eingeführt wurden und, bei dem starren Festhalten der Neger an alten Formen, in gewisser Hinsicht immer wieder dieselben Muster verlangt wurden, wodurch die Wiederherstellung der antiken Form hervorgerufen wurde, während andererseits die Fabriken auch direkt auf die Nachahmung alter Formen, die vielleicht nie ganz verloren gingen, gekommen sein können. —

Aus der Sammlung Illich stammt noch der vorgelegte starke Messing-Armring eines Wanyamwesihäuptlings. Besonders erwähnt mögen auch die mit Fell umhüllten Zauberstäbe vom Norden des Nyassa sein. —

Ueber einen Theil der Bevölkerung der Nyassagegend giebt Hr. Illich brieflich noch Folgendes an:

„Die Umwohner des Nyassa heissen im Allgemeinen Wanianja (niandsa, nyassa, niandscha = Wasser, also Wasserleute), mit Ausnahme des Nordens, wo die verwandten Wakonde sich bis an den See ziehen. Die den Nyassa umwohnende Bevölkerung ist sehr vermischt, im Norden und Nord-Osten mit den Wakonde, Wakini, Wakinja, im Osten und hauptsächlich im Süd-Osten mit den Wajao (auch Walijao und Ajawa). Im Westen soll die Bevölkerung nicht so vermischt sein und werden diese Leute einfach Wanjandja (Wanianja?) genannt. Sie haben kleine Dörfer und leben hauptsächlich von Feldbau, etwas Viehzucht und am See von Fischfang. Im Nord-Westen bei Kasonya und südlich davon bei Bantavi sind grössere Ortschaften, doch hat die nicht kriegerische, kaum mit Binsenspeeren, seltener mit Pfeilen bewaffnete Bevölkerung viel von den Einfällen der Wangoni (einem Zulustamm) zu leiden. Wanjandja wohnen auch am oberen und unteren Schire, theilweise noch am Zambesi, und überall erhielt Hr. Illich die Antwort, dass sie wegen des Krieges die Heimath verlassen hätten. Die Wanjandja bauen viel Maniok, der von anderen Stämmen dort, z. B. den Wasongo, kaum gekannt wird.

Vor dem Aufstande lebte Hr. Illich in Usaramo. Worte aus dem Kisaramo fielen ihm bei den Nyandja auf und durch seine Fragen stellte er fest, dass die Waseramo vom Nyassa stammen und auch dieselbe Sprache, Kinjandscha, sprechen. Durch gleiche Sitten und Gebräuche aufmerksam gemacht, erfuhr er durch seinen Diener, der in Usaramo gelebt hatte und fertig Kisaramo sprach, Genaueres und die Bestätigung seiner Auffassung.

Hr. Illich neigt zu der Ansicht, dass die Bevölkerung nördlich vom Zambesi, am Rufuma, Rufidschi, Kingani und theilweise bis zum Pangani, sowie am Nyassa, eine unter einander verwandte Urbevölkerung von diesem Theile Africa's ist, und dass vom Süden Stämme, wie Ajawa, Wangoni, Wahehe, Wagwangwara, Wafiti, Wabenge (Zulu oder zuluähnliche Völker), sich dazwischen geschoben haben. Eine Ausnahme von dieser Stammbevölkerung am Nyassa und in der Nyassagegend machen die im Norden im Gebirge und am See bei Langenburg in versteckten, elenden Dörfern wohnenden Wakimi und die Wambotto auf den Inseln, welche die eigentliche Urbevölkerung zu sein scheinen. —

(34) Hr. Th. Gluck führt einige von ihm behandelte Patienten vor und erörtert an denselben die Frage von der

Anpassung beim Menschen.

Der Grundgedanke der Darwin'schen Theorie, dass alle organischen Bildungen einfach als die nothwendigen Folgen der Wechselwirkung von Anpassung und Vererbung im Kampfe um das Dasein zu erklären seien, hat auch in der menschlichen Pathologie, nicht nur was den gesammten Körper anbelangt, sondern auch soweit es sich um die einzelnen, den Gesammtorganismus constituirenden Theile handelt, zu Auffassungen pathologischer Vorgänge geführt, welche diesem Grundgedanken Rechnung tragen. Die Tendenz von Organen und Geweben, bei eintretenden Defecten die für den Bestand des Gesammtorganismus daraus resultirenden Uebelstände zu überwinden, und sich functionell denselben durch vicariirende Mehrleistung und durch compensatorisches Wachsthum anzupassen, ist im menschlichen Körper recht verbreitet und ausgebildet.

So vermag bei paarigen Organen, bei congenitalem Mangel oder nach Degeneration, bezw. Exstirpation des einen, das andere in mehr oder weniger vollkommener Weise die Functionen des fehlenden zu übernehmen. Ja selbst bei unpaaren Organen beobachten wir dieses Factum, so dass wir beispielsweise im Thierexperiment in der Lage sind, die Leber bis auf fast $^4/_5$ ihres Gesammtvolumens zu reduciren, und dass dennoch eine ungemein rasche Regeneration des Drüsengewebes und Deckung des Ausfalles verloren gegangener functionstüchtiger Lebersubstanz eintritt. Diese experimentelle Thatsache ist durch gelungene klinische Beobachtungen von Leberresection an Menschen bestätigt worden. Interessant ist die Behauptung, dass die Thatsache der Leberregeneration schon den Gelehrten des Talmud geläufig gewesen sei, ja dass die Sage von der schrecklichen Strafe, zu welcher Prometheus verurtheilt wurde, auf diese allgemein-pathologische Kenntniss des classischen Alterthums zurückgeführt werden dürfe.

Besonders experimentelle Untersuchungen sind es gewesen, auf Grund deren man mit Erfolg die Exstirpation und Resection erkrankter drüsiger Organe gewagt hat. Es liegt diesen kühnen Eingriffen die Thatsache zu Grunde, dass nach eintretenden Defecten secretorischen Parenchyms auf reflectorischem Wege functionelle Reize ausgelöst werden, welche eine Mehrleistung des restirenden Gewebes und im günstigen Falle auf dem Wege der Arbeitshyperplasie eine functionelle An-

assung an die neuen Existenzbedingungen herbeiführen, widrigenfalls, je nach der Wichtigkeit des betreffenden Organs, entweder die Existenz desselben oder die es ganzen Individuums in Frage gestellt ist.

Diese gesetzmässige Tendenz zu vicariirenden Leistungen, welche bei den so ben erwähnten Organen als reflectorische Phänomene aufzufassen sind, findet an auch bei Sinnesorganen; nicht nur in dem Sinne, dass beispielsweise nach Verlust des einen Auges das andere allein den vermehrten Anforderungen zu genügen sich bestrebt, sondern es vertritt, soweit dies überhaupt sich mit unseren Vorstellungen vereinen lässt, ein Sinnesorgan das andere. Bei Blinden findet man nter Umständen eine ausserordentliche Feinheit und Schärfe des Gehörs und Geühls. Taubstumme sind in der Lage, durch Uebung und Unterricht in Form einer eichensprache und durch Ablesen von den Lippen des Redenden die ihnen fehlende autsprache zu ersetzen. Mir persönlich ist eine hochbegabte Dame bekannt, elche völlig erblindet ist und an schwerer Taubheit leidet. Bei derselben ist er Tastsinn und vor Allem das Geruchsorgan so fein entwickelt, dass sie jeden hrer Bekannten durch den Geruch zu erkennen vermag, und dass sie bei neuen Bekanntschaften gegen gewisse Individuen Antipathien, für andere Sympathien kundiebt und diese Empfindungen ihr lediglich durch den Geruchssinn zur Perception elangen.

Am peripherischen Nervensystem kennen wir nach traumatischen Lähmungen Vertretungen in Form der *sensibilité et motilité supplée;* gewisse Muskelgruppen önnen für andere vertretungsweise eintreten und so eine gewünschte Leistung auf Umwegen zu Stande bringen und die Insufficenz der Bewegungen bis zu einem gewissen Grade maskiren. Viele dieser und analoger vicariirender Functionen ind als instinctive physiologische Acte aufzufassen.

Wenn beispielsweise ein Kind in Folge von Diphtheritis tracheotomirt wird nd man dasselbe mit einem grossen Trachealdefect in Folge von Knorpelnekrose phonisch entlassen muss, dann ist es als eine instinctive functionelle Anpassung nzusehen, wenn dieses Kind in seiner Einfalt auf die Idee kommt, durch Beugen des Kopfes die Kinnhaut vor den Trachealdefect wie eine Klappe zu legen, um un zu allgemeinem Erstaunen laut und deutlich zu sprechen.

Mit mehr Bewusstsein wurden schon die Leistungen eines Patienten gewonnen, welchem der Kehlkopf exstirpirt war und dessen Luftröhre vom Pharynx völlig bgeschlossen erschien, und der dennoch mit einer sogenannten Pseudostimme durch Uebung der Schlund- und Zungenmuskulatur laut und deutlich zu sprechen ernt.

Kinder mit Spondylitis cervicalis stützen den Kopf mit den Händen; bei Spondylitis im Brusttheil der Wirbelsäule bewegen sich die Individuen in der Weise fort, dass sie, um die Wirbelsäule zu entlasten, die flachen Hände auf die Oberschenkel aufstützen.

Bei der juvenilen Form der progressiven Muskelatrophie, bei welcher die Muskeln des Rumpfes, speciell Rücken- und Lendenmuskeln, zunächst insufficient werden, stellen sich die Kinder, da das Aufrichten des Rumpfes unmöglich ist, zuerst auf alle vier Extremitäten und richten sich dann durch Aufstützen der Arme auf die Knie allmählich in die Höhe.

Diese Beispiele reflectorischer, instinctiver und bewusster vicariirender Leistungen mögen genügen, um Interesse für die Fälle von Anpassung am Menschen, welche ich heute vorstellen möchte, zu erwecken. Dieselben sind durch orthopädische Uebungen zu ihren functionellen Resultaten gelangt.

Analoge Beobachtungen sind von Prof. Willard (Philadelphia) und von Hrn. Joachimsthal in der orthopäd. Klinik von Prof. Jul. Wolff im Anschluss an meine frühere Mittheilung vom Sommer 1893 gemacht worden.

Hr. Hans Virchow sagt in einer seiner Arbeiten, dass die Leistungen von Artisten nicht nur von Aerzten und Laien, sondern auch von Physiologen und Anatomen wesentlich als Curiositäten angesehen werden, und ist der Ansicht, dass Leistungen, zu denen der Körper mit so viel Ausdauer und Consequenz erzogen ist, entweder den Bau des Körpers unter dem Einflusse der Uebung verändern und dann als Beispiele functioneller Anpassung angesehen werden müssen, oder uns die Leistungsfähigkeit des menschlichen Körpers viel verständlicher machen, als die Betrachtung der alltäglichen, stark eingeschränkten Actionen der gewöhnlichen Menschen.

Der hier anwesende achtjährige Knabe Ernst Asch ist taubstumm. Er wurde am 25. October 1892 von der Pferdebahn überfahren, wobei ihm das rechte Bein bis über das untere Drittel des Oberschenkels zermalmt wurde. Vierzehn Stunden nach der Verletzung schritt ich zur hohen Amputation des Oberschenkels. Die Wunde heilte reactionslos. Das gewonnene Präparat zeigte, dass das untere Fragment des Knochens derartig dislocirt war, dass die Femoralgefässe am Adductorenschlitz über dasselbe, wie Violinsaiten über den Geigensteg straff gespannt hinwegliefen, und auf diese Weise die Circulation völlig aufgehoben war.

Der Fall gewinnt dadurch ein allgemeines Interesse, dass der Knabe mit grosser Gewandtheit, Schnelligkeit und Sicherheit den einbeinigen Sprunggang ausführt, auf dem einen Beine beliebig lange steht, Lasten trägt, kurzum sein verlorenes Bein in keiner Weise vermisst. Er erinnert an den einbeinigen Künstler Donato, welcher sich vor einigen Jahren in Berlin producirte.

Um die Bedeutung der Leistung Seitens des Knaben zu verstehen, schalte ich folgende Erklärungen ein:

Wie die nöthigen ursprünglichen Bewegungen ohne Kenntniss der Mechanik, oder, wie man sich ausdrückt, instinktmässig ausgeführt werden, so wählen wir auch in der Regel die nöthigen Verbesserungsmittel ohne weitere Ueberlegung, weil wir die meisten von ihnen erfahrungsgemäss nach und nach erlernt haben. Beim Stehen bildet die von den Fussrändern umspannte Fläche die Basis, und die unteren Extremitäten wirken als steife Säulen. Bei der militärischen Stellung, welche eine Stellung auf dem Ballen ist, und bei welcher der Schwerpunkt des Körpers über dem Ballen liegt, ist die Unterstützung des Schwerpunktes auf ein Minimum reducirt, der Rekrut balancirt in einer ihm fremden Haltung, und ein unmerkliches Vornüberneigen würde schon das Vornüberstürzen zur Folge haben. Dieses Vornüberstürzen löst automatisch eine Bewegung des Beines nach vorn aus und aus diesem Grunde ist die militärische Stellung diejenige, aus welcher man am leichtesten in den militärischen Schritt übergehen kann.

Uebertragen wir diese, von Hrn. Hans Virchow in seinem Vortrage über Gehen und Stehen gegebene Erklärung auf unseren Patienten, so ist zunächst hervorzuheben, dass die Unterstützungsbasis des Körpers sich beim Stehen auf einem Beine noch mehr verkleinert, und dass dabei die sogenannten Correctionsbewegungen, wie sie bei Gleichgewichtstörungen zu Stande kommen müssen, noch schwieriger zu leisten sind.

Ein Vornüberneigen würde bei einem Einbeinigen nach Amputatio femoris, bei welchem die von den Fussrändern umspannte Fläche die Basis bildet und bei dem eine einzige Extremität als steife Säule wirken muss, ebenfalls ein Vornüberstürzen

zur Folge haben. Das Vornüberneigen löst nun bei unserem Patienten automatisch einen Sprung nach vorn aus. Der zweibeinige und ebenso der einbeinige Sprunggang unterscheidet sich von dem gewöhnlichen Gange dadurch, dass es hier Momente giebt, in denen der ganze Körper in der Luft schwebt, während auch bei dem raschesten Gange ein Bein ihn in jedem Augenblicke stützt.

Es ist bekannt, dass Lage und Füllung der Eingeweide, sowie die Stellung der Glieder den Ort des Schwerpunktes mannichfach ändern. Wenn unser Patient still steht und ein Tablett mit Geschirr mit beiden Händen präsentirt, so kann er die Arme nicht benutzen, um Gleichgewichtsstörungen durch entsprechende Correctiontsbewegungen auszugleichen, ebenso wenig kann er bei solchen Leistungen in den Sprunggang übergehen. Es ist in solchen Momenten ein grosser Aufwand von Muskelkraft Seitens des einen Beines und grosse Uebung erforderlich, da zum Balancement Körpertheile nicht benutzt werden können, welche momentan durch bestimmte Aufgaben in Anspruch genommen sind.

Wir sehen, wie der Kranke den Fuss hin und her bewegt, indem er geschickt die Stellung desselben successive ändert und bald Pro-, bald Supinationsbewegungen ausführt. Dabei wird, wie bei der militärischen Stellung, das Knie durchgedrückt, eine Leistung, welche darin besteht, dass der Streckmuskel des Unterschenkels so stark wirkt, dass eine weitere Bewegung an den Bändern des Kniegelenkes ihre Hemmung findet. Dieses Andrücken an die Bänder steigert das Gefühl der Sicherheit.

Der Rumpf wird auch von unserem Einbeinigen hierbei, wie bei der militärischen Stellung, durch die gleichzeitige Thätigkeit der Muskeln, welche auf der vorderen und hinteren Seite des Oberschenkels gelegen sind, balancirt.

Das erweckt bisweilen einen analogen Eindruck, als ob Jemand eine schwere Stange auf seiner Hohlhand balanciren lässt: der Fuss repräsentirt die Hand, der Körper die Balancirstange. Wie letztere auf der Hohlhand als Unterlage von dem Artisten zweckmässig bewegt wird, damit sie äquilibrirt bleibt, durch Bewegungen im Handgelenke und Pro- und Supinationsbewegungen, so finden hier Seitens des Fusses zweckmässige Bewegungen im Talocruralgelenke, successive Aenderungen der Unterstützungspunkte des Fussskelets durch Muskelaction statt, damit der ganze Körper, steif wie eine Balancirstange, die Gleichgewichtslage bewahre.

Durch Uebung haben wir den Knaben endlich dazu gebracht, dass er mit grosser Sicherheit und Geschwindigkeit aus der horizontalen Rückenlage sich zu erheben vermag, sich hinlegt, ohne Hülfe sich wieder aufrichtet, sofort in den Sprunglauf übergeht und endlich mit affenartigem Satze über das Eisengitter seines Bettes sich in dasselbe hineinschwingt. Die Muskulatur des Beines ist der Uebung und Leistung entsprechend ausserordentlich kräftig entwickelt.

Es handelt sich in unserem Falle um die vicariirende Function eines paarigen Gliedes nach Verlust des anderen, in einer Vollkommenheit, welche unser Interesse erwecken muss. Es wird bei dem Knaben Asch das linke Bein als einziges Stützorgan und Gehwerkzeug benutzt, während bei dem armlos geborenen Künstler Unthan eine derartige Geschicklichkeit sich entwickelte, dass seine Füsse, wie Hr. Hans Virchow sich ausdrückt, eine Aehnlichkeit in der Action angenommen haben mit den Extremitäten, deren Rechte sie sich angemaasst haben, so dass der Beschauer unbewusst solche Füsse, welche vor seinen Augen die feinsten Thätigkeiten ausüben, für wirkliche Hände nimmt, falls die Illusion nach einiger Zeit eine vollkommene wird. —

Der zweite Knabe, welchen ich vorstelle, ist 9 Jahre alt und hat im Alter von 10 Monaten in Folge von spinaler Kinderparalyse eine motorische Lähmung beider

unteren Extremitäten erlitten, mit hochgradiger Atrophie der Muskulatur derselben, Flexionscontractur im rechten Hüftgelenk und Bildung höchstgradiger Schlottergelenke am linken Kniegelenke und an beiden Fussgelenken. Der Knabe bildet zu dem einbeinigen Asch einen völligen Gegensatz, indem er auf seine Arme als Gehwerkzeuge angewiesen ist, und wenn auch die Handstandkünstlerin Eugenie Petrescu, deren Leistungen Hr. Hans Virchow so eingehend analysirt hat, für unseren Knaben ein unerreichbares Ideal abgiebt, so hat er es doch auf dem Gebiete der functionellen Anpassung recht weit gebracht. Eine Reihe operativer Eingriffe (Arthrodesen und Sehnen- und Fasciendurchtrennungen) setzen den Knaben jetzt in den Stand, mit einem elegant gearbeiteten Schienenhülsenapparat mit Ledercorsett nach Hessing in einem Laufkorbe zu stehen und sich fortzubewegen, und zwar mit Hülfe des Beckendrehganges.

Er verzichtet jedoch auf diesen aufrechten Gang in dem ihn beengenden Apparate und benutzt ausschliesslich seine Arme als Stützorgane und Gehwerkzeuge, indem er dabei den Ballast seiner gelähmten unteren Extremitäten in mehrfach variirter Weise mitschleppt. Liegt er horizontal in seinem Bette, so fällt dem Beschauer die ungemein entwickelte Muskulatur des Rumpfes, der Brust, Schulter und oberen Extremitäten auf, namentlich auf der rechten Seite, dabei die Breite der Handgelenke. Auffallend contrastirt hiermit die hochgradige Atrophie der von Narben bedeckten unteren Extremitäten. Ein fast athletisch zu nennender Oberkörper und ein hochgradig atrophischer Unterkörper.

Die Wirbelsäule zeigt eine erhebliche linksconvexe Scoliose: die Knochenknorpelgrenzen der Rippen haben leichte Verdickungen, welche wohl auf rachitische Veränderungen zurückgeführt werden müssen.

Legt man das Kind mit dem Rumpf (Bauchseite) auf eine Tischplatte, so dass es mit den Armen sich auf derselben festklammert, und lässt man das Becken und die gelähmten Extremitäten frei herunterhängen, so ist der Junge im Stande, das Becken mit den anhängenden Theilen durch Wirkung der Erectores trunci und der Wirbelsäulenstreckmuskeln rhythmisch emporzuheben, seitwärts zu biegen, zu drehen und wieder zu senken. Bei dieser Leistung sieht und fühlt man zu beiden Seiten der Wirbeldornfortsatzreihe zwei derbe Wülste, welche dem Musc. erector trunci, spinalis, semispinalis und longissimus dorsi entsprechen. Auch die Cucullares erscheinen sehr entwickelt.

Dieselbe Beobachtung kann man anstellen, wenn der Knabe, wie er sich ausdrückt, das Kameel macht, wobei er sich auf die Handflächen mit durchgedrückten Ellenbogengelenken stützt, durch Wirkung der Rückenmuskeln das Becken möglichst hebt, den Oberrumpf senkt, so dass das Gesäss möglichst dem Hinterkopfe genähert ist, die schlaffen Beine senkrecht herabhängen und als Stelzen benutzt werden können. Aus dieser Stellung heraus kann der Knabe den Geh-Act ausführen: dabei setzt er abwechselnd eine Hand vor die andere, erhebt mit Hülfe der Wirbelsäulenstrecker das Becken mit den anhängenden Beinen, lässt dieselben in einem dritten Acte herabsinken und stützt sich darauf, wie auf eine Stelze, wobei es gewiss für den Gang vortheilhafter wäre, wenn dieselben in Knie- und Fussgelenk ankylotisch und, wie bei Sirenenbildung, mit einander verschmolzen wären. Ausserdem ist der Knabe in der Lage, den Handstand und Handstandgang auszuführen, wobei die Extremitäten schlaff herabhängen und nur die Rückenmuskeln das Balancement leisten. Der Rumpf wird dabei vom Schultergürtel aus getragen, insonderheit von den Kopfnickern, den Musc. rhomboides, levatores scapulae, der mittleren und oberen Partie der Cucullares und der oberen Partie der Serrati antici. Der Kopf wird zum Balancement verwerthet (H. Virchow).

Eine fernere Leistung des Knaben ist das Stangenklettern, wobei die Kraft seiner Brust-, Schulter- und Armmuskulatur in volle Action tritt; auch ist er im Stande, eine Tischplatte zu erklimmen, ebenso sein Bett, indem er nach Erklettern des Tischrandes sein Sternum aufstützt, dasselbe als Hypomochlion benützt und nun mit den Armen sich festklammert, während er mit den Rückenmuskeln den Unterkörper mit grosser Sicherheit auf die Tischplatte schwingt.

Wie ich schon bemerkte, ist die Mittellinie, d. h. die Linie, welche die Spitzen der Dornfortsätze verbindet, stark nach links ausgebogen. Diese statische Scoliosis sinistro-convexa ist einmal auf Rachitis im Allgemeinen zurückzuführen, zweitens auf die starke Entwickelung und Inanspruchnahme des linken Armes, wodurch beim Handgang die linke Rumpfhälfte wesentlich in Anspruch genommen wird und immer vorgeschoben erscheint. Ferner ist die rechte Unterextremität wesentlich länger, als die linke, so dass bei der Leistung, welche der Knabe als Kameelmachen bezeichnet, er sich wesentlich auf das rechte Bein, das noch eine leichte Flexionscontractur der Hüfte und Valgusstellung des Knies aufweist, stützen muss. Dabei ist rechts in Folge der völligen Lähmung der Hüftmuskeln, welche links noch functioniren, ein tieferes Einsinken des Beckens zu bemerken. Bei dieser Stellung wird es schon klar, dass die Convexität der Scoliose nach links diesem Momente wesentlich ihre Entstehung verdankt.

Sitzt das Kind, ohne die Hände auf der Unterlage aufzustützen, dann fällt ebenfalls die starke linksconvexe Scoliose auf; es kann überhaupt nur auf der linken Hinterbacke sitzen, da nur die linken Hüftmuskeln noch contractionsfähig sind und der Knabe daher, um das Sitzen zu ermöglichen, den Rumpf auf dem linken Hüftgelenk balanciren muss; um nun das Gleichgewicht zu bewahren, muss der Oberrumpf nach rechts geneigt werden. Dadurch entsteht die linksconvexe Scoliose mit einer leichten compensatorischen Scoliosis dextro-convexa im oberen Rumpf- und Nackentheile der Wirbelsäule.

Der Knabe ist ferner im Stande, auf der linken Hand und dem rechten Beine zu stehen, während die rechte Ober- und die linke Unterextremität frei in der Luft schweben. Auch dabei tritt die starke linksconvexe Scoliose ungemein scharf hervor. Versucht der Knabe, sich auf die rechte Hinterbacke zu setzen, so fällt er um, wenn er nicht rasch die Hände zu Hülfe nimmt, weil er nicht in der Lage ist, den Rumpf auf der völlig gelähmten Muskulatur der rechten Hüfte zu balanciren; in dem Momente jedoch, wo dieser Versuch gemacht wird, kann man sich von dem momentanen Ausgleich der linksconvexen Scoliose überzeugen und das Uebergehen derselben in eine Scoliosis dextro-convexa beobachten.

Der Knabe vermag, wenn er Strümpfe anhat, mit den Zähnen die Beine an den Strümpfen zu tragen und so auf den Händen bei freischwebendem Rumpfe sich fortzubewegen. In sitzender Lage setzt er Kinder oder sonstige Gegenstände auf Kniee und Oberschenkel und, indem er auf den Händen, wie ein Krebs, rückwärts geht, transportirt er diese Lasten.

Sein gewöhnlicher Gang besteht darin, dass er auf den Händen sich fortbewegt und Rumpf und Unterextremitäten nachschleppt. Dabei geht er schnell, sicher und ohne Ermüdung.

Damit würden zunächst die Leistungen des Knaben erschöpft sein, doch steht zu erwarten, dass er sich durch fernere Uebung noch anderen Functionen anpassen dürfte. —

In dem Falle aus der Klinik von Prof. Jul. Wolff ist der Gang in der Weise möglich, dass der Kleine bei etwas nach vorn geneigter Wirbelsäule beide Oberschenkel stark flectirt und adducirt an den Leib anlegt, alsdann das rechte

Knie hinter und unter das linke stemmt, und nachdem er sich so ein festes Stativ für den Rumpf geschaffen hat, dieses in der Weise fortbewegt, dass er mit beiden Händen die Füsse von oben her umgreift und abwechselnd nach vorn hebt. Es handelt sich also um eine Art von Stelzengang, wobei jedoch die Stelzen nicht ausserhalb des Körpers liegen, sondern durch die gelähmten Beine selbst ersetzt werden (vgl. Joachimsthal, Berl. med. Gesellsch. 1893). —

Dass es sich bei den erwähnten Kindern nicht um besondere Talente handelt, geht schon daraus hervor, dass auf meiner Abtheilung der Nachahmungstrieb die anderen Kinder veranlasst hat, sich mit grossem Erfolge im einbeinigen Sprunggange und Kriechen auf allen Vieren zu üben, so dass ich genöthigt war, dieser atavistischen Locomotion, welche auch das Anstaltspersonal ergriffen hatte, energisch Einhalt zu thun.

Bei Beurtheilung derartiger Leistungen, welche auf complicirten Synergien beruhen, müssen wir uns des Ausspruches des Hrn. Hans Virchow erinnern, dass eine Stellung des Körpers, beziehentlich eine Lage von Körpertheilen zu einander, unter der Herrschaft vieler Einflüsse steht, von denen das Bestreben, an Arbeit zu sparen in den Muskeln, denen diese Lage direct obliegt, nur einer ist.

Ich möchte hier noch bemerken, dass ich einem dritten Patienten von mir, welchem beide Hände von einer Maschine zermalmt wurden und durch Amputation entfernt werden mussten, für seine Stümpfe Prothesen anfertigen liess. Ausserdem ist derselbe auf meinen Rath entschlossen, durch Uebung und Fleiss es dahin zu bringen, mit den Füssen alle diejenigen Verrichtungen zu leisten, wozu er bisher der Hände sich bedienen musste.

Ein anderer, jüngst von mir beobachteter Fall betraf ein Inviduum, welches in seinem dritten Lebensjahre an spinaler Kinderparalyse erkrankte. Die Affection betraf alle vier Extremitäten in verschiedener Intensität. Der Patient ist jetzt 18 Jahre alt; zu keiner Zeit hat irgendwelche elektrische oder mechanische Behandlung der secundären paralytischen Contracturen und Muskelatrophien stattgefunden. Die oberen Extremitäten, insonderheit die linke, ebenso die Musculi deltoides, pectorales und serrati, ferner die breiten Rückenmuskeln erscheinen sehr atrophisch; links besteht eine gebrauchsunfähige paralytische Klumphand, während rechts die Hand, wenn auch mit vieler Mühe, zum Schreiben benutzt werden kann. Die rechte untere Extremität ist atrophisch und zeigt im Knie und Hüftgelenk Contracturen, sowie einen Pes equino-varus paralyticus mässigen Grades. Links besteht eine leichte Equinusstellung und Supinationscontractur im Talo-Crural-gelenk; die Wadenmuskulatur ist mässig entwickelt. Die Wirbelsäule zeigt eine Scoliosis dextro-convexa im Lenden- und unteren Theile der Brustwirbelsäule und eine entsprechende Scoliosis sinistro-convexa im oberen Brustsegment und der Halswirbelsäule. Es besteht ferner eine Beckensenkung der rechten Beckenhälfte. Mit der Atrophie der geschilderten Regionen contrastirt in überraschendem Maasse die geradezu herkulische Muskulatur der linken Rückenstrecker, der Hüft- und Oberschenkelmuskulatur. Ebenso fällt rechts die starke Entwickelung des Rectus abdominis und der Bauchmuskeln überhaupt auf. Die Muskulatur des Halses und Nackens ist athletisch entwickelt; dabei fällt es auf, dass besonders rechts die Nackenmuskeln entwickelt sind, während links die Muskulatur des Vorderhalses, besonders der Kopfnicker, mächtig erscheint. Der Stiernacken auf dem atrophischen Rumpf erweckt einen sonderbaren Eindruck. Die Glutaealmuskulatur der rechten Seite ist übrigens auch recht stark entwickelt. Der Patient steht auf dem linken Beine mit der athletischen Oberschenkel- und Hüftmuskulatur. Um zu gehen muss er das Becken nach rechts senken und seinen Rumpf so weit beugen, bis der Fuss

der rechten unteren Extremität den Erdboden berührt. Um nun in dieser Phase des Geh-Aktes ein Vornüberstürzen zu verhüten, muss ein sehr complicirtes Balancement des Rumpfes ausgeführt werden, da das Benutzen eines Stockes von Seiten der unbrauchbaren oberen Extremitäten ausgeschlossen ist. Beckensenkung nach rechts, Scoliosis dextro-convexa im unteren Brust- und Lendensegment, Scoliosis sinistro-convexa der oberen Wirbelsäulensegmente, ebenso die Entwickelung der Muskelmassen an den genannten Stellen sind als der erfolgreiche Ausdruck der instinktiven Bestrebungen des Patienten anzusehen, unter diesen schwierigen anatomischen Verhältnissen sich in aufrechter Stellung fortzubewegen, ohne dabei hinzustürzen. Diejenigen Muskelgruppen, welche von der spinalen Paralyse nicht befallen waren und bei diesen Geh- und Sitzversuchen zur Stütze und zum erfolgreichen Balancement besonders in Anspruch genommen wurden, zeigen eine ganz überraschende Entwickelung, welche bei der hochgradigen Atrophie der paralytischen und atrophischen Theile, welche nie einer ärztlichen Behandlung unterworfen waren, um so prägnanter in die Augen springt. Patient benutzt sein Gebiss recht geschickt, um beim An- und Auskleiden mit Hülfe der Zähne die gebrauchsuntüchtigen oberen Extremitäten zu unterstützen und zu ersetzen.

Wir hoffen durch Anfertigen eines Apparates eine bessere Gangart zu erzielen und ferner durch Electricität und Massage die atrophischen Muskeln functionell wirksamer zu gestalten.

An diesem Patienten sind in analoger Weise, wie bei den beiden anderen, von mir demonstrirten Fällen, vicariirende Leistungen von Muskelgruppen als Ausdruck functioneller Anpassung an neue Verhältnisse in einwandfreier Weise zu demonstriren.

Derselbe Patient zeigt endlich noch einen Zustand von Polythelie; er besitzt etwa 5 *cm* unter jeder Mamille, besonders rechts, eine gut ausgebildete Mamilla accessoria. Er ist also auch vom Gesichtspunkte des Atavismus aus ein Object Darwinistischen Interesses.

Ueber den Gebrauch der Füsse zu Arbeitsleistungen, von denen der beschuhte Culturmensch keine Ahnung hat, ist von Hrn. Reuleaux von seiner Reise aus Indien berichtet worden. Besonders Annamiten, Inder und auch Aegypter verrichten mit grosser technischer Sicherheit sogenannte Handarbeiten mit den Füssen. Diese mit dem Beinamen Lang- oder Gabelzeher bezeichneten Individuen klettern und greifen mit den Füssen so geschickt, wie die Affen, deren Verwandtschaft sie perhorresciren.

Dass auch für unsere Fälle, wie das Hr. Hans Virchow für analoge Zustände behauptet hat, die gesteigerte Beweglichkeit nicht auf Abweichungen von der Norm und besonderer Gelenkigkeit beruht, ist wohl als sicher anzunehmen; sie beruht vielmehr auf Verringerung von Bänderhemmungen, Steigerung der bewegenden Kräfte und Verminderung der Widerstände der Antagonisten.

Die von Lessing aufgeworfene Frage, ob Raphael, wenn er ohne Arme geboren wäre, ein grosser Maler geworden wäre, gewinnt nach den im Vorhergehenden geschilderten functionellen Anpassungen viel positive Wahrscheinlichkeit.

Die Orthopädie, das möchte ich zum Schlusse hervorheben, hat in dem letzten Jahrzehnt sehr wirksame Impulse erhalten, wesentlich auch durch die Arbeiten von Hrn. Jul. Wolff. Derselbe hat besonders in seiner Monographie über das Gesetz der Transformation der Knochen die eigentliche Ursache der Deformitäten in der Abänderung der statischen Verhältnisse und nicht in der abnormen Belastung gesucht. Die originelle Schlussfolgerung dieses Gedankenganges lautet, dass die fehlerhafte Knochenform bei einer Difformität nicht pathologisch sei; sie

ist nichts, als die functionelle Anpassung an die fehlerhafte Belastung, sie setzt einzig und allein den Knochen in den Stand, im Kampfe gegen die gegebenen Verhältnisse seine Functionen zu erfüllen. Aufgabe der functionellen Orthopädie ist es nun, die Transformationskraft im Sinne bestimmter Aufgaben dienstbar zu machen und somit möglichst die Gestalt difformer Knochen zur Norm zurückzuführen.

Ausserdem hat die Technik der Massage in der Hand vorzüglicher Aerzte und die orthopädische Mechanik und Anfertigung von Prothesen und Apparaten grosse Fortschritte gemacht.

Es ist ferner anzuerkennen, dass man die Verletzten nach ihrer Heilung in eigenen Instituten, nebenher in eigens eingerichteten Werkstätten, unter ärztlicher Aufsicht in ihrem früheren Berufe arbeiten lässt, unter genauer Anpassung und Dosirung der für den Einzelfall entsprechenden Kraftleistung.

Einem meines Erachtens nach sehr wesentlichen Factor hat aber auch die functionelle Orthopädie in dem Kreise ihrer Aufgaben nicht genügende Berücksichtigung geschenkt. Die Beispiele von functioneller Anpassung bei congenitalem Mangel oder erworbenem Defect von Gliedmaassen dürfen keine medicinischen Curiosa bleiben. Es ist eine ernster Ueberlegung werthe ärztliche Aufgabe, für jeden Einzelfall, neben der sonstigen Behandlung mit dem gewohnten Heilapparate, die möglichen Combinationen und Bedingungen für eine functionelle Anpassung wissenschaftlich zu construiren, um solche unglücklichen Individuen selbständiger, unabhängiger und dem Kampfe um das Dasein gegenüber mehr gewappnet hinzustellen, als dies bisher der Fall sein konnte.

Es würde sich also darum handeln, durch orthopädische Inanspruchnahme und Uebung, Energie und Leistungsfähigkeit die vicariirenden Functionen im individuellen Falle zur Entfaltung zu bringen und in grösstmöglicher Vollkommenheit auszubilden.

Diesen neuen Zweig orthopädischer Thätigkeit möchte ich bei seiner nicht zu unterschätzenden socialen Bedeutung der Erwägung insonderheit der Fachgenossen unterbreiten. Dann dürfte auch die Orthopädie von dem Grundgedanken der Darwin'schen Theorie für die ihrer Obhut anvertrauten leidenden Mitmenschen grossen und bleibenden Nutzen ziehen.

Literatur:

Hans Virchow, Würzburger Verhandlungen 1883: 1. Ueber Gehen und Stehen. 2. Bewegungen Schlafender. 3. Photographien des Beinkünstlers Unthan. Anthropologische Gesellschaft zu Berlin. 4. 1884, Vorstellung des Beinkünstlers Unthan. 5. 27. Februar 1886, Vorstellung des Schlangenmenschen. 6. 14. Februar 1891, Die Handstandskünstlerin Eugenie Petrescu. 7. Vorstellung des Degenschluckers.

Jul. Wolff, Das Gesetz der Transformation der Knochen.

Willard (Philadelphia), Internat. Congress zu Berlin 1890.

Th. Gluck, Ueber Exstirpation von Organen. Langenbeck's Archiv Bd. XXVIII Heft III. —

Hr. Joachimsthal: Im Anschluss an die Demonstration des Hrn. Prof. Gluck wollte ich mir gestatten, Ihnen einen kleinen Patienten vorzuführen, dessen Gang ebenfalls ein vortreffliches Beispiel der wunderbaren Anpassungsfähigkeit der Natur bei pathologischen Zuständen darstellt. Ich zeige Ihnen vorher die Abbildung eines Kranken des Hrn. Dr. Willard aus Philadelphia, über den dieser seiner Zeit dem 10. internationalen medicinischen Congress Bericht erstattet hat. Auch hier hatte es der Patient, der einen schweren Lähmungszustand der unteren Extremitäten

darbot, in ähnlicher Weise, wie derjenige des Hrn. Gluck, erlernt, recht behende nach Art der Quadrupeden auf allen Vieren einherzugehen, wie dies die Momentaufnahmen des Ganges in vorzüglicher Weise zeigen.

Der Knabe, den ich hier vorführe, entstammt dem Material der Königl. Universitäts-Poliklinik für orthopädische Chirurgie und wurde mir von Hrn. Prof. Wolff gütigst überlassen. Er ist 6 Jahre alt und hat im Alter von 6 Monaten jene Erkrankung durchgemacht, die am häufigsten im Kindesalter zu Lähmungszuständen Veranlassung giebt, die spinale Kinderlähmung. Seit dieser Zeit ist er an seinen unteren Gliedmaassen vollkommen paralytisch, derart, dass diese ohne jede Spur von Eigenbewegung schlaff an dem Oberkörper herabhängen. Wie dies bei derartigen Patienten, wenn sie dauernd zusammengekauert im Bette liegen, zuweilen vorkommt, haben sich permanente Beugestellungen in dem rechten Knie- und den beiden Hüftgelenken entwickelt. An der Möglichkeit der vollkommenen Streckung fehlen an der linken Hüfte 45°, an der rechten 30°, an dem rechten Knie 20°. Dabei bilden beide Unterschenkel mit den Oberschenkeln beträchtliche, nach aussen offene Winkel.

Trotz seiner ausgedehnten Lähmung ist der Kranke im Stande, recht geschickt sich vorwärts zu bewegen, und zwar ausschliesslich unter Benutzung der überaus kräftigen Arm- und Schultermuskulatur. Der Gang ist in der Weise möglich, dass der Knabe bei etwas nach vorn geneigter Wirbelsäule beide Oberschenkel stark flectirt und adducirt an den Leib anlegt, alsdann das linke Knie hinter und unter das rechte stemmt, und nachdem er sich so ein festes Stativ für den Rumpf geschaffen hat, dieses in der Weise fortbewegt, dass er mit den beiden Händen die Füsse von oben her umgreift und abwechselnd nach vorn hebt. Es handelt sich also um eine Art von Stelzengang, wobei jedoch die Stelzen

Figur 1.

nicht ausserhalb des Körpers liegen, sondern durch die gelähmten Beine selbst ersetzt werden. Unterstützt wird dieser Gang durch die erwähnte beiderseitige Auswärtsstellung des Unterschenkels, wodurch die Füsse in eine genügende seitliche Entfernung von der Mittellinie zu stehen kommen. Ebenso, wie Hrn. Gluck's

Patient, vermag auch dieser Kleine sich auf den Händen fortzubewegen, wobei er mittelst seiner Rückenmuskulatur das Becken in die Höhe zieht und damit seine frei herabhängenden Füsse vom Boden abhebt.

Figur 2.

Auch anderweitige Leistungen ist der Kranke mit Hülfe der ihm erhaltenen functionsfähigen Muskulatur auszuführen in der Lage. Fordert man ihn z. B. auf, vom Fussboden aus sich auf einen Stuhl zu setzen, so vollführt er dieses in der Weise, dass er mit seinen Händen die Stuhlkante ergreift, den Rumpf in die Höhe zieht, um ihm alsdann einen Schwung nach rückwärts zu verleihen, wodurch der Körper in die gehörige Sitzstellung gelangt.

In Bezug auf die theoretischen Erwägungen, die ich an diesen Fall knüpfen wollte, kann ich mich nach den Auseinandersetzungen des Hrn. Gluck kurz fassen. Ich will nur hervorheben, dass Fälle, wie die jetzt vorgestellten, zu den Raritäten gehören — so viel ich weiss, sind es nach dem Willard'schen die ersten und einzigen ihrer Art — und dass dieselben um so wunderbarer erscheinen, wenn man sie mit dem sonstigen Verhalten derartiger Gelähmten vergleicht, die ohne jede Möglichkeit, sich selbst zu helfen, vollkommen auf die Unterstützung ihrer Mitmenschen angewiesen sind. Ist das, was hier die Natur erreicht hat, auch einem Zusammentreffen verschiedener Glücksumstände und nicht zum Mindesten einer besonderen Intelligenz des Kranken selbst zu verdanken, so geben uns diese Beobachtungen doch die Mahnung, bei ähnlichen Patienten zu versuchen, ob sich nicht durch Uebung Gleiches erreichen lässt und so das Loos der armen Unglücklichen wenigstens etwas erleichtert werden kann.

Die Behandlung unseres Knaben wird in der Beseitigung der Contracturen durch Durchschneidung der verkürzten Muskeln, sowie in der Anwendung von Schienenhülsenapparaten zu bestehen haben, um ihm auch in aufrechter Stellung eine Fortbewegung zu ermöglichen. Doch wird die Behandlung möglichst so einzurichten sein, dass die Fähigkeit, in der vorgeführten Weise einherzugehen, erhalten bleibt, damit der Knabe auch ohne Apparat für den Fall eines plötzlichen Unglücksfalles im Stande bleibt, sich selbständig fortzubewegen. —

(35) Hr. Maass führt die

sogenannte Affendame Krao

vor. Dieselbe ist jetzt 17 Jahre alt und vollständig zur jungen Dame entwickelt. Das Costüm, welches sie bei der Vorstellung trägt, erlaubt, ihre blossen Arme bis zu den Schultern und ihre sehr fleischigen Ober- und Unterschenkel zu sehen, welche dicht mit langen schwarzen Haaren bewachsen sind. Wie bei allen Fällen von Hypertrichosis universalis ist auch ihr Gesicht vollständig behaart, so dass die Kopfhaare über die Stirn bis zu den Augenbrauen herabreichen, und dass auch

lie Wangen, sowie Kinn und Oberlippe, mit Haaren bedeckt sind. Auch die Seiten-
ächen der Nase tragen kurze Haare und ebenso sind auf dem Nasenrücken ver-
inzelte kurze Haare sichtbar. Es fehlt somit die sonst bei Haarmenschen so
harakteristische Nasenlocke, wie sie bei Affenpinschern sich findet. Aus der
brigen Gesichtsbehaarung heben sich durch Länge und Dichtigkeit die Augen-
rauen, der Schnurrbart, das Haarkleid der Masseteren-Region und der unteren
Kinnpartie hervor. Auch die Vorderfläche der Ohrmuschel ist mit kurzen Haaren
esetzt. Der vom Kleide nicht verhüllte oberste Theil der Brust ist von Haaren
rei; über eine sonstige Rumpfbehaarung lässt sich nichts angeben, da von einer
ahin gehenden Untersuchung Abstand genommen worden ist. Sie hat dichtes
chwarzes Haupthaar, welches bis zu den Kniekehlen herabfällt.

Sie ist immer noch, wie vor 6 Jahren, im Stande, ihre sämmtlichen Finger,
nd, wie sie selbst angiebt, auch ihre Zehen, vollständig bis auf den Hand-,
ezw. Fussrücken passiv überzubeugen, als wenn sie gar keine Knochen und
egelrechten Gelenke in denselben hätte. Sie spricht deutsch, englisch und an-
eblich auch französisch und italienisch, da sie sich fortwährend mit ihrer Gesell-
chafterin, einer Engländerin, auf Reisen befindet. Sie hat noch ganz ihr sittsames
nd freundliches Wesen, welches Hr. R. Virchow schon in der Sitzung vom
9. November 1887 (Verh. S. 651) an ihr lobte, als sie sich, damals 11 Jahre alt,
um zweiten Male in Berlin zeigte.

Im Uebrigen kann nur darauf hingewiesen werden, was Hr. R. Virchow
rüher (Verhandl. 1884 S. 111) mittheilte, und was hier kurz wiederholt werden
oll: Krao ist, nach Mittheilungen des Herzogs Johann Albrecht von Meklen-
urg und des Hrn. A. Bastian (Verh. 1885 S. 243), in Bangkok von siamesischen
Eltern geboren, welche 1885 noch am Leben waren und keine Spur von abnormer
Behaarung zeigten. Hr. Farini, ihr jetzt in London lebender Adoptivvater, hat
ber sie die haarsträubendsten Legenden verbreitet, um durch Ausstellung dieses,
ls missing link, als Affendame oder als Uebergang vom Affen zum Menschen aus-
egebenen Wesens ein einträglicheres Geschäft zu machen. —

Hr. Bartels überreicht neue photographische Aufnahmen der Krao, welche er
urch Hrn. C. Günther (Behrenstr. 24) hat fertigen lassen. Das in der letzten
Sitzung übergebene Bild gab, wie alle zur Zeit käuflichen, die interessanten Einzel-
eiten der abnormen Behaarung nicht wieder. Diese sind auf den nun vorgelegten
ufnahmen deutlich zu erkennen. —

(36) Eingegangene und erworbene Schriften und Geschenke:

1. Hirth, F., Ueber hinterindische Bronze-Trommeln. Leide 1890. (Sep.-Abdr. T'oung pao.) Gesch. d. Hrn. Dr. Jagor.
2. Museum, Naturhistorisches, der Stadt Bern 1880—85 und 1886—90. Bern 1886 u. 1892. (Sep.-Abdr. a. d. Verwaltungsb. d. Bürger. d. St. Bern.)
3. v. Fellenberg, E., Ueber den Flussspath von Oltschenalp und dessen technische Verwerthung. Bern 1891. (Sep.-Abdr. a. d. Mitth. d. Naturf. Ges. in Bern.)
4. Derselbe, Granit und Gneiss in den Berner Alpen. Bern 1887. (Sep.-Abdr. a. d. Mitth. d. Bern. Nat. Ges.)
5. Derselbe, Kritisches Verzeichniss der Gesammt-Literatur über die Berner Alpen. Bern 1890. (Sep.-Abdr. d. Itinerariums f. d. Excursionsgebiet.)
6. Derselbe, Ueber ein neues Nephritoïd aus dem Bergell (Cant. Graubünden). Bern, o. J. (Sep.-Abdr. a. d. Mitth. d. Naturf. Ges. in Bern.)

7. v. Fellenberg, E., und C. Mösch, Beiträge zur geologischen Karte d Schweiz. — 21. Liefer. mit Atlas. Bern 1893.
8. Rollier, L., Bericht über die paläontologischen Sammlungen des Naturhis Museums in Bern. Bern 1892. (Sep.-Abdr. a. d. Mitth. d. Naturf. Ges. i Bern.)
   Nr. 3—8. Gesch. d. Hrn. Edmund v. Fellenberg.
9. Katalog des Prussia-Museums zu Königsberg i. Pr. Theil I. Königsberg 189 Gesch. d. Prussia-Museums.
10. Bastian, A., Controversen in der Ethnologie I. Berlin 1893. Gesch. d. Ver
11. Schweinfurth, G., Kopten-Album von Assiut, 1893. Gesch. d. Hrn. Schwein furth.
12. Kaindl, R. F., Die Huzulen. Wien 1894. Gesch. d. Hrn. A. Hölder.
13. Müller, F. W. K., Beschreibung einer von G. Meissner zusammengestellte Batak-Sammlung. Berlin 1893. (Veröffentlich. a. d. K. Mus. f. Völke kunde). Gesch. d. Verlagsbuchh. W. Spemann.
14. Derselbe, Referat über Wershoven's Lehrbuch der siamesischen Sprach und über Seidel's Grammatik der malayischen Sprache. o. O. 189 (Sep.-Abdr. Deutsch. Litteraturztg.). Gesch. d. Verf.
15. Kemble, J. M., Horae ferales. London 1863.
16. Waitz, Th., Anthropologie der Naturvölker Bd. VI. Leipzig 1872.
17. Wankel, H., Die Slouper Höhle und ihre Vorzeit. Wien 1868. (Sep.-Abd Denkschr. d. m.-n. Kl. d. Akad. d. W.)
18. Dorow, W., Opferstätten und Grabhügel der Germanen und Römer am Rhei Wiesbaden 1826.
    Nr. 15—18 angekauft.
19. Burgess, Jas., Notes on Hindu Astronomy. Hertford 1893. (Sep.-Abdr. J. c the R. Asiatic Soc.). Gesch. d. Verf.
20. Schaaffhausen, Die XXIII. allgem. Versamml. d. deutsch. anthrop. Ge i. Ulm a. D. v. 1. bis 3. Aug. 1892. Dresden 1893. (Sep.-Abdr. Leo poldina).
21. Hüffer, H., Nekrolog auf Hermann Schaaffhausen. Bonn 1893. (Sep.-Abd Korrespondenzbl. d. Naturh. V.).
    Nr. 20 u. 21 Gesch. d. Hrn. Lissauer.
22. Pauli, C., Corpus inscriptionum Etruscarum. Lipsiae 1893. (Prospectus Gesch. d. Verl.-Buchh. J. A. Barth.
23. Sergi, G., Le varietà umane. Torino 1893. (Estr. Atti d. Soc. Rom. c Ant.). Gesch. d. Verf.
24. Grünwedel, A., Sinhalesische Masken. Leiden 1893. (Sep.-Abdr. a. In A. f. Ethnogr.). Gesch. d. Verf.
25. v. Török, A., Neuere Beiträge zur Reform der Kraniologie I u. II. o. O. 189 (Sep.-Abdr. d. Int. Monatsschrift f. Anat. u. Phys.). Gesch. d. Verf.
26. Taw Sein-Ko, Notes on an archaeological tour through Ramannadesa Bombay 1893. (Rep. f. the Int. Antiq.). Gesch. d. Verf.
27. Joest, W., Allerlei Spielzeug. Leiden 1893. (Sep.-Abdr. a. d. Int. A. Ethnogr.). Gesch. d. Verf.
28. Bahnson, K., Etnografien, 8de Levering. Kjøbenhavn 1893. Gesch. d. Ver
29. Castelfranco, P., Tre sepolture di Fontanella di Casalromano. Parma 189 (Estr. Bull. d. paletn. italiana). Gesch. d. Verf.
30. Forrer, R., u. G. A. Müller, Die Hügelgräber von Oberrimsingen. Strass burg i. E. 1893.

31. Forrer, R., Römische und Byzantinische Seiden-Textilien aus dem Gräberfelde von Achmim-Panopolis. Strassburg i. E. 1891.
32. Derselbe, Die frühchristlichen Alterthümer aus dem Gräberfelde von Achmim-Panopolis. Strassburg i. E. 1893.
    Nr. 30—32 Gesch. d. Verf.
33. Chantre, E., Études paléoethnologiques dans le Nord du Dauphiné et les environs de Lyon. Paris et Lyon 1867. 4°.
34. Derselbe, Nouvelles études paléoethnologiques. Paris et Lyon 1868. 4°.
35. Desor, E. et L. Favre, Le bel age du bronze lacustre en Suisse. Paris et Neuchatel 1874.
36. Ecker, A., Crania Germaniae meridionalis occidentalis. Freiburg i. B. 1865. 4°.
37. Engel, J., Untersuchungen über Schädelformen. Prag, 1851.
38. Engelhardt, C., Kragehul Mosefund. Kjøbenhavn 1867. 4°.
39. Derselbe, Nydam Mosefund. Kjöbenhavn 1865. 4°.
40. Friederich, A., Beiträge zur Alterthumskunde der Grafschaft Wernigerode. II. Wernigerode 1868. 4°.
41. Derselbe, Crania Germanica Hartagowensia. Wernigerode 1865. 4°.
42. Gozzadini, G. Conte, Di un' antica necropoli a Marzabotto. Bologna 1865.
43. Derselbe, Di un antico sepolcro a Cerctolo nel Bolognese. Modena, 1879.
44. Kruse, F., Necrolivonica. Leipzig 1859. Fol.
45. Madsen, A. P., Afbildninger af Danske Oldsager I u. II. Kjøbenhavn 1868 u. 1872. Fol.
46. Montelius, O., Sveriges Forntid. Stockholm 1874.
47. Retzius, A., Ethnologische Schriften. Stockholm 1864. 4°.
48. Rütimeyer, L., u. W. His, Crania Helvetica. Basel u. Genf 1864. 4°.
49. de Ring, M., Tombes Celtiques de l'Alsace. Strassburg 1865. Fol.
50. Squier, E. G., u. E. H. Davis, Ancient monuments of the Mississippi valley. Washington 1848. 4°.
51. Spano, G., Memoria sopra i Nuraghi di Sardegna. Cagliari 1867.
52. Taylor, M., Descriptions of cairns in the Dekhan. Dublin 1865. 4°.
53. Zannoni, A., Sugli scavi della Certosa. Bologna 1871.
    Nr. 33—53 angekauft.
54. Gatschet, A. S., Some mythic stories of the Yuchi Indians. o. O. 1893. (Sep.-Abdr. Amer. Anthrop.)
55. Derselbe, Report of an Indian visit to Jack Wolson, the Payute Messiah. Medicine arrows of the Oregon Indians. o. O. u. J. (Sep.-Abdr. Jour. of Amer. Folk-Lore.)
56. Derselbe, Bibliographic notes. o. O. 1893. (Sep.-Abdr. Amer. Antiq.)
57. Derselbe, The Indian tribes settled in the Cherokee nation. Vinita, Ind. Ter. 1893. (Sep.-Abdr. Ind. Chieftain.)
    Nr. 54—57 Gesch. d. Verf.
58. Census Bulletin. Nr. 159, 161, 162, 164, 178, 179, 198. Washington 1892. Gesch. d. Smiths. Inst.
59. Larsson, H., Kants transscendentala deduktion af kategorierna. I. Lund 1893.
60. Ekdahl, A. J., Om rättsmedicinska undersökningar rörande sinnesbeskaffenheten hos för brott tilltalade personer. Lund 1893.
61. Paasonen, H., Mordvinische Lautlehre. Helsingfors 1893. (Sep.-Abdr. a. d. Mém. de la Soc. Finno-Ougrienne.)
62. Zetterberg, F., Bjärköarättens ljud-och böjningslära. Upsala 1893.

63. Fehr, E., Studia in oracula Sibyllina. Upsaliae 1893.
64. Inbjudningsskrifter till trehundraårsminnet af Upsala möte. Upsala 1893 Nr. 59—64 Gesch. d. Kgl. U.-Bibliothek zu Upsala.
65. von Schrenck, L., Reisen und Forschungen im Amur-Lande. Anhang zum III. Bd., I. Lief. St. Petersburg 1892. Gesch. d. Verf.
66. Cincinnati Mus. Association, 12. annual report. Cincinnati 1892. Gesch. d Gesellschaft.
67. Buschan, G., Botanique préhistorique. Paris 1893. (Sep.-Abdr. Soc. d'anthr.)
68. Derselbe, Referate aus der Französischen Literatur. Braunschweig 1893. (Sep.-Abdr. Archiv f. Anthropol.).
    Nr. 67 u. 68 Gesch. d. Verf.
69. Verhandlungen der 10. allgem. Conferenz der int. Erdmessung nebst Annexe A. I. Berlin 1893. Gesch. d. Hrn. Rud. Virchow.
70. Hultzsch, E., South-Indian inscriptions vol. II., Part II. Madras 1892. Gesch. d. Verf.
71. Poutjatine, P., Vestiges du premier âge du fer à Bologojé. Bruxelles 1893. (Extr. Annal. d. l. Soc. d'Arch.) Gesch. d. Verf.
72. Moschen, L., La statura dei Trentini. Torino 1893. (Estr. Atti d. Soc Rom. d. Antropol.)
73. Derselbe, Quattro decadi di crani moderni della Sicilia. Padova 1893. (Estr Atti d. Soc. Ven.-Trent. d. Scienze Naturali).
    Nr. 72 u. 73 Gesch. d. Verf.
74. Brazier, J., Catalogue of the marine shells of Australia and Tasmania Part II. Sydney 1892. Gesch. d. Austr. Museum.
75. Brinton, D. G., The native Calendar. Philadelphia 1893.
76. Derselbe, Current notes on Anthropology. Nr. XXXIV. New-York 1893 (Science).
    Nr. 75 u. 76 Gesch. d. Verf.
77. 51 Brochüren anthropologischen Inhalts. Gesch. d. Hrn. Jagor.
78. Grünwedel, A., Buddhistische Kunst in Indien. Berlin 1893. Gesch. d. Hrn M. Bartels.
79. Krause, E., Das Spielzeug unserer Vorzeit. Berlin 1893. (Bazar). Gesch d. Verf.
80. Mies, J., Ueber das Gewicht des Rückenmarkes. Coblenz 1893. (Sep.-Abdr Centralbl. f. Nervenheilk. u. Psychiatrie). Gesch. d. Verf.
81. Nehring, A., Ueber die Gleichzeitigkeit des Menschen mit Hyaena spelaea Wien 1893. (Sep.-Abdr. Mitth. d. Anthrop. Ges.). Gesch. d. Verf.
82. Schlegel, G., Problèmes géographiques. Les peuples étrangers chez les historiens Chinois IX—XII. Leide 1893. (Extr. du T'oung-pao). Gesch. d. Verf.
83. von den Steinen, K., Unter den Naturvölkern Zentral-Brasilien's. Berlin 1894. Gesch. d. Verf.
84. Vilanova, J. y F. M. Tubino. Viaje cientifico á Dinamarca y Suecia. Madrid 1871. Gesch. d. Hrn. Jagor.
85. Oldenburg, S., Die kaschgarische Handschrift N. F. Petrowski's. St. Petersburg 1892. (Sep.-Abdr. K. Russ. Arch. Gesellsch., orient. Abth.). Gesch. d. Verf.

Chronologisches Inhaltsverzeichniss

der

Verhandlungen der Berliner Gesellschaft ür Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. 1893.

Autoren-Verzeichniss.

Sach-Register.

A.

B.

C.

G.

H.

I.

J.

K.

N.

O.

P.

S.

T.

U.

V.

W.

X.

Y.

Z.

Eduard Krause.

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Schönebergerstr. 17a.

Taf. II.

Uebersichtskarte der Elbarme

zwischen Burg und Havelberg.

Diluviale Hochfläche. — [M]eist Unt. Diluvium.

Höhere Thalsohle. — Meist Thalsand.

Niedere Thalsohle der Elbläufe. — Meist Schlick.

Rückstaubecken u. Nebenarme der Elbhochwasser. — Meist anschlickige humose Bildungen

Niedere Thalsohle ausserhalb d. Elbgebiets — Meist humos Bildungen

Graeber mit neolithischen Thongefaessen.

T Megalithische Graeber

Maafsstab = 1 : 400 000.

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 20 30 Kil.

1. N
35.
5.
36.
91.
98.
107.
37.
66.
7.
17.
67
70
57.
121.
58.
77.
59
15.

Zeichen
Nordrichtung.
Richtung der Photographie.

86.

154.

94.

96.

157.

160.

158.

109.

111

112.

161.

167.

168.

169.

133.

174.

175

137.

Ebendorf.

0.

1. 5. 17.

15. 35. 36. 57. 58. 59.

67. 70. 77. 86.

91. 94. 96. 98. 107. 108.

109. 111. 112.

114. 121. 130. 131. 132. 133.

137. 167. 169. 168. 158.

37. Reconstruction 178.

Nach Photographien gez. von M. Tilke.

GAILLARD. PH.

Maassstab 1:400.

17.

5.

130.

94.

86.

57.

131.

70.

Übersichtskarte über die Gruppirung der Steinkammergräber der Altmark.

Maassstab 1: 200000.

Zeichenerklärung

- ~~2~~ Durchstrichene Nummern bezeichnen nicht mehr vorhandene Gräber.
- 15 (zweimal unterstrichen) Zweimal unterstrichen heisst: gut erhalten.
- 1 (einmal unterstrichen) Einmal " " : weniger gut erhalten.
- 57 Zahl ohne Strich: Grab nur in Resten erhalten.

Arend See
Salzwedel
Seehausen
Havel Fl.
Osterburg
Bismark
Kalbe
Klotze
Stendal
Arneburg
Tangermünde
Der Dromling

35-42α

1000 c

1000 d

1000 e

1000 f.

1000 h

1000 g

1000 b

1000 a

FOLD OUT

Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3.

Fig. 4.

Lith. Anst. v. C. L. Keller, Berlin S.